

Gott will es!

••
Katholische Zeitschrift

für die

Antisklaverei-Bewegung deutscher Bunde

zugleich

Afrika-Missions-Blätter.

Organ des

Afrika-Vereins deutscher Katholiken.

•———— 4. Jahrgang. ————•

1892.



M. Gladbach,

Druck und Verlag von A. Biffarth.

Zs 1606

Stadt- u. Univ.-Bibl.
Frankfurt/Main

481570 M

Inhalts-Verzeichnis.

I. Kundgebungen des Afrika-Ver- eins deutscher Katholiken.

	Seite
Quittungen des Verwaltungsaus- schusses über eingegangene Gaben Seiten 17, 61, 149, 217, 284, 350, 409, 474, 571, 686.	
Bericht über die 6. Sitzung des Zentralvorstandes	97
Bericht über die 7. Sitzung des Zentralvorstandes	642

II. Berichte aus den Missionen.

	Seite
Brief aus Dar-es-Salaam	2
" " Zanzibar	8
" " Keibi	10
Blutiges von den Südsee-Inseln	52
Todesnachricht der Oberin von Dar- es-Salaam	119
Briefe aus Kamerun	108, 110
Brief aus Rhonda	136
Tagebuch der Station Ribanga	166
Gute Nachrichten vom Tanganjika- See	168
Brief aus Zanzibar	172
" " Karema	174
" " "	204
" " Zanzibar	289
" " Kamoga	243
" " Kamerun	244
" " Boeoma	245
" " Kajozi	264
" " Uganda	269
Schlimme Nachrichten	276
Brief aus Kamerun	202
" " Bagamoho	308
" " Guilla	309
In Ubanghi	332
Brief aus Zanzibar	341, 343
Aus Uganda	365
Vom Kilima-Ndscharo	393
Die Ereignisse in Uganda	395
Brief aus Zanzibar	397
" " Boeoma	399
" " Quilimane	404
" " Kamerun	431

	Seite
Brief aus Labora	437
Die neuesten Nachrichten aus Uganda	448
Aus Dahomey Ermordung von Missionaren	448
Brief aus Mozambik	454
Über die Vorgänge in Uganda	459
Vom Kilima-Ndscharo (v. Bülow's Niederlage)	484
Aus Uganda, Brief Msgr. Livinhacs	492
Brief aus Kilima	510
Altenstücke über Uganda	516, 584
Brief aus Zumbo	533
" " Zanzibar	562
Die jetzige Lage der Katholiken in Uganda	563
Bericht des Kapitäns Jacques	566
Aus dem Kongostaate	602
Brief aus Kamerun	620
" " Rhonda	623
Aus Uganda	654
Aus Deutsch-Ostafrika	664
Brief aus Guilla	666
Aus Uganda	696
Brief aus Zanzibar	717
Todesnachricht von Kardinal La- vigerie	737
Brief aus Zanzibar	743
" " Bukumbi	745
Zum Anlauf von Sklaventündern	757
Von der St. Benediktus-Missions- Genossenschaft	758

III. Belehrendes und Unter- haltendes.

	Seite
Gott zum Gruß im Neuen Jahr	1
Aus dem Leben einer Missions- schwester	11
Bagamohos nächste Umgebung und die kath. Mission	33
Die kath. Missionen Afrikas (Fortf. aus Jahrg. 91) Seiten 42, 65, 129	33
Vom Filialkloster der St. Benedik- tus- u. i. s. s. zu Tutzing	47
Aus dem Reiche des Mahdi	51
Vom Nyassa-See	56
Sklavenjagden u. Sklavenhandel	67, 132

	Seite
Näheres über den Tod des Hauptmanns Baron v. Gravenreuth . . .	71
Das Negerkönigreich Dahome 75, 119, 143, 179, 211.	
Afrikanische Wettermacher . . .	122
Dem Andenken Gravenreuths . . .	138
Die Epiphanienseier der Pallottiner . . .	162
Die Entvölkerung Inner-Afrikas . . .	164
Aus der Missionsanstalt Marienthal . . .	168
Über den Tod des P. Schynse . . .	171
Tod des Hauptmanns Kreuzler . . .	175
Die Sklaverei im Altertume . . .	193, 216
Ein rheinischer Apostel . . .	199, 234
Vom Tanganjika-See . . .	230
Immer vorwärts . . .	249
Ein Wort in eigener Sache . . .	257
Die Erfüllung der Verheißungen Noahs . . .	259, 290
Über die Mission am Ober-Zambesi . . .	277
Neue Gründungen des Kardinals Lavigerie . . .	279
Das Vogelleben von Kamerun . . .	281
Wie man in Afrika reist . . .	294
Bräuche bei häuslichen Festen und Sterbefällen in Marokko . . .	312
Eine hoch erfreuliche Nachricht . . .	316
Die Religion der Neger Seiten 321, 353, 385, 449, 481, 514, 552, 609, 650, 674	
Brüder, kommet nach Afrika . . .	325, 389
Was uns vor allem not thut . . .	330
Ein Besuch im deutschen Missionshause von Masio . . .	344
Das Mahdi-Reich und die Negerstämme . . .	356
Eine neue Missionsanstalt für Afrika . . .	396
Gebet, so wir Euch gegeben werden für Afrika (Gedicht) . . .	417
Beim Ufiquastamm in Zanguebar . . .	419
Aus dem Tagebuch des Grafen von Schweinitz . . .	420
Die neue apostol. Präfektur des Togolandes . . .	427
Wilmanns Ausbruch nach den Seen . . .	452
Das apostolische Bistum Togo . . .	461
Belgische Antisklaverei-Expeditionen . . .	496
Bei den Wadschagga am Kilima-Ndscharo . . .	499
An Herrn Dr. theol. Warned . . .	505
Die 39. General-Versammlung der Katholiken Deutschlands . . .	546
Der Neger unter dem Islam . . .	548, 580
Herr Prediger Dr. Warned . . .	557
Zu ernstem Nachdenken . . .	577
Für Bekämpfung des Sklavenhandels . . .	612
Streifzüge in Kamerun . . .	623
Die Sklaverei in Kamerun . . .	677

	Seite
Das afrik. Missionshaus in Limburg a. d. Lahn . . .	683
Ein Afrikaner über unsere Kulturarbeit in Ostafrika . . .	684, 724
Zum hl. Weihnachtsfeste . . .	705
Rede des hochw. Herrn Bischofs von Limburg . . .	706
Das Mutterhaus unserer Togo-Missionare . . .	709
Afrikanische Häuptlinge . . .	740
Aus dem Sudan . . .	746
Bekehrung Idigos, des Häuptlings der Aguleri (Westafrika) . . .	751

IV. Mitteilungen aus dem Vereinsleben.

Verichte über Versammlungen S. 28, 143, 407, 433, 473, 537, 669.
--

V. Mannigfaltiges.

Kleine Mitteilungen S. 17, 89, 125, 154, 188, 219, 251, 286, 316, 351, 381, 410, 444, 475, 507, 538, 571, 607, 630, 671, 700, 735, 765.

VI. Fromme Missions-Gesellschaft. S. 21, 58, 191.

VII. Quittungen von den Diözesanvereinen.

Diözesanverein Münster S. 61, 319, 444.
Diözesanverein Baderborn S. 61, 128, 218, 255, 319, 384, 443, 509, 575, 700, 762.

VIII. Quittungen der Redaktion und Expedition.

S. 28, 29, 92, 93, 158, 159, 221, 287, 316, 351, 384, 416, 447, 479, 509, 575, 640, 703, 736, 762.
--

IX. Illustrationen.

	Seite
Die Mission von Tynaia . . .	6
Vor der Mahizeit . . .	24
Bilder aus der Mission von Quilla . . .	48 u. 49
Deutsches Schutzgebiet in der Südsee, Kartenbeilage zu Heft 2.	
Strandbild am Viktoria-See . . .	80
Negerfrauen und Mädchen mit Vorbereitung des Mahles beschäftigt . . .	81
Schwarze Erst-Kommunikanten . . .	112
Spielende Neger . . .	113
Schwarze Ordensfrauen . . .	141
Pater Ohrwalder . . .	142

	Seite
Ansicht von Chartum . . .	144, 145
Missionsanstalt Marienthal . . .	176
Waffen und Geräte der Neger . . .	177
Menschenfresserhäuptling . . .	205
Das erste Haus der Herz-Jesu-Missionare in der Südsee . . .	214
Hauptmann Kreuzler . . .	240
Lebendig verbrannt . . .	273
Im Urwald auf den Südsee-Inseln . . .	296
Die P. P. Levesque und Girault mit ihren Böglingen . . .	313
Böglinge des Waisenhauses von Butumbi . . .	336
Nelkenplantagen auf Zanzibar . . .	337
Königin von Knupoto . . .	368
Häuptling der Wabehe-Neger . . .	369
Zurüstungen zum Festgelage . . .	400
Soldat der deutschen Schutztruppe . . .	432
Afrikanischer Badoche . . .	433
P. Horne und sein Pflegekind . . .	465

	Seite
Gefährliche Passage . . .	488
Speerangriff auf eine Truppe . . .	496
Schlafender Massaitrieger . . .	497
Sultan Mandara von Moschi . . .	504
Betschuanen-Neger . . .	528
Muanga, König von Uganda . . .	561
Kinder der Missionschule zu Bagamoyo . . .	593
Befreite Sklaven . . .	625
Inneres der kath. Kirche von Zanzibar . . .	656
Befreite Sklaven . . .	657
Albrecht von Bülow . . .	688
Die deutschen Kriegsschiffe im Hafen von Dar-es-Salaam . . .	689
Karl Frhr. v. Gravenreuth . . .	720
Das Grab Gravenreuths i. Kamerun . . .	721
Kardinal Lavigerie † . . .	752
Premierlieutenant von Belemsti . . .	753



Gott zum Gruß im neuen Jahre!

Diese Worte richten wir an alle unsere alten treuen Leser und hoffentlich an recht viele, die es werden wollen.

Ein neues Jahr hat begonnen und wir sind abermals auf dem Plage, um die Arbeiten der verflossenen weiterzuführen, so lange es Gott gefällt. Wir können aber nichts ohne unsere Freunde, und deshalb bitten wir auch diese, der guten Sache treu zu bleiben und die damit verbundenen kleinen Opfer nicht zu scheuen. Wie wir die Hände zu Gott erheben und beten am ersten wie am letzten Tage des Jahres: „Unser tägliches Brod gib uns heute“, so thum es auch die Missionare, so thum es auch unsere Schüllinge, die Bewohner der Missionshäuser; sie erwarten von Gott und von unserer Nächstenliebe das tägliche Brod, ja, nicht allein das, sie erwarten auch von uns die höchste Wohlthat, das Licht des Glaubens. Laßt sie nicht vergeblich bitten. In den letzten Tagen des verflossenen Jahres erhielten wir wiederum einen neuen Beweis, wie sehr unserm hl. Vater Leo XIII. die Christianisirung Afrika's am Herzen liegt. Ganz ohne sein Zuthun erhielt der Herausgeber dieser Hefte von Rom aus die hoch erfreuliche Mittheilung, daß Se. Heiligkeit der Papst dem Herausgeber des „Gott will es!“ in Anerkennung seiner Bestrebungen für die Ausbreitung der katholischen Kirche in Afrika wiederholt den apostolischen Segen spendete und damit zugleich einen vollkommenen Ablass für seine dereinstige Sterbestunde verbunden habe.

Wir sind für diese Gnade und Anerkennung aus dem Munde des Statthalters Christi überaus dankbar, um so mehr, als wir fühlen, wie wenig wir sie verdient haben; es wird unser Bestreben sein, uns derselben würdig zu machen.

Wir wollen bei dieser Gelegenheit aber daran erinnern, daß Se. Heiligkeit bereits vor drei Jahren jedem den apostolischen Segen spendete, der sich an dem edlen Kampfe gegen die Sklaverei beteiligen würde, und dazu gehören vor allem unsere Leser. Dieser apostolische Segen ist unzertrennlich mit unserer Zeitschrift verbunden, er ist ohne Zweifel die Grundlage ihres Bestandes.

Die Hauptthätigkeit unseres Afrika-Vereins liegt auf dem Gebiete der kath. Missionen, der hl. Vater selbst hat die kath. Missionen

als das mächtigste Mittel zur Wiedergeburt Afrikas bezeichnet. Mit großer Freude hat Se. Heiligkeit deshalb auch vernommen, daß in neuerer Zeit sehr viele eifrige Katholiken unseres Landes als Aggregirte der „Frommen Missionsgesellschaft“ beitreten, um auf diese Weise persönlichen Anteil zu nehmen an der Christianisirung Kameruns. Welche große Privilegien die Mitglieder dieser Gesellschaft genießen, haben wir in den letzten Hefen mitgeteilt; heute können wir hinzufügen, daß am Feste Epiphanie, dem Titularfeste der Kongregation, der hl. Vater in eigener Person eine große Anzahl Medaillen segnen und mit vollkommenem Ablass für die Sterbestunde ausstatten wird für jene frommen katholischen Männer und Frauen, welche als Beförderer oder Beförderinnen der Frommen Missionsgesellschaft sich auszeichnen.

Wir bitten nun unsere Leser, dem Herausgeber dieser Hefen recht reichlich Gelegenheit zu geben, diese Medaillen, welche für jeden Katholiken einen unschätzbaren Werth haben, recht bald bis zum letzten Stück verteilen zu können.

Aber nicht allein an Kamerun wollen wir denken, auch in Ostafrika haben wir wichtige Dinge zu thun, und nicht minder auf den Südeinseln. Die hochverdienten Patres vom hl. Geiste im Küstenlande, die unerschrockenen Pioniere Cardinal Lavigerie's, die Weissen Väter an den großen Seen, die eifrige Benedictus-Genossenschaft in Dar-es-Salam, die Patres vom hl. Herzen in Neupommern, sie alle haben ihre Blicke bittend nach Deutschland gerichtet; sie alle beten täglich für ihre Wohlthäter. Möge das Jahr 1892 für sie alle reiche Mittel, für die Spender tausendfältigen Segen bringen.

Afrikanische Post.

Dar-es-Salam, 25. Sept. 1891. *)

Unsere Mission hat nun wieder neue Lebenskraft bekommen durch eine kräftige Verstärkung aus dem lieben Mutterhause. P. Kaver kam am 30. Juli mit 2 Brüdern und 5 Schwestern hier an. Alle waren uns sehr erwünscht, namentlich der neue Priester; denn wir fühlten oft recht hart, wie nothwendig zur ausgiebigen und ununterbrochenen Missionsthätigkeit wenigstens 2 Priester seien. — Öfters hatten unsere Brüder und Schwestern und unsere kleine Christen-Gemeinde nicht einmal am Sonntage eine Messe, da ich krank oder in Missions-Angelegenheiten abwesend war.

Öft und immer wieder drängte es mich, zum Loskaufe von Sklavenkindern u. s. w. größere Missionsreisen zu unternehmen. Allein der Gedanke, die Katholiken in Dar-es-Salam ohne Priester zu lassen, und der Hinblick auf die vielen Arbeiten daselbst veran-

*) Der letzte Brief des sel. P. Mayer.

laßten mich, diese Reisen auf bessere Zeiten aufzuschieben. Nur einmal machte ich eine Ausnahme und begab mich zu diesem Zwecke nach Kilwa, wie ich Ihnen schon mittheilte, brachte auch 22 losgekaupte Kinder mit heim; allein zu meinem Schrecken erfuhr ich bei meiner Ankunft in Dar-es-Salam: Br. Baptist sei mittlerweile gestorben.

Nun kann ich wieder mit ruhigerem Herzen und mit Zuversicht hinaus, denn ich weiß, daß ein priesterlicher Mitbruder zu Hause für das geistige Wohl der Katholiken und Zöglinge wacht.

Das benützte ich nun schon zweimal. Einmal machte ich in Begleitung des Br. Fridolin eine kleine Reise nach dem 3 Tagereisen entfernten Mtamba, von dessen günstiger Lage, Fruchtbarkeit und zahlreichen Bevölkerung mir schon öfters von den Schwarzen erzählt worden war. Ich wollte mit eigenen Augen sehen, inwieweit diese Beschreibungen wahr seien und inwieweit diese Gegend der Missionierung zugänglich sei. Die Reise dahin, namentlich die Ruhestunden in größeren Ortschaften, benützte ich, den Schwarzen zu erklären, wer wir seien, was wir wollen, was der Zweck unseres Aufenthaltes in Afrika sei.

Darum wich überall rasch das anfängliche Mißtrauen, zumal da wir ohne Waffen und Soldaten mit nur 4 Trägern durchzogen. Auf der Hinreise kamen wir in eine Reihe von Dörfern, welche noch nie ein Weißer betreten hatte; Weiber und Kinder hatten größtentheils noch nie einen Europäer gesehen. Furchtsam flohen sie darum in das Gebüsch, als sie uns herankommen sahen. In mehreren Ortschaften machte sich aber eine größere Aufregung unter der Bevölkerung geltend, da kurze Zeit vorher die räuberischen Mafiti mordend und plündernd in nahe gelegene Dörfer gekommen waren; noch immer steckte Schrecken und Angst vor dieser Bevölkerung in den Schwarzen; sie waren noch immer zur raschen Flucht bereit.

Ungefähr 2 Tagereisen von der Küste entfernt wird die Gegend nach Südwesten hin recht schön und fruchtbar; die Bewohner entfalten auch einen verhältnismäßig großen Fleiß im Ackerbau. Große Reis-(Muhoyo-) und Mais-(Mtama-)Felder geben davon Zeugnis. Ich war nicht wenig darüber erstaunt, daß mehrere Dörfer durch breite, regelmäßige Wege verbunden waren. Diese nach hiesigen Begriffen sehr guten Straßen beweisen wiederum, daß unter entsprechender Leitung das Anlegen von guten Verkehrs-Straßen durchaus nicht unmöglich wäre.

In der Nähe des Dorfes Kuruti unweit Mtamba war gerade, als wir vorübergingen, der Häuptling mit der ganzen männlichen Bevölkerung des Dorfes mit Wegemachen beschäftigt. Und das geschah ganz ohne jeglichen Auftrag von Europäern, aus eigenem Antriebe der Schwarzen.

Die Bevölkerung von Mtamba ist sehr zahlreich und umfaßt in mehreren umliegenden Dörfern wenigstens 3—4000 Einwohner. Der wackere Häuptling Pengile geht seinen Untertanen mit gutem Beispiele in der Arbeit voran; die hübsch regelmäßig angelegten Dörfchen sind sehr reinlich und schon am frühen Morgen vor Sonnenaufgang beginnen die Leute in allen Straßen und Gassen zu segnen.

Mit großer Zuverlässigkeit und Freundlichkeit wurden wir aufgenommen und bewirtet; als Zeichen der Freude über die Ankunft von Europäern ordnete er Abends Neger-Musik mit Tanz an; da ich sah, daß keine berauschenden Getränke vorhanden seien, gestattete ich die Festlichkeit. Ein Polizeisoldat, ein Schwarzer von ungewöhnlich großer und kräftiger Statur, hielt Wache, um die Ordnung aufrecht zu halten. Ohne einen Tropfen berauschender Getränke zu haben, tanzten nun die Bewohner unter Trommel- und Flötenspiel auf übrigens ganz anständige Weise durch einen großen Theil der Nacht. Allein trotz des gewaltigen Lärmes schloß bald erquickender Schlaf unsere Augen in einem kleinen Raume der Negerhütte.

Bei jeder Gelegenheit rühmte sich der Häuptling im Laufe der folgenden Tage, daß er zur Ehre der Weißen sogar eine Festlichkeit veranstaltet habe. So oft neue Dorfschulzen herbeikamen, uns zu begrüßen, zählte er mit großem Selbstbewußtsein auf, wie er uns empfangen habe und wie er uns bewirte, etwa in folgender Weise:

„Ich grabe auf meinem Feld — kommt mein Kind und sagt: Weiße, Weiße kommen. Da bin ich gelaufen, habe meine Leute zusammengerufen: kommt, kommt, eilet, begrüßet die Weißen, begrüßet den großen Herrn. — Wie freue ich mich, den großen Herrn, den großen Lehrer bei uns zu haben. — Ich habe gerufen: Kinder, Leute, gehet eilends, bringet Speise dem großen Herrn; suchet Eier, bringet Hühner, Cocosnüsse, Bananen, Reis, bringet Speise, damit der große Herr essen könne.“

In dieser und ähnlicher Weise erzählte er wenigstens 20 mal im Laufe des Tages, was er uns gutes thue, natürlich um ein möglichst großes Geschenk zu bekommen. Stets erneuerte er die Bitte, wir möchten bei ihm bleiben und auch dort eine große Schule errichten, die Kinder unterrichten und den Kranken Medizin bereiten. Er führte uns auf einen nicht unbedeutenden Hügel mit herrlicher Aussicht über die ganze Umgegend; das hohe Plateau, die üppige Vegetation, ein bedeutender Bach mit genügendem Gefälle im Thale, die reiche Anzahl von Mangobäumen, die vielen umliegenden Dörfer und Weiler, und noch manche andere Vortheile würden einladen, eine Mission daselbst anzulegen. Ein Hauptvorteil wäre auch, daß Mtamba an dem Hauptwege von Dar-es-Salam nach dem Rufidschi liegt und ungefähr den Mittelpunkt dieser Straße bildet.

Die Religion daselbst ist ein Gemisch von mohammedanischen Gebräuchen und abgöttischer Verehrung der Geister. Letztere wiegt

aber vor. Fast bei jedem großen Baume in der Nähe der Dörfer oder an den Hauptplätzen derselben sieht man eine oder oft zwei und drei kleine Hütten, in welchen Eier oder Cocosnüsse, Reis oder Pombe als Speise der Geister gelegt werden, um dieselben zu versöhnen.

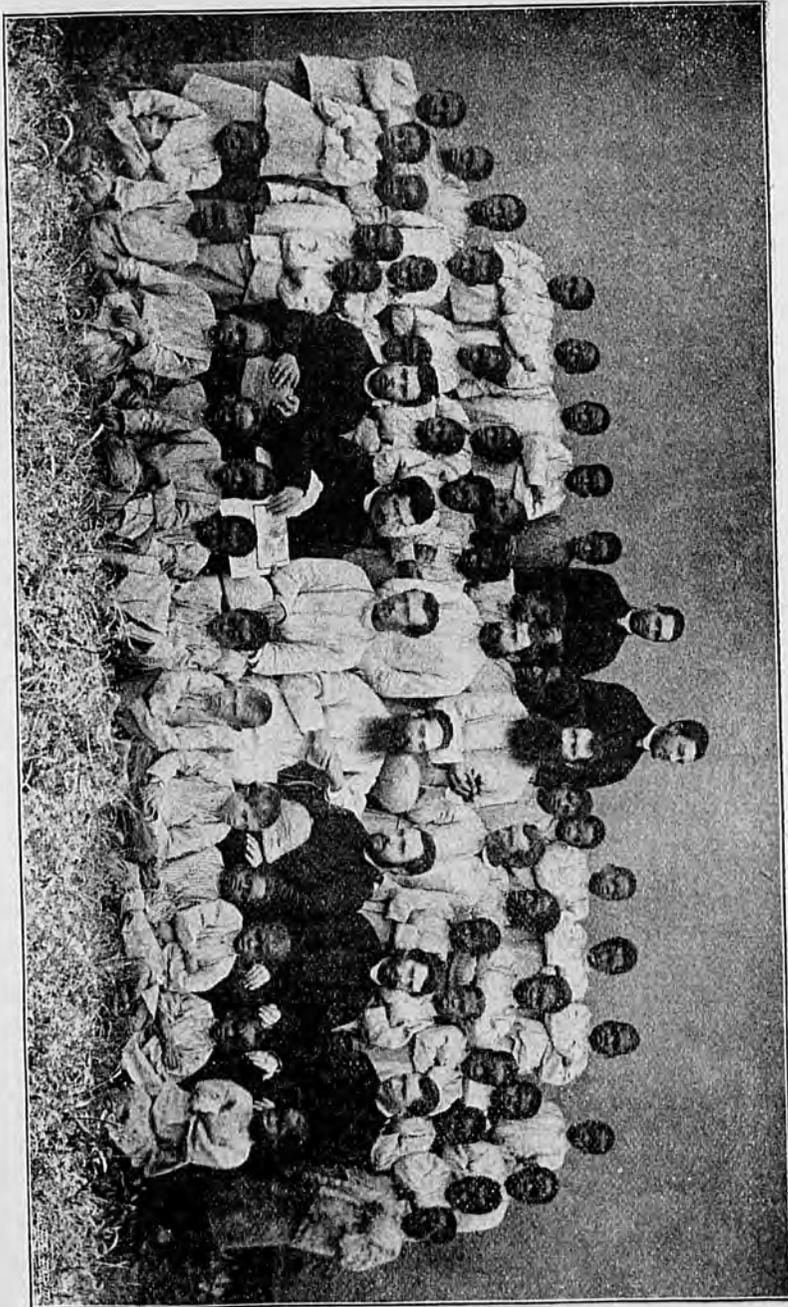
Unser neues Kinder-Haus war mittlerweile dem Ende nahe gekommen; das Mauerwerk stand so ziemlich fertig da, nur das Dach fehlte noch. Darum konnte ich wieder daran denken, eine neue Anzahl Kinder aufzunehmen.

Zu dem Ende reiste ich am 2. September in Begleitung zweier Schwarzen auf dem „Kanzler“ nach Lindi, um daselbst einige Kinder loszukaufen. Ich kam gerade zu einer günstigen Zeit daselbst an; denn vor wenigen Tagen war eine große Karawane aus dem Nao-Gebiete eingetroffen, und während meiner Anwesenheit daselbst langte eine zweite große Karawane mit viel Elfenbein und einer Anzahl Sklaven dort an. Anfänglich erregte das Erscheinen eines Europäers mitten im Lager der Karawane Mißtrauen und Furcht; alle sagten, wir haben keine Sklavensklinder; allein ich sah mit eigenen Augen Erwachsene und Kinder in einem recht elenden Zustande vor den Hütten sitzen, beaufsichtigt von einem Schwarzen. Nach mehrmaligem Veruche aber ging es leichter; stundenlang mußte ich mit dem Besitzer eines einzigen Kindes verhandeln, bis ich es um annehmbaren Preis haben konnte. Zum Loskaufe von Sklavensklindern muß man viel Zeit haben; übereilen läßt es sich bei der Langweiligkeit der Schwarzen und Araber nicht; denn diese Leute finden es ganz angenehm, einiger Rupien wegen den Fremden Tage lang hinzuhalten und mit ihm zu schachern.

Es widerstrebt dem menschlichen Gefühle, über den Preis eines Menschen zu handeln und zu markten, gleich als hätte man ein Stück Vieh vor sich. Allein, was will man thun, wenn kein anderer Ausweg ist, diesem unglücklichen Wesen zu helfen? Von dem Verhandeln um die Preise hängt es nun ab, ob man eine größere oder kleinere Anzahl loskaufen könne.

Nachdem ich 8 Kinder aus der Sklaverei befreit hatte, übergab ich die kleinen Zöglinge meinem verlässlichen Begleiter und ging mit unserem Alois nach Mikinchani. Daselbst gab es gerade zu dieser Zeit eine große Menge Leute aus dem Innern. Fünf große Karawanen hatten in den umliegenden Ebenen und Wäldern ihr Lager aufgeschlagen. Sie bildeten förmliche Städte, aus Gras gebaut; hunderte von Leuten wohnen in denselben, bis ihre Waaren an Elfenbein, Kautschuk und Sklaven verkauft oder gegen Stoffe eingetauscht sind. Das geht aber meistens langsam, so daß manchmal eine einzige Karawane drei und noch mehr Monate an der Küste bleibt.

Außerhalb Mikinchani war ein förmlicher Sklaven-Markt. Eine Menge von Arabern, Halb-Arabern und Schwarzen stellten sich abwechselnd oder gemeinjam ein, der eine um einige Erwachsene zu



Die Mission von Tynaita.

kaufen, ein anderer um eine Frau, einen Knaben, ein Mädchen zc. zu kaufen. — Einige wollten sich mir als Vermittler anbieten und die Kinder in meine Wohnung bringen. Der Zweck wäre offenbar nur der gewesen, die Sklaven bei den Karawanen zu kaufen und sie dann um einigen Gewinn an mich zu verkaufen. Ich zog es darum vor, nur einen einzigen verlässlichen Mann mitzunehmen, soweit ich konnte, selbst auf die Schamben zu gehen und dort mit den Führern der Karawane direkt zu verhandeln.

Nur eines that mir leid, daß ich nicht mehr Geld bei mir hatte, um noch mehreren die Freiheit erkaufen zu können. Mit 17 Kindern kehrte ich nach Lindi zurück, wo in der Folge die Gesamtzahl auf 34 anwuchs.

Am 15. September fuhr ich mit meiner Kinder-schaar auf dem Küstendampfer „Besuv“ nach Dar-es-Salam zurück. Leider hatte ich vor meiner Abreise aus Lindi noch das Unglück, 5 der Losgekauften zu verlieren. Ich wohnte nämlich in einem alten, baufälligen Indierhause, das nach rückwärts nicht verschließbar war und nur durch einen Zaun aus Mtana-Stengeln abgeschlossen wurde. Aus Furcht und von Vorurtheilen befangen, ergriffen einmal während der Nacht, als der schwarze Wächter eingeschlafen war, fünf die Flucht; trotz allen Suchens konnte ich sie selbst mit Hilfe der Polizei nicht mehr finden.

Mit den übrigen 29, 16 Knaben und 13 Mädchen, kam ich glücklich in Dar-es-Salam an und traf alle Brüder und Schwestern in bester Gesundheit.

Hoffentlich werden sich unsere sanitären Verhältnisse bald besser gestalten, da wir nun schon seit einiger Zeit die feuchten Barterre-Räume verlassen haben und im obern Stockwerke hinreichende und gesündere Wohnungen errichteten. Lange kehrte bei den meisten aus uns das Fieber regelmäßig nach zwei oder drei Wochen wieder. Man hielt sich schon für sehr gesund, wenn man einen vollen Monat von jeglichem Fieber verschont wurde. Wenn nur das schlimme gelbe Fieber nicht so häufig auftreten würde; denn dieser schlimme Feind hat schon drei unserer Missionäre im Laufe dieses Jahres in das Grab gebracht.

Jetzt aber akklimatisiren wir uns immer mehr und haben weniger zu leiden am Fieber.

Das neue Gouvernements-Gebäude, mitten in einem Palmengaine am Meeresufer gelegen, ist im Rohbau so ziemlich vollendet. Es ist wahrlich ein großes, prächtiges Gebäude, einfach, aber solid, gesund und geräumig. Die Arbeiten im Innern des Hauses, wie der Verputz zc., werden aber noch geraume Zeit in Anspruch nehmen. Drei einstöckige Gebäude für Dekonomie und Dienstpersonal stehen in der Nähe des Gouvernements-Gebäudes und werden schon seit ca. drei Monaten benutzt. Außerdem wird in Dar-es-Salam an einem großen Kommandantur-Gebäude gearbeitet, während mehrere Geschäfts-

leute dahier teils Ruinen ausbessern und verbessern oder neue Gebäude aufführen. So wird also allenthalben auf das lebhafteste gebaut, um der neuen Hauptstadt zu raschem Aufblühen zu verhelfen.

Eine Bierde der Stadt ist das unserer Mission benachbarte Haus der ostafrikanischen Gesellschaft, welches vor zwei Monaten dem Gebrauch übergeben wurde. Der Neubau für das deutsche Hospital, welcher sich an das Wohnhaus der protestantischen Mission anschließt, ist ebenfalls der Vollendung nahe gebracht.

Nicht geringe Aufregung und Spannung brachten die neuesten Ereignisse im Innern des Landes unter die Vertreter der Kolonisation. Gar manches schwebt noch im dunkeln und ungewissen.

Hoffentlich wird es uns recht bald möglich sein, das hl. Evangelium wieder weiter zu verbreiten und irgendwo ein neues Missions-Kloster zu gründen.

Unsere Kinder sind jetzt auf 68 angewachsen; außerdem wurden noch 13 Erwachsene in besonderen Fällen aus der Sklaverei losgekauft und wohnen teils in der Mission selbst, teils wurden sie schon in unserm zukünftigen Christendorfe St. Andreas angesiedelt.

Ein großer Trost für uns ist es, daß wir in sämtlichen Werkstätten einige Kinder finden, welche von den Brüdern im Handwerk ausgebildet wurden.

Unser Kinderhaus wurde schon teilweise durch unsere Zöglinge aufgeführt. Auf diese Weise bekommen wir nach und nach einige Hilfe in der Arbeit und bilden zugleich die Kinder als tüchtige Arbeiter heran.

Nun schließe ich für dieses mal mit dem herzlichsten Danke gegen alle werthen Mitglieder des Afrika-Vereins und besonders ver sichere ich Sie neuerdings, daß unsere Brüder und Schwestern täglich aus vollem Herzen zum Himmel rufen: Herr vergelte unseren theuren Wohlthätern durch zeitlichen und ewigen Lohn. Jeden Abend versammeln sich unsere Kinder im Hofe und beten gemeinsam den Rosenkranz.

Wird das gemeinsame Gebet so vieler nicht durch die Wolken dringen?

Mit herzlichsten Grüßen von uns allen

Ihr ergebenster P. Franz Mayer O. S. B.

* * *

Zanzibar, 18. Nov. 1891.

So lange wir keine militärischen Stationen im Innern haben, werden die Einbrüche der Masiti nicht aufhören, das Land in Schrecken zu setzen.

Herr P. Horne schreibt mir unterm 1. November:

Vor sechs Tagen fielen die Masiti über die Waruguru her und verwüsteten das ganze schöne Land Mvona Mbago's hinter Malil.

Man sagt, an 200 Personen seien getötet und mehr als 1000 zu Sklaven gemacht worden. Mvona Mbago hat sich mit vielen Leuten nach Konga geflüchtet, von wo er seinen Sohn mit Geschenken an mich schickte, um ihn unter den Schutz der Mission zu stellen. Heute Abend oder morgen soll er selbst kommen, mit ihm der Häuptling von Malil, unser ergebener Freund und Katechismusschüler. Bevor die Räuber nach Hause zurückkehrten, kündigten sie dem Häuptling Kimuli an, daß sie im Laufe des Monats zurückkehren und seine Dörfer niederbrennen würden, weil er sich den Missionaren ergeben und das Kreuz auf dem Gipfel seines Hauses aufgepflanzt habe.

Der „Church Missionary Intelligencer“ (ein englisch-protestantisches Missionsblatt) vom 8. Juli hält es für nothwendig, sich mit uns zu beschäftigen, um den Eifer der englischen Protestanten anzuregen. Der Rev. Stegall verlangt Verstärkung für die protestantischen Stationen zwischen Moschi und dem Kilima-Ndscharo. Denn, sagt er, der Dr. Vogter wird ganz in Anspruch genommen durch seine ärztlichen Pflichten, und — die „Kömlinge“ sind im Lande angekommen.

„Die Kömlinge“, schreibt er, „welche im August v. J. ins Land gekommen sind, haben sich in Kilema, 12 Meilen von uns, niedergelassen. Es sind ihrer zur Zeit drei, mit einer hübschen Gruppe ihrer Zöglinge von Vagamoyo. Sie haben eine ausgezeichnete Gegend gewählt, besitzen bereits große Bananenpflanzungen, Gärten u. s. w.; offenbar wollen sie die Sache im großen betreiben. Die Deutschen beschützen die Missionare eifrig; sie haben dem König (Kilema) Befehl gegeben, die Missionare nicht zu belästigen, sie haben ihnen ferner 15 Kinder zugewiesen (in dem Massai-Kriege befreite junge Sklaven), welche in der Mission unter Aufsicht der Europäer leben. Der deutsche Offizier (Dr. Peters?) hat hier (in Moschi, der englischen Station) zu Dr. Vogter gesagt, er wolle, wenn wir das wünschten, uns die Kinder durch Mandara, den Oberhäuptling, übergeben lassen, wir haben das aber zurückgewiesen, weil wir glauben, das sei nicht die rechte Art und Weise, Anhänger zu gewinnen.

„Bischof Tucker (von Mombassa) gedenkt weitere Missionen auf der Strecke von Mombassa nach Uganda anzulegen. Die Stationen von Chaga und Uagava liegen auf deutschem Boden, und in zwei oder drei Jahren wird die Gesellschaft gut thun, sie ganz aufzuheben und auf englischen Boden zu verlegen; indeß eilt es damit noch nicht. In Mpwapwa, Kisogne und Mamboga sind die ersten Erfolge vorüber, es giebt da wenig Beteuerte, aber viele Spione.“ —

Das Land ist im Innern fortbauend ruhig. Es scheint, daß die Waheshe keinen Krieg mehr wollen.

Seit meiner Rückkehr sind mir vom englischen Consulate zu verschiedenen Malen Sklaven überwiesen worden, welche ihren Herren von den englischen Kreuzern abgenommen worden waren.

Unser Hospital wird durch die Deutschen der Küste fleißig in Anspruch genommen; in diesem Augenblicke beherbergen wir ihrer sechs.

Infolge der zahlreichen Reklamationen über die Härten des Zollwesens hat Herr von Soden unterm 26. August folgenden Gouvernementsbefehl erlassen:

„Reisegepäck solcher Europäer, welche an der Küste bekannt oder durch Legitimationspapiere genügend ausgewiesen sind, ist einer speziellen Zollrevision nicht zu unterziehen. Nichtsdestoweniger hat das Gepäck in jedem einzelnen Falle durch das Zollamt zu gehen.
v. Soden.“

Seitdem ist uns der Besuch der Küste leichter geworden, hoffentlich werden die Beschlüsse des Kolonialrathes die Kaiserliche Regierung aber veranlassen, die Missionen und ihre Bedürfnisse überhaupt vom Zoll zu befreien.
P. A.

* * *

Kribi (Kamerun), 17. Nov. 1891.

Geehrtester Herr Redakteur!

Ich erfülle hiermit die traurige Pflicht, Sie zu benachrichtigen, daß es dem lieben Gott gefallen hat, am 12. d. Mts., Morgens 4 Uhr, unsern lieben Mitbruder, den Laienbruder Joseph Hofer aus Waldkirch bei Freistadt, Ober-Oesterreich, zu sich in die Ewigkeit zu rufen. Der Verstorbene erreichte ein Alter von nicht ganz 24 Jahren. Er bekam vor nahezu vier Monaten das Schwarzwasserfieber, erholte sich dann aber ziemlich gut. Da wir in Kribi eine neue Station anlegen wollten, der Ort gesunder ist als am Malimba und wir bis zur Vollendung eines Hauses im Direktionshause der hiesigen aufgegebenen Farm gesunde Wohnung finden sollten (und auch fanden), nahm ich ihn mit hierher. Leider kam der Dampfer, der uns hierher bringen sollte, drei Wochen zu spät an und hatten wir in Folge dessen drei Wochen im ungesunden Kamerun zu warten. Hier bekam dann Br. Hofer bald wieder Fieber und wurde sehr schwach. An eine Reise war seiner Schwäche wegen nicht zu denken und hatte er auch gar kein Verlangen nach einer solchen, sondern sagte, er sterbe gern in der Mission. Einige Tage vor seinem Tode traten Krämpfe ein, die ihm zeitweise das Bewußtsein raubten. In lichterem Augenblicke betete er laut ein Ave Maria nach dem andern und selbst wenn ohne Bewußtsein sagte er, wenn auch mit unsicherer Stimme, oft mehrere Ave Maria her. Am Mittag vor seinem Tode gab ich ihm, gebeichtet hatte er kurz vorher noch, die Absolution und legte Dlung, sowie die benedictio papalis in articulo mortis.

Morgens, den 12. d. M., gab er unter unseren Gebeten ohne merklichen Todeskampf nach ein paar tieferen Athemzügen seine Seele ihrem Schöpfer zurück.

Beim Begräbniß waren einige hundert Heiden zugegen, denen ich zum Schluß eine kleine Predigt hielt und ihnen sagte, der Bruder sei gestorben, weil er hierhergekommen sei, um mitzuhelfen am Missionswerke, um sie zu Gott und zu Christus, den Gekreuzigten, zu führen; sie möchten nun auch ihr bestes thun, sich unterrichten und zu Christus führen lassen, damit, wenn der Br. Joseph vom Himmel auf sie hernieder schaue, er sich sagen könne, er habe nicht umsonst sein Leben in die Schanze geschlagen. Die beiden hiesigen Hauptlinge Everhoe und Jack waren auch dabei und hatten vor ihren Dörfern halbmaß geflaggt.

Br. Joseph Hofer war ein bescheidener, fleißiger und frommer Bruder, der gern alle freie Zeit benützte, um sich mit Gott im Gebete zu unterhalten. Da er zudem sein Leben für Gottes Sache auf's Spiel setzte und bis zum Tode treu blieb, so dürfen wir wohl hoffen, daß er bald unser Fürbitter im Himmel sein wird. Ich bitte alle Leser des „Gott will es“ um ihr frommes Gebet für die Ruhe seiner Seele.

Wir sind noch am Bauen hier, doch halte ich täglich Nachmittags Christenlehre. Sonntags kommen viele zum Gottesdienst, King (König) Everhoe im Dragoner- und King Jack im Husarenrock und Hüftentuch.

Allen Lesern des lieben „Gott will es“ Fröhliche Weihnacht und viel Glück und Segen zum neuen Jahr wünschend, zeichnet
hochachtungsvoll
P. H. Vieter, Ap. P.

Aus dem Leben einer Missions-Schwester.

(Schluß.)

18. December. Wieder von einer neuen Reise zu erzählen! Ich verschone Dich mit keiner Einzelheit, diese Ausflüge scheinen mir alle so verschiedenartig, daß der Bericht eines jeden neues bringen muß.

Gestern machten wir uns mit zwei Schwestern auf den Weg. Wir sahen oft aus der Ferne einen mit Häusern bedeckten Bergabhang; die Erforschung dieses Winkels von Babylonien hatten wir uns als Ziel gesteckt. Etwas weiter, in noch höherer Lage, sahen wir noch andere Dörfer, — auf gut Glück gingen wir darauf zu. Wir marschirten zwei und eine halbe Stunde bald durch die kothige Ebene, bald im Bette eines hübschen Bächleins, bald über die Felsen wegkletternd, ließen seitwärts die Dörfer des Abhanges und gelangten zu den letzten Häusern der Scharfas auf dem Berggipfel. Wir be-

fanden uns in einem Marabutdorfe. Ein Marabut führte uns in sein Haus und hieß uns auf einer Matte Platz nehmen, während er die Kranken rufen ließ. Dann bezeigte er uns sein Mitleid und bot uns an, bei ihm zu übernachten: „Ihr eßt Kuskus, Weißbrod und Fleisch, und morgen geht ihr weiter.“ Aber wir waren fast in Verzweiflung. Die Dörfer, welche von den Quad'has aus über den Scharfas zu liegen schienen, befanden sich auf einem andern Berge, und zwischen ihnen und uns lag ein Thal. Wo wir waren, hatten wir nicht viel zu thun, und wollten wir weiter, so verloren wir bei diesem Marabut unsere Zeit. Wir entzogen uns darum dem gastfreien Diensteifer der Scharfas, um unsern Weg zu verfolgen. Die Schwestern hatten nie diese Gegend besucht, und wenn uns auch die Männer kannten, da sie uns schon anderswo gesehen hatten, so erregten wir doch großes Staunen bei den Frauen. Wir konnten dort sehen, wie eine Mission unter den Eingeborenen beginnt und auf welchen Empfang wir in einem unbekanntem Lande rechnen können. Beim Vorbeigehen frugten sich einige Frauen: „Wer ist das?“ — „Es sind Gottesfrauen“, antwortete ein Kabyle.

Wir brauchten nicht vollständig in's Thal hinabzusteigen, und in einer kleinen Stunde erreichten wir das erste Dorf, Mitab-del-Mumen. Die Hausthüren gehen hier nicht auf die Straße, sondern vier oder fünf Häuser umschließen einen kleinen Hof, dessen Thor sorgfältig geschlossen gehalten wird. So schien das Dorf ganz unbewohnt zu sein; wir fanden niemanden, an den wir uns um Aufklärung hätten wenden können. „Vermögen wir auch nichts für die Kranken zu thun,“ sagten wir bei uns, „so machen wir uns doch wenigstens bekannt, und das ist doch immerhin schon etwas.“ Endlich begegneten wir einigen Frauen, die mit ihren Säuglingen von der Quelle zurückkehrten und uns neugierig betrachteten. „Aschu thau?“ (wer ist das?) fragten sie sich. Etwas weiter fanden wir fünf oder sechs kleine Buben, die auf der Erde spielten. Wir fragten sie, was sie trieben, ob es keine Kranken bei ihnen gäbe; sie wußten es nicht. Wir gaben ihnen Zuckergebäck, sie kannten es nicht, und wagten es nicht zu verkosten. Wir gingen weiter, die Kinder folgten uns in der Entfernung; aber sobald sich eine von uns umdrehte, stob die ganze Bande auseinander, um bald von neuem zu erscheinen. Wir gingen an der Djemaa vorbei, vier oder fünf Männer rauchten dort ihre Cigarette. Sie ließen uns ruhig vorbeigehen, aber schon nach einigen Schritten holten zwei von ihnen, die etwas französisch sprachen, uns ein und fragten uns, ob wir Arzneien hätten. Einer führte uns zu einem Hause, ließ uns aber, ohne uns eintreten zu lassen, im Hofe warten, während alle Weiber herbeikamen, uns zu beschauen. Endlich kam der Kranke, ein armer, lebensmüder Greis. Der Kabyle diente uns als Dolmetscher, er schlug alle möglichen Mittel vor, aber der Alte schüttelte den Kopf und ging weg, ohne etwas anzunehmen. Der

Kabyle führte uns weiter. Man verlangte Arzneien, aber wagte nicht, sie zu nehmen, wenn wir sie geben wollten. Sobald aber einmal einer ein Mittel genommen hatte, wollte jedermann davon haben, und der Zubrang wurde unbeschreiblich. „Seid ihr Männer?“ frugten uns starr vor Staunen die Weiber. — „Nein, wir sind Frauen, wie ihr, wir sind Französinen; aber Kabylefrauen und Franzosenfrauen, das ist kif-kif (gleich); wir haben die Kabylen sehr gerne.“ So suchten wir sie anzulocken. „O nein,“ sagte der Mann, welcher uns führte, „ihr bono (gut), aber die Kabylefrauen macasch (nicht) bono; ihr blanco (weiß), aber Kabylefrauen negro (schwarz).“ Sein Geschwäg war ein sonderbares Gemisch von arabischen, kabylischen, spanischen und französischen Wörtern, das sog. Sabir. Er führte uns zu seinem Hause. Sein Sohn war ein hübscher kleiner Knabe und recht weiß. „Du siehst wohl,“ sagte die Schwester, „der da ist blanco. — „Alle muschaseho (Kinder) sind blanco, aber herangewachsen alles negro, macasch bono.“ Allmählich verlor sich die Furcht vor uns, und die Schwestern wurden nie besser aufgenommen. Die Buben kannten schon das Zuckerzeug und ließen uns keine Ruhe mehr. Häuser und Höfe waren durch eine immer wachsende Volksmenge angefüllt. Eine Frau wollte das Thor ihres schon halb vollen Hofes schließen, dasselbe wurde aber von der Bande eingedrückt. Sobald man einem ein Mittel gab, wollten alle davon haben. Ich bestrich die kranken Augen mit Höllenstein; ich mußte das gleiche fast bei allen thun, auch bei solchen, deren Augen ganz gesund waren. Wir ließen sie gewähren, um sie nicht abzuschrecken. Da dergestalt die Arzneien bald verschwanden, erfanden wir andere, wenn keine mehr vorhanden waren.

Auf einmal waren wir von einander getrennt. Ich trug den Arzneikorb. Eine Frau zog mich am Arm in ihr Haus. Schwester Susanna wurde nach einer anderen Richtung gezogen. Schwester Maria von Jesu dachte, es sei besser, mir zu Hülfe zu kommen, und folgte mir. Ich weiß nicht, wie wir uns da herausgezogen hätten, wenn nicht ein Mann uns gesucht hätte, um uns zu unserer Schwester nach seinem Hause zu führen. Da diese keine Arznei mehr hatte, so wollte er uns haben, und die Frauen mußten sich ihm fügen.

Ich weiß nicht, was man alles aus uns machte, oder vielmehr, die Unwissenheit dieser Leute ist unbegreiflich. Eine Frau verlangte, wir sollen zu ihrem Sohne kommen. „Was fehlt denn deinem Sohne?“ — „Er ist todt.“ Wir sagten ihr, Gott allein könne ihn wieder lebendig machen. Eine Frau schlug vor Schwester Susanna verwundert die Hände zusammen: „O diese da, wie ist sie gut!“ Ich fände kein Ende, wollte ich alle Einzelheiten dieser Expedition erzählen. Wir mußten uns mit Gewalt losreißen, um nach Hause zu kommen; denn unsere Frau Oberin drohte, wir dürften nicht mehr nach diesem Orte gehen, wenn wir in der Nacht nach Hause kämen. Ein fünfhalbstündiger Marsch brachte uns wieder heim. Wir waren noch

halb betäubt von dem Lärme, den man um uns gemacht hatte. Man kann sich etwas Ähnliches gar nicht vorstellen.

26. December. Gestern Weihnachtsfest. Die Mitternachtsmesse hat in diesem ungläubigen Lande etwas besonders Ergreifendes. Dieser Messe wohnten außer zwei Pensionärinnen noch zwei kleine Kabylenmädchen bei, von denen das eine christlich werden wollte; aber das arme Herzchen wird schrecklich von seiner Mutter behandelt, muß arbeiten wie ein Sklave und stirbt fast vor Hunger. Man erzählt sich manchen rührenden Zug von diesem recht geschiedten Kinde. Als es zum erstenmale das Ave Maria hörte, weinte es vor Bewunderung, „Ach,“ sagte es zu uns, „was habt ihr schöne Gebete! Sicher ist eure Religion besser als die unsere, aber wenn ich bei meiner Mutter davon spräche, würde sie mich töten.“ Als sie einmal krank lag, sagte ihr eine Schwester: „Du wirst sterben, arme Fathma.“ — „O nein,“ antwortete sie, „sei ruhig, ich sterbe nicht hier, ich komme zu dir sterben: denn ich will sterben wie du“ (christlich). Gestern war sie allerliebste. Diese zwei muselmännischen Kinder, die unserm Gottesdienste beiwohnten, rührten mich mehr, als ich sagen kann; es schienen mir die Erstlinge der Bekehrung unter den armen afrikanischen Völkern zu sein. Nach der Messe frugen wir Fathma, woran sie die ganze Zeit über in der Kirche gedacht habe. „Ich habe für den lieben Gott gebetet“, antwortete sie. Die weniger fortgeschrittene Dabia gestand uns offen, sie habe nicht gewußt, woran sie denken sollte; aber sie war darauf erpicht, das Kreuzzeichen machen zu lernen. „Ich schämte mich, als ihr es machtet, weil ich es nicht kann. Lehrt es mich, damit ich thue, wie ihr auch.“ Und beide stimmten dann überein: „Ja, bei den Christen sind die Festtage viel schöner, als bei den Kabylen.“

Nach der Mitternachtsmesse erhielten die Kinder Kaffee und Brod. Dabia aß nichts, sondern verbarg alles, und entschlüpfte in der Frühe, um ihr Frühstück ihrer Mutter zu bringen. Diese Kabylen haben ein Herz von Gold. In Frankreich würden ähnliche Bünde als eine Seltenheit erzählt werden; hier thäte jedes dasselbe.

29. December. Man bringt uns ein armes kleines Geschöpf, welches wirklich Mitleid erregt. Es ist ein dreijähriges Mädchen, ganz unförmlich angeschwollen. Es kann die Augen nicht mehr öffnen, das Gesicht und der ganze Körper sind aufgelaufen, weiß und voll roter Flecken und Wunden. Ich glaube nicht, daß man noch sonstwo so viele Kinder mit schrecklichen Krankheiten sieht; es scheint, der liebe Gott läßt die kleinen Wesen für die Bekehrung ihrer Eltern leiden. Die Mutter der armen Kleinen sagte uns in ihrer Erkenntlichkeit für die Pflege, welche man ihrer Tochter angedeihen ließ: „Ja, ihr kommt in den Himmel.“ — „Und auch du wirst in den Himmel kommen,“ antworteten wir. — „O, die Kabylen kommen nicht in den Himmel!“ Sie haben fast alle diese Vorstellung. Auch die kleine Fathma, von

welcher ich das letzte Mal sprach, sagte uns: „Jetzt wollte ich nicht sterben, ich käme nicht in den Himmel, die Kabylen kommen nicht hinein!“ — Und warum nicht?“ — „Weil sie stehlen und lügen.“ — „Aber du hast doch nicht gestohlen?“ — „Die Franzosen kommen in den Himmel; wenn ich groß bin, mache ich es wie sie, ich gebe den Armen alles, was ich habe, und wenn ich dann sterbe, komme ich auch in den Himmel.“

Ein junges Mädchen aus unserer Schule wurde von ihrem Vater verkauft. Ihr Mann führte sie vor drei Jahren mit sich zu einem benachbarten Stamme. Das arme Kind war untröstlich. „Nein, ich will nicht heiraten!“ rief sie; „ich will Christin werden! Man sagt, Gott ist gut, und ich liebe die heilige Jungfrau. Schickt sie mir denn niemanden zu Hilfe? Ich will nicht heiraten!“ Mit Gewalt wurde sie weggeschleppt. Im folgenden Jahre wurde sie schwer krank. Eine Schwester besuchte sie und fand sie weinend. „Was hast du, Melchet?“ — „Ich sterbe und komme nicht in den Himmel!“ — „Und warum nicht? Du liebst Gott, und er wird dich zu sich nehmen.“ — „O nein, die Kabylen kommen nicht in den Himmel, ich will Christin werden wie die Franzosen! Ach, Schwester, sage mir doch, was muß ich thun, um Christin zu werden? Komme ich nicht in den Himmel, so ist es deine Schuld; versprich mir, mich nicht so sterben zu lassen!“

1. Januar 1887. Fathma wurde von einem Kabylen gekauft, der sie uns dann wieder brachte, um sie zu unterrichten. Einen Augenblick dachte man daran, die Verlobung zu feiern, dann aber hielt man es für überflüssig. Es geschieht dies durch das Geschenk einer Gandura und einer Leibbinde an die Braut. Die Eltern des Mädchens geben einen Schmaus und schicken dem Bräutigam eine Schüssel mit Kuskus und Fleisch; der junge Mann sendet diese mit Korn gefüllt wieder zurück. Darnach führt man feierlich das junge Mädchen zu seinem Verlobten, die zukünftige Schwiegermutter setzt ihm eine gewisse Haube auf den Kopf und dann wird das Kind wieder zu seinen Eltern geführt, wo es wartet, bis der Mann es zu sich nehmen will. Einige Tage hindurch muß die Verlobte alte Lederstiefele tragen, das einzige Mal in ihrem Leben. Die Männer tragen solche Schuhe im Winter; aber die Frauen sind immer barfuß, und man muß jetzt, wo in unseren Bergen oft Schnee liegt, die armen Kinder, die zur Schule kommen, bedauern. Es ist immer dieselbe Geschichte; die Männer essen den Kuskus und lassen das Kleibrod den Frauen. Als wir eines Tages einen Kabylen, der uns vorausging, darauf aufmerksam machten, daß in Frankreich ein Mann einer Frau immer den Vortritt lasse, sagte er einfach, das sei unmöglich. Welch eigentümliche Mischung im Charakter dieses Volkes! Ihr sittliches Elend gleicht einer tiefen Nacht, aber sobald ein schwacher Lichtschein sich zeigt, suchen sie sofort sich zu erheben. Ich erzählte Ihnen

genug Züge von Kindern, die zeigen, was die Gnade aus solchen Naturen machen könnte.

3. Januar. Soeben erfahre ich, daß ich in drei Tagen abreisen soll, um endlich in's Noviziat einzutreten. Du erinnerst Dich, wie Se. Eminenz schon in den ersten Tagen nach unserer Ankunft in Afrika, wo er mich hierher schickte, mir sagte: „In vierzehn Tagen wissen Sie, was Sie von Ihrem Beruf zu halten haben, und sind Sie nicht berufen, so haben Sie damit von Ihrem neuen Leben genug.“ Ich habe hier drei volle Monate verbracht, und weit entfernt, das auch nur einen Augenblick bedauert zu haben, fühle ich mich vielmehr immer glücklicher. Ich verliesse nur trauernd meine lieben Kabylen, dürfte ich nicht hoffen, einst als wirkliche Missionschwester unter sie zurückzukehren. Aber die Notwendigkeit einer ernstlichen Vorbereitung auf ein so erhabenes Amt steht mir zu klar vor Augen, als daß ich nicht nach dem Noviziate verlangen sollte. Ein neues Leben wird für mich beginnen, und vor einem so wichtigen Schritte halte ich inne, nicht aus Furcht und Bangen — denn ich setze mein Vertrauen auf Den, welcher mir meinen Beruf gegeben hat —, sondern erfüllt von ernstlichen Gedanken.

Liebe Mutter, ich bin zu einem großen Werke berufen, denn unser Ziel ist kein geringeres als die Befreiung Afrika's. Wenn nun Gott wirklich von mir verlangt, an diesem großen Werke mitzuarbeiten, wie niedrig wäre meine Handlungsweise, wenn ich bloß äußerlich dem Rufe folgte, und mich ihm bloß zur Hälfte gäbe!

Wohl! der Augenblick, mich vollständig zu opfern ist gekommen. Gleich am ersten Tage soll das Opfer von Grund des Herzens ganz vollbracht werden; die Hingabe der eigenen Person ist dann ein für allemal abgethan. O bete mit mir, damit ich jetzt nicht meine Schwäche sehe, und meines hohen Amtes nicht zu unwürdig sei! Vereinige Dich mit mir, um mich Gott aufzuopfern! Wende die Augen vom Opfer ab und schaue höher, nur zu Gott empor, welcher Dir eine große Gnade und hohe Ehre erzeigt, indem er Deine Tochter erwählt, und denke, daß er dieselbe ja nur nimmt, um sie wieder zurückzugeben an jenem Tage, da er Dich mit Freude und Seligkeit überhäufen wird, weil Du ihm die Tochter geopfert hast.

Deine Tochter

María Louise.

* * *

Afrika-Verein deutscher Katholiken.

11. Liste der eingegangenen Gaben.

Vom 1. Dezember bis 29. Dezember 1891.

Mart		Mart	
Übertrag 513,179.69		Übertrag 317,098.59	
Zw.-B. Seelscheid b. Siegburg	11.—	Von einem Dienstmädchen in Köln durch Kanonikus Hesper	10.—
Diözesan-Verein Trier	974.—	Zw.-B. Krakenhöhe, Post Sölingen	16.—
Zw.-B. Bütgenbach, Kreis Malmédy	18.60	Stadtverordn. Zillekens, Köln-Ehrenfeld	20.—
" Overtath	28.—	Ldtgs.-Abg. D. Haanen, Köln	20.—
" Bliessheim b. Vöblar	79.—	Zw.-B. Köln-Nippes	110.—
" Düsseldorf	1000.—	" Memcheid	130.—
" Lisdorf b. Saarlouis	167.25	" Katterherberg	57.70
Bensberg	22.—	" Pfarre St. Maria im Kapitol, Köln	193.—
Schreiner in Bitburg in besonderer Intention	5.05	" Mechernich	100.—
Zw.-B. Pfarre von St. Ursula Köln	50.—	Exp. des Westpr. Volksbl. in Danzig	7.30
" Merken (Rheinland)	9.—	Zw.-B. Essen	300.—
Exp. der Zeitschrift „Gott will es“	493.—	" Rheinbach	149.20
Zw.-B. Congen, Post Montjoie Flochberg „ Boppingen	45.—	Angen. für ein Regermädchen zu taufen Paula, von Vik. Leuchter, Stoppenberg	21.—
Ökonom Jgn. Lehmeier, Unterstall, Post Neuburg a. D., Baiern	1.—	Zw.-B. Merten b. Sechtem	19.50
Ökonom Mich. Amter, Unterstall, Post Neuburg a. D., Baiern	1.—	" Kommerstkirchen	160.—
Diözesan-Verein Osnabrück	1000.—	" Eustirchen	283.40
		" Kolscheid	36.—
	Summa 317,098.59		Summa 318,731.69

Köln, den 28. Dezember 1891.

Heinr. Horten,

Schatzmeister des Afrika-Vereins deutscher Katholiken.

Mannigfaltiges.

Unsere Wilder. Das erste Bild zeigt uns die Mission von Thymaia in Westafrika, wo bekanntlich P. Wieder wirkt, für den unsere Leser eine Glocke angeschafft haben. Die kleinen Zöglinge, wie sie sich um die Patres und Brüder gruppieren, machen einen recht guten Eindruck und zeigen, daß man aus kleinen Wilden sehr wohl Menschen machen kann. — Das zweite Bild, nach einer Zeichnung des P. Leroy, zeigt uns Eingeborene, wie sie sich in Erwartung des frugalen Mahles um die groben irdenen Geschirre sammeln; die beiden kleinsten stampfen Hirse, während einer, mit Pfeil und Bogen bewaffnet, von der Jagd heimkehrt.

Am Feste Epiphanie (hl. Dreikönige) findet in allen Kirchen die Kollekte für die Abschaffung der Sklaverei statt. Diese Kollekte ist vom heil. Vater selbst angeordnet, damit der ganze Erdkreis teilnehme an der humanen

und echt christlichen Arbeit. Wir machen unsere Mitglieber aber darauf aufmerksam, daß die gesammelten Gelder nicht in die Afrika-Vereins-Kasse fließen, sondern der Kongregation der Propaganda in Rom zur Verwendung zugehen. Unsere Vereinsmitglieder werden sich selbstredend an der Kirchentollekte beteiligen, aber nichtsdestoweniger gern und freudig ihren Vereinsbeitrag leisten.

Major von Wismann befindet sich, laut den neuesten Berichten aus Kairo, auf der Besserung. Er hofft wiederhergestellt zu sein, bis der Transport seines Dampfers nach dem Viktoria-See möglich ist, was aber wegen der großen Regenzeit nicht vor Juni der Fall sein dürfte.

Dr. Peters ist am 24. September mit Kapitän Bateman, dem britischen Vertreter, behufs Vorbereitung der Grenzregulierungs-Arbeiten, in Taweta zusammengetroffen. Bei Dr. Peters befanden sich Kompagnieführer Johannes und Freiherr von Pechmann, etwa 50 Sudanesen und 14 Suaheli-Afkanis. Lieutenant Bronsart Schellendorff befand sich noch auf einer Expedition nach Masinde, um Gerätschaften und Lasten herauf zu eskortieren. Nachdem am 27. September unter Bethheiligung des Kapitäns Bateman ein Gefecht gegen den feindlichen Warombo-Sultan Kororo geliefert worden war, bei welchem ein Sudanese leicht verwundet wurde, und nachdem Tags darauf Lieutenant Bronsart eingetroffen war und die Bedeckung der Station übernommen hatte, marschirte die Expedition nach Uferi Kimangelia. Diese Landschaft, sowie überhaupt der ganze Nordabhang des Kilimandscharo ist ein wasserarmes Hochplateau. Die Bevölkerung zeigte sich friedlich. Dr. Peters zog dann in die weite Massai-Steppe hinunter, marschirte den reizenden Nchala-See entlang, an dessen Ufern er die deutsche Flagge hißte, nach Taweta und traf am 3. Oktober wohlbehalten auf der Kilimandscharo-Station ein.

Lieutenant Ramsay, bisher Kompagnieführer der Schutztruppe in Deutsch-Ostafrika, wird die Führung der nach dem Hinterlande Kameruns entsandten Expedition an Stelle des gefallenen Hauptmannes Freiherrn von Gravenreuth übernehmen.

Vom Tanganjika. In Köln hat neulich unser verehrter Vizepräsident Herr Kanonikus Hespers, in einem Vortrage auf Grund von Tagebüchern der Missionsstationen Karema und Mpala, grauenenerregende Mitteilungen über die Sklavenjagden und Sklaventransporte am Tanganjika-See gemacht. Es ist immer dasselbe Gland: diejenigen, welche nicht mehr mit können, werden unbarmherzig getödtet. Die Station Karema hat im vorigen Jahre 351 Sklaven die Freiheit wiedergegeben, allein gegenüber den Schandthaten der Sklavenhändler sind die Missionäre machtlos. Anfang November war der Sklavenhändler Makutubu mit 2000 gefesselten Sklaven in Kirando, zwei Tagereisen südlich von Karema, in der deutschen Interessensphäre, angekommen, und die Karavananen sollten durch dieselbe ihren Weg weiter nach Tabora nehmen und von da zur Küste folgen. Auf der westlichen Seite des Sees, also am Kongostaate, hatte ein Westire, unterstützt von Briganten aus der Gegend von Karema, in dem vorigen Jahre eine Rente von 1500 bei 2000 Sklaven gemacht. Kapitän Zoubert verlangte 50 Leute von der Mission

Karema, welche ihm helfen sollten, die 15 Meilen weiter gelegene Station St. Louis von Wumbi gegen die arabischen Sklavenjäger zu verteidigen. Dabei wird natürlich das ganze Land durch die Sklavenjäger verwüstet. „Die Sklavenjagd mit allen ihren Schrecken“, schreibt der Pater Joffet aus Karema vom 9. Jan. 1891, herrscht noch immer an den Gestaden des Tanganjika. Seit zwei bis drei Jahren hat Kirando, südlich von unserer Missionsstation, eine besondere Wichtigkeit erlangt und strebt danach, für den Süden des Sees das zu werden, was Udschidschi für den Norden ist. Von Kirando gehen die Raubzüge aus, die ihre Menschenjagden regelmäßig in Marungu, in Urua, bis zu den Ufern des Moera-Sees und des Luapula halten. Die Wagala, die Wasipa und die Wabende liefern ihnen Hilfskräfte. Ich bin überzeugt, daß diese Stämme sich eben so leicht für die Europäer gewinnen lassen, die der Verwüstung der Stämme ein Ende machen wollen. Augenblicklich befindet sich noch in Kirando die Expedition des Belub'schen Mruturutu (Mohammed ben Salem), die seit beinahe drei Jahren sich damit beschäftigt, Urua zu entvölkern. Kapitän Zoubert ist zu schwach und verfügt über zu geringe Mittel, um so vielen Feinden entgegenzutreten; er muß sich darauf beschränken, sein Gebiet zu verteidigen. Die kleinen Sklavenhändler in Uruamwegi kommen nach Kirando, Zugwe, Kapampa, um von den Sklavenjägern die Beute zu kaufen. Bis zur letzten Zeit lieferten sie den Menschenräubern Pulver und Patronen.

Dampfer für den Viktoria-Nyanja. Der anglikanische Bischof Alfred Tucker von Mombassa fordert zu neuen Geldspenden für einen Dampfer auf dem Viktoria-Nyanja auf. 40,000 Lfr. seien zur Verwaltung von Uganda nötig und hierfür seien bereits 25,000 Lfr. vorhanden. Nun brauche man aber noch 25,000 Lfr., um den für den Viktoria-Nyanja gebauten Missionsdampfer auszurüsten und nach Afrika zu befördern. Das ganze Schiff ist schon in Kisten verpackt.

Aus Kamerun. Dem vom Lieutenant Hutter dem Auswärtigen Amt über sandten Bericht über die beim Abschluß des Vertrages zwischen Dr. Zintgraff und dem Häuptling der Bali beobachteten Ceremonien, welche im Deutschen Kolonialblatt ausführlich geschildert sind, entnehmen wir folgendes: „Klassisch ausdrucksvoll war die Feierlichkeit, durch welche der König seinem Volke die Uebertragung der Königsgewalt auf den Weißen darthat. Dr. Zintgraff und ich traten hinaus auf den Königsplatz, mit uns der „Ruser“ des Königs; der König blieb zurück; nicht er mehr, der Weiße tritt fortan in den Kreis des Volkes. Nun wird ein Huhn gebracht und der Ruser gebietet Stille; lautlos lauscht die tausendköpfige Menge, was ihr König ihnen mitteilt, ein Mann bringt etwas Pfeffer, den Dr. Zintgraff kauen und in den Schnabel des Huhnes speien muß; dann geht der Ruser mit dem Huhn, es an den Füßen haltend, an die Gewehre heran, die in langen Reihen daliegen, bestreicht sämtliche Gewehre, die Reihen entlang schreitend, mit dem Kopf des Huhns und ruft dabei fortwährend mit lauter Stimme: gleichwie das Huhn dadurch, daß der Weiße ihm den Pfeffer in den Schnabel gebracht, ihm als Eigenthum gehöre, gehörten ihm auch alle Gewehre, die das Huhn berührte.“

So ging er in weitem Kreis umher und jedes Gewehr berührte das Huhn — halbtot gemartert durch dies Verfahren, dem Mitleid mit Tieren kennt der Neger nicht — alle Kriegsmacht gehörte nunmehr dem Weißen; sodann trat der Neger zu Dr. Zintgraff und mir zurück, und nun mußte Ersterer das Huhn ergreifen und hoch schwingend ihm den Kopf an der Steinpyramide zerschmettern; darauf knallen fünf Schüsse, und die Ceremonie ist zu Ende; ihre Bedeutung ist die: Gleichwie das Huhn, gehört die ganze Kriegsmacht der Bali dem Weißen; wie er Macht hat, das Huhn als sein Eigenthum zu töten, so hat er fortan Macht, Jeden, der ein Gewehr trägt, eine Waffe führt, zu zerschmettern, zu töten, und das ist in Bali Jeder vom 10. bis 80. Jahr."

Eine unerwartete Freudenbotschaft. Ein Telegramm aus Kairo meldet: Pater Ohrwalder und die Schwestern Katerina Ghincarini und Elisabeth Genturini, Mitglieder der österreichischen Mission im Sudan, welche im Jahre 1883 zu Kordofan gefangen genommen und seitdem in Omdurman von dem Mahdi und Khalifen festgehalten wurden, sind soeben gesund und wohlbehalten aus Omdurman in Korosko eingetroffen. Pater Ohrwalder soll erklärt haben, es befänden sich in Omdurman gegen 40 Gefangene, darunter der Kaufmann Neufeld und Slatin Bey. Neufeld sei in Ketten gelegt und Slatin Bey werde aufmerksam bewacht. Die Nahrungsmittel im Sudan seien billig, doch wünsche Jedermann, daß die Oberhoheit Egyptens wiederhergestellt werde.

Meteorologische Stationen sind seit einiger Zeit in Ostafrika errichtet worden. Es bestehen solche Stationen seit einigen Monaten in den Stationen Lindi und Dar-es-Salam. In Kilwa, Bagamoyo und Tanga sind Stationen teils errichtet, teils ist ihre Errichtung im Gange, so daß voraussichtlich mit Beginn des Jahres 1892 von 5 Stationen monatlich regelmäßige Berichte eingesandt werden können. Die Beobachtungen werden von den Ärzten der Schutztruppe, in Dar-es-Salam vorläufig von Herrn Kindermann, vorgenommen. Die Instrumente sind von der kaiserlichen Seewarte in Hamburg geliefert.

Afrikanische Eisenbahnen. Von den in Aussicht genommenen beiden Bahnbauten in Deutsch-Ostafrika, Bagamoyo-Dar-es-Salam und Tanga-Korogwe, soll die erste Bahn eine Länge von 70, die zweite eine Länge von 95 bis 100 Kilometer erhalten. Die nach Ostafrika abgegangenen Ingenieure der Münchener Lokalbahn-Aktiengesellschaft haben die nöthigen Vermessungen, Berechnungen und sonstigen Vorarbeiten bereits vollendet; die Ausarbeitung der Pläne, die in München erfolgt, dürfte noch ein Vierteljahr beanspruchen. Dann wird erst, wie die „Allg. Ztg.“ erfährt, die entscheidende pekuniäre Frage zum Austrag kommen können und damit auch die Entscheidung über den Bau oder Nichtbau deutscher Bahnen in Ostafrika. Nach anderer Meldung scheint aber die Entscheidung schon gefällt zu sein, und zwar im verneinenden Sinne. Wenigstens soll der Ingenieur Protsch, der die Vorstudien an Ort und Stelle gemacht hat, sich dahin ausgesprochen haben, daß das Projekt wegen zu großer Kosten nicht durchführbar sei.

Die **Zolleinnahmen in Deutsch-Ostafrika** waren nach dem im „Kolonialbl.“ mitgetheilten amtlichen Ausweis für die Monate April, Mai und Juni um 87,664 Rupien höher, als nach der Schätzung angenommen war. Die Gesamtsumme der Zolleinnahmen vom 1. Januar bis 30. September beläuft sich auf 947,821 M. — Das „Kolonialblatt“ veröffentlicht ferner die Verordnung des Reichskanzlers vom 22. November über die Erteilung des Rechts zum Bau und Betriebe einer Eisenbahn von Tanga nach Korogwe an die Eisenbahn-Gesellschaft für Deutsch-Ostafrika (Uambara-Linie).

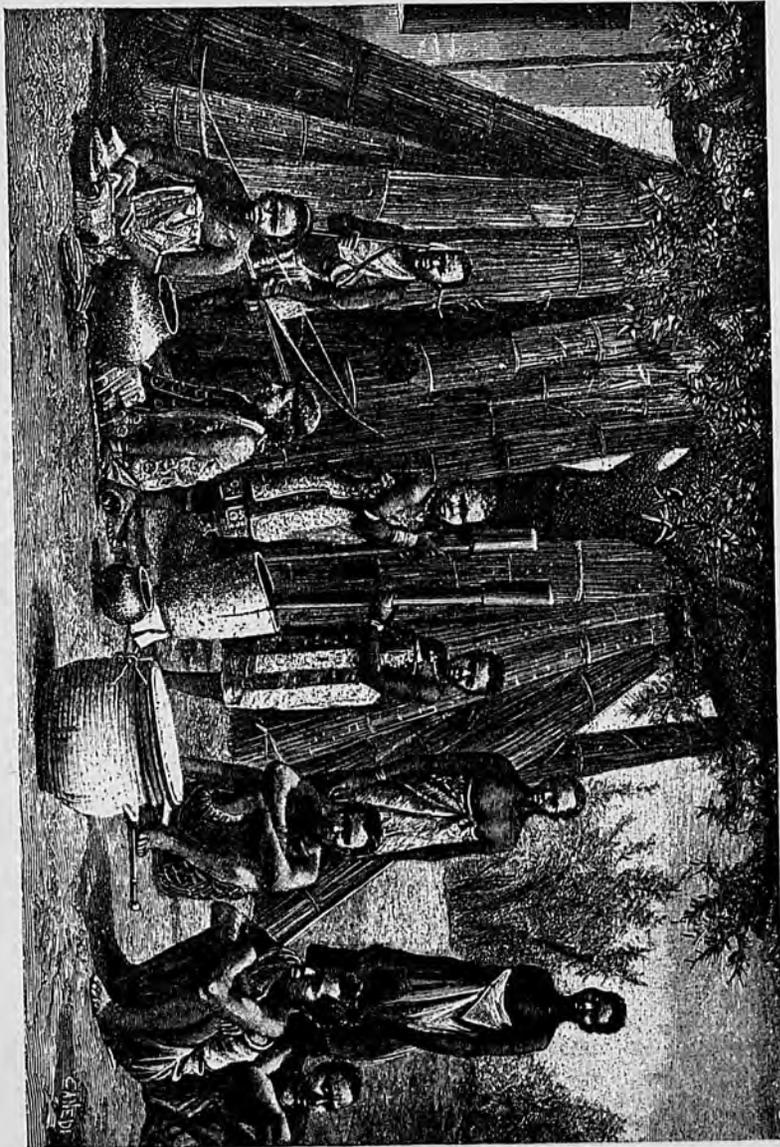
Ärztemangel in Zanzibar. Es fehlt in Zanzibar noch an einem zweiten deutschen Arzte. Einem jungen, tüchtigen, in Deutschland approbirten Arzte ist in Zanzibar eine lukrative Praxis gesichert, schreibt Eugen Wolff. Derselbe sollte unverheirathet sein und muß das richtige Temperament für die Tropen besitzen. Vor allen Dingen ist es notwendig, daß ein solcher Arzt sich sechs Monate lang mit den Anfangsgründen der Suahelisprache am orientalischen Seminar in Berlin befaßt und womöglich noch täglich von dem dortigen Leiter Privatunterricht in Konversation nimmt. Je gründlicher seine Kenntnisse des Suaheli sind, desto schneller erwirbt er sich eine feste Kundschaft unter den reichen Danyans und Hindus. Wir haben nur drei Ärzte in Zanzibar, einen früheren deutschen Marinearzt, der zugleich Arzt für das deutsche Konsulat ist, einen englischen und einen portugiesischen Doktor; die Kundschaft des Letzteren besteht meist aus seinen Landsleuten und aus Goanesen. Es ist absolut notwendig, daß der Betreffende mit liebenswürdiger Persönlichkeit und ruhigem Charakter hervorragende Tüchtigkeit verbindet. Er braucht dagegen nicht Philanthrop zu sein. Hindus und Danyans, auch die Araber legen, wenn sie zum Arzte gehen, gern das Geld vorher auf den Tisch, vorausgesetzt, daß sie volles Vertrauen zu dem Arzte haben, welchen sie aufsuchen. Wer es in Zanzibar versteht, sich das Vertrauen der Kranken von Anfang an zu sichern, der ist in wenigen Jahren ein reicher Mann. Mit Sicherheit kann man aber annehmen, daß — wie die ärztlichen Verhältnisse heute in Zanzibar liegen — ein tüchtiger junger Arzt, nach Abzug seines Lebensunterhalts, bequem 10,000 Mark pro Jahr auf die Seite legen kann. Die Hauptsache ist eben, daß der richtige Mann herauskommt, aber nur einer. Ein mittelmäßiger Astulapjünger hat dagegen nicht die geringste Aussicht auf Praxis.

Fromme Missions-Gesellschaft.

Bis zum 25. Dezember sind uns für Zwecke der Mission in Kamerun die nachstehenden Gaben zugegangen. Der schöne Erfolg setzte uns in den Stand, durch Verbreitung der Broschüre „Vinzenz Palotti“ eine ausgedehnte Agitation zu entfalten und überdies als erste Gabe der Aggregirten die **versprochene Glocke nach Kamerun abzusenden**. Wir sprechen für diese freundliche Unterstützung unsern herzlichsten Dank aus und bitten um fernere Hülfe, besonders jenen,

welche als Beförderer und Beförderinnen zu wirken bereit sind. Wir quittiren hiermit über folgende Beiträge: Frhr. Cl. v. Heereman in M. M. 10.—; Fr. Marie Windthorst in S. M. 10.—; Sch. Schroers in Benrad M. 5.—; Carl Lammers in Bockraden M. 1.01; Pfr. P. in R. M. —.20; Joh. Asmus in Nörten M. 3.10; N. Löfen in Neuent. M. 2.40; Benef. Schall in Bruck M. 5.—; Lehrer Schlömann in Holzhausen M. 2.—; Pfr. Moll in Lauterbach M. 5.20; Schimpff in Schleithal M. 3.—; Pfr. R. in W. M. —.10; Kaufm. Friedrich in Mehlsack M. 5.10; R. in G. M. —.10; Privatgeistl. Schiffers in Mariawald M. 6.—; A. Baumann Sohn in Colmar M. 4.75; Pfr. Pagel in Northheim M. 5.20; Pfr. H. in St. M. —.50; Rector von Dröblich in Oberelbenich M. 3.—; Christ. Sahn in Offenbach M. 3.50; H. in S. M. —.10; Coop. H. in U. M. —.20; N. Rigger in Kurtatsch M. 6.20; Vicar Riesgen in Herzig M. 1.50; Lehrerin Stemmler in Erkrath M. 3.10; Asmus in Nörten M. 1.—; Joh. Uhlenbrock in Börste M. 1.—; Eheleute Wächter in Dresden M. 3.20; M. Mautsch in Kaiserwalde M. 5.40; Freifrau von Hornock-Wimpffen in Kreuzwerthheim M. 3.75; Carl Becker in Stuthof M. 4.10; Aug. Kammesheidt in Holthausen M. 3.—; Ad. Lesimple in Aachen M. 1.50; Hotelier Jos. Michels in Aachen M. 1.20; Dr. theol. Sprotte in Dppeln M. 3.—; Klarmann in Tregendorf M. 1.80; Familie Wjns in Münster M. 5.—; Karl Wächter in Dresden M. 2.20; Rosa Bohren in Lindau M. 3.—; Agatha Wenz in Lindau M. —.50; Pfr. Scheugenpflug in Ramspau M. 50.—; Benef. Huber in Eichstätt M. 4.—; K. Schorter in Colmar M. 7.10; Rosine von Laschan in Rißbichl (Tirol) M. 5.69; Th. u. Fr. Köllen in Duisburg M. 2.20; Franz Waldermann in Sorau M. —.15; Ginglmayer in Sulzbach M. 3.10; Wilh. Nolten in Kellinghausen M. 1.80; Joh. H. in Dortmund M. —.25; Henriette Kölges in Trier M. 1.80; Baron May von Braunschweig in M. M. 50.—; Joh. Luthe in J. M. 3.—; Pfr. Hübner in Stettbach M. 15.10; J. B. Mayer in Freiburg M. 4.—; H. Hartmann in Stettin M. 1.—; Cath. Schiffers in Naeren M. 5.—; M. Christ. Nöth in Sobernheim M. 2.80; Frau R. Engbarth, Sobernheim M. —.50; Eheleute J. P. Kippel in Blankenrath M. 2.—; Johann Holl in Blankenrath M. 1.—; Maria Margarethe, Joh. Peter und Maria Cath. Holl ebendasselbst je M. 1.— = M. 3.—; Schimpff in Schleithal M. —.50; A. Paulus in Trier M. 2.—; Hummes jr. in Dortmund M. —.90; Pfr. Meusel in Hochheim M. 12.—; Lehrer Schlömer in Holthausen M. 6.—; N. Bausch in Köln M. 1.10; Th. Köllen in Duisburg M. 10.50; Waldermann in Sorau M. 1.—; Arex in Hagen M. 1.40; B. Spielmann in Rönthausen M. 5.60; v. Groote, Hermülheim 1.75; J. Kühner, Laupheim M. 5.30; H. Zimmermann in Schiffweiler M. 5.15; Ruffack in Erfurt M. 3.05; Millesen in Emmerich M. 5.—; Vikar Winterroth in Sfezheim

M. 3.—; Frau von Gellhorn in Liegnitz M. 5.—; Fridolin Schweiger in Schw. Gmünd M. 17.—; J. Woklawski in Boffowzka M. 1.—; Lehrerin Stemmler in Erkrath M. 3.—; Capl. Stroband in Lüdinghausen M. 1.50; Jos. Kleinen, Haus Wenge M. 1.40; Wilh. Schöndeling in Oberhausen M. 1.—; Ferd. Tutmann in Enniger M. 2.30; Rentmeister Burg in Tawern M. 5.—; Zimmermstr. Loch in Roschberg M. 2.—; Pfr. Krug in Flochberg M. 5.—; Pfarrer Stinglhamer in Seebach M. 10.—; Wwe. Conen in Emsbüren M. 7.30; Lehrer a. D. Bauer in Niederscheidweiler M. 5.—; J. C. in M. M. 1.—; Ramsfeyer in Neuleinigen M. —.80; Pet. Kranzen in Aachen M. —.50; J. H. Berg in Hilden M. 3.50; Rud. Brof in Duisburg M. 5.10; Ung. in Coblenz M. 1.60; Anton Schmidt in Elberfeld M. 10.20; Frau Emilie Waldermann in Sorau M. —.60; Joh. Jos. Sauerländer in Au a. d. Sieg M. 5.05; Pfr. Staas in Lehmen M. 3.—; Th. Brands in Buderich M. 1.80; N. G. in M. b. Tr. M. 7.—; Eheleute S. in M. b. Tr. M. 1.—; Jos. Uhlenbrock in Börste M. 3.05; Wessel-ter-Horn in Bremen M. 4.85; Josefine Blümke in Aachen M. 1.15; Benefiziat Voibl in Straubing M. 20.10; Marie Waas in Straubing M. 5.00; Frau Wittve von Zastrow in Eppan, Tirol, M. 4.15; Familie Grewe in Elberfeld M. 5.10; Pfr. Heid in Rödelsmaier, Baiern, M. 1.—; Anna Siebert in Worms M. 1.—; M. S. in Schw., Tirol, M. 12.—; H. Löfen in Neunkirchen 6.60; Pfr. Hackert in Morsbach M. 1.—; Josef Anhalt in Erfurt M. 2.60; Heinrich Becker in Lünen M. —.60; Carl Lammers in Bockraden M. 3.10; N. Bornfett in Einum M. 6.50; Martin Dohmen in Boslar M. —.50; Frau Wilhelmine Sauer in Weilheim M. —.30; Ung. in Losheim M. 0.50; Elise Klüber in Gladbeck M. 2.10; Fr. Eichhoff in Eiserfeld, Sieg, M. 5.—; Familie Lennarz in Aachen M. 3.—; Graf M. H. in D. M. 1.20; Jgu. Lehmeier in Unterstall M. 3.—; Ger.-Ass. H. Stöcker in Halle i. W. M. —.50; Pfr. Massino in Heverode M. 4.—; Wilh. Hoff in Rinkscheid M. 10.—; Wwe. G. T. in Münster M. 6.55; Wwe. Spenarth in Sp. M. 50.—; Mendant Cordes in Gelsenkirchen M. 3.—; Joh. Vallinger in Simmling M. 2.—; Alumnus Schuster in Vinz a. D. M. 1.70; Familie Miesl in Tanderu M. 9.—; Benefiziat Schall in Bruck von 37 Mitgliedern M. 100.—; Lehrer L. Mathis in Rohr M. 2.—; Anna Schloß in Kervenheim M. 1.—; Familie B. aus S. M. 4.10; Lieutn. a. D. Jung in Beuthen M. 10.—; A. Schmidt in Elberfeld M. 5.30; N. J. Lüll in Rüdelsheim M. 1.50; Ökonom Leonard Hehn in Elisabethszell —.40; Joh. Heinrich Saß in Honnef M. 4.—; W. R. in Kellinghausen M. 1.—; Clementine Werth in Kellinghausen M. 4.—; Maria Landscheid in Sterkrade M. 2.—; Kath. Saal in Bettelschoß M. —.50; Graf Holstein in Oberstdorf M. 10.—; Geishw. Chry in Hoiheim M. 2.20; A. L. in Mainz M. 2.20; Wilhelmine Meller in Düren M. —.80; Familie



Der der Mahlzeit

Rückert in Coblenz M. 20.30; Ung. in Gr. Sandock, Ostpr., M. 9.60; Rektor von Orsbach in Oberelvenich M. 31.50; Mich. Bai in Merl M. 0.80; Pfr. Simon in Neufang M. 1.—; Heinrich Schroers in Benrad M. 5.—; Pfr. emer. Schilling in Eichelsdorf M. 10.—; Ludwig Friedrich, Stat.-Vorst. in Hadamar M. 2.—; Jof. Steiner in Hohenebra M. 2.—; Joh. Holl in Blankenrath M. 22.50; Leop. Müller in Obersdorf M. 17.24; Peter Antony in Nimshuscheidemühle M. 8.60; H. Müller in Greifswald M. 1.70; Gustav Thymann in Altenburg M. 1.80; Carl Lammers in Vockraden M. 8.—; A. Bergstein in Kirchrath M. —.80; Alb. Morlock in Pforzheim M. 2.40; Marie Marschke in Kanndorf M. 9.20; Wwe. H. Conen in Ensbüren M. 38.—; Fr. X. Bauer in Metab M. 1.40; Pfarrer Glücker in Ettinghausen M. 2.—; Mich. Rütth in Oberweis M. 5.—; Benefiziat Schall in Bruck M. 3.—; Fridolin Schweizer in Gmünd M. 13.—; Wwe. Hüber in Lechbruck M. 15.40; Lehrer A. Gese-meyer in Emden M. 4.—; Wwe. Jof. Steinbauer in Nachen M. 33.—; Pfr. Späth in Forbach, Baden, M. 3.90; Pfr. Carl Schmid in Frohnstetten M. —.80. Zusammen M. 1064.65.

Außerdem ging von Aggregirten noch ein für besondere Zwecke: Pfr. Stinghamer in Seebach für 80 hl. Messen 100 M. Fridolin Schweizer in Gmünd 10 M. für 10 hl. Messen, davon 8 für Verstorbene und 2 zu Ehren des hl. Herzens Jesu. Wilh. Schöndeling in Oberhausen 9 M. für 9 hl. Messen, 7 für verstorbene Angehörige und 2 zu Ehren des h. Herzens Jesu um Wiedererlangung der Gesundheit. Nik. E. in M. 3 für 3 hl. Messen und zwar eine zu Ehren des hl. Nicolaus, eine zu Ehren der hl. Familie um eine glückselige Sterbestunde, die dritte für die verstorbenen Eltern. Ungen., Morsbach für 2 hl. Messen 2 M. Jof. Anhalt in Erfurt für 2 hl. Messen 3 M. Jof. Vallinger in Simmling für 2 Seelenmessen 2 M. Familie B. aus S. für 1 hl. Messe zu Ehren des h. Joseph 1 M. W. N. in R. für 3 hl. Messen in besonderen Anliegen 3 M. Mich. Bai in Merl für 3 hl. Messen 3 M. Mich. Rütth in Oberweier für 5 hl. Messen 5 M. Fridolin Schweizer in Gmünd für 13 hl. Messen 13 M. Zusammen 154 M.

Für 2 Negerkinder, zu taufen Anna und Franz Hieker, durch Pfr. Stinghamer in Seebach 50 M. Mich. Bai in Merl für ein Kind, zu taufen Peter Carl oder Maria Eva Bai, 50 M. Zusammen 100 M.

Außerdem noch von einer Dame ein Stück Drillich zu 3 Altartüchern. (Dergleichen Ausstattungsgegenstände sind sehr erwünscht, auch Stoff, recht bunter, zur Bekleidung der Neger.

Als **Beförderer** und **Beförderinnen** sind ferner bestellt:

42. Heinrich Borgmann, Dortmund; 43. J. H. Berg, Hilden; 44. Pfr. P. Staas, Lehmen; 45. Wilh. Koltzen, Kellinghausen; 46. Baumeister Schnell, Tübing, Baiern; 47. Ferdinand Tut-

mann, Enniger; 48. Wilh. Schöndeling, Oberhausen, Rhld.; 49. Mich. Bai, Merl, Mosel; 50. Joh. Ad. Ramsayer, Neuleiningen b. Grünstadt; 51. Peter Kranzen, Aachen; 52. Jos. Capellmann, Morsbach; 53. Lehrer a. D. Bauer, Niederscheidweiler; 54. Fridolin Schweizer, Schw. Gmünd; 55. Josef Kühner, Laupheim; 56. Pfr. Meusel in Hochheim b. Erfurt; 57. Josef Kleinen, Haus Wenge b. Courl; 58. Caplan Stroband, Lüdinghausen; 59. Wwe. Conen, Emsbüren; 60. Bernh. Spielmann, Rönkhausen; 61. Baron von Grote, Hermülheim; 62. H. Zimmermann, Schiffweiler; 63. Vikar J. Winterroth, Iffezheim, Baden; 65. Jos. Hummes jr., Dortmund; 65. Rentmeister Carl Burg, Tawern; 66. Jakob Loch, Roschberg; 67. Pfr. G. Krug, Flochberg, Wttbg.; 68. Pfr. Josef Stinglhamer, Seebach; 69. Frau Christine Brock, Duisburg; 70. Anton Schmidt, Elberfeld; 71. Joh. Jos. Sauerländer, Au a. d. Sieg; 72. Adolf Züll, Hofel bei Commern; 73. Nik. Etges, Morsdorf; 74. Cath. Schiffer, Raeren bei Aachen; 75. Maria Christine Röh, Sobernheim; 76. Henriette Kölges, Trier; 77. Benefiziat Huber, Eichstätt; 78. Johann Forstmann, Neuenkirchen bei Rheine. 79. Anna Schloob, Kervenheim; 80. J. P. Rippel und Jos. Holl, Blankenrath; 81. Lehrer Sina, Weyer; 82. Ehrw. Schwester Leontine, Borromäerin, Döbersdorf; 83. Joseph Bornträger, Salzschlirf; 84. Wittve Veronika Huber, Lechbruck; 85. Otto Dffermann, Cottbus; 86. Stat. Vorst. L. Friedrich, Hadamar; 87. Frau des Vorigen; 88. Jos. Sauerländer, Au a. d. Sieg; 89. Vikar J. Winterroth, Iffezheim; 90. Josefina Blömke, Aachen; 91. Bernh. Lennarz, Aachen; 92. Max Graf von Holstein, Oberdorf; 93. Gymnasiallehrer Dr. Kalisch, Breslau; 94. Pfr. Stinglhamer, Seebach; 95. Emilie Valdermann, Sorau; 96. Pfr. emer. Schilling, Eichelsdorf; 97. Pfr. Simon, Neufang; 98. Def. Leonard Hehn, Elisabethzell; 99. J. H. Saff, Honnef; 100. Friedr. Eichhoff, Eisersfeld; 101. H. Becker, Lünen; 102. Martin Dohmen, Bostlar; 103. Jgn. Lehmeier, Unterstall; 104. Wwe. H. Speyarth, Speyarth; 105. Frau J. von Zastrow, St. Michael, Eppan; 106. Karl Bornfett, Einum; 107. Anton Sigl, Schwaz; 108. Lehrer L. Mathis, Rohr; 109. Wilhelmine Meller, Düren; 110. Anna Lavalle, Mainz; 111. Jos. Lallinger, Simmling; 112. C. Miesl, Tandern; 113. Gertr. Theising, Münster i. W.; 114. Elise Klüber, Gladbeck; 115. N. J. Lill, Müdesheim; 116. Pfarrer Massimo, Meyerode; 117. Clementine Werth, Recklinghausen; 118. Capl. Fischer, Meschede; 119. Rendant Max Cordes, Gelsenkirchen; 120. Wilh. Hoff, Rinkscheid; 121. Pfr. Heid, Rödelmaier; 122. Benef. Loibl, Straubing; 123. Anna Siebert, Worms;

124. P. Hackert, Grube „Teut“ bei Gravenberg; 125. J. H. Berg, Hilden; 126. J. Wessel-ter-Horn, Bremen; 127. H. Müller, Greifswald; 128. A. Bergstein, Kertrade; 129. Gust. Dhrmann, Altenburg; 130. Peter Antony, Nimshuscheidermühle; 131. Albert Morlock, Pforzheim; 132. Marie Marschke, Kamdorf; 133. Priester Jos. Löw, Vinzenzhaus, Singheim; 134. Wwe. Jos. Steinhauer, Aachen; 135. Pfr. Glücker, Eltinghausen; 135. N. Straßenwärter J. K. Bauer, Metax; 137. Mich. Rüh, Oberweier; 138. Lehrer A. Gehrmeier, Emden; 139. Lehrer Möllersfeld, Borghorst; 140. Wilh. Formen, Aachen; 141. Kaufmann Martin Raabe, Stolp i. P.; 142. Frau des Vorigen; 143. Lehrer Konz, Münchwies.

Anweisungen

für die

bei der in Kamerun wirkenden Missions-Kongregation der Pallottiner (Fromme Missions-Gesellschaft) eintretenden Zöglinge.

- I. Brave und gut talentierte Knaben von 16 Jahren an und von guter sittlich religiöser Erziehung finden Aufnahme, wenn sie sich verpflichten, nach den Regeln des sel. Stifters Vincenz P. Pallottoi leben und so unserm lieben Heilande nachfolgen zu wollen in Gehorsam, Armut und Keuschheit behufs Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden.
- II. Vollkommene geistige und leibliche Gesundheit ist hierzu erforderlich, d. h. der Zögling darf keine siechende Krankheit an sich haben, noch eine solche von seinen Eltern ererbt haben, wie Schwindsucht, Trispan etc.
- III. Alle jugendlichen Bewerber müssen sich mit einem Auswanderungspass versehen, welcher von hier aus verlängert werden kann; auch muß jeder Tauf- und Sittenzeugnis seines Ortspfarrers einreichen, ferner das letzte Studienzeugnis, sofern er einer höheren Lehranstalt angehört.
- IV. Alle Kandidaten, welche gute Fortschritte in ihren Studien machen, werden nach beendetem Noviziat nach Rom geschickt zum Studium der Philosophie und Theologie; solche hingegen, welche die vorgeschriebenen Examen nicht bestehen, können als Katecheten oder Laienbrüder für die Missionen Verwendung finden.
Auch Handwerker jeder Art können Aufnahme finden.
- V. Die Jahres-Pension für Studien-Zöglinge beträgt 400 M.; doch wird auch armen und braven Zöglingen eine Ermäßigung gewährt, jedoch erst nach Ablauf einiger Zeit, d. h. bis selbe Proben ihrer Tüchtigkeit abgelegt und sich einer Begünstigung für würdig gezeigt haben.
- VI. Zöglinge aus anderen religiösen Genossenschaften entlassen, finden keine Aufnahme.

Anmeldungen sind zu richten an den hochw. P. Max Kugelmann, Superior des deutschen Missionshauses in Masio, Postf. Felizzano, Piemont. (Il Signor P. M. Kugelmann, P. S. M., Collegio di S. Patrizio, Masio, p. Felizzano, Piemonte.)

Mitteilungen aus dem Vereinsleben.

Nikolsburg (Oesterreich).

Am Sonntag, den 13. December, 5 Uhr Nachmittags, fand hier die Generalversammlung des Vereins zur Bekämpfung der Sklaverei in Afrika statt. Dieselbe war sehr zahlreich besucht; auch viele Frauen waren erschienen. Der Präsident des Vereins, der hochw. Herr inf. Probst und Prälat Karl Landsteiner, begrüßte die Anwesenden und erstattete in mehr als einstündiger Rede den Bericht, in welchem er zunächst den Antrag stellte, daß sich der Nikolsburger Verein, der anfangs ein Zweigverein des Wiener sog. Central-Vereins war, selbstständig erkläre, wozu ihm statutengemäß das Recht zustehe. Dann besprach der Redner die Vereinsverhältnisse im deutschen Reiche und Oesterreich, erwähnte seiner Zusammenkunft mit Mgr. Brincat in Wien und die von demselben propagierte Gründung von Diöcesanvereinen, sowie die Pläne des Salzburger Damen-Komitee, ein österreichisches Missionshaus für Afrika in's Leben zu rufen. Er schilderte in erschütternder Weise das Elend der Sklaven in Afrika und die Mittel, dem Sklavenhandel resp. den Sklavenjagden zu steuern, gedachte der Kolonisationsarbeiten Deutschlands und des Beschlusses der Brüsseler Konferenz, welche durchzuführen Kardinal Lavignerie auf dem Kongresse in Paris empfohlen hatte, weil sie nahezu alles umfassen, was vom humanitären Standpunkte aus für den dunklen Weltteil zu geschehen habe. Redner wies dann in überzeugender Weise nach, daß vor allem das Missionswesen in's Auge zu fassen sei, daß man vorläufig nichts Besseres thun könne, als die katholischen Missionen Afrikas nach Kräften zu unterstützen. Er schilderte zum Schlusse das Wirken der Missionare in Afrika und erwähnte der Lobsprüche, welche selbst hervorragende Protestanten den kath. Missionen spendet. Warmer Beifall belohnte den Redner. — Hierauf wurde der Kassenbericht verlesen; es ergab sich, daß im Ganzen über 700 fl. eingegangen sei, welches Geld nach Abzug der Auslagen zinsbringend angelegt ist. — Der Verein umfaßt gegenwärtig die Stadt Nikolsburg und 8 Filialen in der Umgegend, er zählt im Ganzen gegen 400 Mitglieder. Es folgte die Ergänzung des Ausschusses; vier neue Mitglieder waren zu wählen. Der neue Ausschuss besteht aus den Herren: inf. Probst und Prälat Karl Landsteiner, Kapittelsdechant C. Karlik, Kanonikus M. Raab, Vikar Anton Klauscher, Piaristen-Rektor Alfred Paul, Buchdruckereibesitzer Rosenau, pens. Bahnbeamter Schneider, Fleischhauer und Hausbesitzer Heinrich und Wirtschaftsbesitzer Wagner. An der Schlußdebatte beteiligten sich Herr Rektor Paul, welcher dem Präsidenten den Dank für seine aufopfernde Thätigkeit aussprach, und Kanonikus Raab, welcher darauf aufmerksam macht, daß auch der Armste mit einer geringen Gabe und mit den Opfern des Gebetes den Vereinszwecken dienen könne, wobei er auf die Intentionen des hl. Vaters Leo XIII. hinwies, welcher besonders letzteres dringend empfiehlt.

Mit einem Dankesworte an alle Freunde und Förderer des Vereins schloß Herr Probst Landsteiner die Versammlung.

Bei der Redaktion eingegangene milde Gaben.

1. Für den Afrika-Verein: F. Woelawski in Bostowka 2 M. 60 Pfg. — Jof. Vornträger, Salzhirs, 1 M. — Lieutn. a. D. Jung, Bentzen (Oder) 10 M. — Familie B. aus S. 1 M. — Kaplan C. Sontag, Tandern, 1 M. — Therese Hildebrand, Tandern, 1 M. — Karoline Miesl, Tandern, 4 M. Zusammen 20 M. 60 Pfg.

2. Für die Patres vom hl. Geiste: W. Notten, Rellinghausen, 8 M. für 7 hl. Messen für Verstorbene und eine hl. Messe in besonderer Meinung. — F. B. Mayer, Freiburg, 6 M. für hl. Messen für seine verstorbene Tochter

M. Kostka. — Pfr. Stinglhamer, Seebach, 100 M. für 80 hl. Messen, wenn möglich auf der Mission Windthorst zu lesen. — F. S. Berg in Hilden 10 M. für 10 Seelenmessen für verstorbene Angehörige. — Durch Religionslehrer Stelzmann in Münsterfeld 21 M. für ein Negerkind, zu taufen Felix Roth.

— G. Höggebe, Weringhausen, 5 M. für 5 Seelenmessen. Zusammen 150 M.

3. Zur Anschaffung eines Harmoniums für Station Windthorst: Pfr. Körpel, Seibranz, 10 M. — F. S. Berg in Hilden 2 M. 50 Pfg. — Lieut. a. D. Jung, Bentzen, 10 M. Zusammen 22 M. 50 Pfg.

4. Für die Glocke des P. Wieder: Lieutn. a. D. Jung, Bentzen, 20 M. (Weitere Gaben sind hierfür nicht notwendig.)

5. Für die Mission in Dar-es-Salam: Von Karoline Miesl, Tandern, 1 M.

6. Für die Ausbildung schwarzer Priester: A. L., Mainz, 4 M.

Bei der Expedition eingegangene milde Gaben.

1. Für die Glocke nach Kamerun: Fr. in Psohow 1 M. 20 Pfg. — Monika Müller, Abtrode, 2 M. — Aus Neufang 50 Pfg. — Aus Coblenz 1 M. 40 Pfg. Zusammen 5 M. 10 Pfg.

2. Für die Patres vom hl. Geiste in der Mission zu Maria-Himmelfahrt (Windthorst) vom Nilmandscharo: M. B. und B. D. für 1 hl. Messe zu Ehren des hl. Josef; 1 do. zu Ehren des hl. Herzens Mariä um wahre Befehung; 1 do. f. d. Mezbund; 1 do. um Erlangung e. gl. Sterbestunde; 1 hl. M. f. d. armen Seelen 5 M. — Ung. Duisdorf b. Bonn 30 M. — F. Bergmann, Holtwid, f. e. Negerkind, zu taufen auf den Namen „Anna“, 21 M. — Aus Neufang für 10 hl. M. für verst. Johanne 10 M. — Ung. Witburg für 1 Negerkind, zu taufen auf die Namen „Gerhard Moyfius“, 21 M. Zusammen 87 M.

3. Für die weißen Väter Lavigneries: Vikar Straußberg, Warstein, zum Loskauf von zwei Negerkindern, zu taufen auf die Namen „Joseph“ und „Elisabeth“, 42 M. — Aus Neufang für 5 hl. M. f. verst. Johanne 5 M. Zusammen 47 M.

4. Für die Mission am Sambesi: M. Thamm, Rajelwitz, für 1 hl. M. in bef. Anliegen 1 M. — K. Schumann für 5 hl. Messen in bef. Anliegen 5 M. — K. in S. für 1 hl. Messe f. verst. Eltern; 1 do. in gewisser Meinung; 1 do. in bef. Anliegen 3 M. — K. M., Müllenborn, für 20 hl. M. für m. verst. Schwester M. A. Romog 20 M. — F. L. P. L. für 3 hl. M. in bef. Meinung 3 M. — K. M. für 1 hl. M. zu Ehren des hl. Josef 1 M. — K. S. für 1 hl. M. für alle Abgestorbenen 1 M. — K. M. für 1 hl. M. in bef. Meinung 1 M. Zusammen 35 M.

5. Für die Ballotinerpatres in Kamerun: M. M. und Frau zum Loskauf eines Negermädchens, auf den Namen „Anna“ zu taufen, 21 M. — Ung. f. 1 hl. M. für die verst. Mutter; 1 do. Genesung v. e. Krankheit 2 M. — Aus Neufang für 10 hl. M. für verst. Johanne 10 M. — W. in K. für 1 hl. Messe zu Ehren der schmerzhaften Mutter in bef. Meinung; 1 do. zu Ehren der hl. Barbara um e. glückl. Sterbestunde f. u. ganze Familie 2 M. Zusammen 35 M.

6. Zum Bau des Hospitals für P. Ackermann: F. R. 50 Pfg. — L. S. in Woißchau 1 M. 50 Pfg. Zusammen 2 M.

Unsere Glocke,

für die Mission des P. Wieder in Tynaia, bereits im Juni abgesandt, ist augenblicklich wahrscheinlich angekommen. Die lange Fahrt erklärt sich daher, daß sie in einem portugiesischen Hafen liegen geblieben ist. Da die Firma Petit und Gebrüder Edelbrock in Gescher i. W. den größeren Teil der Anschaffungskosten selbst trug, so betrug unsere Ausgaben in Summa 265 M. 10 Pf. Eingegangen waren und sind früher quittirt 246 M. 10 Pf., den fehlenden Betrag von 20 M. quittiren wir in dieser Nummer.

Besondere Anliegen,

dem Gebete der Missionare und Schwestern empfohlen.

Um Wiederherstellung der Gesundheit. — Um Fortschritt in den Studien. — Um Geduld und Selbstbeherrschung. — Mehrere besondere Anliegen. — Die Seelenruhe aller im Jahre 1891 aus unserm Leserkreise Verstorbenen. — Um friedliche Entwicklung der Missionen im Jahre 1892. — Ein Lehrer: Wiedergenesung des Vaters. — Beistand des göttlichen Kinderfreundes in der Schule.

Bücherschau.

Schwarze Fürsten. Bilder aus der Geschichte des dunkeln Welttheils von C. Falkenhorst. 2. Bd. und Schlußband. Gr. 8^o. 312, 312. Mit 16 Abbildg. Ferdinand Hirt und Sohn. Leipzig 1891.

Das Buch bietet einen Versuch, die Geschichte des Erdtheils in einzelnen Bildern den Lesern vorzuführen. Nicht ein geographisches Problem, nicht irgend ein berühmter Forschungsreisender bildet den Hauptpunkt der Betrachtungen, sondern Afrikas Völker selbst, wie sie waren und wie sie sind, in ihrer politischen Entwicklung. Naturgemäß knüpft sich ihre Geschichte an ihre Fürsten und deren Dynastien; denn in ihnen war stets und ist noch heute die Macht der einzelnen Stämme vereinigt. Die Reihe der Bilder läßt einen gewissen Überblick über das Ganze gewinnen. Das Buch wird gewiß viele unserer Leser interessieren.

Meine Erlebnisse in der Wislmann-Truppe. 8^o. VIII. 232. Kreuz'sche Verlagsbuchh. Magdeburg 1892.

In anregender und fesselnder Weise schildert Hauptmann G. Michelsmann seine Dienstzeit unter Major v. Wislmann. Die Vielseitigkeit der Dienstobliegenheiten gaben ihm Gelegenheit, das Leben in Ost-Afrika nach den verschiedensten Richtungen kennen zu lernen. Die militärischen Schilderungen heben sich wirkungsvoll vom tropischen Hintergrund ab, während das Leben und Wehen der Tropen bei des Verfassers Sinn und Blick für die Natur zu lebhaftem Ausdruck kommt.

Die durch ihre vielen Afrika-Werke berühmte Verlags-Handlung von F. A. Brockhaus in Leipzig legt uns den ersten fertigen Band der 14. neu bearbeiteten Auflage ihres **Konversations-Lexikons** vor. Wenn nun ein solches Werk den Zweck hat, Aufschluß zu geben über alle Zweige menschlichen Wissens, so setzt das voraus, daß alle die verschiedenen Fächer von solchen Leuten bearbeitet wurden, die in denselben Autorität sind. Das trifft im Ganzen auch bei dieser neuen Auflage zu, denn die Verlags-Handlung hat sicher kein Opfer gescheut, um die hervorragendsten Kenner und Sachverständigen als Mitarbeiter zu gewinnen. Das Werk kann also als zuverlässiges Nachschlagebuch gelten in allen Dingen, welche das religiöse Gebiet nicht berühren. Die früheren Ausgaben sind bezüglich ihrer Haltung gegenüber der katholischen Kirche mit Recht scharf kritisiert worden; ob das den Verleger veranlaßt hat, für speziell katholische Dinge katholische Autoritäten als Mitarbeiter heranzuziehen, müssen wir abwarten. Der Aufsatz, der sich an das Wort „Ablas“ knüpft, stammt offenbar nicht von einem Katholiken her. Wir fürchten übrigens nicht, daß unsere gebildeten Leser sich über religiöse Dinge in einem Konversations-Lexikon Rath holen werden, und andererseits müssen wir anerkennen, daß die vorliegende Auflage eine ganz bedeutende Leistung zu werden verspricht. Uns interessiert in diesem ersten Bande besonders „A f r i k a“, dessen Erforschung und deren Ergebnisse bisher in keinem ähnlichen Werke genügend niedergelegt werden konnten. Hier findet Afrika eine ganz ausführliche Schilderung, 40 Kolonnen sind ihm an dieser Stelle gewidmet, während die einzelnen Teile noch später, ein jeder unter seinen Anfangsbuchstaben wiederkehren werden. 5 Karten, eine farbige Tafel mit Völkertypen und eine Reihe von Darstellungen afrikanischer Erzeugnisse erläutern den Text. Aegypten umfaßt 50 Kolonnen Text nebst drei Karten und mehreren Tafeln. Danach kann man ermessen, mit welcher Ausführlichkeit die hervorragendsten Gegenstände hier behandelt werden. Jeder der 16 großen Bände umfaßt 64 Bogen. Die Abbildungen, nach wissenschaftlichen Grundsätzen zusammengestellt, und unter Benutzung aller Hilfsmittel der graphischen Künste in Holzschnitt, Photographie, Kupferstich und Lithographie ausgeführt, stehen auf der Höhe neuerer Technik. Die zahlreichen Chromotafeln sind von einer großen Naturtreue und künstlerischer Vollendung. Die Karten und Pläne sind nach neuen einheitlichen Gesichtspunkten ausschließlich für das Konversations-Lexikon hergestellt. Auf die äußere Ausstattung ist große Sorgfalt verwendet durch leserlich große Schrift, schönen gleichmäßigen Druck, gutes Papier und einen dauerhaften und geschmackvollen Einband. Der Preis von 10 Mark per Band kann nicht als hoch bezeichnet werden.

Afrikanische Gletscherfahrten von Dr. Hans Meyer, Leipzig, Duncker und Humblot. 20 M. — In fürstlicher Ausstattung mit prachtvollen Karten, Plänen, photographischen Aufnahmen erhalten wir in diesem Werke Kenntniß von der mühe- und gefahrvollen dritten Expedition, welche Dr. Hans Meyer zur Erforschung des Kilimandscharo-Gebirges im September 1889 ausführte, nachdem ihn seine erste Expedition 1887 nur einen Teil des mächtigen Kilimandscharo-Gebirges schauen ließ und er 1888 in Buschiris Gefangenschaft gerieth, aus der

ihn nur ein kräftiges Lösegeld zu befreien vermochte. Nachdem seit 1861 von verschiedenen Seiten weniger erfolgreiche Versuche zur kartographischen Feststellung des gewaltigen Bergkörpers mit seinen großartigen Spizen, dem Kibo und Mawenzi, gemacht worden, kann Dr. Meyer mit Stolz sagen, daß in Folge seiner Untersuchungen der Kilimandscharo kein Geheimniß mehr birgt, der Kraterzirkus des Kibo entdeckt und die höchste Spitze des Gebirges erklimmen ist. Das reiche Material an Aufnahmen und Sammlungen, das er heimgebracht, ist daheim von Fachmännern bearbeitet und über die Ergebnisse im Anhang zu seinem Werke Bericht erstattet. Freunde und Kenner der deutschen Alpen werden von diesen ostafrikanischen Gletscherfahrten mit besonderem Interesse Kenntnis nehmen und zwischen diesen und ihren Gletschertouren Vergleichs ziehen.

(„Büchermarkt.“)

Briefkasten der Redaktion.

Die Schluß- und Hauptziehung der **Antislaven-Lotterie** findet in den Tagen vom 18. bis 23. Januar statt. Wer also noch „Lebendig begraben“ mit Anteilschein zu haben wünscht, möge den Betrag (4 M. für 22 Exempl.) recht bald an die Redaktion gelangen lassen.

Nach Sternberg. Fragliches Werk ist im deutschen Buchhandel nicht bekannt, also wohl nicht übersetzt worden. — Gaben für Kamerun bitten wir stets direkt an die Redaktion, nicht an die Expedition zu senden, da diese Gaben für die Fromme Missionsgesellschaft in eine besondere Kasse fließen.

Gott will es!

Bugamoyos nächste Umgebung und die katholische Mission.*)

Es giebt entschieden interessantere Aufenthaltsorte als ein Lazaret; doppelt ungern hält sich aber jemand in einem solchen Lokal auf, der eigentlich ganz gesund ist und nur nicht laufen kann, weil eben ein Bein nicht mitspielen will. Schon bei uns ist es dann kein Vergnügen, das Bett zu hüten, in der heißen Zone aber erst recht nicht, denn dort kommt ein erschwerendes Moment hinzu: die Schlaflosigkeit. Im tropischen Afrika leiden die meisten Europäer sehr darunter, und viele nehmen alsdann ihre Zuflucht zum Morphinum. Für mich bedurfte es oft aller Willenskraft, um nicht zu Schlafmitteln zu greifen, doch ich setzte es durch, obgleich ich damals jede Nacht vollkommen durchwachte; erst das Signal der Reveille, welches ein schwarzer Hornist unten vor dem Hause blies, war für mich das Zeichen zu einem kurzen Schlaf. Die Nacht ward somit zum Tag, und ein Kamerad bemerkte, das käme vielleicht daher, weil ich jetzt auf der andern Halbkugel sei.

Unser Lazaret war für afrikanische Verhältnisse leidlich eingerichtet, es befand sich in dem geräumigen, mitten in der Stadt gelegenen Steinhaufe eines indischen Händlers. Dr. Kohlstock errang sich hohe Verdienste um die Einrichtung jener Anstalt, die er mit großem Geschick ausstattete, indem er alle irgendwie brauchbaren Dinge zusammensuchte, sei es in den engen, noch nicht geordneten Magazinen, sei es in den von Indiern und Arabern verlassenen Wohnungen, welche freilich nur herzlich wenig enthielten.

Wir, d. h. ich selbst als Zuschauer, waren förmlich stolz auf die Schöpfung, da erfuhr selbige plötzlich noch einen unerwarteten Aufschwung durch das Eintreffen zweier barmherziger Schwestern (Diakonissen): Auguste Herzer und Antonie Bäumlein. Dieselben brachten mehrere Kisten mit allen möglichen, für ein Krankenhaus erwünschte Dingen mit, und unter Frauenhand nahmen sämtliche Räume gar bald einen freundlichen Anstrich an. Dazu veränderte sich nun vor allem eine Sache sehr zu ihrem Vorteil: die Verpflegung, ein Faktor der bei schwer Kranken eine

*) Aus dem hochinteressanten Werke des Hauptmanns Richelmann: „Meine Erlebnisse in der Wischmann-Truppe.“ (Magdeburg, Creutz'scher Verlag.)

so hervorragende Rolle spielt. An letzteren fehlte es leider nicht mehr. Dysenterie und noch mehr Fieber machten sich geltend, und unseren deutschen Landsmänninnen, die dort so segensreich schalteten, ist mancher zu großem Danke verpflichtet.

Zu Anfang Juni war es, da rückten unsere Truppen nach Saadani ab, um dort neue Lorbeeren zu pflücken, während wir armen Kerls ganz still zurückbleiben mußten. Still ist aber eigentlich nicht richtig, denn wir schimpften ganz gewaltig über unser Pech, und besonders Dr. Bumiller, den eine schwere Dysenterie befallen, war in seinem jugendlich feurigen Temperament ganz unglücklich, bei Saadani nicht mitwirken zu können.

Saadani war genommen, es kamen noch mehr Verwundete und Kranke in's Lazaret, und für mich endlich der Tag, an dem ich zwar noch humpelnd, aber recht vergnügt sagen konnte: „So leb denn wohl, du stilles Haus, ich zieh vergnügt von dir hinaus.“

Im Stationsgebäude, wo ich wieder Quartier bezog, war's gräulich eng, kaum wußte man, wo man sich selbst und seine Sachen lassen sollte, allein das blieb unvermeidlich und die allgemeine Stimmung trotzdem so vorzüglich, wie sie es jemals gewesen.

Wenn ich nur eine andere Thätigkeit gehabt hätte, so aber mußte ich mich leider ins Bureau setzen. Im dunklen Kontinent mit Tinte arbeiten, das ist eigentlich des Schwarzen zuviel, aber was half's; auch das wollte gethan sein und wen diese Arbeit traf, der mußte sich hübsch fügen, denn für den Soldaten giebt's nur Befehle und ihre Ausführung.

Um so mehr suchte ich mich in den freien Stunden zu entschädigen und lief draußen herum schlecht, und recht, wie ich's gerade konnte. Die Stadt bot dasselbe Bild wie früher, es war ein vollständiges afrikanisches Kriegslager, in welchem manche Szene vielleicht einem alten Wallenstein angeheimelt hätte. Nur die Somali machten einen traurigen Eindruck. Die armen dunklen Burschen entstammten zwar der heißen Zone, aber ihre Heimat ist dürr und trocken, während man dies von unserem Deutsch-Ostafrika ganz und gar nicht behaupten kann, am allerwenigsten in der damaligen Jahreszeit. Daher litten die Somali arg durch Fieber, weit, weit mehr als selbst die Europäer; mancher von ihnen sank ins Grab und Wissmann sah sich genötigt, nach gar nicht langer Zeit schon die letzten Leute nach Aden zurückzuführen.

Die Sundanesen hingegen fanden als Neuger keine große Schwierigkeit, sich in dem für sie ziemlich ungewohnten, feuchtheißen Lande zu akklimatisieren und die Sulus fühlten sich von Anfang an so wohl wie daheim. Mit diesen munteren Gesellen passierte damals eine komische Geschichte, die zugleich zeigt, wie leicht sie von Leuten, denen sie vertrauten, zu lenken waren.

Eines Mittags saßen die jungen Offiziere in dem Kasino, das sie sich in der Stadt improvisiert hatten, als plötzlich einer der schwarzen

Diener hereinstürzte mit der Meldung, die Sulus rückten aufgeregt gegen das Haus an.

„Na nu, was ist denn da los?“

„Schnell den Dolmetscher José geholt.“

Mit diesem Ausruf sprang alles an die Fenster, und wirklich da standen schon sämtliche Sulus, jedoch regelrecht in Reih und Glied. Einer derselben trat vor und hielt nun eine lange Rede an die oben am Fenster befindlichen Vorgelegten, von denen natürlich auch keiner nur ein Wort zu verstehen vermochte, denn kein Europäer war der Sulusprache mächtig, und den Sulus wiederum war das Kijuahele, welches sie später recht gut erlernten, noch fremd.

„Was die Kerls nur wollen?“

„Ich höre nur öster: José.“

„Sicherlich hat der Schlingel irgend etwas ausgefressen, wenn man nur ahnte, was.“

„Lassen Sie mich nur machen, ich werde schon alles in Ordnung bringen,“ sagte jetzt der Führer der Sulu-Kompagnie, Lieutenant von Medem, den seine Ruhe so leicht nicht verließ.

Darauf kommandierte er: Stillgestanden, die Schwarzen standen bewegungslos da und nun hielt er ihnen auf deutsch eine Rede, die darin gipfelte, sie seien gute Kerls und José ein Hallunke, er werde ihm die Sache schon eintränten, sie sollten nun aber ruhig nach ihrer Kaserne gehen. Natürlich verstanden die armen Teufel kein Sterbenswörtchen, aber das wiederholte „José“ und die entsprechenden Seiten gefielen ihnen offenbar. Lieutenant von Medem kommandierte: „Rechts um, Bataillon marsch,“ sichtlich beruhigt und befriedigt traten alle an und zogen ganz von selbst so wie sie gekommen waren, nach der Kaserne zurück.

Offenbar hatte José irgend etwas losgelassen, was freilich, das wußten die Götter, denn als er dann in der Kaserne vorgenommen ward, log er natürlich das Blaue vom Himmel herab, obgleich man ihm sehr wohl anmerken konnte daß ihm gar nicht wohl zu Mute war. Es wurde ihm daher gründlich der Kopf gewaschen und auf Strengste verboten, sich mit den Sulus irgendwie zu schaffen zu machen, außer in seiner Eigenschaft als Dolmetscher. Damit war jene Sache abgethan und zugleich für die Zukunft gesorgt, die Sulus aber durchaus zufrieden. Was José verbrochen hatte, haben wir freilich niemals ergründet.

Weit lieber als in der Stadt erging ich mich draußen im Freien. Nings um Vagamwo herum ziehen sich ausgedehnte Palmengaine, untermischt mit allen möglichen fremdartigen anderen Pflanzen. Entzückend sahen besonders die halowüchsigen und ganz jungen Kokospalmen aus, deren mächtige, oft bis zu 18 Fuß lange gefiederte Blätter über richtiger Wedel zugleich einen imposanten und doch auch zierlichen Ein-

druck machen. Als eifriger Freund der Zoologie fand ich dazu vieles, was meine Aufmerksamkeit fesselte. Wenn auch die überwiegende Menge dessen, was ich sah, mir sehr wohl bekannt war, so gewährte es doch ein hohes Vergnügen, jetzt das alles an Ort und Stelle vor sich leben und weben zu sehen. Lärmend jagen sich goldgelbe Webervögel um ihre Nester herum, die, kunstvoll gearbeitet, in ganzen Kolonien an den Webeln einer Palme befestigt sind. Unten an den niederen Bäumen und Büschen schwirren funkelnde Nektarinias, die reizenden Vertreter der Kolibris in Afrika, in schnellem Fluge eilt der schwarz und grüne Papilio Nireus und der große Demoleus durch den Hain. Niedliche Callosune huschen, auf und niedertanzend, über Gras und Kräuter dahin, während zarte Aeraen, die für Afrikas Fauna charakteristischste Schmetterlingsform, langsam einherflattern.

Obgleich mit all solchen Dingen vertraut, zahlte ich doch einmal Lehrgeld. Meine Wißbegierde verleitete mich, einen besonders schönen Zitronenbaum kräftig abzuklopfen, um seine stets zahlreichen Bewohner genau kennen zu lernen. Leider war er nur allzu stark bevölkert, und im nächsten Moment regnete es nur so herab: Ameisen, Ameisen in unglaublicher Menge. Die kräftigen, hellbraunen Tierchen zeigten sich ungemein feindlich, o, was das zwifte und zwadte! Hut fort, Rock weg, trotz der stechenden Sonnenstrahlen weg mit allem, was nur irgend ging, um die schändlichen, kleinen Bösewichter zu entfernen. Ich mußte über mich selber lachen; zügelte aber von da ab den Eifer soweit, daß ich wenigstens immer erst genau ansah, was ich anfachte.

So anziehend die nächste Umgebung der Station für den Neuling auch sein mag, der Glanzpunkt von allem bleibt bei Bagamoyo die vielgerühmte katholische Mission.

Wenn ich hier nur von der katholischen Mission erzähle, so darf das nicht Wunder nehmen, denn von einer dortigen evangelischen Mission läßt sich nichts aus jener Zeit berichten. In ganz Deutsch-Ostafrika war nur in Dar es Salaam eine evangelische Missionsstation gegründet; kaum geschaffen, ward sie auch schon im Aufstade unbarmherzig hinweggefegt, und damals erst konnte man das Werk wieder in Angriff nehmen.

Jetzt ist noch eine andere evangelische Station entstanden, weiter nach Norden zu, in dem mir so lieb gewordenen Tanga. Dort schaltet und waltet Missionar Krämer, unterstützt von seiner jungen Frau, und ich glaube, er faßt die Sache am richtigen Ende an. Ich lernte Missionar Krämer in Sansibar kennen; ausdauernder Fleiß, praktischer Sinn sind ihm eigen, sowie ein ruhiges stets sich gleichbleibendes freundliches Wesen, Dinge die sämtlich von höchster Wichtigkeit sind.

Um aber ein Resultat zu erreichen, dazu bedarf es der Zeit. Nicht mit Jahren, sondern mit Jahrzehnten muß man rechnen; nur mit Geduld, unsagbarer Geduld und ruhiger Klugheit kommt man

zum Ziel. Zuerst muß man den Neger und sein Wesen studieren, man muß ihm nachfühlen, nachdenken lernen, dann kommt man ihm allgemach näher. Ich bin überzeugt, unsere Missionen werden diese Aufgaben lösen, aber Zeit gehört dazu, viel Zeit und Mittel.

Die Neger habe auch ich im Laufe der Zeit lieben gelernt, sind sie doch Menschen so gut wie wir, aber Menschen, die eben vermöge ihrer ganzen Entwicklung vom Europäer im Charakter und ihrem seelischen Leben fast eben so sehr abweichen, wie in der äußeren Erscheinung, also auffallend genug und trotzdem wieder nur äußerlich.

Die katholische Mission arbeitet schon seit 30 Jahren in Ostafrika, zielbewußt, praktisch und darum erfolgreich.

An Erwachsenen lohnt die Missionsarbeit nicht, man predigt da tauben Ohren, vergeudet Zeit und Kräfte, die man nutzbringender anwenden kann, indem man sich ganz dem jugendlichen Alter zuwendet. Die frischen Kindergemüter sind empfänglicher, hier läßt sich ein gutes Werk schaffen, zumal wenn man gleichzeitig jedem Einzelnen auch noch praktische Kenntnisse und Fertigkeiten mit auf den Lebensweg giebt.

Die katholischen Missionen haben das alles sehr richtig erkannt und lehren die Kinder bei Zeiten auch arbeiten. Die Mädchen lernen Berrichtungen im Haus und im Garten, die Knaben ein Handwerk, indem sie als Schneider, Schuster, Tischler, Zimmermann, Maurer, Schlosser u. s. w., gleichzeitig aber auch in Garten und Feld unterwiesen werden. Selbstverständlich wird auch Schulunterricht erteilt.

Die herangewachsenen Jüglinge verheiraten sich dann untereinander. Auf diese Weise werden die Einzelnen vor einem Rückfall in den früheren Zustand bewahrt und bilden einen zuverlässigen Stamm, der das Missionswerk fördern hilft. Wir alle freuten uns immer, wenn wir mit Jüglingen jener Mission arbeiten konnten; durchweg waren es brauchbare, zuverlässige Menschen, bei denen die Lehren ihrer frommen Erzieher vorzüglich Wurzel geschlagen hatten.

Die älteste, und darum die Hauptstation auf dem Festlande ist bei Bagamoyo, von dort ressortieren alle anderen, so die in Mandera, Tunungo, Mrogoro, Longa und Rhonda.

Kurz nach Pfingsten lenkte ich meine Schritte zum ersten Mal hinaus. Dem Meeresstrand folgend, kommt man an einer sauberen Moschee der Indier vorbei, bald an dichtes Buschwerk langstacheliger Feigenaktus, falsche Kroton- und andere Sträucher wachsen wirr durcheinander. Da plötzlich öffnet sich ein breiter, wohlgepflegter Weg und mitten darauf, dicht am Strande, erhebt sich ein hohes, in der umgebenden Pflanzenfülle durch seine schmucklose Einfachheit imponierendes Holzkreuz. Ein feines flüsterndes Rauischen tönt von oben herab, gleich dem unserer heimischen Wälder und wie mein Blick nach oben schweift, da grüßen mich dunkle Nadelholzbäume, Kasuarinen. Von rückwärts her aber rauischen, bald leise, bald lauter brandend, die Wogen des Ozeans,

als wollten sie feierlich an die Ewigkeit mahnen. Die helle Sonne übergießt alles mit strahlendem Licht; eine Feiertagsstimmung kommt unwillkürlich über den Wanderer, der jene Stelle zum ersten Male betritt.

Der schnurgerade, breite Weg ist mit Nadeln bestreut, auf denen man lautlos dahinschreitet. Fast könnte man sich in der Heimat wähnen, doch durch die Kasuarinen hindurch gewahrt man nur Fremdlinge: Kokospalmen soweit das Auge reicht.

Als ich etwas später unsern ersten Gast führte, der Ostafrika aufsuchte, — einen Herrn Oldemeyer — welcher seit Jahren in Indien als Kaufmann thätig ist, blieb er erstaunt stehen und sagte: „Ich habe doch schon manches gesehen, aber eine solche Fülle prächtiger Kokospalmen wie hier, sah ich bislang nur auf Zeylon.“

Etwas weiter hin steigt der Weg eine leichte Erhebung hinauf, und nachdem man einen mit stattlichen Aloës besetzten Weg überschritten, verwandelt sich die Kasuarinen-Allee in eine solche mit Mangobäumen.

Nicht lange mehr und wir stehen vor der Mission.

Das breite, eiserne Eingangsthor mit den Nebenthüren ist auf der Mission gearbeitet. Vor dem Eingange steht ein lebensgroßes, aus Erz gegossenes Christusbild, die Arme halb zum Segen erhoben. Der Steinsockel, auf dem es sich erhebt, trägt eine eiserne Tafel mit der lateinischen Inschrift: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.“

Durch das Thor hindurch gewahrt man einen blühenden Garten, ein kleines Paradies.

Gleich neben dem Weg stehen verschiedenartige, prächtige Palmen unter denen die Königspalme besonders hervorsticht. Blatt und schnurgerade wie von Meisterhand gedrechselt, steigt der graue Stamm empor, dessen oberstes Drittel eine prächtig grüne Färbung zeigt, überschattet von der dichten gefiederten Krone. Daneben erheben sich verschiedene Eukalyptus, von denen der Blick sich wieder herabsenkt zu den prächtigen Baumfarnen.

Aber es treibt uns vorwärts zu den dicht vorliegenden Gebäuden. Besonders imponierend wirkt das hohe, ringsum in beiden Stockwerken von breiter Veranda umgebene Hauptgebäude, an welches sich nach der einen Seite hin die umfangreichen Gebäude der Tischlerei und Maschinenwerkstatt anschließen.

Hier waltet der fromme Bruder Polykarp schon dreißig Jahre unermüdet auf seinem Posten. Er kennt nur drei Pflichten: arbeiten, beten und gefällig sein gegen andere.

Auf der anderen Seite erhebt sich die Kirche, einfach und würdig. Dieser Bau ist größtenteils durch den Ertrag von Naturaliensammlungen ermöglicht, welche die Missionare nach Europa sandten, ebenso aber

sind auch alle anderen Häuser ihr eigenes Werk. Nicht nur, daß sie dieselben selber gebaut, nein, sie haben sogar zu Anfang die Steine selber unten auf den Korallenriffen in der See gebrochen.

Hinter der Kirche ist durch einen dichten Zaun ein großer, mit verschiedenen Höfen und Häusern besetzter Raum abgegrenzt, den die Schwestern bewohnen, gemeinsam mit den Negermädchen, die sie arbeiten lehren und im Christentum unterrichten.

Die Knaben sind in großen Gebäuden unweit der Maschinenwerkstatt untergebracht und befinden sich dort unter beständiger Aufsicht.

Bruder Abelin waltet hier seines Amtes in nie rastendem Eifer. Oft habe ich ihn bewundert, wie er, der lebhafteste Franzose, so geduldig sein konnte und jede Stunde, ja jede Minute unverdrossen den schwarzen, großen und kleinen Burichen widmete. Daneben ist er noch Baumeister für die Mission und führt die Aufsicht über die ausgedehnte Palmenpflanzung.

Diese Pflanzung ist jedoch nicht die einzige; noch mehr staunte ich ob der Fülle der Nutzpflanzen, die ich weiterhin gewahrte. Prächtige Frucht bäume ziehen sich an den Wegen hin; Orangen, Mandarinen, Pampelmusen, Papay's, Guaven, Granatäpfel, Anonen, Limonen, und wie sie alle heißen mögen. Wie heimeln die Beete einen jeden an, denn da sprießen Endivien und Kopfsalat, Radieschen, Rettiche, Kohlrabi, Kohl und andere nordische Erzeugnisse in friedlicher Eintracht neben dem heißesten Sohne der Tropen: dem Pfeffer.

Bewundert blickt man an ausgedehnten Zäunen hin, durch welche sich dicke Stengel mit langen fleischigen nach unten gerichteten Blättern schlängen. Neben den Blättern hervor drängen sich dichte Büschel von langgestreckten rundlichen Schoten, unseren Bohnen vergleichbar: es ist Vanille, die auf der Mission in ziemlicher Menge und vorzüglicher Qualität gezogen wird.

Hier in diesen Pflanzungen lernen die schwarzen Kinder, große wie kleine, arbeiten und saubere Ordnung halten.

Gehen wir noch ein Stückchen weiter, so betreten wir einen ersten Ort, den Friedhof.

Blühende Sträucher umschließen den stillen Ort, in welchem in langen Reihen gebettet die Schwestern, Brüder und Patres ruhen, die einst opferfreudig ihr Leben im Dienste einer edlen Sache gelassen.

Auch mancher Landsmann, manch rheinisches Kind ist dort in afrikanischer Erde gebettet, nachdem es rastlos mit treuem, deutschen Sinn gewirkt hat, fern von der Heimat, nicht ahnend, daß deren Banner einst auch dort draußen stolz wehen sollte.

Gleichgiltig wäre es jenen Wackeren nicht gewesen, denn auch in der Ferne gehört das Herz dem Vaterlande; ja dort schlägt es ihm oft mit doppelter Wärme entgegen, auch unter der schwarzen Kutte, wie ich oftmals gesehen. Ich erinnere mich noch, wie ich einst in halb heiterem, halb ernstem Gespräche einem Vater sagte:

„Na, süßlich kann's Ihnen doch einerlei sein, welches Landes Flagge hier weht, Politik dürfen Sie ja ohnehin nicht treiben.“

„Gewiß ist es mir untersagt, Politik zu treiben, aber es ist mir nicht verboten, mein Vaterland zu lieben,“ lautete die schlichte, aber in warmen Töne gegebene Antwort.

Kehren wir von dem Friedhose zum Missionshause zurück, um uns einmal einige seiner Bewohner anzuschauen.

Doch bevor wir dahin kommen, fesselt ein Baumriese das Auge, der aus einem üppigen Bambusgebüsch herauschaut. Ein Baobab ist es, ein Mitglied jener Spezies, welche durch die Maffigkeit des hellgrauen Stammes eine der auffallendsten Erscheinungen unter den Riesen der Pflanzenwelt bildet. Viele Jahrhunderte sind schon an ihm dahingerauscht; er kannte das Land schon, als es noch keines weißen Mannes Fuß betreten, er sah die Araber kommen, sah den Neger sich unter muhamedanisches Joch beugen, bis er jüngst den scharfen Knall unserer Büchsen vernahm, bis donnernde deutsche Geschütze ihm mit ehernem Munde verkündeten, daß eine neue Epoche heranzieht, eine Zeit, die helles Licht in den dunklen Kontinent bringt.

Halten wir uns aber nicht weiter bei diesen Betrachtungen auf; nur ein paar Schritte noch, da sind wir schon auf der Veranda, und ein älterer Herr mit graumelirtem Vollbart heißt uns herzlich willkommen. Es ist Père Etienne, der würdige Pater Superior. Schon an dreißig Jahre ist er in rühriger Thätigkeit, kennt Land und Leute so genau wie wenige und genießt bei allen ein unbegrenztes Vertrauen. Auch wissenschaftlich sehr durchbildet, ist er ein äußerst angenehmer Gesellschafter, einer jener Leute, die im Fluge jeden Menschen für sich gewinnen. Sein mildes Denken und Handeln hat sich auf alle, die mit ihm oder unter ihm arbeiten, übertragen; kein Wunder, daß wir rauheren Kriegerleute und Weltkinder uns gerade dadurch mit angezogen fühlten und fast allabendlich nach gethaner Arbeit zu einem Plauderstündchen nach der Mission gingen.

Da saßen Soldat und Priester in heiterem Gespräche beisammen, und wenn hierzulande sich vielleicht jemand wundert, daß wir Evangelischen draußen so viel mit den katholischen Geistlichen verkehrten, so vergesse man nicht, daß die Konfession dort glücklicherweise nicht so schroff hervortritt, in erster Linie hält der Christ zum Christen, im Gegensatz zum Muhamedaner.

Mit wehmüthiger Freude denke ich oft an jene Plauderstündchen zurück, aber auch mit Genugthuung, denn ich erfuhr und lernte dabei manches, was mir für meine spätere Thätigkeit von großem Nutzen war.

Am meisten mit erstaunte ich zu Anfang über das ungemeine Vertrauen, welches die gesamte Bevölkerung den „Padri“, wie die Leute sie nannten, entgegenbrachte. So groß war das Ansehen der Missionare, daß Buschiri sogar jene Station als neutrales Gebiet erklärt

und stets als solches geachtet hatte. Infolge dessen war ein großer Teil der früheren Bewohner Bagamoyos dorthin geflüchtet und neben der Mission ein provisorisches Dorf aus zahlreichen kleinen Hütten entstanden. Als später dann ruhige Zeiten zurückkehrten, traj ich unendlich oft selbst Araber und Indier in der Mission, die sich Rat bei den Geistlichen holten, denn obgleich strenge Muhamedaner, wendeten sie sich doch vertrauensvoll an jene Männer, von denen sie wußten, daß sie allezeit hilfsbereit waren.

Ich kann jedoch die Mission nicht verlassen, ohne eines Mannes zu gedenken, der sozusagen in Ostafrika eine gewisse Berühmtheit genießt, dies ist Bruder Oskar.

Bruder Oskar ist ein Düsseldorfser Kind und, obgleich schon 24 Jahre draußen, hört man ihm doch auch heute sofort den Rheinländer an. Er ist ein Biedermann, Herz und Kopf — beides auf dem richtigen Fleck und vielleicht aus ähnlichem Holz geschnitzt, wie jene Mönche, die einst die Kreuzfahrer mit zum heiligen Grabe führten. In früheren Jahren hat er auch tiefer im Innern zu thun gehabt, auf jenen Marschen war die Büchse seine stete Gefährtin, und ich glaube, er kennt sie eben so gut wie sein Gebetbuch.

Flüchtig hatte ich ihn schon früher kennen gelernt, so recht kennen lernte ich ihn aber kurz nach meinem ersten Besuche in der Mission.

Ich hatte mich einige Tage später aufgemacht, um einen nach dem Ringanfluß hin liegenden Buschwald zu durchstreifen, nur den Revolver im Gürtel und einen Stock in der Hand, denn so ging's sich's am bequemsten. Schon war ich ein Stück über die Mission heraus, und nahe am Ziel, da hör ich Schritte hinter mir, drehe mich um und sehe Bruder Oskar, der, die Flinte über der Schulter, rüstigen Schrittes daher kommt.

„Na, Bruder Oskar, wo soll denn die Reise hingehen?“

Ich will mit in den Busch, vielleicht kann ich für die Schwestern dort ein paar Tauben schießen.“

„Schön, dann wollen wir zusammen gehn.“

Munter ging's in den Busch hinein, und wo's die dicke Bewachung irgend erlaubte, da verließ ich den Weg. Mir war ja alles noch neu, an jedem Vogel, an jeder fremdartigen Pflanze erfreute ich mich, Bruder Oskar in seiner langen Kutte war immer mit dabei, manchmal rief ich ihm lachend zu: „Sachte, sachte, Bruder Oskar, Sie reißen sich alles entzwei.“

„Ach was, ich komm schon durch, wenn's hier auch bessere Wege giebt, als die, welche wir gehen und kriechen.“

Allgemach hatten wir uns nach dem Meeresstrande durchgearbeitet und lenkten die Schritte heimwärts; Bruder Oskar hatte aber gar nicht den Versuch gemacht, etwas zu schießen, das fiel mir auf, ich fing an etwas zu ahnen.

„Nun sagen Sie mal ganz ehrlich, Bruder Oskar, warum sind Sie eigentlich mit dem Gewehr hier überall mit herumgekrochen?“

„Ja, lieber Herr, sehen Sie, da drüben, über dem Kingani in Awindi, da wohnt eine bitterböse Gesellschaft, dort haben Ihre Leute noch keine reine Bahn gemacht, und Sie hatten nichts bei sich als das kleine Ding,“ dabei zeigte er auf meinen Revolver.

„Na, warum haben Sie das nicht vorher gesagt?“

„S' hätt doch nix genügt, Sie wären doch gegangen, da war's schon besser, ich ging gleich mit, denn Sie kennen Land und Leute noch nicht, aber ich kenn sie und die Leute kennen auch mich.“

Ja ja, er ist ein braver, ein prächtiger Mensch, der Bruder Oskar, thätig und fleißig dazu, ein Mann, der auch für seine Mission von hervorragendem Werte ist.

Noch manches ehrenwerten Mannes wäre hier zu erwähnen, doch das würde zu weit führen.

Vorstehende Schilderung einer katholischen Mission macht dem protestantischen Verfasser alle Ehre.

(Nachdruck unterlagt.) **Die katholischen Missionen Afrikas.** (35. Fortsetzung.)

Von Baron Leo de Bethune.

VIII. Missionen des unabhängigen Kongo-Staates.

1. Historischer Überblick.

Die denkwürdigen Ereignisse, welche an den Ufern des Kongo ein „neues Belgien“ schufen, brauchen wir wohl nicht in Erinnerung zu bringen. Kardinal Lavignerie nennt diese Schöpfung den „unvergänglichen Ruhm des Königs Leopold II. und die großartigste Unternehmung des Jahrhunderts.“ Großartig ist sie ohne Zweifel, großartig vom Gesichtspunkte der Politik und des Handels aus, noch großartiger aber, wenn man bedenkt, welchen Dienst eine europäische Verwaltung im Herzen Afrikas der Christianisierung von hundert Millionen Negern leisten kann. Dazu kommt, daß die Gründung des Kongo-Staates durch König Leopold II. von Belgien die Veranlassung wurde, daß auch die übrigen europäischen Mächte ihre Blicke Afrika mehr zuwandten. Vor der geographischen Konferenz der Mächte von 1876, auf welcher der König von Belgien die übrigen Mächte für seine Ideen zu gewinnen mußte, hatten die christlichen Missionare kaum die Küsten des dunklen Erdteils gesehen; nur die Missionen des Sudan und der Galla-Völker fand man etwas landeinwärts. Seitdem, um nur die katholische Missionstätigkeit zu erwähnen, dehnen die neuen apostolischen Vikariats des östlichen Tanganjika, des Njansa, des Anjanjembe, des westlichen oder belgischen Tanganjika, des belgischen Kongo, des

französischen Kongo, des französischen Ubanghie, der Präfekturen von Cimbebasien, des Njassa, des Sambesi, des südlichen Zanzibar ihr Netz von segensbringenden Stationen über ein Gebiet aus, das größer ist, als Europa. Diese alle verdanken ihre Existenz zum großen Teile der Unternehmung des Königs Leopold.

Aber beschäftigen wir uns jetzt mit dem eigentlichen Kongo-Staate, dessen Beherrscher der König ist. Bis in die neueste Zeit haben jene Gegenden von feststehenden Missionen wenig gekannt. Allerdings weiß man aus alten Dokumenten, daß italienische Kapuziner nach dem Zusammenbruche der portugiesischen Oberhoheit gegen Ende des 17. Jahrhunderts bis zu den Königreichen Mitoko und Matamba vordrangen. P. Jeremias von Montevaresio, Apostel von Angola, welcher innerhalb 20 Jahren mehr als hunderttausend Tausen vollzog, wie berichtet wird, zählte unter seinen Befehrten sogar einen Vasallen von Mitoko. P. Carrie, heute apostolischer Vikar des französischen Kongo, berichtet, als Herr Brazza, der französische Generalgouverneur zum König Matoko von katholischen Missionen sprach, habe der König den Wunsch geäußert, solche in seinem Lande zu haben, damit sie die Kinder unterrichteten. „Die Väter unserer Großväter, fügte er hinzu, schickten ehemals ihre Kinder zum selben Zwecke zu den Weißen.“ Diese Weißen waren wahrscheinlich die Kapuzinerpatres.

Diese apostolischen Streifzüge ergaben aber im Norden des Kongo nur vorübergehende Erfolge, denn als die Jesuiten 1759 von Pomtal vertrieben wurden, mußten die Kapuziner ihre Wirkungskreise am Zaïre aufgeben, um sich ausschließlich der Seelsorge in den Gemeinden der portugiesischen Kolonie zu widmen.

In den Jahren 1766—1776 versuchten französische Priester die Evangelisierung der Eingeborenen am Loango, und vielleicht sind sie zuweilen bis zur Mündung des Kongostromes vorgedrungen. Diese neue Mission ging wieder ein, weil es an Missionaren fehlte. Das ist das Los jeder Mission, welche nicht in der Hand einer kräftigen Ordensgesellschaft sich befindet, es fehlt den apostolischen Arbeitern an Nachwuchs, um die oft sehr rasch eintretenden Lücken zu füllen.

Vor fünfzig Jahren, 1841, hatte Missionar Barron, der erste apostolische Vikar von Guinea, seine Blicke auf den Kongo gerichtet, mit der Absicht, seine Thätigkeit dorthin auszudehnen. Die Schwierigkeiten, mit welchen er in Guinea zu kämpfen hatte, ließen ihn den Plan aufgeben. Aber bereits 1846 wendete sich der ehrwürdige P. Libermann, Gründer der Kongregation vom hl. Geiste, zu Gunsten der Kongo-Bewohner an die belgischen Bischöfe. Warum seinen Bitten nicht entsprochen wurde, wissen wir nicht; die Kongregation, auf sich selbst angewiesen, mußten die beabsichtigten Niederlassungen aufschieben; erst gegen 1880 schuf sie die beiden Missionen Bama und Banana (Memlao.)

Kurze Zeit darauf, 1884—1885, wurde das Kongo-Gebiet auf der Berliner Konferenz als ein unabhängiger Staat unter dem König

Leopold II. als Souverän anerkannt. Als bald begab sich ein hoher kirchlicher Würdenträger Belgiens nach Rom, um beim hl. Stuhle die Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse zu veranlassen. Diese bot mancherlei Schwierigkeiten, denn verschiedene Missions-Gesellschaften hatten früher Bezirke des neuen Staates als Wirkungskreis erhalten, Portugal hatte einen vermeintlichen Anspruch auf kirchliches Patronat, das alles mußte neu geregelt werden. Durch einen päpstlichen Akt vom 11. Mai 1888 wurden alle Schwierigkeiten gehoben, und seitdem fällt dem belgischen Klerus die Aufgabe zu, den Kongostaat zu evangelisieren. Nur die Weißen Väter sind im Besitze des Vikariats von West-Tanganjika, der östlichen Grenze des Kongostaates geblieben. Das Metropolitan-Vikariat des Kongostaates ist der belgischen Kongregation vom unbesleckten Herzen Mariä, deren Mutterhaus in Scheut bei Brüssel ist, anvertraut worden. Kardinal Lavignerie hat, um Belgien für sein belgisches Vikariat heranzubilden, gleichzeitig ein Missionshaus in Woluwe St. Lambert bei Brüssel errichtet.

2. Apostolisches Vikariat des Oberen Kongo.

Mit 1879 haben sich die Weißen Väter Kardinal Lavigneries an den westlichen Gestaden des Tanganjika-Sees niedergelassen und bilden dort die Vorhut der Armee des Kreuzes.

Seitdem Kardinal Lavignerie infolge der eben erzählten kirchlichen Neueinteilung den Wirkungskreis seiner Missionen eingeschränkt hat, umfaßt dieser nun mehr wenig Gebiet am oberen Kongo, und die Bezeichnung Vikariat des oberen Kongo trifft nicht mehr recht zu. Vikariat des westlichen Tanganjika-Ufers würde richtiger sein, und diese Bezeichnung ist in Belgien bereits gebräuchlich geworden.

Wir entlehnen einem Berichte des P. Coulbois, apostolischen Provikars, einige Einzelheiten über die Lage seiner Mission zu Anfang 1887. Er schreibt:

„Zur Zeit zählt die Mission des oberen Kongo zwei Posten mit acht Missionen, das Waisenhaus von Nibanga und die Station Mpala, welche uns von der internationalen belgischen Gesellschaft übergeben wurde. Das Waisenhaus von Nibanga liegt am Westufer des Tanganjikasees, fast gegenüber Udschidschi. Augenblicklich haben wir dort 140 Kinder. Sie bebauen den Acker, um uns und sich zu ernähren, denn wir sind hier gleichzeitig Missionare, Bauern und in diesem Augenblicke auch Bauunternehmer.“

„Drei christliche Dörfer haben wir schon errichtet mit etwa fünfzig Haushaltungen. Aber, zu unserem Bedauern müssen wir es sagen, so lange keine Schwestern hierher kommen können, um die Mädchen ebenso zu erziehen, wie wir die Knaben erziehen, bleibt unser Werk unvollständig. Dem christlichen Ehemann ist das heidnische Weib ein Hindernis zum christlichen Leben. Wir hoffen, daß Zeit und Umstände bald

erlauben werden, auch die Erziehung der Mädchen zu unternehmen. Außer diesen drei Christendörfern haben sich noch zwölf andere Dörfer auf unserem Gebiete gebildet. Wir haben ihre Bewohner zugelassen unter der Bedingung, daß sie nur eine Frau haben, daß sie sich unterrichten lassen und den Pater anhören, der zu ihnen kommt, um Katechismusunterricht zu halten. Diese armen Menschen suchen bei uns, was sie anderswo nicht finden: Frieden und Sicherheit. Inmitten der faulen Völkerschaften verschafft die Arbeit, wozu wir unsere Schwarzen anhalten, ihnen einen bei ihren Nachbarn unbekanntem Wohlstand. Sie sind ganz entzückt über unsere noch ziemlich unbedeutende Bodenkultur. Es lebt sich gut bei den Weißen, sagen sie, wie man früher in Europa das Sprichwort hatte: es lebt sich gut unter'm Krummstab

„Der Glaube ist bei unseren Christen ein lebhafter. Die meisten wohnen jeden Morgen der hl. Messe bei, während welcher sie andächtig ihren Rosenkranz beten. Nach der Messe beginnt die Arbeit, sie dauert von 6^{1/2} bis 10^{1/2} Uhr, dann von 3 bis 6 Uhr. Drei Tage in jeder Woche arbeiten die verheirateten Leute auf ihren eigenen Feldern, die anderen drei Tage arbeiten sie gegen Bezahlung für die Mission. Alle diese Arbeiten werden zur Pflicht gemacht. Ohne Arbeit würden wir aus so gleichgültigen und sinnlichen Naturen, wie es die Neger sind, niemals etwas machen können. Die dem Neger angeborene Faulheit, wenn sie nicht bekämpft würde, wäre ein Hindernis für ein ernsthaft christliches Leben. Jeden Tag erhalten unsere Schwarzen klassenweise Unterricht im Katechismus. Im sonntäglichen Hochamte hören die Katechumenen und die Christen eine Homilie, während Abends nach dem Gesange, welcher die Stelle der Vesper einnimmt, Christenlehre für die Eingeborenen der Umgebung gehalten wird, zu welcher sich Letztere immer zahlreich einfinden. Der Glaube dieser armen Schwarzen ist lebhaft und einfach, die Wirkungen der göttlichen Gnade sind zu unserem Troste offenbar zu sehen.

„Die Eingeborenen der Umgegend werden von den Missionaren regelmäßig besucht, in ihren Krankheiten gepflegt und allmählich unterrichtet. Bei vielen ist guter Wille vorhanden, eine gute Anzahl empfangen die hl. Taufe auf ihrem Sterbebette.

„Sobiel von unserer Station Nibanga. Siebenzig Stunden weiter südlich, auf demselben Westufer des Tanganjikasees, finden Sie eine weitere Station mit drei unserer Patres, es ist Mpala. Dort sind die Verhältnisse ungefähr wie in Nibanga, nur mit dem Unterschiede, daß eine größere Anzahl von Erwachsenen, losgekaupte Sklaven, unter dem unmittelbaren Einflusse der Patres stehen. Dagegen ist das Waisenhaus nicht so bedeutend wie hier, so daß die Missionare ihren ganzen Eifer der Evangelisierung der Eingeborenen zuwenden können, indem sie, wie unser Erlöser, von Haus zu Haus, von Ort zu Ort gehen. Die Patres von Mpala geben bereits regelmäßige Unterrichts-

stunden in den sie umgebenden Dörfern, eines davon, Chanza, 10 Wegstunden von Mpala gelegen, dient als Sammelpunkt für die Eingeborenen, sobald die Anwesenheit eines Paters angekündigt wird.“

Der offizielle Jahresbericht der katholischen Missionen lateinischen Ritus vervollständigt diese Mitteilungen. Er belehrt uns, daß außer den beiden Mittelpunkten Mpala und Ribanga das Vikariat des Westufers vom Tanganjika vier christliche Dörfer mit elf dazu gehörigen kleineren Gemeinden zählt.

Eine große Schwierigkeit für diese, wie für fast alle afrikanischen Missionen beruht in dem Mangel an Verkehrswegen, welche nach der Küste von Sansibar hin besonders notwendig sind. Einigermassen Abhilfe wird wohl nach ihrer Fertigstellung die im Bau befindliche Kongobahn bringen.

Herr Storms, ein Freund Wismann's, ein tapferer belgischer Offizier, der von 1883 bis 1885 den Posten Mpala befehligte, hat häufig gegen die arabischen Sklavenjäger und die islamisierten Neger zu kämpfen gehabt. Als Mpala den algerischen Missionaren übergeben wurde, erbten diese damit auch die Pflicht, die ihnen unterworfenen und befreundeten Stämme gegen jene Räuber zu schützen. Glücklicherweise fanden sie den rechten Mann für diese schwere Aufgabe in dem viel genannten Kapitän Zoubert, einem französischen Offizier, der früher in der päpstlichen Armee gedient hatte. Mehrere Jahre lang hat er die Missionen tapfer verteidigt, bis er sich endgültig am Ufer des Tanganjika niederließ und vom König von Belgien zum Befehlshaber des Bezirks ernannt wurde. Die belgische Antisklavereigesellschaft entsandte zu seiner Unterstützung den Lieutenant Jacques mit drei anderen Freiwilligen und einer Karawane mit Gewehren und Schießbedarf; diese Expedition wird ausgangs 1891 oder anfangs 1892 an ihrem Ziele angelangt sein. Eine andere belgische Expedition unter Führung der Herren Hind und Ectors hat es unternommen, vom Lomami, einem Nebenflusse des Kongo aus, Zoubert zu erreichen. Da gleichzeitig sich auf dem östlichen Ufer des Sees die deutsche Herrschaft befestigt, so werden hoffentlich bald die Missionen sich in Ruhe und Sicherheit ihrer segensreichen Thätigkeit hingeben können. Im Vertrauen darauf haben ausgangs 1891 die Weißen Väter eine zahlreiche Missions-Karawane entsandt, an deren Spitze ein Belgier, P. Marquez, steht. Dieser zum Provikar ernannt, wird bald die bischöfliche Weihe erhalten. Die Patres beabsichtigen eine dritte Station anzulegen, welche zur Erinnerung an den leider zu früh verstorbenen Prinzen Balduin den Namen Balduinville (Balduinstadt) führen soll.

Wir wollen dies Kapitel nicht schließen, ohne des im Jahre 1889 in Ribanga verstorbenen P. Vincke zu gedenken. Auch er trug einst den Regen für die Rechte des hl. Stuhles, und als er später das schwarze Ordenskleid anlegte, um sein Leben den Negern zu widmen, blieb er nicht minder ein Held in des Wortes edelster Bedeutung.

Sechs Jahre wirkte er am Tanganjika, Tausende von armen Kindern verdanken ihm ihre Befreiung aus der Sklaverei. Nur dem Respekt, welchen er den Sklavenhändlern einflößte, verdankte es die Mission von Ribanga, daß sie nicht überfallen und ihre Zöglinge als Sklaven fortgeführt wurden. Sein schöpferischer Geist leistete Unglaubliches: Kirchen, Schulen, Krankenhäuser, Greisenasyle wuchsen unter seiner Hand hervor. „Bei P. Vincke“, berichtet P. van der Straeten, „glaubt man sich in einer guten vämischen Gemeinde zu befinden. Am Sonntag ist die Pfarrkirche gedrängt voll Menschen, man singt das Credo und Gloria, daß es eine Freude ist, zuzuhören.“ (Fortf. folgt.)

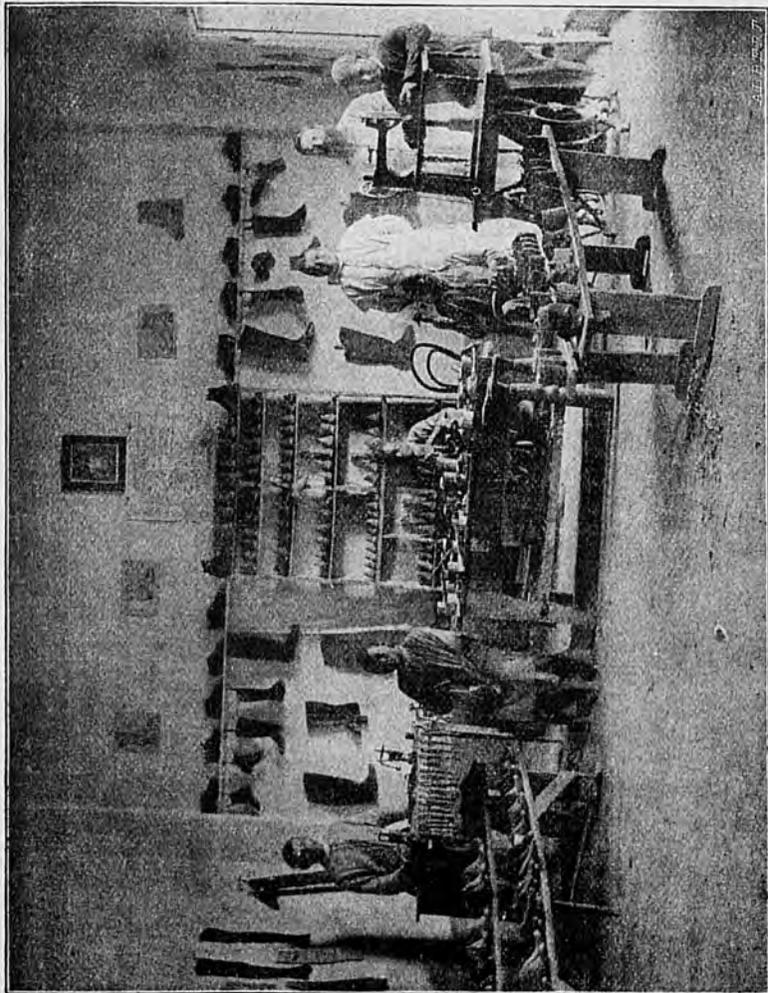
Vom Filialkloster der St. Benediktus-Missions-Genossenschaft „Maria Hilf“ zu Tutzing am Starnbergersee.

Ein Werk hochherzigen Opfersinnes und ächt christlicher Nächstenliebe ist diese Missionsfiliale mit Kinderbewahranstalt, gestiftet von den drei Töchtern des verstorbenen berühmten Arztes, kgl. Geheimrates Dr. von Ringseis: Fräulein Marie, Emilie und Bettina von Ringseis, deren Stamm im katholischen Deutschland und darüber hinaus einen guten Klang hat.

Seit einer langen Reihe von Jahren hier in Tutzing ansässig, wo sie gewöhnlich die Sommermonate verbringen, wollten die edlen Damen, nachdem sie gelegentlich mit dem seligen Don Bosco den Plan besprochen hatten, in Verbindung mit der Gemeinde eine Kinderbewahranstalt gründen und zur Leitung derselben Ordensfrauen berufen. Beides scheiterte jedoch an verschiedenen Schwierigkeiten, welche sich entgegenstellten und so fügte es sich nach und nach in zum Teil ganz merkwürdiger Weise, daß der Plan dennoch durchgeführt, daß aber auch zugleich damit eine Filiale der oben genannten Missionsgenossenschaft errichtet wurde. Auch in dieser Angelegenheit, welcher thätig mitzuwirken mir vergönnt war, hat sich wieder deutlich gezeigt, daß Gottes Wege nicht unsere Wege sind.

Das Haus mit Kapelle, Priesterwohnung und den nötigen Räumen für die Kinderbewahranstalt, wurde bereits am 10. Juni d. J. eingeweiht und von einer Anzahl Missionschwestern bezogen. Die Eröffnung der Kinderbewahranstalt konnte dagegen, verschiedener Umstände wegen, erst am 6. Dezember, am Feste des heil. Nikolaus, stattfinden. Die Vorstandschafft des Kinderbewahranstalts-Vereins mit ihrem Vorsitzenden, Herrn Pfarrer S. Schmid an der Spitze, führte die Kinder mit deren Eltern von der Villa der Stifterinnen aus zum Kloster, an dessen Pforte dieselben vom hochw. Herrn General-Superior P. Amrhein, der ehrw. Frau Generaloberin Schwester Katharina von St. Ottilien und den Missionschwestern empfangen wurden.

Nachdem der hiesige Kirchenchor ein passendes Lied zur Eröffnung der Feier gesungen hatte, hielt der Herr Pfarrer eine schöne Anrede an die zahlreiche Versammlung über den Nutzen und die Zweckmäßigkeit der Kinderbewahranstalten im allgemeinen und der Tuginger im Be-



Schusterwerkstätte der Mission von Hulla.

sondern und drückte dabei in herzlich bewegten Worten den anwesenden Stifterinnen den tiefgefühltesten Dank des Vereins und der ganzen Pfarrgemeinde aus. Hierauf übergab er die Kinder an Se. Hochwürden

den Herrn Generalsuperior, bezw. der Frau Oberin und den Schwestern, in deren Namen P. Amrhein, von einem schweren Augenleiden kaum genesen, die freundlichste Bereitwilligkeit zur Übernahme dieses Schutengel-Amtes erklärte und in seiner Erwiderungsrede namentlich



Apotheke der Mission von Hulla.

hervorhob, wie Gott auch hier zum Gedeihen des guten Werkes sichtlich seinen Segen gegeben, und wie die Eröffnungsfest mit der fünfzigjährigen Jubelfeier der Don Bosco-Stiftungen zusammentreffe. Die

bezirksamtliche Genehmigung zur Eröffnung der Anstalt fiel auf den 100. Geburtstag der verstorbenen Mutter der Stifterinnen!

Eine kurze Andacht in der Kapelle mit Ledeum und Segen beschloß die schöne Feier. Möge nun das Filialkloster und die Anstalt, wo sich die Missionschwester auf ihren Beruf in Afrika in so praktischer Weise vorbereiten können, mögen sie blühen und gedeihen zum Heil und Segen vieler Menschen für Zeit und Ewigkeit. Möge aber auch Gott, der Geber alles Guten, die Stifterinnen, sowie alle Wohlthäter mit unvergänglichen Gütern belohnen. Zu den Wohlthätern der Kinderbewahranstalt zählt auch die von Hallberger'sche Guts herrschaft dahier, welche die schöne Summe von 500 M. zur innern Einrichtung schenkte. Eine größere Anzahl von Personen verschiedener Stände feuerten bei zur Ausschmückung der Kapelle, sowie zur Anschaffung zweier Glocken.

Zum Klosteranwesen gehören noch außer den oben genannten Gebäuden eine Stallung für einige Stück Vieh, Kühe u., sowie ein großer Garten mit Acker zum Anpflanzen von Futter, Gemüse, Obst und dergl.; die Schwestern haben somit Arbeit in Hülle und Fülle.

Der diesjährige St. Ottiliens-Missionskalender enthält zwei Ansichten vom Kloster. Zum Unterhalte der hiesigen Schwestern zahlt der Verein Tübingen Kinderbewahranstalt eine verhältnismäßige jährliche Summe.

Aus dem Reiche des Mahdi.

Banzibar, 3. November 1891.

Gottes Gnade und Barmherzigkeit, den Gebeten meiner Mitbrüder und unsern lieben Wohlthätern, der rastlosen Thätigkeit des hochw. Herrn Bischofs Sogaro und nicht zuletzt unserer Schutzmacht, dem Kaiserstaate Oesterreich, verdanke ich meine Befreiung aus der fast zehnjährigen Knechtschaft des Mahdi. Das Herz voll Dank gegen die Genannten gebe ich Ihnen hiermit das erste Lebenszeichen.

Indem ich mir vorbehalte, meine Erlebnisse und Erfahrungen während meiner langen Gefangenschaft in einem ruhigeren Augenblicke zu Papier zu bringen, theile ich Ihnen heute das Wichtigste über meine Flucht und den gegenwärtigen Zustand im Reiche der Mahdisten mit.

Mit den zwei Schwestern Katharina Chincavini und Elisabeth Venturini, sowie einem Negermädchen floh ich am 29. November, Abends 8 Uhr, aus Omdurman. Unsere Wegweiser waren der Führer Ahmed Hassan und zwei Gefährten vom Stamme der Absdeh-Schanatir. Wir, sieben Personen, brachen mit vier Kamelen auf und ritten Tag und Nacht, bei Tag auf abgelegenen, bei Nacht auf den gewöhnlichsten Wegen, ohne Unterbrechung am linken Nilufer bis zum Orte Banga.

zwei Stunden nördlich von Berber. Dort verloren wir einen Tag, um zur Überfahrt über den Nil die Nacht abzuwarten. Nach Einbruch der Nacht weigerte sich der Fährmann uns überzusetzen, und vertröstete uns auf den folgenden Tag. Dies hätte uns aber der großen Gefahr, erkannt zu werden, ausgesetzt. Zufällig befanden sich an der Stelle zwei Knaben, die nach Entfernung des Fährmannes uns für zwei Thaler übersetzten. Als dann nahmen wir den Weg durch die Wüste nach Abu-Hamed. Bei dem Orte Meschera el Dehesch, etwa sechs Stunden südlich von Abu-Hamed, näherten wir uns dem Flusse, um die Schläuche mit Wasser zu füllen. Als wir uns hierauf nur wenige Schritte vom Flusse entfernt hatten, hörten wir plötzlich die Stimme eines Kameles. Wir alle waren entsetzt. Der Führer begab sich an den Ort des Geräusches und stand einem Wachtposten zu Kamel gegenüber, der eben daran war, nach Abu-Hamed zu eilen und unsere Flucht anzuzeigen. Nach langen Unterhandlungen begnügte er sich jedoch mit zwanzig Thalern Schweigegehd und ließ uns ziehen. Dies war unsere Rettung. Am 7. Dezember kamen wir glücklich in Murad, dem äußersten Vorposten der ägyptischen Regierung an. Nach zweitägiger Ruhe dortselbst erreichten wir am 13. Dezember Korosko.

Folgendes ist — in der Eile geschrieben, das Wichtigste aus dem Sudan. In Gefangenschaft verbleiben noch: Don Paolo Rossignoli, Giuseppe Regnotto, Teresa Grigolini, Herr Elatin, Herr Neufeld, 19 Griechen, 8 Syrier, 8 Israeliten. Der Sohn des Konsuls Hansal starb vor etwa drei Jahren in Galabet; Ernest, der Sohn Marno's, etwa zwölf Jahre alt, lebt mit seiner Mutter Katharina in Omdurman.

Omdurman zählte etwa 120,000 bis 150,000 Einwohner, ein Gemisch aller Sudanstämme. Außer dem Nachfolger des Mahdi, des Kalifen Abdullahi, befinden sich dortselbst: Kalif Ali El-Faruch und Kalif Ali El-Karev, genannt El-Kalif El-Sherif. Ferner sind einflußreiche Personen: Jakub, Bruder und Faktotum des Abdullahi, der Gadi El-Islam Gadi Ahmed, und Nur-El-Gerifani, Haupt der Verwaltung und des Staatsschatzes Bet-el-mal. Die Truppe besteht aus 2000 Sklaven.

Chartum ist völlig zerstört, über den Ruinen der Gebäude wuchert die Vegetation; nur das Missionsgebäude und der Regierungspalast stehen noch.

Über die Provinzen ist folgendes das Wichtigste:

- Darfur ist aufgegeben. In Nordofan stehen die Emire Mahmud Ahmed und Abd-el-Bogi, beide Verwandte des Abdullahi, mit 1500 Soldaten in El-Obeid. Am Weißen Nil sind Posten in Djebel Negios, Lado und Tschoboda, an letzterem Orte der Emir Beki Tamal mit 5000 bis 6000 Mann, der vor etwa vier Monaten den König der Schiluk tödtete. In Sennar ist Karkoc der vorgerückteste Posten, In Galabet befindet sich ein befestigter Posten unter Emir Mohammed Ali. In

Kassala stehen etwa 500 mit Flinten Bewaffnete, jedoch fürchtet man von dieser Seite einen Angriff der Italiener. Über Berber und Abu-Hamed steht der Emir Zeki mit seinen Baggara, während in Dongola Yunes befehligt.

Als die Lage der Mahdisten charakterisierend, verdient Erwähnung, daß die letzte Reise des Bizekönigs nach Oberegypten im Sudan Angst verbreitete.

Kurz vor unserer Flucht ereignete sich ein Zwischenfall, der leicht ernstere Folgen haben konnte. Am 1. November fand im Hause des ältesten der vornehmen Ahmed Scharfi eine Ratsversammlung der drei Kalifen statt. Hierbei warf Ali Karar dem Abdullahi vor, daß sein Vorgehen und seine Handlungen gegen die Gesetze der Mahdie (Mahdismus) verstoßen, indem er mehr Politik treibe als die Sache des Mahdismus fördere. Die erregte Diskussion dauerte bis Mitternacht, als die Baggara an der Thüre lärmten und in Folge dessen die Sitzung aufgehoben wurde. Aber am 24. Novem'ber erneuerte sich der Unwille mit mehr Macht. Fünf Tage lang standen die Parteien der beiden Kalifen sich in Waffen gegenüber, wobei seitens des Abdullahi 17, seitens der Gegner 5 Mann fielen. Hierauf trat eine Ausöhnung ein, indem Abdullahi die Wünsche des Ali Karar zu befriedigen, d. h. ihm ein Viertel der Militärmacht, ein Viertel der Einkünfte und seine Fahnen abzutreten versprach und ihm überdies 800 Thaler gab (nämlich 200 Thaler für die Söhne des Mahdi, 200 für dessen Frauen und 400 für Ali Karar selbst.) Dieser Zwischenfall ist symptomatisch, indem er die Klust aufhebt, die zwischen den herrschenden Parteien im Sudan besteht.

Verzeihen Sie mir, daß ich meinen Berichte schließe. Gestatten Sie mir, daß ich durch Ihr Blatt Allen, die sich für unser schreckliches Los interessierten, meinen herzlichsten Dank ausspreche.

Dr. Josef Ehrwalder.

Blutiges aus Kaiser Wilhelms-Land, auf den Südsee-Inseln.

Drei Missionare in Deutsch-Neuguinea ermordet! so lautete die Nachricht, welche das aus dem südlichen Stillen Ozean in Sydney angelangte englische Schiff „Lord of Isles“ vor kurzem überbrachte.

Uns, den Missionaren vom hl. Herzen in Salzburg, war die Thatsache schon vor stark einem Monat bekannt geworden, voreerst legten wir jedoch dem ziemlich unklaren Berichte, wie deren aus jenen Gegenden in anbeacht der dortigen Zustände leicht aufstachen, weniger Gewicht bei, zumal der beklagenswerte Vorfall sich kaum auf unsere Mitbrüder beziehen konnte, es sei denn, daß unter dem Namen „Deutsch-Neuguinea“ das ganze dortige Schutzgebiet gemeint gewesen wäre.

Leider haben die mittlerweile eingetroffenen Briefe das blutige Ereignis mehr als bestätigt: Drei Missionsteute sind in der That auf

Deutsch-Neuguinea ermordet worden; nur handelt es sich (wie wir vorausgesehen hatten) nicht um katholische, sondern um protestantische Missionare.

„In Stephansort, so melden unsere Berichte, hat sich die evangelische Missionsgesellschaft „Barma“ (aus Elberfeld-Barmen im Rheinland) niedergelassen. Dieselbe besitzt außer dieser Hauptstation noch zwei Stationen auf den Star-Inseln, unmittelbar vor dem Friedrich-Wilhelms-Hafen gelegen, und auf den Dampier-Inseln, welche nördlich von jenen liegen. Eine neue Station sollte nun an der Franklin-Bai, nahe bei Hatzfeldt-Hafen angelegt werden.

Zu diesem Zwecke fuhren zwei Missionare nach Hatzfeldt-Hafen, von wo sie noch 4 bis 5 Stunden zu ihrem Ziele längs der Küste zu marschieren hatten.

Sie traten mit den Eingeborenen in Unterhandlung und machten Einkäufe gegen mitgebrachte Tauschartikel, als Ringe, Perlen, Mundharmonikas, bunte Taschentücher u. s. w. Die Eingeborenen waren freundlich gesinnt, und die Missionare befürchteten nichts Schlimmes.

Nach geraumer Zeit kehrte der eine der Missionare nach Hatzfeldt-Hafen heim und ließ den andern auf der neuen Station zurück. Nunmehr fielen die Eingeborenen über den alleingeblienen her, spießten ihn und werden ihn jedenfalls, da hier der Kannibalismus noch seine Orgien feiert, verspeist haben. Der Name des Missionars ist Bösch.

Der andere Missionar, Scheith mit Namen, mußte bald darauf ebenfalls sein Leben lassen! Derselbe wurde auf seiner Rückreise, als er mit dem Stationsassistenten v. Mosaik in einem Bote mit farbigen Arbeitern bemannt am Strand entlang fuhr und landen wollte, von einer Horde überfallen und mit sechzehn Leuten seiner Begleitung gefangen genommen und fortgeschleppt. Sicher dürften auch diese von den wilden Kannibalen verzehrt worden sein.

Der Überfall war so unerwartet schnell ausgeführt, daß die mit Waffen versehenen Insassen des Botes nicht einen einzigen Schuß abgeben konnten.

Wir bekamen diese Hiobspost erst am 25. Juni (das Datum des Überfalles wird leider nicht erwähnt) vom Gesellschaftsdampfer „Isabel“. Sofort bildete die Neuguinea-Gesellschaft einen Landungszug mit 14 Weissen und etwa 100 Arbeitern. Wir führten 40 Gewehre und reiche Munition mit uns. Ein Dampfer brachte uns zu der Stelle, wo der Überfall geschehen war. Von Eingeborenen war nichts zu sehen. Nun hieß es suchen; in mehreren Zügen wurde nach allen Richtungen gegen den dichten Urwald, der nur hier und da von wenigen Grassteppen unterbrochen ist, ausgeschwärmt. Drei Tagemärsche drangen wir, ohne Widerstand zu finden, ins Innere vor. Die Nächte brachten wir in den von ihren Bewohnern verlassenen Hütten zu. Der dichte Urwald hinderte eine weite Aussicht. Schließlich zeigten sich hier und da einzelne Eingeborene, doch kaum wurden sie unser ansichtig, so ergriffen

sie die Flucht, die aber nur in den wenigsten Fällen gelang, da sie bei den kurzen Entfernungen fast allen unseren wohlgezielten Schüssen erlagen. Im ganzen wurden zwanzig Mann getötet. Die Dörfer wurden in Brand gesteckt, das Vieh als Beute mitgenommen, die Bananen- und Taro-Plantagen wurden zerstört, die Kokosnußbäume niedergehauen, über 100 Kanoes zertrümmert. Daß wir die richtige Spur gefunden, bezeugten viele den Missionaren gehörige Sachen.

Darauf wurde der Rückzug zur Küste und über Hafsfeldthafen nach Stephansort angetreten.

Hier erwartete uns eine neue Schreckensnachricht. „Bei der Kaiser Wilhelmsland-Plantagengesellschaft, deren Hauptstation in Gorimahafen, etwa drei Stunden von Stephansort entfernt, war unterdessen ebenfalls ein Überfall vorgekommen. Auch hier sollte eine neue Station, etwa eine Stunde weit in den Busch hinein angelegt werden, worüber die Eingeborenen dadurch ihren Unwillen bekundeten, daß sie die dort stationierten sechs Arbeiter nachts überfielen und aufspießten.“

Sofort setzte sich wiederum eine aus den Angestellten beider Gesellschaften gebildete Schutztruppe in Bewegung, um die Kannibalen zu züchtigen. Aber auch hier hatten sie sich sofort zurückgezogen. Neun Eingeborene wurden von der Expedition niedergemacht. Sieben Tage lang blieben wir zum Schutze der Gesellschaft dort anwesend, ohne daß sich die Eingeborenen wieder vorgewagt hätten.“

Der Brieffschreiber schließt mit dem Wunsche, daß er von solchen Expeditionen, die zur Erhaltung des eigenen Lebens und der Kolonien „allerdings durchaus notwendig seien“, verschont bleiben möge, wenn gleich er selbst vorab an die Erfüllung dieses Wunsches nicht glaube. —

Den letzten Satz über die Notwendigkeit der Wiedervergeltung in solchen Fällen können wir nur teilweise unterschreiben; und was den Standpunkt der Kolonisten angeht, so wird bei solchen Zügen meist nur der Unschuldige geächtet, während die wirklich Schuldigen nicht nur der Strafe entgehen, sondern durch das Gelingen des Streiches noch größere Schurken werden. In Anbetracht der Gefallenen wird überdies im Herzen der Wilden neuer Zunder zu blutiger Rache gelegt, der dann neuerdings irgend ein unschuldiger Europäer, wahrscheinlich wieder ein mehrloser Missionar, zum Opfer fällt, und so ist des Wiedervergeltens kein Ende. Auf diese Weise erscheint der Weiße dem Wilden zwar überlegen an materieller Gewalt, aber das zu ihrer Bändigung notwendige moralische Übergewicht wird er in ihren Augen nun und nimmer behaupten. Besser wäre es nach unserem Dafürhalten wenn doch einmal Vergeltung geübt werden soll, möglichst viele Gefangene zu machen, und den ganzen Stamm durch dieses Mittel oder durch irgend eine ausgelegte Belohnung zu bewegen, den oder die Schuldigen auszuliefern, diese dann unter Entfaltung eines gewissen kriegsgerichtlichen Gepräges abzuurteilen und standrechtlich zu bestrafen, zum bleibenden Exempel. Ein solches Verfahren würde, meinen wir, auf

die wilden Gemüter, einen erhebenden und zugleich dauernden Eindruck machen, der sogar zivilisatorisch auf sie wirken könnte. Wir Deutschen huldigen doch nicht dem Grundsatz: „Umzingeln und totschießen!“ sondern wir wollen evangelisieren und zivilisieren, und darum müssen auch Kolonisten und Regierungsvertreter sich gewissermaßen in die Missionsrolle hineinleben. Übrigens sind wir ja für die Plantagen auf die Arbeitsleistung der Eingeborenen angewiesen, einmal wegen der klimatischen Verhältnisse, und sodann um den Zuzug von europäischen Abenteurern möglichst lange hintanzuhalten.

Was schließlich die Vergeltungsweise: Zerstörung der Häuser, Röhne und Pflanzungen, anbelangt, so vermögen wir darin eine rühmliche oder wenigstens nützliche That nicht zu erblicken. Die Wilden selbst, werden diesen Hütten (vier Pfähle und ein Paar Bananenblätter darüber), die sie in einer Viertelstunde anderwärts wieder errichten können, und ebenso den abgeschnittenen Kokosbäumen, deren Verlust mehr dem weißen Händler als ihnen zum Schaden gereicht, nicht viele Thränen nachweinen.

Wir wollen aber alle diese Gedanken als solche ohne weitere Bemerkung dem eigenen Urteile unserer Leser anheimstellen, und gerne vieles von dem, was uns in dem obenbezeichneten Vorgehen nicht gefällt auf Rechnung der ersten Erbitterung und des nur zu natürlichen Rachegefühls an Ort und Stelle gleich nach geschehener Thatsache schreiben.

Die Opfer, welche der blutige Vorgang gekostet hat, können uns nur dauern, zumal die Missionsleute. Die ersten dieser Männer befanden sich auf demselben Schiffe, mit dem der jetzige katholische Missionsbischof von Sidney aus über Finschhafen zum ersten Male nach seinem neuen Wirkungskreise fuhr und zwar war dies derselbe Dampfer „Isabel“, der auch jetzt die Nachricht von der Ermordung ihrer Genossen überbracht hat. Damals schon hatte einer der protestantischen Missionare kaum nach seiner Landung bei Finschhafen durch einen Unfall sein Leben eingebüßt.

Diese Verluste legen unwillkürlich eine Marlegung über die unsrigen nahe.

Um also wieder auf unsere Mission zurückzukommen, so ist es, Gott sei Dank, nur bei unserem einen Verluste des P. Batan geblieben. Auch im benachbarten apost. Biskariate Melanesien auf Britisch-Neuguinea ist bis jetzt ebenfalls nur ein einziger Missionar mit dem Tode abgegangen (P. Janet, gest. im März 1891 zu Thursday). Wir heben nur noch hervor, daß beide Sterbefälle nicht dem Gebahren der Wilden sondern teils jugendlichem Übereifer, teils der Neuheit des Klimas zur Last zu legen sind, während unsere Missionsbischöfe die Verluste unter den Kolonisten, sowohl durch die Naturverhältnisse als durch die Hand der Eingeborenen auf rund 60 Prozent schätzen.

Damit ist aber für unsere katholischen Missionare ein gleiches Los nicht im mindesten ausgeschlossen; im Gegenteil darf ihre bisherige

Erhaltung als ein ständiges Wunder der schützenden und schirmenden Vorsehung angesehen werden, wie der graufige Tod ihrer Vorgänger nur zu deutlich beweist. Darum dürfen die lieben Leser des „Gott will es“ es als eine ihrer hervorragenden Aufgaben betrachten, für die Missionsväter und die Missionschwestern zu beten, daß der besondere Schutz des Herzens Jesu und der himmlischen Gnadenmutter Maria auch fernerhin über ihnen walten möge, damit sie wie bisher, vor aller Gefahr bewahrt, unbehindert ihr hehres Ziel verfolgen können, unter Gottes reichem Segen und der Katholiken Deutschlands treuer Mitwirkung.

Vom Nyassa-See

sind in den letzten Wochen Meldungen gekommen, wonach dort die Menschenjagden und der Sklavenhandel noch in voller Blüte stehen. Es kann auch kaum anders sein, denn die geringen Streitkräfte, welche Europa bisher nach Afrika gesandt hat, genügen wohl hier und da einen Menschenräuber zu züchtigen, nicht aber das Unwesen selbst abzuschaffen. Ganze Armeekorps würden das nicht fertig bringen, und nur von der fortschreitenden Zivilisierung läßt sich eine allmähliche Beseitigung erwarten.

Vor etwa drei Monaten übertrachten der Kommissar von Britisch-Mittelafrika, Johnston, und Kapitän Maguire eine Sklavenhändlerkarawane aus Lindi (also von der deutschen Küste) bei dem Häuptling Mponda beim Sklavenkauf. Da die Händler die Freilassung der Sklaven verweigerten, wurde die Stadt gestürmt und eingenommen, 103 Sklaven befreit, Mponda genötigt, die Sklavenhändler auszuweisen und gänzliche Abschaffung der Sklaverei in seinem Lande zu versprechen. Er läßt die Stadt wieder aufbauen, aber der Kommissar ließ ein starkes Fort am andern Ufer des Shireflusses errichten, welches das Land völlig beherrscht. Die Expedition setzte die Maßregeln gegen die Sklavenhändler fort und befreite nach scharfen Kämpfen weitere 166 Sklaven. Die Sklavenhändler, welche Kilwa-Kiwindji und Lindi erst im Juli verlassen hatten, dabei volle Kenntnis von dem Verbot der Sklaverei haben mußten, wurden vor Gericht gestellt und zur Einsperrung verurteilt. Hängen wäre richtiger gewesen. Ende Oktober kamen Johnston und Maguire in Makanjira zur Verfolgung einer Sklavenhändlerkarawane an. Der Dampfer der britischen Expedition wurde beschossen. Eine große Streitkraft versammelte sich zur Verteidigung der starkbefestigten Stadt. Nach zweitägigem Kampfe wurde dieselbe eingenommen und gänzlich zerstört. Die Expedition marschierte sodann nach dem andern Ufer des Nyassasees und zwang mehrere dem Sklavenhandel ergebene Häuptlinge, Verträge zu unterzeichnen, denen zufolge die Sklaverei abgeschafft und neugefangene Sklaven freigegeben werden. Mponda ist ein bedeutender Ort am oberen Shirefluß; der Schauplatz der Kämpfe ist das ehemals von den Portugiesen als ihr Interessengebiet erklärte Territorium, welches erst nach den Kämpfen mit den Makoloso und nachdem die britische südafrikanische Gesellschaft Besitzrechte geltend gemacht hatte, in dem englisch-portugiesischen Vertrage, der britischen Einflußsphäre zugewiesen wurde.

Über die Art und Weise, wie in jenem jetzt englischen Gebiete die Sklavenjagd und der Sklavenhandel getrieben wurde, berichten Briefe der weißen Väter, welche in Mponda eine Missionsstation haben.

Als wir nach Mponda kamen, schreibt ein Missionar, folgten wir dem Wege der Sklavenhändler. Derselbe war leicht zu erkennen. Sklavengabeln (in denen die Sklaven gebunden fortgeschleppt werden) fanden sich bald vereinzelt, bald in Haufen am Wege. Sie bezeichnen die Stelle, wo der Säbel oder die Flinte des Händlers den erschöpften und sterbenden Sklaven getödtet hat. Die Leichname wurden von den Hyänen gefressen.

Augenblicklich, wo die ganze vorrätige Menschenware dem arabischen Sklavenhändler abgeliefert ist, ist man im Begriffe, sich neuen Vorrat zu verschaffen, um für die nächste Antunft der Händler von der Küste ausgestattet zu sein. Das einzige Mittel, Sklaven in großer Zahl und billig zu bekommen, ist der Krieg. Sobald der Sklavenhändler wieder erscheint, wird's Krieg. Der Sklavenhandel ist die Hauptursache, daß die Kriege zwischen den verschiedenen Stämmen niemals aufhören. Die Angriffe werden auf Anstiften der Händler unternommen, um möglichst viel Elfenbein und Sklaven zu erbeuten.

Der verstorbene König Mponda hatte ein verhältnismäßig großes Reich. Wenigstens 110 Dörfer erkannten seine Herrschaft an. Bei seinem Tode bestimmte Mponda, daß sein Lieblings-Sklave Che-Ngwate sein Nachfolger werden sollte. Ein Teil seiner Kinder war mit dieser Bestimmung nicht zufrieden und sie begannen unter Anführung des Chungarungaru und des Malonda, zweier einflußreicher Großen, den Krieg. 64 Dörfer erkannten den Willen des verstorbenen Königs an, huldigten dem Che-Ngwate, der noch heute regiert. 46 Dörfer folgten den Empörern. Drei Dörfer von Mponda wurden zerstört; die Einwohner zum Teil getödtet, zum Teil zu Sklaven gemacht. 34 Dörfer des Feindes wurden entvölkert. Die Bewohner wurden auf der Flucht getödtet oder gefangen und verkauft. Augenblicklich bleiben dem Chungarungaru nur noch zwölf Dörfer. Die Zukunft wird zeigen, was aus ihnen werden wird. Resultat des Krieges: 37 Dörfer zerstört, tausende von Menschen getödtet oder verhandelt gegen Pulver und Stoffe.

Die arabischen Sklavenhändler wohnen in den Hütten, die ihnen der Häuptling in Mponda zur Verfügung gestellt hat. Abends geht einer der Unrigen hin, um womöglich den unglücklichen Gefangenen zu helfen. An einen Pfahl, der den Giebel der Hütte trägt, sind zehn erwachsene Sklaven, darunter drei Frauen, in ihren Gabeln stehend angebunden. In einem Winkel hinter der Thüre kauern die gefangenen Kinder, von denen das jüngste etwa fünf Jahre zählt. In einem andern Teil der Hütte lagern die Waren, besonders Pulver, welche zum Ankauf der Sklaven dienen. Der Pater beginnt eine Unterredung mit den Sklavenhändlern. Sie wollen nach Ibo; Ibo ist nur acht Tagemärsche von Kentarika, und dieses nur zwei Tagereisen vom Meere. Die Einfuhr von Pulver an der Küste ist untersagt, ebenso die Ausfuhr von Sklaven. Es scheint aber, daß die arabischen Händler Schleichwege kennen, auf welchen sie Munition einführen und Sklaven ausführen.

Ein Bericht vom April und Mai 1891 schildert die Folgen eines Kampfes der Bayao, der Leute Mponda gegen die Wangoni, wie folgt:

Am Morgen verkündigen Trommeln, daß die Mannschaften von ihrem Kriegszuge zurückkommen. Wir verlassen unser Haus, um den Einmarsch der Krieger zu beobachten. Zahlreiche Frauen und Kinder strömen an uns vorüber, um ihre Verwandten zu empfangen. In dem Zuge sehen wir die Kriegsbeute: Schafe, Ziegen, Tauben, Matten, Körbe, Mehl, Mais, Speere, Schilde, Stoffe, Säckchen mit Perlen u. s. w., das ganze Vermögen der Wangoni wurde von den Siegern mitgeschleppt. Dazwischen kamen die gefangenen Sklaven: wenig Männer, viele Frauen und Kinder. Im Ganzen etwa 130 Personen, die von den Kriegern unseres Dorfes allein erbeutet waren. Rechnet man, daß dreizehn große Dörfer an diesem Zuge gegen die Wangoni teilgenommen haben, so kann man die Gesamtzahl der gefangenen Sklaven auf mindestens 1200 veranschlagen. Nimmt man hierzu die Todten und die Verwundeten, so bekommt man einen Begriff von den Verwüstungen, welche diese kleinen Kriege der Häuptlinge anrichten.

Triumphierend zogen die Bayao in Mponda ein: Die Frauen erhoben ein lautes Jubelgeschrei und warfen sich zum Zeichen der Freude Sand auf den Kopf und auf die Schultern, die Männer schießen ihre Gewehre ab. Doch damit ist die Siegesfeier nicht zu Ende. Schon denkt man an den nächsten Krieg und an das Daua (Zaubermittel), welches die Krieger unverwundbar machen soll.

Gegen Mittag führt man einen Kriegsgefangenen in den Hof des Königs. Es ist ein starker Wangoni in der Blüte des Alters. Der König gibt ein Zeichen und unter dem Jauchzen der umstehenden Menge durchschneidet der Henker die Kehle des Gefangenen, öffnet ihm die Brust, reißt das noch zuckende Herz heraus und überreicht es dem Zauberer. Dieser verbrennt es, mischt die Asche mit Mehl und macht daraus einen dünnen Brei, von dem Diejenigen essen müssen, die beim nächsten Kriegszug heil wiederkehren wollen.

Hierauf findet die Teilung der Beute statt.

Mannigfaltiges.

In dem Berichte über den Sklavenhandel, den der Stationschef in Tabora, Lieutenant Sigl, unterm 31. August an den Gouverneur von Deutsch-Ostafrika erstattet hat, befinden sich noch folgende Sätze: „Bei der ungeheuren Ausdehnung des Sklavenhandels, bei der Raffinerie, Verschlagenheit und Berwegenheit, mit welcher die Sklavenhändler zu Werke gehen, kann ich mich hier leider vorläufig nur auf ein Erschweren und vorsichtiges Beobachten des Sklavenhandels beschränken. Viele zu plump angelegte Fälle, in welchen ich einschreiten mußte, um nicht blind oder schwach zu erscheinen, ergaben mir nur zu deutlich den Beweis, daß mit dem Hängen einzelner Sklavenhändler der Sache absolut nicht abgeholfen, sondern daß vielmehr dadurch eine derartige allgemeine Erbitterung eintreten würde, daß die Befegung der wichtigsten Plätze im Innern nur durch schwere, kostspielige Kämpfe möglich sein würde. Körperliche Bückigung, an die Kette legen, Ausweisung aus Tabora,

Befreiung einzelner Sklaven, das waren die einzigen Mittel, die ich bisher angewendet habe, und selbst diese nur mit größter Vorsicht in äußerst gravierenden Fällen. Wollte man die hiesigen Sklavenhändler alle hängen, es würden in ganz Tabora keine Menschen am Leben bleiben. So lange Araber, Wangwaner und von Araberkultur-Verdorbenheit Berührte Negerhandel treiben und im Lande Haushaltsklaven und Vielweiberei geduldet werden müssen, der Verhältnisse wegen, so lange wird der Sklavenhandel bestehen. Wenn die Araber in ihrer Beschwerde gegen Emin Pascha fragen, ob denn kein Platz für sie im Lande mehr sein sollte, so stellen dieselben diese Frage nur, weil sie deutlich fühlen, daß es ein Ding der Unmöglichkeit für sie ist, sich den Gesetzen der Europäer, was die Sklavenfrage anbelangt, zu fügen. Es liegt darin eine Art versteckter Anfrage, ob die Regierung nicht eventuell ein Auge zuzudrücken geneigt wäre. Wenn nicht, nun dann kommt es in Manjema zum Verzweiflungskampfe, dort hoffen die Araber den Europäern gewachsen zu sein.“ — Diese Schilderung Lieutenants Sigl ist wahrscheinlich etwas schwarz in grau gemalt. Aber selbst wenn sie richtig ist, so beweist sie nur, daß das deutsche Reich mehr Kraft als bisher anwenden muß, um dem Menschenhandel ein Ende zu machen. Oder soll denn dieser gräßliche Handel bestehen bleiben müssen, weil die Araber sich nicht an unsere Gesetze gewöhnen wollen. Mögen sie selbst arbeiten lernen, wie wir Europäer es thun, oder ihre Arbeitskräfte durch Mietvertrag beschaffen. Zum Ankauf und Verkauf von Menschen haben sie absolut kein Recht.

Hauptmann Jacques, der Führer jener belgischen Karawane, welche dem Hauptmann Zoubert zu Hilfe kommen soll, ist nach einem Marsche von achtundvierzig Tagen, am 7. Sept. in Tabora angekommen. Dort mußte er verweilen, um neue Träger zu werben, er hoffte aber, bis zum 22. Oktober bei Zoubert zu sein. Wenn ihm nichts zugebrochen ist, so wird also Zouberts Macht jetzt bereits ganz bedeutend verstärkt sein, denn Jacques überbringt Gewehre und Schießbedarf, woran Zoubert großen Mangel litt. Am 20. August hatte Hauptmann Jacques ein scharfes Gefecht mit den Ngogoß, das ihm zwei Tote und drei Schwerverwundete kostete, dem Feinde aber natürlich weit mehr. Möchte er glücklich sein Ziel erreicht haben.

Major v. Wischmann hat nach den neuesten Nachrichten aus Kairo erklärt, daß er bereit sei, den Abmarsch der Seen-Expedition im Juni d. J. zu führen. Herr v. Wischmann soll sich wohler fühlen als seit Jahren, ja er soll in Freundeskreisen geäußert haben, er fühle sich wieder so kräftig und frisch wie am Anfang seiner afrikanischen Laufbahn. Nach anderen Nachrichten soll es noch nicht so günstig um seine Gesundheit stehen. Ganz bestimmte Äußerungen liegen nicht vor.

Fromme Missions-Gesellschaft.

Als Beiträge gingen von Mitgliedern direkt oder durch Beförderer ein bis 8. Januar:

Lehrer Möllersfeld, Borghorst 4 M. — Bergm. Kaiser, Ruda 4 M. —
Lehrer Konz, Münchwies 2 M. — Wilh. Formen, Naden 60 Pfg. —

Kfm. Raabe, Stolp i. P. 51 M. — Jos. Fröhlich, Solingen 1 M. 10 Pfg. — Joh. Appel, Meßkirch, 1 M. — Fren. Mattenhuber, Siegersbrunn 50 Pfg. — Postoffizial Burger, Bamberg 3 M. 50 Pf. — Pfr. Weizenmüller, Tiegenghagen 34 M. 20 Pfg. — A. Wynn, Münster 5 M. — Bern. Pehn, Elisabethzell 8 M. 60 Pfg. — A. Schmidt, Elberfeld 10 M. 5 Pfg. — Prof. Scheidt, Hildesheim 10 M. — A. Räßler, Sprottau 1 M. 20 Pfg. — Karoline Miesl, Tanderu 1 M. — Pfr. Högel, Boos, 10 M. — Graf v. Holnstein, Oberstdorf, 33 M. 50 Pfg. Pfar. Sigl, Plattling 36 M. 60 Pfg. — K. Edorter, Kolmar 7 M. 50 Pfg. — Aug. Beck, Strehlen, 16 M. — L. Winzen, Krauthausen 1 M. 10 Pfg. — Jos. Runte, Westereiden 1 M. — Joh. H. Esß, Honnef 9 M. 30 Pfg. — B. Matti, Berlin, 2 M. 10 Pfg. — B. Block, Frankenan, 8 M. 90 Pfg. — Matthäus Kombach, Schonach, 1 M. 75 Pfg. — A. Formen, Aachen 3 M. — A. Schmidt, Elberfeld, 80 Pfg. — Mich. Bai, Merl, 7 M. — Witwe Pelzer, Oberlahnstein, 3 M. 50 Pfg. — Wilh. Schöndeling, Oberhausen, 5 M. — Ramsayer Neuleiningen, 3 M. 50 Pfg. — Pfr. Reich, Walpertshofen 20 M. — Vikar Kiesgen, Croew, 22 M. — Kapl. Schreck, ges. im Vinzenz- und Gefellenverein zu Jauer, 5 M. 50 Pfg. — A. Schubert, Blichdorf, 2 M. 20 Pfg. — Pfr. Gunder, Mellrichstadt, 25 M. — Karl Lammers, Baderaden, 6 M. — Kath. Schiffer, Raeren 26 M. — Dr. R. Katschek, Bozen, 1 M. — F. K. Bauer, Metag, 12 M. 50 Pfg. — P. S. Schömer, Grevenbroich 5 M. Zusammen 412 M. 50 Pfg.

Ferner: G. Berk, Berke f. 2 hl. Messen in bes. Meinung 2 M. — Jos. Burger für 5 Seelenmessen 5 M. — J. B. in F. für zwei heilige Messen für alle Verstorbenen, um Befreiung von einem Leiden, und um Hilfe in 2 bes. Anliegen 2 M. — B. Block, Frankenan für 4 Seelenmessen 4 M. 50 Pfg.; für zwei Messen für Lebende 2 M. 50 Pfg.; für ein Heidenkind, Valentin zu taufen 21 M. zusammen 34 M.

Herzlichen Dank, besonders den eifrigen Beförderern und Beförderinnen. Wir bitten, so fortzufahren. Die nötigen Broschüren, in welchen jetzt eine Seite freigelassen ist zur Eintragung der Mitglieder, sind in Zukunft gratis zu beziehen!

Für die Missionen in Kamerun sind 2 weiße, zwei grüne, 1 blaues und 1 schwarzes Messgewand nötig. Wer von unseren freundlichen Leserinnen möchte ein solches schenken oder in einem Paramentenverein ein gutes Wort für die Patres einlegen? Auch Leinwand zu Kirchenwäsche ist sehr erwünscht.

Als Beförderer resp. Beförderinnen sind ferner bevollmächtigt worden: 1. Joh. Kaiser, Mada, Oberschl. 2. Joh. Jos. Appel, Meßkirch. 3. Fren. Mattenhuber, Siegersbrunn. 4. Jos. Burger, l. Postoffizial, Bamberg. 5. Pfr. Högel, Boos. 6. A. Räßler, Sprottau. 7. Ant. Kath. Wöllershof. 8. Pfr. Sigl, Plattling. 9. Aug. Beck, Strehlen. 10. Ludw. Winzen, Krauthausen. 11. Jos. Runte, Westereiden. 12. Jos. Tanner, Wittgensdorf, Bz. Zwida. 13. B. Block, Frankenan. 14. M. Degens, Jnden. 15. Matthäus Kombach, Schonach. 16. Witwe Pelzer, Oberlahnstein. 17. Kapl. Schreck, Jauer.

Von vorkiehend Genannten sind Mitgliedscheine nebst Broschüren zu beziehen, auch nehmen dieselben Gaben zur Weiterbeförderung an den Unterzeichneten in Empfang. Redakteur B. Helmes, Münster i. W.

Verzeichnis der eingegangenen Gaben des Afrika-Vereins deutscher Katholiken.

12. Liste vom 29. Dezember bis 31. Dezember 1891.

	Mark		Mark
Zweig-Verein Vankenheim	40.—	Zw.-V. Tremmersdorf a. d. Saar	5.—
" Steffeln	11.—	" Stokheim	42.—
" Londorf	5.40	" Köln-Nippes	100.—
" Königswinter	320.—	" Stolberg, Rheinland	270.—
" Biederich, Kr. Neuh.	105.—	Diözesan-Verein Baugen	300.—
" Hürtgen	24.—	Zweig-Verein Fredenberg bei Geilenkirchen	47.—
" Manhem b. Vuir	10.—	Setterich, Kreis Jülich	42.80
" Mertstein b. Herzogenrath	71.54	Hubertine Dreesen, Spelldorf für 1 Kind Maria Hubertine zu taufen	8.—
Von einem Kloster in Köln durch Kanonikus Heßpers	6.—	General-Vikar Dr. Lüdke Pelpin, Westpreußen	20.—
Diözesan-Verein Trier	517.—		
Redaktion der Zeitschrift „Gott will es“	491 60		

Total der Einnahme pro 1891 Mark 170,092.59.

Köln, den 1. Januar 1892.

Heinrich Sorten,

Schatzmeister des Afrika-Vereins deutscher Katholiken, Köln, Neumarkt 3.

Diözesan-Verein Münster.

In den Monaten Oktober, November und Dezember gingen ein aus: Poljum 33 M. — Wesel 173 M. — Sunderwick 7 M. 75 Pfg. — Havixbeck 60 M. — Groß-Neden 447 M. 50 Pfg. — Koiel 128 M. — Hinterode 70 M. — Ruhrt 145 M. — Nütterden 7 M. — Hamm-Boßendorf 20 M. — Schermbeck 10 M. — Münster 1 M. — Kleve 90 M. — Hütm 42 M. — Mors 70 M. — Gemwelle 1 M. — Gymnasium zu Bechta 31 M. 50 Pfg. — Lastrup 14 M. — Bakum 6 M. — Handorf 11 M. — Stappenberg 27 M. — Sommerjum 79 M. — Horst-Emischer 125 M. — Friesoy h 15 M. — Münster-Uberwasser 1206 M. 72 Pfg. — Dorsten 7 M. — Grieth 67 M. — Rede 54 M. — Greven 134 M. — Kanten 283 M. 90 Pfg. — L gden 44 M. — Nite 205 M. — Norup 40 M. 50 Pfg. — Münster, St. Maurit 45 M. — Lastrup 30 M. — Weßum 17 M. 80 Pfg. — Brodterbeck 18 M. 48 Pfg. — Sunderwick 8 M. — Harte-feld 23 M. — Anholt 47 M. 80 Pfg. — Hörstel 38 M. — Ostensfelde 55 M. — Eggenrode 30 M. — Ramsdorf 43 M.

Münster, 2. Januar 1892

K r o p p, Schatzmeister.

Diözesan-Verein Paderborn.

Im Monat Dezember 1891 sind eingegangen aus: Hübelsch 45 M. 50 Pfg. — Altenrütchen 80 M. — Burg b. M. 20 M. — Körbete 50 M. — Paderborn (Pfessor R.) für 1892, 30 M. — Marienmünster 7 M. — Hochheim b. Erfurt, 3. Sendung, 50 M. — Badersleben 80 M. — Pfaffen Schwendel 75 M. — Halberstadt 25 M. — Kirchrorbach 28 M. 80 Pfg. — Hübelsch 15 M. 45 Pfg. — Brilon 200 M. — Paderborn, Marienkirch r Pfarre, 2000 M. — Büren 92 M. — Brenthausen 18 M. 30 Pfg. — Caltrop 73 M. — Linden i. W. 7 M. — Stadum 168 M. — Bufe 10 M. — Rütchen 70 M. — Bigge 25 M. 60 Pfg. — Enthausen 44 M. 80 Pfg. — Arnsberg 188 M. — Hüsten 22 M. 50 Pfg. — Bünde 9 M. 80 Pfg. — Degensdorf 54 M. — Paderborn, Marktkirche 5 M. 70 Pfg.

— Distinghausen 100 M. — Hagen b. Mendorf 60 M. — Bonkirchen 7 M. — Erwitte 147 M. — Eiteloh 60 M. — Steinheim 115 M. Zusammen 4094 M. 65 Pfg.

Vaderborn, 2. Januar 1892.

Der Schagmeister: F. Dicke.

Bücherschau.

Eine Karte, auf welcher auch die Lage der Missionsstationen ersichtlich gemacht ist, hat uns bislang gefehlt. Heute liegt uns eine solche vor.

Im Kartenverlage von Dietrich Reimer (Hoeser u. Wolsen) ist eben eine dritte Auflage der „Spezialkarte von Äquatorial-Ost-Afrika“ von Richard Kiepert (Preis 3 M.) erschienen. Die Karte entspricht dem gegenwärtigen Stande der Forschungen und bietet eine klare Übersicht der politischen und geographischen Verhältnisse von Deutsch Ostafrika. Dieselbe erhält dadurch noch einen besonderen Wert, daß das über die Karte gezogene Quadrat-Netz und das demselben entsprechende der Karte beigegefügte vollständige Namen-Verzeichnis es ermöglicht, jeden in dem dargestellten Gebiete gelegenen Ort, die Gebirge, jeden Stamm und jede Landschaft u. s. w. sofort und ohne Mühe aufzufinden. Wer sich die Karte anschafft, kann später leicht jede neue Mission mit roter Tinte einzeichnen.

Als weitere Folge der „Darstellungen aus dem Gebiete der nichtchristlichen Religionsgeschichte“ erscheint eben im Verlage von Ullendorff in Münster: „Die Religion der afrikanischen Naturvölker.“ Von Dr. Wilh. Schneider. Das mit außerordentlicher Sachkenntnis und in sehr verständlicher Form abgefaßte Werk führt uns tief hinein in das Dunkel des noch nicht vom Lichte des Evangeliums erhellen Geisteslebens der Völker Afrikas. Was uns da entgegentritt an Aberglaube und Verwirrung der Begriffe, ist häufig erheiternd, häufig grauenhaft; jedenfalls erweckt es in jedem Leser den Wunsch, daß doch auch den Negern endlich einmal der rechte Weg gezeigt werde zu jenem höchsten Wissen und jenem Leben jenseits des Grabes, von dem sie durchweg ganz falsche Begriffe haben. Wir möchten dies Werk dem Studium aller Gebildeten dringend empfehlen.

Als weitere sehr interessante Afrika-Werke nennen wir: **Die deutschen Besitzungen an der westafrikanischen Küste.** Von Hugo Böller. Reich illustriert. 1. Band. Das Togoland und die Elfenküste. 2., 3. und 4. Band: Forschungsreisen in Kamerun. Jeder Band kostet nur 5 M. — Herr Böller ist ein vorurteilsfreier Beobachter und erzählt sehr fließend. Seine Schilderungen bieten vielen Stoff zur Anregung und Unterhaltung. Obwohl Protestant, hat er doch seinen Einfluß für Zulassung der katholischen Missionare in Kamerun geltend gemacht.

„Der Teufel in der Schule“ ist das neueste Werk Konrad's von Volanden. Er schildert uns in diesem Werke den Segen, den das stille Wirken eines glaubenstreuen Lehrers der Menschheit bringt und erfüllt uns mit Hochachtung und inniger Dankbarkeit für den pflichttreuen, christlichen Lehrer. Daneben sehen wir, wie die Loge sich bemüht, Männern vom Schlage eines Diltes die Schule zu übergeben, damit so das künftige Geschlecht dem Unglauben ausgeliefert werde und das ihr so verhasste Kreuzesbanner endlich sinke. In der Gemeinde Schwanheim sehen wir die Früchte reifen, welche ein ungläubiger Lehrer durch acht Jahre gesät. Wenn uns nun auch in dem vorliegenden Werke vorzüglich die Zustände geschildert werden, welche die konfessionslose Schule in

Österreich herbeigeführt hat, so ist die Lektüre doch auch den Bewohnern anderer Länder deutscher Zunge sehr zu empfehlen. Wenn man es auch nicht mehr wagt, mit Gewaltmitteln vorzugehen, so werden die Feinde des Kreuzes sich doch bemühen, sachte und leise die Schule ihren Zwecken dienstbar zu machen, da muß nun ein jeder nach seinen Kräften dazu beitragen, die gute Sache zum Siege zu führen. Ziel und Richtung für sein Handeln giebt dem Manne das vorliegende vortreffliche Buch. Die äußere Ausstattung, welche die Herder'sche Verlagshandlung in Freiburg trotz des billigen Preises von einer Mark dem Werke gegeben hat, empfiehlt es sehr.

Pater Damian, der Held von Molokai. Mit drei Abbildungen und einem Märchen. Herder in Freiburg. — Das Leben und Wirken eines Priesters, der sich ganz den armen Auswärtigen widmete und dies Opfer mit dem Tode krönte, ist hier außerordentlich anziehend geschildert. Möge das hübsch ausgestattete und billige Büchlein viele Leser finden.

Die **Suahili-Sprache**, enthaltend Grammatik, Gespräche, Dialekte aus dem Innern und Wörterverzeichnisse. Mit einem Anhang: Sudan-Arabisch und einer Einführung in die Bantusprachen. Von Hugo Raddag. Leipzig C. A. Koch. Wer sich für die Sprachen Afrikas interessiert, dem sei dies Buch empfohlen. Für unsere Jugend wollen wir warm empfehlen ein Abonnement auf die in Monatsheften bei H. Korff in München erscheinenden **Spheeranten**. Diese illustrierte Monatschrift ist entschieden das Beste, was wir noch gesehen. Dabei ist die Ausstattung eine feine, der uns vorliegende erste Band ist wirklich reizend. Man veräume nicht denselben noch nachträglich anzuschaffen. Er eignet sich besonders als Namenstagsgeschenk. (Preis per Jahrg. umg. b. 3 M.)

Auch die kleinere Monatschrift „**Das Heidenkind**“, welches von der Missionsanstalt St. Ottilien herausgegeben wird, wollen wir wieder in empfehlende Erinnerung bringen. (Preis 1 M.)

Aus der Briefmappe der Redaktion.

Ein hochw. Herr aus Baiern schreibt uns: „Sonst habe ich gern geraucht. Wenn ich nun täglich 2 Stück Zigarren nicht rauche, so macht das für 366 Tage 36,66 M. zum besten der frommen Missionsgesellschaft, welchen Betrag ich Ihnen hiermit sende.“ — Alle Achtung vor solchem Spierfinn.

Etwas heiter klingt folgende Mitteilung aus Westfalen:

„Ich möchte gern die hochw. Patres in Kamerun unterstützen, aber womit? Doch halt, ich hab' es. Bisher ließ ich mich allwöchentlich 2 bis 3 mal rasieren, kostete jedesmal 5 Pfg. In Zukunft lasse ich meinen Bart wachsen, und aus den Ersparnissen sende ich jährlich 5 M. für die Pallottiner.“

Nun, wir wünschen dem verehrlen Briefschreiber einen prächtigen Vollbart, vorausgesetzt, daß er seinem Versprechen treu bleibt.

Nachstehende Zuschrift empfehlen wir der Aufmerksamkeit der Herrn Missionare:

„Ferner möchte ich noch bemerken, daß ich viel mit Technologie und landwirtschaftlichen Fragen mich beschäftige, und daß ich ein hübsches Arsenal von Exzerpten und Abhandlungen über die Anfertigung und Zubereitung aller möglichen Artikel, über Anbau von Gewächsen aller Art, Bodenzubereitung, Viehzucht

und Viehhaltung besitze, daß ich mit größter Freude den Missionen zur Verfügung stelle. Sollten also irgendwo selbe irgend einen Artikel finden, den sie nicht zurichten wissen, oder sollten sie selbst sich dies oder jenes fertigen wollen, brauchen sie irgend ein wirtschaftliches „Rezept“, oder wollen sie Sämereien von hier (Bamberg hat in Gemüsegärtnerei einen Beltruf) nebst Anleitung zu Anbau, Behandlung etc., so bitte ich, mir diese Sachen zu senden, ich möchte sie bestmöglichst beantworten.

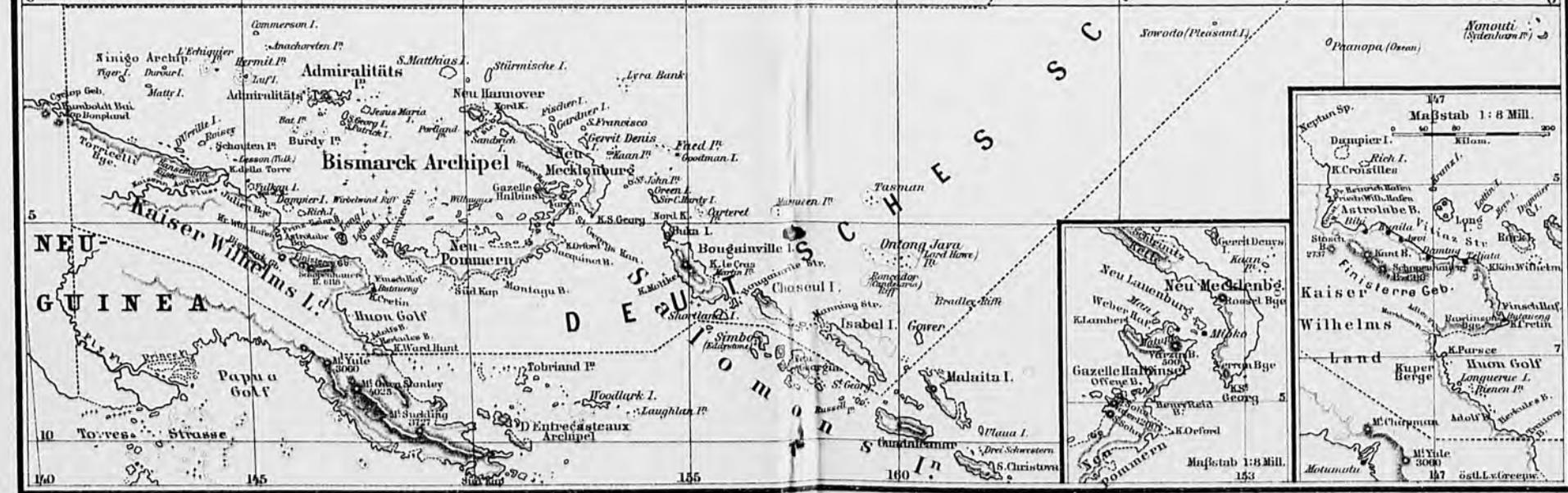
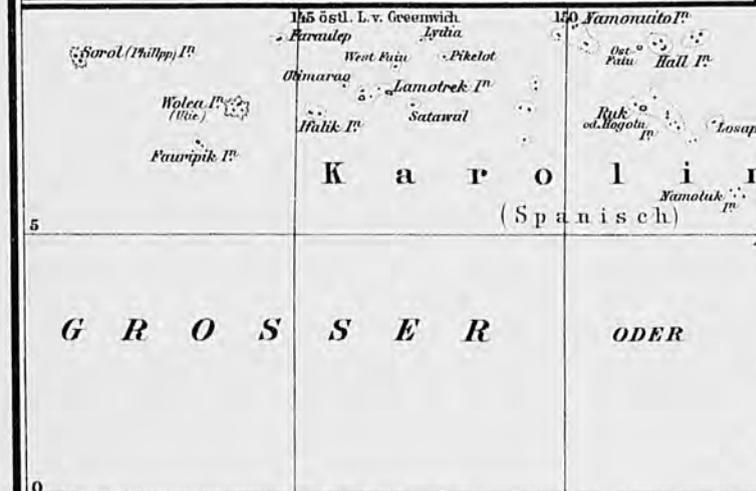
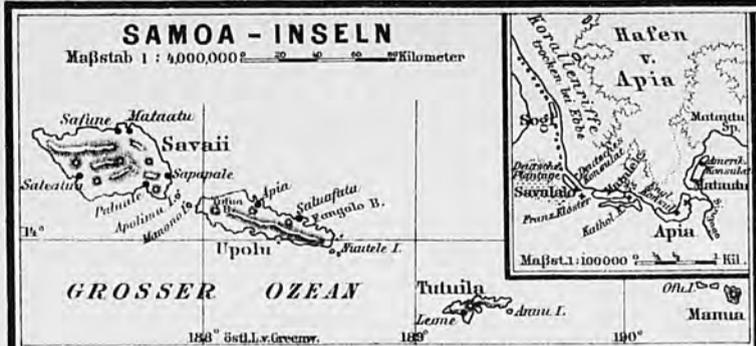
Es wäre wünschenswert, daß auch andere Herren sich anschließen würden, um den Missionen in wirtschaftlichen und technologischen Angelegenheiten zur Seite zu stehen, ihnen Sämereien und dergleichen zu besorgen, und insbesondere auch, die in den Missionsstationen erzeugten Gewächse und dort oft wertlos liegenden Artikel zu übernehmen und bestens zu Gunsten derselben zu verwerten. Die Missionare müßten uns also mitteilen, was sie allenfalls abgeben könnten, was sie leicht erwerben, wie hoch die Herstellungs- oder Anschaffungskosten für sie sind, (Selbstkostenpreis per Kilo); kostspieligere Sachen können uns als Postpakete zu je 5 Kilo gesandt werden, bei anderen, wo Massensendung nötig, müßte uns genau die Schiffsfracht bis loco europäischem Landungshafen pro 100 oder 1000 Kilo mitgeteilt werden. Wir können dann berechnen, ob und wie sich etwas machen läßt. Zugleich werden wir dann an die Missionsstationen mitteilen, wie leichter verderbliche Sachen behufs Konservierung behandelt werden müssen. Ich denke, daß sich dadurch erreichen ließe, daß die Missionen selbst sich Einnahmequellen schaffen und so unabhängiger und sicherer werden. Hauptsächlich müßten wir also, wie gesagt wissen: was gibts dort, was gedeiht, was könnte man anbauen, welche Mineralien kommen vor. (Probeendung?)

Herzlichen Dank für die zahlreichen Glückwünsche, welche dem Herausgeber zu Neujahr zugehen und die leider nicht alle einzeln beantwortet werden konnten. — **L. in S.:** Einen bestimmten Beitrag brauchen Sie nicht zu leisten, um als Aggregierte in die Fromme Missionsgesellschaft aufgenommen zu werden. Jeder spendet nach seinem guten Willen und seinem Können. — **P. B. in K.:** Die Rechnung für Kirchengерäte wird beglichen. Besten Gruß. — **An Mehrere:** Die verspätete Zustellung der letzten Nummer war durch den Sezerausstand verschuldet; in Zukunft werden unsere Hefte pünktlich erscheinen. — **Beauf. M. in S.:** Besten Dank. Der Besuchte hat sich inzwischen selbst gemeldet. — **K. V. Kl. in T.:** Sie wünschen uns 10 000 Abonnenten Zuwachs; wir wären mit 1000 gern zufrieden, diese hoffen wir aber auch zu erhalten. Besten Gruß!

Die Hauptziehung der Antisklaverei-Lotterie beginnt am 18. Januar. Bis zu diesem Tage geben wir noch Anteilscheine an jene aus, welche ein oder mehrere Kilogramm von „Lebendig begraben“ bestellen. Wir haben für dieselben zur Zeit folgende Nummern festgelegt: Ganze Lose: 051 916, 057 659, 197 040, 039 690, 119 559; — Halbe Lose: 051 913, 192 236, 156 163, 039 685; — Zehntel-Lose: 194 912, 156 167.

In Reserve haben wir 10 Zehntel von 010 031. Es werden davon so viel Zehntel genommen, als notwendig sind, um auch die noch Hinzutretenden befriedigen zu können. Wir bitten aber, die Bestellungen zu beeilen.

Für „Lebendig begraben“ treten jetzt folgende Preise in Kraft, jedoch nur bei direktem Bezuge vom Herausgeber: 22 Exempl. 3 M.; 45 Exempl. 5,50 M.; 110 Exempl. 11,50 M.



AUSTRALIEN

Beilage zu „Gott will es“ Verlag von A. Riffarth in M.-Gladbach.

Lith. u. Druck v. Ed. Gutschers Geogr. Inst. Leipzig-Kreuzstr. 17

Gott will es!

(Nachdruck unter sagt.) **Die katholischen Missionen Afrikas.** (86. Fortsetzung.)

Von Baron Leo de Bethune.

3. Apostolisches Vikariat des belgischen Kongo.

Dieser weite Sprengel, wie er durch päpstliches Breve vom 11. Mai 1888 festgestellt ist, umfaßt den größeren Theil des Staates. Er erstreckt sich zunächst über das Gebiet längs des Kongo, soweit der Strom schiffbar ist, und dehnt sich dann aus bis an den Albert-, den Albert-Eduard- und den Bangweolo-See. Zu ihm gehören also auch die durch ihren Reichthum an Mineralien so bemerkenswerten Gebiete von Urua und Katanga.

Dieser große Wirkungskreis ist der Kongregation vom unbesleckten Herzen Mariä zu Scheut überwiesen. Die genannte Kongregation, 1861 von dem Priester Verbist begründet, hatte in China und der Mongolei bedeutende Erfolge errungen. Als an sie die Aufforderung gerichtet wurde, ihre Thätigkeit auch dem belgischen Kongo zuzuwenden, sagte sie mit Begeisterung zu und seitdem melden sich zahlreiche junge Belgier zum Eintritt in ihre Anstalten. Eine gute Hülfe findet die Kongregation in den barmherzigen Schwestern, welche in Quatrecht ein besonderes Noviziat für die Kongo-Mission errichtet haben.

Wir wollen nun kurz sehen, welche Anstalten die Kongregation in Afrika bereits errichtet oder in Vorbereitung hat. Yoma, die Hauptstadt, besitzt eine hübsche Kirche mit Pfarrhaus. Sie ist die Residenz des apostolischen Provikars P. Huberland. Ein Hospital steht unter der Leitung der obengenannten barmherzigen Schwestern, welche auch den Unterricht der weiblichen Jugend übernommen haben. Wenn diese Gründungen sich einmal befestigt haben, so fehlt der Hauptstadt nur noch der Bischof als Oberhaupt des Apostolischen Vikariats des belgischen Kongo, der dann später, wenn die Hierarchie sich ausbaut, mit dem erzbischöflichen Pallium und dem Vorrang des Metropolitans die erste kirchliche Würde im Staate bekleidet.

Die seit einigen Jahren am unteren Kongo begonnene Missionsthätigkeit ist nicht ohne Früchte geblieben. Die Mission von Banana an der Meeresküste sucht in den Herzen der ehemals aus der halbchristlichen Provinz Sogno (portugiesisch Kongo) eingewanderten Kolonisten den Glauben wieder zu beleben; die wohlgepflegten Kulturen ihrer An

gehörig stechen angenehm ab von jenen der außerhalb des Einflusses der katholischen Mission gebliebenen Kolonisten. Hier wirken die Patres vom hl. Geiste, unterstehen aber der Jurisdiktion des belgischen Provinzars. Einige Kilometer von Banana finden wir die Mission von Moanda, eine Stiftung des Senators van de Kerthout, verbunden mit der Hauptniederlassung der barmherzigen Schwestern von Quatrecht. Eine dritte Anstalt haben diese Ordensfrauen in Matadi, Anfangsstation der Kongo-Eisenbahn, woselbst sie das Hospital der Eisenbahnbau-Gesellschaft versehen. Diese Anstalt verdankt ihr Entstehen dem Vorgehen und zum großen Teile auch der Opferwilligkeit des hochw. Bischofs Stillemans von Gent, welcher zur Wahrnehmung der kirchlichen Handlungen drei Priester dorthin sandte. Matadi zählt eine große Anzahl von Katholiken, Europäer wie Eingeborene; letztere sind Arbeiter vom Senegal oder von der Beninküste.

Berghe St. Maria, am Zusammenflusse des Kongo mit dem Kassai gelegen, trägt diesen Namen zur Ehren seines Stifters, des Pfarrers und Ehrenomherrn Oswald van den Berghe von St. Joseph zu Antwerpen, dessen unerschöpfliche Wohlthätigkeit dem belgischen Merus wie dem belgischen Abel zum Ruhme gereicht. Die Missionare von Scheut, unter Führung des ersten Superiors P. Gueluy und begleitet von den Patres Mugouard und Paris aus der Kongregation vom hl. Geiste, trafen am 10. Januar 1889 in Berghe ein. Die beiden Veteranen des Apostolats halsen ihren neu angekommenen Mitbrüdern bei der ersten Einrichtung. Das Klima von Berghe ist verhältnismäßig gesund; diese Örtlichkeit liegt überdies sehr geeignet, um von ihr aus die später zu gründenden Missionen am Kongo und am Ubanghi, am Lulua und Sankturn bis tiefer hinein in's Land dirigieren zu können.

Luluaburg ist ein bedeutender Mittelpunkt am oberen Kassai; diese volkreiche Gegend, wo die belgischen Offiziere bedeutenden Einfluß besitzen, eignete sich ebenfalls vorzüglich zu einer Mission. Die Eingeborenen selbst baten um Missionare. Die Mission St. Joseph zu Luluaburg, eine der entferntesten von der Küste, wurde errichtet auf Kosten des Grafen Ramaix. Die militärische Station von Luluaburg steht unter dem Kommando des Prinzen Heinrich von Croy und des Grafen Ernst von Ursel. Unter dem Schutze dieser beiden Offiziere hat die Mission eine gute Zukunft vor sich.

Der Generosität des Senators Grafen von Bergeyck verdankt eine andere Mission, jene von Neu-Antwerpen (Bangata), ihre Entstehung. Neu-Antwerpen ist der Hauptpunkt und Hauptwaffenplatz des Staates am oberen Kongo. Von dort werden die Missionare allmählich nach dem Ubanghi vordringen, an dessen unterem Laufe die Stammesbrüder der Bangala wohnen, in dessen oberem Gebiet aber die Monbuttu, ein intelligentes Volk, berüchtigt durch seinen Kannibalismus, zu Hause ist. Bereits sind die Patres von Neu-Antwerpen

bis nach Stanley-Falls, der Residenz des famosen „Gouverneurs“ Tippu Tib, gekommen.

Der Dampfer, den die belgische Antisklavereigesellschaft beschafft und ein von den Missionaren selbst bestelltes kleines Dampfboot werden bald zur Erleichterung des Verkehrs zwischen den Missionen beitragen können und damit die Thätigkeit der Patres wesentlich fördern. Es fehlt nur an Arbeitern im Weinberge, denn unmöglich kann die junge Kongregation von Scheut alle diese Kosten genügend besetzen. Es sind deshalb Schritte gethan, um ein drittes apostolisches Vikariat im Kongostaate zu schaffen, welches die belgischen Jesuiten übernehmen.

Wenn wir die in einigen Jahren im Kongostaate erzielten Erfolge betrachten, so können wir nur den Wunsch hegen, das belgische Volk möge fortfahren, mit gleichem Eifer sich der apostolischen Arbeit hinzugeben wie bisher. Ohne Zweifel wird dann bald der Kongostaat ein Brennpunkt katholischen Lebens für ganz Afrika werden.

(Fortsetzung folgt.)

Sklavenjagden und Sklavenhandel.

Von F. S.

Es giebt Leute, die sich nicht entblöden, von dem „heilsamen“ Einflusse des Mohammedanismus auf die Neger zu reden. Ihnen halten wir folgende Stelle eines protestantischen Schriftstellers, des Herrn Dr. Schweinfurth, unter die Augen, der in seinem Werke „Mitten durch Afrika“ schreibt:

„Die meisten großen Sklavenhändler haben Handelsgenossen und Geschäftsträger an bestimmten Orten in den großen Zeribas. Diese Agenten sind meistens Fakirs, d. h. mohammedanische Priester, die den Sklavenhandel als eine gewöhnliche Zugabe zu ihren Amtsgeschäften betrachten. Im Sudan sind ohne Zweifel fast alle mehr oder weniger mit diesem schändlichen Handel belect, ganz abgesehen von ihrer Handlungsweise in den großen Städten, wie in Khartum, die tausend Gelegenheiten zur Beobachtung ihres fast unglaublichen Betragens bieten; und doch hält man sie für sehr fromme Leute. Den Koran in der Rechten, ihren Handschar in der Linken, gehen sie von Zeriba zu Zeriba, im vollen Sinne des Wortes ein Leben des Gebetes führend; denn nie sagen sie ein Wort, ohne Allah oder seine Propheten anzurufen, und dabei verbinden sie mit ihren religiösen Gebräuchen die empörendsten Niederträchtigkeiten und die abscheulichsten Grausamkeiten. Nie sah ich mitleidwürdigere Sklaven als die ihrigen, was jedoch diese frommen Leute nicht hindert, diesen, zu niedrigem Preise, wie gestohlenes Gut gekauften Unglücklichen die erbaulichsten Namen, wie „Mlagabo“ (Gottesgabe) zu geben. Entsetzliche Gotteslästerungen, verbunden mit einer Behandlung, die der gemeinste Waffenthrer einem Hunde nicht zu teil werden lassen würde!

„In einer ihrer Menschenherden bemerkte ich einen kleinen Knaben der kaum aufrechtstehen und kaum die Zwingel, die ihm den Hals einschloß tragen konnte. Eines Morgens hörte ich ein großes Geschrei, und mich umwendend, war ich Zeuge einer Szene, die ich nicht ohne Entsetzen beschreiben kann. Man riß den armen Kleinen, der auf dem Punkte stand, den Geist aufzugeben, aus seiner Hütte, man stieß ihn mit Füßen, um zu sehen, ob er noch am Leben sei. Die weißen Linien auf seiner Haut deuteten unzweifelhaft auf seinen Todeskampf hin. „Der verfluchte Hund lebt noch! Der Heide will nicht sterben!“ so schrie man, und die Kinder spielten Ball mit dem im Todeskampfe zuckenden Körper. Selbst der härteste Mensch hätte sich entsetzt beim Anblicke der krampfhaften Verdrehungen seiner Augen. Die Fakirs, weit davon entfernt, geübt zu werden, behaupteten, das alles sei nur Verstellung und der Junge spähe nur einen Augenblick der Unaufmerksamkeit aus, um zu entfliehen. Obschon sein Aussehen ihre Worte offenbar Lügen strafte, schleppten sie den sterbenden Knaben in ein naheliegendes Gebüsch, wo ich später seinen Leichnam fand.

„Solche Schandthaten werden im Angesicht des Todes von manchen begangen, die sich als Vorseher des mohammedanischen Glaubens und als Vorbilder der Gläubigen ausgeben. Wir streiten mit ihnen über Dogmen, während einzig und allein ihre Moral in Frage kommen sollte. Der Mohammedanismus ist überall, wo er sich eingepflanzt hat, eine ununterbrochene Kette von Übeln. Seine Geschichte ist diejenige der Sünde und des Lasters.“

In einem anderen Werke „Durch Afrika“ schreibt derselbe Verfasser: „Die Frage, deren Lösung sich der zivilisierten Welt aufdrängt, ist folgende: Können wir es vor unserem Gewissen verantworten, einen Handel in Afrika zu dulden, der Jahr für Jahr mindestens 500 000 Menschen das Leben kostet?“

„Sollten diese Betrachtungen jedoch nicht im Stande sein, die Herzen zu rühren, so erwäge man die Schwierigkeiten, welche der neugegründeten „Imperial British East Africa Company“ bevorstehen, wenn die eingeborene Bevölkerung dieses fruchtbaren Landes vernichtet wird. Ohne die Mitwirkung der Eingeborenen ist jede Bebauung des Landes unmöglich, und ohne Einwohner wird der Afrika-reisende weder Nahrung noch Obdach auf seinem Wege finden, während im Gegentheil die tropische Vegetation den Sklavenhändlern eine unüberwindbare Schranke setzen würde. Kardinal Lavignerie betonte mit Nachdruck, es sei seine feste Überzeugung, daß, wenn Europa nicht bald mit Gewalt diesen entsetzlichen Gräueltaten ein Ende setze, das Herz Afrikas, sein schönster und fruchtbarster Teil, in kurzer Zeit eine vollständige Wüste werden würde. „Kein Tag geht vorüber,“ schreibt einer seiner Missionäre, „ohne daß wir eine Sklaventrawane vorüberziehen sehen. Bei unserer Ankunft vor zehn Jahren war das Manyema-Land stark bevölkert und gut bebaut. Die Sklavenhändler

haben jetzt diese fruchtbare Gegend, welche halb so groß als Frankreich ist, in eine Wüste verwandelt, deren Boden mit Menschengerippen gedüngt ist.“

Stanley äußerte vor einigen Jahren:

„Wenn man dorthin kommt, wo dieser scheußliche Handel getrieben wird, zu jenen Menschen, deren regelmäßiges Handwerk darin besteht, friedliche Stämme, in der Absicht, sie auf die Sklavemärkte zu schleppen, mit Krieg zu überziehen, so stößt man auf die große klaffende Wunde der Welt. Angesichts dieser Freveltthaten möchte ich von vornherein alle nur wirksame Strafmittel billigen, da keine menschliche Zunge die ungeheure Summe von Not und Elend ausdrücken kann, welche die Menschenverfolger über Afrika ausgeschüttet haben. Und das schlimmste von allem ist, daß das Übel immer größer wird. Die arabischen Menschenfleischhändler bringen immer tiefer und tiefer in Afrika ein.“

(Diese Äußerung Stanley's ist, wie gesagt, einige Jahre alt; heute können wir von einer Zunahme des Übels wohl nicht mehr reden, wenn es auch noch längst nicht beseitigt ist. Die Red.)

Livingstone's Schilderung von den Grausamkeiten der Sklaventreiber ist nicht weniger schreckenerregend. Er fand einmal Gelegenheit, einen kleinen Haufen Sklaven zu befreien. „Es war schwer,“ sagt er, „die Menschen vorwärts zu bringen, da ein jeder den Hals in eine dicke Zwingel, 7 oder 8 Fuß lang, eingeschlossen hatte. Wir fanden glücklicherweise eine Säge und die Unglücklichen wurden nacheinander befreit. Als wir den Frauen sagten, sie sollten für sich und ihre Kinder etwas zu Essen bereiten, konnten sie nicht daran glauben; diese Neugier schien ihnen zu gut, um wahr sein zu können. . . Manche Sklaven waren kleine Kinder von vier bis fünf Jahren. Ein kleiner Junge sagte uns: „Die anderen banden und schlugen uns und ließen uns vor Hunger sterben; ihr macht uns los und gebt uns zu essen. Wer seid ihr denn und woher kommt ihr?“

„Zwei Frauen waren tags vorher niedergeschossen worden, weil sie versuchten, die Riemen zu lösen, die ihren Körper zerfleischten. Dem Kinde einer anderen zerschlug man den Schädel, weil die Mutter nicht im Stande war, daselbe neben ihrer Bürde zu tragen; ein Beilschlag machte dem Leben ihres Mannes, der vor Müdigkeit niedergesunken war, ein Ende.“

„Man möchte glauben, daß der Eigennutz dieser Menschenquäler sie bestimmen müßte, über das Leben ihrer Opfer zu wachen. Dem ist jedoch nicht so: die Geringschätzung, die sie für ein Menschenleben an den Tag legen, ihre Grausamkeit und ihr Blutdurst sind so groß, daß sie darüber selbst die eigenen Interessen vergessen.“

„Die durch die Menschenjagden angerichteten Verwüstungen sind überall sichtbar,“ ruft derselbe Autor an einer anderen Stelle aus. „Könnten wir nur eine lebhaftere Schilderung dieses gräßlichen

Handels mit Menschenseelen entwerfen, und eine nur annähernde Feststellung der Anzahl von Menschenleben, die ein ganzes Jahr hindurch, Tag für Tag vernichtet werden, machen!"

Der heldenmüthige Gordon berechnete, daß vom Jahre 1875 bis 1879 in Darfu und im Bahr-el-Ghazal 81 000 Neger getötet wurden, ganz abgesehen von den weggeführten 80 000 bis 100 000 Sklaven, sodaß also in vier Jahren, in nur zwei Provinzen 180 000 bis 200 000 Menschen entweder ankamen oder zu Sklaven gemacht wurden. In seinen Briefen an seine Schwester ruft dieser edle Mann wehklagend aus: „Das englische Volk bekümmert sich nur um sein Mittagessen, und es ist leider nur allzu wahr, daß nur sehr wenige auf Gottes Ruf hören und die Sache sich ernsthaft zu Herzen nehmen. Welch' ein Zustand des menschlichen Bewusstseins ist das! Aber der allerhöchste Richter wacht.“

Seitdem obiges geschrieben, brachten die Tagesblätter folgende schauerhafte Schilderung der arabischen Raubzüge aus der Feder des Herrn Groham Wilmot Brooke, der in der Umgegend von Stanley-Pool am Kongoflusse residirt. Sein Brief ist datirt vom 18. Juli 1888 und folglich sind die Gräuelt, wovon darin die Rede ist, aus den letzten Jahren.

Die Reisebeschreibungen von Denham, Clapperton, Barth und anderer Saharah-Reisender haben schon längst die Engländer mit den Entsetzlichkeiten der von den Arabern unternommenen Raubzügen bekannt gemacht. Die Araber der Saharawüste sind jedoch gänzlich zu unterscheiden von denjenigen, welche die Gegend von Stanley-Falls bewohnen. Bei letzteren — Zanzibariten genannt — hat sich das muselmanische Blut stark mit afrikanischem vermischt, daß das Verständnis für ihre sogenannte Zivilisation ihnen fast abhanden gekommen ist.

Der Araber aus dem Norden Afrikas steht ungefähr in derselben Beziehung zu den Zanzibariten des Ostens, als der Bauer des Manitoba zu den Grenzwohnern von Mexiko. Die Zanzibariten sind jedoch nicht die eigentlichen Vollbringer der Unmenschlichkeiten, deren Schauplatz die Gegend von Stanley-Falls ist, und die hoffentlich eine Strenge und die allgemeine Entrüstung erregende Untersuchung hervorrufen werden. — Man ergreift gewöhnlich nicht in England, wie diese Leute sich in den Besitz so großer Massen von Elfenbein versetzen können, da die Transportkosten einer einzigen Trägerlast bis Zanzibar sich auf 11 Pfund Sterling (220 Mark) belaufen. Die Sache erklärt sich folgendermaßen: Die um Stanley-Falls angesiedelten Händler nehmen eine große Anzahl Menschenfresser in Sold, deren Wildheit und satanische Grausamkeit so groß ist, daß es selbst den Zanzibariten nicht einfällt, sich an ihren Raubzügen zu beteiligen. Englische und arabische Augenzeugen versicherten mir, sie hätten öfters, beim Passiren der Manyema-Lager, Menschenhände und Menschenfüße aus ihren Kesseln

hervorstechen sehen. Diesen Unmenschen geben die Araber Feuerwaffen und senden sie aus, die Unglücklichen, denen sie das Elfenbein abkaufen wollen, gefangen zu nehmen. Denn der Austausch von Tuch gegen Elfenbein ist ein langwieriges und kostspieliges Verfahren, und Tippu Tib hat ein viel einiacheres System erfunden, wodurch der letzte Elephantenstamm einem ganzen Distrikt ausgepreßt werden kann, mit Hilfe einiger Tönernen Pulver und ein paar alter Flintensteine.

Die Kannibalen ziehen mit entsetzlichem Geschrei und Geheul ab. Was folgt, ist nur zu gut bekannt: unnütz ist es, die Beschreibungen solcher Greuel in den Reiseberichten Livingstone's aufzunehmen, da sich unter dem Schutz der englischen Expedition in die bisher unbetretene Aruwigigegend diese Schandthaten in unmittelbarer Nachbarschaft des englischen Lagers ganz ungehindert ausgeübt wurden. Engländer standen auf der Wache und sahen ruhig zu, wie ihre verbündeten Neger auf unglückliche Männer und Weiber feuerten, die in's Wasser gesprungen waren, um ihren Verfolgern zu entfliehen. Englische Soldaten haben sich nachts um die Feuer des Manyema-Lagers versammelt und sich diese Heldenthaten erzählen lassen!

„Der Raubzug ist nun beendet. Die Toten werden gekocht und verzehrt; das Dorf ist nunmehr ein Haufen rauchender Asche, Weiber und Kinder werden gefangen in die Zanzibari-Lager geschleppt, mit ihnen eine reiche, die Kosten der Expedition reichlich deckende Beute, bestehend aus Ziegen, Federvieh, Paradiesfeigen, Booten und allerhand einheimischem Gerät. Nun erst beginnt der „Handel“.

Wenige Tage nachher kommen die unglücklichen Väter und Eltern der Gefangenen aus dem Gebüsch. Sie wissen, was von ihnen verlangt wird. Sie müssen ihre Angehörigen mit Elfenbein loskaufen. Das Lösegeld wird festgestellt und die Unglücklichen gehen, das Elfenbein zu sammeln. Nachdem sie es mit aller Mühe zusammengeschleppt, werden die Gefangenen freigegeben, und die wenigen Überlebenden einer ehemals zahlreichen Bevölkerung suchen sich ein neues Heim. Die Sklavenhändler haben ihre Absichten bei der Freigebung der Gefangenen. Ihre Schandthaten sind noch nicht zu Ende. Kaum haben sich die unglücklichen Flüchtlinge auf's neue angesiedelt, kaum haben sie einige Hütten gebaut und die Bebauung des Landes begonnen, so fallen die Menschenjäger von neuem über sie her. Dieselbe Verfolgungsart fängt wieder von vorne an.“ (Schluß folgt.)

Näheres über den Tod des Hauptmanns Baron v. Gravenreuth.

Der stellvertretende Gouverneur in Kamerun, Legationsrat v. Schumann, berichtet darüber unter dem 18. November 1891 wie folgt:

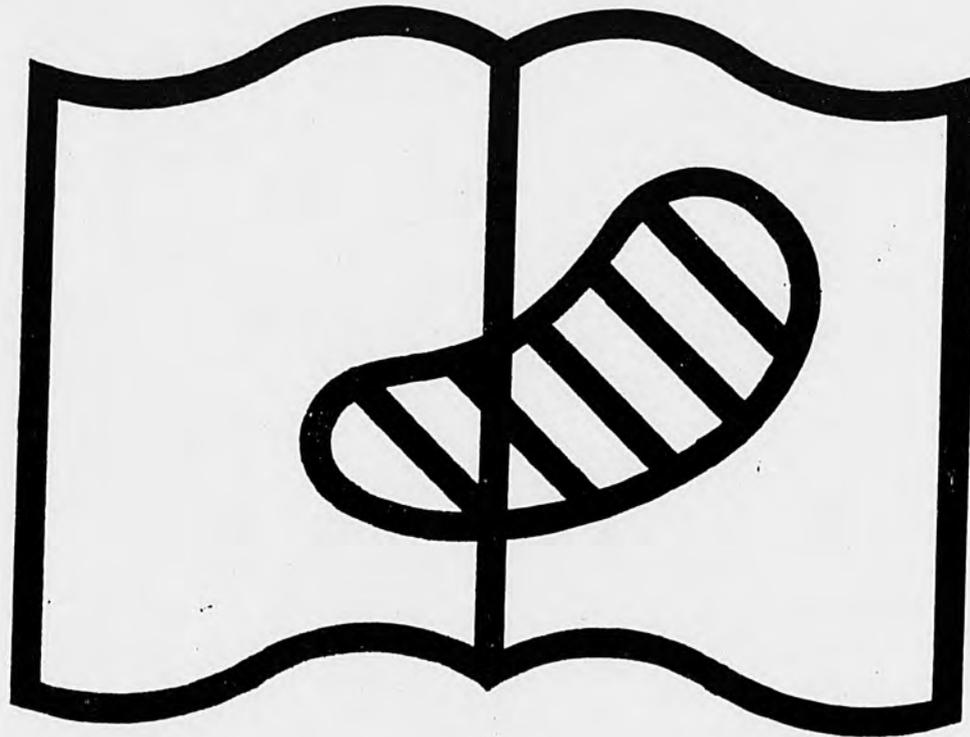
Nach Mitte vorigen Monats nach Kamerun gelangten Nachrichten hatten die Bua-Leute das große Dorf Momange (Lisofa) verbrannt, fünf Menschen

J.K.
Bl
12
2.11

dabei ge
die Gerü
daß die
Aufregun
Bücha we
herabgeke
fogar ged

begleitet
damit de
umsichtigre
ich, mit e
gegenwärt
und durch
Bevölkeru
(protestant
werden. §
hinanzuge

Da
Freiherrn
darauf, m
sein, um
brachte die
Dr. Nichte
nach Bitte
Gärtner P
Im
Absichten n
e:wa 500
Gravenreut
Nach Über
100 Meter
Steinen an
Feuerregen
zur Seite, i
und Lieuten
Gravenreutl
zum Seiten
in ein solch
war, da sich
obgleich sie
einige mein
feuernd, auf
Abteilung
Freiherr von



DIN

Vorlage(n) schwer lesbar

e Krüjunge
zig i Schritt
den. Das
angen über
Freiherr
itt vor den
chuf in den
nen Diener,
ein anderer
rückbringen,
hängen ließ
den Tod
den erschien,
er vordrang.
Da kein
Kisaden und
zu feuern.
utenant von
im Lauf-
Kistonshaus,
Abteilungen
ne Schwarze
20 Minuten
Abteilungen
Preuß; von
Das Gepäd
ngebrannten
Königsplätze
Widerstand
ächster Nähe
militärische
M. wurden
führen und
in unferer
Gerätschaften
den 600 Ge-

uth und der
Den Verlust
gering; ver-
tteilung ein-

Gravenreuth
en nur noch
arsch denken

dabei getötet und noch andere kleinere Ortschaften verwüstet. Kanzler Leist fand die Gerüchte in Viktoria bestätigt. Dr. Preuß hatte ihm dort ferner berichtet, daß die Buëa-Leute offen den Frieden im Gebirge störten und dadurch eine Aufregung unter den Bergstämmen hervorgerufen hätten. Einige Männer von Buëa waren bereits bis in die Nähe von Viktoria nach Mokundo oder Boando herabgekommen, um dort Viktoria-Leute zu fangen. Die Buëa-Leute hatten sogar gedroht, Viktoria zu überfallen.

Freiherr von Gravenreuth, welcher den Kanzler Leist nach Viktoria begleitet hatte, war gleichfalls der Ansicht, daß alsbald etwas geschehen müsse, damit der Frieden im Gebirge wiederhergestellt und vor allem einem Weiterumsichgreifen der Bewegung Einhalt getan werde. Nach Überlegung beschloß ich, mit einer starken Abteilung hinaufzugehen, um durch die Entfaltung unserer gegenwärtigen Macht die Leute im friedlichen Palaver (Besprechung) beruhigen und durch Auserlegung nicht zu harter Strafen warnen zu können. Die Buëa-Bevölkerung sollte von meinen friedlichen Absichten durch den Missionar Scholten (protestantisch), der früher längere Zeit in Buëa thätig gewesen war, benachrichtigt werden. Herr Scholten versprach mir, zu dem Zweck vom Wöwe-See nach Buëa hinaufzugehen und vor der Expedition dort einzutreffen.

Da ich die Macht der kräftigen Buëa-Leute nicht unterschätzte, bat ich Freiherrn von Gravenreuth, sich für alle Fälle vorzusehen. Derselbe erklärte darauf, mit 150 Mann und einem Maximgeschütz vollkommen stark genug zu sein, um event. jeden Widerstand zu überwinden. S. M. Kreuzer „Sabicht“ brachte die Expedition Freiherrn von Gravenreuth, von Stetten, von Volkamer, Dr. Richter, mich, 150 Expeditionsleute und 10 Krüjungen-Polizisten am 3. d. M. nach Viktoria. Für den dort erkrankten Unteroffizier Szadoc ließ ich den Gärtner Pfeil an der Expedition teilnehmen.

Im Vertrauen auf die Einwirkung des Missionars und unsere friedlichen Absichten marschierten wir ab und langten am 5. d. M., nachmittags 3 Uhr, auf etwa 500 Meter von Buëa an. Wir hörten Jagdhörner und Trommeln. Gravenreuth ließ mit der Fahne zum Zeichen unserer friedlichen Absicht schwenken. Nach Überwindung einiger unbefesteten Berhane war die Kolonne auf etwa 100 Meter an eine doppelte Pallisadenreihe mit zwei Fuß hoch ausgeworfenen Steinen angelangt, die Führer voran, ohne Waffen, als uns ohne weiteres ein Feuerregen aus den Pallisaden entgegenprühlte. Die Schwarzen vor uns stoben zur Seite, das Maximgeschütz sollte feuern, es funktionierte nicht. Dr. Richter und Lieutenant von Stetten wurden dabei leicht verwundet. Freiherr von Gravenreuth schickte die Abteilung Stetten's durch das uns umgebende Rohrdickicht zum Seitenangriff ab und ließ vom Wege eine Salve feuern. Diese artete jedoch in ein solches Feuer aus, daß es für uns Weiße auf dem Wege sehr gefährlich war, da sich die Schwarzen seitwärts in das Rohrdickicht gedrückt hatten und nun, obgleich sie nicht fünf Schritt sehen konnten, in alle Richtungen feuerten. Nur einige meiner mitgenommenen Krüjungen hielten, mit den Weißen ruhiger feuernd, auf dem scharf beschossenen Wege Stand. Als nun von der Seite die Abteilung Stetten mit dem Gärtner Pfeil heftig zu feuern begann, befahl Freiherr von Gravenreuth, zum Sturm vorzugehen. Gravenreuth, ich, fünf

Krüjungen und noch einige Expeditionsleute stürmten los, der beste Krüjunge fiel, der Vormann derselben brach verwundet zusammen. Auf zwanzig Schritt vor den Pallisaden hatten wir eine kleine Deckung, wo wir wieder luden. Das Feuer von den Pallisaden war einen Augenblick verstummt. Wir sprangen über die Deckung zum letzten Anlauf, empfingen ein furchtbares Feuer. Freiherr von Gravenreuth stürzte, in die Brust getroffen, fünfzehn Schritt vor den Pallisaden nieder. Als ich ihn aufnahm, bekam er einen zweiten Schuß in den Rücken. Ich trug ihn zurück, zehn Schritt hinter uns fand ich meinen Diener, einen Krüjungen und einen Expeditionsmann an der Erde lauernd, kein anderer Schwarzer war vorhanden. Die Leute halfen mir Gravenreuth zurückbringen, der jedoch gleich nach den erhaltenen Schüssen den Kopf wie leblos hängen ließ und meines Erachtens bereits tot war. Dr. Richter hatte kaum den Tod konstatiert, als die Abteilung Stetten von seitwärts an den Pallisaden erschien, nachdem sie dieselben oberhalb mit Sturm genommen hatte, und weiter vordrang. Nun stürzten die Schwarzen aus dem Rohrdickicht nach vorwärts. Da kein anderer Wächter zur Stelle, lief ich vor, hielt die Leute an den Pallisaden und verhinderte diese, planlos nach vorn und auf die Abteilung Stetten zu feuern. Es wurde mit Einreißen der Pallisaden begonnen, als Premier-Lieutenant von Volkamer, der mit dem Gepäck zurückgewiesen war, mit seinen Leuten im Laufschritt erschien und begeistert vorwärts drang. Das Ziel war das Missionshaus, in welchem Dr. Preuß wohnte. Die Verbindung mit den vorgehenden Abteilungen wurde aufrecht erhalten, die Leiche Gravenreuth's, sowie zwei gefallene Schwarze und das Gepäck wurden nachgebracht; die Kolonne rückte nach dem 20 Minuten entfernten Missionshause, dessen Umgegend durch die vorhergehenden Abteilungen bereits gesäubert war. Dort befanden sich von Volkamer und Dr. Preuß; von Stetten war inzwischen zurückgegangen, um die Nachhut zu führen. Das Gepäck traf in geregelterm Zuge ein. Ringsherum loderten die Flammen der angebrannten Hütten. Am folgenden Tage wurden die beiden weiter gelegenen Königspfade unter Leitung des Premier-Lieutenants von Stetten ohne ernstlichen Widerstand niedergebrannt. Auf dem Rückmarsch erhielt von Stetten aus allernächster Nähe einen Schuß, der ihm den Oberarm verwundete. Nunmehr ging das militärische Kommando auf Premier-Lieutenant von Volkamer über. Am 7. d. M. wurden verschiedene Patrouillen geschickt, um weitere Exekutionen auszuführen und umherstreifende Feinde abzufangen. Die Stadt war vollkommen in unserer Hand. Es wurden viel Vieh, verschiedene Fässer Pulver und sonstige Gerätschaften erbeutet. Nach Schätzung des Dr. Preuß haben uns an den Pallisaden 600 Gewehre gegenüber gestanden.

Außer dem betrübenden Verlust des Freiherrn von Gravenreuth und der Verwundung von Stetten's haben wir nur drei Schwarze verloren. Den Verlust der Feinde vermag ich nicht zu schätzen, derselbe ist jedenfalls nicht gering; verschiedene Blutlachen waren sichtbar, und außerdem ist heute die Mitteilung eingegangen, daß ein hoher Häuptling seiner Verwundung erlegen ist.

In der Hoffnung, daß alles friedlich abgehen würde, hatte Gravenreuth einen Teil der Munition noch in Viktoria zurückgelassen. Es waren nur noch für den Mann 60 Patronen da. Wir mußten daher an den Rückmarsch denken

Unter Führung des Dr. Preuß, der die Vorhut leitete, brach die Expedition am 8. d. M. mit Tagesanbruch auf und gelangte unbelästigt in das Grasland, wo wir bei den Höhlen (2300 Meter) übernachteten. Die Leiche Gravenreuth's war bereits in solchem Grade verwest, daß wir sie unmöglich befördern konnten. Wir nahmen daher Kopf sowie Herz mit und begruben den Kumpf tief unter dem Keller der Mission. Von den Sammlungen des Dr. Preuß wurden gegen zwanzig leichte Lasten mitgenommen. Außerdem trug jeder Mann erbeutetes Fleisch für drei Tage mit sich. Jeder Weiße durfte nur eine ganz leichte Last tragen lassen.

Vom 9. zum 10. d. M. übernachteten wir an den Mannsquellen, um am letzteren Tage über Mapauja nach Viktoria herabzusteigen. Doch war der Weg leider nicht zu finden. Die Expedition mußte erschöpft nach den Quellen zurückkehren. Dr. Preuß, welcher die Vorhut führte, näherte sich wieder den Quellen, als aus unmittelbarer Nähe ein Schuß ihm so dicht am Ohre vorbeiging, daß er fast betäubt umfiel. Seine Leute waren etwas zurück und konnten daher den im Busche verborgenen Feind nicht fangen. Dies zeigte erneut die hinterlistige Fehlwaise der Buša-Leute. Bald darauf stieß eine Patrouille mit einigen Buša-Leuten auf dem Wege von Buša nach den Quellen zusammen und schoß einen Feind nieder. Weiteres ist von den Buša-Leuten nicht bemerkt worden.

Da die Wege verwachsen und der richtige nach Mapauja nicht festzustellen war, beschloßen wir, über die 2700 Meter hohe Levinquelle nach Bianadi hinanzusteigen, und brachen demgemäß am 11. früh auf. Nach einem starken Marsche und glücklichem Abstiege lagerte die Expedition in strömendem Regen ohne Zelt im Urwalde. Am 12. mußte der Weg größtenteils mit dem Buschmesser gebahnt und noch eine Nacht mit Tornado im Walde verbracht werden. Zu Mittag des folgenden Tages langten wir in Bibundi an und wurden schon am 14. von S. M. Kreuzer „Habicht“ nach Kamerun zurückbefördert.

Was den Erfolg der Bestrafung von Buša anbetrifft, so ist gewiß, daß den Badiviris Achtung vor der Macht des Gouvernements eingeflößt ist. Keine Bestrafung ist im Schutzgebiete bisher eine so gründliche gewesen. Buša gilt selbst in den Augen der Eingeborenen als streng bestraft, besonders deshalb, weil es großen Verlust an Vieh (für 150 Mann fünf Tage Nahrung) und Gerätschaften erlitten hat. Die Leute waren sich ihrer Kraft so bewußt, daß sie nur wenig ausgeräumt hatten. Sie glaubten in den starken Fallstrichen jedem Angriffe trotzen zu können. Die Buša-Leute waren der Schrecken aller anderen Gebirgsbüßer an dieser Seite des Berges, da sie im Vertrauen auf ihre Übermacht bei jeder Gelegenheit Handel und Krieg ansingen. Es wird sicherlich von guter Wirkung sein, daß dieses mächtigste Volk bestraft, seine Beste genommen und seine Königsplätze eingesechert sind.

An den Bau eines Weges nach Buša, an die Anlage einer Station oder von Plantagen im Gebirge wäre niemals zu denken gewesen, bevor die Bewohner die Macht der Regierung, welche sie niemals anerkannt haben, kennen gelernt hatten. Wie der freche Angriff auf die ruhig marschierende Kolonne zeigt, war eine Machtentfaltung dort unbedingt notwendig, wenn auch nur das Eine erreicht sein sollte, was sicherlich der Fall, daß der offenen Friedensstörung

Einhalt gethan worden ist. Die Buša-Leute werden keine Lust mehr verspüren, Viktoria anzugreifen.

Unser Erscheinen war die Befreiung für Dr. Preuß, der bereits den Entschluß gefaßt hatte, sich mit seinen sieben Leuten nachts ins Gebirge zu flüchten, da er schon seit verschiedenen Tagen streng bewacht wurde. Der protestantische Missionar war nicht erschienen, sondern umgekehrt, als ihm gesagt wurde, die Buša-Leute würden ihm den Hals abschneiden.

Die Blechfiste mit den Überresten Gravenreuth's wurde hier im Gouvernement am 16. aufgebahrt und am Dienstag früh auf dem Friedhof in der Nähe des Nachtigal-Denkmales beigelegt. Pater Walter von der katholischen Mission segnete die Überreste ein; alle Weißen von Kamerun und die Offiziere des „Habicht“ waren zugegen. Nach der Einsegnung hielt der stellvertretende Gouverneur eine tiefempfundene Rede, in welcher er die Verdienste des Verstorbenen um die deutschen Kolonialbestrebungen hervorhob und die guten Charaktereigenschaften des verstorbenen Kämpfers pries, welcher nach so vielen Schlachten und Kämpfen hier, wo so mancher tapfere Mann liege, seine letzte Ruhe gefunden habe. Nach der Grabrede des Paters wurde der Sarg von sechs Hausa-Soldaten an die Gruft getragen, an der außer zwei Kompagnieen vom „Habicht“ noch die erste Kompagnie des Expeditionskorps aufgestellt war. Der Sarg wurde versenkt, und die eine Kompagnie vom „Habicht“ gab drei Salven über das Grab ab. Dann schloß sich die Erde über den Überresten des tapferen Mannes; noch lange standen Gruppen um das Grab, bis einer nach dem anderen die Stätte schweigend verließ.

Das Neger-Königreich Dahome.

Unseren Lesern sind die mehrfach mitgeteilten Berichte aus Dahome (auch Dahomey geschrieben) über die dort üblichen gräßlichen Menschenopfer ohne Zweifel noch im Gedächtnis, ebenso der Krieg zwischen dem König Befanzu und Frankreich.

Im Jahre 1884 bereits besuchte Herr Hugo Zöllner Dahome; seine Erlebnisse und Wahrnehmungen hat er niedergelegt in dem 2. Bande seines interessanten Werkes: „Forschungsreisen in der deutschen Kolonie Kamerun.“ *) (Dahome ist nämlich eins der Nachbarländer von Kamerun.) Wir wollen das Nachstehende dem Werke entnehmen:

Wie aus den Ruinen unserer mittelalterlichen Burgen irgend ein gewaltiger Turm hervorragt, trohig und unempfindlich die unsolidern Wohnstätten eines neu aussprießenden Geschlechtes überblickend, so lebt in Westafrika, unberührt von allen Strömungen der modernen Zeitgeschichte, ein Überbleibsel aus jener guten alten Zeit der Sklaverei und der Autorität, welche man heute als die Jahrhunderte der Barbarei und des Despotismus bezeichnet. Dieser der ringsumher sich breitmachenden Zivilisation trotgende Wartturm uralter afrikanischer Barbarei

*) Verlag von W. Spemann, Berlin und Stuttgart.

ist Dahome — eine Ruine, wenn man es so nennen will, obwohl in seiner Regierung und Verwaltung neben aller Grausamkeit mehr Leben, Thatkraft und Weisheit steckt als in der ganzen englischen Goldküsten-Kolonie; ein Schreckensreich, wenn man es so nennen will, obwohl der Fremde sich innerhalb seiner ausgedehnten Grenzen der größten persönlichen Sicherheit erfreut.

Dahome erstreckt sich bis ans Meer, wo es in Weida, Avrikete, Cutanu u. s. w. einige seiner anderen Macht unterthänige Seehäfen besitzt. Man sollte denken, daß dieses Land, welches äußerst fruchtbar und ziemlich dicht bevölkert ist, schon mancher europäischen Macht, besonders Engländern und Franzosen, als ein verlockender Bissen erschienen wäre. Was Dahomes Unabhängigkeit bisher gerettet hat, ist der Ruf, ein Wespennest zu sein, in das eben niemand seine Hand hineinstecken will.

Ohne dieses interessante Stück Erde kennen gelernt zu haben, wollte ich nicht von der Sklaventküste Abschied nehmen. Von Groß-Popo aus kann man sowohl zur See als auch — und zwar mit guten Bootslenten in 5 $\frac{1}{2}$ bis 6, mit schlechten in 7 bis 7 $\frac{1}{2}$ Stunden — auf der Lagune nach Weida gelangen; letztere Reiseart ist, trotzdem die Ufer der Lagune nicht mehr jene Fülle tropischen Pflanzenwuchses aufweisen, wie sie mich zwischen Klein- und Groß-Popo entzückt hatte, bei weitem die angenehmere. Der gelbe, sandige Streifen zwischen Meer und Lagune ist auf weite Strecken hin vollständig kahl und bietet keinerlei Abwechslung, bis man sich nach einstündiger Fahrt dem hauptsächlichsten und zur Zeit einzigen Ausfluß der Lagune des Togo- und Popo-Gebietes nähert. Schon von weitem vernahm ich ein beunruhigendes Rauschen. Als wir näher und näher an die durch den Widerstreit der ausfließenden Wassermassen und der hereinströmenden Flut sich bildende schaumgekrönte Kiesenwelle herantamen, ließ mich dieser in der 500 Meter breiten Öffnung sich abspielende Aufruhr der Elemente für unser kleines, schwankendes Boot erzittern. Die Lagune behielt, auch als weiterhin an beiden Ufern Mangrovegebüsch auftrat, fortwährend ihr flüßartiges Aussehen.

Bei der Annäherung an Weida traten auf der Landseite die Kokospalmen immer dichter zusammen, bis sie schließlich förmliche Wälder bildeten, die aufs angenehmste gegen die Trostlosigkeit des bisherigen Landschaftsbildes abstachen. Eben waren in weiter Ferne die Flaggenstangen des Strandes von Weida in Sicht gekommen, als meine Leute das Boot an einer sumpfigen Stelle aufsetzten und die Sorge, auf trockenen Boden zu gelangen, mir selbst überließen.

Die eigentümliche Lage von Weida erleichtert die Abschließungspolitik der Regierung von Dahome und läßt es als eine Unmöglichkeit erscheinen, daß europäische Besucher anders als unter gewissen Vorbedingungen, zu denen vor allem die Verfügung über eine Hängematte und deren Träger gehört, zur Stadt gelangen könnten. Am Seestrande

von Weida befinden sich bloß die Warenlager der drei großen Kaufmannsfirmen des Landes, während die Stadt, in der auch alle fremden Kaufleute wohnen, noch 3 $\frac{1}{2}$ Kilometer entfernt ist. Über den an dieser Stelle 1 Kilometer breiten Sandstreifen zwischen Meer und Lagune gelangt man zu dem etwa 500 Meter breiten Binnengewässer und hat dann noch 2 Kilometer abwechselnd über festen Boden und durch mehrere Fuß tiefen Sumpf zurückzulegen. Obwohl die Lagune so leicht ist, daß sie von den Hängemattenträgern durchwatet werden kann, ohne daß man erst in ein Boot zu steigen brauchte, so nimmt der Weg, der von den Kaufleuten oft genug zurückgelegt werden muß, dennoch beinahe eine Stunde in Anspruch und ist auch, wenn sich gerade besonders viele Krokodile in der Lagune befinden, nicht ganz gefahrlos.

Auch nach Westen und in der Richtung nach Abome wird Weida von Sümpfen eingeschlossen — merkwürdigerweise ist es trotzdem ein verhältnismäßig gesunder Aufenthaltssort —, Sümpfen, die der Regierung des Landes wahrscheinlich als die beste Schutzwehr gegen einen kriegerischen Angriff erscheinen, denn so häufig das auch von den fremden Kaufleuten angeregt worden ist, so hat sie dennoch einer Verbesserung der Wege den zähesten Widerspruch entgegengestellt.

In der Godeltschen Faktorei zu Weida genoß ich während eines zweimaligen Aufenthaltes jene liebenswürdige Gastlichkeit, welche den Ankömmling um so mehr entzückt, weil sie dem Einheimischen als etwas selbstverständliches erscheint und in der einfachsten, natürlichsten Form dargeboten wird. Diese deutsche Faktorei ist mit ihrem großen, prächtigen Speisesaal die schönste, die ich bisher an der Sklaventküste gesehen. Aus den Zeiten, als der Platz, wo jetzt die Faktorei steht, ein englisches Fort war, stammen die hohen Umwallungsmauern und die zahlreichen, dem Hoje zur Zierde reichenden Kanonenrohre. Die englische Firma F. und A. Swanzy begann das seit langer Zeit leerstehende Fort zu friedlicheren Zwecken zu gebrauchen und verkaufte dann, um ihren übrigen zahlreichen Faktoreien eine größere Aufmerksamkeit zuwenden zu können, das ganze Dahome-Geschäft an das oben genannte Hamburger Haus. Im Garten der Faktorei wuchsen vortreffliche Ananas, Bananen und Orangen, es blühten dort duftende Rosen, während Radieschen binnen einer Woche nach der Aussaat zur Reife gediehen und selbst ein Weinstock zweimal im Jahre (Januar und September) seine etwas verkümmerten Früchte spendete. Ein tiefer Brunnen lieferte besseres Wasser, als man es sonst in diesen Gegenden zu finden gewohnt ist, und ein geräumiges Badezimmer lud jeden Morgen zu willkommener Erfrischung ein.

Aber damit dieses verlockende Bild den Leser nicht zu einem vor-eiligen Besuch in Dahome anzuspornen, möge auch gleich die Rehrseite hier nachfolgen. Wenn auch nicht unter den blühenden Rosen, so lauerten doch — was mir weit unangenehmer war — im Badezimmer unheimliche Schlangen. Eines Morgens, als einer der „Boys“ des

Hauses mit Seife und Handtüchern vor mir herschreitend die Thür des Badezimmers geöffnet hatte, sah ich denselben mit entsetzten Geberden zurückprallen. Ich schaute hinein und gewahrte eine mächtige Boa Constrictor, die seitwärts von der Badewanne ausgestreckt nichts Arges zu sinnen schien. Mein Erstaunen wuchs, als meine Landsleute (Herr Mandab und Herr Bödeker), zu denen ich zurückeilte, gar nichts besonderes in der Sache fanden und mir thatsächlich zuredeten, trotz der Schlange mein Bad zu nehmen. Um das zu verstehen, muß man wissen, daß sich beinahe täglich größere und kleinere Schlangen in der Faktorei einfänden und, anstatt dem Tode zu verfallen, von einem herbeigerufenen Fetischpriester in den Schlangentempel, von dem später die Rede sein wird, zurückgebracht werden. Bloß gütliche Schlangen erfreuen sich der göttlichen Verehrung, und da sie recht ausgiebig gefüttert werden, so wird selbst die größte Boa Constrictor demjenigen, der sie in Ruhe läßt, nichts zu Leide thun. Immerhin scheinen die in den Faktoreien angestellten Kru- und Accra-Leute, in deren Heimat der Schlangenkultus unbekannt ist, der Sache nicht recht zu trauen, und auch die Europäer warnten mich davor, abends ohne eine Laterne über den Hof zu gehen, weil ich sonst unversehens auf eine Schlange treten könnte.

Weida, von den Eingeborenen Gle-Chue genannt, ist noch immer nicht bloß die volkreichste Stadt Dahomes, sondern der ganzen unabhängigen Sklavenküste überhaupt. Der Höhepunkt seiner Blüte fällt aber in die Jahrhunderte des Sklavenhandels, als es nach der geringsten Schätzung 35 000 Einwohner zählte. Durch das Aufhören des lohnenden Sklavenhandels nach Amerika, die Bedrückungen des Königs und die starke Auswanderung — allein in Ague wohnen 3000 Weida-Leute — schrumpfte die Bevölkerung auf ihren heutigen Stand von 19- bis 20 000 Seelen zusammen.

Gleich allen westafrikanischen Städten ist auch Weida äußerst weitläufig gebaut, indem, was bei uns ein einzelnes mehrstöckiges Haus sein würde, hier einen Komplex von Häusern und Hütten, also ein Gehöft darstellt. Statt der Holzzäune von Groß- und Klein-Popo umgeben hier drei bis vier Fuß hohe Mauern aus rotem Thon die Gehöfte. Die mäßig breiten Straßen, die durch zahllose Löcher und Abfallhaufen nicht gerade wegsamer werden, führen überall zwischen solchen Mauern hindurch, die nur selten einen Einblick in die Gehöfte gestatten und dem Orte einen orientalischen Anstrich geben. Der Untergrund ist der überall an der Sklavenküste in der Entfernung weniger Kilometer von der Küste sich findende rote Thon, der sich unter den Fußtritten der Menschen zu einer Art von macadamisierten und feinerer Staub entwickelnden Wegen gestaltet. Diesem Umstande und vielleicht auch einer besseren Veranlagung seiner Bevölkerung verdankt Weida eine größere Reinlichkeit, als sie in Groß-Popo zu finden ist; immerhin kann Weida in dieser Beziehung auch nicht im entferntesten

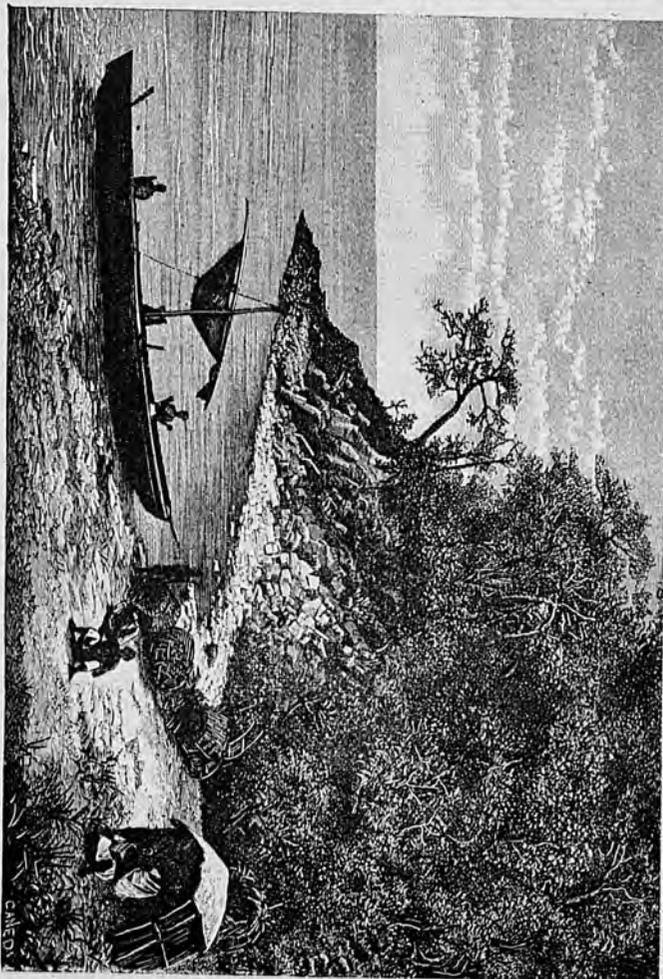
mit den peinlich sauberen Dörfern im Innern des Togo-Gebietes verglichen werden.

Den Eindruck, den eine europäische Stadt mit ihren regelrechten Straßen hervorbringt, kann man schon deshalb von Weida nicht erwarten, weil die alle Häuser und alle Straßen überwuchernde Vegetation bei dem Mangel aller Aussichtspunkte eine Übersicht ganz unmöglich macht. Nicht nur wuchern Gras und Buschwerk neben den Straßen und in den ausgedehnten Zwischenräumen zwischen den einzelnen Gehöften, sondern auf Schritt und Tritt findet man ganze Gruppen von Niesenbäumen, jenen Baobabs, Yuccas und Eriodendren, unter deren Laubkronen die nächstgelegenen Häuser fast verschwinden. Ubrigens soll in der Harmattan-Zeit die alsdann eintretende Dürre das Dahinschwinden eines großen Teiles dieses üppigen Pflanzenwuchses mit sich bringen.

Trotz der auf drei Seiten die Stadt umgebenden Sümpfe, mangelt es nicht an hübschen Spaziergängen auf hart getretenen, leicht gangbaren Pfaden. Einer der anmutigsten unter diesen Spazierwegen führt zu dem größten, nicht weniger als 60 Schritt im Umfange messenden Baumriesen dieser Gegend, einem Eriodendron oder Bombax-Baum, dessen teilweise über der Erde sich fortsetzende Wurzeln nicht bloß Nischen, sondern fürnliche, für ein Duzend Maiwein trinkende Gesellschaften vollkommen ausreichende Zimmer bilden.

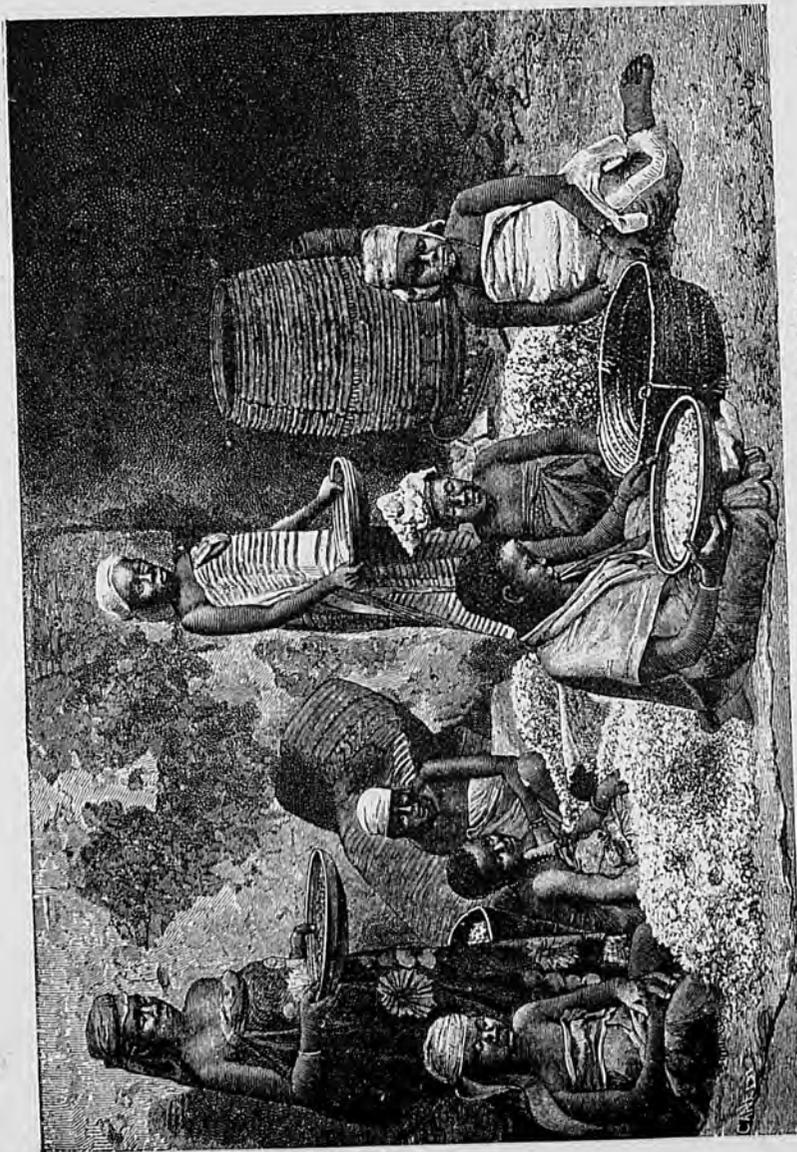
Die Häuser der Weißen, die Wohnung des Schascha (des ersten Beamten) und ein oder zwei andere abgerechnet, sind alle Gebäude bloß einstöckig. Der Besitz eines zweistöckigen Heims gilt als ein besonderes Vorrecht, das nicht jedermann zusteht, und man hält um so strenger darauf, da zwar das eine Haus etwas besser gehalten sein mag als das andere, da aber im übrigen die Bauart bei allen die gleiche ist. Sowohl die Wohnungen der Eingeborenen als diejenigen der Weißen sind aus rotem, mit Wasser gekneteten und zu Quadern geformten Thon hergestellt, einem sehr gebrechlichen Baumaterial, wenn die Regenwässer ungehindert Zugang finden, aber einem ganz vortrefflichen und dauerhaften, wenn nach Abschluß der sehr langsam vor sich gehenden Austrocknung jede sich bemerkbar machende Lücke aufs sorgfältigste verputzt wird. Sich selbst überlassene Häuser gewähren schon nach wenigen Jahren ein Bild des Verfalles, wie man es sich schlimmer gar nicht vorstellen kann. In solchem Zustande befinden sich fast alle die alten Sklavenpaläste, von denen viele ein ganzes Stadtviertel dargestellt haben müssen und deren braune, massive Ruinen mich auf's lebhafteste an die Überbleibsel der Kaiserwohnungen in Rom erinnerten. Die Schablone ist überall die nämliche, aus Portugal überlieferte. Durch ein anspruchloses Thor tritt man in den mäßig großen, an drei Seiten vom Wohnhaus, an der vierten von der Straßenmauer umschlossenen Hof, wo es sofort auffällt, daß das ganze Erdgeschoß aus Galerien besteht, die mit schweren Eisenstangen vergittert sind. Hinter diesen an die

Raubtierhäuser unserer Zoologischen Gärten erinnernden Gittern lebten Sklaven, welche genau ebenso, wie man einen Löwen oder einen Tiger anschaut, von etwaigen Käufern auf's ungenierteste besichtigt werden konnten. Die in portugiesischem Stil eingerichteten und möblierten Wohnräume der Sklavenhändler befanden sich hinter und über diesen



Strandbild vom Victoria-Nyanja-See. (Deutsch-Ostafrika.)

Galerien. Viele von diesen ehemaligen Sklavenmagazinen werden noch heute, wenn auch zu anderen Zwecken, benutzt. Die Insassen der leer stehenden und verfallenden Häuser sind wahrscheinlich, einem Rufe des Königs folgend, zur Hauptstadt Abome gereist und nicht mehr von dort zurückgekehrt.



Wasserträgerinnen und Mädchen mit Bereitung des Hirsebreitmahls beschäftigt.

Zur Straßenphysiognomie von Weida gehören außer allem Geschilderten noch grasende Rüste (deren Milch jedoch niemals von Europäern getrunken wird), schnell einherhuschende und je nach dem Untergrund, über den sie laufen, ihre Farbe verändernde Chamäleons, die Straßenpolizei besorgende Nasgeier und vor allem hunderttausende von fliegenden Hund. An manchem Baume hängt wohl, mit dem Kopfe nach unten, ein halbes tausend solcher lebenden, der Größe nach einem Nasgeier beinahe gleichkommenden Früchte. Anfänglich, als man mir solche Bäume zeigte, wollte ich gar nicht glauben, daß diese tausende und abertausende von schwarzen baumelnden Gestalten, lebende Wesen sein könnten. Aber ein Schuß, und in dichten, die Sonne verfinsternden Wolken flogen die Tageschläfer aufwärts.

(Fortsetzung folgt.)

Afrikanische Post.

Kribi (Kamerun), 6. Dezember 1891.

Mein Brief, den ich vor kurzem mit der Nachricht vom Tode unseres Mitbruders Joseph Hofer absandte, wird kaum in Ihren Händen sein und schon wieder muß ich Ihnen mitteilen, daß der liebe Gott am 2. Dezember d. J. in der Mission Marienberg unsern Mitbruder Joseph Klosterknecht zu sich in die Ewigkeit abrief. Der Verewigte war ungefähr 24 Jahre alt, geboren zu Oberreitnau bei Lindau am Bodensee. Er war beinahe 5 Jahre in der Frommen Missionsgesellschaft und studierte in Rom 2 Jahre Philosophie und 2 Jahre Theologie. Als unsere erste Expedition nach Kamerun abging, bot er sich so beharrlich an, nach Kamerun zu gehen und als Lehrer der kleinen Schwarzen zu wirken, daß es ihm zu seiner großen Freude erlaubt wurde. Hier unterzog er sich dem Unterricht der Kinder mit unermüdlichem Eifer und gutem Erfolg, und wie sehr ihn unsere 50 Kinder in der Malimbastation liebten, bewiesen ihre Thränen an seinem Grabe. Er hatte seit Ostern d. J. keine nennenswerten Fieber, dagegen sehr an einem Hautausschlag (Croco) zu leiden. In letzterer Zeit heilte der Ausschlag zu. Am 1. Dezember fand man ihn, vom heftigen Malariafieber ergriffen, bewußtlos in seinem Zimmer, nachdem er ungefähr 1 Stunde vorher noch mit den Andern gemeinschaftlich gefrühstückt hatte. Da das Bewußtsein nicht wiederkehrte, gab ihm P. Georg Walter die Absolution, die hl. Ölung und den päpstlichen Segen für die Sterbestunde. Gebeichtet und die hl. Kommunion empfangen hatte er 2 Tage vor seinem Tode. Am 2. d. M. gegen 2 Uhr Nachts verschied er ohne merklichen Todeskampf. Der von uns von Edea herbeigerufene Dr. Richter konnte leider der großen Entfernung wegen nicht zeitig genug eintreffen. Auch wäre, selbst wenn er gleich anfangs zur Stelle gewesen wäre, nach seinem eigenen Urteil wenig Hoffnung vorhanden gewesen. Das Begräbniß fand am 2. d. M.,

nachmittags 4 Uhr statt. Verschiedene Häuptlinge und Leute aus Tocatown und Pungo Sungu beteiligten sich daran. Der Sarg wurde von 6 unserer schwarzen Knaben getragen, während die andern den Rosenkranz für ihren good Massa (guten Meister) beteten. Gewiß ist dieser neue Verlust für uns recht schwer, doch Gott wird auch darüber hinweg helfen. Wir dürfen gewiß hoffen, daß die Seele dieses unseres guten Mitbruders einen gnädigen Richter in der Ewigkeit gefunden hat, hatte er doch für Gott und seine Sache alles hingegeben und selbst seine Weihe zum Priesterstand, trotz seines jahrelangen Ringens nach derselben auf unbestimmte Zeit hinauszugeschoben. Ich bitte alle lieben Leser des „Gott will es“ um ihr Gebet, damit er ruhe im Frieden und bald unser Fürbitter am Throne Gottes sei.

P. G. Wieter, Ap. P.

* * *

P. August Schynse, der unsern Lesern wohlbekannte Missionar aus der Kongregation der Weißen Väter, ist gestorben. Dieser Meldung, welche uns von Algier aus zugeht, ist noch beigelegt, daß eine Missions-Karawane der Weißen Väter, also wohl jene, welche unter Führung des P. Levesque nach dem Viktoria-Njanza unterwegs ist, überfallen und ausgeplündert sei. Näheres müssen wir abwarten. Beten wir einstweilen für den heldenmütigen deutschen Priester, der sein Leben im Dienste seiner Mitmenschen so früh verloren hat.

Afrika-Verein deutscher Katholiken.

1. Liste der eingegangenen Gaben.

von Anfang Januar 1892 bis zum 23. Januar 1892.		Markt
Zw.=B. Kellinghausen, Dekanat Essen	194,—	904,60
Zw.=B. Frikdorf, Dekanat Rheinbach	98,—	
Zw.=B. Wersch, Dekanat Jülich	84,—	
Zw.=B. Brandt, Dekanat Birtscheid	40,50	
Zw.=B. Gürzenich, Dekanat Düren	39,—	
Zw.=B. Bouberrath, Dekanat Steinfeld	10,—	
Expedition der Zeitschrift „Gott will es“ in M. Gladbach	211,10	
Oberlehrer Walter, Waldsee (Württemberg)	41,—	
Zw.=B. Bülpich, Dekanat Lechenich	151,—	
Zw.=B. Suchen=Stammeln, Dekanat Düren	36,—	
Zw.=B. Brandorf, Dekanat Geilentkirchen	17,—	
Zw.=B. Düsseldorf Hamm	100,—	
Zw.=B. in dem Dekanat Albenhoven	67,30	
Zw.=B. Morsbach, Dekanat Birtscheid	45,80	
Zw.=B. in Mariaweiler, Dekanat Derichsweiler	36,—	
Zw.=B. Broichhausen, Dekanat Erpel	21,25	
Zw.=B. Muggensturm bei Mastatt	106,—	
Redakteur W. Helmes in Münster in Westfalen	250,—	
Sitzgelehrerverein Fulda	868,58	
Ungenannt aus München	1,—	
Zw.=B. Stoppenberg, Dekanat Essen	100,—	
Zw.=B. Holzheim, Dekanat Neuß	24,—	
	904,60	2541,53

	Markt	Transport.	Markt
Zw.-B. Dphoven, Dekanat Wassenberg	2541,53	Zw.-B. Bingsheim, Dekanat Lechenich	5771,88
Zw.-B. Scheiderhöhe, Dekanat Siegburg	23,—	Familie N. in B. für 3 hl. Messen	35,25
Zw.-B. Eicherscheid, Dekanat Montjoie	55,—	Zw.-B. Dahlem, Dekanat Blantenheim	3,—
Zw.-B. Pfarre St. Maria in Lyskirchen in Köln	20,—	Zw.-B. Wenau, Dekanat De- richsweiler	50,—
Diözesanverein Limburg an der Lahn	58,—	Zw.-B. Klein-Böllnig in Schlesien	24,86
Vikar F. Schnettler in Deling- haufen bei Hülten (4 Hei- denkinder)	1700,—	Zw.-B. Vaden = Vaden	12,30
Zw.-B. Hanberath, Dekanat Weifenkirchen	84,—	Zw.-B. Kirchhofen	130,—
Zw.-B. Haus Olpe bei Gärten	82,—	Zw.-B. Reichen- bach	120,—
Zw.-B. Nennenich, Dekanat Euskirchen	79,40	Zw.-B. Tiefen- brunn	100,—
Zw.-B. Spiel, Dekanat Jülich	61,50	Zw.-B. Zimme- ringen bei Sig- maringen	42,60
Zw.-B. Ebern, Dekanat Al- denhoven	51,10	Zw.-B. Niegel	25,—
Zw.-B. Stoppenberg, Dekanat Essen	114,—	Zw.-B. Durlach	29,—
Zw.-B. Wedburdyt, Dekanat Grevenbroich	100,—	Zw.-B. Waldorf	63,—
Jakob Bild III in Büdesheim (Rheinhesen)	95,25	Zw.-B. Philipp- burg	29,60
Josef Vogler in Büdesheim (Rheinhesen)	1,—	Zw.-B. Kreenhein- stetten	20,—
Zw.-B. Rommerskirchen, De- kanat Neuß	1,—	Zw.-B. Vorchal	20,—
Zw.-B. Welldorf, Dekanat Jülich	56,—	Zw.-B. Freiburg i Br.	10,—
Zw.-B. Erpel am Rhein	56,—	Zw.-B. Pfarre von St. Ursula in Köln	60,80
Zw.-B. Walheim, Dekanat Burtscheid	27,—	Zw.-B. Lechenich	650,—
Zw.-B. Pfarramt Metten (Niederbayern)	28,—	Zw.-B. Wesseling, Dekanat Derfel	50,—
Zw.-B. Klein-Glabach, De- kanat Erkelenz	75,—	Diözesanverein Münster n Westfalen	92,—
Zw.-B. Oberpleis, Dekanat Königswinter	55,10	Diözesanverein Paderborn	47,—
Zw.-B. Pfarre St. Severin in Köln	40,—	Diözesanverein Paderborn 4 Stück à 500 M. Hypo- theken = Anteil = Zertifikate der Preussischen Hypo- theken = Versicherungs = Ak- tien = Gesellschaft in Ver- lin	4000,— 6700,—
Zw.-B. Gemünd in der Eifel	300,—		2000,—
	68,—		
	5771,88	Summa	19436,29

Köln, den 23. Januar 1892.

Heinrich Sorten,

Schlagmeister des Afrika-Vereins deutscher Katholiken, Köln, Neumarkt 3.

Fromme Missions-Gesellschaft.

Der hochw. Herr P. Kugelmann schreibt an den Generalförderer:
 „Für die Beförderer und Beförderinnen habe ich wunderschöne Medaillen mit stattlicher Gravierung bestellt; selbe werden jedoch erst bis Ende April fertig, müssen hernach nach Rom transportiert werden, zur Segnung vom heil. Vater und Verleihung des Sterbeablasses für die Stunde des Todes. Gewiß werden damit unsere Förderer und Gönner zufrieden sein und entschädigt, für deren guten Willen für unsere heilige Sache.“

Als Beförderer und Beförderinnen sind ferner aufgestellt:

Pfarrer Dietrich, Roslasi. Pfarrer Winter, Neunkirchen (Eifel). Pfarrer Schreiber, Ekersdorf. Pfarrer Potthoff, Friesheim. Christoph Gevekenhorst, St. Vith. Gastwirt Alois Sprenger, Rempten. Lehrer Schäfer in Braunlauf. Anton Ruland in Weißweiler. Pfarrer A. Schmid in Wittenbrunn. Pfarrer Sauvage in Kels. Wih. Rasche in Barmen. Pfarrer Krauß in Mühlheim a. M. Pfarrer Faulstich in Zell a. E. Pfarrer Krimphove in Liesborn. Kaplan Oden- thal in Dürboslar. Pfarrer Schimmele in Tomerdingen. Pfarrer Franzen in Zttenbach. Peter Rheinbay in Niedermendig. Lehrer G. Kröger in Derschlag. Pfarrer Albert Müller in Limpach. Johann Vidovic in Sobetzingen (Österreich). Pfarrer Strobel in Moosach. Professor J. Börig in Seligenstadt. Vikar Beyer in Buer i. W. Pfarrer Schreiber in Ekersdorf bei Sagan. Lehrer S. Peters in Welldorf. Frau Wassmer in Freiburg. Th. Brandebusmeyer in Bedroden. Pfarrer Mang in Dymarn. Wönninger, Priester der Diözese Fulda. Julius Raich in Schweinburg. Hugo Tröger in Holben. Pfarrer Daler in Hofkirchen. Philipp Egert in Salzfassen. J. P. Clasen in Bracheln. Religionslehrer Borig in Seligenstadt. Geh. Nadelmann in Dpsenbach. Exp. Huber in Huldessen. Pfarrer Sautermeister in Schörzingen. Pfarrer Jenttrake in Emsdorf. Expof. Karl Krid in Mauerberg. Lehrer Schäfer in Braunlauf. Pfarrer Wening in Hamm-Bossendorf. Ad. Kuhlmann bei Marl. Pfarrer Körpel in Seibranz. Lehrerin Katharina Supp in Niederbreisig. Lehrerin Anna Bettingen ebenbaselst. Anna Hahn in Elisabethzell. Pfarrer Anna in Bantholzen. Lehrer Philippi in Bad Ems. Pfarrer Kraus in Atenberg.

Von und durch nachstehende Mitglieder sind die folgenden Beträge bis 24. Januar eingegangen:

Pfarrer Dietrich in Roslasi 5 M. — Apollonia Mayer in Freiburg 20 M. 10 Pfg. — Franz Kern in Salzburg 3 M. 98 Pfg. — Pfarrer Potthoff in Friesheim 10 M. — Christian Gevekenhorst in St. Vith 1 M. 20 Pfg. — August Dommers in Dülken 5 M. — Joseph Cappelmann in Morsbach 3 M. 50 Pfg. — Pfarrer Knips in Eckenheim 2 M. 20 Pfg. — M. Sprenger in Rempten 3 M. — Johann Schund in Ringsdorf 2 M. — Pfarrer A. S. in N. 14 M. 50 Pfg. — Pfarrer Iberl in Burgheim 20 Mark 20 Pfg. — Kammerer Uhr in Neuburg 10 M. — August Caemmerer in Darnstadt 26 M. — Pfarrer Hohl in Soppetenzell 5 M. — Emma Bengenerger in Radolzell 1 Mark 13 Pfg. D. Ruffad, Erfurt, 1 M. 60 Pfg. — P. P. Pohl in Kastebell 5 M. 10 Pfg. — Pfarrer Troll in Wörringen 1 M. — Pfarrer Philipp in Bergheim 3 M. — Leonhard

Hahn in Elisabethzell 25 M. — M. in B. 1 M. — Pfarrer Peters in Kurich 2 M. 30 Pfg. — Ludwig Winzen in Krauthausen 4 M. — Pfarrer Hübner in Stettbach 12 M. — Pfarrer Chrobach in Schwiebus 15 M. — Pfarrer Krimphove in Liesborn 5 M. — Pfarrer Faulstich in Zell 3 M. 50 Pfg. — Wilhelm Rasche in Varmen 3 M. — Pfarrer Scholz in Koppering 5 M. — Frau Sauer in Weilheim 20 M. — Kaplan Neumann in Tarnowitz 3 M. — Pfarrer Winterroth in Iffezheim 70 Pfg. — A. Kuland in Weisweiler 2 M. 80 Pfg. — Pfarrer Sauvage in Kelz 5 M. — Englisches Institut in Neuburg 6 M. — Kaplan Odenthal in Dürboslar 3 M. — Anna Siebert in Worms 23 M. — Pfarrer Rosarius in Billich 3 M. — Pfarrer Schimmele in Tomerdingen 25 M. — Hubert de Gallois, Grubenverwalter a. D. in Dortmund 5 M. 30 Pfg. — Michael Bai in Merl 3 M. — Lehrer Kröger in Derschlag 4 M. 50 Pfg. — Pfarrer Selbmann in Teckenburg 30 M. — Witwe Coenen in Emsbüren 8 M. — Peter Rheinbay in Niedermendig (Übersch.) 40 Pfg. — Pfarrer Hackert in N.-Mitingen 1 M. 75 Pfg. — Pfarramt Bidingen 20 M. — Witwe Huber in Lechbrud 15 M. — Pfarrer Strobel in Moosach 20 M. — Johann Bidovic in Sobetinzen 4 M. 70 Pfg. — Pfarrer Sigl in Plattling 40 M. — Pfarrer Wipfl in Balzers 8 M. 50 Pfg. — Kaplan Hunold in Balzers 1 M. 70 Pfg. — Religionslehrer Kretschmer in Exin 3 M. — Reinh. Wehnburg in Köln 3 M. — Pfarrer Nester in Bieringen 5 M. — Ludwig Mathis in Rohr 16 M. 80 Pfg. — Vikar Beyer in Buer i. B. 25 M. — Pfarrer Schreiber in Eckersdorf 15 M. — Pfarrer Lutz in Marxheim 3 M. 50 Pfg. — Frau Wassmer in Freiburg 20 M. — Th. Brandebusmeyer in Vockraden 1 M. — Pfarrer Egert in Salzflecken 1 M. 80 Pfg. — Ungenannt in Deggend 1 M. — Hugo Tröger in Holben 1 M. 20 Pfg. — Ebben in Gaesdonk 5 M. — Joseph Kleinen in Courl 19 M. 35 Pfg. — P. S. M. in S. 4 M. — Pfarramt Eppertshausen 6 M. — Peter Josef Cläßen jun. in Bracheln 8 M. — Rektor Frey in Gadorf 60 Pfg. — Expoj. Krid in Mauerberg 10 M. — Pfarrer Jentrahe in Ensdorf 33 M. 80 Pfg. — A. Schmidt in Elberfeld 1 M. — P. S. Merzenich in Ballendar 1 M. — Kaplan Fischer in Meschede 110 M. — Pfarrer Hirmer in Hohenrethberg 3 M. — Lehrer Wiederholt in Ottbergen 1 M. 55 Pfg. — C. Mangold in Obergünzburg 49 M. 50 Pfg. — P. Lauf in Dernbach 2 M. 10 Pfg. — Pfarrer Schmid in Fronstetten 19 M. — Pfarrer Hofer in Zachenau 1 M. 75 Pfg. — J. Berg in Hilben 30 M. — Friedrich Klug in Offenbach 2 M. — A. Bettinger in Niederbreisach 3 M. — J. Lehmeier in Unterfall 14 M. — Pfarrer Körpel in Seibranz 26 M. 70 Pfg. — Henriette Kölges in Erier 15 M. 80 Pfg. — Expoj. Kanzler in Horgersdorf 30 M. — Pfarrer Schilo in Idstein 1 M. 40 Pfg. — Professor C. Hermann in Essen 1 M. — Peter Busenlehner in Birmingham 8 M. 40 Pfg. — Pfarrer Zipperer in Minsing 5 M. — Pfarrer Lichtenegger in Tann 50 M. — Frau Verd in Elberfeld 4 M. — Pfarrer Schimmelpfennig in Igel 12 M. — Pfarrer Dr. Danhl in Schönsfeld 3 M. — P. Ludwig, Superior in Maria-Birnbaum 13 M. 90 Pfg. — Katholischer Bürgerverein Constantia in Limburg 5 M. — Pfarrer Anna in Bantholzen 10 M. — Anna Hahn in Elisabethzell 6 M. 10 Pfg. — A. Raffler in Sprottau 1 M. — Benef. Bogenberger in Seligenthal 6 M. 40 Pfg. —

M. Christian Nöth in Norheim 3 M. 60 Pfg. Zusammen 1096 M. 81 Pfg.
 Für **hl. Messen** gingen ein: von Joseph Capellmann in Morsbach 2 M. für 1 hl. Messe zum Troste der armen Seelen, eine desgl. zu Ehren des heil. Joseph; 2 M. — Johann Schund in Ringsdorf 7 M., für: 1 hl. Messe zu Ehren der immerwährenden Hilfe, 1 zu Ehren der hl. Apollonia, 1 für verstorbene Verwandte von J. S., 2 für eigene verstorbene Verwandte; 1 für die verstorbenen Eheleute Kr.; 1 für die verstorbenen Eheleute Sch. — Pfarrer A. S. in N. 60 M. für: 50 hl. Messen für den verstorbenen Johann, 10 desgl. in besonderer Meinung. — August Caemmerer in Darmstadt 6 M. für 2 hl. Messen für die verstorbene Franziska Battista. — D. Ruffack in Erfurt 1 M. für 1 hl. Messe um gute Fortschritte eines Gymnasiasten. — Pfarrer Schimmele in Tomerdingen 5 M. für 5 Seelenmessen. — Witwe Coenen in Emsbüren 1 M. 10 Pfg. für 1 hl. Messe zu Ehren der hl. Familie. — Jakob Loch in Roschberg 2 M. für 2 Seelenmessen. — J. Helff in Urmitz 3 M. für 3 heilige Messen in besonderen Anliegen. — A. Schmidt in Elberfeld 7 M. 50 Pfg. für einige Seelenmessen. Zusammen 94 M. 60 Pfg.

Für **Seidenkinder**: Ludwig Mathis in Rohr 20 M. (Maria Karolina zu taufen). — Reliaionslehrer Borig in Seligenstadt 25 M. — Pfarrer Wenig in H.-Bosendorf 21 M. (Wilhelm zu taufen). — Pfarrer Huber in Huldessen für 3 Kinder: Maria (25 M.), Theresie und Katharina (je 21 M.) 66 M. Zusammen 133 M.

Wir sprechen für alle diese Gaben unseren besten Dank aus. Die großen Gnaden, welche die Mitgliedschaft der Frommen Missionsgesellschaft mit sich bringt, und das wöchentliche Hochamt, welches speziell für die Wohlthäter der Mission in Kamerun gefeiert wird, mögen allen eine Quelle reichen Segens werden. —

Aus unserer Briefmappe.

Ein Herr schreibt uns:

„Wie hoch ist der Betrag zum Ankauf eines Sklaventindes? Man findet die Höhe des Betrages im „Gott will es“ verschieden angegeben, einmal mit 21 Mark, und auch mal mit 50 Mark verzeichnet. Kann man den vollen Namen eines solchen angekauften Kindes bestimmen? und auch später über sein Gedeihen, Lebenswandel, Talente, ob vielleicht zum Missionspriester event. auch Missionsmediziner geeignete Anlage besäße, so würde ich, wenn Gott will, einige tausend Mark zur Auskult der Studiengelder mit beitragen.“

Antwort: Wir haben mit den Missionaren 50 Mark als Preis für ein Sklaventkind vereinbart. In den meisten Fällen müssen die Missionen noch etwas hinzulegen, oft noch sehr viel. Freilich nehmen wir auch 21 Mark an, aber dann ist diese Summe dafür bestimmt, daß ein schon befreites Kind den vom Spender gewünschten Namen und ihn als Paten erhält. — Nachricht über den weiteren Lebenslauf losgekaufter Kinder zu erhalten, ist nicht so leicht. Die meisten Kinder sind so entkräftet, daß sie bald sterben, nachdem sie vorher getauft waren. Über jedes Kind zu berichten, das kann man den ohnehin zu sehr mit Arbeit überladenen Missionaren nicht zumuten. Wer aber ein Kind

nicht bloß loskaufen, sondern auch die Kosten seiner späteren Ausbildung bestreiten will, der kann auch regelmäßig Nachrichten über seinen Schützling erhalten.

Büroboilar. „Eine kleine Notiz über den hiesigen Afrika-Zweigverein wird Sie gewiß interessieren. In der hiesigen kleinen Pfarre gehören 93 Mitglieder dem Afrika-Vereine an. Auf Kosten des Vereins halte ich 3 Exemplare von „Gott will es“. Ich lasse diese Zeitschrift bei den 93 Mitgliedern zirkulieren; dieselbe wird mit dem größten Interesse gelesen.“

Recht schön! Nur scheint es uns, daß es sehr lange dauern wird, bis je 31 Mitglieder jedes Heft gelesen haben. 20 Mitleser sollte eigentlich das Höchste sein.

Herr Pfarrer **Krips aus Eckenheim** sendet uns eine Gabe mit folgenden Zeilen: „Selbst Bettelmann, sende zu Ihrem Werke eine kleine Gabe mit dem Motto: date et dabitur vobis.“

Ja, „gieb und es soll dir gegeben werden“ — wenn diesen Satz doch ein jeder recht beherzigen wollte!

Ein anderer hochw. Herr schreibt:

„Zu meiner großen Erbauung und Freude las ich die von Ew. Wohlgeboren soeben mir gütigst zugesandte, zwar kleine aber treffliche Schrift über den ehrw. Diener Gottes Vincenz Pallotti, und ersuche Sie umgehend, mich unter die Aggregierten der Gesellschaft aufzunehmen und die beifolgenden durch Postanweisung übermittelten zehn Mark als kleine Liebesgabe für dieselbe entgegennehmen zu wollen. Zwar kann ich zu meinem nicht geringen Bedauern meine durch kirchliche Bauschuld und andere erhebliche Lasten größtenteils schwer gedrückten dürftigen Pfarrkinder zur Förderung dieses hl. Werkes durch materielle Opfer nicht veranlassen, aber ich verspreche und verpflichte mich, fortan alle Tage beim hochw. Meßamt öffentlich mit der Gemeinde für die fromme Missionsgesellschaft und Förderung ihrer hl. Zwecke inständig zu beten.“

Diese Zeilen werden unsere Missionare in Kamerun hoch erfreuen. Ließe sich daselbe nicht in allen Gemeinden einführen? Könnte nicht z. B. bei der Sonntags-Nachmittagsandacht das Ablassgebet für die Bekehrung der Neger gebetet werden? Davon würden wir uns ganz außerordentlichen Erfolg versprechen.

Ein junger Mann aus B. schreibt:

„Die Groschen, welche ich für Bier und Zigarren verausgab, will ich jetzt für die Missionsgesellschaft verwenden, und so beeile ich mich denn, Ihnen hiermit 3 Mark von diesen erparten Groschen zu übersenden mit der Bitte, um 50 Exemplare der Schrift (Vincenz Pallotti) zur Verteilung an hiesige Katholiken. Denn diese Schrift scheint mir ebenso wie „Lebendig begraben“ ein gutes Gegenmittel gegen das sozialdemokratische Gift zu sein, welches in Form von glaubens- und sittenlosen Broschüren den Leuten dargereicht wird. Es würde mich sehr freuen, wenn ich etwas dazu beitragen könnte, daß wenigstens die Hälfte der Katholiken von B. Mitglieder der frommen Missionsgesellschaft würden.“

Wir stimmen dem Schreiben vollkommen zu. Die Verbreitung katholischer Gesellschaften und katholischer Schriften ist heutzutage eine Aufgabe, deren

Bedeutung leider nicht genug erkannt wird. Zu Hunderttausenden werden die abischeulichsten Schriften dem Volke für sein gutes Geld aufgehängt; aber welche kolossale Mühe kostet es, einige Tausend Exemplare guter Schriften abzugeben? „Lebendig begraben“ ist vielleicht seit langen Jahren das einzige katholische Schriftchen, welches 100 000 Exemplare erreicht; hoffen wir, daß es nicht das einzige bleibt. Sehr viele unserer Leser, die sehr gut eine Partie hätten unterbringen oder unter ihren Angehörigen, Arbeiter u. s. w. verteilen konnten, haben es bis jetzt nicht gethan; andere — und ihnen sagen wir besonders Dank — haben zu wiederholten Malen bestellt. Wir bemerken noch, daß jetzt jeder Broschüre „Lebendig begraben“ ein Exemplar „Vincenz Pallotti“ gratis beigegeben wird. Der Preis ist im letzten Hefte, S. 64 unten, angegeben.

Aus A. erhalten wir folgende Anfrage:

„Genügt es nicht, wenn man dem Afrika-Vereine angehört, um auch der Verdienste der „Frommen Missionsgesellschaft“ teilhaft zu werden?“

Antwort: Der „Afrika-Verein“ und die „Fromme Missionsgesellschaft“ bestehen ein jeder für sich. Da aber die Beiträge zum Afrika-Vereine teilweise auch der „Frommen Missionsgesellschaft“ zufließen, so ist jedes Mitglied des Afrika-Vereins von selbst schon ein Wohlthäter der Frommen Missionsgesellschaft. Um aber der großen Gnaden und Ablass teilhaftig zu werden, welche die Fromme Missionsgesellschaft bietet, ist es notwendig, daß man sich als aggregiertes Mitglied einschreiben läßt. Wir sind der Meinung, jeder Katholik, der überhaupt Sinn für unsere Missionen hat, sollte bei den Gesellschaften angehören. Das Opfer ist kein großes, der Lohn aber ein außerordentlich großer. In keinem Falle darf man, falls man zur Frommen Missionsgesellschaft beistimmt, dem Afrika-Verein seine Gabe entziehen, das hieße, unserem Herrgott mit der einen Hand geben, mit der anderen es ihm nehmen.

S. D. in A. schreibt:

„Erlaube mir die Anfrage, ob es ein großer Unterschied ist für die Missionäre, wenn man ihnen Geld schickt für besondere gute Zwecke oder wenn man dafür Messen lesen läßt?“

Antwort. Ein Unterschied ist darin freilich. Wenn ich eine hl. Messe lesen lasse, so ist das ein gutes Werk, aber mehr für mich selbst, als für den, der den geringen Betrag dafür erhält. Jeder Missionar kann täglich nur eine hl. Messe lesen, von dem Ertrage derselben also nicht viel für die Erhaltung der Mission und ihrer Anstalten erübrigen. Übrigens ist es auch recht schön, den Patres Meßstipendien zuzuwenden, aber man berechne den Betrag möglichst großmütig, da er ja ganz den Missionen zu gute kommt.

Mannigfaltiges.

In der Antislaverei-Lotterie sind wir nicht sonderlich begünstigt worden. Auf Nr. 192 236, welches wir zur Hälfte hatten, sind 300 Mark gefallen, also 150 Mark für uns, auf Nr. 194 912, von dem wir nur ein

Behntel besitzen, sind 100 Mark gefallen, also für uns 10 Mark. Alle übrigen Nummern sind im Rade geblieben. Falls die amtliche Liste mit den bis jetzt bekannt gewordenen übereinstimmt, haben der Herausgeber und alle, welche von ihm mit „Lebendig begraben“ Anteilsscheine erhielten, sich in die 160 Mark zu teilen. Ausgegeben sind im ganzen 221 Anteilsscheine für ebenso viel Kilo der Broschüre. Die 221 Inhaber haben zusammen 221 Mark, der Herausgeber allein 110 Mark 50 Pfg. zur Anschaffung der Rose gezahlt, wofür 5 ganze à 42, $\frac{1}{2}$ à 21, $\frac{1}{10}$ à 4 Mark 20 Pfg. gespielt wurden. Dementsprechend sind unter die 221 Mitspieler 106 Mark 66 Pfg. zu verteilen, was für jeden Beteiligten 48 Pfg. ausmacht. Da die Kleinigkeit nicht der Mühe wert ist, so bitten wir diejenigen, welche Zusage wünschend, uns dies mitzuteilen, anderenfalls wir drei Monate nach Erscheinen dieses Festes den noch nicht abgehobenen Betrag der Afrikaver eins-Kass: überweisen.

Major v. Bismann hat in dem neuesten Bande des „Kolonialen Jahrbuches“ einen Artikel veröffentlicht, in welchem er sich entschieden gegen die Anwendung von Gewalt gerade den wilden Eingeborenen gegenüber ausspricht. Er geht sogar so weit, Anwendung von Gewalt, wo es nicht durchaus nötig sei, den wilden Eingeborenen gegenüber ein Verbrechen zu nennen. Vom Standpunkt der Eingeborenen aus müsse man zugeben, daß unser moralischer und Rechtsstandpunkt durchaus kein unangreifbarer sei. Eben so häufig, wie leider aus Mangel an Gewissenhaftigkeit und ruhiger Überlegung, wird namentlich in Afrika gefochten, weil der Reisende glaubt, daß, wenn er nicht wenigstens einige Wechtele aufzuweisen hat, seine Reise nicht interessant sei. Ebenso ist der Mangel an Kenntnis der Sitten, Gebräuche und Charakter der Eingeborenen an unnützem Blutvergießen Schuld. Ein Europäer, der im Auftrage der Zivilisation und Kultur reist und der leichtsinnig zur Beseitigung von Schwierigkeiten zur Büchse greift, ist nicht besser, als der Araber, der um sich zu bereichern Menschenblut zu vergießen sich nicht scheut; ja er ist härter zu beurteilen, denn er sollte auf einem höheren moralischen Standpunkte stehen, als jener.

Über die borchersche Viktoria-Nyanza-Expedition wird der „N. N.-C.“ aus Kairo vom 27. Dezember geschrieben, daß wenn nicht besondere Schwierigkeiten betreffs der Trägeranwerbung vorliegen, der Ausbruch der Expedition nach dem Viktoria-Nyanza Mitte Februar erfolgen dürfte.

König Mandara von Moshi ist gestorben und sein ältester Sohn hat dessen Würde übernommen. Mandara war durch Lieutenant Ehlers zuerst mit Deutschen bekannt geworden, er hatte sich sehr freundlich gezeigt, und er sandte vor anderthalb Jahren auch jene Gesandtschaft an den deutschen Kaiser, welche Ehlers vorführte und die in Berlin ziemliches Aufsehen machte. Später, als Dr. Peters sein Hauptquartier im Kilimandscharogebiet aufschlug, kam es zwar manchmal zu kleinen Reibereien, aber Mandara war eine friedliche Natur, so daß ein leidliches Verhältnis bis zu seinem Tode verblieb.

Kompagnieführer Krenzler in Tanga hat sich gezwungen gesehen, zur Sicherung der Straße zum Kilimandscharo gegen Mäubereien der nördlich von Tanga gegen die englische Grenze zu ansässigen Wadigo mit Waffengewalt einzuschreiten. Die Meldung lautet: „Aussändische Wadigo mit ihrem Häuptling

Majimbe versperrten die Straße zum Kilimandscharo. Bezirkshauptmann Krenzler besetzte dieselben am 14. v. M. 6 Stunden nordwestlich von Tanga. Ihr Lager wurde erstürmt und verbrannt. Von der Schutztruppe wurde 1 Mann getötet, 1 verwundet. Die Wadigo haben 10 Tote, 14 Verwundete.

Afrikanische Eisenbahn-Arbeiter. Französische Blätter haben in letzter Zeit die Nachricht verbreitet, der Kongostaat habe neuerdings in Dahome Sklaven gekauft und durch ein deutsches Haus die Sache vermitteln lassen. Diese ganze Mitteilung ist seitdem als in allen Teilen falsch und erfunden bezeichnet worden, namentlich hat der Kongostaat schon seit langem keine Leute an der Westküste angeworben, vielmehr ist das nur von Seiten der Kongo-Eisenbahn-Gesellschaft geschehen. Doch auch diese hat aus Dahome nur wenig Leute und diese schon vor längerer Zeit in Dienst genommen. Nach einer Aufstellung in Brüssel sind von den 2350 Eisenbahn-Arbeitern in Kairo 200 Sanfbariten, 87 aus Monrovia, 440 aus Akkra, 790 aus Sierra Leone, 67 aus Lagos, 128 aus Groß- und Klein-Popo, 119 aus Bathurst, 215 von der Kräfteküste, 180 aus Weidah, 112 aus Grand Bassam und 12 aus Dakar. Die bei weitem meisten stammen aus englischen Kolonien. Dabei ist es noch nicht vollkommen ausgemacht, ob die Leute aus Weidah auch wirklich aus Dahome stammen. Wir können die Anwerbung solcher Arbeiter nicht tadeln, selbst wenn man die Leute kauft. Es ist besser, der König von Dahome verkauft seine Sklaven, als daß er sie abschachtet. Die losgekauften Sklaven aber werden, wenn sie der Eisenbahngesellschaft 2 oder 3 Jahre Dienste geleistet und so ihren Kaufpreis abverdient haben, freie Leute.

Die englische Baptisten-Missions-Gesellschaft feiert im Jahre 1893 die hundertjährige Jubelfeier ihres Bestehens; aus diesem Anlaß hat sie an ihre Freunde und Anhänger einen Aufruf erlassen, worin zur Sammlung eines Kapitals von 100 000 Pfund Sterling (2 Millionen Mark) aufgefordert wird. Diese Summe soll verwendet werden zur Ausrüstung und Ausendung von weiteren hundert Missionaren, zur Errichtung neuer Stationen, zur Übersetzung und Herstellung von Bibeln und zur Erwerbung eines neuen Dampfers für den oberen Kongo. Die bisherigen Zeichnungen für diesen Zweck sollen schon 40 000 Ltr. (800 000 Mark) ergeben haben. Die Baptisten-Mission, welche schon lange im Kongogebiete sehr tätig ist, steht im Begriffe noch eine größere Anzahl von Missionaren dahin zu senden um die evangelische Mission daselbst lebhaft fortzusetzen. Sie besitzt auf jenem Strome bereits zwei Dampfer, von denen der „Peace“ bekannt ist, auf welchem Greenfell seine vielfachen Forschungsfahrten, zum Teil mit v. Francois zusammen machte.

Die katholische Mission am Kongo. Die Mission von Scheut bei Brüssel hat bereits fünf Niederlassungen am unteren und oberen Kongo, sie sendet gegenwärtig eine Anzahl Missionare aus. Zu Scheut befinden sich 40 Novizen und im afrikanischen Seminar zu Loewen 20 Studenten. Auch der Bischof von Gent hat eine Anzahl Priester nach Matabi gesandt. Ein Dampfer von sieben Tonnen ist im Bau und soll um Ostern herum nach Westafrika gebracht werden. Ferner ist eine Anzahl von Schwestern des Ordens der Soeurs de la Charité Anfang Dezember dahin gegangen, welche am unteren Kongo die

Krankenpflege und die Erziehung von Kindern übernehmen sollen. — Am oberen Kongo, wo ein eigenes apostolisches Vikariat errichtet ist, arbeiten die weißen Väter des Kardinals Lavigerie in Zahl von 21, sie sollen nächstens Verstärkungen erhalten; doch sind sämtliche weißen Väter dort Belgier, für welche ein eigenes Noviziat in Mecheln errichtet worden ist. Nach deren Berichten haben diese Missionare seit dem Jahre 1886 fünfzehn christliche Gemeinden errichtet mit 1500 Getauften und 4000 Katechumenen. Doch damit nicht genug; seit einem Jahre ungefähr steht der Kongostaat mit dem Jesuiten-Orden in Unterhandlung wegen Errichtung von Missionen; dieselben sind jetzt dem Abschlusse nahe und die Jesuiten stehen auf dem Punkte, ihre Thätigkeit auf dem ihnen vorbehaltenen Teile des Kongogebietes zu beginnen. Ferner wird ein anderer religiöser Orden der Trappisten oder Karthäuser im Laufe dieses Jahres an den Stanley-Falls sich ansiedeln.

In Kamerun, und zwar auf dem südlichen Abhange des Gebirgsstockes bei Buca im Lande der Bakwiri, soll eine Erholungsstation eingerichtet werden. Den ersten Schritt dazu hat die Basler Mission gethan, indem sie schon ein kleines Haus zu diesem Zwecke daselbst gebaut hat. Die Einrichtung einer zweckentsprechenden Anstalt wird auf ungefähr 50000 Mk. Kosten veranschlagt. Aus Basel sind hierfür der Basler Mission als Jubiläumsgabe 7620,70 Frs. zur Verfügung gestellt. Außerdem hat das auswärtige Amt für diesen Zweck 30000 Mk. bewilligt, der Rest ist noch aufzubringen. Das Sanatorium wird in nicht geringem Grade den Reichsbeamten, Matrosen und Mitgliedern der vom Reiche ausgesandten Expeditionen zu gute kommen. Die bisher dort gemachten Erfahrungen lassen die Errichtung einer solchen Anstalt als recht dringlich erscheinen. Wenn solche Summen der protestantischen Mission in Kamerun zur Verfügung gestellt werden, so empfiehlt es sich für uns dringend, die Pallottiner zu unterstützen. Möge sich doch bald aus jedem Orte Jemand melden als Beförderer oder Beförderin des Frommen Missions-Vereins.

Bei der Redaktion eingegangene milde Gaben.

1. **Afrika-Verein:** Vikar Kießgen, Crocy, 3 M. — Dr. med. Aman Kießbach, 5 M. Zusammen 8 M.

2. **Mission Windthorst:** Lehrer Konz, Münchwies, 1 M. Derselbe für 1 hl. Messe in besonderer Intention 1 M. — Frau W. Lüblen für 1 heilige Messe für verstorbene Eltern 1 M. Dieselbe für jene Seele, die dem Ende ihrer Leiden am nächsten ist, 1 M. — G. P. in W. für 1 hl. Messe in besonderer Intention und 1 Seelenmesse 2 M. — F. B. in F. für 2 hl. Messen zu Ehren der hh. Herzen Jesu und Mariä 2 M. Derselbe 1 hl. Messe für verstorbene Mutter, Schwester, Schwager und um Befreiung von einem Leiden 1 M. — Ungenannt in Dppeln für 1 Seelenmesse, 1 hl. Messe für unser geistiges Wohl, 1 hl. Messe zu Ehren des hl. Antonius von Padua in einem besonderen Anliegen 3 M. — S. D. in A. für 5 hl. Messen zu Ehren Mariens, 2 zur

Dankagung, 1 zu Ehren des hl. Joseph, 2 für Abgestorbene, 10 M. — Zwei Schwestern zum Loskauf von Sklavenkindern 3 M. — Durch Kaplan Gaertner in Biernheim für ein Kind „Joseph“ 21 M. — Von Elektro-Ingenieur Caemmerer, Darmstadt, 2 M. — Von Frau A. B. für 1 hl. Messe für eine Kranke 2 M. — Von Johann Friedrich, Mehlsack, für 4 Seelenmessen, je eine für verstorbenen Andreas Friedrich, Joseph Brothmann, Rosa Brothmann, verstorbene Geschwister und für Beconika Fr., sowie 1 hl. Messe um eine glückliche Sterbestunde 5 M. — M. Dohmen, Boslar, für 7 Seelenmessen und 4 hl. Messen zu Ehren der Muttergottes 11 M. Zusammen 66 M.

3. **Für die Mission in Par-es-Salaam:** G. P. in S. für ein Kind „Bernard“ 21 M. — Durch Vikar Schnettler in Delinghausen von Lesern der Arnberger Sonntagsblumen für vier Kinder Maria, Joseph, Therese und Wilhelmine 81 M. — Dr. B. in Danne für ein Kind Maria Franz Friedrich Heinrich 21 M. Zusammen 123 M.

4. **Für St. Offkien:** Lehrer Konz in Münchwies 1 M. — Von zwei Schwestern für die Missionschwester 5 M. — Von G. Caemmerer, Darmstadt, 3 M. Zusammen 9 M.

5. **Für die Weißen Väter:** G. P. in S. für 4 hl. Messen für verstorbene Eltern 4 M. — Wessel-ter-Horn, Bremen, zum Loskauf von Sklavenkindern 1 M. 30 Pfg. Zusammen 5 Mark 30 Pfg.

6. **Für die Sambest-Mission:** 7 M. für 6 hl. Messen und zwar: 2 hl. Messen für Eheleute F. S. in Menthen, 2 für Eheleute S. in Menthen, 1 hl. Messe zu Ehren des hl. Herzens, 1 bezgl. zu Ehren des hl. Joseph, beide von Gertrud Valden.

7. **Für die Ausbildung schwarzer Priester:** G. P. in S. 1 M.

Bei der Expedition eingegangene milde Gaben.

1. **Für den Afrikaveren:** Freifräulein v. Habermann, Fulda, 15 M. — Rektor J. Neumann, Aachen, 130 M. — B. Kiening, Dachau, 1 M. — G. Märkl, Dachau, 1 M. — Fräulein Roi. Weil, Dachau, 2 M. — Frau Auer, Dachau, 1 M. — Mathias Dallmeier, Dachau, 1 M. — G. Pfanes, Dachau, 1 M. Zusammen 152 M.

2. **Für die Patres vom hl. Geist (Windthorst-Station):** Freifräulein v. Habermann, Fulda, für ein Sklaventkind, auf den Namen „Elisabeth“ zu taufen, 21 M. — G. Sg. Donzdorf, 4 M. 80 Pfg. — J. M. in Trier für 51 hl. Messen 51 M. — Pfarrer Ferrer, Weiter, für 4 Heidentinder, davon eines auf den Namen „Maria“ zu taufen, 84 M. — Ungenannt in Friedrichsthal für ein Sklaventkind, zu taufen auf den Namen „Johannes“ 21 M. — P. Schäfer, Arft, für 2 hl. Messen zu Ehren Jesu, Maria und Joseph 2 M. — A. Pung, Aft, für Heidentinder 1 M. — Düttmann, Paderborn, mit der Bitte um Gebete in besonderen Anliegen 6 M. — Joseph Deiters, Rheine, 1 M. — M. B. in Leidinghausen für 1 hl. Messe für die armen Seelen 1 M. 30 Pfg. — M. in Rhönil für 1 hl. Messe für die verstorbene Mutter; 1 dito für den verstorbenen

Bruder: 1 dito für die verstorbene Schwester; 1 dito für die verstorbenen Großeltern; 1 dito für arme Seelen 5 M. — Lehrer Peters, Wellborn, für 2 heilige Messen für Abgestorbene 2 M. Zusammen 200 M. 10 Pfg.

3. Für die Weißen Väter Lavigeries: J. Kunz, Efferhausen. Für 1 hl. Messe für meine verstorbenen Eltern, Peter und Anna Maria Kunz; 1 dito für die verstorbene Maria Josepha Bode; 1 dito zu Ehren der hl. Mutter Gottes für meine Familie 3 Mark. — H. Kump, Boos, für 6 hl. Messen für unsere Verstorbenen 9 Mark. — Derichs, Krefeld, für 1 hl. Messe für meine verstorbene Schwester; 1 dito für besondere Anliegen 2 Mark. — J. S. in Krefeld für 1 hl. Messe für meinen verstorbenen Vater; 1 dito für besondere Anliegen 2 Mark. — B. Hoppe, Poppot, 1 hl. Messe für meine lieben Eltern Michael und Elisabeth; 1 dito für Bruder August; 1 dito für Bruder Adolf; 1 dito für Schwester Susanna; 1 dito für Schwester Lira; 1 dito für Schwester Leonore; 1 dito um Erlangung einer glückseligen Sterbestunde; 1 dito zu Ehren der hl. Mutter Gottes und des hl. Joseph um Hülfe in einem Anliegen und Befreiung eines Leides; 1 dito für die arme Seele, die der Erlösung am nächsten ist 9 M. — Eheleute P. Mohr, Siffig, für 19 hl. Messen für besondere Anliegen 19 M.; 25 dito für die Seelenruhe desjenigen der Spender, der zuerst in die Ewigkeit abgerufen wird 25 M. — Ungenannt in Bruch für 4 hl. Messen zum Troste der armen Seelen; 3 dito in besonderer Absicht 7 M. — M. Tenthoff, Bochum, für 1 hl. Messe für die Verstorbenen 2 M. — J. Junger, Koblenz, für 1 hl. Messe für die Abgestorbenen zum Danke gegen Gott wegen Gebets-erhöhung 1 M. — B. Kiening, Dachau, für 2 hl. Messen für die verstorbene Frau A. Kiening; 2 dito für verstorbene Verwandte 4 M. — G. Märkl, Dachau, für 2 hl. Messen für die verstorbene Frau D. Märkl; 2 dito für die verstorbene Eltern Lorenz und Katharina Märkl 4 M. Zusammen 87 M.

4. Für die Mission am Sambesi: J. Capellmann, Morsbach, 6 M. — Pfarrer Herberich, aus der Pfarrei Hasenlohr 16 M. 50 Pfg. — P. Thilges, Echternach, 100 M. — Witwe Sander, Ruhrort, 1 M. 50 Pfg. — H. Horster, Krefeld, 1 M. 45 Pfg. — J. Deiters, Rheine, 1 M. — Ungenannt in Warburg 50 Pfg. Zusammen 126 Mark 95 Pfg.

5. Für die Palottinerpatres in Kamerun: Mayer, Bertach, 4 M. — Ungenannt in Warburg für 1 hl. Messe zu Ehren der hl. Muttergottes in einem besonderen Anliegen 1 M. — Ungenannt in Warburg für 3 hl. Messen zu Ehren des hl. Herzen Jesu 3 M. — G. Märkl, Dachau, 1 M. — L. Winzen, Krauthausen, für 1 hl. Messe zu Ehren der hl. Jungfrau Maria um Genesung meiner Eltern 1 M. — Lehrer Peters, Wellborn, für 1 hl. Messe für besondere Abgestorbene; 1 dito für unsere liebe Frau vom hl. Herzen in einem besonderen Anliegen 2 M. Zusammen 12 M.

6. Für die Mission in Par-es-Salaam: Bitar Finte, Dingden, für 1 Heidentnaben, auf den Namen „Alfons Maria“ zu taufen, 21 M. — J. Wessel, Bremen, vom Kollegen Waker zum Verkauf von Sklavent Kindern 3 M. — A. Berlage, Mecheln, für 2 hl. Messen für abgestorbene Verwandten 3 M. 80 Pfg. — Ungenannt in Warburg für Heidentkinder 75 Pfg. — J. Schwierz, Krefeld, von Abonnenten in Königshof für Heidentkind. r 4 M. 50 Pfg. — Witwe

Sander, Ruhrort, 3 M. — Lehrer L. für 5 hl. Messen in bestimmten Intentionen 5 M. Zusammen 41 M. 5 Pfg.

7. Für Anschaffung eines Harmoniums für die Station Windthorst: Kaplan Göbel, Hadamar, 1 M. — H. Krause, Sprottau, 2 M. Zusammen 3 M.

8. Für die Glocke nach Kamerun: Kloster Dietramszell 4 M. — Hoheisel, Wittowo, 2 M. 30 Pfg. — P. Egenolf, Hadamar, 1 M. Zusammen 7 M. 30 Pfg.

9. Zur Ausbildung schwarzer Priester: Primissar Patzelt, Nordenbeck, 5 Mark.

10. Für die Mission in den deutschen Südseebesitzungen: Pfarrer Herberich, aus der Pfarrei Hasenlohr 10 M. 50 Pfg. — Pfarrer Schneider, Bergau, 1 M. 40 Pfg. — Maria Giß, Erstein, 7 M. Zusammen 18 M. 90 Pfg.

Besondere Anliegen.

dem Gebete der Missionare und Schwestern empfohlen.

Um Erleuchtung einer protestantischen Schwester; um Erleuchtung eines Ungläubigen. Für zwei studierende Kinder, um guten Fortgang in dem Studium. Gesundung eines Vaters. Um Gnade, ein Geschäft gründlich zu erlernen.

Ein Seelsorger: Ein dringendes bitteres Anliegen. — Zwei Schwestern: Ein schweres Anliegen. — Die Seelenruhe mehrerer Verstorbenen aus unserem Beseckreise.

Bücherschau.

Tana-Baringo-Nil. Mit Karl Peters zu Emin Pascha. Verlag von Walthers und Apolant, Berlin.

Die deutsche Emin Pascha-Expedition ist durch das im Anfange dieses Jahres erschienene Werk von Dr. Peters dem deutschen Publikum genau bekannt geworden. Aber je weniger Erhebendes das öffentliche Leben unserer Tage im allgemeinen bietet, um so lieber wird man an der Hand des von Lieutenant von Tiedemann, dem einzigen weißen Begleiter des Dr. Peters, unter dem oben stehenden Titel dieser Tage herausgegebenen Reiseberichtes sich noch einmal in die Geschichte jenes wahrhaft heldenhaften deutschen Unternehmens vertiefen. Während Peters uns die deutsche Expedition in großen Zügen schildert mit dem strengen Ernste, den der fast ununterbrochene Anblick der Todesgefahr naturgemäß erwecken mußte, erzählt Tiedemann mit einer naiven und reizenden Frische die Details des Expeditionsbetriebes und all' die kleinen Nöthen, welche die großen und fundamentalen Gefahren noch vermehrten. Das Tiedemannsche Buch bietet des Anziehenden und Unterrichtenden eine reiche Fülle. So sein Urteil über Usagara (Deutsch-Ostafrika): „Usagara ist mit Sikuyu das schönste Land, daß ich in Afrika gesehen habe, der Doktor (Peters) kann stolz sein auf seine Annexion . . . Hochinteressant ist auch die Schilderung des Überalles der

auf dem Marsche befindlichen Expedition durch die Massais, eine Schilderung, die zu einem Vergleiche mit dem Untergange der Zelenkischen Expedition geradezu herausfordert.

Briefkasten der Redaktion.

Nach **St. Eug.**: Herzlichen Dank für die Nachrichten. — Nach **St. Louis**: Brief erhalten. Besten Dank. Sie erhalten für St. Louis ein Freizeig. Würden Sie mir eine nicht zu große Biographie Ihres Generals und Stifters schreiben können?

Nach **B.**: Die Generalversammlung des Zentralvorstandes des Afrika-Vereins fand am 25. Januar statt. Wir hatten diese Nummer bereits fertig, können also erst in nächster darüber berichten. — Nach **Dresteinfurt**: Hoffentlich wird Ihr Wunsch nun bald erfüllt werden. — **J. W.** in der Schweiz: Sie werden 10 Mark gewonnen haben. — **Fr. Sch.**: Von Ihrem Herrn Bruder hört man gar nichts, sollte er krank sein? — **P. A. in J.**: Wir vermiffen sehr Ihre schönen Berichte; hoffentlich ist schon einer unterwegs. — **Dr. B. in S.**: Herzlichen Gruß und freundschaftlichen Rippenstoß. Darf aber nicht schmerzen. (Schluß der Redaktion am 24. Januar.)

Briefkasten der Expedition.

Herrn J. W. in Bremen. Wir erwidern Ihren Glückwunsch zum neuen Jahre, mit Geldsendung für Afrika, aufs beste. — Solche Glückwünsche läßt man sich gerne gefallen. — Hoffentlich erfreuen uns im nächsten Jahre recht viele Leser in gleicher Weise.

Eingesandt.

Citronensaft für Afrika! Ärzte aller Länder machten wiederholt darauf aufmerksam, daß Citronensaft ein wertvolles Fäulnis hinderndes, antiskorputisches, harntreibendes Mittel ist — das beim Genuße anhaltende durststillende, durchgreifend blutreinigende und säfteverbessernde Wirkungen im menschlichen Körper entwickelt. Seine niederschlagenden Eigenschaften machen ihn zum Heilmittel gegen Diphtheritis, Rheumatismus, Fieber, Kopfschmerz u. s. w., und die Bewohner der Erzeugungsländer der Citrone verwenden den Saft schon seit ältester Zeit mit Erfolg in diesem Sinne.

Für das heiße, säulnischwangere Klima Afrika's bildet Citronensaft infolge seiner wertvollen medizinischen Eigenschaften ein beachtenswertes und empfehlenswertes Genuß- und Erfrischungsmittel, und wer dort Aufenthalt hat oder nehmen will, der verfähme nicht, sich mit dem vorzüglichen flüssigen Citronensaft der „Deutschen Citronen-Presserei (Wilhelm Veste) in Grünhainichen (Sachsen)“ zu versorgen.

Gott will es!

Afrika-Verein deutscher Katholiken.

Sechste Sitzung des Zentralvorstandes,

gehalten im erzbischöflichen Palais zu Köln
am 25. Januar 1892.

Die sechste Sitzung des Zentralvorstandes des Afrika-Vereins deutscher Katholiken wurde durch den Ehrenpräsidenten des Vereins, den hochwürdigsten Herrn Erzbischof von Köln eröffnet.

Anwesend waren die sämtlichen Mitglieder des Verwaltungsausschusses: Justizrat Sieger, Kanonikus Hespers, Landgerichtsrat Reichensperger, Rechtsanwalt Wirz, Schatzmeister Horten. Von den Diözesan-Vereinen Trier: Rechtsanwalt Müller, Limburg: Domdechant und Generalvikar Walter, Paderborn: in Vertretung des erkrankten Herrn Landgerichtsrats Hüffer Prokurator Dicke, Münster: in Vertretung des erkrankten Herrn Domkapitulars Klüping Schatzmeister und Generalvikariatssekretär Kropp, Osnabrück: Baron von Korff. Die Herren Präsidenten der übrigen Diözesan-Vereine: Bischof von Pesele (Rottenburg), Domkapitular Engel (Julda), Banquier Pistorius (Hildesheim), Stiftsenior Kutschank (Sachsen) waren durch Krankheit oder Amtspflichten am Erscheinen verhindert.

Der Vorsitzende des Verwaltungsausschusses, Herr Justizrat Sieger, widmete zuerst dem P. Schynse, dessen Tod eben durch ein Telegramm aus Algier gemeldet worden war, einen ehrenden Nachruf, in welchem er mit großer Wärme der hervorragenden Verdienste dieses rheinischen Missionars gedachte. Sodann berichtete er über die Lage des Vereins. Derselbe besteht gegenwärtig aus zehn Diözesan-Vereinen: Köln, Münster, Trier, Paderborn, Limburg, Julda, Osnabrück, Hildesheim, apostolisches Vikariat Sachsen, Rottenburg. In den Diözesen Freiburg, Straßburg, Bamberg, Breslau, Kulm bestehen Zweigvereine, die noch nicht zu einem Diözesan-Verein zusammengeschlossen seien. Daß dies bald geschehe, sei sehr wünschenswert, insbesondere auch deswegen, damit jene Diözesen im Zentralvorstande vertreten sein könnten. In den drei Jahren seines Bestehens habe der Verein bis zum 1. Januar 1892 die Summe von 683 484 Mark aufgebracht, von denen ebenfalls bis zum 1. Januar über 550 000 Mark für die Zwecke des Vereins verausgabt worden seien.

So groß diese Summe vielleicht erscheinen möge, so sei sie doch angesichts der fortwährend wachsenden Bedürfnisse der Missionen in den deutschen Schutzgebieten noch viel zu klein. Die Einnahmen seien im Jahre 1891 auf derselben Stufe geblieben wie im Jahre 1890, die Ausgaben aber infolge Vermehrung der Missionsstationen und der Missionskräfte bedeutend gestiegen. Es sei daher eine Vermehrung der Einnahmen dringend notwendig, um so mehr, da mit der Summe von 100 000 Mark, deren Bewilligung der Verwaltungsausschuß heute vorschläge, über den größten Teil der Einnahmen verfügt sei. Diese Steigerung der Vereinskinnahmen sei auch wohl möglich, ohne die anderen Wohlthätigkeitsvereine zu schädigen. Der Minimalbeitrag von 1 Mark jährlich sei so gering, daß noch Tausende ihn leisten könnten und gerne leisten würden, wenn man nur in den Gemeinden Männer fände, die Organisation in die Hand nähmen. Es gebe noch viele Hunderte von Pfarreien, ja noch ganze Diözesen, die bis jetzt dem Werke des Afrika-Vereins vollständig fern geblieben seien. Und doch sei dieses Werk vom heil. Vater selbst empfohlen worden. Es würde möglich sein, die Einnahmen des Vereins ohne größere Belastung der Mitglieder um Hunderttausende zu vermehren, wenn das Beispiel einzelner besonders eifriger Gemeinden überall Nachahmung fände. Es sei eine auffallende Erscheinung, daß gerade die Gemeinden, die für andere wohlthätige Zwecke am meisten ausbrächten, auch bei den Einnahmen des Afrika-Vereins in erster Linie ständen. Nicht gerade die reicheren Gegenden zeichneten sich aus, sondern eher die arbeitenden Klassen. So stehe z. B. in der Erzdiözese Köln, wie bei allen Sammlungen für Wohlthätigkeitszwecke, so auch in den Listen des Afrika-Vereins das Dekanat Essen mit seiner Arbeiterbevölkerung unter den ersten. Ein solches Beispiel verdiene besonders hervorgehoben zu werden und sei zur Nachahmung zu empfehlen.

Hierauf erstattete Herr Horten den Bericht über die Einnahmen und Ausgaben.

Bis zum 1. Januar 1892 eingegangene Beiträge pro 1891:	
	Mark
Erzdiözese Köln	41 170,81
Diözesan-Verein Münster	35 700,—
Aus der Diözese	1 768,18
Diözesan-Verein Paderborn	23 027,15
Aus der Diözese (Hagen) Paderborn	20,—
Diözesan-Verein Trier	9 809,95
Aus der Diözese	5 324,35
Diözesan-Verein Rottenburg	12 000,—
Aus Württemberg	1 086,20
Erzdiözese Freiburg i. Br.	4 850,—
Baden	725,85
Diözesan-Verein Fulda	4 581,30
Zu übertragen	140 063,79

	Mark
Übertrag	140 063,79
Aus der Diözese	42,80
Diözesan-Verein Breslau	4 369,88
Schlesien	732,77
Diözesan-Verein Hildesheim	4 000,—
Osnaabrück	3 000,—
Aus Oldenburg	301,10
Diözesan-Verein Limburg an der Lahn	1 910,—
Frankfurt am Main	500,—
Apostol. Vikariat Sachsen	1 896,58
Ostpreußen	1 615,52
Elßaß-Lothringen	1 018,90
Übertrag 159 451,29	

	Mark		Mark
Übertrag 159 451,29		Übertrag 161 431,14	
Erzdiözese Bamberg	758,10	Pommern	23,—
Bayern	632,40	Aus Osterreich	528,64
Diözese Kulm	300,—	Schweiz	5,—
Westpreußen	39,30	Aus Rußland	11,—
Afrika-Verein Berlin	200,—	Zinsen laut Konto	8 000,81
Hessen	50,05	Stornierter Posten Bamberg	94,—
Zu übertragen 161 431,14		Total	170 083,59.

Es wurden im Jahre 1891 an die Missionsgesellschaften, Missionshäuser u. s. w. ausgezahlt 188 950 Mark.

Vermögen des Afrika-Vereins deutscher Katholiken am 1. Januar 1892.

M. 200 000,—	3 1/2 % Deutsche Reichsanleihe à 99	M. 198 000,—
" 12 300,—	3 1/2 % Preussische Konfols "	99 " 12 177,—
" 5 000,—	4 % Württembergische Anleihe "	103 " 5 150,—
	Guthaben "	7 406,07

abzüglich der dem Episkopate für ein Missionshaus bewilligten M. 222 733,07
 „ 100 000,—
 Bleiben verfügbar M. 122 733,07

Die von dem Zentralvorstande gewählten Kassenrevisoren, Herr Landgerichtsrat Reichensperger (Köln) und Herr Banquier Pistorius (Hildesheim), erstatten den Kassenrevisionsbericht. Sie beantragen, dem Herrn Schatzmeister unter dankbarer Anerkennung der großen, selbstlosen Mühewaltung Decharge zu erteilen, indem sie die sorgfältige Buch- und Kassenführung lobend hervorheben.

Diesem Antrage wird von Seiten des Zentralvorstandes entsprochen. Herr Reichensperger macht die Empfänger von Vereinskassen noch darauf aufmerksam, daß es notwendig sei, jedesmal eine besondere Quittung dem Herrn Schatzmeister zu übermitteln.

Hierauf hielt Herr Kanonikus Hesper einen längeren Vortrag über die Fortschritte der Missionen in den deutschen Schutzgebieten und berichtete zugleich über die vorliegenden Unterstützungsanträge der Missionsgesellschaften.

1. Apostolisches Vikariat Nord-Zanzibar.

In den Missionen der Väter vom heiligen Geist in Deutsch-Ostafrika waren im Jahre 1891 57 Europäer beschäftigt: 1 Bischof, 21 Priester, 17 Brüder und 18 Schwestern. Das apostolische Vikariat zählt in Deutsch-Ostafrika 7 Hauptstationen, dazu eine General-Prokura in Zanzibar mit einer Knaben- und Mädchenschule, einem Hospital, einer Buchdruckerei und einem Hospize, außerdem noch drei Stationen im englischen Küstengebiet: Mombassa, Malindi und Lamu.

Die Missionsstationen in Deutsch-Ostafrika bilden Mittelpunkte, von denen aus das Christentum in die betreffenden Landschaften verbreitet werden soll: 1. Bagamoyo erstreckt seine Mission auf die

Küste und Usaramo; 2. Manderera auf Udoe, Usegua und Ukwere; 3. Mhonda auf Nguru und das obere Usegua; 4. Mrogoro auf Nord-Nguru und Usegua; 5. Tununguo auf Ukami und Süd-Ujuguru; 6. La Longa auf Usagara; 7. Kilema auf das Gebiet des Kilima-Ndscharo.

Die ersten sechs Hauptstationen haben sämtlich Schulen (Knaben- und Mädchenschulen, Handwerker-Äckerbauschulen), ferner von ihnen gegründete christliche Dörfer. Mehrere Stationen haben Krankenhäuser für die Eingeborenen. In ihren Waisenhäusern und Erziehungsanstalten befanden sich im Jahre 1891 ungefähr 700 Kinder (Knaben und Mädchen). Die von den Missionaren ausgebildeten Jünglinge werden als Katecheten in die Dörfer der Landschaft geschickt, um Schüler um sich zu sammeln und den Missionaren vorzuarbeiten.

Die im Jahre 1891 gegründete Missionsstation Kilema am südöstlichen Abhange des Kilima-Ndscharo entwickelt sich kräftig. Unter den Kindern, welche bereits die Schule der Missionen besuchen, befindet sich auch der älteste Sohn des Sultans von Kilema. Außerdem haben noch zwei andere Häuptlinge der Nachbarschaft der Mission einige von ihren Kindern anvertraut.

Über die Lage der Missionsstation berichtet der Reichskommissar Dr. Peters an den Kaiserlichen Gouverneur für Deutsch-Ostafrika (Amtl. Kolonialblatt 1891, S. 456 ff.):

Man durchzieht (von Moschi aus) das Hochland von Kirna in etwa zwei Stunden von West nach Ost und marschiert um einen weit in die Ebene sich vorsprekenden Bergvorsprung ins Land Kilema hinein. Plötzlich schiebt man unter sich ein weit ausgebreitetes, dicht bebautes, sanft abfallendes Gelände. Dieses lachende Gelände, von welchem aller Orten Rauchwolken emporsteigen und aus dem die Dächer der katholischen Mission sich deutlich abheben, umfaßt die wasserreichen Landschaften von Kilema, Marangu u. s. w. Wenn man in dieses Kulturgebiet hineinzieht, so fällt der außerordentliche Wasserreichtum auf, der an Europa erinnert. In jeder Senkung ist ein lebendiger Wasserlauf. Alle diese Bäche laufen schließlich zum Rufe zusammen. Am Kilema-Fluß Mui oberhalb einer Reihe von Schnellen, in üppigem Kulturland liegt die katholische Mission.

Dr. Peters verweilte einige Tage in der Missionsstation. Von P. Rohmer, einem der Missionare, begleitet, zog er östlich weiter und gründete dann bei Mareale, dem Sultan von Marangu, etwa 5 bis 6 Kilometer von der Mission entfernt, die deutsche Kilima-Ndscharo-Station. Über Bodenbeschaffenheit und Klima berichtet er das Folgende, was auch auf die Umgebung der Missionsstation paßt:

Der Boden hier ist der beste, den es giebt. Schwarze Lavaerde mischt sich mit Thon. Getreidefelder wechseln mit Bananenhainen ab und das ganze wird nach der Steppe zu und links unterhalb unserer Station vom Hochwald eingerahmt. Die Landschaft gewährt einen Eindruck etwa wie das Gelände des Thüringer Waldes mit der goldenen Ebene dahinter vom Kyffhäuser aus.

Ich glaube, es giebt nicht leicht eine Stelle im deutsch-ostafrikanischen Schutzgebiet, welche sich an Günstigkeit aller Erfordernisse für eine Stationsanlage und an landschaftlicher Schönheit mit dieser messen könnte. Die Luft ist von einer seltenen Reinheit und Frische. Das Thermometer war an drei Tagen bis 11 Uhr morgens nicht auf 12° R. gestiegen und abends ist es bitterlich kalt. Die Station muß von vornherein mit Ofenheizung angelegt werden. Aber wenn dann die Sonne hervorkommt, wird es heiß, und der Gärtner auf der katholischen Mission ist überzeugt, daß neben den europäischen Gemüsen und Getreiden (auch Weizen ist gut ausgegangen) die meisten tropischen Kulturen möglich sind.

Während die Missionsstation im äußersten Norden des deutschen Schutzgebietes kräftig sich entwickelte, schienen zwei Stationen im Süden des apostolischen Vikariates aufs äußerste bedroht: La Longa und Tununguo. Diese beiden Missionen sind den wilden Wahehe am nächsten, welche bekanntlich fast die ganze Expedition des Herrn von Zelenki aufgerieben und dabei zahlreiche Gewehre, sowie große Vorräte an Patronen erbeutet hatten. Man befürchtete einen Überfall seitens der Wahehe und setzte die Stationen so schnell wie möglich in Verteidigungsstand. Glücklicher Weise haben die Befürchtungen sich bis jetzt nicht erfüllt.

Es scheint vielmehr, wie berichtet wird, daß die Wahehe, aus Furcht vor einem Rachezug der Deutschen, wünschen, Friedensverhandlungen anzuknüpfen. Da die Missionare ihnen bekannt sind, so könnten diese als Vermittler gute Dienste leisten. Der apostolische Vikar will selbst im Januar 1892 in das Land der Wahehe gehen und den Hauptultan derselben aufsuchen, um mit ihm zu verhandeln.

Für die geplante Neugründung einer zweiten Station am südwestlichen Abhange des Kilima Ndscharo wurde der Genossenschaft die Summe von 15 000 Mark bewilligt.

Zu den vielen herrlichen Zeugnissen, welche seitens der Afrikareisenden, der Offiziere der deutschen Schutztruppe, überhaupt aller Afrikakenner der Missionsthätigkeit der Väter vom heil. Geiste ausgesprochen wurden, sind in letzter Zeit zwei von besonderer Wichtigkeit hinzugekommen: das des Dr. Peters und des Hauptmannes Michelmann.

Dr. Peters sagt in seinem Buche: Die deutsche Emin Pascha-Expedition S. 528 über Mrogoro: „Jedem, der in Ostafrika Anpflanzungen anlegen will, kann ich empfehlen, sich eine Zeit lang nach Mrogoro zu begeben, um dort zu lernen. Mrogoro ist wirklich ein Muster für das deutsch-ostafrikanische Gebiet.“

Hauptmann Michelmann, der längere Zeit hindurch Stationschef von Bagamoho war und Gelegenheit hatte, die Wirksamkeit der Missionare eingehend kennen zu lernen; entwirft in seinem neuesten Buche: „Meine Erlebnisse in der Witzmann-Truppe“ Magdeburg 1892 (S. 38 ff.) ein überaus anziehendes und schönes Bild von der Mission

Bagamoyo und ihren Bewohnern. (Vergleiche „Gott will es“, Januarheft.)

II. Die apostolische Präfektur Süd-Zanzibar.

Über den Stand der Mission in Dar-es-Salaam wie über die Lage des Mutterhauses von St. Ottilien hat der Generalsuperior der St. Benediktus-Genossenschaft folgenden eingehenden Bericht an den Zentralvorstand gerichtet:

Es naht wieder die Zeit, in welcher die Missionsgenossenschaften der deutsch-afrikanischen Missionsgebiete ihr Auge nach dem Afrikaverein deutscher Katholiken wenden, angetrieben von mehr oder weniger Unterstützungsbedürftigkeit. Durch das, was wir seit zwei Jahren dank der großherzigen damaligen Gabe des Afrikaverains gewirkt und geschaffen, sind unsere Mittel gänzlich erschöpft. Bevor ich aber von unseren neuen Bedürfnissen spreche, möchte ich Rechenschaft geben von der bisherigen Verwendung der empfangenen Gaben.

Rechenschaftsbericht.

1. Deutsch-Ostafrikanische Mission.

a. Personalbestand. Über die Thätigkeit, die Erfolge und Werke unserer dortigen Missionen kann ich mich in diesem Briefe kurz fassen, indem ich mir erlaube, auf die im St. Ottilien-Kalender 1892 veröffentlichten Missionsberichte hinzuweisen. Seit dem Drucke des Kalenders gingen viele neue Berichte ein, welche in ihrer schlichten Wahrhaftigkeit von überraschenden Fortschritten gerade in jüngster Zeit Zeugnis ablegen. Seit zwei Jahren wurden von St. Ottilien 26 Missionäre und Missionschwester für die Mission Süd-Zanzibar ausgerüstet und ausgesandt. Sechs davon sind bereits tot. Durch Loskauf von 20 erwachsenen Sklaven und 99 Sklavenkindern wuchs der Personalstand der zwei Missionsklöster auf 145 Köpfe, welche von den Almosen und Arbeiten der Mission leben, in den Werkstätten und auf den Gütern der Mission beschäftigt und in christlicher Religion und Sitte unterrichtet werden. Aus dieser Zahl gingen im ersten Jahre vier eingeborene christliche Familien hervor. Die katholische Kirchengemeinde von Dar-es-Salaam wurde an jedem höheren Feste des Herrn und der Mutter Gottes durch zahlreiche Neugetaufte und nach und nach auch durch mehrere eingewanderte Europäer, katholische Indier und Eingeborene, vermehrt.

b. Bauten und Bodenerwerbungen u. P. Bonifatius erwarb zwei große steinerne Indierhäuser zu Dar-es-Salaam mit dazu gehörigem Grund und Boden um die Summe von 10 500 Mark. Es waren aber zum Teil Ruinen, und wie der Kaiserliche Gouverneur v. Soden schreibt, ursprünglich läderlich gebaut, feucht, niedrig, müffig und Brutstätten für Bacillen aller Art, obwohl in sehr guter und gesunder Lage. Es mußte daher mit einem Aufwand von etwa 8000 Mark auf beiden Häusern ein neuer Stock aufgesetzt, Dächer gebaut, Kapellen und Küchen eingerichtet, Scheidemauern aufgeführt, Wege angelegt, kurz alles gründlich restauriert werden. (Die Bilder davon sind im St. Ottilien-Kalender zu sehen.) Die Brüder verfertigten Kalk und Ziegelsteine, machten die Maurer-, Zimmermanns-, Schreiner-, Schmiede-

Schlosser-, Glaserarbeiten u., wobei sie stets eine Anzahl ihrer Schwarzen beschäftigten, so daß sie sehr viele Kosten an Geld ersparten, was aber vier Missionären das teure Leben kostete. Als die Zahl der Kinder wuchs, erbaute man zwei Asyle mit großen Werkstätten, eines für die eingeborenen Knaben und losgekauften männlichen Sklaven, das andere für die Frauen und Mädchen. Als dann die Kapelle zu klein wurde, erbauten die Missionäre eine kleine Kirche, welche etwa 150 Personen faßt. Die Kosten hierfür, abgerechnet die von den Missionären und ihren Gehülfen geleisteten Gratisarbeiten, beliefen sich nach der Jahresrechnung des P. Franziskus auf 10 200 Mark. Der unermüdete apostolische Präfekt erwarb in der Nähe von Dar-es-Salaam ein Grundstück von 13 Hektar, worauf er ein Dorf für die neubekehrten Familien anlegte, indem er auf dem mühsam urbar gemachten Lande für dieselben kleine wohnliche Häuser baute, Straßen und Baumalleen anlegte, Gärten pflanzte — alles durch die Arbeit der eigenen Leute — und in dieser neuen Ortschaft die ersten christlichen Ehepaare ansiedelte. 5 Kühe und 26 Ziegen und Schafe bildeten den Viehstand. Um den Verkehr zwischen den Missionsklöstern und dem Dorfe zu erleichtern, kaufte man für 150 Mark ein Boot an. Besondere Kosten verursachte die Beschaffung von Bauholz, da das afrikanische sich hierzu seiner zu großen Härte und seines krummen Wuchses wegen nicht eignete, sondern solches aus Hamburg bezogen werden muß. Eben so große Ausgaben verursacht die Beschaffung von Schienen, Eisenwaren, Wellblech, Zement und der vielen Werkzeuge für all die verschiedenen Werkstätten. Der Lebensunterhalt für die Missionäre und ihre 145 Pflinglinge, wozu stets noch jeden Tag Dugende von Schwarzen und auch Weißen als Besucher kommen, ferner die Arzneien für die vielen Kranken, welche in der Mission Hilfe suchen und finden, sind in Dar-es-Salaam ungemein teuer. Der Kaiserliche Gouverneur schreibt, daß unsere Missionäre und Schwestern „an der Sparnot“ leiden, immer sagen, sie müssen sparen, und dabei Leiblich Schaden nehmen. P. Franziskus schreibt: „Hier kommt alles entsehrlich teuer — ein Ei 2 Pesa; eine Kiste Kartoffeln zur billigen Zeit 4 bis 5 Rupien (5 bis 6 Mark 50 Pfg.); ein Pfund Fleisch 80 Pfg.; ein Sack Mehl 30 Mark. Vom Februar bis Oktober dieses Jahres, also in acht Monaten, beliefen sich die Haushaltungskosten auf etwa 7000 Mark. In zwei Jahren also unter gegenwärtigen Verhältnissen 18 bis 20 000 Mark, die Arzneien allein gegen 1000 Mark.

c. Gesamtrechnung für die Auslagen unserer ostafrikanischen Mission vom November 1889 bis Oktober 1891. Ausrüstung der drei Expeditionen zur Einrichtung der Missionsklöster und ihrer Werkstätten über 20 000 Mark, Reisekosten für 26 Personen (einschließlich Rückreise von 2 Missionären und 4 Schwarzen) 17 000 Mark, Anlauf der Häuser 10 500 Mark, Ausbau derselben 8000 Mark, Neubau von zwei Kinderasylen und Kapelle 10 200 Mark, für Kauf der Schamba zum Christendorf 1400 Mark, Loskauf von 119 Sklaven und Sklavenkindern 10 300 Mark, Viehstand 500 Mark, Medikamente 990 Mark, für den Lebensunterhalt in zwei Jahren ca. 18 000 Mark, Zoll, Transport, Telegramme u. 800 Mark, Summa 97 690 Mark.

Zur Deckung dieser nahezu 100 000 Mark betragenden Summe dienten in erster Linie die bei Firma Gebr. Braubach deponierten 46 000 Mark, welche durch Herrn D'Swald & Co. in Zanzibar nebst einem Mehrbezug von 4254 Mark den Missionären in Afrika selbst ausbezahlt wurden. Die übrigen 50 000 Mark wurden von St. Ottilien aus entrichtet.

II. In den Mutterhäusern der St. Benediktus-Missions-Genossenschaft zu St. Ottilien:

a. Personabestand. Die Männer-Kongregation nebst Studierenden und Säkular-Professoren zählt gegenwärtig rund 100 Köpfe, wovon 45 Professoren; die Schwestern-Genossenschaft gegen 90, nebst einigen schwarzen und weißen Waisenkindern — alles in allem nahezu 200 Leute, welche gekleidet und genährt sein wollen.

b. Bauten, Boden-Erwerbungen, Arbeiten etc. Das Wachstum der Kongregation beider Zweige machte vor allem große Neubauten nötig. Schon vor zwei Jahren erwähnte ich in meiner Eingabe an den Afrika-Verein die Notwendigkeit eines neuen Schwesternhauses, wofür ich 40 000 Mark erbat. Das Gebäude wird seit August dieses Jahres bereits bewohnt — ein geräumiger Klosterbau, dessen Umgebung von den Schwestern selbst in Gartenanlage umgearbeitet wurde. Da die Männer-Genossenschaft und die Studierenden bisher nur einige Bauernhäuser nebst einem ehemaligen Schloßchen bewohnten und auch die alte Kapelle der hl. Ottilia für die gottesdienstlichen Funktionen nicht mehr ausreichend befunden wurde, war man gezwungen, schon mit Rücksicht auf die Disziplin, auf welche unsere Genossenschaft an allererster Stelle Gewicht legt, auch ein neues Männerkloster mit Missionskirche in Angriff zu nehmen. Es ist ein Bau von etwa 1200 Quadratmeter Bodenfläche, ungerechnet die Kirche, welche erst nächstes Jahr begonnen werden soll. So große Bauten wären nicht möglich gewesen, wenn nicht so viele Missionsbrüder beim Fundamentieren, beim Transport der Materialien, bei Ausführung der Mauern, bei den Schreiner-, Zimmermanns-, Schmiede-, Schlosser-, Spängler-, Glaserarbeiten u. s. w. mitthätig gewesen wären; ferner wenn nicht das umliegende Volk mit vielen Hunderten von Gratisfuhrern eifrig mitgeholfen und endlich wenn nicht die Planzeichnung und die Bauleitung vom Obern der Genossenschaft selbst persönlich hätte besorgt werden können, so daß infolge dessen z. B. der Männerbau nur etwa die Hälfte der Summe kostet, welche unter anderen Verhältnissen für einen derartigen Bau nötig gewesen wäre. Letzteres Haus ist im Rohbau nahezu fertig.

St. Ottilien besteht gegenwärtig aus zwei großen, fünf mittelgroßen und zwei kleinen Wohnhäusern, drei großen Ökonomiegebäuden und mehreren kleineren Gebäuden (Schuppen, Torshütten, Werkstätten etc.). Landbesitz zirka 120 Hektar mit einem Viehstand von 30 Milchkühen, 15 Stück Rinder und Stälber, 2 Ochsen, 9 Pferden, 18 Schafen, 20 Schweinen u. s. w. — Sämtliches Brennmaterial für Küche und Heizung beziehen wir aus einem Torfstüch. Die Ökonomie und große Gartenwirtschaft, mit allem Fleiß betrieben, verschafft uns einen großen Teil des Lebensunterhaltes. Dazu kommen noch fast sämt-

liche Handwerke, von denen jedes durch mehrere Handwerker vertreten ist. St. Ottilien gleicht in der That daher einem Bienenkorb, in dem es keinen duldet, der nicht an emsiger Arbeit Freude hat.

Die geistige Thätigkeit ist vertreten in der Missionschule (humaniora mit sechs Professoren) und zu Dillingen in unserem dortigen Scholastikate „St. Theresia“, wo gegenwärtig unsere zehn Kandidaten der Philosophie und Theologie studieren.

Den Schwestern hat sich in diesem Jahre eine neue Thätigkeit eröffnet durch den Beginn eines kleinen Waisenhauses, sowie in unserer neuen Filiale zu Tübing am Starnbergersee, wo sie auf Wunsch der Stifterinnen eine Kinderbewahranstalt übernommen haben zur Vorübung auf die Jugenderziehung im Missionslande.“

Der Zentralvorstand, welcher der Genossenschaft im ganzen schon 116 000 Mark für die mancherlei Neugründungen bewilligt hatte, beschloß, derselben weitere 30 000 Mark für die afrikanische Mission, insbesondere für die unumgänglich notwendige Besserung der Wohnungsverhältnisse in Dar-es-Salaam, zur Verfügung zu stellen.

III. Die apostolischen Vikariate Unjanjembe, Viktoria-Nyanza, Tanganjika.

1. Unjanjembe. Am 30. November 1890 war eine neue Missionsexpedition der algerischen Weißen Väter, bestehend aus 8 Patres, 4 Brüdern und 2 schwarzen Ärzten in Bukumbi am Südufer des Viktoria-See's eingetroffen. Während ein Teil derselben über den See nach Uganda fuhr, konnte eine zweite Abteilung unter Führung des P. Gerboin die schon länger geplante Station in Ushiroombo (zwischen Viktoria-See und Tanganjika) gründen.

Der Weg nach Ushiroombo führt über Msalala mitten durch die gefürchteten Wangoni. Die Missionare mußten auf ihrer Hut sein; doch bald erfuhren sie, daß die Wangoni bei der Kunde von dem Anmarsch der Weißen geflohen seien, wahrscheinlich in der Erinnerung an die blutige Niederlage, welche sie einige Monate früher von einer deutschen Expeditionskolonne erlitten hatten. (Brief des P. Capus, Bukumbi, 26. März 1891.)

Die Missionare wurden von den Ushiroombo sehr gut aufgenommen. Sie werden von ihnen als Beschützer betrachtet und haben nach Ansicht der Eingeborenen zwei Mal einen Krieg verhütet, ein Mal mit den schrecklichen Wangoni, das andere Mal mit dem Nachfolger des berühmten Mirambo.

Da bei ihrer Ankunft die Regenzeit war, konnten die Missionare nicht gleich mit dem Baue der Station beginnen; sie quartierten sich in der Residenz des Königs Ndego ein und machten sich mit den Bewohnern und den Verhältnissen des Landes bekannt. Der König schenkte ihnen in der Nähe seiner Residenz ein weites Terrain auf einer Anhöhe nahe beim Wasser. Sobald die trockene Jahreszeit begann, wurde die neue Missionsstation Ushiroombo (auf den Karten Serombo) errichtet. Dieselbe liegt zehn Tagereisen von Bukumbi. (Brief

des P. Gerboin und des P. Capus vom 15. Mai 1891.)

Die Missionsstation Ripalapala bei Tabora ist, wie im vorigen Berichte bereits mitgeteilt, wieder im Besitz der Missionare und in erfreulicher Blüte.

2. Viktoria-Njanza. Bekanntlich hatte P. Schynse von Bukumbi aus eine Forschungsreise um das Süd-Westufer des Viktoria-See's bis nach Uganda unternommen. Zweck der Reise war, geeignete Landschaften für die Gründung von Missionsstationen zu suchen. P. Schynse hat nun eine sehr interessante Karte des Süd-Westufers des Viktoria-Njanza nach eigenen Routenaufnahmen und Positionsbestimmungen gezeichnet, die Herr Kanonikus Hespers im Septemberheft von Petermanns Mitteilungen publizierte. Im Oktoberheft finden sich eine Reihe von geographischen Ortsbestimmungen, welche P. Schynse auf seiner Reise vom Viktoria-See zur Küste (Vgl. „Mit Stanley und Emin Pascha durch Deutsch-Ostafrika“) gemacht und deren Beobachtungen an der k. k. Sternwarte zu Wien von N. Spitaler berechnet wurden.

In nächster Zeit soll an der Westseite des Sees im Lande der Baziba, unweit der deutschen Station Bukoba, eine neue Missionsstation gegründet werden.

Für diese Station wurden der Genossenschaft 15 000 Mark bewilligt.

Inzwischen macht das Christentum in Uganda höchst erfreuliche Fortschritte. Darüber berichtet ein Brief des apostolischen Vikars Hirth, Bischofs von Tebessa, höchst interessante Thatsachen. Der Bischof schreibt:

„Tausende von Heiden haben unseren heiligen Glauben kennen gelernt. Viele haben schon ihre Vorbereitungs- und Prüfungszeit beendet, und die Stunde der Taufe ist für sie gekommen. Schon seit einiger Zeit taufen wir jeden Monat 40 bis 50 Erwachsene, ohne hundert andere zu zählen, welche, an der Pest erkrankt, im Augenblicke des Todes die Taufe empfangen. Manche von den Getauften haben schon vier Jahre Prüfzeit hinter sich. Nichtsdestoweniger ist die Auswahl schwierig zwischen den 3-4000 Menschen, welche als Katechumenen unsern Unterricht in dieser einen Missionsstation Rubaga besuchen.

Unter den Erwachsenen, welche am Pfingstfeste getauft wurden, ragte hervor die Schwester des Königs Muanga, eine Tochter Mtetas. Unsere Christen waren stolz darauf, sie zur Taufe mir vorzustellen. Dieselbe hat nach der Königin-Mutter den ersten Rang in Uganda.

Das Christentum verbreitet sich außerordentlich schnell in den Provinzen Uganda's. Vom äußersten Süden der Insel Sesse erschien ein mächtiger Häuptling mit 15 jungen Männern, die bereits vollständig unterrichtet waren. Mehr als 400 der Untergebenen dieses Häuptlings haben schon die christliche Religion angenommen. Außer-

dem sind wenigstens 1000 Katechumenen auf den Inseln des Sesse-Archipels.“

Während der Bischof selbst mit mehreren Missionaren in der Hauptstadt von Uganda thätig ist, gründeten die PP. Brard und Schmier eine neue Station in Ujoga, östlich von Uganda. Die PP. Achte und Marcou wandern von Dorf zu Dorf, von Landschaft zu Landschaft, um die zerstreuten Christen aufzusuchen.

Die beiden Missionare PP. Gâcon und Streicher und der Bruder Viktor gründeten eine neue Station in Buddu am Westufer des großen Sees.

P. Streicher berichtet über ihre Ankunft in Buddu. Seit unserer Ankunft in Kasoji kommen von allen Seiten, von Nord und Süd, von Ost und West Deputationen von Christen, zum Teil 4-5 Tage-reisen weit, von den Grenzen von Kiziba, Karagwe, Uffagara, um uns zu begrüßen und Geschenke zu bringen: Ziegen, Schafe, Bananen und Pataten. Selbst die Armsten bringen ihre Gaben. Jeden Morgen erscheinen 50-100 Waganda, um dem Unterrichte beizuwohnen. Sonntags erscheinen sie bereits von 4 Uhr morgens ab, und gegen 8 Uhr sind schon mehrere Hunderte versammelt. Nach dem Gottesdienste will jeder den Missionar sehen und mit ihm sprechen.

Unter den Katechumenen befinden sich über 200, die bereits seit drei Jahren und mehr den Katechismus kennen und beten. Sie sind von eingeborenen Christen unterrichtet worden. Sie haben einen lebendigen Glauben und ein glühendes Verlangen, getauft zu werden. Mehrere der Katechumenen machen täglich sechs Stunden Marsch, oft durch strömenden Regen, um dem Unterrichte beizuwohnen.

3. Tanganjika. Von den an diesem See gelegenen Stationen, insbesondere von Karema, Mpala und Kibanga wurden uns erschütternde Nachrichten über die Fortdauer der Sklavenjagden und des Sklavenhandels mitgeteilt. Die ersten finden hauptsächlich im westlichen Gebiete des Tanganjika, im Kongostaate, statt, der letztere auch noch auf dem östlichen Ufer, also in der deutschen Interessensphäre. Daher hat die Ausführungskommission der Antisklaverei-Lotterie in ihrer letzten Sitzung beschlossen, möglichst bald eine starke Expedition mit einem Dampfer auf dem Wasserwege Zambesi Schire-Njasse, dann auf dem Landwege zum Tanganjika zu schicken, um den Greueln des Sklavenhandels über dem See ein Ende zu machen.

Am 12. Juni 1891 reiste eine neue Missionskarawane der Weißen Väter nach Ostafrika ab, im ganzen 8 Priester und Brüder, die für das apostolische Vikariat Viktoria-Njanza bestimmt sind. Dieselbe ist am 9. Oktober wohlbehalten am See angekommen.

Dieser folgte am 12. Juli wiederum eine neue, bestehend aus 5 Priestern, 3 Brüdern und einem schwarzen, in Malta ausgebildeten Arzte, Andreas Muange, die sämtlich in die Mission am Tangan-

jika gehen. Diese Expedition traf gegen den 10. November in Ripalapala bei Tabora ein.

IV. Apostolische Präfektur Kamerun.

Nachdem die zweite Missionsexpedition der Patres Pallottiner im Juli 1891 in Marienberg (Tokotown) angekommen war, konnte P. Bieter daran denken, die Missionsthätigkeit weiter auszudehnen. Da wegen der Verbindung mit Europa eine Küstenstation durchaus notwendig war, gründete er zunächst eine neue Mission in Kriby am Meere. Um ferner eine Verbindung mit dem Hinterlande Kamerun's herzustellen, wurde Edea an den Fällen des Sannaga zur Anlage einer dritten Missionsstation gewählt. Über diese Neugründungen, sowie über die Arbeiten und Schicksale der ersten Station Marienberg liegen zwei ausführliche, an den Vorstand des Afrika-vereins gerichtete Schreiben des apostolischen Präfekten (Kriby, 25. Oktober) und des P. Georg Walter (Marienberg, 7. November) vor. Dieselben lauten:

Kath. Mission von Kriby, Kamerungebiet, 25. Okt. 1891.
Hochgeehrter Herr Präsident!

Durch die großherzige Unterstützung von Seiten des Afrika-vereins deutscher Katholiken wurde ich vor einem Jahre in den Stand gesetzt, die mir von der Propaganda zu Rom übertragene Arbeit, nämlich die Missionierung Kamerun's, in Angriff zu nehmen.

Da die mir damals bewilligten Mittel erschöpft sind, so wage ich es mich wieder mit der Bitte um Unterstützung der mir anvertrauten Mission an den verehrten Vorstand des Afrika-vereins deutscher Katholiken zu wenden.

Gewiß ist zur Begründung dieser Bitte ein kurzer Bericht über den Stand der Mission beizufügen, damit sowohl der verehrliche Vorstand, als auch die Mitglieder des Afrika-vereins wissen, daß ihre Gaben, dem Sinne der Geber entsprechend, Verwendung fanden. Auf unserer ersten Station bei Tacotown bauten wir ein Wohnhaus aus Fachwerk, daß den Anforderungen der Tropen entsprechen dürfte, lustig und trocken ist. Sodann bauten wir ein 23 Meter langes, 6,50 Meter breites Gebäude, in dem sich ein großer Schulsaal sowie ein Schlaffaal für die Kinder befinden. In der Mitte dieser beiden Säle ist ein Zimmer, von dem aus ein Bruder die Aufsicht über die Kinder führen soll. Einstweilen befindet sich in diesem Zimmer ein Altar; eine Flügelthüre verbindet es mit dem Schulsaal und so dient es Sonntags als Kapelle in der eine größere Anzahl Menschen Platz findet. Außerdem bauten wir nach Landesfittte Werkstätten für Schreiner, Schlosser und Schuster, ein Haus, in dem unsere Arbeiter schlafen, und eine Halle, unter der die Arbeiter zur Regenzeit beschäftigt werden können.

Wohl war dies erste Jahr mehr ein Jahr der materiellen Arbeiten um die erste Station in den Stand zu setzen, an der Erziehung der Jugend, nachher mit Erfolg arbeiten zu können; doch bemühten wir uns auch zum geistigen Nutzen des Volkes zu thun, was in unseren Kräften stand. Den

ersten Unterricht erteilten wir unsern Arbeitern (Krulcuten aus Liberia). Mehrere derselben zeigen sich recht aufmerksam, und alle versprachen, sich bei uns anzusiedeln und Christen werden zu wollen; ich hoffe, daß der größere Teil derselben Wort halten wird. Sodann machten wir uns an die Missionierung unserer Nachbarschaft. Zu diesem Zwecke kauften wir für 480 Mark 2 größere Kanoes, in denen wir bald nach Tocotown, bald nach Pungo-Sungo, Njangetown und anderen kleineren Dörfern unserer Nachbarschaft fuhren und Unterricht in Katechismus erteilten. Wohl ist ein direkter Erfolg bei den Erwachsenen, schon der Vielweiberei wegen, sehr schwer, aber wir brachten doch bald 45 Kinder in die Mission, die uns von den Bewohnern dieser Dörfer übergeben wurden, um sie in der Mission zu Christen zu erziehen. Es scheint jedoch, als ob der Feind alles Guten uns diesen kleinen Erfolg mißgönnte. Plötzlich tauchte nämlich das Gerücht auf, der Gouverneur komme, um die Bewohner des Malimba (Sannaga) zu bekriegen, ihre Dörfer niederzubrennen, ihre Pflanzungen zu verwüsten und die Häuptlinge um einen Kopf kürzer zu machen. Leider fand dieses vollständig grundlose Gerücht voller Glauben bei den Schwarzen, und trotz unserer Gegenvorstellungen holten die Eltern von unsern 45 Kindern 35 hinweg und alles floh, mit Eisenbein beladen, mit Weibern und Kindern in die Wälder.

Man sagte mir kürzlich in Kamerun, es sei wahrscheinlich, daß von uns übelgesinnter Seite das erwähnte Gerücht zum Zweck, unserer Mission zu schaden, verbreitet worden sei; möglich, daß Gottes Feind unter den Kamerunern Freunde und Helfer hat, doch kann ich natürlich für die Wahrheit dieser Annahme nicht aufkommen.

Nachdem die Bevölkerung durch einen Besuch des stellvertretenden Gouverneurs Herrn von Schuckmann, der die entflohenen Häuptlinge in freundlicher Weise zu sich einlud und ihnen erklärte, das Gouvernement werde sie schützen und ihnen helfen, statt sie zu bekriegen, beruhigt war, kamen unsere kleinen Schwarzen bald wieder. Einige Sklavensinder kaufte ich dazu und so steht zu hoffen, daß mit Gottes Hilfe die Mission am Malimba bei Tocotown einen guten Fortgang nehme. Der Herr Gouverneur von Schuckmann gab bei seinem Besuche am Malimba auch unserer Mission die Ehre seines Besuches und war von den Leistungen unserer kleinen schwarzen Zöglinge recht sehr befriedigt. Er fügte bei, er sehe aus unsern Anfängen recht gut, was die Mission in nicht zu fernier Zeit werden würde. —

Zu Weihnachten hoffen wir einige gut talentierte kleine Schwarze dem göttlichen Heiland in der hl. Taufe zuführen zu können.

Durch die Verhältnisse gezwungen, habe ich fast zugleich in Edea und Kriby (das am Meer liegt und als gesund gilt) neue Stationen angelegt, obgleich ich selbst mit nur 3 Brüdern zur Gründung der Kribystation die Mission am Malimba (Sannaga) verlassen mußte, und auch nach Edea nur 1 Priester und 3 Brüder senden konnte. Wir sind zur Zeit hier in Kamerun 4 Priester und 11 Brüder, hoffen aber, nach einigen Monaten Verstärkung zu erhalten.

Dieselben Auslagen für Gebäude, Anpflanzungen etc. wie bei der ersten Station erwarten uns auch in Kriby und Edea. Zudem muß am Malimba für die Schwestern, die wir nach einigen Monaten erwarten, Haus und Schule errichtet werden.

Gewiß wird der Afrikaverein deutscher Katholiken, der mir zur Gründung der kath. Mission in Kamerun die Mittel in so großherziger Weise verschaffte, für den Fortbestand und das Gedeihen sowie für die Ausbreitung derselben seine Hilfe nicht versagen.

Verzeihen Sie also, wenn ich es wage, um eine gleichwertige Unterstützung wie im verfloffenen Jahre zu bitten.

Indem ich allen unsern Wohlthätern, besonders aber dem hochverehrten Vorstande des Afrikaverzins für das uns erwiesene Wohlwollen herzlichst danke und die Versicherung gebe, daß sowohl ich, als auch meine Mitbrüder und auch unsere kleinen Schwarzen täglich unsere Gebete für unsere Wohlthäter zum Himmel emporsenden werden, zeichnet in steter Dankbarkeit und Verehrung Ew. Wohlgeboren dankbar ergebenster

P. Heinr. Vietor, P. S. M., Ap. Pr. v. Kamerun
Marienberg, den 7. November 1891.

(2. Brief.)

Endlich ist der Bann, der seit Wochen und Monaten sozusagen sich aufs gesamte Land und seine Bevölkerung gelegt hatte, gewichen. Der Gouverneur sollte kommen und schreckliche Dinge sollten bevorstehen, wie die Schwarzen sich eingebildet hatten. Der Gouverneur kommt; das war der Schrecken aller Häuptlinge hier. Da nach langem Warten erscheint auf einmal ganz unerwartet der Gouvernementsdampfer „Soden“ auf der Bildfläche. „Schnell in den Busch“, hieß die Losung. Mit Kisten und mit Kästen und ihren wenigen Habseligkeiten beladen, wandern die armen, vergeblich Geschreckten dem Walde zu. Doch so schrecklich kam es nicht, wie man befürchtet hatte. Friedlich mit bedecktem Geschütze legte sich der Dampfer einige hundert Meter weit vom Ufer mitten im Flusse vor Anker und anstatt eine Anzahl Soldaten ans Ufer zu schicken, wurde ein Boot mit wenigen unbewaffneten Leuten und dem Dolmetscher abgesandt, um die Häuptlinge zu einer friedlichen Besprechung ihrer Angelegenheiten einzuladen.

Unterdessen beehrte der Herr Gouverneur unsere Mission mit einem Besuche. Er schien sehr zufrieden mit unseren Arbeiten und drückte zu wiederholten Malen sein Erstaunen über den schnellen Fortgang der Mission aus. Unsere kleine Hauskapelle, die recht nett eingerichtet ist, gefiel ihm besonders gut. Zuletzt besuchte er die Schule, wo die Kinder ihn freudig mit einem deutschen Gruß empfingen. Der rasche Fortschritt der Schüler, die erst seit wenigen Wochen in der Schule saßen, die schöne Schrift, die manche Kleinen mit Fleiß auf die Tafel gemacht hatten, erregten sein Erstaunen. Besonders war er über den Gesang der Kinder, die einige deutsche Lieder frisch und frei sangen, stichtlich ergötzt. Über unser schönes Harmonium, auf dem ein Priester ihm etwas vorspielte, sprach er sich in folgenden Worten aus: „Es ist doch entzückend, so ganz in der Wildnis die herrlichen Töne eines so schönen Instrumentes zu vernehmen“.

Er lud dann unsern Herrn Präfekten freundlich ein, mit ihm auf den Dampfer zu kommen, um einige Stunden im Gespräche mit ihm zuzubringen.

Am nächsten Morgen sollten dann die Häuptlinge erscheinen. Lange hatte der Dolmetscher zu thun, um den King Toco zu bewegen an Bord zu kommen. Freies Geleite wurde ihm zugesichert. Zitternd und bebend kam er endlich dorthin, sicherlich glaubte er, dieses Mal koste es ihm den Kopf; denn aus einem Neger, der selbst so voll von Ränken und Hinterlist steckt, ist die Furcht vor einem Überfall durch Zureden gar nicht herauszubringen. Der Herr Gouverneur fragte ihn nun freundlich über die Angelegenheiten seines Dorfes. Da sah King Toco, daß es mit ihm denn doch nicht so gefährlich ehe, und sofort erwachte in ihm die alte Bettelhaftigkeit. Als Zeichen des Wohlwollens hatte er zum Geschenk einiges Zeug, Tabak und Perlen, bekommen; aber damit nicht zufrieden bettelte er um Pulver, Gewehre, Handschellen zum Fesseln seiner Unterthanen im Bestrafungsfall und um eine Mütze, wie sie kein anderer Häuptling auf dem Fluß hätte. Einige unschuldige Sachen wurden ihm gewährt und fürs nächste Mal mehr versprochen. Doch glaube ich, hat King Toco durch dies sein unverschämtes Betragen nicht den besten Eindruck gemacht.

Überhaupt zeigt dieser Vorgang so recht den Charakter der Schwarzen, die alle so oder ähnlich wie King Toco gehandelt hätten.

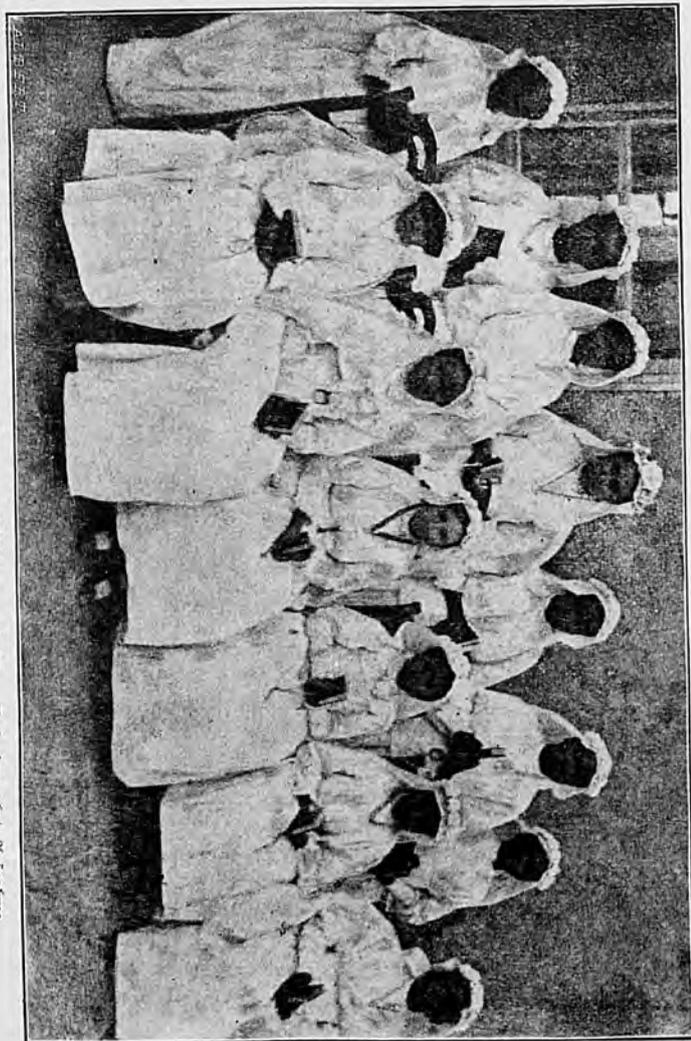
Voll Furcht zitternd, hätte er gerne jede Berdemütigung angenommen, wenn ihm nur das Leben blieb, unverschämt ohne jede Rücksicht auf Achtung und Anstand vor der Obrigkeit, benimmt er sich sofort bei einer milden, rücksichtsvollen Behandlung. Daher kann nur Strenge mit Liebe gepaart den Neger im Zaum halten; wehe wenn er die Furcht und Achtung vor seinem Herrn verliert. Überhaupt erscheint mir selbst der erwachsene Neger noch ein Kind zu sein; denn wie ein Kind verlangt er nach allem Guten und Schönen, was er sieht, wird übermütig, wenn man ihn milde behandelt, ist furchtsam wenn man ihn schreckt, launenhaft und wankelmütig bis zum Exzeß, leicht lenkbar durch Zureden, naiv und einfach, wenn er noch nicht durch allzulangen Verkehr mit dem Europäer stolz und überhebend geworden ist.

So geschah es, daß unsere schwarzen Arbeiter, als sie mein Brevier sahen, es sofort verlangten. Mein Brevier gefiel ihnen so wohl, daß alle darin einig waren, eine so schöne Mütze müßten sie auch haben.

Noch vor wenigen Tagen war Häuptling Yange hier, um wegen Erbauung einer Kapelle in seinem Dorfe zu verhandeln. Er wollte als Geschenk ein Ordenshabit haben; denn das meinige gefiel ihm zu gut; er wollte es dann bei jedem Unterricht und der Predigt tragen.

King Bome von Edea war hier in unserer Station auf Besuch. Als er unser Wohnhaus sah, sagte er: Wenn ich ein solches besäße, so würde ich gar nicht mehr aus demselben herausgehen, warum sollte ich denn dasselbe verlassen, sind ja die Zimmer so groß und Platz ist genug darin zum Herumgehen. Und als er gar die Kapelle mit der Statue Jesu sah, meinte er: die Weißen sind doch die allerkügsten Menschen; sie können alles machen, selbst Menschen; es fehlt dem Mutalo (Weißen) nichts, als der Atem. — Ein Urteil, das mit dem des alten Netungo von Pungo Sungu fast wörtlich übereinstimmt.

Daß das Harmonium ihn entzückte, läßt sich denken; er konnte sich aber gar nicht erklären, wie ein einfacher Kasten so herrliche Musik machen konnte. Ein Glück für den Schwarzen, wenn er in gute Hände kommt, die ihn mit Strenge

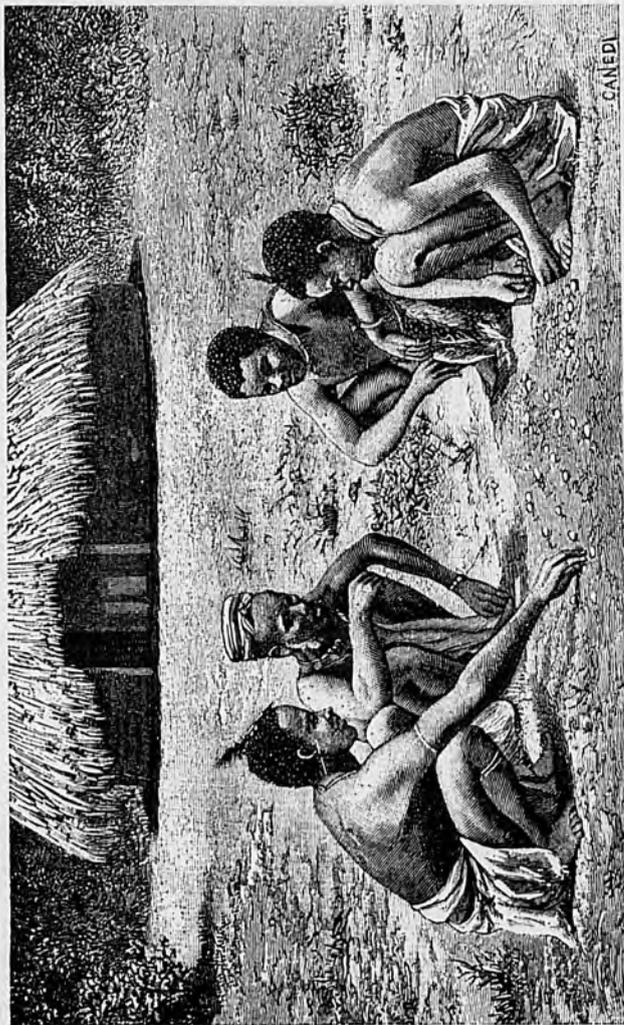


Schwarze Erst-Sommernachkommen aus der Gegend von Suifu. Nach einer phot. Aufnahme.

und Liebe zum Guten erziehen. Daß aus ihm etwas Tüchtiges gemacht werden kann, das bezeugen die Erfolge, welche kath. Missionen mit ihnen erzielen.

Uns war der friedliche Verlauf der Sache lieb und angenehm, hätte ja ein feindliches Vorgehen unserem Werke nur Nachteile gebracht. So versprochen

die Häuptlinge, ihre Kinder, die zu ihren Eltern zurückgelaufen waren, zurückzugeben. Die Zahl derselben ist auch bis auf fünfzig gestiegen und wird binnen kurzem sich noch vergrößern.



Spielende Neger vom Tanganjikasee.

Jedenfalls haben wir aus diesem Vorgang auch etwas gelernt; und wenn die Erfahrung auch bitter war, nützlich und lehrreich ist sie dennoch für uns geworden; denn jetzt wollen wir andere Missionare nachahmen und

Sklavenkinder loskaufen. Diese werden stets ein sicheres Element für unsere Stationen sein und mit ihnen können wir dann in unserer Nähe christliche Gemeinden und Dörfer anlegen.

Ein Sklavenskind in Edea kostet gewöhnlich 50–60 M., freilich wird der Erwerb von vielen eine große Auslage bilden, aber hoffentlich werden sich auch mildthätige Herzen finden, die gerne 50 Mark geben, um ein Kind aus harter Sklaverei, des Geistes und Körpers, für Christus zu erkaufen.

Möge dieser Brief dazu dienen, fromme Seelen für diesen erhabenen Zweck zu begeistern.

Noch möchte ich etwas vom Besuche des Gouverneurs hier erzählen. In Pungo Sungo, wo wir wöchentlich zweimal Unterricht geben, wollten wir auf Bitten der Einwohner eine Kapelle bauen. Doch der alte Häuptling Netungo, der eigentlich bloß die Stelle des letzten, frühverstorbenen vertrat, wollte bei dieser Gelegenheit recht viel aus uns heraus schlagen. Durch Zögern und eitle Versprechungen suchte er uns müde zu machen. Dadurch veranlaßt, machten wir die Sache mit Ngungo ab, dem Sohne des früheren, der jetzt zum Manne gereift ist, zwar die größere Anzahl der Dorfbewohner auf seiner Seite hat, aber doch nie zur eigentlichen Anerkennung hatte gelangen können. Da trat Netungo in einer recht frechen Weise auf und stieß in unserem Hause selbst Drohungen gegen uns aus. Zum Glück ereignete sich die Sache kurz vor Besuch des Gouverneurs. Wir berichteten an diesen, es wurde eine Untersuchung über die rechtmäßige Erbfolge eingeleitet, und die Häuptlingswürde Ngungo zugesprochen. Freudig kam er mit seinem ganzen Anhang unter dem Ausruf „Me King“ in die Mission und versicherte uns stets seiner dankbaren Gesinnung. Auch die Regierung hat sich in ihm eine starke Stütze hier geschaffen, denn der Mann ist ob seiner Klugheit von vielen geschätzt und wird ob der erhaltenen Gnade der deutschen Regierung ergeben sein.

Wie ich Ihnen schon mitgeteilt habe, ist eine neue Expedition von Mitbrüdern im Monat Juli hier glücklich angelangt. Da sie in der Regenzeit ankamen, mußten sie einige Zeit warten, bevor die Gründung einer neuen Station in Angriff genommen werden konnte. Unterdessen wurden noch die nötigen Vorbereitungen gemacht und zur Befestigung eines geeigneten Platzes einige Reisen unternommen. Edea schien uns nach reiflicher Überlegung der günstigste Ort.

King Bome von Edea, der letztes Jahr als mächtiger Häuptling eines großen Stammes geschildert worden war, entpuppte sich bei dieser Gelegenheit als ein Kinglein, so unbedeutend und gering, wie es nur einen hier unten am Flusse giebt. Er scheint offen und bieder, aber barsch und naiv, und zeigte sich über unser Angebot, eine Mission zu errichten, recht erfreut. Er wollte ein Stück Landes uns schenken.

Nachdem endlich besseres Wetter eingetreten war, beschloßen wir, Mittwoch den 22. Sept. nach Edea zu fahren. Ein herrlicher Morgen versprach uns einen schönen Tag und eine glückliche Fahrt. Prächtiger erglänzten die mächtigen Blätter der Bananen, die mit Ergößen den reichlichen Tau der vorigen Nacht einsogen. Ein sanfter Ostwind strich über den Strom dahin,

dessen glänzende Oberfläche er leicht kräuselte. Nachdem unser Kanoe, welches ungefähr 16 Meter lang und an der breitesten Stelle 1,05 Meter breit ist und zum Verkehr zwischen Edea und Marienberg eigens angeschafft wurde, voll geladen war, stießen wir vom Land ab und dahin ging es unter beständigem Zuhlen und Singen unserer Ruderer. Wir eilten an Tocotown vorüber, kreuzten den Fluß und passierten dann Pungo Sungo, an dessen lang gestrecktem Gestade eine Masse von Menschen uns freundlich begrüßte.

Von da ab scheint die Gegend bewohnter zu werden, denn lange Reihen von Platanen und Bananen verkünden dem Fremden die Anwesenheit von Menschen und allenthalben erblickt man niedrige Hütten, die wie Schutzsuchend, unter den mächtigen Bäumen versteckt daliegen.

So erreichten wir Doko Buang, das wohl gegen 2 Stunden sich längs des Ufers dahinzieht.

An dem äußersten Ende desselben machten wir Halt, um eine kleine Mahlzeit einzunehmen. Wir gingen ans Land, von den Einwohnern freundlich begrüßt. Man lud uns ein, am rauchenden Feuer in der schwarzen Hütte Platz zu nehmen, wir verzehrten hier noch einige Bananen, die der Herr des Hauses uns zum Geschenke gebracht hatte. Sofort verbreitete sich das Gerücht, es sind Weiße im Dorfe ausgestiegen. Haufenweise kommen denn auch die Schwarzen heran, um uns zu begaffen; es scheint ihnen der Anblick eines Weißen etwas sehr Seltenes zu sein. Sobald unsere Ruderer ihre Mahlzeit beendet, stiegen wir eilig wieder ins Kanoe, denn wir sollten heute noch Dibongo, das ziemlich entfernt liegt, erreichen. Anfangs war wie am Morgen das Wetter hell und klar, doch schon nach kurzer Zeit fielen vereinzelt Regentropfen und als ich den Fluß hinunter schaute, konnte ich schon voraus sehen, daß binnen kurzem ein heftiger Regen uns überfallen werde.

Überhaupt, da alle Gewitter und Regen dem Laufe des Flusses nach zu ziehen scheinen, kann man immer schon einige Zeit vorher die Ankunft eines Unwetters mit Gewißheit voraussagen. Ja, zuweilen wenn ein Sturm heranzieht, hört man geraume Zeit zuvor ein heftiges, scharfes Prasseln und Anschlagen des Regens, das so deutlich und vernehmbar ist, als befände man sich mitten im Sturme.

Das Unwetter rückte allmählich näher und näher, und der Regen fiel bald in heftigen Strömen, einem Wolkenbruch ähnlich, herab. In welcher Stimmung und elenden Lage wir uns befanden, bei einem so schrecklichen Gewitter in einem engen Kanoe, kann man sich denken, besonders da Dibongo, das wir vor 6 Uhr, dem regelmäßigen Sonnenuntergang, zu erreichen hofften, sich nicht zeigen wollte.

Dichter wurde die Finsternis und immer stärker und stärker der Regen, dazwischen erhellte ein greller Blitz zuweilen die Gegend.

Schon gaben wir uns der Befürchtung hin, unsere Leute hätten bei der großen Finsternis und ihrer Unkenntnis der Gegend das Dorf verfehlt, da auf einmal lenkten sie abseits und steuerten dem Ufer zu: wir hatten unseren Haltplatz für die Nacht erreicht.

Weil es schon spät war und die Sachen nicht mehr sicher ausgeladen werden konnten, wollten einige Weise zur Wache im Kanoe unter dem Dach von Segeltuch die Nacht zubringen. Zuerst wollten wir alle dort bleiben, aber da der Raum beschränkt war und das Wasser, womit der herabströmende Regen unser Kanoe füllte, ausgeschöpft werden mußte, beschloßen ein Bruder und ich, im Dorfe eine Herberge zu suchen, wo wir unsere durchnähten Kleider und Wäsche trocknen konnten. Bald hatten wir eine elende Hütte gefunden. Wir streckten uns behaglich auf den feuchten Boden nahe am Feuer hin und trotz des heftigen Gewitters und Lärmens der Neger, genossen wir einen erquickenden Schlaf.

Am nächsten Morgen hieß es, sofort ohne jegliches Frühstück weiterfahren, denn der Vorrat fing an, knapp zu werden.

Nachdem wir einige Perlen für das Nachtlager bezahlt hatten und unsere Leute endlich fertig saßen, feuerten wir los in der frohen Erwartung, schon gegen 10 Uhr in Edea anzukommen. Es war aber Hochwasser eingetreten und deshalb die Strömung so stark geworden, daß das Kanoe, je näher wir dem Wasserfalle kamen, desto langsamer vorwärts ging. Zuletzt konnten wir nur mit Anspannung aller Kräfte eine kleine Strecke, die sonst eine halbe Stunde in Anspruch nimmt, in zwei Stunden bewältigen. Wir mußten daher geduldig bis 4 Uhr mittags warten, ehe wir endlich die Faktorei von Woermann in Sicht bekamen. Einige Minuten darauf stiegen wir ans Land, froh, daß wir unsere müden und verrenkten Glieder wieder in eine natürliche Stellung bringen und ausstrecken konnten. Wir richteten uns notdürftig in einer armseligen Buschhütte ein, und machten die Hängematten auf, in denen wir die Nacht zubrachten.

Die nächsten Tage verwendeten wir zur Beschäftigung der Gegend, um einen günstigen Platz für die Station zu wählen. Da King Bome kein geeignetes Gebiet abtreten wollte und der Platz, den er anbot, nicht schön war, gingen wir zu seinem Nachbarn, dem Häuptling Disenke.

Zuerst freute sich dieser ungemein darüber, daß eine Missionsstation in seinem Lande errichtet werden sollte und bot uns jedes beliebige Stück Land zum Geschenke an. Am nächsten Morgen aber, wo die Grenzen fixirt werden sollten, war er, durch das Abtraten seiner Buschfreunde, der Bewohner des untern Laufes des Samnaga, die sich Handels halber hier befanden, so schuftig geworden, daß er das tags vorher versprochene Grundstück auf ein Minimum beschränken wollte.

Auf meine Drohung hin, wir würden wo anders uns einen günstigeren Platz suchen, beeilte er sich jedoch, unseren Wünschen entgegenzukommen und vernünftige Grenzen abzustecken. Sofort wurde angefangen, das Gebiet abzuholzen und bis jetzt ist schon ein Nothaus für Missionare und Arbeiter errichtet. Bis zum Schlusse dieses Jahres wird es wohl gelingen, eine bessere und gesündere Wohnung herzustellen, um dann die eigentlichen Missionsarbeiten zu beginnen.

Edea ist ein sehr wichtiger Platz, ja sozusagen die Pforte für das Hinterland; von dort aus wird man Wege nach Jaunde anlegen. In Edea

werden wir auch leicht Sklavensinder loskaufen können, denn alljährlich wird dort eine bedeutende Anzahl an die Küstenvölker verschachert.

Fast zu gleicher Zeit wurden wir freundlichst eingeladen, unter den günstigsten Bedingungen in Kriby an der Küste eine Mission zu gründen.

Eine Küstenstation aber ist, wie wir mehr und mehr fühlen, unumgänglich notwendig, ich glaube, ohne eine solche würde unsere Mission in Kamerun nie einer richtigen Entwicklung fähig sein. Welche Hindernisse, welche Schwierigkeiten, die aus diesem Mangel entstanden, mußten wir bis jetzt überwinden! Bald war es völliger Mangel an Proviant, bald der Mangel an Bauholz, das Monate lang in Kamerun schon lag, der uns die Arbeit verzögerte, ja zuweilen unmöglich machte.

Wir entsprachen daher sofort dem Wunsche des Herrn, der uns einlud, und nahmen auch diesen neuen Platz in Angriff, zumal Kriby wegen seines bekannten verhältnismäßigen gesunden Klimas als Gesundheitsstation dienen wird.

Freilich, der gleichzeitige Anfang von 2 Stationen ist recht schwierig, sowohl wegen Mangel an Personal, als an Mitteln.

Doch werden unsere lieben Wohltäter, wenn sie sehen, daß wir energisch hier vorgehen, daß wir alle Kräfte aufbieten, um für Gott Seelen zu gewinnen, gewiß unser nicht vergessen und mit allen möglichen Mitteln uns unterstützen.

Noch möchte ich von einer Sache sprechen, von der schon einmal in Ihrem werten „Gott will es!“ Erwähnung geschah und die uns recht am Herzen liegt. Einen großen Teil des Almosen, das uns vom Afrikaberein gewährt wird, mußten wir bis jetzt für Sendungen von Holz aus Europa ausgeben; diese Summen aber werden für nächste Zukunft dreifach steigen, wenn für die zwei neuen Stationen dieselben Auslagen gemacht werden müssen. Ja es würde für das nächste Jahr eine Ausgabe von gegen 12000 M. bedeuten, wollten wir auf allen drei Stationen die nötigen Gebäude errichten. Es ist dies eine wahre Riesensumme, die, wie ich meine, besser verwendet werden könnte. Die einmalige Verausgabung einer Summe zur Anschaffung einer mechanischen Säge würde ein für allemal uns von dieser lästigen Auslage befreien.

Holz giebt es genug hier. Ein Wald von prächtigen schweren Stämmen umgiebt die Station, das Niederhauen dieser Bäume würde nur die Gegend gesünder machen, denn dann könnte sich die Feuchtigkeit und Moderluft nicht so nahe an der Station festsetzen. Es wäre uns also in zweifacher Weise gebient. Von hier aus könnte man das Holz an die anderen Stationen, die in holzarmen Gegenden liegen, befördern; und wäre die Maschine leicht transportierbar, wie es eine kleine für unsere Bedürfnisse wohl sein wird, so könnte man sie auch auf andere Stationen schicken. Auch Edea besitzt einen großen Holzreichtum. Auf der der Mission gegenüber gelegenen Insel, die niemanden gehört, habe ich z. B. eine Unmasse von so schönen kerzengeraden Stämmen gesehen, wie noch nirgend.

Ein Sägewerk ist demnach ein wahres Bedürfnis für unsere Existenz und Ausdehnung hier. Es ließe sich vielleicht eine schon gebrauchte, aber noch gut erhaltene billig ankaufen. Dürften wir nicht in diesem Falle den lieben Wohlthätern unsere Bitte vortragen. Ich hoffe der Afrikaverein, der uns so großherzig bis jetzt geholfen, wird gewiß nicht eine so wichtige, so notwendige Bitte abschlagen.

Erst dann, wenn wir ein Sägewerk haben, können wir billig und schnell die Gebäude aufführen. Für die Ziegel wird der Boden das Material liefern. Fußboden und Balken würde das Holz geben, so wäre kaum mehr als die fremde Arbeitskraft, die allmählich jedoch von unseren Missionsjungen ersetzt wird, zu bezahlen.

Wie unendlich mehr könnte man dann mit den großherzigen Gaben des Afrikaverains schaffen.

Möge, was ich über diese wichtige Sache geschrieben habe, dazu beitragen, einer desfallsigen Bitte Erhörnung zu verschaffen. Mit herzlichem Danke und dem Versprechen, unserer lieben Wohlthäter stets im Gebet zu gedenken.

Ihr dankbarer P. W.

Der Zentralvorstand bewilligte dem apostolischen Präfekten von Kamerun für die beiden neuen Stationen die Summe von 20 000 Mark.

Die gleiche Summe von 20 000 Mark wurde schließlich zur Ausbildung deutscher Missionare für die deutschen Schutzgebiete an die dort thätigen Missionsgesellschaften bewilligt.

Die Gesamtsumme, über welche der Zentralvorstand in dieser Sitzung verfügte, beträgt 100 000 Mark. Leider konnten zum lebhaften Bedauern der Versammlung nicht alle Wünsche und Anträge der Missionen in den deutschen Schutzgebieten befriedigt werden, da die vorhandenen Mittel nicht ausreichten.

Es lagen außerdem zahlreiche Anträge aus fast allen Teilen Afrikas, sogar aus Amerika, vor.

So gern und bereitwillig der Zentralvorstand diesen Anträgen entsprochen hätte, wenn ihm die nötigen Mittel — mindestens eine Million Mark — zur Verfügung ständen, so sah er sich nach dem Wortlaute der Statuten und nach dem auf dem allgemeinen Kongreß der Antisklaverei-Vereine festgestellten Grundsatz: daß jeder Landes-Verein gerade diejenigen Gebiete zum Felde seiner Thätigkeit wählen soll, welche die Interessensphären der betreffenden Länder bilden — außer stande, Anträge vom Kongo, vom Ogowe, aus Natal, von der Beninküste u. s. w. u. s. w. oder gar aus Amerika zu berücksichtigen.

Über den letzten Punkt der Tagesordnung, über die Mittel und Wege, das Interesse am Verein lebendig zu erhalten, denselben immer weiter auszubreiten und die so notwendige Erhöhung der Einnahmen herbeizuführen, berichtete Herr Landgerichtsrat Reichensperger.

Er empfahl besonders die Verbreitung der verdienten Zeitschrift „Gott will es“, in welcher zahlreiche Berichte der Missionare aus den

deutschen Schutzgebieten enthalten seien, und erinnerte an den früheren Beschluß des Zentralvorstandes, daß für je 25 Mitglieder eines Zweigvereins ein Exemplar von „Gott will es“ auf Vereinskosten gehalten werden könne. Außerdem machte er eine Reihe von Vorschlägen, durch Wort und Schrift für die Sache des Vereins zu wirken, welche der Zentralvorstand annahm und in nächster Zeit zur Ausführung zu bringen gedenkt.

Von der St. Benediktus-Missionsgesellschaft.

St. Ottilien, den 26. Januar 1892.

Die ehrwürdige Oberin der Missionschwestern in Ostafrika, M. Agnes Zierden, ist am 13. in Dar-es-Salaam am Tropenfieber gestorben. Sie war eine geborene Rheinländerin und geprüfte Elementarlehrerin, und hat das Kloster St. Maria in Dar-es-Salaam mit gegründet. Sie hatte bereits 140 schwarze Kinder zur Erziehung. Sie hegte eine besonders große Vorliebe für die Krankenpflege und versorgte mit ihren Mitschwestern im verfloßenen Jahre im eigenen Hospital und außerhalb in den Hütten der Schwarzen 6093 Kranke, so lauten ihre letzten Berichte. Sie ist das sechste Mitglied, welches die St. Benediktus-Missionsgesellschaft im letzten Jahre in Ostafrika durch den Tod verlor, zwei davon waren Priester.

Am 18. Januar reisten wieder ein Priester und ein Laienbruder nach Dar-es-Salaam ab, um von dort aus das vor zwei Jahren zerstörte Kloster Bugu, wo unsere Märtyrer ihr Blut vergossen, wieder aufzubauen. Somit errichtet die St. Benediktus-Genossenschaft ihre dritte Niederlassung in Ostafrika. Im Februar werden eine Anzahl Missionschwestern nach Dar-es-Salaam abreisen, um ein größeres Krankenhaus zu errichten. Die Zahl der Missionschwestern zählt gegenwärtig 101; alle sind freudig mit ihrer Ausbildung beschäftigt, um später nach dem Vorbild ihrer Vorfahren an der Bekehrung der Heiden zu wirken. Die kleinen Negerknaben und Mädchen in St. Ottilien machen im Lernen große Fortschritte und sind, wie wir es nicht erwartet hätten, bis jetzt immer gesund geblieben.

Das Neger-Königreich Dahome.

(Fortsetzung.)

Die Zahl der zu vorübergehendem Aufenthalt angesiedelten Europäer ist in Weida größer als an irgend einem anderen Punkte der Sklavenküste. Abgesehen von den Kaufleuten, über deren Thätigkeit ich später sprechen werde, giebt es eine portugiesische Besatzung und eine französische Mission. Das von den Portugiesen noch heute ausgeübte Besatzungsrecht in dem ihnen gehörigen Fort ist, wenn man so sagen

darf, bloß eine Erinnerung an entschwundene Zeiten und darf keineswegs so aufgefaßt werden, als ob die Portugiesen irgendwelche Hoheitsrechte in Weida besäßen oder auch nur beanspruchten. Dahome ist ein durchaus unabhängiges Reich, dessen volle Souveränität über Weida und die ganze Küste einschließlich von Cutanu von keiner europäischen Macht beanstandet worden ist.

Das Besatzungsrecht hat in jenen Zeiten, als es Portugiesen, Franzosen und Engländern eingeräumt wurde, eine ganz andere Bedeutung, als man sie ihm heute zuschreiben würde. Genau ebenso gut wie jene drei Nationen hätte damals jede andere nach vorheriger Verständigung mit der Regierung von Dahome ein Fort erbauen und eine Besatzung hineinlegen können. Die Anwesenheit einer solchen Besatzung schien der König von Dahome eher als eine Ehrenbezeugung denn als eine Bescheidung seiner Souveränitätsrechte anzusehen. So lange noch in West-Afrika das Faustrecht in seiner rohesten Form herrschte, waren die Besatzungen zur Beschützung des Handels von thätlichem Wert. Als mildere Zustände einkehrten, zogen die Franzosen und die Engländer sich zurück; im französischen Fort befindet sich zur Zeit die Faktorei von Régis Liné, im englischen die Faktorei von C. Göddt.

Bloß die Portugiesen haben, ohne seit dem endgültigen Aufhören des Sklavenhandels (1863) irgendwelche Handelsverbindung mit Dahome zu besitzen, an ihrem Besatzungsrecht festgehalten, spielen aber dabei eine so traurige Rolle, daß man sich wohl fragen darf, ob der gänzliche Verzicht auf diese bloß Kosten verursachende Stellung nicht bei weitem am zweckmäßigsten sein würde. Das dacht an der Peripherie der Stadt gelegene portugiesische Fort mit seinen dünnen, weißgeputzten und jeden Erdschußes entbehrenden Mauern, seinen Vorderladergeschützen und seiner geringen Besatzung von 30 Mann (10 deportierten Portugiesen und 20 Schwarzen) würde voraussichtlich selbst dem Angriff einer handvoll schlecht bewaffneter Neger unterliegen. Man erzählt sich, daß unter dem früheren Kommandanten die europäischen Soldaten, um sich einen Nebenverdienst zu verschaffen, barfuß für die schwarzen Marktweiber Säcke getragen hätten. Im Gegensatz hierzu fand ich das Fort recht sauber geputzt, die Soldaten, deren Verbrecherphysiognomien mich allerdings abstießen, ordentlich in weiße, leinene Uniformen mit schwarzem Lederzeug gekleidet und ihre Snidergewehre in gutem Zustande. Der Kommandant, der in seiner Heimat Lieutenantsrang gehabt hatte, ein hochgewachsener Mann mit den angenehmen Umgangsformen des Südländers, wartete, da seine Dienstzeit in Afrika längst abgelaufen war, recht sehnsüchtig auf das Erscheinen jenes Kanonenbootes, das ihn zur Heimat zurückbringen sollte. Sein Sohn diente ihm als Adjutant und als einziger Offizier; außerdem waren ihm noch ein Arzt und für die kirchlichen Bedürfnisse der Deportierten zwei Patres beigegeben. Die Kirche oder Kapelle des Forts fand ich in der

That nicht übel, auf ihre innere Ausschmückung hatte man augenscheinlich viel Mühe und Sorgfalt verwandt.

Von ganz anderem Schlage als die Portugiesen sind die Väter und Schwestern der französischen Mission. Die französischen Missionare sind Männer von besonderer und ausgezeichnete Begabung, im Vollbesitz aller modernen Bildung und Wissenschaft bilden sie einen seltsamen Gegensatz zu den formgewandten, aber auf eine beinahe mittelalterliche Schulbildung zurückblickenden Portugiesen. Wenn sie in ihren langen weißwollenen Gewändern mit Sonnenhelm und einem schwarzen Kreuz auf der Brust über die Straßen schreiten, grüßen viele Schwarze aufs ehrerbietigste.

Alle katholischen Missionen an der Sklavenküste sind von der „Mission Africaine de Lyon“ gegründet worden und beschäftigen sich, von der Heidenbekehrung abgesehen, ausschließlich mit Schulunterricht. Nachdem die Katholiken vor einigen Jahren aus Dahome vertrieben worden waren, ist seit dem August 1884 wiederum eine unter Père Ménager, dem „Préfect apostolique du royaume de Dahome“ stehende Station dort eingerichtet worden, in der während meines Aufenthaltes außer dem genannten Vorsteher noch Père Dougère und Père Sattler (ein Luxemburger) thätig waren. Drei Schwestern, von denen die Mère Supérieure trotz des für eine europäische Frauenatur wahrhaft entsetzlichen Klimas, bereits zehn Jahre in dem benachbarten Ague gelebt hat, beschäftigen sich in einem zweiten Hause (auch einem ehemaligen Sklavenpalast) mit dem Unterricht der jungen Mädchen. Sie klagten mir, daß der jugendliche Teil der weiblichen Bevölkerung aus wahrhaften Tigertagen bestehe und weit schwerer zu erziehen sei, als die Knaben. In beiden Schulen der Mission darf auf Befehl des Königs bloß Portugiesisch oder allenfalls auch Französisch unterrichtet werden, da das Englische völlig verpönt ist. Die Fußböden in der Mission fand ich, wie das hier zu Lande vielfach üblich ist, mit schnell trocknendem Kuhmist überstrichen — einem vortrefflichen Mittel zum Fernhalten aller lästigen Insekten.

Bei meiner Beschreibung der Togo- und Popo-Gebiete wird der Leser sich über den nahezu vollständigen Mangel jeder staatlichen Gewalt und Autorität gewundert haben. Grade das Gegenteil findet man in Dahome: in ganz Afrika ist kein so vollendeter, kein so systematischer Despotismus zu finden. Alles und jedes in diesem Lande dreht sich um das Wort „König“. Und doch ist dieser König selbst wieder durch alte, aufs strengste festgehaltene Überlieferungen, durch eine aus Fetischpriestern und Mitgliedern der alten Häuptlingsfamilien bestehende Aristokratie in seinem Thun und Lassen so sehr beschränkt, daß jede wesentliche Neuerung ihm Thron und Leben kosten würde. Die mit der Ausführung der Bestimmungen des Königs betrauten Menschen, einerlei, welche Rangstufe sie in der Verwaltungs-Hierarchie einnehmen mögen, werden „Königsleute“ genannt. Ob diese

ganze Staatsmaschinerie durch wirkliche Kraft oder durch den Schrecken den sie von alters her ausstrahlt, ihr Ansehen auch bei feindlichen Völkern behauptet, bleibe dahingestellt. Jedenfalls fehlt es nicht an Anzeichen für wirkliche Energie, wie denn zum Beispiel, als 1855 ein Aufstand der Mohamedaner auszubrechen drohte, kurz vor dem Loschlagen über 3000 Personen auf Nimmerwiedersehen verschwanden.

Daß aber die eigentlichen, hinter den Koulißen stehenden Machhaber, d. h. die Fetischpriester und die Aristokratie, nicht auf die Energie allein vertrauen, sondern zur Aufrechterhaltung ihrer Herrschaft jede Art von Terrorismus benutzen, geht aus vielerlei Kleinigkeiten hervor. Damit nicht etwa der König unter die Herrschaft der an Bildung überlegenen Weißen gerate, besteht ebenso wie in Porto-Novot in den kleinen Staatsgebilden des Kamerun-Gebirges und an vielen anderen Punkten West-Afrikas die Bestimmung, daß der Monarch unter Gefahr der Entthronung und des Todes weder das Meer sehen noch auch das Geräusch der Brandung hören dürfe. Vom Volke, dem schon die alljährliche Abschachtung der Kriegsgefangenen einen mit Vergnügen gemischten Schauer einflößt, ist, wer das geringste gegen den König unternimmt oder spricht, unwiderruflich verloren.

Da zu dieser über dem Haupt eines jeden schwebenden Gefahr eine drückende Rekrutierung und ein drückendes Steuersystem hinzukommen, so übersteigt die Auswanderung trotz der großen Fruchtbarkeit des Landes dermaßen den gar nicht unbeträchtlichen Nachwuchs, daß in einigen Gegenden, die früher einen sehr fleißigen Ackerbau aufwiesen, eine Art von Entvölkerung eingetreten ist.

(Fortsetzung folgt.)

Afrikanische Wettermacher.

Afrika erfreut sich einer Errungenschaft, deren sich Europa trotz aller Weisheit nicht rühmen kann: man kann ganz nach Majoritätsbeschluß des versammelten Volkes das Wetter beliebig gestalten. Diejenige Person, die diese hohe Gabe besitzt, ist in der Regel der Häuptling, der seine Wissenschaft aber auch auf einzelne seiner geliebten Unterthanen übertragen kann. Bei den Kaffern ist das Amt des Königs und des Wetter- und Regenmachers nicht in einer Person vereinigt, sondern letzterer verdankt seine Stellung einer Reihe von Abungen, denen er sich unterworfen hat. Die Einleitung des Verfahrens beginnt damit, daß der Häuptling dem Wetterpropheten einen Ochsen schickt, von dem zwar Teile geopfert werden, der aber doch zu drei Vierteln natürlich in die Küche des Magiers wandert. Ist das Opfer vollzogen, so zeigt er sich als königlicher Solotänzer. Mit allerlei abenteuerlichem Gerät, getrockneten Gallenblasen, Schlangenhäuten, Schildkrötenschalen, bunten Tierfellen und Federn phantastisch aufgeputzt, vollführt er vor

der andächtigen Menge, die ihn mit ihren eintönigen Gesängen begleitet, einen wilden Tanz, den er endlich erschöpft abbricht. Nun muß er das Allheilmittel gegen die Tücken des Himmels angeben. Das ist der heikelste Augenblick, denn die ganze Politik des Regenmachers läuft darauf hinaus, seine Stammesgenossen bei guter Laune zu erhalten, um so viel Zeit zu gewinnen, bis der Himmel — eben selbst regnen läßt. Allein ein Regenmacher weiß sich zu helfen, und darum bezeichnet er gar oft solche Personen als die Ursache des Regenmangels, von denen er weiß, daß das Volk sich gegen sie einzuschreiten scheut. Nicht allzu selten kommt es vor, daß der dunkle Schwarzkünstler einen in seinem Dorf stationierten Missionär als den Übelthäter angiebt, der den Himmel verschlossen hält.

Bietet sich eine solch' willkommene Gelegenheit nicht, um die Verantwortung auf einen anderen abzuwälzen, so ist darum der Wetterprophet noch nicht verlegen. Im Brustton tiefster Überzeugung macht er seiner Gemeinde bekannt, daß sich der Regen dann einstellen würde, wie ihm die Geister mitgeteilt hätten, wenn die Männer ihm einen Pavian lebendig fingen, ohne daß ihm dabei die leiseste Verletzung zugefügt würde. Es wird dabei eine Probe weibmännischer Geschicklichkeit ersten Ranges gefordert, da bekanntlich die vierhändigen Vorfahren der Menschen einer gütigen Einladung zur gefälligen Übergabe nicht Folge leisten. Ist endlich nach tagelangem Auslauern der Fang geglückt, ohne daß der erwünschte Himmelssegens herabgerieselst ist, dann muß sich der Regenmacher durch einen weiteren Kniff zu helfen wissen. Er bedarf noch das Herz eines Löwen. Wieder ziehen die Mannen aus, und es vergehen noch ein paar Tage, ehe das Herz des Königs der Tiere dem Zauberer zu Füßen gelegt werden kann. Und noch hat es nicht geregnet. Aber Zeit gewonnen, alles gewonnen. Jetzt ist noch eine Pflanze nötig, die nur in einer bestimmten Gegend wächst und deren Standort mehrere Tagemärsche entfernt ist. Eine kleine Abordnung bricht auf, um das Zauberkraut zu holen, und der Regenmacher hat Glück. Inzwischen sind die Regenwolken heraufgezogen, das erquickende Raß ist herabgefallen und mehr denn je ist das Ansehen des Propheten gesichert.

Es ist ein in Afrika weit verbreiteter Aberglaube, daß der Geist verstorbener hervorragender Häuptlinge auch aus dem Jenseits noch thatkräftig in das Geschick seiner einstigen Unterthanen eingreife. Bei allen Mißernten ist es daher einer der ersten Gedanken, der Verstorbene könne nicht in gehöriger Weise geehrt worden sein und schicke aus Groll seinem einstigen Volk Not und Bedrängnis. Dann muß der tote Held durch ein besonderes Opfer versöhnt werden, damit er seine Gunst seinem Reiche wieder zuwendet. Bei den Wanjoro, der Bevölkerung von Unjoro, mit denen auch Emin Pascha in vielfache Berührung trat, besteht für die Ausführung ein Zeremoniell, das Mpango. Man benötigt dazu verschiedener heiliger Geräte. Zu ihnen gehört

eine Trommel, die Muggara, die ganz mit einem dicken Messingdraht umspinnen und mit Talismanen geschmückt ist, welche aus Holzstückchen bestehen, denen man Zauberkräfte zuschreibt. Dann gehört dazu eine Holzstuhl, der mit Löwen- und Leopardenfellen bedeckt ist, ferner eine eiserne, etwa anderthalb Meter lange Lanze, deren Schaft mit Messingdraht umwunden ist, und endlich ein Beil, das Mpango, mit einem hölzernen Griff, der mit Leopardenfell überzogen und ebenfalls mit Messingdraht umwickelt ist.

Als Casati unter den Wanjora weilte, herrschte König Tschua, und von ihm sah der Forscher die Zeremonie des Mpango, ausführen. Die Sonne neigte sich zum Untergange, als ein mächtiger, dumpfer und schwerer Trommelschlag vernehmbar wurde. Plötzlich hörten die Gefänge auf, die Klänge schwiegen, der Markt entvölkerte sich, ein jeder suchte seine Wohnung zu gewinnen, die Straßen wurden öde, und drei Tage herrschte weitem Trauer und Schweigen. Nur die gedehnten, traurigen Schläge der großen Trommel verkündeten von Zeit zu Zeit, daß man eben den geheimnisvollen Ritus des Mpango vollziehe, und machte die Einwohner vor Furcht erzittern. Es ist ein gewöhnlicher Aberglaube des Volkes, daß die Muggara, ohne geschlagen zu werden, ihre Wirbeln entsendet. Die Zeit des Rituells dehnt sich zuweilen sogar bis auf fünf Tage aus. Naht es sich seinem Ende, dann ertönt die große Trommel in ihrer ganzen Fülle. Überall hallen Rufe des Schreckens, vermischt mit solchen der Ehrfurcht, sie pflanzen sich fort, dahinbrausend wie Meereswogen, von Dorf zu Dorf. Wanderer, friedliche Ackerbauer werden ergriffen, mit Stricken gefnebelt und zu Ehren der erzürnten Toten abgeschlachtet. In der Residenz allein sah Casati zehn Unglückliche mit ihrem Blute dem Aberglauben ihren Tribut zahlen.

Ist das allgemeine Blutbad beendet, dann naht noch die Darbringung des großen Opfers. In der frühesten Morgenstunde wird es vollzogen. Der König steht in der Hütte des Mpango, an der Schwelle des weiten Eingangsthores, mit dem herkömmlichen Kleide angethan, einem großen Mantel aus Baumrinde, über dem am Rücken und am Halse ein Leopardenfell hängt. Das Haupt ist mit Talismanen gekrönt, die Gelenke, der Hals und die Knöchel der Füße sind mit geweihten Glasperlen geschmückt, während er in der rechten Hand die kleine Lanze hält. Alle Großen sind im Halbkreise im weiten Hofe verteilt und sitzen auf kleinen Bänken. Zur Rechten des Königs steht der Wächter des Mpango, das verhängnisvolle Beil haltend. Die Muggara und der Stuhl für den großen Ritus werden vorn aufgestellt, ein weites Becken steht auf der Erde nicht weit davon entfernt. Schrecken und Schweigen beherrschen die Versammlung.

Der König winkt mit dem Kopfe, die Großen erheben sich, und gebückt, zum Zeichen der Verehrung, nähern sie sich ihm. Er berührt mit der Spitze der Lanze einen von ihnen an der Schulter. Dieser

tritt vor, streckt seinen Hals hin, das Schreckensbeil fällt herab und das Blut wird in dem Becken gesammelt. Der König besprengt sich mit dem Blut Stirne und Wangen und thut dasselbe darauf bei den Großen. Dann ergreift er das Gefäß und gießt den Rest auf die Trommel und den Stuhl. Das Opfer ist zu Ende. Muggara, Stuhl, Lanze, Schild und Becken werden fortgetragen und nach der Residenz der Königin-Mutter geschafft. Auf einen Wink des Königs schleppen die mitleidigen Verwandten die Leiche des unglücklichen Schlachtopfers bei Seite.

Festlich erklingen Trommeln und Pfeifen, man schlachtet Ochsen, sticht Fässer Bier an, und auf dem noch eben mit dem Blute des Hingerichteten besprengten Boden tanzen und springen die Trunkenen. Der Geist des verstorbenen Häuptlings ist verjöhnt, nun werden alle Wünsche in Erfüllung gehen.

Übt der König das Amt des Regenmachers selbst aus, so ist es nicht einmal erlaubt, auch nur in Gedanken seine Machtvollkommenheit anzuzweifeln. Anders liegt aber die Sache, wenn ein hochbestallter Hofmeteorolog das Geschäft des Wettermachens übernommen hat. Sind alle Geschenke erfolglos dargebracht worden, alle Befehle erfüllt worden, ohne daß der Regen herniederströmte, dann bricht sich der allgemeine Unwille Bahn; die Stunde des Zauberers hat geschlagen. Man schleppt ihn zu dem nächsten Fluß, die Männer heben ihn auf, ein Wurf, und er ist in die Fluten versenkt, damit er nun in demselben Element sein Ende findet, das er seinen Stammesgenossen so neidisch vorenthielt.

Manigfaltiges.

Aus **Par-es-Salaam** sind telegraphische Nachrichten folgenden Inhalts über den Fortgang der Unternehmungen der deutschen Antisklaverei-Lotterie eingetroffen: Die Borexpedition nach dem Ukerewe unter Führung des Freiherrn Fischer von Nagy Szalatnya ist laut Berichten, welche von Kondo aus nach der Küste zurückgesandt worden sind, an genanntem Orte eingetroffen; dieselbe hat demnach ungefähr zwei Drittel des Weges nach Mpuapua bezw. ein Drittel des Weges nach Tabora zurückgelegt. Die Expedition des Dr. Baumann ist von Tanga aus nach den südlichen Ausläufern des Kilima Ndscharo abmarschirt. Oskar Borchert ist in Zanzibar mit Vorbereitungen zu seinem demnächstigen Abmarsch nach dem Ukerewe beschäftigt.

In **Dahomey** hat Frankreich beachämende Erfahrungen gemacht. Bekanntlich hat es sich den Frieden mit dem König Behanzin durch eine Tributzahlung erkauft. Der König aber hat, nachdem er das Geld eingesteckt, nunmehr seine Raubzüge aufs neue begonnen. Seine Scharen haben die Einwohner eines Dorfes in der unmittelbaren Nähe von Groß-Popo weggeschleppt und das Dorf niedergebrannt.

Schulen in Kamerun. Von der Regierung in Kamerun sind bisher zwei Schulen (protestantische) eingerichtet. Die eine, aus vier Klassen bestehende,

in Bonomandone, die andere, aus zwei Klassen, in Bonebala, welche zusammen von etwa 90 Schülern besucht werden. Wie Lehrer Beh berichtet, macht die Jugend recht erfreuliche Fortschritte. Die Kinder lernen biblische Geschichte, Lesen und Schreiben, Mischungs- und Prozentrechnungen, im Deutschen Konjugationen und Verwandeln der Zeiten. Auch mag es recht heimlich klingen, aus dem Munde der schwarzen Jugend unsere bekannten Lieder: „Ich hab' mich ergeben“, „Heil Kaiser Wilhelm“, „Im Wald und auf der Heide“ und ähnliches zwei- und dreistimmig singen zu hören. In den unteren Klassen ist der Unterricht deshalb schwierig, weil die Kinder nur Dualla verstehen und ein Dolmetscher nicht immer zur Verfügung stand. Was die Schülerzahl anbetrifft, so wird dieselbe nach Aussage der Eingeborenen rasch zunehmen, sobald der Oberlehrer Christaller von seinem Urlaub wieder nach Kamerun zurückgekehrt sein wird.

Von **Emm Pascha** sind die ersten direkten Nachrichten, seitdem er das deutsche Gebiet verlassen hat, eingetroffen. Die Briefe, gerichtet an den Naturforscher Dr. F. Finckh in Zanzibar, sind datiert vom Ufer des Albert Nyanza, Anfang August. Die Briefe enthalten lebhaft Schilderungen von den Greueln des Krieges und der Sklavenjagden in jener Gegend. Wir geben aus den Briefen folgende Stelle wieder: „In Uganda und Unyoro sieht es recht traurig aus, die muslimänische Partei macht sich die ewigen Fehden der christlichen Eingeborenen zu Nutzen. Nördlich von Ujongozo zwischen Gordon Bennett Berg und Ruwenzori haben die arabischen Sklavenjäger fürchterliche Ernte gehabt. Wie am Tanganyika die Wagala, Wabende und Wasika, so sind hier die Waganda die Treiber derselben. Auf meinem Marsche nach dem Albert Nyanza habe ich Furchtbare vernommen und gesehen. Die Fährte eines dieser Räuber, Omar ben Chalid, verfolgte ich sechs Tagemärsche und zählte 51 bis zum Skelet herabgemagerte frische Leichen, darunter 39 mit zerschmettertem Schädel. Nur acht Tage früher hier angelangt, wäre es meinen braven Leuten wohl gelungen, solche bestialische Greuelthaten zu verhindern und zu bestrafen. In Ketten zu 20 bis 30 beiderlei Geschlechts gefesselt, so sollen ca. 1200 Mann nach Mengo (?) geschleppt worden sein. 27, darunter 4 Frauen, stiegen halb verhungert auf uns, ihnen war es gelungen, zu entfliehen. . .“

Ergebnisse in Afrika. Ein auf der Kaffeeplantage der französischen Kolonie Gaboon in Westafrika seit mehreren Jahren angestellter Ratiborer schreibt in einem an seine Eltern gerichteten Briefe, den die „Breslauer Zeitung“ mitteilt, u. a. folgendes: „Eine Viertelstunde von unserer Plantage spielte sich kürzlich ein Vorfall ab, welcher den Beweis liefert, daß die Eingeborenen, trotzdem sie seit 1843 unter französischer Oberhoheit stehen und durch den Verkehr mit Weißen in Gaboon etwas von europäischen Sitten gelernt haben, an alten Überlieferungen mit großer Zähigkeit festhalten. Eines Tages erhielten wir, der Leiter der Plantage und ich, von einigen Eingeborenen die Nachricht, daß die Einwohner der etwa nur fünfzehn Minuten von hier entfernten town (Dorf) „Gisika“, dem Stamm der Djekianis angehörig, die Absicht hätten, sechs Leute derselben town zu töten, da dieselben im Verdachte

ständen, den Tod eines alten Mannes durch Hexerei verursacht zu haben. Wir hielten es für unwahrscheinlich, daß die Leute in unmittelbarer Nähe von Gaboon — daselbe ist nur zwei Stunden von hier entfernt — so etwas in Szene setzen würden. Wir sandten deshalb einen schwarzen Aufseher mit drei Leuten nach der town, um näheres zu erfahren. Die Nachrichten, welche die Leute nach ungefähr zwei Stunden brachten, waren grausig. Danach wurden gerade bei ihrer Ankunft einem jungen Mädchen von 15 Jahren die Finger abgehakt und die Nase abgeschnitten und daselbe darauf über einem langsam brennenden Feuer geröstet. Ein anderes Mädchen wurde in Stücke gehakt und die einzelnen Fleischstücke wurden zu Asche verbrannt. Einer der Barbaren hatte, als dem ersten Mädchen die Finger der einen Hand abgehauen waren, dieselbe im Feuer geröstet und dann aufgefressen. Darauf nahm er eine Art, spaltete den Rücken des Mädchens, öffnete den Leib und nahm die Leber heraus. Wir hätten diese Gräueltaten vielleicht verhindern können, wenn unsere Leute früher zurückgekommen wären, jedoch schienen sie selbst daran Gefallen gefunden zu haben. Sofort wurde an den Gouverneur geschrieben (es war gegen 3 Uhr nachmittags) und ihm die Sache mitgeteilt. Um Mitternacht traf ein Detachement (20 Mann) Tirailleure, die von einem weißen Offizier (Weistrosser) befehligt waren, hier ein. Nach einviertelstündiger Rast setzte sich der Zug lautlos in Bewegung. Ich begleitete den Offizier. Der Weg war sehr schlecht, mitunter sanken wir bis an die Kniee beim Überschreiten kleiner Bäche in den Schlamm. Ungefähr 25 meiner Leute begleiteten mich. Wir hatten Vollmond, und da niemand in der town ahnte, daß die Vergeltung eine so schnelle sein würde, hatte sich alles sorglos zur Ruhe begeben. Im Augenblick war die town umzingelt, und unter lautem Krachen sprangen die Thüren der Häuser unter den Kolbenschlägen der Soldaten in Stücke, und Männer, Weiber und Kinder wurden hervorgeholt und gefesselt. Obgleich jeder Fluchtversuch mit dem Tode bedroht wurde, gelang es doch einigen, zu entkommen. Die Hauptsache jedoch, war daß die Räubersführer, die ganz unschuldig thaten, gefangen wurden. Der Rückzug wurde mit Fackeln angetreten. Sämtliche Gefangene waren gebunden und wurden von 15 Tirailleuren, die scharf geladen hatten, eskortiert. Der Leutnant und ich, von fünf Soldaten begleitet, begaben uns jetzt in den Wald, um die Mordstätte zu besichtigen. Nach ungefähr fünf Minuten kamen wir dort an. Wohl kaum werde ich je das schreckliche Bild vergessen das wir dort zu Gesichte bekamen. . . . Still gingen wir nach der Plantage zurück, wo wir um 3 Uhr morgens ankamen. Um 6 Uhr bewegte sich ein eigentümlicher Zug nach Gaboon. Voran der Hauptmissethäter, der die Finger des Mädchens gefressen und ihr den Leib aufgeschlitzt hatte. Darauf kamen die anderen Gefangenen, alle gleich dem ersten gefesselt; die Weiber trugen die erbeuteten Gewehre, aus denen vorher die Ladung herausgenommen war. Die Räubersführer werden nach dem Senegal geschickt und dort entweder süßliert oder zu langjähriger Zwangsarbeit verurteilt werden. Nach zwei Tagen kamen die Richter und ein Arzt von Gaboon, um den Thatbestand aufzunehmen.“

Diözesan-Verein Paderborn.

Im Monate Januar 1892 sind eingegangen:

Hferlohn 127,30 M. — Eslohe 30 M. — Hüysburg 20 M. — Eifen 91,80 M. — Rangendreer 14 M. — Letmathe 299 M. — Böllinghausen 50 M. — Durch die Geschäftsstelle des Westfälischen Volksblattes in Paderborn (November und Dezember) 51,87 M. — Allendorf 66 M. — Paderborn 1 M. — Breslau 20 M. — Wiste 24 M. — Lügde 70 M. — Helden 159 M. — Stirpe bei Erwitte 48,80 M. — Beckinghausen 17 M. — Neheim 34 M. — Oberntudorf 22 M. — Minden 12 M. — Groß-Ammensleben 28 M. — Paderborn 1 M., 1 M., 6,85 M., 5,60 M. — Blankenstein 30 M. — Leiberg 1,15 M. — Kirchharbach 2,80 M. — Neuenkirchen 200 M. — Hemer 6 M. — Rhynern 510 M. — Rhode 110 M. — In Summa 2060,17 M.

Der Schatzmeister: J. Dicke.

Besondere Anliegen

dem Gebete der Missionare und Schwestern empfohlen.

Coop. J. B. in W.: Zwei bes. Anl. — Unter Fortg. in den Studien mehrerer Schüler. — Th. G.: Ein bes. Anliegen. — N. N. in D.: Um Hilfe in einem schweren Anliegen, Sinneveränderung eines Knaben und Veruj zum Priesterstande. — Alle noch nicht erledigten Anliegen. — Um Gelingen eines wichtigen Unternehmens.

Briefkasten der Redaktion.

J. S. B. in Hilden: In Zukunft soll Ihr Wunsch erfüllt werden. Für die Sendung vom Januar werde ich die Sache unter der Hand regeln, damit kein Irrtum in der Buchung entsteht. — Wir weisen auf Nr. 3, S. 89 und 90 hin, wonach auf jeden Anteilchein zur Antiklavereiflotterie 48 Pfg. zur Auszahlung kommen. Die bis 1. Mai nicht eingeforderten Beträge überweisen wir der Afrika-Kasse. — **P. A. in B.:** Wegen des langen Kölner Berichtes mußte vieles zurückbleiben bis zum nächsten Hefte. — **Nach Bayern:** Zur Aufnahme ganzer Familien in die Fr. Miss.-Gesellsch. ist die Angabe der einzelnen Namen nicht erforderlich. — **Nach Nippes:** Senden Sie ihre Briefmarken immerhin ein. Im Übrigen bin ich mit dem Inhalte Ihres Briefes einverstanden, aber mit der Verteilung der von Ihnen gewünschten Flugschriften hat es einen Haken. Sie bleiben meistens liegen. — **Nach Montabaur:** Habe 2 Postkarten erhalten, unterzeichnet Joh. F. oder S. . . . Unterschrift ist so undeutlich, daß die Sendung als unbefehlbar zurückkam. Bitte immer deutliche Adressen mit Wohnungsangabe, wo dies nötig. — **Nach Bentzen:** Habe Ihre Reklamation nach M. Gladbach gesandt. Wir bitten bei jeder Verspätung der Zustellung stets zu reklamieren, da nur so etwaige Uebelstände beseitigt werden können. — **Gaben-Verzeichnis** müssen wir für nächstes Hefte aufsparen. — **P. W. in T.:** Besten Dank. Werde das Gesandte möglichst in Ihrem Interesse zu verwerten suchen. Leider werden sämtliche Illustrationen neu gezeichnet werden müssen. — Bei Sendung von alten Freiemarken, bitten wir, kein Geld darin zu verstecken, da wir solche Sendungen meist zur Seite stellen, bis eine genügende Menge zur Verfertigung vorhanden ist.

(Schluß der Redaktion am 12. Februar.)

Verantwortlicher Redakteur: W. Helmes in Münster. — Druck und Verlag von A. Hiffarth in M. Gladbach.

Gott will es!

(Nachdruck unterlagt.) **Die katholischen Missionen Afrikas.** (Schluß.)

Von Baron Leo de Bethune.

Wir haben nun in langer Reihe alle katholischen Missionen Afrikas an uns vorüberziehen lassen, haben deren Ursprung, ihre Verfolgungen und ihre Erfolge betrachtet und die Hoffnungen, welche die Zukunft ihnen nach menschlichem Ermessen bietet, ermaßen. Wir wollen uns kurz noch einmal ein Gesamtbild entwerfen von den außerordentlichen Anstrengungen, welche die katholische Kirche seit 60 Jahren macht, um den Erdteil, der uns hier interessiert, zu erobern.

Um diese Anstrengungen voll zu würdigen, müssen wir wohl berücksichtigen, welchen unheilvollen Einfluß die Politik zu Anfang dieses Jahrhunderts auf die Missionsarbeiten ausübte. Die um das Jahr 1750 noch so blühenden jungen Diözesen jenseits des Meeres waren verfallen oder dem Verfall nahe. Der Triumph des ungläubigen Philosophentums und die Aufhebung der Gesellschaft Jesu hatten sie von Mitteln entblüßt und der Arbeiter beraubt. Dazu kamen die große Revolution, die langjährigen Kriege Napoleons, welche ganz Europa in Mitleidenschaft zogen und die Thätigkeit der Kirche lähmten.

Als dann endlich 1814 der Friede wiederhergestellt war, als Rom nach 25jährigen unerhörten Prüfungen seine erhabene Weltmission wieder aufnehmen konnte, da waren die Bedürfnisse der fast ganz verlassenen Missionen ins ungeheure angewachsen. In Nordamerika begann jene religiöse Bewegung welche bis in unsere Tage fort-dauert und mehr als hundert Bischofsitze geschaffen hat. Asien und Australien forderten gleichfalls Missionare und in Europa selbst, besonders dort, wo der Sturm der Revolution getobt hatte, fehlte es an Priestern, um wieder aufzubauen, was in Trümmern lag.

Unter diesen Umständen dürfen wir uns nicht wundern, daß Afrika vorläufig nicht berücksichtigt werden konnte. Im Jahre 1830 fand man dort neben den ebenfalls sehr zurückgegangenen Diözesen Angola und Mozambik nur noch Missionen in den Berberstaaten und am Senegal vor. Nach welcher Kiste hätte denn der hl. Stuhl seine Glaubensboten senden können? Spanien und Portugal, noch beherrscht vom Geiste der Revolution, verfolgte sie; England hatte die religiöse

Duldung noch nicht gelernt und die reichgewordenen Sklavenhändler hatten die Herrschaft in den übrigen Gegenden an sich gerissen. Auf den Inseln St. Mauritius und Reunion unterhielten noch einige französische Priester das fast erloschene Feuer des Katholizismus, die Inseln des atlantischen Ozeans verblieben freilich unter der Jurisdiktion der portugiesischen Bischöfe, aber der Bekehrungseifer war mit den Ordensmännern verschwunden, die man dem Moloch des Liberalismus geopfert hatte.

Doch bald entwickelte sich ein tröstlicheres Bild, das immer lebhafter hervortrat, je mehr das Jahrhundert fortschritt. Während das Elitekorps der Armee christlicher Streiter, die Gesellschaft Jesu, auf den Ruf Pius IX. ihre Reihen wieder ordnete und die Lücken ausfüllte, nahmen die Söhne des hl. Franziskus und jene des hl. Vinzenz von Paul mit neuer Kraft die Missionen bei den Berberstämmen, bei den Kopten und Abessinern wieder auf. Gleichzeitig ließ Gott aller Orten neue geistliche Gesellschaften erstehen, welche ganz besonders die Evangelisierung der Stämme Afrikas ins Auge faßten. Der ehrw. Vater Liebermann, ein elsässischer Israelit, der 1826 zum katholischen Glauben übertrat, gründete die Kongregation vom hl. Geiste, die bald darauf mit der älteren französischen Kongregation vom hl. Herzen Mariä vereint wurde. Im selben Jahre 1826 begründete der Bischof Mazenod von Marseille die Kongregation der Oblaten von der unbefleckten Empfängnis, ein anderer französischer Prälat, de Bréfillac, wurde der Stifter der Honer Afrikanischen-Missionsgesellschaft. Im Jahre 1835 entstand in Rom das Werk des ehrw. Priesters Vinzenz Palotti, die Fromme Missionsgesellschaft, die freilich erst fünfzig Jahre später berufen wurde, ihren Anteil an der Christianisierung Afrikas zu nehmen, die wir aber ebensowenig hier vergessen dürfen, als den viel jüngeren Zweig des Ordens vom hl. Benediktus, der unter Führung des hochw. Paters Amrhein in Bayern seine Söhne und Töchter für dasselbe Werk heranzieht. Ganz besonders berufen erschien die von dem hervorragenden Kirchenfürsten Kardinal Lavigerie, dem wahren Apostel Afrikas, ins Leben gerufene Kongregation der algerischen Missionare oder Weißen Väter, der er auch bald eine weibliche Kongregation zur Seite stellte. Für die Thätigkeit im Norden Afrikas, in Nigritien, entstand ein Institut in Verona, und neuerdings ist auch die belgische Kongregation vom unbefleckten Herzen Mariä auf den afrikanischen Kriegsschauplatz getreten. Wir schließen diese kurze, aber nicht vollständige Aufzählung mit der Erwähnung der deutschen Trappisten, welche in Natal unter Leitung des unternehmenden Paters Franz ganz Bedeutendes geleistet haben.

Alle diese bekehrungseifrigen Gesellschaften faßten nacheinander Fuß auf dem schwarzen Erdteile. Wir haben sie am Werke gesehen und können mit Freude feststellen, daß ihre aufopfernde heldenmüthige Thätigkeit nicht ohne Früchte geblieben ist. Über bescheidenen Kapellen

erheben sich allmählich in allen Theilen Afrikas Schulen und Spitäler, landwirtschaftliche Kolonien, Werkstätten und endlich christliche Dörfer. Heute zählt Afrika bereits drei Erzbischöfe, 12 Bischöfe, 16 apostolische Vikare, 24 apostolische Präfekten oder Missionsoberen mit mehr als drei Millionen Katholiken. Das ist offenbar ein glänzender Beweis für die wunderbare Fruchtbarkeit des Apostolates.

Diese außerordentlichen Fortschritte verdankt die Kirche in erster Linie der energischen Thätigkeit ihrer obersten Hirten, der drei letzten Päpste. Lange bevor die europäischen Regierungen an die Zivilisierung Afrikas dachten, entsandte Gregor XVI. den P. Rhylo zu den Völkerschaften am weißen Nil und Msgr. Massaia in die unbekanntesten Gegenden Ethiopiens. Außer den apostolischen Vikariaten der Galas und des Sudans verdanken jene von Guinea, Madagaskar, auf Kapland, diesem Papste ihre Entstehung, die Missionen von Agypten, Tunis und Abessinien aber hat er wieder zu neuem Leben gebracht.

Pius IX. setzte das Werk seines Vorgängers mit Erfolg fort, trotzdem seine Regierung eine der schwierigsten in der Geschichte der Päpste war. Er begründete oder stellte wieder her die Bischofsitze von Algier (Julia Cäsarea) von Oran und Constantine (1867), von St. Dionis auf Reunion (1849), Port Louis (1850), die apostolischen Vikariate oder Präfekturen des östlichen Kaplandes (1847), von Natal (1850), auf den Seischellen (1852), von Fernando Po (1855), Sierea Leone (1858), Marokko (1859), Senegambien (1853), Benin und Zanzibar (1860), Congo (1865), Sahara (1868), und des mittleren Kaplandes (1874).

Seitdem hat sich die Lage eigentümlich verändert. Der dunkle Erdteil ist erschlossen worden und eine Art wohlthätiger Revolution steht im Begriffe, die alten Götzen zu zerstören und die Negerrasse aus den doppelten Banden der Sklaverei und des Heidentums loszureißen. Verschiedene Umstände haben dazu mitgewirkt, ganz besonders aber ist es das kräftige Eingreifen unseres erhabenen Papstes Leo XIII. gewesen, welcher diese Bewegung in ihre Bahn geleitet hat. Die Missionen von Sambesi, Simbasiens und der Goldküste (1879), des östlichen Tanganjika und des Viktoria-Njansa (1880), von Dahomey (1882), des Niger und des Oranje-Flusses (1884), des westlichen Tanganjika, des französischen Congo, von Unjamjembé, des Oranje-Freistaates, des Transval (1886), des belgischen Congo und des oberen Niger (1888), des unteren Niger und des Nyassa (1889), von Kamerun und von französisch Ubanghi (1890), das alles sind Namen, die von diesem Papste in die ruhmreichen Annalen des Apostolates eingetragen worden sind. Wie hohen Wert Leo XIII. auf die Eroberung Afrikas legt, das beweist, daß er den berühmten Sitz von Karthago wieder errichtet und seinem Inhaber, den Erzbischof Lavigerie, den römischen Purpur mit der Würde des Primates von Afrika verlieh. Um endlich sein Werk zu krönen und alles für die bedauernden Missethäter

rasse zu thun was in seinen Kräften stand, richtete er den dringenden Aufruf an alle christlichen Fürsten und Völker, mit vereinten Kräften gegen das Unwesen der Sklaverei einzuschreiten. Wenn dieser Ruf nicht vollständig den Erfolg hatte, den man wünschen mußte, so hat doch der Statthalter Christi seine Pflicht gethan, er hat gehandelt wie ein Hirt, dem das Wohl und Wehe auch seiner verirrtten Schafe am Herzen liegt. Die Kirche hat sich auch hier wieder gezeigt als die große und unveränderliche Verfechterin der Menschenrechte und menschlichen Freiheit, als die Zuflucht der Schwachen und Unterdrückten. Möge das im 19. Jahrhundert so glücklich begonnene Werk nicht mehr zum Stillstande kommen, möge ein jeder Christ mit Hand anlegen, auf daß auch Afrika bald in die Reihe der christlichen Welttheile eintreten könne zur größten Ehre Gottes und zum Ruhme unserer hl. Kirche.

Skavlenjagden und Skavlenhandel.

Von F. S.

(Schluß.)

Wir haben genug gesagt, um unseren Lesern die Abscheulichkeit des gegenwärtigen Zustandes der Dinge zu zeigen. — Die Seltenheit des Eisenbeins in der Umgegend der großen Seen nötigt jetzt die Räuber sich mit Frauen und Kindern zu begnügen. Das Los der ersteren übertrifft jede Beschreibung; sie sind wehrlos der schändlichsten Ausschweifung preisgegeben. Die Folgen sind zu schrecklich, zu brutal, um hier auseinandergesetzt werden zu können. Kardinal Lavigerie, diesen Punkt berührend, ruft aus: „Christliche Frauen, an euch ist es, solche Greuel überall bekannt zu machen und die Entrüstung der ganzen zivilisierten Welt zu entfesseln. Lasset euren Vätern, euren Brüdern, euren Gatten, keine Ruhe, benutzet das Ansehen, das ihnen Beredsamkeit, Vermögen oder Stellung verschafft, um der Vergießung des Blutes eurer Schwestern Einhalt zu thun. Wenn Gott euch Schriftstellertalent verliehen, gebrauchet es zu einem solchen Endzwecke; ihr werdet keinen heiligeren finden.“

Unsere Leser werden nun fragen: „Was ist denn zu thun? Welch praktische Nutzenanwendung soll von dieser neuen und schrecklichen Offenbarung gemacht werden? Kardinal Lavigerie ist, was diesen Punkt betrifft, derselben Ansicht wie General Gordon, wie Kommandant Cameron, wie alle, in einem Worte, die die Lage aus eigener Anschauung kennen, nämlich, daß sich die Notwendigkeit der Anwendung bewaffneter Macht zur Verteidigung der Wehrlosen und zur radikalen Ausrottung des Skavlenhandels aufdrängt.

Ein Mann hat sich schon gefunden, ein solches Unternehmen zu erproben. Ein ehemaliger französischer Offizier, Hauptmann Zoubert, hat sein Leben der Verteidigung der Bewohner von Mpala, nahe beim Tanganjikasee, gegen die arabischen Raubzüge gewidmet. Er hat mehrere Hundert der tapfersten Neger bewaffnet und ausgerüstet und verschafft mittelst dieser kleinen Armee allen Dörfern seines Bezirkes Sicherheit. Kommandant Cameron sagt von ihm: „Hauptmann Zoubert hat acht Jahre im Mittelpunkte Südafrikas gelebt und aus den ihn umgebenden Negern eine kleine Armee von 300 Mann gebildet, womit er die Menschenräuber von seiner ganzen Nachbarschaft abwehrte. „Warum“, fährt er fort, „sollten nicht auch Engländer diesem Beispiele folgen?“ Herr Waller rät den jungen Leuten, die fortwährend Streifzüge in Afrika unternehmen, um auf die Jagd zu gehen, ihre Aufmerksamkeit mehr auf die Menschenjäger zu richten. Wenn wir an den großen Seen und an gewissen Punkten im Innern Afrikas eine kleine Anzahl gut bewaffneter und gut disziplinierter Männer hätten, befehligt von europäischen Offizieren wie Zoubert, so wäre es dort bald um diesen scheußlichen Handel geschehen.“ Das ist auch die Ansicht von General Gordon.

Kommandant Cameron giebt einige noch deutlichere Ratschläge, „Zur Bildung eines Kreuzzuges“ sagte er, „möchte ich die Bildung eines zwei Abteilungen umfassenden Ordens vorschlagen; die erste würde aus Denjenigen bestehen, die bereit wären, ihr Leben zu wagen; die andere würde diejenigen einschließen, die den Kreuzfahrern wirksame Hilfe leisten wollten, durch Geldspenden, Geschenke an Booten, Waffen u. s. w., welche ferner eifrig ihren Einfluß geltend machen, um schleunigst unseren Endzweck, nämlich die gänzliche Beseitigung der Menschenjagd und des Skavlenhandels, zu erreichen.“

Wir haben eine Menge Gesellschaften zur Verbesserung und Verhütung aller Arten von Übelständen, und zur Milderung aller nur denkbaren Leiden. Keine verdient mehr eine thatkräftige Unterstützung als diese. Welch schöneres Denkmal könnte man dem Andenken Gordons, Livingstones, Madenzies, Steers, Micos, Hamingtons und anderer Märtyrer der Zivilisation errichten, als die Bildung eines Ordens zur Abschaffung jenes abscheulichen Handels mit Menschen, den sie alle mit ihren Augen gesehen? Die Kreuzfahrer müßten von jeder Gewinn- und Blinderungssucht frei sein, und sich geloben, niemand anderes zu verletzen, als denjenigen, der sich solcher Frevelthaten schuldig gemacht, die in einem zivilisierten Lande mit den schwersten Strafen belegt werden würden. Lasset uns eingedenk sein, daß während wir zaudern, erwägen und unthätig bleiben, jede Minute ein Menschenleben verloren geht, jede Stunde fünfzig Menschen vernichtet werden, jeden Tag die Anzahl der unglückseligen Opfer des blutigen Molochs der Sklaverei allermindestens auf 1500 anwächst.

Kardinal Lavigerie teilt dieselbe Meinung, macht aber leider eine viel höhere Berechnung, wie auch Cameron und Stanley, — die alle 5000 täglich als Zahl behaupten. Das beste Mittel zur vollständigen Ausrottung des Menschenhandels, wäre unzweifelhaft ein gemeinsames Einschreiten der europäischen Regierungen, die übrigens im Wiener und Berliner Congreß und in der Konferenz zu Verona (und Brüssel!) die förmliche Verpflichtung auf sich genommen, die Sklaverei in ihren respektiven Besitzungen abzuschaffen; sie müßten in den ihrem Schutze anheimgestellten Länderteilen eine genügende Truppenmacht einsetzen, um den Handel schleunigst vernichten zu können. Wenn jedoch leider die Selbstsucht der modernen Regierungen eine solche Hoffnung nicht emporkommen läßt, warum sollte nicht, wie im Mittelalter, ein Kreuzzug unternommen werden, um diesen herrlichen, vielversprechenden Weltteil von einer viel schlimmeren Knechtschaft, als die ägyptische, zu befreien? Welch' ein herrliches und erhabenes Schauspiel würde es nicht sein, inmitten der Selbstsucht und der moralischen Fäulnis des neunzehnten Jahrhunderts, Männer aufstehen zu sehen, die hochherzig ihr Leben für eine solche Sache hinzugeben, bereit wären. Und welchen Trost würde diesen edelmütigen Streitern nicht, in der Todesstunde, der Gedanke bereiten, ein großes Werk für Christus und die Seelen, die er durch seinen Opfertod am Kreuze erlöste, vollbracht zu haben. — Wir schließen mit den Worten, die Kardinal Lavigerie an ein französisches Publikum in der St. Sulpice-Kirche in Paris richtete: „Es steht geschrieben in der Apostelgeschichte, daß, als der hl. Paulus das Wort Gottes in Klein-Asien verkündete, ihm einst bei Nacht ein Gesicht erschien, das war ein Mann aus Macedonien, der sprach: „Komm herüber nach Macedonien und hilf uns!“ Das ist auch die Bitte, die heute durch meinen Mund die unglücklichen Sklaven Afrikas an euch richten. Christen von Europa, sehet über das Meer, das uns trennt, und kommt uns zu Hilfe! Der hl. Paulus fuhr sofort nach Macedonien und befreite das Land vom Joche der Sünde. Kommt ebenso in das schwarze Land, kommt mit euren starken Armen, mit euren Mäusen das Volk zu erlösen, das im Schatten des Todes und in den noch viel schrecklicheren Finsternissen der Sklaverei sitzt, tausendmal schlimmer als der Tod. Noch einmal rufe ich Euch zu, mit aller Energie meines alten Priesterherzens: „Komm über das Meer und helfet uns.“

Wir haben unseren sehr geschätzten Herrn Mitarbeiter, dessen hohe Begeisterung für unsere gemeinsame heilige Sache wir kennen, ausreden lassen. Derselbe wird uns indeß gern erlauben, seinen Ausführungen einige Worte hinzuzufügen.

Alles, was in vorstehendem Artikel über die Greuel des Sklavereiwesens gesagt ist, kommt nicht entfernt der Wirklichkeit nahe; diese läßt sich einfach gar nicht schildern. Und es ist nur begreiflich, wenn

jene Leute, welche mit eigenen Augen gesehen haben, was wir kaum ahnen, die ganze christliche Welt in die Schranken rufen, um Wandel zu schaffen. Auch wir thun das, der Mensch, der da nicht mitfühlt und mithilft, verdient wahrlich nicht mehr den Namen Mensch!

Verschiedener Ansicht sind wir aber über die Frage: wie kann geholfen werden? Die Aufbietung einer großen bewaffneten Macht ist nicht ausführbar. Selbst wenn alle europäischen Colonialmächte gleichzeitig Afrika mit einem eisernen Ring von hunderttausenden von Soldaten umzügen (die deutsche Armee allein würde zu schwach sein), wenn sie nun diesen Ring enger und enger ziehen, allmählig ins Innere vordringen, eine förmliche Treibjagd veranstalten wollten, so daß kein Sklavenjäger entweichen könnte, was würde die Folge sein? Die europäischen Armeen würden zu Grunde gehen, die Verbrecher würden überall sich als die unschuldigsten Leute zeigen und abwarten, bis das tödtliche Klima ihre Feinde vertrieben oder aufgerieben hätte. Mit Aufbietung großer Truppenabteilungen ist also nichts zu erreichen. Sendet man sie nach einem Punkte, so ziehen die Sklavenhändler nach einem anderen, und wenn auch der eine oder andere Schurke gehängt wird, so ist die Wirkung davon doch keine sehr nachhaltige. Weit besser ist der Gedanke, an einzelnen, wir möchten wünschen an recht vielen Punkten energische Leute wie Hauptmann Joubert aufzustellen. Diese müßten in Verbindung mit den Missionaren die Neger zum Bewußtsein ihrer eigenen Kraft führen und sie anleiten, sich selbst der Menschenräuber zu erwehren. Dazu müßten die europäischen Regierungen ihre Stationen möglichst rasch ins Innere vorschicken, es müssen Verkehrswege geschaffen werden, besonders zur Verbindung der einzelnen Stationen; die unter der Führung der Missionen oder Expeditionschefs stehenden Eingeborenen müssen gut ausgerüstet sein, die Missionsanstalten selbst zum Schutze gegen jeden Angriff befestigt werden u. s. w. Soll die Negerrasse aus ihrer traurigen Lage befreit werden, und dauernd befreit werden, so ist zweierlei nötig: 1) muß man sie lehren, ihre eigene Lage zu begreifen und selbst Hand anzulegen zur Verbesserung; 2) sie muß von Europa aus auf alle mögliche Weise in diesem Beginnen unterstützt werden, besonders durch Einrichtung von militärischen Stationen und von Missionsstationen, und zwar so, daß beide sich gegenseitig helfen und ergänzen können. Auf diese Weise wird die Sklaverei zwar nicht von heute auf morgen abgeschafft — das ist einfach eine Unmöglichkeit — aber sie wird allmählig und sicher verschwinden, und zwar um so eher, je mehr wir dem Neger zu seiner Wiedergeburt eine kräftige Hand bieten. Ein Tausend katholische Missionsstationen und bei jeder ein Joubert — so ist das große Werk bald gethan. Darin wird uns auch unser verehrter Herr Mitarbeiter zustimmen.

Afrikanische Post.

Aus der Mission vom hl. Herzen Jesu im Rhonda, 28. Dezember 1891.

Heute will ich die verehrten Leser und Leserinnen einen Augenblick in Anspruch nehmen, um über Rhonda, die älteste der Filialen von Bagamoho, zu berichten.

Im Jahre 1877 von P. Horner gegründet, hatte diese Mission sehr bescheidene Anfänge. Zwei Missionare aus der Kongregation vom hl. Geiste, begleitet von zwei jungen Ehepaaren, die eben aus den Waisenhäusern von Bagamoho kamen, das war anfänglich die ganze christliche Gemeinde, die heute 288 Gläubige zählt.

Rhonda, ein kleines Dorf von Eingebornen, welches der Mission seinen Namen gab, liegt an den niedrigsten Abhängen des Nguru-Gebirges, dessen wirkliche Höhe zwischen 2000 und 2600 Meter über der Meeresfläche beträgt. Diese gigantischen Berge, welche zu den reichsten und schönsten vom ganzen Küstenlande gehören, sind bis zum Gipfel mit prachtvollen Urwäldern bedeckt, deren Bäume häufig 150 Fuß und mehr zum Himmel hinanstreben. Eine Menge von Gießbächen entspringen ihrem felsigen Schoße und plätschern munter in ihrem sandigen Bette, geräuschvoll den zahlreich umhergestreuten Granitblöcke ausweichend.

Als die ersten Missionare hier eintrafen, war die Gegend nur schwach bevölkert, das war eine Folge der zahlreichen Kriege, des Aberglaubens und vor allem des Kindermordes, der im Lande herrschte. Heute hat sich, Dank dem Einflusse der Mission, die Bevölkerung verdreifacht, die Kriege haben aufgehört, der Aberglaube fängt an zu verschwinden, und die Mission wird nicht bloß respektiert, sondern sie ist beliebt und man hört auf unser Wort. Das fertig gebracht zu haben, ist ganz allein ein Verdienst des P. Machon, des ersten Obern dieser Station, ihres Leiters während 13 Jahren.

Vom November 1877 bis zum Januar wurden nur 57 Tausen, an Kinder und Erwachsenen, vollzogen. Seitdem ist die Ziffer in erfreulicher Weise gestiegen. Ich habe hier die Statistik der Tausen für die letzten 6 Jahre:

1886	taufte	wir	11	Kinder	und	12	Erwachsene.
1887	"	"	20	"	"	8	"
1888	"	"	18	"	"	7	"
1889	"	"	9	"	"	16	"
1890	"	"	21	"	"	43	"
1891	"	"	20	"	"	67	"

Zusammen also 313, wovon 158 Erwachsene.

Se. Bischöfl. Gnaden, unser verehrter Apostol. Vikar de Courmont, machte uns im letzten Jahre, nach 3 $\frac{1}{2}$ jähriger Abwesenheit, wieder einen Besuch. Wir haben aufgebeten, was möglich, um den Oberhirten würdig zu empfangen. Sechs aus den größten Knaben unseres

Waisenhauses, alle militärisch gekleidet, ihnen voran ein kleiner päpstlicher Zuave, stolz die Fahne vom hl. Herzen in der Rechten, gingen dem Bischof entgegen. Zu drei Malen schossen sie ihre Gewehre los, was ein wundervolles Echo in den Bergen weckte. Im Dorf angekommen, war der Bischof nicht wenig erstaunt, rechts und links vom Wege zahllose Knieende zu sehen, die mit geneigtem Haupte den bischöflichen Segen erwarteten. Die Nachricht von der Ankunft des Bischofs hatte sich nämlich rasch verbreitet und freudig strömten die Gläubigen herbei; sie hatten diesen Tag schon lange ersehnt, um das hl. Sakrament der Firmung zu empfangen.

Am Sonntag den 9. August fand zunächst, nach Beendigung der hl. Messe, die feierliche Taufe von 21 Katechumenen statt. Die neuen Christen beobachteten während der ganzen Dauer der Ceremonie eine so ernste, feierliche Haltung, daß man es ihnen ansah, wie sehr sie von der hohen Bedeutung des Aktes durchdrungen waren.

Am Abend desselben Tages erteilte Mgr. de Courmont, assistiert von den Patres Luz und Secouze, 128 Neugetauften das Sakrament der hl. Firmung.

Am Sonntag, 1. November, Allerheiligen feierten wir abermals ein großes Fest in unserer Kapelle. Einunddreißig Neugetaufte gingen zum ersten Male zum Tische des Herrn, nachdem sie sich drei Tage lang durch geistliche Übungen und Gebet vorbereitet hatten. Es ist mir unmöglich, euch zu schildern, mit welcher Andacht, mit welcher Zerknirschung diese kaum dem Heidentume entrissenen jungen Christen, sich dem göttlichen Male näherten. Ich war bis zu Thränen gerührt. Ja, an solchen Tagen fühlt sich der Missionar wirklich glücklich, daß er Eltern, Vaterland und alles verlassen hat, um dem Heilande Seelen zuzuführen!

Am Abend desselben Tages vereinigten sich unsere Neukommunikanten sämtlich, im Beisein der ganzen Gemeinde, erneuerten ihre Taufgelübde und weihten sich der allerheiligsten Jungfrau. Darauf erhielt ein jeder die Uniform der Himmelskönigin, d. h. das Skapulier vom Berge Karmel.

Seitdem haben wir noch mehrere so herrliche und trostreiche Tage erlebt. So am 26. November, an welchem Tage P. Strebler das Glück hatte, 17 Erwachsene durch das Sakrament der hl. Taufe in unsere hl. Kirche aufzunehmen, und Weihnachten, wo 162 Christen mit Andacht die hl. Sakramente der Buße und des Altars empfingen.

Heute, am 28. Dezember, haben wir etwa 50 Personen, die alle Tage eifrig dem Katechismusunterricht beiwohnen, während 60 Neugetaufte sich auf ihre erste hl. Kommunion vorbereiten. Wir hoffen von Gottes Güte, daß das Jahr 1892 ein ebenso gesegnetes sein wird als das vorhergehende, und daß das Reich Gottes sich mehr und mehr in unserer Gegend ausbreite.

Unsere beiden christlichen Dörfer bevölkern sich mehr und mehr, besonders jenes von St. Peter von Wale, das drei Kilometer von Mhonda liegt, und welches, obwohl erst ganz kürzlich angelegt, heute schon 84 Christen und 20 Katechismus-schüler zählt. Diese Neugebauten, gestern noch Heiden, haben sich mitten in ihrem Dorfe eine Kapelle erbaut, wo sie sich täglich, abends und morgens, vereinigen, um gemeinschaftlich ihre Abendgebete zu verrichten. Einer der beiden Patres von Mhonda besucht sie wöchentlich dreimal, um sie zu unterrichten und ihnen eine hl. Messe zu lesen, bei welcher sie nie fehlen.

Die Bewohner von St. Peter sind zum größten Teile ehemalige Sklaven, die man aus ihren Stämmen und aus ihren Familien brutal herausriß, sie an die Küste transportierte und an die Araber verkaufte. Von diesen sollten sie heimlich übers Meer geschafft werden, aber die Küstenschiffe befreiten sie und übergaben sie uns. Heute danken sie der Vorsehung, welche die Anschläge ihrer Feinde zu nichte machte und sie dem Christentum zuführte.

Ehe ich schließe, muß ich noch einige Worte über unser Waisenhaus sagen. Es befinden sich gegenwärtig darin 45 Knaben und 20 Mädchen, für deren Unterhalt die Mission sorgen muß. Unsere beiden Schulen zählen 90 Kinder; viele unter ihnen können bereits lesen und schreiben, mehrere wissen ihren ganzen Katechismus aus dem Kopfe. Die Kinder sind im Ganzen ziemlich geweckt, besonders im Gesange leisten sie etwas. Eine Anzahl davon wird besonders ausgebildet als Katecheten, in welcher Eigenschaft wir sie später in jenen Ortschaften anstellen, wo sie geboren sind. Durch sie wird dann das Wort Gottes mehr und mehr verbreitet.

Ich schließe, lieber Leser, indem ich um ein kleines Gebet für unsere Mission bitte. Möge die Ernte an Seelen von Jahr zu Jahr reicher werden! *Adveniat regnum tuum!*

P. Emil Luz.

Dem Andenken Gravenreuths

widmen die „Mitteilungen der Nachtigall-Gesellschaft“ folgende Zeilen. Über den zerstörten Mauern und Dächern von Bagamoyo brütet die Glutsonne des dunklen Kontinents, kein Lüftchen regt sich und doch herrscht in den engen verbarrikadierten Straßen reges Leben.

Ein kleines Häuflein zieht aus, den übermütigen Arabern unter Buschiri entgegen, wenige Stations Askari, ein Detachement Marine-soldaten und einige europäische Stationsbeamte.

An ihrer Spitze aber reitet siegesgewiß und selbstbewußt ein Mann, zu dem alle voll Vertrauen emporsiehen und dem sie willig folgen, als er auf die langgestreckte Wald-Visière deutend zum Angriff auf den versteckten Feind auffordert. Die wenigen Mannschaften schwärmen aus und bald ist ein heftiges Feuer im Gange, bald merken die Araber,

daß die deutschen Kugeln besser treffen als die ihrigen, sie gehen zurück, und, unter marsch marsch hurrah, stürzen sich die Deutschen auf ihre Gegner. In wilder regelloser Flucht stürzen diese davon, heftig verfolgt von den Askaris und Marine-soldaten, die als Trophäen 2 Geschütze erobern, welche Buschiri s. B. auf einer überfallenen deutschen Station erbeutete. Kampfesmüde sammeln sich die tapfern Verteidiger von Bagamoyo zum Heimmarsch und als ihr Führer die Reihen mustert, da schallt aus aller Munde ein: Hoch unserem Gravenreuth!

* * *

Im Hügelgelände des Pangani-Flusses marschirt eine Schaar von wenigen Hundert der Ostafrikanischen Schutztruppe, an ihrer Spitze der ehemalige Verteidiger von Bagamoyo, jetzt Kommandeur eines Teils der Truppen, welche die unbesetzten Häfen Deutsch-Ostafrikas gegen den Einfall der wilden von den Arabern aufgehetzten Masiti verteidigen soll.

Der Führer weiß, welche Verantwortlichkeit auf ihm lastet, Wißmann mit der Haupt-Kolonie ist fern im Innern auf dem Zuge gegen Mpapwa und die Handvoll Leute soll 6000 der Wilden in Schach halten, es ist eine fast übermenschliche Aufgabe, aber der Führer ist ihr gewachsen. Schon kehren die Späher atemlos zurück und melden, daß die Masiti nur wenige Meilen entfernt im Thale lagern. Sofort bricht der kühne Führer auf und stellt auf den Hügeln, welche das Thal beherrschen, die wenigen Soldaten in Schlachtordnung auf. Aller Augen haften auf den Kommandeur, der gleichmütig den Befehl giebt, beim Ansturm der Masiti zu warten, bis dieselben auf 100 Schritt herangekommen seien und dann Schnellfeuer zu geben. Das geringste Zeichen von Furcht an ihrem Führer würde die Soldaten sofort entmutigen, aber dieser verzieht keine Miene und die Trompetensignale zeigen den Masiti an, daß der Gegner angekommen.

Wie ein ungeheurer Bienenschwarm summt es in dem ungeheuren Lager der Wilden und in den nächsten Minuten stürmt eine enorme Masse von 5000 Kriegern auf die Deutschen zu. Bis auf hundert Schritte ist die Masse an die Linie der Schutztruppe gelangt, da blüht es in dieser auf und ununterbrochen rollt das Schnellfeuer, dessen Geschosse die Anstürmenden zu Haufen niederstrecken. Jetzt sind die Masiti bis an die Linie gekommen, einzelne Soldaten fallen unter den Speeren der Stürmenden, aber unbewegt steht der Führer und eisern feuert die Truppe weiter, bis die kolossale Masse der Wilden von den Kugeln dezimiert in wilder Flucht zurückstürzt und der Heimat im Innern wieder zustrebt. Die Häfen der Kolonien sind gerettet. Das war Gravenreuth!

* * *

Vor Buea im Kamerun-Gebiet stehen die Mannschaften der Kolonie bereit, die widerspenstigen Einwohner zu züchtigen. Wohlbewaffnet mit

englischen Gewehren und mit englischer Munition reich versehen, trotzten die Eingeborenen in ihrem wohlverschanzten Dorfe den Deutschen. Das Maxim-Geschütz, sonst der Zauberschlüssel zu hartnäckig verteidigten Dörfern funktioniert nicht, die Verluste der Deutschen mehren sich von Minute zu Minute, da hält es der Führer nicht mehr aus, „mir nach“ ruft er und von wenigen Mann begleitet, stürmt er gegen Buea. Da, wenige Schritte vor den Pallisaden trifft den Helden die tödtliche Kugel; mit den Worten: „Lieutenant von Stetten übernimmt die Führung“ entflieht sein Feldengeist, treu war er bis zum Tode und sein letztes Wort galt der Pflicht.

So starb Gravenreuth. Ehre seinem Andenken!

Die Gefangenen des Mahdi in Chartum und Omderman.

Jetzt, wo einige der Gefangenen des Mahdi (Pater Urwalder und die Ordensschwwestern Elisabeta Venturini und Katerina Ghincarini. Siehe Bildnisse auf S. 141 u. 142.) durch die Flucht diesem entronnen sind, wo der Feldzug der Engländer gegen Chartum nahe bevorsteht, werden einige Mitteilungen über das Schicksal der übrigen Gefangenen sicher von Interesse sein.

Aus Chartum sind mit den Entflohenen sichere Nachrichten über die Lage der dort in Gefangenschaft gehaltenen Europäern zu unserer Kenntnis gelangt.

Außerdem trafen zwei Boten aus Chartum in Kairo ein, welche kleine Zettel von Slatin-Bei, dem österreichischen Missionar Urwalder und von der Witwe eines früheren ägyptischen Beamten überbrachten; diese Zettel enthielten Anweisungen an die ägyptische Regierung und an die katholische Mission über Summen, welche die Aussteller von dem Boten empfangen hatten; die Zahlung wurde anstandslos geleistet, da die Briefe Urwalders und Slatin deutsch resp. italienisch geschrieben waren und die Handschrift der Verfasser erkannt wurde. Sowohl aus dem Briefe Urwalders als auch aus den mündlichen Berichten der Boten geht hervor, daß das Schicksal der Europäer in Chartum ein höchst trauriges, ja eigentlich ein entsetzliches ist.

Die Missionare und Schwestern befinden sich in verhältnismäßig erträglicher Lage, denn sie sind frei und können durch Arbeiten ihr Leben fristen; meistens kochen sie Bohnen mit Öl (Fool medemmis) welche sie dann auf offener Straße in der Nähe des Hauses des Mahdi feilbieten. Man kümmert sich nicht viel um sie, weil sie schwach und vor allem sehr furchtsam sind. Lupton-Bei muß im Arsenal wie ein gemeiner Arbeiter arbeiten und gerade die niedrigsten und schwersten Arbeiten verrichten, d. h. Lasten tragen oder wälzen, schaufeln, ziehen, kehren u. Dabei ist er ohne Kleider und Schuhe, nackt, nur mit arabischer Unterhose (elbas) und Filzkappe bekleidet. Seit kurzer Zeit

hat sich sein Loos etwas gebessert, indem er jetzt beim Geldmünzen beschäftigt ist. Europäisches und ägyptisches Geld hat keine Gültigkeit, sondern der Mahdi läßt eigene Münzen prägen. Slatin muß den Sais, d. h. Vorläufer, des Mahdi Scheich Chalifa machen. Barsuß und halbnaht, nur mit kurzen Unterhosen und einem Stück grünen Zeug um die Schultern bekleidet, Lanze und eine kleine Fahne tragend, muß er dem Pferde des Mahdi vorlaufen und diesem beim Auf- und Absteigen den Steigbügel halten. Bei jeder Gelegenheit hat er Beschimpfungen durch den Mahdi zu erdulden, welcher seiner Umgebung dadurch zu imponieren sucht, daß ein Christ, ein früherer Gouverneur und Pascha, ihm, dem Mahdi und Propheten, jetzt den Steigbügel halten und den Sais machen muß. — Neuseldt liegt in Ketten; zweimal bereits hat man ihn gefesselt an den Galgen geführt, hat ihm eine Schlinge um den Hals geworfen und ihn dann, aus Niederträchtigkeit oder um ihm Angst zu machen und so etwas aus ihm herauszu-



Elisabeta Venturini und Katerina Ghincarini.

pressen, ein Stück in die Höhe gezogen und einige Sekunden in Todesangst hängen lassen. Dann wurde er wieder heruntergezogen und unter Geschrei und Hohn gelächert mit der Drohung, daß die Behandlung noch öfter wiederholt werden sollte, wieder gefesselt ins Gefängnis geführt. Eine ähnliche Behandlung hat der frühere Diener Sekendorffs und einstmalige preußische Unteroffizier Kloß zu erdulden, welcher vor ca. 12 Monaten gestorben ist. Die in Chartum zurückgebliebenen Griechen, Syrer, Kopten und Ägypter sind in traurigen und zerlumpten Verhältnissen und müssen die niedrigsten Arbeiten verrichten.

Glend, Mangel an Geld, Kleidung und Nahrung herrschen in Chartum, dazu ist Streit und Zwietracht zwischen der Partei des Mahdi und dem Anhang anderer Großen ausgebrochen. Einmal hat ein Häuptling offen revoltiert, sich aber wieder unterworfen, als er, nachdem die beiderseitigen Truppen sich gegenüberstanden, erkannte, daß

die Macht des Mahdi bedeutender und besser bewaffnet war als sein Gefolge. Nach kurzer Unterhandlung wurde Friede geschlossen, aber wenige Tage darauf der betreffende Häuptling nachts überfallen und aufgehängt. Überhaupt ist das Hängen und Morden in Chartum an der Tagesordnung. Wer Taback raucht oder verkauft, wer Handel treibt, wer sein bares Geld nicht ausliefert, wer Getreide jaht oder verbirgt — wird gehängt. Durch derartiges Vorgehen wird die allgemeine Unzufriedenheit natürlich gesteigert.

Der Bote sagt: Wenn 500 Mann türkische oder ägyptische gut bewaffneter Truppen ohne Engländer von Wadi Galsa an die feindliche Grenze rücken und den Beweis liefern, daß die Bekämpfung des Mahdi ernstlich betrieben werden soll, so würden ihnen am ersten Tage 300 Nebellen, am zweiten Tage 1000, nach einigen Tagen, bei weiterem Vorrücken in Nubien ganze Stämme und Völkerschaften zufallen, und bei der Ankunft vor Chartum würde ein Heer von 10,000 Mann sich angesammelt haben; in der Stadt selbst würden sich alle, mit Ausnahme des Mahdi und einiger hundert Fanatiker, ohne Schwertstreich dem anrückenden Heere ergeben. Schon vor einem Jahre hat Abd-el-Kader Pascha zwar sich erboten, mit 4000 Mann ägyptischer Truppen, und 20,000 Lfr. die Wiedergewinnung des Sudan zu unternehmen, und hatte seinen Einzug in Chartum binnen 3 Monaten in Aussicht gestellt. Aus politischen Gründen wurde dieses Anerbieten abgelehnt und totgeschwiegen.

Mit Geld ist im Sudan nichts zu machen, d. h. Lösegeld wird nicht angenommen. Jedem, welcher mit Geld oder Waren nach Chartum reisen wollte, einerlei, ob Christ oder Moslem, ob Freund oder Feind, wird einfach alles weggenommen, schon bevor er dorthin gelangt, durch die dazwischen wohnenden Stämme, welche unter der Schreckensherrschaft der Mahdisten verarmt sind und an allem Mangel leiden. Ebenso würde es vollständig nutzlos sein, Verhandlungen über die Auslieferung der Gefangenen auch nur anknüpfen zu wollen. Selbst wenn der Mahdi seine Einwilligung geben sollte, so würde der ihn umgebende große Rat seine Zustimmung verweigern. So soll im vorigen Jahre, wie Slatin dem Boten mitteilte, der Mahdi nicht abgeneigt gewesen sein, den Vorschlag eines Scheichs aus Berber, welcher auf Wiederanknüpfung von Handelsverbindungen mit Egypten abzielte, anzunehmen; der Große Rat hat aber denselben energisch und mit Abscheu zurückgewiesen.



Vater Schwalder.

Ein Zweifel an der Wahrheit aller dieser Mitteilungen kann heute nicht bestehen. Die ägyptische Regierung und der englische Geschäftsträger haben anstandslos die überbrachten Anweisungen ausgezahlt. Der erste Bote, welcher mehrere Wochen in Kairo sich aufgehalten hat, konnte bald seine Rückreise nach Berber antreten; außer einer bedeutenden persönlichen Belohnung empfing er größere Summen, für deren Betrag er in Berber Waaren kaufen und welche er, als Derwisch verkleidet, nach Chartum schaffen wird, um aus dem Erlös den angewiesenen Betrag auszuführen. Außerdem ist er Überbringer von je einem kleinen Zettel an Slatin, an Lupton und an die Missionare; diese Zettel, welche nur etwa viermal so groß wie eine Briefmarke sind — größere Schriftstücke wagte er ebensowenig nach Chartum zu bringen, als von dort mitzunehmen — und nur Angaben über die gesandten Gelder und Anfragen über frühere Sendungen enthalten, hat der Bote in seine Kleider eingnäht.

An Versuchen, die Befreiung der Gefangenen herbeizuführen, hat es allerdings nicht gefehlt, dieselben sind jedoch lediglich von Privatpersonen ausgegangen und ganz besonders ist die katholische Mission nach dieser Richtung unausgesetzt thätig gewesen. Sie hat sogar die Vermittlung des türkischen Sultans und des Großscherifs von Mekka angerufen, jedoch ohne Erfolg, weil es erwiesen ist, daß der Mahdi, welcher sich für den wahren Propheten hält und deshalb als über Sultan und Scherif stehend betrachtet, auf deren Empfehlung gar nichts geben würde. Eine solche Vermittlung könnte höchstens eine Verschlimmerung in der Behandlung der Gefangenen herbeiführen.

Das Neger-Königreich Dahome.

(Fortsetzung.)

Zu dem mit ebenso strenger Folgerichtigkeit wie unerbittlicher Barbarei aufgebauten Mechanismus des Staatswesens von Dahome gehört auch die Spionage, die zu einem vollkommenen Systeme entwickelt worden ist. Ein Häuptling beaufsichtigt stets den anderen, in allen Berufsschichten finden sich Spione, und die europäischen Kaufleute weigern sich, Eingeborene von Dahome als Diensthoten oder Frauen in ihr Haus zu nehmen.

Der hauptsächlichste, bloß von Sklaven, Eunuchen und Weibern bewohnte, sehr weitläufig gebaute Palast des Königs befindet sich in Abome, der Hauptstadt des Landes, die nach den übereinstimmenden Angaben der portugiesischen Offiziere, der katholischen Missionare und der Hauptagenten der beiden französischen Kaufmannshäuser wohl nicht mehr als 10 000 Einwohner zählt. In dem eine starke Tagereise hinter Abome ansteigenden Gebirge besitzt der König noch mehrere andere Paläste, die abwechselnd in verschiedenen Jahreszeiten von ihm



Ansicht von Chartum. (S. S. 140.)

bewohnt werden. Zu den Pflichten des Königs gehört es, alljährlich im ersten Semester (nach einheimischer Zeitrechnung) einen Kriegszug und im zweiten Semester großartige Festlichkeiten, die in militärischen Aufzügen, Tänzen, Gesängen und Massenabschlachtungen gipfeln, zu veranstalten. Der Zeitpunkt, wann der König in's Feld rückt, entzieht sich der Kenntnis der Europäer, die ja nur in sehr seltenen Ausnahmefällen nach Abome hinaufkommen. Weit besser ist die Zeit der Festlichkeiten bekannt, da zu diesen eine ganze Anzahl Leute vermittelt königlichen Befehls von Weida aus hinausbeordert werden. Gewöhnlich geschieht das im Januar oder Februar; 1884 aber begannen die Schaustellungen erst ausnahmsweise im Mai, weil der König auf einem Kriegszuge zurückgeworfen worden war und, um die betreffende Stadt dennoch einzunehmen, erst neue Truppen hatte sammeln müssen.

Seitdem im Westen alles Land bis dicht vor Atakpame (mit Atakpame besteht jetzt ein freundschaftliches Verhältnis) und im Südosten bis einschließlich Cutanu erobert worden ist, richten sich die Kriegszüge des Königs, wenn man dieselben so nennen darf, vorwiegend nach den dichtbevölkerten, nördlich und nordwestlich von Lagos gelegenen Yoruba-Ländern. Nach unseren Anschauungen ist diese Kriegsführung unbeschreiblich feige und entwürdigend. Man darf aber nicht vergessen, daß der unter anderen Verhältnissen aufgewachsene Neger andere Anschauungen besitzt, daß bei den nordamerikanischen Indianern, deren Mut gewöhnlich so hoch gerühmt wird, zwischen der Wertschätzung eines Mannes-, Weiber- oder Kinder-Stalps kein Unterschied besteht. Begleitet von seinen Amazonen und einer bloß mit Schwertern, Streitäxten und Steinschloßgewehren bewaffneten, aber wohlgedrillten und wohldisziplinierten Armee überfällt der König irgend eine wehrlose und nichts ahnende Stadt, deren Einwohner mit Einschluß der Weiber und Kinder erbarmungslos hinweggeschleppt werden.

Der Gebrauch, einen Teil dieser Kriegsgefangenen abzuschlachten, scheint sich erst mit dem Aufhören des Sklavenhandels zu seiner späteren Ausdehnung entwickelt und auch seitdem wieder ein wenig nachgelassen zu haben. So lange die Kriegsgefangenen in unbeschränkter Anzahl als Sklaven verkauft werden konnten und dementsprechend für den Kopf ein kleines Kapital darstellten, mußte die Versuchung, sie als Gladiatoren oder Schlachtopfer zu benutzen, in der tief eingewurzelten Habgier des Negercharakters ein natürliches Gegengewicht finden. Als der Sklavenhandel mit dem Anfang der sechziger Jahre zu erlöschen begann, ließ man aus Überlieferung und Gewohnheit die jährlichen Kriegszüge fortbestehen, so daß die Versuchung, sich der Gefangenen zur Ausdehnung der dem Volke nun einmal lieb gewordenen Hinrichtungsschauspiele zu bedienen, sehr nahe lag. Es wird behauptet, daß ursprünglich, d. h. in einer schon ziemlich weit hinter uns liegenden Zeit, bloß die während eines ganzen Jahres angesammelten Verbrecher zu den einmaligen festlichen Abschlachtungen benutzt worden seien. Wahrscheinlich hat sich

dann die Sache in ganz ähnlicher Weise weiter entwickelt, als die nicht viel weniger rohen, spanischen Stiergefechte.

So gut oder so schlecht die Sklaven — und als solche gelten die Kriegsgefangenen — behandelt werden mögen, so sieht man sie doch stets als eine „Sache“, an im Gegensatz zu den Freien, die „Personen“ sind. So beträgt beispielsweise am Kamerun-Fluß das Sühngeld für die Erschlagung eines Sklaven bloß 5 Ru (etwa 60 bis 80 Mark), während für einen Freien überhaupt kein Sühngeld angenommen wird. Daß die allmähliche Einschränkung und gänzliche Verhinderung des Sklavenhandels den Kriegsgefangenen von Dahome ein leichteres Los geschaffen habe, mag nach dem Gesagten füglich bezweifelt werden. Auch die Behandlung der Sklaven soll, seit man nicht mehr unumschränkt über sie verfügen kann, härter und schlechter geworden sein. Unter dem Aufhören des Sklavenhandels darf selbstverständlich bloß der überseeische Teil des Geschäftes verstanden werden.

In Afrika selbst und besonders ein wenig landeinwärts von der Küste ist der Sklavenhandel, wenn nicht ganz, so doch fast ebenso sehr in Schwung wie vor 30 und 40 Jahren. Es sind jedoch durch die Verschließung aller bedeutender Absatzgebiete die Preise ganz außerordentlich gedrückt worden, so daß augenblicklich (1884) eine hübsche Jungfrau oder ein kräftiger Mann schon für 80 Dollars (320 Mark) zu erstehen sein würde. Selbst in Weida, also dicht an der Küste, könnte, wer eine Verwendung dafür hätte, ohne Schwierigkeit, wenn auch bloß unter der Hand, jede gewünschte Anzahl von Sklaven kaufen. In dieser Hinsicht erhielt ich interessante Aufschlüsse bei einem für mich besonders veranstalteten Gastmahl, zu dem alle ehemaligen Sklavenhändler von Weida Einladungen erhalten hatten. Wohlmeinend und alles Ernstes riet mir ein alter portugiesischer Marquis, selbst wenn, wie er hoffe und wisse, der Sklavenhandel wieder eingeführt würde mich nicht damit abzugeben, denn aus eigener Erfahrung könne er versichern, daß das Geschäft schlecht, d. h. auf die Dauer nicht lohnend sei.

Habe ich im vorstehenden die wesentlichsten Scheußlichkeiten der despotischen Regierung von Dahome aufgezählt, so ist es eine Sache der Gerechtigkeit, auch deren hohe Vorzüge und, wenn man sie so nennen will, Tugenden nicht unerwähnt zu lassen. So weit ich Westafrika kennen gelernt habe, giebt es dort, die europäischen Kolonien nicht ausgeschlossen, kein Land, wo Ordnung und Gerechtigkeit besser gehandhabt würden, als in Dahome. Der europäische Ansiedler lebt dort zum wenigsten ebenso sicher, wie in Gorée, Accra und Lagos und erfreut sich außerdem einer besseren Rechtspflege. Das große Problem, bei gleichem Recht für Weiße und Schwarze dennoch deren ganz verschiedene Stellung zu berücksichtigen, ist hier in praktischer, wenn auch vielleicht theoretisch nicht zu rechtfertigender Weise gelöst worden. So sehr das auch von der Schule der englischen Humanitätsfreunde

geleugnet werden mag, so ist es dennoch ganz unthunlich, die Handlungen von Weißen und Schwarzen mit gleichem Maße zu messen. Auch bei uns findet niemand etwas Entwürdigendes darin, daß ein böses Kind mit der Rute gezüchtigt wird, während die gleiche Strafe bei Erwachsenen, falls sie nicht etwa rohe Verbrecher sind, nicht am Plage sein würde. Nun ist und bleibt aber der Neger im Vergleich zum Weißen ein Kind, wie hoch auch immer sein Alter sich beziffern möge. Zudem benötigt seine rohere Natur ein höheres Maß von Autorität und andere Strafen als diejenigen, welche bei Europäern die wirksamsten und zweckmäßigsten sind. Neger in europäischem Stil mit verantwortlicher Regierung und gesetzgebenden Körperschaften regieren zu wollen, ist ein Unding, fast möchte man sagen, ein Wahnsinn. Den Erfolg solchen Versuches kann man an jenen unverschämten Neger-Pümmeln, die von Sierra Leone aus, Westafrika überfluten, auf Schritt und Tritt studieren. Meines Erachtens hätten die europäischen Kolonialregierungen, bevor sie solch gefährliche, die Autorität der weißen Rasse untergrabene Versuche anstellten, die einheimischen, aus der Negerrasse selbst hervorgegangenen und ihrer Natur jedenfalls am besten angepaßten Regierungsformen etwas näher studieren sollen.

Von solch einheimischen Regierungsformen habe ich in Afrika zwei ganz verschiedene kennen gelernt, die sich aber beide recht gut zu bewähren schienen. Die eine Form ist diejenige der scharf ausgeprägten, ihre Autorität bis ins kleinste zur Geltung bringenden Monarchie. Die andere Form, die wir außer in Dahome, Schanti und Porto-Novo an der ganzen Sklavenküste finden, ist mehr republikanischer Art und gestattet fast ohne jede staatliche Autorität sowohl den Individuen wie den kleinen Gemeinwesen das denkbar größte Maß von Freiheit. Sowohl unter den einzelnen Individuen wie unter den Gemeinwesen waltet der Grundsatz, ein gewisses Gleichgewicht aufrechtzuerhalten und Ausschreitungen durch die Gewißheit einer allerdings etwas umständlichen Vergeltung zu verhindern. Sowohl in den despotisch regierten Neger-Monarchien, als in den mehr republikanischen Staatsgebilden vermag der Weiße die Autorität seiner Rasse weit besser aufrechtzuerhalten, als dort, wo, wie z. B. in Sierra Leone oder in Viktoria, der Schwarze künstlich und ohne genügende Vorbildung zur Rangstufe des Weißen hinauf geschraubt werden soll. (In diesen Fehler verfallen die kath. Missionen bekanntlich nicht. D. Red.)

In den nicht von Europäern bewohnten Ortschaften des Königreichs Dahome ruht die Verwaltung in den Händen eines von mehreren Spionen beaufsichtigten Vertreter des Königs, der den Titel „Avoga“ (das Wort ist von den Portugiesen eingeführt und gleichen Ursprungs wie unser „Advokat“) führt. In Weida dagegen giebt es einen ebenfalls Avoga genannten Vertreter für die Schwarzen und einen zweiten, dem der Titel Chacha (ausgesprochen Schascha) zukommt und der gleichzeitig so etwas wie Minister der auswärtigen Angelegenheiten ist, für die

Weißen. Dem Range nach steht der Chacha unter dem Avoga, die Verhältnisse aber bringen es mit sich, daß thatsächlich sein Einfluß bei weitem der größere ist. Man kann das Verhältnis der beiden Beamten auch so darstellen, daß der Avoga, dem das Rekrutierungsgeschäft obliegt und der ein Schwarzer sein muß, die höchste Militärbehörde, der Chacha dagegen, der fast immer, wenn nicht ein Weißer, so doch ein Mischling ist, die höchste Zivilbehörde darstellt. Da der Chacha dem Avoga an Bildung weit überlegen ist, so empfindet er jene wenigen Kleinigkeiten, die an seine geringere Rangstellung erinnern, fast als eine Kränkung. Er muß beispielsweise seinen Stod, der allen Weißen, die das Land verlassen wollen, als Paß dient, zuerst behufs Erfüllung einer schwerverständlichen Formalität an den Avoga, oder falls derselbe verreist ist, an dessen Stellvertreter senden, der ihn nach wenigen Stunden zurückzuschicken pflegt. (Fortsetzung folgt.)

Afrika-Verein deutscher Katholiken.

2. Liste der eingegangenen Gaben.

vom 25. Januar 1892 bis 25. Februar 1892.

	Markt		Markt
Transport . . .	19 436,29	Transport . . .	21 815,24
Zw.-B. Oberzier, Def. Düren	18,—	Zw.-B. Forst, Def. Burtstcheid	1,—
Benedikte Müller, Fulda, für Löstaus v. 2 Negernaben, z. taufen Franz v. Affisi u. Anton v. Padua	40,—	Zw.-B. Worringen, Dekanat Loevenich	46,—
Kanonikus Hesperz, Köln, f. d. Afrika-Verein	3,—	Zw.-B. Raeren, Def. Eupen	144,—
Zw.-B. Poll, Def. Mülheim a. Rhein	30,—	Zw.-B. Bredehey, Def. Essen	87,80
Zw.-B. Wermelskirchen, Def. Elsfeld	40,—	Diözesan-Verein Trier . . .	1345,46
Zw.-B. Neviges, Dekanat Elsfeld	69,25	Albert Rottmann, Koblenz .	25,—
Zw.-B. Bettweil, Dekanat Niedeggen	32,75	Schwester vom Bürgerhos- pital, Koblenz	5,—
Zw.-B. Roessel, Ostpreußen Redaktion des „Gott will es“ in Münster, Westfalen . . .	165,50	Gertrud Ballendar, Köln, f. 2 hl. Messen zu Wieder- herstellung der Gesundheit ihres Vaters	2,—
Zw.-B. Crefeld	945,70	Zw.-B. Weger, Def. Steinfeld	34,—
Zw.-B. Güssen, Def. Jülich	550,—	Zw.-B. Wanlo, Dekanat Gre- venbroich	30,—
Zw.-B. Patteren, Def. Alden- hoven	140,—	Zw.-B. Engelkirchen, Def. Wipperfürth	26,80
Zw.-B. Mülheim a. d. Ruhr, Def. Essen	38,75	Zw.-B. Siftig, Def. Steinfeld	19,10
Zw.-B. Zimmendorf, Dekanat Geilentirchen	160,—	Zw.-B. Pfarre z. hl. Maria in der Kupfergasse, Köln .	90,—
Zw.-B. Wetterath, Dekanat Geilentirchen	63,20	Zw.-B. Iversheim, Dekanat Münstereifel	23,—
Zw.-B. Breinig, Dekanat Burtstcheid	60,—	Zw.-B. Würm, Def. Weilen- kirchen	33,—
Summa 21 815,24	22,80	Zw.-B. Erp, Def. Lechenich	13,—
		Zw.-B. Herrnsstadt, Schlesien	54,50
		Zw.-B. Haber, Def. Heinsberg	35,80
		Zw.-B. Oberembt, Def. Berg- heim	67,—
		Summa 23 897,70	

Markt	Markt
Transport. 23 897,70	Transport. 25 409,25
Zw.-B. Mülheim am Rhein 62,—	S. B. für 3 hl. Messen: 2
Zw.-B. Rohren, Def. Montjoie 51,70	für die Abgestorbenen, 1
Expedition des „Gott will es“,	für ein bei. Anliegen 3,30
M. Gladbach 652,90	Zw.-B. Dremmen, Defanat
Zw.-B. Ursfeld, Def. Herjehl 106,—	Heinsberg 20,—
Zw.-B. Hoven, Def. Lechenich 25,20	Zw.-B. Damme i. Oldenburg 321,45
Zw.-B. Wollseifen, Defanat	Zw.-B. Uebach, Def. Weilen-
Gemünd 34,—	kirchen 190,50
Zw.-B. Karfen, Defanat	Zw.-B. Rödingen, Def. Jülich 178,32
Wassenberg 44,—	Zw.-B. Sieglar, Def. Siegburg 76,80
Zw.-B. Wickrath, Defanat	Zw.-B. Glessen, Def. Bergheim 63,30
Grevenbroich 31,—	Zw.-B. Blatten, Def. Gemünd 60,—
Zw.-B. Nickelrath, Defanat	Zw.-B. Pfarre St. Maria im
Erkelenz 36,—	Kapitol, Köln. 25,—
Zw.-B. Keez, Defanat Blan-	Ludwig Wolff, Ratingen für
kenheim-Eifel 20,—	1 Heidentind zu taufen
Zw.-B. Santoppen-Heinrichs-	Ludwig Wolff 25,—
dorf, Ostpreußen. 40,—	Zw.-B. Langbroich Def.
Zw.-B. Glehn (Eifel), Def.	Geilentrachen 53,—
Gemünd 86,05	Zw.-B. Stieldorf, Def. Königs-
Zw.-B. Roselten, Def. Neuß 45,70	winter 85,50
Zw.-B. Mausbach, Defanat	Zw.-B. Stieldorf, Def. Königs-
Schweiler 35,—	winter, für 1 Heidentind
Zw.-B. Bettrath, Defanat	zu taufen Josef 21,—
M. Gladbach 200,—	Zw.-B. Stochheim Def. Düren 64,50
Zw.-B. Rott, Def. Montjoie 33,—	Zw.-B. Schönau Wiesenthal
Th. S. für 6 hl. Messen: 1	Baden 75,—
als Dankagung, 1 für ein	Zw.-B. Pfarre St. Pantaleon
bei. Anliegen, 4 für die	in der Schnurgasse, Köln 94,50
armen Seelen 9,—	Zw.-B. Marienthal b. Hamm
	a. d. Sieg, Def. Erpel 33,—
Summa 25 409,25	Summa 26 799,42

Köln, den 25. Februar 1892.

Heinrich Sorten,

Schapmeister des Afrika-Vereins deutscher Katholiken, Köln, Neumarkt 3.

Fromme Missions-Gesellschaft.

Vom 24. Januar bis einschließlich 23. Februar sind von Einzelnen, sowie Beförderern und Beförderinnen die nachstehenden Beiträge eingelangt:

Pfarrer Kraus in Arenberg 12 M. — M. Degens in Juden 6 M. 50 Pfg. — Pfarrer Baumert in Alt-Wilmisdorf 13 M. 5 Pfg. — B. Bloch in Franzenau 10 M. 30 Pfg. — Eberh. Falkenstein in Erkelenz 5 M. 10 Pfg. — Pfarrer Vogt in Zell, B., 5 M. — Ed. Winterhalbr in Furtwangen 12 M. 50 Pfg. — Bei einer Sendung alter Freimarken nachträglich gefunden 3 M. 50 Pfg. — Pfarrer Seethaler in Metshausen 5 M. — Pfarrer Schmidt in Einthurnenberg 12 M. — Pfarrer Zwiidel in Wüttelstingen 6 M. — Inspektor Weiß in Trulben 5 M. — Jos. Bosh in Bergheinsfeld 40 Pfg. — Pfarrer Löw in Sinzheim 16 M. 20 Pfg. — Pfarrer Gillenbrandt in Ottenbruch 34 M. — Kaplan Braun in Bladenhorst 25 M. — Lehrer Peters in Welldorf 6 M. 30 Pfg. — Pfarrer Willain in Dürr-Arnsdorf 50 M. — Postoff. Burger in Bamberg 34 M. 50 Pfg.

— Pfarrer Brogle in Obenhäusen 5 M. 50 Pfg. — Mich. Unser in Muggensturm 1 M. — Vikar Dr. Kottmann in Isny 5 M. — Ludw. Winzen in Krauthausen 4 M. 50 Pfg. — Stationsvorsteher Friedrich in Gadamar 10 M. — Pfarrer G. Sambeth in Ailingen 5 M. — Pfarrer Kestle in Gunderfingen 5 M. — R. M. in Wallenhorst 3 M. — Familie B. in Dänabrück 5 M. — St. Matth.-Konf. des St. Vincenz-Vereins in Berlin 10 M. — Legationsrat v. Kehler in Berlin 5 M. — Gijela v. B. in Hildesheim 3 M. — R. J. Hill in Müdesheim 10 M. 55 Pfg. — Rosa Bohrer in Lindau 49 M. 80 Pfg. — Franz Gerhardy in Siebolbehäusen 13 M. 10 Pfg. — Phil. Egert in Salzuflen 10 M. 20 Pfg. — Th. Köllen in Duisburg 10 M. — Lehrer Dahlhausen in Dürer 9 M. 80 Pfg. — Kath. Bürger-Kasino „Haidhausen“ in München 5 M. — W. S. Speerath in Spez 50 M. 80 Pfg. — R. Becker in Stuttgart 1 M. 90 Pfg. — Ch. Gewerkenhorst in St. Bith 10 M. — Jul. Rasch in Isny 5 M. — Bernh. Vorderreiffinger in Jägerndorf 10 M. — E. Jgl in Neuburg 1 M. 60 Pfg. — Rektor v. Orsbach in Oberelvenich 30 M. — Graf Holnstein in Oberstdorf 4 M. — Bürgermeister und Landtagsabgeordneter Dr. Wuermeling in Münster 5 M. — Pfarrer Thauscheidt in Juden 11 M. — Lehrer Cina in Weyer 10 M. — Franz Ortman in Latenhausen 3 M. — Herm. Stöcker in Halle i. W. 3 M. — B. Bloch in Franzenau 18 M. 20 Pfg. — Kaplan Manning in Nette 8 M. — Fr. Becker in Fürstenau (durch Sch.) 3 M. 50 Pfg. — Pfarrer Sebastian in Fremersdorf 11 M. — Pfarrer Sohler in Unterthingen 5 M. — Benef. Dithel in Weihenhorn 6 M. 50 Pfg. — Pfarrer Herde in Wriegen 3 M. 5 Pfg. — Fr. Louise Otto in Wriegen 3 M. — Lehrer Badura in Chorow 12 M. — Frau Ch. Belzer in Oberlahnstein 5 M. 40 Pfg. — Benef. Frlinger in Hader 10 M. — Seminarlehrer C. Ernesti in Wittlich 2 M. 50 Pfg. — Erpol. Jos. Ring in Bärried 4 M. — Th. K. in Sickingmühle 3 M. — Pfarrer Wüsch in Lind 15 M. — M. Stemmler in Extrath 15 M. 75 Pfg. — Fr. J. Zahn in Fulda 5 M. 50 Pfg. — Pfarrer Settele in Rehrosbach 1 M. — A. Werni in Niden 2 M. — L. Winzen in Krauthausen 1 M. — G. Liebich in Marienthal 2 M. 50 Pfg. — B. Rheinbay in Niedermendig 40 Pfg. — Jos. Mann in Niederhermesdorf 1 M. 20 Pfg. — Pfarrer Ködelbron in Friftrangen 8 M. — Dechant Bruner in Verchingen 5 M. — Pfarrer Hader in Grevenberg 12 M. 50 Pfg. — Kaplan Dr. Rogmann in Ahaus 2 M. — Pfarrer Wichen in Esch 30 M. — Pfarrer Wönniger in Sannerz 7 M. — Pfarrer Schmitt in Schwabsberg 5 M. — A. Bergstein in Kirchrath 40 M. — Peter Mülligans in Eilendorf 2 M. — Professor Schick in Fulda 10 M. — M. A. W. rhausen in Lechenich 3 M. — Pfarrer Egenberger in Eichtersheim 11 M. — Pfarrer Botthoff in Friesheim 11 M. — Fr. A. Huth in Niegel bei Freiburg 5 M. — H. Peters in Gemünd (Eifel) 26 M. 35 Pfg. — Chr. Sahm in Offenbach 15 M. — R. Wolz in Richtersweil 10 M. — Fr. Rosine v. Lashan in Kibichl 34 M. 70 Pfg. — Pfarrer Gaelle in Norbach 46 M. — Pfarrer Ibert in Weinberg, Feuchtwangen, 5 M. — Pfarrer Loeper in Bitow von einer armen Diaspora-Gemeinde 5 M. — J. Uhlbrock in Würste 6 M. 60 Pfg. — Lehrer Bauer in Niederscheidweiler 2 M. — J. Loch in Roschberg 1 M. — L. Winzen in Krauthausen 13 M. 50 Pfg. — J. F. Köhling in Assen 6 M. — Pfarrer Arb in Kerzenheim 3 M. 30 Pfg. — Pfarrer Wad in Knörzheim 80 Pfg. — B. Bloch in Franzenau 5 M. 80 Pfg. — Pfarrer Gumber in Mellrichstadt 52 M. 30 Pfg. — Pfarrer Schmid in Fronstetten 10 M. 15 Pfg. — Witwe Huber in Lechbrud 6 M. — H. Wolters in Stertrade 1 M. — Pfarrer Hohlen in Scheven 5 M. — Pfarrer Harter in Herbigheim 16 M. 40 Pfg. — Fr. Rigger in Kurtatsch 1 M. — Frau Gustav Franz in Barmen 13 M. 75 Pfg. — Vikar Winteroth in Pfetzheim 75 Pfg. — Witwe Schmitt-Bades in Weierweiler 90 Pfg. — Wilh. Rasche in Barmen 2 M. — D.-P.-S. Hartmann in Stettin 3 M. 50 Pfg. — Vier Arbeiter in Menden 1 M. — Jos. Kösch in Bergheinsfeld 15 M. 75 Pfg. — Vikar Leuchter in Stoppenberg 2 M. 50 Pfg. — Pfarrer Mang in Degmann 35 M. — Schw. M. Leontine in Oibersdorf 6 M. — Pfarrer Hamm in Huberts-

hofen 2 M. 10 Pfg. — Pfarrer Stang in Destrungen 21 M. 10 Pfg. — Pfarrer Sannleiter in Oberstebach 5 M. — A. Baumann in Colmar 5 M. 30 Pfg. — Herm. Wolters in Sterkrade 14 M. 95 Pfg. — Emma Langenberger in Marklingen 1 M. 40 Pfg. — Kolporteur Stefan Zimmermann in Neunkirchen 2 M. — Jos. Müller in Buchenrein (von einem Lott.-Gewinn) 20 M. — Peter Lauf in Dernbach 10 M. 50 Pfg. — Kaplan Mühlhaus in Martinsfeld 56 M. — Oberfel. Goldmann in Heiligenstadt 1 M. 90 Pfg. — Joh. Lallinger in Simmling 7 M. 50 Pfg. — Pfarramt Unterebernach 25 M. — Geistl. Rat und Seminarregens Dr. Gundlach in Freising 10 M. — Wilh. Weiler in Hilden 1 M. — Kanonikus Herzog in Solothurn 8 M. — Lehrer Gehrmeyer in Enden 5 M. — Jos. Dücker in Alteneffen für seine 3 Kinder in einem besonderen Anliegen 6 M. — J. A. Ramsayer in Neuleinigen 5 M. 50 Pfg. — Derselbe Zigarrenabschnitte, verkauft für 1 M. — D. P. in W. 2 M. 50 Pfg. — Schw. M. Perpetua in Gronau 17 M. — Vikar Kummer in Wehr 14 M. — Pfarrer Stinghamer in Seebach 15 M. — Schmidt in Elberfeld 5 M. — Schwester Alberta in Himmelsporten 10 M. — Chr. Sahn in Offenbach 13 M. 80 Pfg. — Ferd. Lappe in Langenholtshausen 50 Pfg. — Dombachant Baasch in Hildesheim 5 M. — Anna Hahn in Elisabethszell 7 M. — Ther. Stegbauer in Hartmannsgaub 3 M. — Benef. Beer in Paulsdorf 4 M. — Johann Holl in Blankenrath 13 M. — Pfarrer Fischer in Moosbach 43 M. — Pfarrer Mattes in Ilmensee 5 M. — Sophie Bächle in Ilmensee 5 M. — Pfarrer Lint in Leinstetten 15 M. Zusammen 1531 M. 60 Pfg.

Ferner gingen ein: 1) für **hl. Messen** von M. Degens in Zuden 1 heil. Messe in besonderen Anliegen, 2 für verst. Vater, 2 zu Ehren der Mutter Gottes 5 M. — B. Block in Franzenau für 2 Seelenmessen und 1 für Leb. 3 M. — Joh. Müller in Muggensturm für 10 Seelenmessen 10 M. — P. in H. für 4 Seelenmessen 4 M. — N. N. in Kellinghausen für 4 hl. Messen in besonderem Anliegen und 21 Seelenmessen 25 M. — Aus Hilden durch J. P. Berg von: Heint. Keusen für 1 Seelenmesse 2 M., Th. Reiger 1 Seelenmesse 1 M., Jos. Wolke 1 desgl. 1 M. — Frau Lehrer Bauer in Niederscheidweiler für 4 hl. Messen in besonderer Meinung 4 M. — J. Loch in Roschberg für 2 Seelenmessen 2 M. — B. Block in Franzenau für 1 hl. M. 1 M. — Pfr. Sunder in Mellrichstadt f. 2 hl. M. 2 M. — Pfarrer Bohlen in Scheven für 3 Seelenmessen 4 M. 50 Pfg., für 4 hl. Messen ad. int 6 M., für 1 hl. Messe in Lon. B. M. V. 1 M. 50 Pfg. — Ung. in Morsbach für 1 hl. Messe 3 C. d. immerwährenden Hilfe 1 M., für 1 Seelenmesse 1 M. — Joh. Lallinger in Simmling für 2 Seelenmessen 2 M. — Th. G. in E. für 1 hl. Messe zum Troste der Abgestorbenen 1 M. — Maria Kaspers in Wallhausen für 2 Seelenmessen 2 M. — Kooper. Hallmeyer in Oberzell für 100 hl. Messen 100 M. — Der Herausgeber für 1 hl. Messe 2 M. Zusammen 181 M.

2) Für **Heidenkinder**: Joh. Müller in Muggensturm für 1 Kind Johannes 10 M. — P. in H. für ein Kind „Leopold Pelzäus“ 47 M. — Durch Vikar Schnettler in Delinghausen für 4 Kinder: Gertrud, Helene, Franz, Anton 84 M. — Frl. Rosa Hamm in Hubertshofen für 1 Kind Moyfius 24 M. — Kaplan Mühlhaus in Martinsfeld für 1 Kind Kunigunde 21 M. — Joh. Dücker in Alteneffen 7 M. — P. Kaiser in Düsseldorf 400 M. Zusammen 593 M.

Als **Beförderer** und **Beförderinnen** sind neuerdings aufgestellt:

Pfarrer Baumert in Alt-Wilmsdorf. Oberh. Falkenstein in Erkelenz. Lehrer Peters in Welldorf. Frl. Anna Frey in Ottenbach. Jos. Bosch in Bergreinsfeld. Pfarrer Zwickel in Göttesingen. Pfarrer Kögel in Baisingen. Pfarrer Reiter in Bollmaringen. Vikar Fischer in Eutingen. Lehrer Wolfram in Goslar. Pfarrer Veier in Powitzko (Schlesien). Jos. Ditschelm in Schelldorf. Pfarrer Villain in Dürr-Arnsdorf. Vikar Kummer in Wehr. Coop. Böwer in Wallenhorst. Rektor Spieler in Gelsenkirchen. Pfarrer Nestle in Gundersingen. Kaufmann Heint. Langweiser in Dülken. Lehrer Dahlhausen in Düren. Pfarrer Gaele in Rorichach. Franz Gerhardy in Gieboldehausen. Barones Gifela von

Wangenheim in Hildesheim. Geh. Legationsrat Frhr. v. Kehler in Berlin. Kaplan Günther in Berl bei Minden. Josef Jäger in Jany. Kaplan Manning, Gut Netze bei Osnabrück. Benefiziat Diethei in Weissenhorn. Frl. Louise Otto in Briezen. Pfarrer Herde in Briezen. Pfarrer Fischer in Burgkirchen. Oberförster Fischer in Wangen. Expos. M. Ebfelder in Gerstberghofen. Cooperator Poiger in Lam. Frl. Josefa Jahn in Fulda, Tränke 800. Dechant Brunner in Bayern. Pfarrer Ködelbrunn in Freisingen. Pfarrer Kluger in Liptin. Pfarrer Werni in Nüchen. Frl. Josefine Wisler in Altdorf (Schweiz). Kaplan Th. Köhler in Gr. Förste. Kaplan Dr. Rogmann in Mhaus. Pfarrer Münch in Lind. Fanny Fuchs, Schloß Hexenagger. P. Müllegans, Geflügelhändler in Eilendorf. Prof. Schid in Fulda. Pfarrer Vichen in Eich bei Köln. Martin Giebel in Maria-Linden. E. Gräfin von Deym in Achaffenburg. Pfarrer Loeper in Bütow. Vikar und Redakteur Schnettler in Delinghausen. Pfarrer Wedert in Brendlorenzen. Pfarrer Zberl in Wunberg. Josef Sauer und Peter Adorf in Zinnen-dorf. L. Winzen in Krauthausen. Stud. Jos. Stiebl in Endorf. Lehrer A. Belge in Waldmössingen. Pfarrer Georg Mühlbauer in Eining. Pfarrer Franz B. Kahlhamer in Mettenheim. Frl. Therese Maier in Fronstetten. Frl. Kathi Gebhard in Gottfrieding. P. Wolters in Sterkrade. Pfarrer Beder von St. Peter in Würzburg. Pfarrer Manderer in Höchstädt. Stud. theol. E. Wiggenmann in Paderborn. Anna M. Reinerz in Raeren. Pfarrer Bohlen in Scheven. Pfarrer Harter in Herbigheim. E. Esinger in Birtenfeld. Heint. Hilgers in Löwenich. Frau Gustav Franz in Barmen. Witwe Schmitt-Bades in Weierweiler. Josef Kremsler in Thron. Schuhmachermeister Kolb in Gerolzhofen. Bienenzüchter M. Spörner in Böttigheim. E. Langenberger in Markelfingen. Peter Gopens in Menden. Vikar Leuchter in Stoppenberg. Pfarrer Hamm in Hubertshofen. Alois Wydoröki in Rudezanny. Stud. theol. Karl Gisinger in Eichstätt. Josef Kösch in Bergreinsfeld. Pfarrer Stang in Destrungen. Geistl. Rat Seminarregens Dr. Gundlach in Freising. Pfarrer Dinger in Surburg. E. Jos. Müller in Buchenrein. Kaplan Mühlhaus in Martinsfeld. Oberfel. Goldmann in Heiligenstadt (Eichsfeld). Expos. Ring in Bärnried. Religionslehrer Ernesti in Wittlich. Pfarrer Janag Fischer in Burgkirchen a. d. Rh. Cand. theol. Rothhaft in Passau. Cand. theol. Obermeier in Freising. Coop. Jostlinger in Ecksberg. Bierbrauer Jos. Deuringer in Bobingen. Pfarrer Jos. Graf in Vann. S. Gilles in Neuf. Coop. Fischer in Landshut. Frl. Gl. Kunz in Freiburg i. B. Frl. Therese Reiter in Mettenheim. Heint. Weber in Vorbeck. Lederhändler Korbinian in Freising. Pfarrer Schmidt in Heimbuchenthal. Frl. Johanna Schäfer, App. Notb. Bernner und Pfarrer Lint in Leinstetten. Maria Lammerz in Nachen. Pfarrer Fischer in Moosbach. Dechant Petri in Wallerfangen. Frl. Kath. Merl in Krettnich.

Mitteilungen aus dem Vereinsleben.

Stuttgart. Am 10. Februar wurde hier **Afrikaverainsversammlung** gehalten. Das deutsche Volksblatt schreibt darüber: „Es läßt sich nicht leugnen, daß die großartige rechte Begeisterung für den Verein etwas erkaltet und damit auch die Mitgliederzahl hier in Stuttgart zurückgegangen ist. Es wurden deswegen Vorschläge gemacht, wie sich der Verein hier heben lasse und man darf sich der Hoffnung hingeben, daß unter den heftigen Katholiken, namentlich auch unter dem weiblichen Geschlechte sich viele finden, welche diesem Vereine beitreten, als sie nicht schon mit Beiträgen für andere Vereine belastet sind. In den zwei letzten Jahren konnten über 1400 M. an die Bistumskasse abgeliefert werden. So erfreulich auch diese Unterstützungen sind, die bisher dem Afrikaverain aus Deutschland zugeflossen sind, so sind sie

für ihren Zweck noch lange nicht ausreichend. Dies nachzuweisen, dazu war der interessante Vortrag, den der hochw. Herr Dekan Schneider gestern Abend hielt, sehr geeignet. N. d. n. gab in demselben einen Überblick über die weiten Gebiete, welche Deutschland in Afrika zugefallen sind und über die Bevölkerung dieser Gebiete, schilderte dann den heiligen Einfluß, den die kathol. Mission von Anfang an auf die Kultivierung dieser Landstriche ausgeübt habe und wies hin auf die Zukunft, welche diesen Kolonien bevorstehe. Aber um diese große Aufgabe zu fördern, dazu ist Geld notwendig. Die göttliche Vorsehung hat dafür gesorgt, daß gerade in der gegenwärtigen Zeit zahlreiche junge Leute den Beruf zum Missionar in sich fühlen; darum gilt es auch, denselben die Mittel zur Ausübung ihres Berufes an die Hand zu geben und dazu soll eben der Afrikaverein beitragen. Der Vortrag bot vieles Interessante, besonders in jener Partie, welche den protestantischen Missionsinspektoren Warnock, Merensky und Zahn gewidmet war. Zum Schriftführer des Vereins wurde an Stelle des von hier abgegangenen Herrn Amtmanns Paccoroni Herr Kaplan Dr. Koch gewählt.

Bauhen. Am 6. Januar 1892 (am Epiphaniest) fand im katholischen Gesellenhause die Jahresversammlung des hiesigen Afrikavereins statt. Erfreut ward die Versammlung durch die Anwesenheit des hochw. Herrn Bischofs, Dr. Ludwig Wahl, welcher in Begleitung zweier Domherren, des hochw. Herrn Blumentritt und des hochw. Herrn Hornig, erschienen war. Nachdem der Vorstand des Vereins die Versammlung begrüßt, gab der hochw. Herr Vorsitzende, Pfarrer Jakob Stala, einen kurzen Überblick. In seinem Vortrag mahnete er die Zuhörer, mehr als bisher dem Verein sich anzuschließen, da der Verein mehr Geld bedürfe, um den Anforderungen gerecht zu werden, um nicht unsern Missionaren das Nützlichste versagen zu müssen. Nachdem der Vortrag beendet, fand beim Kassierer die Einzahlung der Beiträge statt. Möge Gott im neuem Jahre seinen Segen geben, auf daß der Afrikaverein blühe und gedeihe unter dem Schutze unserer lieben Frau vom heiligsten Herzen, deren Schutz und Schirm uns alle hinführen möge zu Gott in seiner heiligen katholischen Kirche.

Mannigfaltiges.

Bezirkshauptmann Krenzler von Tanga. † Bezirkshauptmann Krenzler, der die letzten Kämpfe gegen die Wadigos mitmachte, ist am perniziösen Fieber gestorben. Krenzler, früher Artillerieoffizier in Ulm a. d. Donau, kam Ende Januar 1886 nach Sansibar und trat in die Dienste der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft. Durch sein braves, biederer Wesen, durch seine große Gründlichkeit, durch eisernen Fleiß und Schaffensdrang errang er sich sehr bald eine hochgeachtete Stellung. Im März 1886 legte er die Station Dunda an und besetzte dieselbe gegen jeden Angriff; er war Distriktschef von Dunda bis Januar 1887. Ein Fieber zwang ihn, Ostafrika zu verlassen. In Ägypten suchte und fand er Heilung von seinem Leiden. Kaum hergestellt, trat er in die württembergische Artillerie (Ulm) zurück und veröffentlichte alsbald eine sehr interessante Broschüre „Ein Jahr in Deutsch-Ostafrika.“ Aber kaum

hörte er von Wismann's Kommandirung nach Deutsch-Ostafrika, als ein Brief von ihm in Berlin eintraf (Dezember 1888), in welchem er sich Wismann zur Verfügung stellte. Anfang 1889 trat er als Chef in die Wismann'sche Schutztruppe ein und übernahm den Oberbefehl über den geharteten Dampfer „Martha,“ welcher die ersten Truppen, die Geschütze, Munition und Lebensmittel für die Truppen Ende März 1889 in Bagamoyo landete. Krenzler betheiligte sich an der Erstürmung von Bushiris Lager bei Bagamoyo, an den Gefechten und der Einnahme von Saadani und Pangani und später an der Erstürmung von Membre. Sofort nach der Einnahme von Tanga im Juli 1889 wurde er Chef dieser Station und später Bezirkshauptmann des Tanga-Pangani-Distrikts. Unter seiner eisernen Energie und rastlosen Thätigkeit erhob sich Tanga, „das Schmuckkästchen Ostafrikas,“ wie der Vogel Phönix aus der Asche. Er baute das schöne, vorzüglich befestigte Fort von Tanga, ließ die Stationen Tangata und Mkwabia besetzen und öfter Streifpatrouillen durch das fruchtbare Bondegebiet ziehen, um die Dorfältesten und Häuptlinge zu Friedensschauris nach Tanga einzuladen. Die Plantagen Amboni am Sitgesflusse, am Mikulumusi, die Saint Paul'schen Plantagen bei Tanga entstanden unter seinem wachsamem Schutz. Den durch die Absicht des Gouverneurs v. Soden, die Palmen der Eingeborenen zu besteuern hervorgerufenen ersten Aufstand der Wadigos (September 1891) hat er beschwichtigt; auch hat er die beiden letzten Expeditionen gegen die Wadigos befehligt. Die Aufregungen und Strapazen, welchen er in letzter Zeit in dem Bezirke, den er so friedlich verwaltet und in kurzer Zeit zu hoffnungsvoller Blüthe gebracht hatte, ausgekehrt gewesen war, haben ihn vermutlich auf's Krankenlager geworfen, von welchem er nicht mehr aufstehen sollte. Sein Tod wird seinen Kameraden und allen Denen, welche mit ihm in Berührung getreten sind, sehr nahe gehen. Sein biederer, bereitwilliges Wesen wurde überall gepriesen. Das schöne, neue Tanga war seine Schöpfung. Krenzler's Tod ist ein großer Verlust.

Eine deutsche Post in Ostafrika zum Viktoria-Nyanza. Der Gouverneur Freiherr v. Soden hat mit der deutschen Firma Schulke und Mayer einen Vertrag abgeschlossen zur Einrichtung einer regelmäßigen Botenpost zwischen der deutsch-ostafrikanischen Küste und dem Südufer des Viktoriassees. Ursprünglich hatte das deutsche Antisklaverei-Komitee den verstorbenen Bau-Inspektor Hochstetter beauftragt, eine solche Tariphi-Post einzurichten, welche zweimal im Monate, möglichst im Anschlusse an die europäische Post, hin und zurück verkehren sollte. Vorher waren genaue Ermittlungen angestellt worden, und diese hatten ergeben, daß eine solche Tariphi-Post, bestehend aus drei bis sechs Boten, für den Weg von der Küste nach Tabora und zurück 60 Tage, für den Weg von Tabora nach Ukumbi und zurück 30 Tage, also für die ganze Strecke nach beiden Richtungen 90 Tage gebrauchte. Es würden also für einen zweimaligen Verkehr im Monate im ganzen sechs Boten, vier bis nach Tabora und zwei von da nach dem See genügen. Zur Ausrüstung dieser Leute waren dem Bau-Inspektor Hochstetter verschiedene Gegenstände mitgegeben worden, nämlich vorläufig 30 dem Lande angepasste einfache Uniformen, Schärpen, Posthörner und aus Wachsstock hergestellte, wasserdichte Posttaschen, außerdem zur

Bewaffung der Boten Hinterlader-Jägerbüchsen nebst Koppel mit Patronentasche und Seitengewehr, ferner eine Anweisung, welche die grundlegenden Bestimmungen enthält, nach denen der Postverkehr geregelt werden sollte und wegen deren Durchführung Unterhandlungen mit dem Gouverneur stattfanden. Diese Post sollte später an das Reich übergehen. Nunmehr, da Hochstetter gestorben ist, wird, wie die „N. Pr. Z.“ berichtet, sie sofort als „kaiserliche Post“ eingerichtet.

Eine neue Expedition. Der Vorstand der belgischen Antisklaverei-Gesellschaft beschloß, eine weitere Expedition zur Verstärkung derjenigen des Hauptmanns Jaques nach dem Tanganika-See zu senden, weil die Sklaventreiberei in der Gegend am See zugenommen hat. Die neue Expedition verläßt Amsterdam Ende März. Die Missionare von Scheut bei Brüssel errichten am oberen Kongo eine Dampfsägerei.

Kaufet Heidenkinder. Herr Vikar Schnettler in Delinghausen, der verdienstvolle Herausgeber der Arnberger „Sonntagsblumen“ regte zum Weihnachtsgeschenk 1889 an, die Leute möchten, wenn sie um ein passendes Weihnachtsgeschenk in Verlegenheit wären, statt unnützer und überflüssiger Dinge sich für 21 Mark ein Heidenkind kaufen oder einander schenken. Das ausgestreute Samen Korn ist aufgegangen und hat reiche Frucht getragen, denn in etwa zwei Jahren sind ihm bis zum 25. Januar d. Jahres nicht weniger als **7770 Mark für 370 Heidenkinder** zugegangen. Das ist gewiß ein schöner Erfolg. Für das Geld sind in Afrika und Asien 370 Heidenkinder gekauft und der Gnade der hl. Taufe, und soweit sie dem Leben erhalten sind, der gleich großen Gnade einer christlichen Erziehung in den dazu dienenden Missionsanstalten teilhaftig geworden. Gewiß liegt ein ganz eigentümlicher Antrieb, ein kräftiges Zugmittel in dem Gedanken: „Ich kaufe für mein Geld ein bestimmtes armes Menschenkind aus traurigen Verhältnissen los, dieses Wesen gehört gewissermaßen mir, ich bin geistiger Vater oder Mutter desselben, ich gebe ihm den Namen in der hl. Taufe, mir verdankt er sein Glück, ein Diener Christi zu werden, und für mich wird es auch bitten hier auf Erden oder im Himmel.“

Dieser Gedanke regt sehr mächtig dazu an, durch das Geldopfer in einfacher und praktischer Weise selbst ein Stück Missionar im Heidenland zu werden. Daneben ist aber auch zu bedenken, daß 50 Mark eine große Gabe bilden, und daß der katholische Opfergeist alle Anerkennung verdient, der um Christi willen diese unter Umständen bedeutende Gabe für gänzlich unbekanntes Wesen in fremden Erdteilen freudig dahingiebt. Mit Recht schreibt hierüber Herr Vikar Schnettler: „Man würde, und das sei über die Personen der Geber im allgemeinen verraten, übrigens irren, wenn man annehmen wollte, der größte Teil dieser 7770 Mark käme von selten solcher Leute, „denen es ihre Mittel erlauben.“ Gewiß ist manche Gabe von vermögenden Leuten dazwischen, aber im großen und ganzen stammt die Mehrzahl der Gaben aus dem biedern und opferwilligen Mittelstande. Es sind sogar viele Gaben dazwischen, die als Beispiel geradezu erfreuen, erheben und aneifern können. Ein Handwerkerkind sammelt die Gaben, die es als Trinkgeld bei Ablieferung von

Sachen erhält, und kauft ein Heidenkind. Ein Knecht verzichtet auf Schützenfest und Kirmeß und sendet mir das Ersparte. Zwei arme Näherinnen reisen zum Christfest nicht nach Hause und sparen über ein Jahr für ein Heidenkind. Die Kinder einer braven Familie leeren ihre Sparbüchsen und wollen durch das Opfer die Gesundheit der kranken Mutter von Gott erlangen. Ein Mädchen sendet unbekannt das Geld zum Dank, daß es einer großen sittlichen Gefahr entgangen sei; ein anderes dankt für eine glückliche Standeswahl. Ein Handwerksgefelle opfert das Geld für mehrere Heidenkinder, um die Gnade der Gesundheit zu erlangen, ein Bauer sendet 63 Mark zum Dank für seine wider Erwarten noch befriedigende Ernte. Eine Frau kauft ein Heidenkind zum Namenstage ihres Mannes, eine andere sendet mir zu meiner großen Freude 21 Mark und bemerkt: „Geld für einen neuen Sommerhut, den ich ganz gut missen kann.“ Gar manches Heidenkind erhielt ich zum Dank für die glückliche Geburt eines Kindes; — manche Eltern haben aber auch ein Heidenkind gekauft und auf den Namen eines verstorbenen Lieblings taufen lassen. Viele Gaben erhielt ich von braven Fabrikarbeitern: ein solcher hatte 250 *M* geerbt und sandte mir den „Zehnten“ 25 *M* für ein Heidenkind. Ein paar Dienstmädchen legten ihr „Christkindchen“ zusammen und kauften sich dafür gemeinsam ein Heidenkind. Ich bekam zu dem Zwecke einen Teil von einer Restitution, ebenso mehrfach von wider Erwarten eingekommenen verloren gegebenen Forderungen. Viele Gaben bilden den Dank zu Gott für Erhörnung in besonderen Anliegen, andere sollen eine solche Bitte unterstützen, u. s. w., u. s. w. Und so könnte ich daran bleiben und der Fälle noch viele Duzende aufzählen.

Wir sprechen dem eifrigen hochw. Herrn Kollegen unsere aufrichtige Anerkennung aus für sein Wirken. Auch wir haben wiederholt Beiträge von ihm registriert. Nur eine Bemerkung möge uns erlaubt sein: Seitdem die göttliche Vorsehung uns bestimmte Gebiete zur Christianisierung zugewiesen hat, haben wir vor allem auch diese bestimmten Gebiete zu kultivieren. Unser Gebiet sind die deutschen Kolonien in Afrika und der Südsee. Dort schmachten deutsche Kinder in Sklaverei und Heidentum. Ihnen bitten wir also zuerst unsere Mittel zuzuwenden.

Der König Miti von Katanga wird vom belgischen Lieutenant Le Marinel folgendermaßen geschildert: Miti ist ein verkallener Greis, von ungewöhnlicher Größe, aber niedergebeugt, so daß er in sich selbst zusammenstinkt. Der Kopf, der auf eine sonderbare Art von Haaren entblößt ist, ist schmal und von auffälliger Länge, die Augen sind glanzlos, die Züge verfallen, der Mund breit und herabhängend, das Kinn mit einem dünnen Barte von unbeschreiblicher Farbe umgeben. Man fühlt es, daß er nur noch der Schatten seiner Vergangenheit ist. Wenn seine Augen einigen Glanz annehmen, wenn er mit einiger Lebhaftigkeit spricht, so verändert sich sein Gesicht in drolliger Weise, er macht dann eine Grimasse wie ein weinendes Kind. Zu unserem Empfange hatte er sich mit einem Mantel von heller Seide bekleidet, der mit Goldborten benäht war, darunter trug er seidene Hosen und gewaltige Stiefel, die ihm höchst unbequem zu sein schienen. Auf dem Kopfe trug er ein schmutziges Taschentuch und einen Strohhut. Nachdem wir ihm den Zweck unserer Reise

erklärt hatten, sprach er von Reichard, Jvens und Arndt, welche alle sein Land besucht hätten und fügte hinzu, er wäre ein Freund der Weißen. Der Name Mfiri wird dort im Lande niemals gehört, der Herrscher wird Mischidi und Mfidi, hauptsächlich aber Miennda genannt.

Missionsthätigkeit und Schnaps. Über die Hindernisse, welche die Missionsthätigkeit besonders am bösen Beispiele der Europäer und an der Schnapszufuhr findet, schreibt die Mariamhiller Monatschrift der Trappisten-Mission in Südafrika: Endlich ist die Einfuhr von Spirituosen ein großes Hindernis für die Wirksamkeit aller Missionäre. Auch nach Natal wird Spiritus u. s. w. genug eingeführt, steht aber in sehr hohem Preise, und die Rassen neigen, wie es scheint, doch nicht zur Trunksucht, wenn sie sich bei ihren Biergelagen auch mitunter berauschen. Bedenklicher aber steht es mit der Einfuhr von Spirituosen aus in den deutschafrikanischen Kolonien. Der „Kolonialztg.“ zufolge wurden vom 1. Juli bis zum 31. Dezember 1889 allein nach Kamerun eingeführt: 488095 Liter Rum und Genever, 9948 Liter Cognac, Viqueure und dergleichen. Damit auch Ostafrika gut versorgt werde, sind in den ersten Monaten dieses Jahres zwei deutsche Schiffe mit 8000 Fässern Hamburger Rum in Zanzibar eingelassen. Ist es nicht höchst bedauerlich, daß im selben Augenblicke, wo zum Schutze einer armen bedrückten Klasse das ganze zivilisierte Europa seine Stimme erhebt, ein rücksichtsloser Krämergeist ungeahndet an der physischen und moralischen Vergiftung derselben Klasse arbeiten darf!

Folgende Berichtigung geht uns von sehr geschätzter Seite zu: Seite 92, erstes Februarheft, findet sich eine Notiz über ein Sanatorium der Baseler Mission in Buea. Es wird da gesagt, das auswärtige Amt habe 30 000 Mark dazu gegeben. Dies ist ein Irrtum und beruht offenbar auf einer Verwechslung. Auf der Josphatte, am Sitze des Gouvernements, soll von Seiten der Lokal-Verwaltung ein Krankenhaus für die europäischen Mitglieder der Expeditionen, die Beamten u. s. w. erbaut werden. Die Mittel hierzu werden aus den Einnahmen des Schutzgebietes genommen. Es handelt sich also durchaus nicht um eine staatliche Unterstützung der Baseler Mission, die mit dem Krankenhaus auf der J. phlatte durchaus nichts zu thun hat

Bei der Redaktion eingegangene milde Gaben.

- 1. Afrika-Verein:** Fr. Jahn in Fulda 2 M. — B. in Münster 1 M. — Pfr. Stinglhamer in Seebach 15 M. Zusammen 18 M.
- 2. Patres vom hl. Geiste:** Th. G. für 1 hl. Messe in besonderer Meinung 1 M. — N. N. in D. für Loskauf eines Sklaventkinds, zu taufen Maria Gertrudis oder Josef Paulus, 50 M. Diese Gabe ist gespendet, um von dem Allmächtigen insbesondere durch das Gebet der unschuldigen Kinder Hilfe in einem schweren Anliegen zu erlangen, nämlich ernstliche Besserung und vollkommene Sinnesänderung eines Knaben und Beruf desselben zum Priester- oder Ordensstande. Dieses besondere Anliegen sei dem Gebete der Missionäre und Schwestern wiederholt empfohlen. — N. N. in Billerbeck für 1 Negerkind Maria 21 M.,

für 4 hl. Messen in besonderer Meinung 4 M. — Witwe Stefan K. in M. für 1 Seelenmesse 1 M. — Coop. Hallmeyer in Oberzell für 100 hl. Messen 100 M. — P. Kaiser in Düsseldorf für Loskauf von Sklaventkinder 400 M. — Joh. Müller in Buchenrein für 1 hl. Messe 2 M. — Jos. Dücker in Altenessen für 2 Dank-Messen 2 M., für je 1 hl. Messe zu Ehren der hl. Herzen Jesu, Maria und Joseph 3 M., für Verst. 1 M. — Th. G. in E. zum Dank für Gebets-erhörnung 1 hl. Messe zu Ehren Mariä und Joseph 1 M. Zusammen 586 M.

3. Harmonium der Station Windthorst: Jos. Müller in Buchenrein 30 M. aus einem Lotteriegewinne. — Pfarrer Jberl in Weinberg 2 M. — Adolf Büll in Hosten (nachträglich in alten Freimarken gefunden) 50 Pfg. Zusammen 32 M. 50 Pfg.

4. Par-es-Sakaam: Urj. Hasenmeyer für 1 hl. Messe 1 M. — von Coop. Hallmeyer für 100 hl. Messen 100 M. — Von P. Kaiser in Düsseldorf für Loskauf von Sklaventkinder 400 M. Zusammen 501 M.

5. Weiße Väter: Kaplan Deitmer in Kevelaer 2 M. — Von P. Kaiser in Düsseldorf zum Loskauf von Sklaventkinder 400 M. Zusammen 402 M.

6. Für die Trappisten in Natal: Von Coop. Hallmeyer in Oberzell für 56 hl. Messen 56 M.

Bei der Expedition eingegangene milde Gaben.

1. Für den Afrikaverein: Freifrl. von Habermann in Fulda, Beiträge aus dem Mutterhaus zu Fulda, 50 M. — Pfarrer Rohr, Sttel bei Trier 34 M. 80 Pfg. Zusammen 84 M. 80 Pfg.

2. Für die Patres vom hl. Geiste (Windthorst-Station): H. D. G. 12. Zur Erleichterung der glücklichen Überwindung schwieriger Verhältnisse 20 M. — Für 5 hl. Messen für Mutter und Schwiegermutter 5 M. — F. G. für 2 hl. Messen zu Ehren der Mutter Gottes und des hl. Josef zur Erlangung der Gesundheit 3 M. — Witwe A. Heim, Erstein, für ein Heidentkind, auf die Namen Felicien, Paul, Eugen, Joseph, Alois zu taufen 50 M. — N. N. in Heinsberg, für 3 hl. Messen zu Ehren der allerb. Jungfrau nach bes. Intention 3 M. — F. B. in Hamm für 3 hl. Messen für verst. Eltern 3 M. — F. Hundt, Altenhündem, für 1 hl. Messe für die armen Seelen 1 M. — Rektor Löhrer in Beltrath für 2 hl. Messen in bes. Intention 4 M.; 3 dito 3 M.; 1 dito in der Intention des Afrikavereins 1 M.; 9 dito pro diversis defunctis 9 M. — Kaplan Vogel, Düren, für 2 hl. Messen zum Troste der Abgestorbenen und 2 dito zu Ehren der allerb. Dreifaltigkeit 4 M. Zusammen 106 M.

3. Für die Weißen Väter Lavigertes: J. in K. für 6 hl. Messen für verst. Wilhelm Walter und Söhne Franz und Josef; 6 dito für verst. Jakob und Maria Jonteng 15 M. — Witwe A. Heim, Erstein, für 10 hl. Messen für die Abgestorbenen in bes. Meinung; 10 dito für verschiedene Meinungen 20 M. — Aus Elsum für 2 hl. Messen für etne Verst.; 4 dito für unsere verst. Eltern; 1 dito in der Intention des Weibbündnisses 10 M. — Aus Koblenz für 3 hl. Messen für die armen Seelen; 1 dito für ein bes. Anliegen 5 M. — F. S. in S. für 3 hl. Messen für bestimmte Verstorbene 3 M. 10 Pfg. — N. König für

1 hl. Messe zu Ehren der Schmerz. Mutter Gottes; 1 dito zu Ehren der hl. Engel 2 M. — K. Gierst für 1 hl. Messe für meinen verst. Vater; 1 dito für verst. Bruder 2 M. — J. Gierst 1 hl. Messe für meine verst. Mutter 1 M. Zusammen 58 M. 10 Pfg.

4. Für die Mission am Jamdest: Droste in Oberkirchen. Für 1 hl. Messe für B. S. in der Senne; 1 dito für Fr. L. S.; 2 dito für H. K., Westfeld; 2 dito für Fr. H. K., Westfeld, 6 M. — Für Weibbündnisse. 1 hl. Messe zu Ehren des hl. Antonius; 1 dito zu Ehren des hl. Josef für Fr. L. D. in der Senne; 1 dito für Familie D., Oberkirchen 3 M. — v. S. in F. Für Heidenkinder 52 Pfg. Zusammen 9 M. 52 Pfg.

5. Für die Missionen in den deutschen Südseebestimmungen: Anna Sutter in A. 3 M. — P. F. in C. für 1 Heidenkind, zu taufen auf den Namen „Theresia“. Mit der Bitte zu beten um Hilfe für eine gemüthskranke junge Dame 21 M. — Rektor F. L. in Bettliath für ein Heidenkind 21 M. — Die Spender empfehlen auch ihre verst. Mutter dem Gebete der Missionare Zusammen 45 M.

6. Für Anschaffung eines Harmoniums für die Station Bindhorst: Rektor Löhner in Bettrath 2 M.

7. Für die Glocke nach Kamerun: A. B. in L. — 35 Pf. — M. L. in R. — 10 Pf. — Aus der Schule zu Oberkirchen 1 M. 50 Pf. — K. Dörschke 1 M. — J. Hundt in Altenhundem 1 M. — Joh. Hinkel in Wittichenau 2 M. 40 Pf. — Durch Kaplan Vogel in Düren 2 M. Zusammen 8 M. 35 Pfg.

Besondere Anliegen

dem Gebete der Missionare und Schwestern empfohlen.

Veni H. um Wiederherstellung ihrer Gesundheit. — Mehrere besondere Wünsche. — Um Gelingen eines Unternehmens. — Alte noch nicht erhörte Bitten. — Alle leiblichen und geistlichen Anliegen unserer Leser. — Alle unsere demnächstigen Neukommunikanten. — F. G. Erlangung der Gesundheit. — Befreiung eines Vaters, der auf Irwegen ist. — Guten Ausgang zweier Familienangelegenheiten. — Eine gemüth- und geisteskranke junge Dame.

Briefkasten der Redaktion.

Um genauere Adressen werden gebeten: Joh. Friedr. Nöhling in Assen und Hubert Haupt in Krauthausen. Es giebt manchmal mehrere Positionen desselben Namens, man möge deshalb stets den Reg. Bezirk dabei angeben. — **P. Kr. in L.:** Werde Notizen gern verwerten. Hoffe auch in dieser Beziehung etwas zu erreichen. Den leikeren Wunsch kann ich vorläufig wegen Überlast noch nicht erfüllen. — **P. K. in Düsseldorf:** Für ihr hochherziges Geschenk herzlichen Dank. Bitte um genaue Adresse, da Sie Anspruch auf Wittgenedschaft der frommen Missionsgesellschaft haben. — **Fr. L. in A.:** Nennen Sie mir einige ihrer Freundinnen, die sich als Beförderinnen eignen. — **Pfarrer S. in L.:** Weibstipendien sind sehr erwünscht, ja dringend notwendig für die vielen hundert Missionspriester. Überlassen sie mir die Verteilung nach der Stärke der einzelnen Kongregationen. — **Rektor M. in A.:** Warum so schweigsam? —

(Schluß der Redaktion am 26. Februar.)

Gott will es!

Die Epiphaniefeier der PP. Palottiner

in der Kirche „Sant' Andrea della Valle“ nach ihrer religiösen und nationalen Bedeutung.

Was im alten Bunde den Juden Jerusalem war, pflegt im neuen den Christen Rom zu sein und sowie jene in vorchristlicher Zeit der Mittelpunkt des religiösen Kultus war, der dem allein wahren Gotte, dem Schöpfer Himmels und der Erde, alljährlich durch besondere gottesdienstliche Feste und Feierlichkeiten dargebracht wurde, so ist Rom der damalige Hauptsitz des kräftigsten Heidentums, nach dem Untergange der Stadt der Bundeslade durch die göttliche Fürsorge als die Metropole der Christenheit anerkoren worden, von wo aus der christliche Glaube Eingang finden sollte bei allen Völkern der Erde.

Als die ganze Menschheit in ihren Verfall, wie das lechzende Erdreich nach dem erquickenden Regen, wie der Hirsch nach der Wasserquelle, auf den verheißenen Erlöser harrete, kam die Zeit, in welcher in Erfüllung gehen sollten die Worte der heiligen Schrift: „Gott war in Christo, die Welt mit sich selber versöhnend, die Gnade unseres Heilandes ist allen Menschen erschienen und wir (Apostel und ihre Nachfolger) sind gekommen, euch das ewige Leben zu verkünden, das beim Vater war.“ „Noch eine kurze Zeit und ich werde Himmel und Erde und alle Völker in Bewegung setzen und kommen wird der, welcher das Verlangen sämtlicher Völker ist.“ Die christliche Kirche versteht unter diesen Völkermassen, die uns bereits durch die Geschichte bekannte Völkerwanderung, welche, vom Morgenlande kommend, gleich einem wilden Gebirgsstrome, der sich von den Höhen in die Tiefe stürzt und alles mit sich fortreißt, was ihm hemmend entgegentritt, das Abendland überflutete, die bestehenden Reiche und Satzungen zerstörte und einer gänzlichen Umwandlung unterzog. Gerade hier aber sollten diese vom Geiste der Finsternis umnachteten Völker die Segnungen des wahren Glaubens empfangen.

Den Anfang dieser großen Bewegung stellt die Szene dar, wie wir sie zur Zeit in einer der größten Kirchen Roms, in „San Andrea della Valle“, auf dem Hochaltar verjünnbildet sehen. Wir gewahren da eine prachtvolle, umfangreiche Krippe, ein Geschenk des edlen und wohlthätigen Fürsten Alexander von Torlonia, ein Meisterstück des berühmten Meisters und Architekten Agrizzi, Schüler des gezeierten Canron.

In Lebensgröße erblicken wir hier den hl. Joseph, sowie die allerseeligste Jungfrau und Gottesmutter Maria mit dem holden Jesusknaben auf dem Schoße, umgeben von den hl. 3 Königen mit ihren buntfarbenen Begleitern und Dienern. Alle diese sehen wir, wie sie, teils stehend, teils kniend, voll Andacht und Anbetung, das himmlische Kind bewundern, welches die Geschenke der drei Weisen aus dem Morgenlande huldvoll lächelnd in Empfang nimmt.

Dieses schöne Bild stellt die Erstlinge der heidnischen in der Kirche versammelten Völker vor, welche aus weit gelegenen Landstrichen nach Bethlehem gekommen waren, dem neugeborenen König der Juden anbetend zu huldigen. Was mag wohl diese Könige, welche, wie wir aus den Psalmen und Schriften der Propheten ersehen können, wahrscheinlich von Äthiopien, von Tharsos und Arabien ihre Reise angetreten hatten, bewogen haben, einen so beschwerlichen und mühevollen Marsch, verbunden mit tausend Gefahren, nach Bethlehem anzutreten?

Die hl. Schrift giebt uns hierüber Aufklärung, indem sie sagt: „das wahre und innige Verlangen nach dem verheißenen Erlöser und dem alleinseligmachenden Glauben,“ sagt ja in diesem Sinne eine uralte Mahnung so schön: „Wenn du deinen Gott suchen wirst, so wirst du ihn finden, sofern du nur von ganzem Herzen und mit aller Bemühung deiner Seele suchest.“

Hier nun wären wir zu dem Hauptzwecke der großartigen Epiphaniefeier angekommen, welche von der „Frommen Missionsgesellschaft“ alljährlich in der geräumigen Kirche „San Andrea della Valle“ mit aller kirchlichen Pracht begangen wird. Es war nämlich im Jahre 1835, als der ehrw. Diener Gottes Vinzenz Palotti, getrieben vom Geiste Gottes, dieses Fest der Erscheinung des Herrn mit großem Glanze zu feiern beschloß. Die Beweggründe, die den Gottesmann dazu veranlaßt haben, liegen, wie wir aus dem bisher Geschilderten ersehen haben, hauptsächlich darin, der allmählich dem Christentum sich entfremdenden Generation Mittel und Wege zu zeigen, wodurch der christliche Glaube belebt werde, Friede, Liebe und Eintracht unter den Völkern und Fürsten wiederkehren sollte. Vinzenz Palotti wollte durch diese „Epiphaniefeier“ nicht nur das christliche Volk, sondern alle Un- und Irrgläubigen auf das große Mysterium der göttlichen Huld und Gnade, der Wiedergeburt und Wiedererlösung der Menschheit, aufmerksam machen, sie hinführen vor die Krippe des Menschensohnes, auf daß sie da ihren Glauben bestärken und immer mehr und mehr befestigen in unserer so viel bewegten und irreligiösen Zeit. Als der seeleneifrige Priester nun hintrat vor den hl. Vater, den damals regierenden Papste Gregor XVI., und um die Genehmigung dieses zeitgemäßen Unternehmens nachsuchte, konnte dieser nicht umhin, über die hehre Absicht dieses Zweckes seine Bewunderung und sein Staunen laut auszusprechen. Er genehmigte dasselbe sofort

mit Freuden und bereicherte diese Feier mit vielen und großen Ablässen, ja nicht genug, er erschien selbst des öftern und ermahnte und begeisterte das Volk durch zündende Worte; mit ihm wetteiferten hohe geistliche und weltliche Würdenträger, Kardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe und Patriarchen. Der Sekular mit dem Regulativklerus im treuen Bunde suchte diese jährliche Feier zu einer immer glanzvolleren zu gestalten. Alle in Rom vertretenen Orden, Gesellschaften, Kongregationen, Bruderschaften und religiösen Vereine sollten gemeinsam an der Krippe dem holden Jesulein den Tribut der Dankbarkeit, der Huldigung und Anbetung, alle hier anwesenden Kollegien der verschiedensten Nationen tragen durch ihre Anwesenheit, durch ihre thätige Mithilfe ihr möglichstes bei, dasselbe zu einem recht internationalen zu gestalten, die berühmtesten Prediger verkündeten an diesem Tage das Wort Gottes und zwar in den verschiedenen fremden Sprachen, namentlich in den am meisten in Europa vorherrschenden: in der italienischen, deutschen, englischen, französischen, spanischen und polnischen Sprache.

Im lateinischen sowohl, wie im orientalischen Ritus: im kaldaäischen, syrisch-maronitischen, armenischen, griechisch-melchisedechischen und griechisch-rutenischen feiert die kath. Kirche allda ihre Gottesdienste und Andachten und als in den siebenziger Jahren auf den Ruf des hl. Vaters Pius IX. die Bischöfe und Patriarchen aus allen Ländern der Erde nach Rom zum vatikanischen Konzil herbeieilten, haben sich bei dieser Gelegenheit fast alle anwesenden Bischöfe beteiligt, so daß die Festgottesdienste und Predigten in den verschiedensten Sprachen einzig und allein von diesen hohen Würdenträgern abgehalten worden sind, nicht minder im Jahre 1887 beim großartigen Jubiläum unseres gegenwärtig glorreich regierenden hl. Vaters Leo XIII.

In den letzteren Jahren eröffnet den Reigen der Predigten Seine Eminenz Kardinal Paul Melchers, ehemaliger Erzbischof von Köln, und zum Schluß der Feier kommt jedesmal der Stellvertreter Sr. Heiligkeit Papst Leo XIII. Se. Eminenz der Kardinalvikar Maria Lucido Parrocchi.

Die eingelaufenen Opfergaben sollten nach Deckung der entstandenen Kosten für Zwecke der Ausbreitung des Glaubens, so z. B. für Heranbildung von Missionaren und für Unterstützungen der armen und dürftigen Missionen der Frommen Missionsgesellschaft Verwendung finden, und so fanden auch diese Almosen des christlichen Volkes eine nützliche und heilsame Verwertung gleich den Geschenken der hl. 3 Könige, welche der hl. Familie, einer frommen Sage zufolge, für die Flucht nach Egypten eine ebenso willkommene als notwendige Hilfe darboten.

Dieses Fest äußerte gar bald so segensreiche Wirkungen, daß es nicht nur für die Römer zu einer jährlichen Mission wurde, sondern auch unter den Katholiken in Stadt und Land, in Vereinen und Familien die rascheste Verbreitung fand. In der Absicht des

Stifters aber lag es, daß dasselbe zunächst in Rom seinen wohlthätigen Einfluß beginne, weil von da nach den Worten des Apostels (Römer 1,8) der wahre Glaube in alle Welt verkündet werde.

Auf seine Bitte hin hatte der hochgelehrte P. Joachim Ventura, Ergeneral der Teatiner, eine kleine Schrift veröffentlicht unter dem Titel: „Die Erscheinung des Herrn,“ welche in acht Lesungen die Erklärung des Geheimnisses der Ankunft und Anbetung der heiligen drei Könige enthielt, wie sie schon im alten Testamente angedeutet war, und mit einem sehr praktischen Anhang von Gebeten und Betrachtungen für jeden Tag versehen war, die den göttlichen Heiland und die genannten Heiligen als Muster der christlichen Tugenden zum Gegenstande hatten.

Das neue Fest der Oktav wurde von der frommen Gesellschaft das erste Mal feierlich begangen im Jahre 1836 in der den Neapolitanern gehörigen Kirche vom heiligen Geist (Julia-Straße), die damals der genannten Gesellschaft gehörte.

In Ansehung des ungeheuren Andrangs des Volkes mußte Vinzenz es bald in anderen größeren und Hauptkirchen Roms feiern, so im Jahre 1837 und 1838 in der Kirche von S. Carlo al Corso, im Jahre 1839 in der von S. Silvestro in Capite und im Jahre 1841 aber (ausgenommen die Jahre 1849 und 1871, wo politische Bewegungen und große Anschwellung des Tibers es verhinderten) wurde es von der erwähnten Gesellschaft, sowohl bei Lebzeiten als auch nach dem heiligmäßigen Tode des Stifters in der großen, prächtigen Kirche von S. Andrea della Valle aufs glänzendste gefeiert.

Das Fest der Erscheinung des Herrn ist ohne Zweifel ein höchwichtiges für jeden Christen. Durch die Berufung der hl. drei Könige als Vertreter aller Nationen an seine Krippe gab der Heiland kund, daß er der Erlöser der ganzen Welt, nicht allein seines engeren Volkes, der Juden, sein wolle. Mit Recht hielt es deshalb der selige Vinzenz Palotti für angemessen, diese hochwichtige Begebenheit ganz besonders prunkvoll zu feiern und es zum eigentlichen Feste seiner Frommen Missionsgesellschaft zu machen. Das Epiphaniestest ist das eigentliche Fest aller Missionsgesellschaften, es muß auch allen unseren Lesern sympathisch sein, denn wir streben ja darnach, die Nachkommen jenes afrikanischen Fürsten, der den Heiland in der Krippe anbetete, ebenfalls dem Heilande zuzuführen.

Die Entvölkerung Inner-Afrikas durch die arabischen Sklavenhändler.

Die braunen Fluten des Qualaba (Nebenfluß vom Kongo) waren ein Hindernis, welches die Sklavenjäger lange Jahre nicht überwinden konnten, da an dem Riesenstrom ein mutiges Volk sesshaft war und die Araber oft mit blutigen Köpfen zurückwies. Indes wer kann die

Gier nach Reichtum aufhalten; sagenhafte Erzählungen von reichen Vätern, in denen Elfenbein wertlos, kamen immer von neuem nach Nyangwe, der ersten Araber-Station am oberen Kongo, und einzelne kühne Unternehmer drangen mit ihren todesmutigen Räuberhaufen nach Westen vor.

War bis jetzt der Sklavenraub und die Zerstörung der Negerdörfer nur vereinzelt aufgetreten, so beginnt mit der Überschreitung des Kongo die Periode der gewaltsamen Entvölkerung ganzer Gebiete. — Nach endlosen Märschen durch ungeheure Wälder erreichten die ersten Karawanen den Somamifluß, an dem Elfenbein so reichlich vorhanden, daß die Eingeborenen einen großen Zahn für wenige Kauris oder Perlen bereitwilligst eintauschten. Die Neger waren aber eine so kriegerische Nation, daß die Händler sich ihren Rückweg oftmals Schritt für Schritt erkämpfen mußten, viel Leute verloren und froh waren, wenn sie nur einen kleinen Teil des eingehandelten Elfenbeins in ihre Niederlassungen brachten. Durch neue Zugänge vom Tanganika-See verstärkt, faßten die Araber in Nyangwe endlich den Beschluß, die Länder am Qualaba systematisch zu unterjochen, und mit diesem Zeitpunkt beginnt eine Reihe Greuel, die in Europa die tiefste Empörung hervorriefen.

Von jetzt an wurde der Handel gänzlich bei Seite gelegt, bis an die Zähne bewaffnete Expeditionen zogen nach dem nächsten Dorfe, legten sich in der Nähe desselben in den Hinterhalt, um mit Einbruch der Nacht die schlafenden Eingeborenen zu überfallen. Sämtliche erwachsenen Männer, die sich nicht durch die Flucht retten konnten, wurden kaltblütig abgeschlachtet, desgleichen die älteren Frauen; die jüngeren Weiber und Mädchen, sowie sämtliche Kinder wurden mitgeschleppt und das Dorf vollständig zerstört, die Felder zertreten, die Bananenbäume umgehauen — kurz, das ganze Gemeinwesen total vernichtet, so daß die Eingeborenen in den seltensten Fällen sich wieder in der verwüsteten Heimat ansiedelten.

Von den armen Gefangenen starben unterwegs bei den wahn sinnigen Märschen und der schlechten Kost mindestens die Hälfte, und kehrte eine arabische Expedition mit vielleicht 600 Sklaven heim, so konnte man mit Gewißheit annehmen, daß, um diese zu erlangen, wenigstens 5000–6000 Eingeborene ihr Leben eingebüßt hatten.

Diese Raubzüge beschränkten sich in den ersten Jahren natürlich meistens auf die gewöhnliche Verkehrsstraße, den Qualaba, und sand Stanley mit seiner Dampferflotille im Jahre 1883 die Araber bereits am Aruwimifluß; eine einzige Expedition von vielleicht 800 Mann hatte in Zeit von 3 Monaten 150 Dörfer zerstört.

Die nächste Folge davon war, daß die Flußbewohner sich weiter im Binnenlande ansiedelten und in den dichtesten Urwaldstrecken ihre Dörfer anlegten. Dies kostete den Sklavenjägern nun viele Menschen,

da sie im Walde sich ihrer ohnehin schlechten Feuerwaffen nicht bedienen konnten und die vergifteten Pfeile der Neger sicher und tödlich trafen.

In diesem Dilemma kam Wischmann von seinem Zuge quer durch Afrika nach Nhangwe und die Araber entnahmen aus den Erzählungen des deutschen Forschers, daß weiter nach Südwesten der Kongowald sich lichtete und die Steppennatur des Hochplateaus Inner-Afrikas wieder vorherrschend wäre. Wischmann hatte keine Ahnung, daß sein Marsch diesen Bluthunden den Weg zu glücklichen, ungestörten Volksstämmen gezeigt hatte.

Wenige Jahre später sollte sich der Reisende überzeugen, daß die Sklovenjäger nicht müßig gewesen, die meilenlangen Dörfer der Benaki und Kalebue fand Wischmann vollständig zerstört; im Grase bleichende Schädel waren ein trauriges Zeugnis der Greuel, die hier in stiller Nacht sich abgespielt, und weit im Süden traf der Forscher das Kriegslager des Restes der beiden unglücklichen Völker, bereit, den letzten Verzweilungskampf zu wagen.

Als Wischmann das Lager der Araber besuchte, fand er Tausende von Sklaven, meist Kinder in zartem Alter. Erwachsene Sklaven dienten den Ungeheuern in Menschengestalt in ihren Ruhestunden als Scheibe zum Pistolenschießen und blieben, aus zahllosen Wunden, blutend, lebend auf der Stätte des graußigen Zeitverreibs, bis in der Nacht ein Raubtier, weniger grausam als die Menschen, sie von ihren Leiden erlöste; der Leopard tötet sein Opfer schnell, der Mensch erfreut sich an den Zuckungen seiner Opfer.

Aus Zentral-Afrika

geht uns über Algier das Tagebuch des P. Moinet von der Station Kibanga im Kongostaate, westlich vom Tanganjika-See gelegen, zu, aus dem die nachfolgenden Stellen sehr bemerkenswert sind:

Kibanga, 17. Januar 1891. Unsere Barken kehren von Udschidschi zurück. Die deutsche Flagge weht in Udschidschi, und doch ist bis jetzt noch kein Deutscher dorthin gekommen, um sie aufzupflanzen. Freundlicher Empfang der Weißen; wie die Zeiten sich geändert haben! Als wir über den Platz gehen, wo eine zahlreiche Volksmenge sich drängt und den Weg versperrt, öffnet uns ein Ngwana durch Stoßen und Schlagen eine weite Gasse, und als wir mitten durch die Menge schreiten, stellt sich der Vorläufer uns gegenüber und begrüßt uns. Wir gelangen zur Flaggenstange, die vor dem Tembe Kimaliza's aufgerichtet ist. Ein Nhampara (Unterbefehlshaber) des Häuptlings erscheint mit einem Trupp Wangwana, die mit Flinten und Lanzen bewaffnet sind, und führt uns bei Kimaliza ein: Ehre den Weißen! scheint die ausgegebene Parole zu sein. Wir finden für uns einige Kisten, die von Zanzibar angekommen sind und die uns Kimaliza

übergiebt. Kimaliza, der noch immer die Deutschen erwartet, um ihnen Udschidschi zu übergeben und zur Küste zurückzukehren, sagt uns, daß er in vier Monaten reisen will. Denjenigen, welche sich auf dem Markte etwas zu Schulden kommen lassen, schneidet man nicht mehr, wie früher, die Arme ab. Man führt jetzt die Betrüger, die Diebe unter die Flagge; dort erhalten sie mit der Rhinoceros-Peitsche zwanzig Hiebe auf den Rücken und fünf auf den Kopf, und die Strafe ist verbüßt. Wir wollen Sklavenkinder loskaufen. Man erwidert uns, daß alle zur Küste geschickt sind. Kimaliza hat noch dreißig; sie sind aber gestern beschnitten worden. Bald darauf kam jemand, um dem Kimaliza zu melden, daß eines gestorben sei. Diese Kinder sind ohne Zweifel mit Gewalt der Beschneidung unterworfen worden. Dadurch ist man im Stande, sie für Wangwana auszugeben, die den Islam angenommen haben. Tippe-Tip ist mit mehr als 1500 Personen nach Tabora gereist, alles Sklaven; Nassor mit 3000, ebenfalls nichts als Sklaven. Es bleiben noch zurück Bwana Nzige und Kimaliza, ihre Karawane wird ebenfalls aus 4—5000 Sklaven sich zusammensetzen. Wenn man diese Herren zurückkehren läßt, werden sie auch noch den Rest der Bevölkerung fortschleppen. 31. Januar. Die Flagge der Königin von England weht in Kubenga in Uvira im äußersten Nordwesten des Tanganjika-Sees. Sie wurde dort im August 1890 durch Mr. Shaw auf einer Station Kimaliza's gehißt. Trotz alledem fahren die Araber fort, den Wilden laut zu erklären, daß das Land ihnen gehöre, und sie setzen die Plünderung fort. Eine neue Plage hat uns betroffen. Die Punza (Sandfloh) ist vom untern Kongo zum Tanganjika verschleppt worden. Die Wangwana haben den schlimmen Parasiten Kongo aufwärts nach Manyema gebracht, und die Leute Kimaliza's hoben sie von dort mitgenommen und bei ihrem Durchgang uns damit beglückt. Diese Punza bringt ins Fleisch, besonders an und unter den Nägeln der Zehen. Sie bildet im Fleisch eine Art von Sack und füllt diesen mit Hunderten von Eiern, die alle zu Punzas werden, wenn man sie da läßt. Der Eiersack kann so dick werden wie ein Weizenkorn. Von dieser Plage werden wir jetzt in Kibanga heimgesucht, und die Wirkungen sind so schlimm, daß wir schon mehrere Kinder daran verloren haben und noch mehrere verlieren werden. Die Zehen der Füße fallen ab. Trotz unserer Schuhe und Stiefel ist keiner von uns von der Plage ganz frei geblieben. Wenn die Punza ins Fleisch eindringt, merkt man anfangs gar keinen Schmerz; erst nach einigen Tagen empfindet man, freilich auch nicht immer, ein leises Zucken. Dann ist es Zeit, darauf zu achten und das Tier herauszuziehen. Das beste Mittel ist, mit einer Nadel die kleine Öffnung, welche die Punza gemacht hat, zu erweitern. Indem man hierauf von der einen Seite drückt und von der anderen Seite mit der Nadel nachhilft, beseitigt man die Punza mit dem Eiersack aus dem Fleisch. Thut

man das nicht, so entwickeln sich nach zwei bis drei Wochen 2—300 Puzas.

Gute Nachrichten vom Tanganjika-See.

Unsere Leser wissen, daß die belgische Antisklaverei-Gesellschaft den Hauptmann Jacques entsandt hatte, um dem bedrängten Hauptmann Zoubert Hilfe zu bringen, besonders Gewehre und Munition. Im Mai v. J. trat Jacques seine Reise an, am 7. Juni landete er in Sansibar. Am 12. Juli setzte sich seine Karawane in Marsch, kam am 7. September, nachdem sie ernste Kämpfe mit den Wagogos bestanden hatte, in Tabora an und verweilte dort bis zum 23. September, weil neue Träger angeworben werden mußten. Am 16. Oktober war man in Karema und am 27. Oktober konnten sich die beiden Vorkämpfer der Antisklavereibewegung in St. Louis von Urumbi die Bruderhand reichen. Jacques war glücklich am Ziele angekommen. Es war hohe Zeit, denn seit Anfang vorigen Jahres konnte Zoubert bereits nichts mehr gegen die arabischen Banditen unternehmen, und Kunaliza, ein berühmter Häuptling, beabsichtigte in allem Ernste, Zoubert in St. Louis zu überfallen. Damit hat es jetzt gute Wege. Die beiden tapfere Offiziere, wohl bewaffnet, können es jetzt mit den Arabern aufnehmen. Auch meldet man, daß Lieutenant Hind, welcher die Route von Westafrika her eingeschlagen hatte, ebenfalls vom Lomami her auf Zouberts Stellung marschiert. Und eine dritte Expedition ist in der Bildung.

Wir können der belgischen Antisklaverei-Gesellschaft nur Glück wünschen, daß sie endlich zu praktischem Handeln übergegangen ist. Die Wirkungen werden dem Kongostaate zu gute kommen. Leider ist von deutscher Seite das östliche Ufer des Tanganjika noch nicht besetzt worden. Eine kleine Garnison in Utschidschi könnte jetzt hervorragende Dienste leisten und die Verbindung mit den belgischen Bundesgenossen herstellen. Es sind in letzter Zeit mehrere tüchtige Offiziere, die in der afrikanischen Schutztruppe standen, entlassen worden, könnte man denn nicht einige davon ins Innere senden, damit sie eine sichere Verbindung bis zum Tanganjika-See herstellen? Wir glauben, daß die dafür benötigten Summen gut angelegt wären. Die vom Reichstag verlangten 2½ Millionen Mk. für Ostafrika erscheint uns doch außerordentlich gering für ein großes Reich, daß die Pflicht übernommen hat, ein so großes Gebiet zu zivilisieren. Wollen wir die Bewohner Deutsch-Ostafrikas als Unterthanen des deutschen Reiches betrachten, so sind wir ihnen auch schuldig, sie gegen die Gewaltthaten der Sklavenhändler wirksam zu schützen.

Aus der Missionsanstalt Marienthal,

welche bekanntlich von Sr. Eminenz Kardinal Lavigerie nach der deutschen Grenze im Luxemburgischen gegründet ist, geht uns folgender erfreuliche Bericht zu:

Mit großer Freude komme ich Ihrem freundlichen Wunsche, endlich etwas von Marienthal hören zu lassen, nach. Dazu verpflichtet mich

schon die Dankbarkeit, da sich nun eine angenehme Gelegenheit darbietet, den Lesern des „Gott will es“, von welchen viele unsere Wohlthäter sind, ein herzliches „Vergelt's Gott“ zuzurufen, um denselben sogleich zu zeigen, daß wir ihre freigebige Gaben durch unverdroffene Arbeit zu verwerten wissen, Gott zur Ehre und zum Heil der armen Neger.

In der Nummer 1 von 1891 Ihrer geschätzten Zeitschrift brachten Sie die Nachricht, daß in Marienthal sich bereits (zwei Monate nach der Eröffnung) 12 Postulanten, 6 Schüler und 6 Brüder sich befänden. Heute beläuft sich die Zahl der Postulanten auf 29. Rechnen Sie zu denselben einen Professbruder und 4 Patres, so ist die Einwohnerschaft in Marienthal, wie Sie sehen, eine schon beträchtliche.

Obschon in der Einsamkeit eines verborgenen Thälchens gelegen, fehlt es keinem der Bewohner an Beschäftigung. Langeweile ist ein bei uns ganz unbekanntes Unkraut. Um Sie davon zu überzeugen, erfahren Sie einige Worte über unsere Arbeiten.

Sobald wir geeignete Brüder dazu hatten aufnehmen können, haben wir, den Vorschriften unserer Regel folgend, uns darangegeben, Werkstätten einzurichten, um alles für den Bedarf des Hauses Notwendige an Ort und Stelle selbst besorgen zu können.

Mit einer kleinen Schreinerei machten wir den Anfang, denn das Holz, auf unserem Gute selbst gewachsen, stand uns zur Verfügung. Der Anfang war so bescheiden, als man sich denselben nur denken kann. Eine Säge, drei Hobel, ein Winkelmaß, ferner eine geliebene Hobelbank einfachster Art machten die ganze Einrichtung aus. Augenblicklich besitzt die Schreinerei vier Hobelbänke mit den verschiedenen Werkzeugen zu jeder derselben, nebst einer Drehbank. Mit wenigen Ausnahmen sind alle diese Werkzeuge eigenes Fabrikat unserer Brüder, denn einmal hatten wir nur wenig Geld, solche anzuschaffen, und zudem sollte diese Arbeit eine nützliche Übung sein für später.

Als die Zahl der Brüder hinreichend war, haben wir angefangen auch die Wäsche selbst zu besorgen. Flickarbeiten blieben nicht lange aus. Sie konnten mit der Wäsche nur durch einen Schneider ordentlich besorgt werden. Der hl. Joseph führte uns den Bruder Schneider zu mit dem 1. März 1891, und, nebenbei gesagt, er war seiner Arbeit völlig gewachsen. Das beweist der Fortschritt seiner Werkstätte. Der Bruder Schneider arbeitet augenblicklich mit einem kleinen Lehrling, dem er seine Kunst beizubringen bemüht ist; und in dem Inventarium der Schneiderei figurieren nicht mehr bloß, wie in den ersten Zeiten, einige Nadeln und schwarzer und weißer Zwirn, sondern sogar eine Nähmaschine.

Unser Bruder Schuster hatte schon längst Arbeit bekommen. Er arbeitete zuerst allein in einem Zimmer, eine alte Kiste als Tisch benutzend, aber doch fröhlich und vergnügt, und er klopfte sein Leder, als wäre er patentierter Hoffschuster. Heute arbeitet er mit einem

„Kollegen“ in derselben Werkstätte, in der auch ein Bruder Sattler sein Handwerk treibt.

Ferner muß ich Ihnen von unserer Schmiede und Schlosserei berichten. Sie ist ganz, sogar der Räumlichkeit nach, der Brüder eigene Arbeit. Esse mit Ventilator wurde vom Bruder Schlosser selbst gefertigt; nur unter dieser Bedingung konnte die Schmiede zu stande kommen. Außer den Schmiede- und Schlosserarbeiten werden in derselben auch die verschiedenen Klempnerarbeiten gemacht. Selbst das Küchengegeschir ist seit einiger Zeit unser eigenes Fabrikat.

Da von den Werkstätten die Rede ist, darf ich wohl nicht weiter gehen, ohne unsere Küche zu erwähnen, diese notwendigste, unentbehrlichste aller Werkstätten. Auch sie wurde ganz von den Brüdern eingerichtet. Die erste Räumlichkeit wurde mit der zunehmenden Zahl der Postulanten bald unzureichend. Man kam auf die Idee, einen Kohlenkeller in eine Küche umzuwandeln. Es wurde Hand ans Werk gelegt. Nachdem die Brüder Maurer über drei Wochen in demselben gearbeitet und den Boden geglättet, Thüren und Fenster in die Mauern gebrochen, die Spülsteine u. s. w. eingerichtet hatten, machten die Brüder Schlosser die eisernen Fensterrahmen und leiteten den nebenan fließenden Brunnen auf beide Spülsteine. Die Brüder Schreiner fertigten die Schränke, Treppen u. s. w., und bald war diese Einrichtung, die an Bequemlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt, ein gelungenes Werk. In einem nebenanliegenden Keller wurde in letzter Zeit auch die Bäckerei eingerichtet.

Leider konnten bis dahin nur wenig Feldarbeiten gemacht werden, was doch für die Missionsbrüder durchaus nützlich ist. Das Land, das zu Marienthal gehört, war verpachtet. Wir trösteten uns im vergangenen Jahre damit, daß wir den großen Garten gut besorgten.

Er lieferte uns, dank der gesegneten Arbeit unseres Bruders Gärtners, Gemüse für das ganze Jahr. In einigen Tagen aber werden wir die Bebauung des bisher verpachteten Ackergutes selbst übernehmen. Da uns dann die bisher vom Pächter bewohnten Räumlichkeiten zur Verfügung stehen werden, so wird es uns auch möglich sein, noch manchem mutigen Jünglinge mit der Aufnahme in unser Missionshaus beglücken zu können. Eine besondere Freude haben auch an diesem, sich bald eröffnenden Arbeitsfelde die Brüder Ackerbauer und Landwirte, welcher Stand bei uns auch schon gut vertreten ist. Dadurch werden auch unsere Kosten bedeutend vermindert werden. Milch und Butter kaufen für eine große Familie von 34 Personen ist keine kleine Ausgabe und für eine Missionskassa recht fühlbar. Mit dem 1. März haben wir auch schon den Selbstbetrieb der bisher ebenfalls verpachteten Mühle übernommen und unser Bruder Müller giebt sich alle Mühe, um dieses für ihn neue, aber für später durchaus nützliche Handwerk zu erlernen. Der hl. Joseph wird hoffentlich der Mühle auch die Kunden zuführen.

Alle Besucher Marienthals haben zu wiederholten Malen gesagt, viel sei schon gearbeitet und eingerichtet worden seit den 1½ Jahren, die seit der Eröffnung des Hauses verlossen sind. Ein Beweis, daß Gebet und Arbeit vereint Großes leisten können. Denn nicht bloße Arbeiter sollen unsere Brüder sein, auch nicht einfache Werkmeister. Sie sollen Ordensmänner sein, und dazu ist Ausbildung und Zeit notwendig. Mehrere Stunden des Tages verbringen unsere Postulanten beim Studium und in geistlicher Übung. Aber Gebet unterstützt die Arbeit und gewissenhafte Arbeit hilft zu andächtigem Gebete.

Noch hätte ich Ihnen von unseren Schülern zu sprechen, muß aber wegen Mangel an Zeit das auf später verschieben.

Indeß möchte ich Sie bitten, die Einrichtung unserer kleinen Landwirtschaft Ihren verehrten Lesern anzupfehlen. So bescheiden wir dieselben auch anzufangen gedenken, so sind doch unsere Mittel für den Anfang ganz unzureichend. Es sind ein zweites Pferd, mehrere Kühe und Ackergerät anzuschaffen, und überdies ist auch am 1. Juli eine große Rate auf das angekaufte Gut zu bezahlen . . .

Das Vertrauen auf Gott und auf die christliche Liebe hat uns bis dahin über alle Schwierigkeiten weggeholfen. Wir fahren in diesem Vertrauen fort und hoffen, daß der hl. Joseph, der uns bisher beschützt und beschert hat, auch fortan das Seinige thun wird.

Ich verbleibe mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr in Liebe dankbar ergebener
P. Joseph Thuet,
Rektor.

Über den Tod des P. Schynse

hat P. Levesque an die Schwester des Hingeshiedenen berichtet:

Am 18. November, abends 8 Uhr — heißt es in dem Schreiben, datiert Notre Dame de Kamoga (Bukumbi), 19. November — ist er hinweggegangen, um im Himmel den Lohn seiner Mühen zu erhalten; so heilig und erbauend war sein Ende, als es das Ende eines heiligen Missionärs nur sein kann. Ich kann darüber aus genauester Kenntnis sprechen: denn seit meiner Ankunft in Kamoga war ich sein vertrautester Freund und Gewissensrat, habe ihn nach besten Kräften in seiner letzten Krankheit gepflegt, ihm die Sterbesakramente gespendet und ihm den Abschiedskuß in dem Augenblicke gegeben, in welchem er zum letzten Male den Namen Jesus aussprach und seine Seele Gott zurückgab. Ich habe viele Christen sterben gesehen, auch Priester und Ordensleute, aber niemals habe ich einen so lebendigen Glauben, eine so innige Liebe zu unserem Herrn und eine so vollständige Ergebung in den Willen Gottes gefunden. Er starb infolge des

rheumatischen Leidens, an dem er schon lange litt. Am 15. d. M. warf sich dasselbe auf die Brust, dazu trat Rippenfell- und Lungenentzündung und sehr starkes Fieber, welches allen Arzneien trogte; ebensowenig vermochten die aufgelegten Zuggpflaster den Schmerz in der rechten Seite zu beseitigen. Seit meiner Ankunft am 9. Oktober litt er stets an rheumatischen Anfällen, die er sich hauptsächlich während seiner Reise von Zanzibar hierhin 1890 und nach Uganda zugezogen hatte. Er täuschte sich nicht über sein Leiden, sondern sprach mit mir oft von seinem Ende. Am 15. legte er sich mit heftigen Schmerzen in der Seite nieder, um nicht mehr aufzustehen. Montag, den 16., wollte er mir eine Generalbeichte über sein ganzes Leben ablegen, am folgenden Tage empfing er die heilige Eucharistie mit einem Glauben, welcher uns zu Thränen rührte. Am Mittwoch gegen 2 Uhr nachmittags trat ihm nach langem Schlafe der kalte Schweiß auf die Stirne und wir sahen sofort, daß die Krankheit eine schlimme Wendung nahm. Ich machte ihn gleich aufmerksam darauf, aber er antwortete lächelnd, es habe nichts zu bedeuten; übrigens sei er bereit, den Willen Gottes zu thun. Um halb 3 Uhr sagte ich ihm, es sei gut, alles zu thun, um vor Gott zu erscheinen, und das Sakrament der letzten Dlung zu empfangen. Er drückte meine Hand an sein Herz und sagte: „Wenn Sie glauben, daß ich so krank bin, thun Sie, was Sie für gut halten.“ In Gegenwart aller Brüder spendete ich ihm das letzte Sakrament, tief erschüttert, denn dieser Priester wollte auf alle Gebete antworten und ersuchte mich, langsam zu beten, damit er gut folgen könne. Dann nahm er wiederholt das Kreuzifix, küßte es innig, hob es in die Höhe und rief laut, er wolle in der Liebe des Gekreuzigten sterben. Dann bat er alle, die er etwa durch ein Wort beleidigt habe, um Verzeihung. Mehrmals fragte ich ihn, ob er kein Testament machen wolle, aber er antwortete lächelnd, er habe ja nichts zu vermachen. Er ist gestorben, wie er gelebt, als Mann und als Christ, unerschrocken dem Tode ins Auge sehend, dem er so oft die Stirne geboten, in festem Vertrauen auf Jenen, dem er sein Leben geweiht von Jugend an.

Wir werden demnächst eine ausführliche Lebensbeschreibung des Verstorbenen bringen.

Afrikanische Post.

Zanzibar, 1. Februar 1892.

Wir machen Fortschritte in der Kultur. Von heute ab besitzt Zanzibar seine Zeitung. An der Thür des Hauses, welches ehemals Herr von Wischmann bewohnte, prangt ein großes Schild mit der Aufschrift: „The Gazette of Zanzibar and East-Afrika“ (Zeitung für Zanzibar und Ostafrika) — Jarwood and Komp., Agent. Wie der Titel zeigt, ist es ein englisches Blatt, und jedermann hier weiß, daß

es seine Existenz Herrn Portal, dem englischen Generalkonsul verdankt. Natürlich wird das Blatt einen halbamtlichen Charakter haben.

Mgr. de Courmont hat uns am 9. Januar verlassen, um eine Pastoralreise ins Innere anzutreten. Drei Tagemärsche von Bagamoyo, in Masi, begegnete der Bischof einen Missions-Kurier von Tununguo, der leider eine traurige Botschaft auszurichten hatte. P. Studler, der erst im Oktober nach Afrika kam, ist uns bereits wieder genommen, ein Opfer des Fiebers, von dem wir so viel zu leiden haben, und welches besonders die Neugekommenen hart angreift. P. Studler ist in Schlettstadt am 2. Juli 1867 geboren. Er war sehr eifrig und mutig und hoffte, lange Jahre in Afrika zu wirken. Obwohl er erst im Oktober hier eintraf, war er bereits mit der Suahilisprache vertraut und hatte sich durch sein heiteres Wesen die Liebe der Eingeborenen in hohem Grade erworben. Alles schien ihm Aussicht zu geben auf eine fruchtbare Thätigkeit in der Mission, da berief in Gott unerwartet schnell zu sich. Darin liegt für die Leiter der Missions-Sprengel eine so große Schwierigkeit. Die Missionare sind so schwer zu finden, sie bedürfen so langjähriger Ausbildung, und sind sie endlich so weit gekommen, daß der Bischof glaubt, von ihnen Dienste erwarten zu können, so nimmt der liebe Gott sie hinweg. Aber der Wille Gottes geschehe!

Die Expedition Stairs, welche sich nach Katanga begiebt, ist am 9. Oktober am Tanganjika-See angekommen. Der Marquis von Bonchamps, welcher zu ihr gehört, schrieb mir unterm 3. Oktober: „Ich muß Ihnen noch danken für den herzlichen Empfang, den mir der ausgezeichnete P. Horner in Mrogoro bereitete. Der gute Vater hat mich sogar gepflegt, denn ich war damals etwas leidend. Heute befinde ich mich vollkommen wohl. In 6 Tagen hoffen wir in Karema zu sein. Die Patres von Karema (am Tanganjika, deutsche Seite) schrieben letzter Tage an unseren Expeditionschef Herrn Stairs (einem früheren Begleiter Stanleys), daß ein arabischer Bandenführer sich anschicke, den Kapitän Joubert anzugreifen, nachdem er den ganzen Norden des Sees verwüstet hatte. Aber die Nachricht von unserer Annäherung und jener des Hauptmanns Jaques wird den Verheerungen des Banditen wohl eine Grenze stecken.“

Unsere Reise ging sehr gut von statten und wir hoffen in höchstens zwei Monaten in Katanga (am Qualaba) zu sein.“

Ohne Zweifel haben Sie schon den Tod des P. Schynse erfahren. Schon ehe er Zanzibar verließ, litt er sehr an Rheumatismus und hatte auch häufige Fieberanfalle. Sein Mut und seine Energie allein ließen ihn wieder ins Innere gehen. Er ist ein Opfer seiner gänzlichen Hingabe an die gute Sache geworden.

Der Geburtstag des deutschen Kaisers ist hier mit großer Feierlichkeit begangen worden. Der Sultan Said Ali ging in großem Aufzuge zum deutschen Konsulate, um Deutschlands Kaiser einen Beweis seiner Sympathie zu geben, wie er sagte.

Heute haben wir schon wieder ein großes Fest; der Hafen von Zanzibar wird als Freihafen proklamiert. Alle Waren mit Ausnahme von Waffen, Pulver und Branntwein dürfen zollfrei eingeführt werden. Das ganze Volk ist in freudiger Aufregung. Eben erscheint auch die erste Nummer der „Gazette“. Dieselbe kündigt hohen Zoll auf Schnaps und hohe Abgaben für die Wirte an. Recht so. In zehn Jahren würde der Alkohol die schwarze Bevölkerung zu Grunde gerichtet haben.

Bevor der hochwürdigste Herr Bischof abreiste, hat er mir noch empfohlen, Ihre Leser zu grüßen und sie zu bitten, doch nicht der Station Windthorst in Nlema zu vergessen. Dieselbe bedarf sehr der Hilfe.

(Wir bitten unsere Leser recht sehr um Beistehern für diese unsere Mission. D. Red.) P. A.

Karema, im Oktober 1891.

Vor kurzem reiste ich nach dem zwei Tagemarsche von hier entfernten Kilando, wo ich einer über den See gekommenen Karawane Sklaven abkaufen wollte. Auf zweimaliger Hin- und Herreise habe ich 110 solcher Unglücklichen, meistens Kinder, Knaben und Mädchen, mitgebracht. Ich hätte viel mehr bekommen, wenn ich die Weiber auch mitgenommen hätte; aber aus triftigen Gründen unterließ ich das. Indes habe ich einige ungefähr zwölfjährige, von Entbehrungen erschöpfte Mädchen mitgebracht.

Während meines Aufenthaltes in Kilando kam auch Makutubu an, der Räuber, der die an das Gebiet des Kapitäns Zoubert stoßenden Gegenden zwischen dem Tanganjika- und dem Moero-See verheert hatte. Wir begegneten uns am Gestade. Statt eines schrecklich aussehenden Ruga-Ruga, auf den ich mich gefaßt gemacht hatte, war er zu meiner Überraschung nur ein kleiner, alter Mann, der mich demütig grüßte. Als ich ihn Tags darauf in seiner Wohnung sprechen wollte, wagte er nicht, sich sehen zu lassen, und ließ sich mit Abwesenheit entschuldigen. Ich erfuhr dann, er sei nichts weiter, als ein furchtsamer Sklave aus dem von ihm verheerten Landstrich. Das wären also diese schrecklichen Menschenjäger. Man ließ ihm sagen, ich sei kein Kapitän und auch kein Deutscher, sondern nur ein demütiger Padri (Pater). Am folgenden Tage konnte ich ihn dann sprechen und kaufte ihm 20 Kinder ab.

Die Schwierigkeit, alle nach Karema zu bringen, war nicht gering, denn sie litten fast sämtlich an der Diarrhöe. Es hätte strenger Diät bedurft, aber die war nicht durchzuführen. Sie stahlen und aßen alles roh, was ihnen nur in die Hände fiel. Des Tags über ließ ich sie nun alles Beliebige essen, aber nur in gekochtem Zustande. Trotzdem verschwanden wiederholt des nachts aus der Nähe des Zeltes ganze Körbe mit Pataten und Mais; meine armen Hungerleider hatten alles verschlungen.

Obgleich Häuptling, war Makutubu dennoch nicht Besitzer aller auf dem Raubzuge gefangenen Sklaven, aber in Kilando hatte er noch fast 1000. Nach Unjanjembe sah ich 600—700 abziehen, die ihm nicht gehörten; weitere 1000 blieben in der Umgegend bei den Unsiya, den Wawendeh u. s. w. Aber ein großer Teil der Sklaven war bereits in ihrer Heimat Marungu zu Grunde gegangen, bevor noch der Zug abmarschierte. Eine geringe Anzahl war kämpfend gefallen; nachher hatte man eine Reihe ermordet, um die übrigen einzuschüchtern. Unmittelbar vor dem Abmarsch hatte man alle diejenigen, denen man die Ertragung der Strapazen nicht zutraute oder die man für geringwertig hielt, wie Greise, schwangere Weiber, Kinder und Kranke, in den nahen Fluß geworfen.

Als man mich ganz kleine Kinder kaufen sah, sagte einer von den Räubern zu meinen Gefährten: „Hätten wir das gewußt, so hätten wir nicht so viele ins Wasser geworfen.“

Als ein anderer mir ein dreijähriges Kind übergeben hatte, wußte er sich wegen des niedrigen Kaufpreises zu trösten: er habe es ja auch eigentlich nur gefunden und somit genug daran profitiert. Übrigens verkauften die Unmenschen nur gerade so viel, um ihre unumgänglichsten Kosten herauszuschlagen zu können, und meinten, in Unjanjembe, an der Küste, würden sie viel mehr lösen, auch wenn die Hälfte mittlerweile zu Grunde ginge; sie wollten sie deshalb lieber hungern und vielleicht sterben lassen, als zu den von uns gebotenen Preisen ablassen.

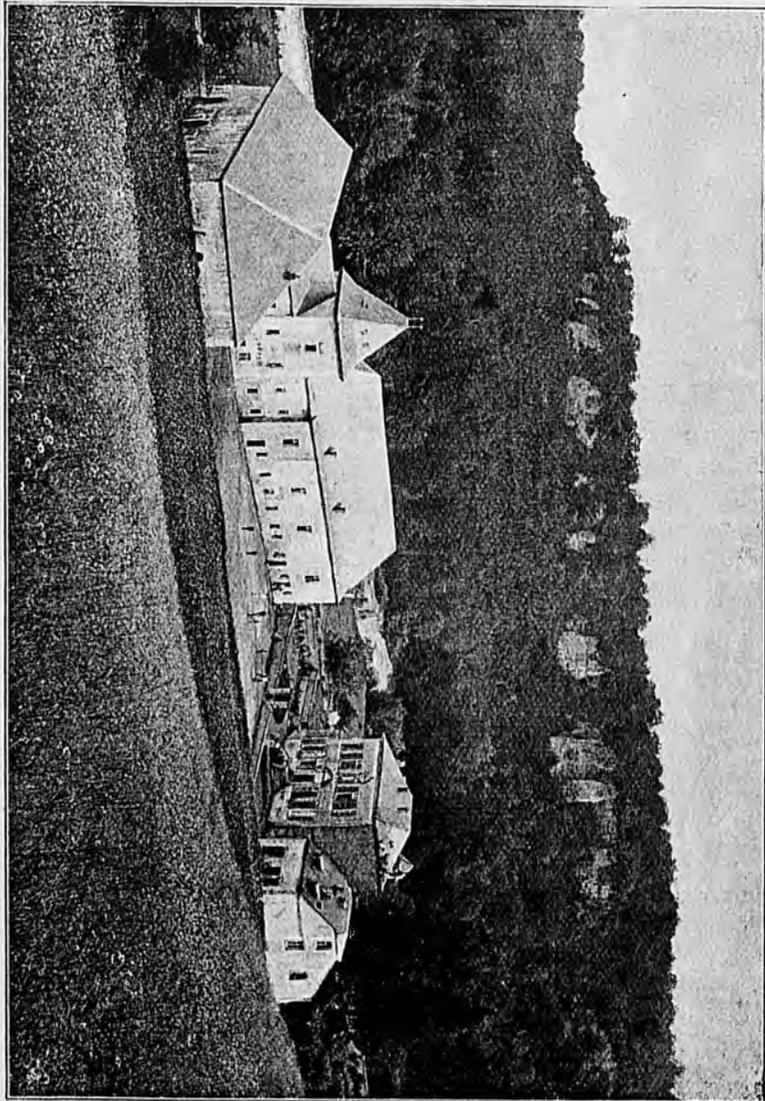
Von unseren 110 Losgekauften sind schon 20 gestorben, 3 unter ihnen haben hier ihre Mutter wiedergefunden und konnten in ihren Armen den Geist aufgeben. Aber wie viele werden noch auf den weiten Märschen zu Grunde gehen! Um die Räuber von der Ermordung ihrer Kranken abzuhalten und zu deren Verkauf an mich zu bestimmen, versuchte ich, sie mit den Deutschen zu schrecken. Aber, lautete die Antwort, sie würden sie schon in den Gehölzen töten, ohne daß jemand es gewahr würde.

Eine handvoll Bewaffneter würde hinreichen, um die ganze Menschenjagd hier zu Lande unmöglich zu machen. Mit ihren Stammesgenossen im Sudan und Algier können sich an Thakraft die hiesigen Muhamedaner bei weitem nicht messen; durch ihre Ausschweifungen sind sie entnervt und gleichsam der Fäulnis anheimgefallen.

Abgesehen von den aus Kilando mitgebrachten 110 Kindern haben wir hier in Karema weitere 50 losgekauft. Bereits 1890 hatten wir 351 auf diese Weise befreit. P. Dromaux.

Hauptmann Krenzler.

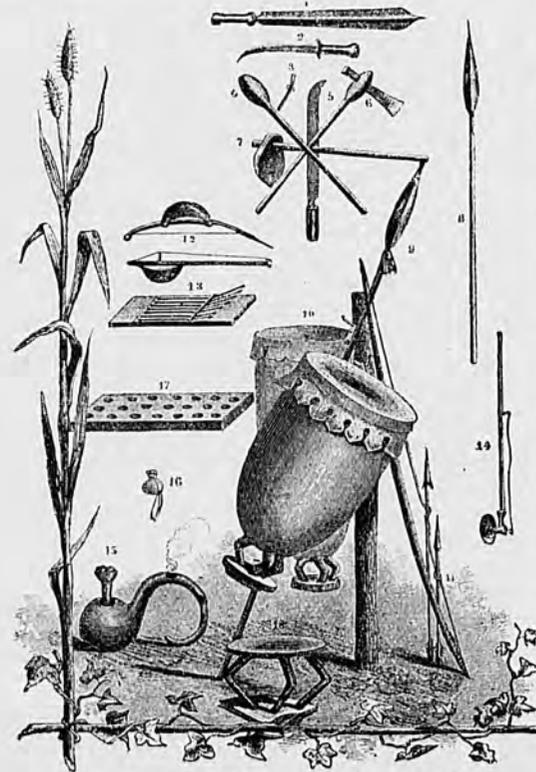
Am 15. Februar ds. Js. starb, wie wir schon meldeten, am Malariafieber im Lazarett zu Bagamoho der Hauptmann a. D. Eugen Krenzler, Bezirkshauptmann in der deutschen Schutztruppe für Ostafrika. Man schreibt uns über ihn aus Stuttgart:



Eugen Krenzler war geboren am 3. Januar 1856 zu Seeborn bei Rottenburg als Sohn des Schullehrers J. Krenzler; er besuchte die Gymnasien zu Ehingen und Stuttgart. Am 1. April 1873 trat er als Einjährig-Freiwilliger bei dem Feldartillerie-Regiment Nr. 29 (2. Württb.) in Ludwigsburg seinen Militärdienst an, besuchte die Kriegsschule in Metz und wurde nach Absolvierung derselben in das Feldartillerie-Regiment Nr. 13 (1. Württb.) versetzt, am 3. April 1876 zum Sekondelieutenant und am 22. März 1887 zum Premierlieutenant befördert.

Als die Kolonialbewegung in Deutschland begann, regte sich in ihm gewaltig der Drang, hierbei seine Kräfte gleichfalls zu bethätigen. Er bot seine Dienste der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft an und wurde im Dezember 1885 mit der Ausrüstung einer Expedition beauftragt.

Ende Januar 1886 kam er in Zanzibar an. Durch sein braves, biederes Wesen, seine große Gründlichkeit, durch eisernen Fleiß und Schaffensdrang errang er sich sehr bald eine hochgeachtete Stellung. Im März 1886 legte er am rechten Ufer des Kingani die Station Duda an und befestigte dieselbe gegen jeden Angriff. Durch die vortreffliche Art und



Waffen und Geräte der Neger in Ostafrika.

1. Schwert, 2. Messer, 3. Miniaturgewehr, 4. Keule, 5. Baummesser, 6. Schild, 7. Hut, 8. Speer, 9. Lanze, 10. Kriegstrommel, 11. Bogen und Pfeile, 12. u. 13. Musikinstrumente, 14. u. 15. Pistolen, 16. Tabakspfeife, 17. Dohbox (Spiel), 18. Schemel.

Weise, wie Krenzler diese Station einrichtete, verwaltete und in Ordnung hielt, zeigte er, daß er den koloniarischen Aufgaben vollkommen gewachsen war. Den feindlich gesinnten Nachbarhäuptling Pasi Songera brachte er zum Gehorsam und schloß einen Vertrag mit ihm ab, der ein ausgedehntes Gebiet der ostafrikanischen Gesellschaft sicherte. Eine schwere

Brustfellentzündung als Folge von Fieber veranlaßte Krenzler, seine Station Dunda im Oktober 1886 zu verlassen und zunächst im Lazarett in Bagamoyo Genesung zu suchen. Auf der nun folgenden Reise über Bombay, Aden nach Kairo und schließlich durch einen Aufenthalt in Deutschland fand er völlige Wiederherstellung von seiner Krankheit. Im Juni 1887 trat Krenzler wieder den Dienst beim Feldartillerie-Regiment Nr. 13 in Ulm an. 1½ Jahre blieb er im Frontdienste der Artillerie, während dessen er auf einige Monate ins Feldartillerie-Regiment Nr. 29 nach Ludwigsburg versetzt und später wieder nach Ulm zurückversetzt wurde. Während dieser Zeit veröffentlichte er eine sehr interessante Broschüre „Ein Jahr in Deutsch-Ostafrika“ (erschieden bei Ebner in Ulm) und bereitete sich aufs neue zu Unternehmungen in Afrika wissenschaftlich vor.

Als Ende 1888 der damalige Hauptmann Wischmann bewährte Kräfte für seine Expeditionen suchte, war der frühere Chef von Dunda einer der ersten, die bei der Wischmann-Truppe angenommen wurden. Sofort zum Chef ernannt, übernahm er den Oberbefehl über den gecharterten Dampfer „Martha“, welcher die ersten Truppen, die Geschütze, Munition und Lebensmittel für die Truppen Ende März 1888 in Bagamoyo landete. Als Führer der Artillerie nahm nun Krenzler an sämtlichen Gefechten der Wischmannschen Truppe teil, namentlich an der Erstürmung von Buschiris Lager bei Bagamoyo, an den Gefechten und der Einnahme von Saadani und Pangani, und später an der Erstürmung von Bana Heri's Lager bei Mlembule. Mehrfach hatte er Gelegenheit, sich nicht nur im Gefecht mit seiner Artillerie, sondern auch persönlich durch Mut, Ausdauer und Besonnenheit auszuzeichnen, wofür er von Sr. Majestät dem Kaiser den Kronenorden IV. Klasse mit Schwertern und von Sr. Majestät dem König von Württemberg den Friedrichsorden I. Klasse mit Schwertern erhielt. Etwas später erhielt Krenzler den Orden vom Strahlenden Stern von Zanzibar.

Sofort nach der Einnahme von Tanga wurde Krenzler Chef dieser Station und später Bezirkshauptmann des sehr ausgedehnten Gebietes von Tanga, Tangatta und Pangani, eine Beförderung, die nach Uebertritt Krenzlers zur kaiserlichen Schutztruppe von dem Gouverneur v. Soden bestätigt wurde.

Unter Krenzlers eiserner Energie erhob sich Tanga, „das Schmuckkästchen Ostafrikas“, wie der Vogel Phönix aus der Asche. Er baute das schöne, vorzüglich befestigte Fort von Tanga, ließ die Stationen Tanjata und Mkwedia besetzen und öfter Streifpatrouillen durch das fruchtbare Bredei-Gebiet ziehen, um die Dorfsältesten und Häuptlinge zu Friedensschauris nach Tanga einzuladen. Die Plantagen Amboni am Siehossfluß, am Mkulumusi, die Saint Paulschen Plantagen am Tanga entstanden unter seinem wachsamem Schutze. Im Januar 1891 wurde Krenzler zum Hauptmann befördert. Im

Winter 1890/91 erkrankte er zum zweiten Mal am Fieber, wovon er sich durch einen sechsmonatlichen Urlaub nach Deutschland wieder erholte, während welcher Zeit der württemb. Artillerielieutenant Freiherr von Barnbiller seine Stelle versah. Mit dem Gouverneur v. Soden kehrte Krenzler nach Ostafrika zurück und übernahm wieder die Leitung seines Bezirkes.

Die letzten Aufstände der Wadigos im September und Dezember 1891 hat Krenzler erfolgreich zurückgewiesen und die aufgeregten Gemüter beschwichtigt. Die Aufregung und Strapazen haben ihn vermutlich wieder aufs Krankenlager geworfen, von welchem er leider nicht mehr aufstehen sollte. Sein Tod wird seinen Kameraden und allen denen, welche mit ihm in Verbindung getreten sind, sehr nahe gehen. Sein biederes, bereitwilliges Wesen wurde überall gepriesen. Das schöne neue Tanga wird sein Andenken bewahren. Krenzlers Tod ist ein großer Verlust.

Am Montag, 29. Februar, ließ der Afrika-Zweig-Verein Stuttgart ein feierliches Requiem für den Verstorbenen abhalten. Die Betheiligung war eine sehr zahlreiche.

Das Neger-Königreich Dahome.

(Fortsetzung.)

Sowohl dem Chacha wie dem Avoga und den dem letztern zur Seite stehenden Häuptlingen (so etwas wie Geheimen Räten) ist je ein Viertel der Stadt behufs Schlichtung der von Schwarzen gegen Schwarze angestrengten Klagen zugewiesen. Alle Rechtsfälle, die auf Europäer Bezug haben, kommen jedoch ohne Rücksicht auf das Stadtviertel vor den Chacha, der außer seinen sonstigen Obliegenheiten als der vom König eingesetzte Anwalt und Beschützer der Weißen gilt. Wie der Neger überhaupt ein verhältnismäßig seines Gefühl für Recht und Unrecht besitzt, so halten namentlich die Beamten von Dahome streng darauf, daß einerseits die Autorität der weißen Rasse von ihren schwarzen Stammesgenossen nicht angetastet und andererseits, dieselbe Autorität von den Weißen nicht mißbraucht werde. Der Eingeborne von Dahome, der sich eines Unrechts schuldig macht, wird in den meisten Fällen recht streng bestraft werden. Aber es gilt als unzulässig, daß der Weiße die Bestrafung selbst in die Hand nehme und einen Dahome-Mann ebenso ungeschont prügele, wie er das mit Kru- und Accra-Leuten, für welche die Regierung von Dahome bloß in sehr beschränktem Maße eintritt, ohne weiteres thun darf. Zu wichtigeren Verhandlungen, wie deren während meines Aufenthalts Père Ménager eine im Interesse der französischen Kolonien veranlaßt hatte, beruft der Chacha alle in Weida lebenden Weißen mit Ausnahme solcher Individuen, die durch schlechten Lebenswandel des Vorrechtes ihrer weißen Haut verlustig gegangen sind und sich auf den Standpunkt von Schwarzen

gestellt haben. Bei solchen Verhandlungen ist der Wunsch, Gerechtigkeit, und zwar strengste Gerechtigkeit zu üben, so klar ersichtlich, daß auch nicht der leiseste Zweifel an der Aufrichtigkeit des Gerichtsverfahrens aufkommen kann.

Weniger gut als die Rechtspflege ist das Steuersystem entwickelt. Von den Eingebornen werden Abgaben in der Weise erhoben, daß der König jedem Häuptling befiehlt, eine gewisse Menge Palmöl einzuliefern. Der Häuptling verteilt die Abgaben wieder auf die ihm unterstellten Unterthanen, und da meistens nicht freiwillig gezahlt wird, so muß ein wenig mit Gewalt nachgeholfen werden. Von den Weißen werden hier wohl Abgaben für die von ihnen betriebenen Handelsgeschäfte, aber keine solche Steuern wie von den Schwarzen erhoben, es sei denn, daß sie sich durch ihren Lebenswandel auf den Standpunkt von Schwarzen gestellt hätten.

Ob den zahlreichen Vorrechten, deren sich die in Dahome angesiedelten Weißen erfreuen, bloß die Anerkennung der Überlegenheit der weißen Rasse zugrunde liegt oder ob die Furcht, bei anderartigem Verhalten mit jenen Regierungen, deren Unterthanen die Weißen sind, in Verwicklungen zu geraten, dabei eine Rolle spielt, dürfte schwer festzustellen sein. Sogar der König, der im übrigen für seine Wünsche und Liebhabereien, soweit sie nicht gegen die Überlieferung verstoßen, kaum irgendwelche Schranke kennt, beleihtigt sich den Weißen gegenüber einer großen Mäßigung und Zurückhaltung, jeder Schwarze, den der König an seinen Hof nach Abome beruft, muß bei Strafe des Todes Folge leisten, obwohl er niemals völlig davon überzeugt sein kann, daß er wieder zurückkehren werde. Aber so gern auch der König namentlich bei Festlichkeiten die Anwesenheit von Weißen sehen würde, so gilt es dennoch als Landesgesetz, daß ein Europäer niemals gezwungen werden dürfe, nach Abome zu reisen. Begiebt sich jemand freiwillig dorthin, so glaubt der König durch diese Thatsache ein gewisses Recht über ihn zu haben und fesselt ihn oft Monate lang an seinen Hof. Dieses Ungewisse, in das man hineingeht, hat manche mit ihrer Zeit nicht allzu freigebige Besucher von Dahome und unter andern auch den Verfasser dieses Buches von einem Besuche der Hauptstadt zurückgeschreckt. Man kann wohl vorausbestimmen, wann man nach Abome abreisen, aber niemals, wann man wieder zurückkehren werde. Im günstigsten Falle mag die Sache 2 bis 3 Wochen, im ungünstigsten, d. h. wenn man das Unglück hat, durch irgendwelchen Zufall den König zu interessieren, mag sie Monate über Monate dauern. Es ist Sitte, bei Besuchen in Abome ein Geschenk mit zu bringen, das jedenfalls etwas neues und noch nicht von den Faktoreien angebotenes sein muß. Auch wird durch die große Anzahl der Träger, die man besolden und befästigen muß, die Reise ziemlich kostspielig. Als Gegengeschenk pflegt der König gleich nach der Ankunft Lebensmittel und kurz vor der Abreise ein paar Sklaven (meistens zwei Jungfrauen) zu senden. In

dieser Weise brachte der Hauptagent eines Bremer Hauses ein paar Sklaven mit herunter, denen er natürlich gleich nach der Rückkehr die Freiheit schenkte. Obwohl der König es sehr erwünscht findet, daß die in Abome weilenden Europäer allen Festlichkeiten beiwohnen, so scheint doch auf diejenigen, welche sich dem Anschauen der Menschenschlächtereien entziehen wollen, neuerdings kein Zwang mehr ausgeübt zu werden. So berichteten mir sowohl der Kommandant und der Arzt des portugiesischen Forts, wie auch Herr Gaillat von der Firma Cypr. Fabre & Co., der mehrere Wochen in Abome gelebt hat, ohne ein einziges Menschenopfer zu sehen.

Trotz der greulichen, von ihm veranstalteten und geleiteten Festlichkeiten soll der sehr alte (jetzt verstorbene) König Gelelé im Grunde genommen ein ganz wohlwollender Herr sein. Auch behauptet man, daß der Thronfolger, der ungefähr ebensoviel Macht hat wie der König, einer Abschaffung der alten Gebräuche nicht abgeneigt sei. (Leider hat sich das Gegenteil später gezeigt.) Versuche in dieser Richtung sind namentlich von den Engländern schon mehrmals gemacht worden. Am 13. Januar 1852 kam zwischen England und dem damaligen Könige Gezo ein Vertrag zustande, wonach der Sklavenhandel abgeschafft werden sollte. Am 12. Mai 1877 folgte ein mit dem noch jetzt regierenden Könige Gelelé abgeschlossener Vertrag, wonach die Sklavenausfuhr endgültig verboten und kein Engländer gezwungen werden sollte, den in Abome stattfindenden Menschenopfern beizuwohnen.

In neuester Zeit haben bloß die Franzosen, und zwar in ziemlich unbefriedigender Weise, mit der Regierung von Dahome Unterhandlungen gepflogen. 1883 boten sie eine Schutzherrschaft an und wollten dem Könige für die Abtretung der vier Küstenplätze des Landes (Weida, Abrikete, Godome-Strand und Cutanu) eine Jahresrente von 40 000 Mk. zahlen. Der von Porto-Novo herübergekommene Hauptagent der Firma Regis Liné, der diesen Antrag überbracht hatte, wurde des Landes verwiesen. Im Oktober 1884 soll der Vorschlag erneuert worden sein. Man suchte, wie es heißt, mit Umgehung des gerade im Abome weilenden Chacha einen in französischer Sprache geschriebenen Brief (das Schreiben im vorhergehenden Jahre war portugiesisch abgefaßt) an den König zu befördern. Gelelé aber gab diesen Brief dem Chacha zur Übersetzung und erklärte, daß er sein Land selbst verwalten könne.

Der jetzige Chacha von Weida, Juliano de Souza, meistens bloß „Juliano“ genannt, stammt aus einer alten portugiesischen Familie, die aber seit Generationen mit Negerblut durchtränkt worden ist und so ziemlich in allem und jedem die Sitten der eingeborenen Vornehmen angenommen hat. Der große, durch Sklavenhandel erworbene Reichtum, dessen sich die Familie de Souza während der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts erfreute, ist durch allzu verschwenderisches Leben verloren gegangen, sodaß sogar nach und nach jene Diamanten, auf welche die Familie besonders stolz war, verpfändet und verkauft werden mußten.

Dem klugen Juliano gelang es jedoch am Hofe von Abome, wo er bis dahin ziemlich mißbeliebt war, wieder in Gnaden aufgenommen zu werden und jene Chacha-Würde zu erlangen, die sein verstorbener Bruder bereits bekleidet hatte. Seitdem wächst das Ansehen der Souza-Familie von Jahr zu Jahr; jedermann huldigt dem zum zweiten Mal strahlenden Stern.

Ein Gehalt in unserm Sinne beziehen die Beamten von Dahome nicht, ihr Verhältnis zum König und zur Zentralregierung erinnert an die alten persischen Satrapen. Daß die Beamten auch von jenen Geschenken, die sie in Abome zu erhalten pflegen, nicht leben können, ist um so einleuchtender, als die Geschenke, die sie selbst mitbringen müssen, von höherem Werte zu sein pflegen. Trotz alledem gelten hohe Stellungen wie diejenige des Avoga oder Chacha als eine Quelle des Reichtums. Es würde zu weit führen, wenn ich den Leser noch tiefer in dieses Labyrinth orientalisches-barbarischer Finanzkünste hineingelesen wollte. Nur so viel sei erwähnt, daß in ganz Westafrika auch die größten und angesehensten Persönlichkeiten den aus dem Handel sich ergebenden Verdienst nicht verschmähen. Selbst der stolze Juliano erachtet es nicht unter seiner Würde, einen allerdings etwas versteckt gelegenen Laden zu unterhalten, in welchem seine mischblütigen Gattinnen die aus den Faktoreien bezogenen Waaren feilbieten.

Einen großen Teil dessen, was ich von Dahome gesehen und über Dahome erfahren habe, verdanke ich dem Chacha, der sich mir gegenüber als ein ebenso energischer wie liebenswürdiger Anwalt der Weißen erwiesen hat. Man möge sich aber nicht wundern, wenn ich trotz des Gefühls der Dankbarkeit, die ich für ihn empfinde, den Mann ohne jede Beschönigung so schildere, wie er ist. Ich würde ihm einen schlechten Dienst erweisen, wenn ich ihn für einen Europäer ausgäbe und meine Leser veranlaßte, europäische Sitten und Lebensgewohnheiten bei ihm vorauszusetzen. Berücksichtigt man, daß er als Afrikaner aufgewachsen und erzogen ist, so muß man seiner Thatkraft, seiner Klugheit, seinem würdevollen Benehmen und seiner Liebesswürdigkeit das höchste Lob zollen. Als ich den Wunsch geäußert hatte, jene Amazonen, die der König dem Chacha bei verschiedenen Gelegenheiten zum Geschenk gemacht, kennen zu lernen, veranstaltete Juliano mir zu Ehren Festlichkeiten, die drei Tage lang ganz Weida in eine gewisse Aufregung versetzten. Gleich am ersten Abend nach meiner Ankunft sollten die 60 Amazonen des Chacha bei Fackelbeleuchtung einen kriegerischen Tanz aufführen.

Kurz nach Dunkelwerden ließen sich Herr Mandad, Père Menager, Herr Bödecker und meine Wenigkeit in Hängematten zum Hause des Chacha tragen. Es ist in Dahome nicht üblich und so zu sagen nicht gestattet, daß Weiße auf längere Entfernungen zu Fuße gehen. Mit allen zugehörigen Häusern und Hütten stellt der Wohnsitz des Chacha ein rings von hoher Mauer umschlossenes Gehöft dar, dessen Umfang

demjenigen eines großen europäischen Bauerndorfes zum mindesten gleichkommt. Das eigentliche zweistöckige Wohnhaus sieht ein wenig verfallen aus und ließ in diesem ruinenhaften Zustande die Szenen, die sich dicht davor auf dem Hofe abspielten, noch phantastischer erscheinen, als dies ohnehin schon der Fall gewesen sein würde.

Juliano, ein hochgewachsener, breitschulteriger Mann von dunkelgelber, ein klein wenig bräunlicher Hautfarbe, empfing uns in der freundlichen und zuvorkommenden Manier eines prunkliebenden Aristokraten. Er trug ein langes, buntes, bis auf die Füße reichendes hemdartiges Kattun-Gewand, dazu europäische Zugstiefel, ein buntgesticktes Troddel-Käppchen und — obwohl er ganz zweifellos Fetisch-Anbeter ist — auf der Brust ein großes schwarzes Metallkreuz. Diese Kleidung mochte ihm selbst nicht ganz zweckentsprechend erscheinen, denn er entschuldigte sich, daß er krankheitshalber die bequemen losen Gewänder, den engen europäischen vorgezogen habe. Neben dem Chacha saß sein ältester, in einem englischen Knabenpensionat erzogener und ganz europäisch gekleideter Sohn, der, von einer schwarzen Oberstin der Amazonen geboren, weit dunkler als sein Vater und schon beinahe kaffeebraun ist. Dieser junge Mann hat seine Vorliebe für europäische Sitten auch dadurch bethätigt, daß er sich in kirchlicher Form bei den französischen Patres trauen ließ. Durch diesen Vorgang kamen dann überhaupt für einige Zeit die kirchlichen Eheschließungen in Aufschwung, und die Kaufleute hatten nichts eiligeres zu thun, als sofort einige Duzend Brautkränze und Brautschleier aus Europa zu bestellen. Diese Mode der Eheschließung, die auch gegenwärtig noch als guter Ton gilt, wird voraussichtlich nicht von langer Dauer sein, denn schon beginnen diejenigen, die zuerst damit angefangen hatten, wieder zu den Sitten der guten alten Zeit zurückzukehren.

Es ist schwer, ohne Zuhilfenahme der bildlichen Darstellung jenen Kranz von sogenannten, d. h. gelben und schwarzen Europäern und Europäerinnen zu beschreiben, der als Staffage und Hofstaat den Chacha umgab. Jedermann, der so eine Ahnung hat, als ob in den Adern seiner Vorfahren europäisches Blut geflossen sei, und auch ein großer Teil der aus Brasilien gekommenen Mischlinge betrachten sich als Weiße. Die Zahl dieser sogenannten Europäer würde noch viel größer sein, wenn nicht seitens der Regierungs-Beamten mit einer gewissen Strenge gegen jeden Mißbrauch dieses Adelstitels der weißen Hautfarbe vorgegangen würde. Daß der dunkelbraune Sohn des Chacha ein Weißer sei, daß die gelbbraunen Schwestern, Gattinnen und sonstigen Verwandten des Chacha Portugiesinnen seien, gilt als ausgemacht und selbstverständlich.

Aber wehe dem, der ohne anerkanntermaßen ein weißer zu sein, europäische Stiefel anlegen oder sich einer Hängematte bedienen wollte! Selbst der König und alle seine Avogas werden niemals Stiefel tragen, die Hängematten sind dagegen auch den höhern einheimischen Beamten,

sowie allen reichern Leuten gestattet, wenn sie krankheitshalber nicht zu Fuße gehen können.

Die Hautfarbe der oben erwähnten Portugiesinnen, die nicht recht zu wissen scheinen, ob sie sich als Negerinnen oder als Europäerinnen benehmen sollen, wechselt zwischen dunkelgelb und schwarzbraun. Obwohl die Gesichtszüge noch immer den edlern Schnitt der europäischen Rasse zeigen, so kann man diese mischblütigen sogenannten Portugiesinnen nicht grade hübsch nennen. Bei voller Kraft und Gesundheit sehen sie dennoch klein, mager, welk und melancholisch aus, was zum Teil von der unvorteilhaften Art, wie sie sich kleiden, zum Teil auch von den seit Generationen unter den westafrikanischen Portugiesen üblichen Verwandtschafts- und selbst Geschwister-Ehen herrühren mag. Die Kleidung der Frauen glich derjenigen des Chacha: ein sehr langes, bis auf die Füße reichendes Hemd, unförmliche, schleppende Pantoffeln, äußerst sorgfältig im Pompadour-Stil frisirtes Haar und eine Überfülle von Schmuck.

Die Geschwister-Ehen, von denen ich sprach, mögen auch unter Negern vorkommen, gelten aber bei diesen als Ausnahmen, während sie unter den schwarzgewordenen Portugiesen vollkommen eingebürgert sind, etwa im Sinne der ägyptischen Ptolemäer. Unter den Frauen eines hochgestellten Portugiesen findet sich, wenn nicht immer, so doch häufig genug eine seiner Schwestern, allerdings mit der Einschränkung, daß sich bloß Geschwister, die denselben Vater haben, ehelichen, aber niemals solche, denen die Mutter gemeinsam ist.

Aus allem, was ich bereits über Dahome gesagt habe, wird man entnehmen haben, daß dort streng auf Rangordnung gehalten wird. Die Eingebornen erfreuen sich, selbst von dem größern oder geringern Reichtum ganz abgesehen, bei weitem nicht der gleichen Freiheit wie alle Fremden. Nahte dem Chacha ein Diener oder ein Mann aus dem Volke, so kroch er ehrerbietig auf allen Vieren herbei. Die höher gestellten Eingebornen begnügten sich mit einfachem Niederknien, die sogenannten Portugiesen und Portugiesinnen sowie alle sonstigen Fremden dagegen mit Verbeugung und Handkuß. Dabei darf man nicht vergessen, daß in Abome, wo doch auch die Weißen bloß eine Verbeugung machen, der Chacha selbst wieder niederkniet, wenn nicht gar auf Händen und Füßen zum Throne des Königs heranrutscht.

Die ehrsamten Bürger von Weida, von denen sich im Kreise herumstehend wohl mindestens ein halbes Tausend eingefunden haben mochte, betrachteten uns mit ehrerbietigem Staunen. Viele von ihnen hatten dressierte Schafe bei sich, die ihren Herrn gleich unsern Hunden folgen und höchst gelehrig zu sein scheinen.

Kurz bevor das Schauspiel der Amazonentänze begann, ließ der Chacha deutsches Bier und Bahia-Rum ausschütten. Dieser letztere ist in Dahome, das ehemals eine rege Verbindung mit Brasilien hatte, das gewöhnliche Getränk, welches bei Besuchen herumgereicht wird.

Meines Wissens ist Dahome zur Zeit das einzige Land auf der Erde, wo es ein weibliches Kriegsheer giebt. Die Amazonen von Abome, deren Zahl höchst verschieden angegeben wird und jedenfalls nicht höher als 6000 ist, gelten dem Namen nach als Frauen des Königs und bilden eine Leibgarde, die durch Mut, Disziplin und Anhänglichkeit den männlichen Soldaten überlegen sein soll. Obwohl die Amazonen den König auf allen Kriegszügen begleiten, so glaube ich doch, daß sie mehr als Staatstruppe denn als Feldtruppe verwendet werden. Bei allen wilden und halbwildem Völkerschaften werden Gesang und Tanz als ebenso unumgängliche Hilfsmittel zu kriegerischer Schulung angesehen, wie bei uns Exerzieren und Trommelwirbel. Da aber die Amazonen von frühester Kindheit an zu Kriegerinnen, Tänzerinnen und Sängerinnen erzogen werden, so ist es natürlich, daß sie in bezug auf Drill und Exerzitiium den männlichen Soldaten ebenso sehr überlegen sind, wie ein Garde-Regiment der Landwehr.

Die Amazonen des Chacha, die früher sämtlich in der Armee von Abome gedient haben, sind Frauen von 18—25 Jahren und werden, da ja der Chacha keine Kriege führt, selbstverständlich bloß zum Pomp unterhalten. Sie besitzen keine gemeinschaftliche Kaserne, sondern wohnen ebenso wie die 30 männlichen Soldaten Julianos in verschiedenen Stadtvierteln, von wo sie jedesmal, wenn der Chacha ein Fest giebt, herbeigerufen werden. Schon als sie, in langem Zuge aufmarschierend, ihren Herrn und Gatten begrüßten, setzte mich die Exaktheit ihrer an unsere eigenen Militärgewohnheiten erinnernden Bewegungen in Erstaunen. Man denke sich 60 junge, schlankte und ausgesucht kräftige Frauen, die, ohne unweiblich zu werden, dennoch einen unbezweifelten kriegerischen Eindruck hervorrufen. Diese Vereinigung des Weiblichen und des Kriegerischen würde bei Europäerinnen kaum denkbar sein, sie erklärt sich, so wie ich mir die Sache vorstellte, durch die eigentümliche Bildung des Negerstammes. Negerinnen von unvermischem Blut (bei Mulattinnen ist es gerade umgekehrt) haben nur selten üppige Formen und ähneln in bezug auf den Knochenbau in auffälliger Weise den Männern. Man muß sich daher die Amazonen ungefähr so vorstellen, als ob die erwachsenen Böglinge eines deutschen Mädchenpensionats turnten oder kriegerische Spiele veranstalteten. Die Behauptung, daß bei den Kriegerinnen von Dahome ebenso wie bei den mythologischen Amazonen der alten Griechen eine Brust abgeschnitten werde, ist unrichtig.

Eine eingehende Schilderung verdient die auffallend hübsche Uniformierung, die unsere Theaterdirektoren behufs etwaiger Ballettaufführungen zum Muster nehmen könnten. Unter einer weißen, schirmlosen, mit schwarzgestickten Tierbildern (Eidechsen, Vögel u. s. w.) geschmückten Zofekappe lugen die frischen jugendlichen Gesichter recht freundlich hervor. Die Füße sind nackt, aber die Beine mit kurzen, bis oberhalb der Knie reichenden grünen, gelben oder roten Höschen bekleidet. Eine in allen Farben des Regenbogens gestreifte, die Arme

und den Hals unbedeckt lassende Tunika von Seide oder Samt umschleift den von einem Korsett (einheimisches Fabrikat) gestützten Oberkörper. Der schlanke Wuchs wird noch ganz besonders durch einen ebenfalls vielartig gestreiften Gürtel hervorgehoben, in dem an der linken Seite das kurze Schwert steckt und an dem vorn die schwarzlederne Patronentasche befestigt ist. Eine weißseidene oder hellgrüne, jedenfalls hellfarbige Schärpe wird in ähnlicher Weise getragen, wie von unserer Infanterie die aufgerollten Mäntel. Die Bewaffnung besteht aus Schwertern, Streitäxten und Steinschloßgewehren, welche letztere jedoch beim Tanzen zur Seite gestellt werden. Der Chacha schenkte mir, als ich Interesse dafür zeigte, eines der kurzen, an die bekannte römische Form erinnernden Schwerter und eine Streitaxt. Die letztere war eigentlich bloß eine aus hartem Holz gefertigte Keule, in die man einen spitzen Eisenstift eingefügt hatte.

Ich bin fest überzeugt, daß der unternehmende Impresario, der zuerst einen Trupp Amazonen nach Europa brachte, damit auf jeder Bühne Furore machen würde. Abgesehen davon, daß Gesang und Tanz hier zusammenwirkten, waren die Leistungen, die uns Stunde um Stunde lang in ununterbrochener Reihenfolge vor Augen geführt wurden, ganz im Stile unserer Balletts. Nur tanzt vielleicht kein anderes Corps de ballet so exakt. Voran eine hochgewachsene, etwas ältliche Gestalt. Das war die Oberstin, betreffs deren mir der Sohn des Chacha die mein Gefühl verletzenden Worte ins Ohr flüsterter: „Sehen Sie bloß, wie gut meine Mutter tanzt.“ Dahinter folgten mit geschwungener Streitaxt die jüngeren Lieutenants und die noch jüngern Mannschaften, bald in nachgeahmtem Angriff auf uns Zuschauende losstürzend, bald abschwenkend, sich zerstreugend und sich wieder vereinigend. Und das alles mit rhythmischen, halb kriegerischen, halb kokett-graziösen, jedenfalls nicht unschönen Bewegungen, bei denen das anmutige Spiel der gerundeten Arme an die klassischen Statuen des Altertums hätten erinnern können. Alle Tänze, die ich bisher bei wilden und halbwilden Völkern gesehen hatte, waren eigenartig, grotesk und bis zu gewissem Grade unzünftig gewesen. Hier zum ersten Mal führte man ein Schauspiel auf, das auch vor einer ernstern Kritik und einem ernstern Schönheitssinn standgehalten haben würde.

Die Gesänge, die mit auffallender Reinheit der Kehlen vortragen wurden, besaßen, wenn auch vielleicht keine komplizierte Melodie, so doch verschiedene aufregende und an die Marseillaise erinnernde Rhythmen. Ihr einziger Inhalt war die Verherrlichung des Vaterlandes und der Tapferkeit seiner Kriegerinnen. Bei jedem Scheinangriff, bei dem die Tänzerinnen dicht vor uns auf den Fußspitzen sich aufrichtend ihre Streitäxte über unseren Köpfen emporhoben, wurde mit äußerster Betonung das Wort „Dähömä“ gesungen. Trotz der nach unserm Begriffen ungeheuren Anstrengung schienen doch selbst nach mehreren Stunden weder die Muskeln zu ermüden noch die Kehlen heißer zu werden.

Die Abendunterhaltung endete mit einem Zwischenfall, den der Chacha wohl selbst bestellt hatte, um diesen ersten Tag des Festes mit Glanz beschließen zu können. Auf Händen und Füßen sich vorwärtsbewegend, nahte ein Bote, der sich aufrichtend geraume Zeit mit dem Chacha zu plaudern schien. Juliano schien nachzusinnen, dann aber erhob er sich und forderte uns in portugiesischer Sprache auf, unsere Köpfe zu entblößen, weil er eine Botschaft vom König erhalten habe. Einer von des Chachas geheimen Räten sprach zum Volke, ein anderer zu den Amazonen, die, nachdem zuerst eine feierliche Stille gefolgt war, urplötzlich, während gleichzeitig das Eingeborenen-Orchester Tusch spielte, ein unbeschreibliches Freudengetöse anstimmten und das wildeste Stück ihrer Kriegs- und Tanzkunst losließen. Ich bin überzeugt, daß das Ganze bloß ein Theaterkoup war, aber selbst als solcher machte es einen ausgezeichneten Eindruck. Kaum war es wieder ruhig geworden, als der Chacha, mir auf die Schultern klopfend, mich auf eine neue Überraschung vorbereitete. In langer Linie kamen die Amazonen, die die sich zur anderen Seite des Hofes zurückgezogen hatten, herangestürzt und stürzten, etwa wie man ein wildes Roß pariert, vor uns fremden Gästen auf die Kniee nieder, indem sie gleichzeitig ihre Streitäxte vor unsere Füße legten. Das ist eine Huldigung, die für gewöhnlich außer dem Könige bloß ihrem Herrn und Meister zu teil wird und die sie auch diesem gegenüber wiederholten.

Nachdem ich mich vergewissert hatte, daß ein Geschenk meinerseits nicht ungünstig aufgenommen werden würde, bat ich den englisch sprechenden Sohn des Chacha, seinem außer der Landessprache bloß des Portugiesischen mächtigen Vater mitzuteilen, daß man drinnen in den Gemächern einige von mir mitgebrachte Stücke Samt niedergelegt habe. Gleichzeitig bat ich um die Erlaubnis, den Amazonen ein in Zeug und — Num! bestehendes Geschenk überreichen lassen zu dürfen. Der Chacha nickte freundlich zustimmend mit dem Kopfe und die Amazonen machten, als ihnen die Kunde verdolmetscht wurde, vergnügte Gesichter.

Am folgenden Morgen um 11 Uhr sollten die Festlichkeiten fortgesetzt werden, aber der Chacha bat mich, etwas früher zu erscheinen, weil er mir sein im Bau befindliches neues Wohnhaus zeigen wolle. Besonderen Wert schien er auf das Empfangszimmer zu legen. Die Wände waren dort bereits mit goldglänzenden Tapeten bekleidet, während der Fußboden aus getrocknetem Kuhdünger bestand. Ein großes und nicht übel gemaltes Ölgemälde in breitem Goldrahmen stellte den Bruder Julianos und frühern Chacha dar. Da Juliano einige Kronleuchter bestellen wollte, so hatte Herr Mandad die mit Bildern geschmückten Preislisten einiger Berliner Lampenfabriken mitgebracht, und es war höchst interessant, sowohl die Geschmackrichtung der Ratgeber des Chacha wie auch die selbstbewusste Art und Weise zu beobachten, mit welcher er durch einen Fingerzeig diejenigen Gegenstände andeutete, die er zu besitzen wünschte. (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Aus dem Kongostaate ist in Brüssel die Nachricht von dem Tode des Grafen d'Urzel eingetroffen, der vor vierzehn Monaten dorthin als Befehlshaber der Falls-Station mit dem Prinzen von Croÿ gereist war; er war ein Sohn des ehemaligen Gouverneurs der Provinz Hennegau. Dieser unerwartete Tod erregt allseitiges Bedauern. Der junge, erst 26jährige Genieutenant war, als guter Katholik, ein warmer Freund der katholischen Missionsthätigkeit. R. i. P.

Aus Bukumbi, der Station am Südufer des Viktoria-Nyanza, ist ein Bericht des Pater Levesque eingelaufen, in dem er schreibt, daß die Reise der letzten Missionskarawane durch die deutschen Besitzungen außerordentlich glücklich verlief. Mehrere Häuptlinge seien aus freien Stücken ihnen entgegengekommen und hätten Geschenke gebracht, da sie an der Spitze des Zuges die deutsche Fahne wehen sahen. Die Lage habe sich sehr geändert, und Lieutenant Langheld, der Stationschef von Bukoba, ihm gesagt, man könne jetzt mit dem Spazierstock in der Hand, ohne etwas zu fürchten, die deutschen Besitzungen durchwandeln. Der verstorbene Pater Schynse hat dem Briefe noch folgende Nachschrift beigelegt, wohl die letzten Zeilen, die der verdiente Missionar nach Deutschland gesandt hat, und welche zur Beurteilung der Verhältnisse nicht ohne Interesse sind: „Ich erlaube mir, meine besten Wünsche denen des P. Levesque hinzuzufügen. Um Mißverständnisse zu vermeiden, füge ich bei, daß freilich ein guter Anfang gemacht ist. Stellenweise kann man mit dem Spazierstocke gehen, aber es wird doch einige Jahre dauern, bis der Europäer überall sicher ist. Derselbe thut gut, den Eingeborenen eine genügende Macht zu zeigen, um sie von Angriffen abzuschrecken. Es wird noch manche Jahre kosten, bis die Wagogo sich daran gewöhnt haben, Durchreisende nicht als Milchkühe zu betrachten. Aber, Gott sei Dank, der Anfang ist gemacht, die deutsche Flagge ist geachtet, und unter ihrem Schutze hoffen wir uns unserer Berufsarbeit ungestört hingeben zu können. Die deutschen Katholiken werden uns hierbei nicht im Stiche lassen, besonders da alle unsere Erfolge hier zu Lande ebenso sehr für das Vaterland als die Kirche sind.“

Der Afrikareisende Oskar Borchert hat mit seiner Expedition den Abmarsch in das Innere angetreten. Es ist dies die Vorexpedition für das Dampfer-Unternehmen nach dem Viktoria-Nyanza, dessen Durchführung mehr als zweifelhaft erscheint. Major von Wismann ist übrigens von seiner Reise nach Wadi Halsa wieder in Kairo eingetroffen, wo inzwischen wohl auch der Abgeordnete des Antisklaverei-Lotterie-Komitees angelangt sein wird, der mit Wismann Rücksprache nehmen soll, ob dieser die Überführung des Dampfers nach dem Viktoriasee übernehmen will.

Über die deutsche Schule in Togo, wo leider noch keine katholische Mission besteht, liegt ein interessanter Bericht des Lehrers K. Köbele aus Klein-Popo vor, dem wir nach dem „Deutschen Kolonialblatt“ Folgendes entnehmen: Am 9. November begann ich meine Thätigkeit mit der Aufnahme der Schüler. An demselben Tage meldeten sich schon über 60, in den nächsten Tagen stieg die Zahl der Schüler auf ca. 80. Doch mußten verschiedene als noch zu jung wieder

entlassen werden; einige blieben von selbst weg, so daß die gegenwärtige Zahl der Schüler 65 beträgt. Die Unterrichtsfächer sind Lesen, Schreiben, Rechnen, Sprachübungen, verbunden mit Anschauungsunterricht, Singen und Turnen, letzteres viermal in der Woche nachmittags von 5–6 Uhr, im Anschluß daran Spiele. Eines der fruchtbarsten Unterrichtsfächer ist das Schreiben. Bei dem bekannten Nachahmungstrieb der Schwarzen fällt es den Schülern nicht schwer, auch schwierige Buchstaben in kurzer Zeit richtig darzustellen. Alles, was gelesen wird, wird von den Schülern frei nach dem Diktat niedergeschrieben. Im Rechnen arbeite ich bis jetzt im Zahlenraum von 1 bis 10. Bei der großen Vorliebe der Eingeborenen für den Handel ist dieses Fach von großer Bedeutung. Sehr wichtig sind naturgemäß auch die Sprech- und Sprachübungen, verbunden mit Anschauungsunterricht. Die Schüler lernten in erster Linie deutsch grüßen, die Gegenstände in der Schule, Körperteile, Kleidungsstücke, Haushaltungsgegenstände benennen; aus den gewonnenen Wörtern werden Sätze gebildet. Von Bildern, die gezeigt werden, werden die Namen eingepägt und Thätigkeiten bezw. Eigenschaften entwickelt. Bekanntlich macht die deutsche Sprache, namentlich die Aussprache, den meisten Ausländern große Schwierigkeiten. In erhöhtem Maße trifft das auch bei den Negeren zu. Unter den deutschen Lauten giebt es für sie verschiedene Schmerzskinder, vor allen, daß wie i ausgesprochen wird, ferner ch, sch und andere, außerdem Konsonantenverbindungen wie gl, kl, gr, kr und andere. Was den Anschauungsunterricht betrifft, so bringen die Schüler namentlich den geographischen Charakterbildern sehr großes Interesse und auch Verständnis entgegen. Großes Staunen erregte das Häusermeer von Berlin, große Freude ein Bild, die Zuderernte darstellend, wo Neger mit den auch hier gebräuchlichen Instrumenten arbeiten, ebenso ein Bild von Kamerun, wo ja die Verhältnisse ähnlich sind wie hier. Die Schüler sind sehr wißbegierig und wollen auch über die kleinste Kleinigkeit belehrt sein. Zu den angenehmsten Fächern zählt das Singen. Bekanntlich haben die Neger an Musik und Tanz eine große Freude, und so macht auch das Singen meinen Schülern besonderes Vergnügen; zudem besitzen sie auch die dafür nötige Begabung. Ebenso zeigen die Knaben für das Turnen sehr viel Interesse. Von den Spielen finden die Ballspiele am meisten Anklang. Soll ich den Eindruck, den ich bis jetzt von meinen Schülern bekommen habe, zusammenfassen, so muß ich sagen, daß die Negerkinder im Durchschnitt hinter unseren deutschen Schülern zurückstehen, doch bei weitem nicht in dem Maße, als man gewöhnlich annimmt. Nicht wenige können es mit den begabtesten deutschen Schülern aufnehmen, zeigen namentlich ein sehr bedeutendes Fassungsvermögen. Was einzelne hervorstechende Eigenschaften der schwarzen Schüler betrifft, so machte sich im Anfang ein starker Hang zum Stehlen bemerkbar, indem die Schüler einander die Griffel wegnahmen. Nachdem aber in zwei Fällen strenge Züchtigung seitens des Vaters erfolgt war, dem ich die Sache mitgeteilt, ist bis jetzt kein weiterer Fall vorgekommen. Ebenso machte sich ein ziemlich starker Hang zum Lügen bemerkbar. Bis jetzt habe ich die Beobachtung gemacht, daß die Schwarzen nur dann ihrer Pflicht richtig nachkommen, wenn sie beaufsichtigt werden; sobald sie sich aber auch nur einen Moment unbeobachtet glauben, lassen sie nach. Das

zeigt sich in der oft mangelhaften Ausführung der Hausaufgaben. Einen wichtigen Faktor in der Unterrichtshätigkeit bilden die Schulstrafen. Im allgemeinen suche ich körperliche Züchtigungen thunlichst zu vermeiden. An anderer Stelle treten die auch in Deutschland üblichen Schulstrafen, wozu ich noch ein besonderes System von Ehrenstrafen bezw. Belohnungen gefügt habe. Andere Schüler, andere Behandlung. So erhalten zum Beispiel Schüler, die sich durch Fleiß und gutes Betragen auszeichnen, ein kleines Geschenk, faule und unartige werden namentlich aufgeführt und von verschiedenen Vergünstigungen ausgeschlossen. Solche und ähnliche Mittel haben bis jetzt ihre Wirkung nicht verfehlt. Eine halbe Stunde vor Beginn der Schule wird die geborgte Glocke geläutet, der größte Teil der Schüler stellt sich pünktlich ein. Doch bei dem betannten Phlegma der Schwarzen, der sich zu allem gerne Zeit läßt, überhaupt von dem Wert der Zeit keine Ahnung hat, kommt es jeden Tag vor, daß einzelne zu spät kommen; diese müssen dann zur großen Freude der anderen nach dem Unterricht nachsitzen. Wie mir von verschiedenen Seiten versichert wurde, liegt den Eltern sehr viel daran, daß ihre Kinder Deutsch lernen. Einzelne Fälle abgerechnet, halten sie ihre Kinder zum pünktlichen Schulbesuch an. Sie nehmen auch regen Anteil an den Fortschritten der Kinder und gewinnen auf diese Weise unwillkürlich Interesse am Deutschtum überhaupt, und das um so mehr, als die Kinder zu Hause getreulich berichten, was sie in der Schule gesehen und gehört haben. Daß sich die Kinder auch gegenseitig beeinflussen, geht daraus hervor, daß ich auch von solchen deutsch begrüßt werde, die nicht zu meinen Schülern gehören. Überhaupt glaube ich bemerkt zu haben, daß, seitdem ich meinen Schülern eingeprägt habe, jeden Weißen zu grüßen, auch solche Kinder grüßen, die es vorher nicht thaten.

Von der Tierwelt in Südkamerun. Der Verwalter der Saunde-Station, G. Zenter, hat den „Mitteilungen aus den Schutzgebieten“ einen Artikel über „die Säugetier-Fauna des Saunde-Landes“ eingesandt, dem wir Folgendes entnehmen: Anthropomorphe Affen sind durch den Gorilla (hier ngi genannt) und den Schimpanse (wau) vertreten, welche sowohl in Trupps als auch paarweise die Urwälder, Waldstreifen und Büsche in der Baumjavanne unsicher machen, und manchmal so nahe an menschliche Wohnungen kommen, daß die Eingeborenen Nachts über trommeln, um sie zu verscheuchen. Trotz meines einjährigen Aufenthaltes hatten mir die Eingeborenen keine Auskunft über diese Tierpezies gegeben. Am 5. Februar 1891 hörte ich kurz nach Eintritt der Dunkelheit ein zunächst unerklärbares Geschrei, welches ich anfänglich in Streit begriffenen Eingeborenen zuschrieb. Es begann mit dem Quietschen eines Schweines und ging in ein tolles Gelächter über, das mit grunzenden Lauten untermischt war, um schließlich mit einem langanhaltenden dumpfen Trommeln zu enden. Meine Leute erklärten, daß der Lärm von Schimpansen herrühre. Am nächsten Morgen machte ich mich auf, um die Spuren des Wildes aufzunehmen. Schon nach halbständigem Spüren fanden wir die frische Fährte in einem Nachthale, in dem sich an verschiedenen Stellen breite Sümpfe ausdehnten, in denen eine üppige, aus Niedgräsern, Maranten und Farren gebildete Vegetation gedeiht. Die Fährte war sehr beschwerlich zu verfolgen, da wir uns durch stachelige Maranten und

Schlinggewächse einen Weg bahnen mußten. Daß eine Affenherde in der Nähe sei, bewies uns das weithin hörbare Schütteln und Brechen von Baumzweigen. Endlich hatten wir auf einem ziemlich hohen breitstämmigen Baume einen weiblichen Affen nächst Jungem vor uns, und das Männchen war soeben im Begriffe, sich dazu zu gesellen. Nicht ohne gewisse Beklemmung legten wir an, zwei Schüsse krachten; ein Fall, ein gräßliches Geschrei belehrten uns, daß dieselben gefessen hatten. Das Weibchen nebst Jungem hatte sich aus seiner Höhe von etwa 10 Meter herabfallen lassen und war spurlos verschwunden, während das Männchen schwer verwundet sich am Boden krümmte; ein Schuß durch die Brust endete seine Leiden. Es war ein starker männlicher Schimpanse mit schwarzem, bärenähnlichem Pelze, langen, starken, muskulösen Armen, ein nicht zu verachtender Gegner. Meine Leute schafften die Beute unter lautem Jubel nach der Station. Die Eingeborenen fürchten den Gorilla und auch den Schimpanse viel zu sehr, als daß sie ihn jagen würden. Der ausgewachsene Schimpanse ist aufrechtstehend fast so groß, wie ein untersepter Mann, aber bedeutend breitschulteriger. Der Schimpanse fertigt Sitze aus Zweigen in Gabelästen mittelhoher Bäume, und zwar kurz vor Sonnenuntergang, dort, wo er sich gerade befindet. Er sitzt schlafend die Nacht über, am Morgen, kurz vor Tagesanbruch, geht er auf Nahrungssuche. Der Gorilla ist ein schlauer Geselle, und trotz rührigen Nachpürschens ist es bis jetzt noch nicht gelungen, einen solchen zu erlegen. Von schmalnasigen sind es besonders die Meertagen, welche in größeren Gesellschaften ihr munteres und lustiges Wesen in den Gipfeln der Bäume treiben.

Fromme Missions-Gesellschaft.

Einen erfreulichen Fortgang — trotz der schlechten Zeiten — nimmt dies Werk in Deutschland. Und wir haben von vornherein nicht daran gezweifelt, daß unser gutes katholisches Volk ein Werk mit Freude begrüßen würde, daß von drei Päpsten mit so großen Privilegien ausgezeichnet wurde. Ja, mit großer Genugthuung können wir es aussprechen, scharenweise drängt man sich heran, um geistige Kinder des seligen Vinzenz Pallotti zu werden. Namen von hohem Adel, ehrwürdige Priester, Bürger jeden Standes und jeden Berufes bitten um die Aufnahme. Sehr viele Ordensleute, besonders Ordensfrauen, haben sich einreichen lassen mit dem Versprechen, für die Missionare zu beten, da sie über irdische Mittel ja nicht verfügen. „Ich ersuche Sie, mir die Aufnahme in die Kongregation und zwar in die Klasse der Aggregierten zu erteilen, damit ich der Verdienste und geistlichen Gnaden der Frommen Missionsgesellschaft teilhaftig werden kann.“ Mit diesen schlichten Worten meldet uns ein hochverdienter Priester, Domdechant und Generalvikar seiner Diözese seinen Beitritt an. Welch' ein edles Beispiel für tausend andere, denen es vielleicht mehr an eigenen Verdiensten für den Himmel mangelt.

Die Fromme Missionsgesellschaft hat jetzt Boden gefaßt im deutschen Volke, sie wird nicht bloß nehmen für ihre Missionen, sie wird Segen verbreiten überall, wohin sie kommt. Aber diese von uns selbst nicht in dem Maße geahnte rasche Ausbreitung erfordert eine Änderung in der Geschäftsführung. Bisher wurden

in diesen Heften die Gaben sowohl als auch die Liste der Beförderer mitgeteilt. Wollten wir damit fortfahren, so würden wir den anderen Stoff zu sehr beschränken müssen, wir würden auch in die Verlegenheit kommen, Berichte aus anderen Missionen zurückstellen zu müssen. „Gott will es!“ soll aber ein Organ für alle Missionen sein, die vom Afrika-Vereine unterstützt werden; es soll in ihm allen Kongregationen gleiche Berücksichtigung zu teil werden.

Von jetzt ab hört also die Veröffentlichung von Gaben, die ausdrücklich für diese Gesellschaft geleistet werden, in „Gott will es!“ auf, auch werden die Namen der Beförderer und Beförderinnen darin nicht mehr bekannt gemacht. Dafür wird aber der unterzeichnete Generalförderer jede Gabe, welche an ihn gesandt wird, mit nächster Post quittieren. Ferner wird die Fromme Missions-Gesellschaft alljährlich einen Bericht in Broschürenform gratis an die Mitglieder verteilen, worin sie Rechenschaft ablegt über die Verwendung der erhaltenen Mittel und zeigt, was sie mit Gottes Hilfe geleistet hat.

Selbstredend werden Missionsberichte aus Kamerun wie bisher in „Gott will es!“ veröffentlicht.

Wir erinnern nochmals daran, daß ein jeder brave Katholik und jede gute Katholikin die Vollmacht erhalten kann, als Beförderer oder Beförderin zu wirken. Jeder, der dies Amt übernimmt, erhält eine besondere Medaille, die eben angefertigt und dann vom hl. Vater gesegnet und mit Sterbeablaß begnadet wird. Diese Medaillen werden im Mai zur Verteilung kommen.

Alle Gaben, Anmeldungen und Anfragen wolle man direkt richten an den Generalförderer, Redakteur Helmes in Münster i. W.

Mehrere der hochwürdigsten Herren Bischöfe haben gern gestattet, daß ein Mitglied ihres Klerus das Amt eines Diözesan-Beförderers übernehme, und werden solche ernannt werden, sobald sich die geeigneten Personen gefunden haben.

Besondere Anliegen

dem Gebete der Missionare und Schwestern empfohlen.

Eine Abonnentin: Mehrere besondere dringende Anliegen. — Alle noch nicht erledigten früheren Anliegen. — J. A. in Neuß: Mehrere Anliegen. — W. F. in N.: Ein schweres Anliegen. — Für alle unsere Neukommunikanten: Die Beharrlichkeit im Guten.

Briefkasten der Redaktion.

Ein Abonn.: Freimarken nehmen wir gern, auch Zigarrenabschnitte, alle andere Sachen überweist man am besten dem nächsten Bonifatius-Sammelverein. — **Ein Abonn.**: Den Brief können Sie leicht selbst absenden: An Fräulein Maria W. in H., kommt sicher an. — **Nach Salzburg**: Gratuliere zur Entwicklung des „Echo“. Bei nächster Gelegenheit werde ich darauf zurückkommen. — **Nach den großen Seen**: Briefe für „Gott will es!“ nach Marienthal erbeten. — **Frl. Sch.**: Lebensgeschichte beginnt im nächsten Hefte. (Schluß der Redaktion am 12. März.)

Verantwortlicher Redakteur: W. Helmes in Münster i. W. — Druck und Verlag von A. Hoffarth in M. Gladbach.

Gott will es!

Die Sklaverei im Altertume.

Im Heidentum war die Sklaverei die höchste Stufe des Fortschrittes. Die Hellenen, die Römer, die Germanen hatten freilich nicht immer ihren Mitmenschen die Knechtschaft aufgebürdet, aber an Stelle der ursprünglichen Tugenden dieser Völker, iraten, nachdem sie zur Macht gelangt waren, bald die Neigung zum Wohlleben und die Bedürfnisse des Luxus. Außerdem trugen noch verschiedene andere Ursachen zur Ertötung alles Rechtsgefühles und aller Menschlichkeit bei, und es dauerte nicht lange, so war die Macht das einzige anerkannte Recht, und die Sklaverei wurde zur Grundlage der ganzen heidnischen Gesellschaft.

In den glänzendsten Zeiten des Altertums waren schon Philosophen wie Gesetzgeber darauf bedacht gewesen, ihren Mitbürgern alle Handarbeit zu ersparen. Ihr Ideal fanden sie dann in der schreiendsten aller Ungerechtigkeiten verwirklicht. Kann der Mensch — so fragten sie sich — zur Arbeit verurteilt werden, ohne die Vorteile der Freiheit zu verlieren? Müssen Schönheit und Kraft sich zu gemeinen Hantierungen hergeben? „Nein,“ antworteten diese Alterweisen, der Gebildete muß von jeder Arbeit befreit werden und, sagte Aristoteles, zur Erreichung dieses Zieles giebt es zwei Menschenklassen, deren Schicksal seit der Geburt besiegelt ist: die Einen sind von Natur frei, die Anderen von Natur Sklaven, und für diese letzteren ist die Sklaverei ebenso nützlich wie gerecht. Auch Plato forderte zwei solche Menschenklassen, und Theognis versicherte, zwischen diesen beiden Klassen obwaltete derselbe Unterschied, wie zwischen Mensch und Tier.

So betrachteten denn die in der Bildung fortgeschrittensten Länder die Arbeit als eine Schande. In Athen widmeten sich den Handelsgeschäften Fremde und Sklaven; in Theben schloß man die Kaufleute von den Staatsämtern aus; in Sparta setzte man auf den Handel, wie auf ein Verbrechen, die Todesstrafe; zu Rom sah man auf den Arbeiter mit der denkbarsten Verachtung herab. Der Sklave war nichts weiter als ein Ding; keinen Unterschied gab es zwischen ihm und einem Tiere. In diesem Punkte dachten alle Philosophen einhellig. Aristoteles verglich den Sklaven mit einem Ochsen und einem Pferd. In seinem Geiste steckte nichts Einheitliches und Vernünftiges, meinte Plato. Mit einer guten Behandlung der Sklaven war er trotzdem einverstanden, aber nur aus Gründen der Selbstsucht. Varro bezeichnet sie schlechtthin

als lebendige Werkzeuge. Und der strenge Cato sagte: „Ein verständiger Besitzer muß sich aller unbrauchbar gewordenen Werkzeuge, als abgenutzter Pflugscharen, altersschwacher Pferde, alter Sklaven entledigen.“ Der sonst gegen seine Diener so gütige Cicero sah mit Verachtung auf alle diese das Brot der Sklaverei essenden Tagelöhner herab. Für den Sklaven gab es in der damals bekannten Welt, von den Gestaden des Indus bis zu den Säulen des Herkules, kein Gesetzesrecht, keine Ehe, keine Familie. Ausgeschlossen waren sie von den religiösen Ceremonien. Schon allein ihre Gegenwart im Tempel galt als Schändung des Heiligtums. In Indien war es streng verpönt, einen Sudra die heilige Sanskritschrift zu lehren, und die Gesetze des Manu erklärten, ein solcher könne nicht aus der Sklaverei befreit werden, da sie sein natürlicher Zustand sei.

Nichts konnte auch nur das nackte Leben dieser Elendesten unter den Menschen schützen. Die Spartaner ermordeten einfach die Heloten, wenn diese zu zahlreich wurden. Zu Rom stellte das Gesetz des Aquila Sklaven und Tiere auf eine Stufe; es bestrafte diejenigen, welche ohne Rechtsgrund den Sklaven oder das Tier eines anderen töteten. Die Scythen stachen den Sklaven die Augen aus.

In Griechenland und Italien konnte der Sklave freilich auf seine Befreiung hoffen. So gestattete man ihm z. B. in Athen, sich vermittels seiner Ersparnisse loszukaufen; aber oft mußte er von seinem Eigentum an seinen Herrn abgeben. Indes trat er nach seiner Befreiung nicht etwa in die Klasse der Bürger ein, sondern mußte allen Obliegenheiten der Metöken (Zugelassenen) genügen. Sein Geld nützte ihm wenig, da sein Herr dasselbe als gar nicht vorhanden betrachten durfte. In Rom wie in Athen kam die Freilassung von Sklaven nur selten vor.

Nicht zu übersehen wäre, daß, je weiter man in der Geschichte des Altertums zurückgeht, sich eine desto mildere Behandlung der Sklaven nachweisen läßt. Bekanntlich besaßen die Ägypter bereits eine weit vorgeschrittene Bildung, als alle anderen Länder noch tief in der Barbarei steckten. Zuerst holte sich Griechenland seine Bildung aus Ägypten; und gerade in diesen beiden Ländern war die Sklaverei erträglicher, als überall sonst: Die Gesetze zogen eben der Grausamkeit der Herren Schranken. In Ägypten stand auf der Ermordung eines Sklaven die Todesstrafe. In Athen bestrafte man dies Verbrechen, wie wenn es sich dabei um einen Freien handelte. Im Falle begründeter Beschwerden konnte der Sklave die Stellung unter eine mildere Behandlung verlangen.

In gewissen Fällen trat in beiden Ländern die Religion vermittelnd zwischen den Herrn und seinen Diener. So stand der Tempel des ägyptischen Herkules bei Kanopus den Flüchtlingen offen. Nach griechischer Sitte standen ihnen die Tempel und heiligen Haine als Zufluchtstätte offen. Sonst von diesen Stätten ausgeschlossen, hatten sie als Schutzlehende zu denselben Zutritt. Ein solcher Zufluchtstempel

für die Sklaven stand z. B. in Megalopolis: eine Schleife, ein Kranz von heiligem Lorbeer sicherte den Flüchtling vor dem Borne seines Herrn. Der Hebetempel zu Phlius gab ihnen sogar die Freiheit.

Wenn aber auch die Härte der Herren mitunter durch die Gesetzgebung gemildert war, so betrachtete man trotzdem den Handarbeiter als ein Wesen niedrigerer Art. Einzig und allein die Israeliten betrachteten solche als ihre Brüder. Moses bemühte sich, die traurigen Folgen der Sklaverei zu mildern. Es wurde dem Herrn befohlen, seinen Arbeiter gleich einem Tagelöhner zu behandeln. Im Jubeljahr erlangte er seine Freiheit und dabei von seinem Herrn Unterstützungen, so daß er sich nicht in das Elend hinausgestoßen sah. „Du sollst ihn nicht, heißt es, mit leeren Händen gehen lassen, sondern ihm etwas aus Deiner Herde mitgeben.“ Der kriegsgefangene Sklave „soll teilnehmen an Deinen Ruhetagen, denn die Ruhe ist ebensowohl für ihn, als für Dich eingesetzt; teilnehmen soll er an Deinen Festen, an den Opfern, an den Ceremonien Deiner Gottesverehrung. . .“ Und nicht nur beschützte man den Sklaven, sondern es war auch jede Unbill gegen ihn verboten. Wenn der Herr ihn verwundete, so mußte er ihn freilassen, und wenn er ihm auch nur einen Zahn aus dem Munde geschlagen hatte.

Abgesehen von diesem kleinen Erdenwinkel, den ein Abglanz der göttlichen Offenbarung verklärte, legte der ganze Erdkreis gegen den Sklaven die beschimpfendste Verachtung und Verhöhnung der Menschenwürde an den Tag.

Man unternahm Kriege, nur um Mitmenschen in das Joch der Knechtschaft zu bringen. Welches ist der Zweck des Krieges?“ sagte Aristoteles. „Sich zum Herrn über diejenigen zu machen, welche, zum Gehorchen geboren, die Unterwerfung verweigern. Einen solchen Krieg rechtfertigt die Natur selbst.“ So sollten denn die Menschen sich gegenseitig zerfleischen, um zu wissen, wer frei und wer Sklave sein sollte.

In solchem Zustande fand das Christentum das römische Reich vor. Aber der heidnischen Selbstsucht, welche nur den Freien Rechte zuerkannte, antwortete der heilige Paulus im Briefe an die Kolosser: „Unter uns giebt es weder Juden noch Heiden, noch Beschneidene, noch Unbeschneidene, noch Barbaren, noch Freie, noch Sklaven, alle Menschen sind in Jesus Christus und Jesus Christus ist in uns.“ Und seine Stimme, welche die Menschen auf ihre allgemeine Verbrüderung hinwies, rief keinen Aufruhr hervor. Denn die Kirche verabscheut das Blutvergießen. Niemals beabsichtigte sie, die Unterdrückten zur Empörung aufzustacheln und die menschliche Gesellschaft in zwei feindliche Lager zu spalten. Sie wenigstens erklärte nie den Widerstand gegen die Unterdrückung für ein unveräußerliches und unverjährbares Recht.

Die Kirche verkündigte die Gleichheit aller, aber sie trieb die Sklaven nicht zur Empörung. Sie wandte alles auf, um die Stellung derselben zu heben. Das heidnische Altertum betrachtete die Arbeit als etwas Entehrendes, das Christentum adelte dieselbe. Arbeitete nicht auch der Erlöser des Menschengeschlechtes in der Werkstatt eines Zimmermannes? Noch weit entehrender als die Arbeit erschien der schmachvolle Kreuzestod, und eben das Kreuz ward zum Triumpheszeichen erhoben: was dereinst entehrte, wurde nun edel und glorreich! Gleichzeitig konnte nunmehr die Kirche den Sklaven zur Unterwürfigkeit ermahnen und die Gebieter zur Milde anhalten. „Sklaven,“ sagte der hl. Paulus im Briefe an die Ephefer, „gehorchet euren irdischen Herrn mit Furcht und Zittern, in der Einsicht eures Herzens, wie Jesu Christo selbst . . . und Ihr, Herren, betragt Euch so gegen sie, daß Ihr die Drohungen unterlaßt, und wisset, daß ihr Herr und der Herr im Himmel ist und daß es vor ihm kein Ansehen der Person giebt.“ „Ihr Herren,“ heißt es ferner im Briefe an die Kolosser, „erweist euren Sklaven, was gerecht und billig ist, da Ihr wisset, daß auch Ihr einen Herrn im Himmel habet.“

Der hl. Paulus nahm den flüchtigen Sklaven Onesimus bei sich auf, und als er ihn zu seinem Herrn Philemon zurückschickte, beschwor er denselben, ihn mit der größten Sanftmut zu behandeln. „Nimm ihn auf,“ schrieb der Apostel, „nicht wie einen Sklaven, sondern wie einen ganz besonders geliebten Bruder. . . . Wenn Du mich also für eins mit Dir selbst hältst, so nimm ihn auf, wie mich selbst, und wenn er Dir Unrecht gethan hat oder Dir etwas schuldet, so rechne es mir zu.“

Die apostolische Konstitutionen befahlen den Herren, ihre Sklaven als Menschen wie ihres Gleichen zu betrachten und wegen des gemeinsamen Glaubens als ihre Brüder zu behandeln.

Und die katholische Kirche dachte nicht etwa bloß an die christlichen Sklaven, sondern der hl. Augustin verlangte für alle das enge Bruderband in Jesu Christo mit allen Rechten, allen Pflichten der Gleichheit und der Liebe.

Das christliche Gesetz legte den Herren Einschränkung der Sklavenarbeit auf. „Ich, Petrus, und ich, Paulus, wir haben befohlen,“ heißt es in den Konstitutionen, daß die Sklaven fünf Tage in der Woche arbeiten, daß sie aber am Samstag und Sonntag feiern sollen, damit sie kirchliche Unterweisung in der Religion empfangen: am Samstag wegen der Erschaffung der Welt, am Sonntag wegen der Auferstehung des Herrn; und daß sie die ganze heilige Woche und die darauffolgende Woche hindurch ruhen, weil die erstere die Leidenswoche und die andere die Auferstehungswoche ist; daß man sie lehren soll, wer da gelitten hat und wieder auferstanden ist, und wer dies Leiden und diese Auferstehung zugelassen hat; daß der Himmelfahrtstag ein Feiertag sei, weil er das Ende des Weileus Jesu Christi auf dieser Welt ist. . . .“ Dann kommen noch hinzu das Pfingstfest, die Weihnachts-

und Erscheinungsfeier, die Tage der Apostel, des hl. Stephanus und aller anderen hl. Märtyrer, die ihr Leben für Jesus Christus hingegeben haben.

Diese Mahnungen blieben nicht etwa ein toter Buchstabe. Der hl. Augustin wies hin auf die Sanftmut, mit welcher die ersten Christen ihre Diener behandelten. „Unsere Väter,“ sagte er, „ließen zwischen ihren Kindern und ihren Sklaven einen Unterschied nur obwalten mit Bezug auf die irdischen Güter; sie wachten mit Liebe über alle Glieder ihres Hauswesens.“

Bekanntlich ließ der Eifer der ersten Christen nach, als das Christentum sich durch das ganze römische Reich verbreitet hatte. Da beeilten sich die Bischöfe, sie wieder an ihre Pflichten zu erinnern. Der hl. Johannes Chrysostomus rief aus: „Glaubet nicht, daß Unbilden gegen die Sklaven deshalb verziehen werden, weil sie nur gegen Sklaven verübt worden sind. Die weltlichen Gesetze kennen zwar zwei Menschenklassen, aber das Gesetz Gottes kennt sie nicht; denn Gott thut allen Gutes und er thut seinen Himmel allen ohne Unterschied auf.“

Indessen war das große Ziel der Kirche die vollständige Abschaffung der Sklaverei, und zwei gesetzliche Wege ermöglichten dieselbe: der Loskauf und die Freilassung. Und die Kirche bediente sich nur dieser beiden Mittel. Der hl. Ambrosius, der hl. Casarius von Arles, der hl. Augustin und der hl. Bischof Acacius ließen die heiligen Gefäße zum Loskauf von Gefangenen veräußern. Der hl. Paulinus begab sich selbst in die Sklaverei der Vandalen, um den Sohn einer Witwe aus der Gefangenschaft zu befreien. Ein besonderes Kapitel der apostolischen Konstitutionen verpflichtete ausdrücklich zum Loskauf der Sklaven.

Und zu Freilassungen wurde unaufhörlich aufgefordert. Der hl. Augustin wies darauf hin, daß es bei den Klerikern seiner Kirche Herkommen und Gesetz sei, ihren Sklaven die Freiheit zu geben. Der hl. Johannes Chrysostomus flehte seine Zuhörer an, ihre Sklaven in Freiheit zu setzen. Auf mehreren christlichen Grabsteinen standen die Namen der durch testamentarische Verfügung des Verstorbenen freigelassenen Sklaven, und zugleich war vermerkt, daß dies erfolgt sei: „Pro redemptione animae suae“ (für das Heil seiner Seele). Den christlichen Beweggrund zur Freilassung entwickelte ein Papst, der heil. Gregor der Große, folgendermaßen: „Wie unser Erlöser Fleisch angenommen hat, um in Kraft seiner göttlichen Gnade die Sklavenbände zu zerbrechen, die uns gefangen hielten, und uns unsere ursprüngliche Freiheit wiederzugeben: so heißt es nur gottgefällig und heilsam handeln, wenn frei erschaffene, aber durch das Völkerrecht der Sklaverei anheimgefallene Menschen durch die Wohlthat ihrer Herrn der angebornen Freiheit zurückgegeben werden.“

Raum war das Christentum im römischen Reiche aufgetaucht, als auch schon die christliche Milde selbst bei den Heiden Eingang fand. Erst damals begann man mit dem Sklaven Mitleid zu empfinden. Die Philosophen Epiktet und Marcus Aurelius lehrten, daß die Menschheit sich nicht auf die Mauern Roms beschränken könne. Plutarch legte gegen seine Dienerschaft außerordentliche Nachgiebigkeit an den Tag und Plinius der Jüngere wachte sorgsam über ihr Wohlergehen. Unter der Regierung der Kaiser Marcus Aurelius und Antoninus Pius wurden sogar Gesetze zur Milde des Loses der Sklaven und zur Förderung der Freilassungen gegeben.

Als endlich der erste christliche Kaiser den Thron bestieg, war seine erste Sorge, die Ratschläge der Kirche zu befolgen. Konstantin behob alle Schwierigkeiten, die der Freilassung der Sklaven im Wege standen und umgab außerdem dies gute Werk mit aller Weihe einer religiösen Handlung. Durch Gesetz vom 8. Juni 316 erlaubte er jedermann, seine Sklaven in der Kirche in Gegenwart des christlichen Volkes freizulassen. Statt aller Förmlichkeiten verlangte das Gesetz nur eine einfache, von dem verordneten Diener der Kirche ausstellte Bescheinigung. Schon vorher hatte der Kaiser ein diesbezügliches, indes verloren gegangenes Gesetz erlassen. Er erließ noch ein drittes vom 1. Mai 321, laut welchem alle in der Kirche Freigelassenen volles Bürgerrecht genossen und den Geistlichen die Befugnis zustand, ihre Sklaven durch testamentarische Bestimmung vollgültig in Freiheit zu setzen.

Da indes diese Maßregeln sich nicht auch auf Afrika erstreckten, so verlangte das Konzil von 401 die gesetzliche Beseitigung dieser Ungerechtigkeit vom Kaiser Honorius. Die Kirche vergaß eben niemanden.

Der erste christliche Throninhaber führte die Hauptvorschriften der Kirche Punkt für Punkt aus. Sie verlangte u. a. eine Einschränkung der Sklavenarbeit, und so befahl Konstantin seinen Völkern die Einstellung der Sonntagsarbeit. Durch die apostolischen Konstitutionen wurden die Bischöfe angewiesen, das eingesammelte Geld zur Befreiung von Sklaven zu verwenden. Im Jahre 322 befahl der Kaiser den Prokonsuln, den Befehlshabern der Provinzen und den Obersteuereinnehmern, den Staatsmagazinen alles Nötige zur Unterstützung derjenigen armen Eltern zu entnehmen, die sich in die traurige Notwendigkeit verseht sähen, ihre Kinder zu verkaufen.

Den religiösen Überzeugungen des Kaisers verdanken wir ferner ein aus Antiochia vom 21. März 315 datiertes Verbot, die zum Gladiatorenkampf oder zur Bergwerksarbeit Verurteilten auf der Stirn zu brandmarken, da man nicht das Gesicht, das ja einen Abglanz der Schönheit der himmlischen Herrlichkeit trage, entehren dürfe.

Für alle an den Sklaven verübten Grausamkeiten und Barbareien wurden die Herren verantwortlich gemacht. Indes erließ Konstantin neben so weisen Verordnungen anderweite recht grausame Gesetze, da

in ihm leider mitunter der Heide das Übergewicht gewann. So zum Beispiel bestrafte er die Frau mit dem Tode, die ihren eigenen Sklaven heiratete. Den flüchtigen Sklaven erlaubte er im Widerstandsfalle zu töten; flüchtete derselbe ins Ausland, so durfte man ihm den Fuß verstümmeln.

Unter den Kaisern Theodosius und Justinian erfuhr das Los der Sklaven weitere Besserung. Das Gesetz erkannte zwar ihre Heiraten nicht an, genehmigte aber die aus denselben sich ergebenden Folgerungen. Alle Formen der Freilassung wurden als gültig angesehen. Man schaffte die Gesetze ab, welche die bürgerliche Stellung des Freigelassenen herabdrückten und erklärte sie für freigeboren. Ihrerseits bemühte sich die Kirche, die Sklaverei gänzlich zu unterdrücken, da die Anzahl der Sklaven noch immer beträchtlich und ihre Lage eine elende war. Sie suchte die Quellen der Sklaverei abzugraben und erhob sich zu dem Zwecke gegen die öffentlichen Spiele und die Theater, beschützte die entflohenen Gefangenen, that die Wucherer in den Bann und unterstützte die Armen. In gewissen Fällen gelang die Befreiung der Sklaven gegen den Willen ihrer Herren, wenn nämlich ein Sklave verstümmelt worden war, Soldat oder Priester wurde. Im oströmischen Reich erlaubten endlich Basilus der Macedonier und Leo der Kluge den Sklaven, ein Kapital zu besitzen und sich mit freien Personen zu verheiraten. Fiel ein Vermögen aus Mangel an Erben dem Fiskus anheim, so mußten die zugehörigen Sklaven freigelassen werden.

(Schluß folgt.)

Ein rheinischer Apostel.

Vater August Schynse, ältester Sohn des Dalberg'schen Domänenverwalters, wurde am 21. Juni 1857 zu Wallhausen bei Kreuznach geboren. Sein Vater, der in dem heranwachsenden Knaben besondere Anlagen erkannte, widmete sich der Erziehung desselben mit doppelter Aufmerksamkeit und Aufopferung; er nährte besonders in dem jugendlichen Herzen einen tief religiösen Sinn, Liebe zur Kirche und eine große Andacht zur allerseligsten Jungfrau. Wo auch immer der Knabe sich befand, bei den ersten Klängen der Abeglocke eilte er nach Hause, wo er oft atemlos ankam, um unter den Augen seiner Eltern vereint mit den Geschwistern den Angelus laut zu beten. Diese Liebe zum Abegläute verblieb ihm sein ganzes Leben. Von den Ufern des Congo aus redet er in einem Briefe an den Grafen d'Avernas „von der Freude, die sein Herz durchdringen werde, wenn er in Kürze ein Glöckchen auf der Missionskapelle anbringen und Gabriels Gruß den Strom auf- und abwärts senden könne, so daß die alten Uferberge ihre Häupter schütteln und der alte Congo selbst für diese Minuten sein Häufchen einstellen und dem heilbringenden Gruße des Engels lauschen müße“ Denen, die ihm nahe standen, hatte er von der afrikanischen

Einöde aus bei dem Angelusläuten ein geistiges Rendezvous erteilt; in diesen Minuten pflegte er sich zu den Füßen der Gottesmutter mit ihnen zu vereinen.

Den ersten Unterricht erteilte ihm sein Vater; doch da der Knabe eine außergewöhnliche Begabung an den Tag legte, übernahm der damalige Kaplan von Wallhausen, jetziger Definitor Winzen, die Vorbereitung zu den Gymnasialklassen; nebenbei besuchte der Kleine die Elementarschule. Des siebenjährigen Knaben Freude war es, seinem geistlichen Lehrer die hl. Messe zu dienen; selbst am Weihnachtsfeste ließ er es sich nicht nehmen, am Altare während der drei aufeinanderfolgenden hl. Messen bei ihm auszuharren, wenn auch gleich seine Hände vor Kälte steif geworden und seine Glieder zitterten. Mit 9 Jahren kam er auf das Gymnasium zu Kreuznach, wo er nur ein Jahr verblieb und die Quinta absolvierte. Als Schüler des Konviktes zu Trier besuchte er das dortige Gymnasium, wo er seinen alten Religionslehrer Dr. Ewen wiederfand, der ihm über die bei der Aufnahme sich bietenden Schwierigkeiten hinweghalf.

Schon als zwölfjähriger Knabe redete er mit einer gewissen Begeisterung vom Missionsleben, und bei seiner ersten hl. Kommunion faßte er den Entschluß, so ihm Gott die Gnade des Priestertums schenke, wolle er sein Leben den Missionen widmen. An diesem Entschluß hielt er fest; und wie er selbst als junger Alumnus des Priesterseminars von Speyer aus in einem Briefe gesteht, „half ihm die Aussicht auf eine reiche Missionsthätigkeit über alle Schwierigkeiten und Gefahren, die sich ihm in den Jünglingsjahren boten, hinweg; der Missionsberuf war ihm zum Stern geworden, der ihm die Lebensbahn erleuchtete.“ Bis zur Vollendung seiner Gymnasialstudien verblieb er ein Schüler des Konviktes, das er liebgewonnen und dem er später von Afrika aus noch einen Besuch machte. Nach vorzüglich bestandener Abgangsprüfung verließ er unter den Segenswünschen seiner bisherigen Professoren das Gymnasium und begann auf der Universität Bonn seine philosophischen und theologischen Studien, während welcher Zeit er auf Anraten eines Freundes geistliche Übungen bei den Redemptoristen zu Echternach machte, wo ihm entschieden zur Fortsetzung seiner theologischen Studien geraten wurde mit der Bemerkung, „es sei Holz genug dazu an ihm vorhanden.“

Im Herbst des Jahres 1879 trat er dann in das Priesterseminar zu Speyer; in diesem letzten Jahre der Vorbereitung auf den Empfang der hl. Weihe kommt er wiederholt auf seine Neigung zum Missionsleben zurück, obschon ihm fast unüberwindliche Schwierigkeiten im Wege standen. Stets halfen ihm sein Gottvertrauen und guter Humor über die trüben Momente, die sich ihm dadurch boten hinweg. In seinem bei Gelegenheit seiner Weihe als Subdiakon im Jahre 1880 an seine Familie gerichteten Zeilen verglich er seine Empfindungen an diesem Tage mit jenen einer Braut an ihrem feierlichen Verlobungsfeste.

„Faßt,“ schreibt er, „wäre ich da zu den Dichtern gegangen; doch zog ich vor, mich in die ganze Tiefe des Breviers zu versenken . . .“ Weiter fährt er fort: „Aber da kommt mir ein Ärger. Einige Missionare haben sich daran gemacht, schaffen sich in das Innere von Afrika und jangen jetzt an dem Plane an, den ich mir ausarbeiten wollte; sie haben sich am Nyanza bei König Mtesa angesiedelt und einige protestantische Sendboten, die mit ihnen anrückten, schon glücklich zum Lande hinausbugsiert. Dazu ist der Zulusaffern-Missionar Pater Karl Fuchs zu gleicher Zeit beim König Lo Beguela in Ngubulavayo gestorben, wie Viktor Fuchs am Nil — also wieder eine Stelle frei. Es ist doch gut, daß unsere Kirche so groß ist, daß man nicht von einem Lande (Preußen) abhängt; — ich glaube aber, diese Missionare wollen Gefahr und Ehre allein haben und werden wohl einen Taugenichts wie unser einen nicht wollen. Doch die Ernte ist gar groß, aber der Arbeiter sind wenige, und wenn der Teufel sogar Krokodile anstiftet, die paar Missionare, die da sind, zu vernichten (Viktor Fuchs fand den Tod durch ein Krokodil), dann muß man sich freilich sputen. — Wie unangenehm das Warten ist, weiß ich selber, wird es mir ja doch aller Voraussicht nach blühen; meinen frohen Mut lasse ich mir dadurch doch nicht verkümmern.“

Damals dachte der Alumnus nicht, daß er ungefähr zwei Jahre später, obschon ein „Taugenichts“, die Aufnahme unter die Zahl dieser Missionare erhalten werde. Am 22. August 1880 empfing er zu Speyer die hl. Priesterweihe. Die Nacht vor seiner Weihe verbrachte der eifrige Seminariist vor dem Allerheiligsten knieend in inbrünstigem Gebete zu. Er flehte zu Gott um die Gnade, sich stets seines Berufes würdig zu zeigen. Seine erste hl. Messe zelebrierte er in der Pfarrkirche seiner Heimat, am Feste seines Namenspatrons, des hl. Augustinus.

Nun begann für ihn eine bewegte, arbeitschwere Zeit, da er in der eine Stunde von Wallhausen entfernten, infolge des Kulturkampfes verwaisten Pfarrei Spabrücken Anshülse leisten sollte. Mit unermüdlichem Eifer gab er sich der heiligen Sache hin, scheuend weder Kälte noch Schnee, weder Sturm noch Regen, weder Nacht noch Weg, um den Kranken die Tröstungen der heiligen Religion zu bieten, den Sterbenden beizustehen und den Kindern den Religionsunterricht zu erteilen. Bis spät in die Nacht saß er in Spabrücken im Weichstuhl, nachdem er schon am Nachmittag seinem Pfarrer in Wallhausen ausgeholfen hatte, und am andern Morgen traf man ihn in der ersten Frühe bereits wieder in der Kirche, wo er oft bis 11 Uhr des Mittags ausharrte. Er selbst beschreibt diese seine Thätigkeit in seinen vom 27. November 1880 datierten Zeilen wie folgt:

„Endlich komme ich doch einmal zum Schreiben, denn da ich die Krankenprovitur in Spabrücken übernommen, habe ich eine recht angenehme, große Beschäftigung. Bald vom Tisch weg, bald von einem benachbarten Geistlichen weg, dann wieder morgens $\frac{1}{2}$ 6 Uhr hinaus in

Sturm und Regen zu den Kranken, den Kindern &c. — so komme ich eben erst von einem Verzehrgange zurück, eine Stunde hinter Spabrücken, müde und durchnäßt; gestern kam ich erst wieder abends gegen 6 Uhr heim, da ich schon um 6 Uhr morgens dahin weggegangen war, bei strömendem Regen, und jetzt sind noch „Ferien“. Später soll ich zwei Mal die Woche Kommunion- und Beichtunterricht erteilen, Sonntags nachmittags Katechese halten, und wenn es gerade Samstag ist, daß man fort muß, wie am vorigen, nach Argenschwang, vom Tisch weg zu einem kranken Mädchen und von da weg bei furchtbarem Wetter nach Spabrücken, dann müde und durchnäßt von Schweiß und Regen sofort bis abends 9 Uhr in den Beichtstuhl, dann begreift man, wie eine schwache Konstitution zerrüttet werden muß. Dann morgens 6 Uhr von Spabrücken wieder auf die Hub zu einem Kranken, dann in den Beichtstuhl, dann Hochamt, dann Beichtstuhl bis 11 $\frac{1}{2}$, 12 Uhr, da lernt man die Pastoral kennen von einer Seite, die nicht die rosigste ist, bei der ich mich aber am glücklichsten fühle.“ —

War dem jungen Priester dies doch ein Vorgeschmack von den Leiden und Freuden des Missionars, wonach sein ganzes Herz verlangte. Doch eine solch' rege priesterliche Thätigkeit brachte ihn wegen Vornahme „unbefugter Amtshandlungen“ in Folge der Maigesetze auf die Anklagebank. Vom Amtsgericht zu Bensberg zu sechsstägiger Haft verurteilt, nahm er seine Strafe mit seinem gewohnten Humor an; war es doch eine Ehre für den katholischen Priester, wegen gewissenhafter Erfüllung seiner Pflichten in das Gefängnis wandern zu müssen. Da er sich aber für die Zukunft in Ausübung der seelsorgerlichen Thätigkeit gehemmt sah, nahm er die Stelle eines Hausgeistlichen bei Baron von Geyr zu Haus Caen bei Geldern an, von wo aus er auch im Gefängnisse zu Geldern diese sechstägige Haft abbüßte, während welcher Zeit die Familien von Geyr und von Gerde alles aufboten, ihm seine Strafzeit einigermaßen erträglich zu gestalten. In der Stille des einsam gelegenen Gutes Caen erstarbte in dem jungen Priester die Neigung zum Missionsleben mehr und mehr. Er suchte sich daselbst in allem auszubilden, was ihm für das Apostolat unter den Schwarzen nützlich sein könnte; wie er sich im Schießen &c. übte, so übte er sich aber auch andererseits im Rosenkranzgebet, daß er mit Vorliebe pflegte. Eifrig verfolgte er die Arbeiten der Missionare Afrikas in den katholischen Missionen; mit ganzer Sehnsucht trieb es ihn nach dem Kongo und den innerafrikanischen Seen. Mutig trat er allen Schwierigkeiten entgegen, die seine Pläne zu hemmen suchten, und Dank einer besondern Hülfe Gottes ging er siegreich daraus hervor. Er sprach kaum über seine Absichten, wie er stets in sich gekehrt war, — ein edler Kern in rauher Schale; — in seinem Innern kämpfte er alles allein mit Gott durch.

Nachdem er im August 1882 bei den Jesuitenpatres geistliche Übungen gemacht, entschloß er sich für die Genossenschaft der algerischen

Missionare und wandte sich an Se. Eminenz den Cardinal Lavignerie um Aufnahme, welche ihm am 28. August, dem Feste seines Patronen, der auch der Beschützer der Kirche von Afrika ist, erteilt wurde. Dann kam er bei seinem Ordinarius, dem hochw. Herrn Bischof Corum von Trier, um das Exeat ein, — nahm hierauf am 17. November von den Seinen Abschied und trat die Reise nach Algier an. In Marseille besuchte er die Kirche N. L. Frau von der Meereswacht (N. D. de la Garde). Den Besuch daselbst, wie die Überfahrt nach Algier schildert er in folgenden Worten:

„Von dort (N. D. de la Garde) bietet sich eine reizende Rund-
sicht auf die große Stadt, den belebten Hafen, den Busen und das Meer, sowie auf die Gebirge, welche den Busen umkränzen. Doch tausendmal sehenswerter ist dieser Punkt als herrlicher Beweis der Liebe und des Vertrauens der Katholiken zur seligsten Jungfrau und andererseits der Fürsorge dieses Meeressterns für uns gefahrbedrohte Menschen. Es sind hier die Seelente, welche Maria unter dem Titel de la Garde, der Wächterin, verehren, und daß diese Verehrung nicht grundlos ist, zeigen die Tausende von ex voto, womit alle Wände dieses Gotteshauses besetzt sind. Grund genug für mich, auch mich, meine und Eure Zukunft dem Schutze dieses Meeressterns zu empfehlen. Den Erfolg werdet Ihr schon aus meiner Reise ersehen. Da aber für Motivafeln kein Platz mehr ist, so halte ich es für besser, als Entgelt ihren Ruhm und ihre Liebe zu verkünden, wo immer Gott mich hinführt. Am andern Morgen, den 19., zelebrierte ich in St. Trinitatis in Marseille und bestieg abends 5 Uhr das Schiff, das mich nach Algier bringen sollte. Am 6 Uhr wurden die Anker gelichtet und „St. Augustinus“, unser Schiff, schwamm auf freier See. „St. Augustinus“ brachte mich nach Afrika und unter seinem Namen segelte ich: das gab mir ein Vertrauen, welches mich nicht verließ und mich so froh machte. Ich schaute der Küste nach und schaute hinauf zu Maria de la Garde, ihrer kolossalen vergoldeten Statue, welche die Spitze des Turmes krönt, mit dem Jesuskinde auf dem Arme, das segnend seine Hand über das Meer ausstreckt. Ich dachte nach, wie Gott und die hl. Jungfrau mich so liebevoll geführt und dachte auch an Dich, Mutter, dachte, daß Du es doch lieber willst, daß Dein Sohn ein, wenn auch mühevoll, gottgeweihtes Leben führt, als daß er in der Heimat seines Berufes vergäße. Am 21., morgens 5 Uhr, betrat ich zum ersten Male Afrikas Boden, das Land meiner Sehnsucht; um 1 $\frac{1}{2}$ 12 Uhr wurde ich von Sr. Eminenz freundlich empfangen und am 22. begannen meine Exerziten . . . So wäre ich denn endlich durch die Gnade Gottes nach mancherlei Irrfahrten hier angelangt, und hat sich auch manches von dem Traum, den ich vor länger als 13 Jahren hatte, in der Wirklichkeit anders gestaltet, der Kern ist geblieben, und Gott gebe, daß auch der Schluß derselbe sei. „Embrasse la main de cet abbé qui veut être ton compatriote“ (Küsse die Hand

dieses Priesters, der Dein Landsmann werden will) sagte der Kardinal zu einem Negerknaben, schwarz wie Ebenholz, und mit dem freundlichsten Lächeln that es der junge Schwarze.

Wenn ich auch nach Gottes Willen Landsmann des Knaben sein soll und will, da auch diese verlassenen Geschöpfe das gleiche Recht auf die Lehre Christi haben, wie auch wir, so verbleibe ich dennoch als Afrikaner und Missionar

Euer Euch liebender Sohn und Bruder
August.

(Fortsetzung folgt.)

Afrikanische Post.

Karema, 15. Oktober.

Hauptmann Jacques ist soeben angekommen und überbringt dem Hauptmann Zoubert seine Ernennung zum Befehlshaber am Kongo. Letzterer bleibt Kommandierender des Süd-Tanganjika-Bezirks mit Einbegriff von Mpala. Herr Jacques übernimmt den Norden. Er wird viel zu thun bekommen, zumal in Mtoa und in Ribanga, wo die Araber und die Wangwana mächtig sind. Die 100 Gewehre sind viel zu wenig, um damit das zu weit von jeder Mission entfernte Mtoa behaupten zu können. Er wird sich so einrichten müssen, daß er sich gleichzeitig auf Ribanga stützen und es verteidigen kann. Das jagen hier die alterfahreneren Leute. Wenn nur wenigstens Hauptmann Zoubert seine Gewehre schon hätte, nämlich die 120 vom P. Levesque überänderten Grasgewehre und die 100 von den belgischen Freunden ihm überwiesenen Remingtongewehre! Aber alles, Waffen wie Munition, liegt noch zu Quilimane fest, entweder infolge der Boswilligkeit oder des sprichwörtlichen Schlendrians der Portugiesen.

Mit Hilfe dieses Waffenmaterials wäre es möglich, sofort die ganze Westküste des Sees von den Anhängern der Muselmänner zu säubern. Dann würden sich die Feinde nach Udschidschi zu ihrem Herrn flüchten, und im oberen Kongo wäre die ganze Arbeit gethan, unter der Voraussetzung natürlich, daß man die Leute nicht wieder landen ließe. Dann säßen die Araber im Manyema sozusagen zwischen zwei Feuern, und so mächtig sie auch mit ihren 40 oder 50 Stationen in letzterem Lande wären, sie müßten weichen und die Gegend wäre die Pest los.

Auch die Deutschen könnten sich dann das Übergewicht der Muselmänner leicht vom Halse schaffen. Sie wären alsdann imstande, den Menschenräuber Kumaliza, oder, wie er auf arabisch heißt, Mohammed Ben Schelfan, der seit 12 Jahren durch Kriege und Raubzüge sich des ganzen Seegebietes zu bemächtigen strebt und die Bevölkerung der Gegend lichtet, auf die Küste zurückzudrängen oder vor das Kriegsgericht zu stellen. Wäre er erst fort, so würden seine Leute — es sind reine Feiglinge — ebenfalls verschwinden und sich

ohne viel Aufhebens mit den Eingeborenen verschmelzen, wenn letztere nämlich nichts dagegen haben.

Auf diese Weise hat auch Emin Pascha der muhammedanischen Macht im Nyanza den Gnadenstoß versetzt. Nach der Seite hin wäre also nichts mehr zu befürchten, da die Eingeborenen sich den Weißen bereitwillig unterwerfen. . . .



Menschenräuber-Häuptling aus den deutschen Südseselsungen.

In meinem letzten Briefe schilderte ich Ihnen unsere Reise von Bagamoyo nach Tabora. Jetzt schließe ich einen kurzen Überblick über meine Fahrt von Tabora nach Karema an, sowie über meine ersten Unannehmlichkeiten in Aquatorial-Afrika.

Am 27. Januar 1891 verließen wir Kipalapala, nachdem wir dem Lieutenant Sigl, jetzigen Kaiserlichen Kommissar in Tabora, unser 400 Quadratmeter großes, von P. Hautecoeur hergestelltes Haus überlassen hatten. Ob Herr Sigl darin einen Posten untergebracht hat, weiß ich nicht. Sollte das nicht geschehen sein, so wäre unser schönes Gebäude wieder ein Stall für die Ochsen des Häuptlings Sife geworden. Anfangs kamen wir durch wohlangebautes Land und durch einen Hochwald; darauf gelangten wir aus Unjanjembe in das von einer beiläufig vierzigjährigen, intelligent aussehenden Königin regierte Ugunda. Sie kam und brachte uns einen Hammel mit. Über dem königlichen Tembe (Haus) weht die deutsche Flagge. Das Land ist

sehr bevölkert und überall sehr gut angebaut, Mais, Sorgho, Maniok, Pataten sind im Überfluß da. Vier oder fünf Haltestellen weiter befanden wir uns an der Grenze von Ugunda. Gebildet wird dieselbe durch einen, von weithin sich erstreckenden blühenden Baummassen eingefassten Fluß, der große grasreiche und von Büffeln, Antilopen, Giraffen u. s. w. belebte Ebenen bewässert. Wie mir unsere Leute sagten, sind die Löwen dort sehr zahlreich (Ugunda, simba tele). Indes sollte ich niemals das Vergnügen haben, die Stimme dieser Raubtiere zu hören, weil ich des Nachts zu fest schlief. Meinen Mitbrüdern ging es gerade so.

Dafür aber hat uns die Hyäne mit ihrem ewigen Leichengeheul vollauf schadlos gehalten, da sie vom anbrechendem Abend ab unser Lager auf der Suche nach Beute umkreiste. Wehe dem losgebundenem Esel, der dann etwa außerhalb des Lagers herumspaziert wäre! Der Eselpark des P. Marcou und des Fr. Amand weiß davon zu erzählen. Wehe auch dem etwa draußen vor seiner Hütte eingeschlafenen Menschen! Eines Nachts fing das bössartige Untier ein Kind, ließ es aber glücklicherweise bei dem darob im ganzen Lager entstandenen Geschrei und Lärm fahren. Das Kind kam mit einer tiefen Wunde an den Füßen davon. —

Hat man Ugunda hinter sich, so läßt sich die Landschaft ganz grundverschieden an. Die Bevölkerung ist dünner gesät; die Dörfer liegen 5 oder 6 Meilen weit auseinander und angebautes Land giebt es nur im Umkreise der Wohnungen. Überall nichts als Pori, d. h. weite, mit Bäumen, hohem Gestrüpp und Gras bewachsene Einöden, in denen die Raubtiere sich so recht zu Hause fühlen. Acker und Häuser trifft man lediglich in den Lichtungen an, welche die Wilden hier und da in den Wäldern geschaffen haben. Das beweisen schon die in Manneshöhe abgehauenen Bäume, deren dürre Stümpfe mitten aus den Mais- und Sorghumfeldern aufragen.

Nach Überschreitung des Mtui, des Grenzflusses von Ugunda, gelangten wir nach dem an Manyara angrenzenden Ugara. (Mtui, ein Gattungsname, heißt „am Flusse“; die Neger nennen die meisten kleinen Wasserläufe so.)

Als erstes Dorf treffen wir das ganz in das Grüne seiner Euphorbien und anderer tropischen Gewächse eingebettete Mijuntua an. Der Häuptling Guruguru ist ein schlanker, munterer und lebhafter Neger, der sich durch die Anwesenheit von Weißen nicht im mindesten aus dem Gleichgewicht bringen läßt. Unmittelbar nach unserer Ankunft besuchte er uns und lud sich ohne weiteres zum Kaffee ein. „Ich komme ganz sicher, Herr (Mitafodia, Bwana)“. „Gut“, erwiderte ihm P. Van Dost, „aber Du hast uns Dein Geschenk noch nicht gebracht.“ Nun ging unser Mann fort. Dann kam er aber wieder und brachte uns eine schöne Ziege mit. Recht ergötzt haben wir uns an seinen weichen Filzhütchen aus Europa und an seinem gedruckten kaufmännischen

Warenverzeichnis, daß ihm wohl zum Spaß irgend ein Reisender als Geleitsbrief aufgeschwindelt haben wird. Den P. Van Dost lud er ein, sich sein Dorf zu besuchen, und zeigte demselben unter anderen Schätzen in einem Versteck eine schöne Sammlung von Elefantenzähnen. Sein Zutrauen zu uns mußte in der That groß sein. Die guten Neger dort hegen auch keinerlei Mißtrauen gegen die Weißen, wenn diese ihnen nichts zu Leide gethan haben. Auch haben die Europäer bei ihnen von vornherein gewonnenes Spiel gegen die von ihnen verabscheuten Araber und muhammedanischen Proselyten. Rund um das Dorf herum zählten wir einige 20 Menschenschädel, die oben auf Stangen steckten und an der Sonne bleichten. „Was ist das?“ fragte P. Van Dost den Häuptling. „Das sind die Schädel der Feinde, die ich in Ugunda getödet habe“, antwortete Guruguru.

Wir lagerten auf einer kleinen kahlen Anhöhe, von der unserem Auge ein endlos sich ausdehnender Horizont darbot. Der Anblick war in der That prächtig. Vor uns und hinter uns, rechts und links, kurz überall schauten wir gleichsam hinaus in ein stilles und unbewegliches Meer von Grün, das in der strahlenden Beleuchtung der Äquatorsonne in tausendfacher Lichtbrechung aufblühte: ganz in unserer Nähe das dunkle Laubgrün, weiter entfernt ein zartes Grün, endlich am Horizont das Dämmerblau des Waldes, das mit dem Azurblau des Himmels sich zu verschmelzen schien.

Ohne irgend welchen nennenswerten Unfall ging unsere Reise mitten durch die Wälder weiter. Rast hielten wir im Dorfe Muana-rimula; dann am Teich Lufalala; dann endlich am Mtui, dem Grenzfluß von Ugara. Bis Gongwe bleibt das Land einförmig; stets die Pori (Einöde) mit ihrem Gestrüpp und ihren hohem Graswuchs. Nur ab und zu bringt in das Einerlei Abwechslung eine Antilopen- oder Büffelherde, die pfeilgeschwind vorbeischießt, sobald sie die Gegenwart von Menschen merkt. Weiterhin sieht man eine Gruppe unbeweglicher Giraffen, wie sie witternd die langen Hälse in die Luft emporrecken. Bald sehen uns von den Bäumen herab Affen jeder Größe neugierig vorbeiziehen. Bald endlich stolpern unsere Esel über breite und tiefe, von den Füßen der Elefanten gegrabene Löcher, aus denen wir dann reichlich klares, vom letzten Regenguß herrührendes Wasser schöpften.

Von Zeit zu Zeit suchte uns indes das Fieber heim, namentlich den P. Van Dost. Glücklicherweise ging der Anfall immer schnell vorüber. Bisweilen belästigte uns der Regen; aber fast stets wartete die gütige Vorsehung damit, bis unsere Zelte errichtet und unser Gepäck in Sicherheit war.

Eines Tages fiel eine große Menge Hagel, über welches ohne Zweifel außergewöhnliche Vorkommnis unsere Neger vor Erstaunen laut aufschrieten. P. Van Dost hatte gerade das Fieber: der Regen brannte ihm förmlich. Wir gaben ihm nun einige Schlossen ein, wo-

nach er sich sofort besser fühlte. Der Magen beruhigte sich und das Fieber ließ nach.

Endlich langten wir in Gongwe an, am Eingange der riesigen, sich bis zu dem Hochgebirge von Ufipa und Uvande erstreckenden Ebene. Jenseits der Berge liegt der Tanganjikasee. Nur noch vier oder fünf Haltestellen, und wir waren daheim bei unseren Mitbrüdern und konnten alle Mühen und Drangsale vergessen. Den Häuptlingen, die wir nun noch antreffen, sind die Patres von Karema bekannt, und mit P. Dromaux haben sie sogar Blutsfreundschaft geschlossen. Wir befinden uns unter lauter guten Bekannten und rasten in Dörfern, wo man uns überall als alte Freunde aufnimmt.

Zum Unglück aber ist die ungeheure Ebene überschwemmt, so daß die Wege unter dem Wasser verschwinden und unsere Esel uns nicht mehr tragen können. Wir arbeiten uns deshalb zu Fuß durch Wasser und Schlamm voran, immer unverdrossen und guten Mutes — waren es ja auch unsere allerlehten Beschwerden. Wir sind am Mbume, einem Zufluß des Großen Sees, und verfolgen sein Bett mehrere Stunden hindurch bald im Wasser, bald trockenen Fußes.

Als wir damit fertig waren, schlugen wir den direkten Weg nach Karema ein. Statt der engen und beschwerlichen, von Gras überwucherten Pfade, an die wir uns hatten gewöhnen müssen, haben wir nun endlich eine breite, lustige und bequeme Landstraße vor uns. Um uns einen wahren Prachtweg herzustellen, hatten die Eingeborenen das Gras entfernt und sogar rechts und links ihre eigenen Anpflanzungen nicht geschont. Sie hatten nämlich von unserer bevorstehenden Ankunft gehört und ihre Ehre darin gesetzt, dem P. Van Dost, den man ihnen als deutschen Offizier geschildert hatte, einen guten Empfang zu bereiten. Um zwei Uhr nachmittags rasteten wir bei Kasagula, einem der Niederlassung Karema unterstehenden Häuptling, und treffen dort den P. Dromaux und den Fr. Justin an, die uns beide entgegengekommen waren. Wie herzlich wir unsere teuren Mitbrüder begrüßten, können Sie sich leicht vorstellen. Am folgenden Tage befanden wir uns nach noch einem tüchtigen einständigen Marsch auf der Mission bei den Patres Joffet und Mandabel und dankten Gott inständig für unsere glückliche Heimkehr und für den Schutz, den Er uns sichtlich während unserer langen Reise hatte angedeihen lassen.

Später will ich Ihnen Näheres über unsere Mission zu Karema mitteilen; für heute fahre ich in meinen Reiseerlebnissen fort.

Auf seinem Totenbette hatte Msgr. Bridoux dringend die Wiederübernahme der vor acht Jahren infolge der Feindseligkeiten der Araber aufgegebenen Station in Uzighe anempfohlen. Dazu schien die Zeit nun gekommen.

Nach einer vierwöchentlichen Ruhe in Karema schifften denn auch die Patres Joffet, Van Dost, Mandabel und ich uns ein, um nach der Westküste zu fahren. Den P. Van Dost, wie auch die Brüder Amand

und Etienne mußten wir auf der Station Mpala zurücklassen. P. Depailat war in Karema geblieben. Unter der Führung des P. Joffet mußte P. Mandabel sich mit mir nach Uzighe begeben. Von unserer Reise an der Westküste will ich Ihnen lediglich erzählen, daß der Regen uns sehr belästigte und daß wir alle unsere Mitbrüder auf der von Hauptmann Zoubert befehligten Station St. Louis, ferner in Mpala und Nibanga besucht haben. Von Nibanga aus sind wir über den See nach Udschidschi gefahren, um dem Araber Kunaliza davon zu verständigen, daß wir uns in Uzighe niederzulassen beabsichtigten. Diese Höflichkeit glaubten wir ihm schuldig zu sein, weil er Uzighe als seine Eroberung betrachtet und wir auch den Plackereien seitens seiner Leute nicht ausgesetzt sein wollten. An der erfolgreichen Durchführung unseres Vorhabens ließ die große Angst Kunalizas vor den Deutschen keinen Zweifel in uns aufkommen. Und wirklich nahm uns der Araber bestens auf. „Bauen Sie nur, wo Sie wollen,“ sagte er zu uns, „das Land gehört nicht mir.“ Er gab uns Empfehlungsschreiben an die beiden in Uvira gegenüber Uzighe wohnenden Häuptlinge der Wangwana. In den Briefen benachrichtigte er sie von unserer Ankunft und schärfte ihnen ein, uns nötigenfalls gegen ihre eigenen Leute zu schützen. Sonach ging alles gut. Wir setzten nun unsere Seefahrt nach dem Norden längs der Küste fort, wobei wir jeden Abend bis zum folgenden Morgen unser Lager am Ufer aufschlugen. Dann suchten uns jedes Mal eingeborene Häuptlinge auf und alle, sprachen wie einstimmig ihren sehnlichen Wunsch aus, endlich das Joch Kunalizas und seiner Helfershelfer abzuschütteln. Sobald diese sich in einer Gegend festgesetzt haben, stehlen und plündern sie nach Herzenslust, ohne jemals an Bezahlung zu denken, und beantworten Entschädigungsforderungen einfach durch Drohungen mit dem Gewehrkolben. Es sind eben Räuber, die auf Kosten der Eingeborenen leben und sich ungeschert alle möglichen Ausschreitungen erlauben. In Rigoma sagte uns der eingeborene Häuptling wortwörtlich: „Wenn die Deutschen doch nur schnell kämen und uns von diesen Arabern befreien! Ich gäbe ihnen alle meine Krieger, und wenn das nicht genug wäre, so führe ich ihnen noch alle meine Leute aus Usha her.“ In Mtamana ließ der Häuptling uns gegenüber denselben Abscheu vor den Arabern und dieselbe Sehnsucht nach den Deutschen unverhohlen laut werden. Man ist hier zu Lande die ewige Ausjaugung müde und sehnt sich nach der Befreiung.

In Uruidi bat uns ein Häuptling mit folgenden Worten bei ihm zu bleiben: „Ich bin nicht groß wie Kussaria (König von Uzighe). Aber ich werde mit Euch alles teilen, was ich habe. Bei mir seid Ihr wohl aufgehoben.“ Wenn sie die Weißen bei sich haben, fürchten sich die Eingeborenen nicht mehr von den Wangwana.

Was soll ich von Kussaria und seinen Wazighe sagen? Sie waren so erfreut über unsere Ankunft, daß sie anfangs an unsere Ab-

sicht, bei ihnen zu bleiben, nicht glauben mochten. Auch dieses arme Land wird von den Wangwana gebrandschatzt. Da kommt einer von diesen Banditen auf den Markt, sieht sich alles an und nimmt weg, was ihm gefällt, ohne daß auch nur einer der Eingeborenen ihn daran zu hindern wagt. Und das kommt alle Tage vor.

Kein Wunder, wenn wir wie Befreier aufgenommen wurden. Unverzüglich stellte der König drei Hütten zu unserer Verfügung, in denen wir mit unseren Leuten uns einrichteten. Schon halten wir unser Augenmerk auf eine nahe bei der Behausung des Königs liegende Anhöhe gerichtet; die sollte unser Hauptplatz werden. P. Joffet sollte Abschied von uns nehmen, nach Karema zurückkehren und uns den Fr. Gérard mit den übrigen Leuten und den Rest unseres Gepäcks schicken. Alle waren hocherfreut, Missionäre wie Eingeborene.

Auf einmal erfahren wir, daß Wangwana das Land durchstreifen, die Leute einschüchtern und sie mit Krieg bedrohen für den Fall, daß die Weißen bei ihnen bleiben. Die bereits früher geschlagenen Wazighe reden davon, sich ins Gebirge zu flüchten; der König auch. Da begiebt sich P. Joffet und P. Mandabal zu den Sendlingen Numalizas nach Uvira und zeigt ihnen die Briefe ihres Häuptlings. Die Patres finden eine gute Aufnahme und lehren im Glauben, daß nun alles gut gehen werde, nach Uzighi zurück. Aber die Kriegsgewüchte werden immer drohender. Da benimmt uns ein Brief des Araberhäuptlings in Uvira jede Täuschung: wir müssen fortziehen, wenn wir nicht großes Unglück über unsere teuern Wazighe heraufbeschwören wollen. Nämlich der Schurke von Numaliza hat seinen Sendlingen von Ubschidschi Gegenbefehl zukommen lassen, mit der bestimmten Weisung, unsere Niederlassung zu verhindern.

Einem Angriff zu widerstehen, waren wir nicht stark genug und die beim ersten Flintenschusse wie ein Gazellenrudel erschreckenden Wazighe hätten uns ohne Verteidigung gelassen. Da nun P. Joffet die guten Leute keiner Gefahr aussetzen wollte und uns nicht länger da bleiben zu lassen wagte, so beschloß er abzureisen und uns wieder nach Karema zu bringen.

Raum hatten nun die Eingeborenen dies erfahren, als sie kamen und uns flehentlich baten, zu bleiben, da wir ihr einziger Schutz gegen die Araber seien. Für den Fall, daß wir uns zum Bleiben entschließen, ließ uns der König durch eine Abordnung einen großen Teil seines Gebietes mit zahlreichen Herden, allen darauf befindlichen Bananen- anpflanzungen u. s. w. anbieten. Auch ließ er uns noch sagen, er werde sich umbringen, falls wir ihn verließen. Ich muß Ihnen eingestehen, von so dringenden Bitten gerührt, wäre ich gern geblieben. Trotzdem mußten wir schweren Herzens abreisen — es war die erste uns zugefügte brennende Schmach seitens der Feinde unseres Glaubens.

Acht Tage hatten wir in Uzighi verweilt und dort das Glück gehabt, am Christi-Himmelfahrtstage die hl. Messe zelebrieren zu können.

Wir nahmen unsern Weg wieder über Ribanga, Mpala, St. Louis in Urumbi und waren am 6. Juni 1891 wieder in Karema. Gedauert hatte unsere Reise etwas länger als 2 Monate.

Da wären wir denn mitten auf deutschem Gebiete schimpflich von einem Räuberbandenführer vertrieben worden, der, wenn man ihn noch eine Zeit lang gewähren läßt, die blutigen Ventezüge im Umkreise des Sees vollends zu Ende führen wird; schon sein Name heißt übersetzt: „Der vollkommen Ausführende, der in Grund und Boden Zerstörende.“ Aus sieben oder acht Ortschaften hat er uns vertrieben oder vertreiben lassen durch seine Leute, so daß das Vikariat des Tanganjika noch immer auf die einzige Station Karema sich beschränkt sieht. Wenn die Deutschen doch nur recht bald Ubschidschi besetzen! Ihre Abwesenheit wird für uns die Morgenröte einer neuen Zeit, einer Ara des Friedens und der Freiheit sein, in welcher wir überall in diesen Gegenden den Namen und die Liebe unseres Herrn Jesu Christi werden verkünden können.

Den P. Joffet hatte die Reise sehr angegriffen. In Karema wieder angelangt, verfaßte er seine Berichte an die Propaganda und den Verein von der hl. Kindheit. Diese Arbeit erschöpfte seine Kräfte vollends. Vom Blutfieber ergriffen, legte er sich eines Tages nieder und starb acht Tage darauf eines frommen Todes.

In den letzten Tagen hat Numaliza in der Umgegend von Karema Leute anzuwerben versucht, um sie gegen Zoubert zu verwenden, den er um jeden Preis zum Lande hinaus treiben möchte, um dann die Missionäre verjagen zu können. Indes scheiterte sein Versuch an der Nachricht, daß zwei Karawanen von Weißen, nämlich die von Stairs und Jacques, anlangen würden. Die Angeworbenen haben das bekommene Handgeld zurückgegeben und Numaliza, der im Süden des Sees den Augenblick abwartete, seine Soldaten auf seinem Schiff nach Marunga zu bringen, ist gesenkten Hauptes nach Ujiji zurückgereist und wagte auf der Vorüberreise nicht, sich in Karema aufzuhalten.

Wir hoffen, Gott sei Dank, daß Jacques mit der Macht der Araber an der Westküste fertig werden wird, und wir können unmöglich glauben, daß die Deutschen an der Ostküste die Tyrannei eines Banditenhäuptlings bestehen lassen werden.

P. Prouvot.

Das Neger-Königreich Dahome.

(Schluß.)

Als wir aus dem Hause auf den Hof traten, sahen wir einige Duzend dort niedergehockte und ganz niedliche Frauengestalten, von denen keine einzige erheblich älter als 16 oder 17 Jahre sein mochte. Der Chacha verfehlte nicht, mir ganz besonders übersehen zu lassen, daß dies alles, alles, alles seine Frauen seien. Auch diese Schönen

begannen zu singen und auch ein wenig zu tanzen oder wenigstens ihren Gesang mit theatralischen Bewegungen zu begleiten, aber im Gegensatz zu den wilden, aufregenden Szenen des vorhergehenden Tages waren ihre Leistungen sanfterer und ein wenig gemeiner Natur. Selbst im Rhythmus der Gesänge, zu denen ein einheimisches Orchester auf orgelpfeifenartig abgestuften Trommeln den Takt angab, prägte sich dieser Unterschied aus. Der Text der Gesänge sei, wie man mir sagte, am frühen Morgen von den Damen selbst gedichtet worden und preise uns als die Gäste des Chacha.

Etwas eine Stunde lang mochten wir zugeschaut haben, als der Chacha mich fragte, welches Schauspiel ich vorziehe, das gestrige oder das heutige. Arglos erwiderte ich, der Wahrheit entsprechend, daß, so hübsch auch seine (des Chachas) Frauen sein möchten, die kriegerischen Spiele der wilden Amazonen mich doch weit mehr interessiert hätten, da ich niemals vorher etwas Ähnliches gesehen habe. Der Chacha schien über diese Antwort verstimmt, befahl den jungen, hübschen Frauen, sich zurückzuziehen, und ließ seine männlichen Krieger vortreten. Das waren baumlange tölpelhafte, in ähnlicher Weise wie die Amazonen uniformierte Gestalten, die in beunruhigender Weise mit ihren Steinschloßgewehren in der Luft herum suchtelten. Als der Chacha zu bemerken glaubte, daß auch dieses Schauspiel seine Wirkung verfehlte, ließ er trotz meiner Einwendung, daß dieselben wohl zu ermüdet seien, abermals die Amazonen rufen.

Ich will Gesagtes nicht wiederholen. Es genüge, daß ich zum zweiten Mal einige Stunden lang dem seltsamen Tanze, der dennoch kein Tanz war, zuschaute. Die Erregung der im Kreise herumstehenden Menge wuchs mit der Dauer des Schauspiels, und als es Nachmittag wurde, sah ich die portugiesischen Schwestern des Chacha Streitärte ergreifen, um, umringt von den Amazonen und ohne deren feuriges Ungestüm zu erreichen, die kriegerischen Bewegungen nachzuahmen. Es soll vorkommen, daß eine Streitart dem Chacha selbst gereicht wird, der alsdann einige als Tanz geltende Schritte und Bewegungen mache. Das gleiche thäten in solchen Fällen die anwesenden Weißen.

Die Festlichkeit schloß an diesem Tage damit, daß der Chacha mir einen Ochsen schenkte — eine alte Landessitte, die auch in diesem Falle, wo sie doch ziemlich gegenstandslos war, innegehalten werden sollte. Herr Mandad hatte den Chacha zur Tafel geladen, und unter gewaltigem, von einem halben Duzend seiner Krieger getragenen Sonnenschirm schritt er, umringt von der tanzenden und singenden Amazonenschar, über die Straßen. Zu seiner Rechten ging Père Ménager, zu seiner Linken der Verfasser dieses Artikels, der in ähnlichem Aufzuge noch niemals zuvor zu seinem Mittagsmahl ausgezogen war.

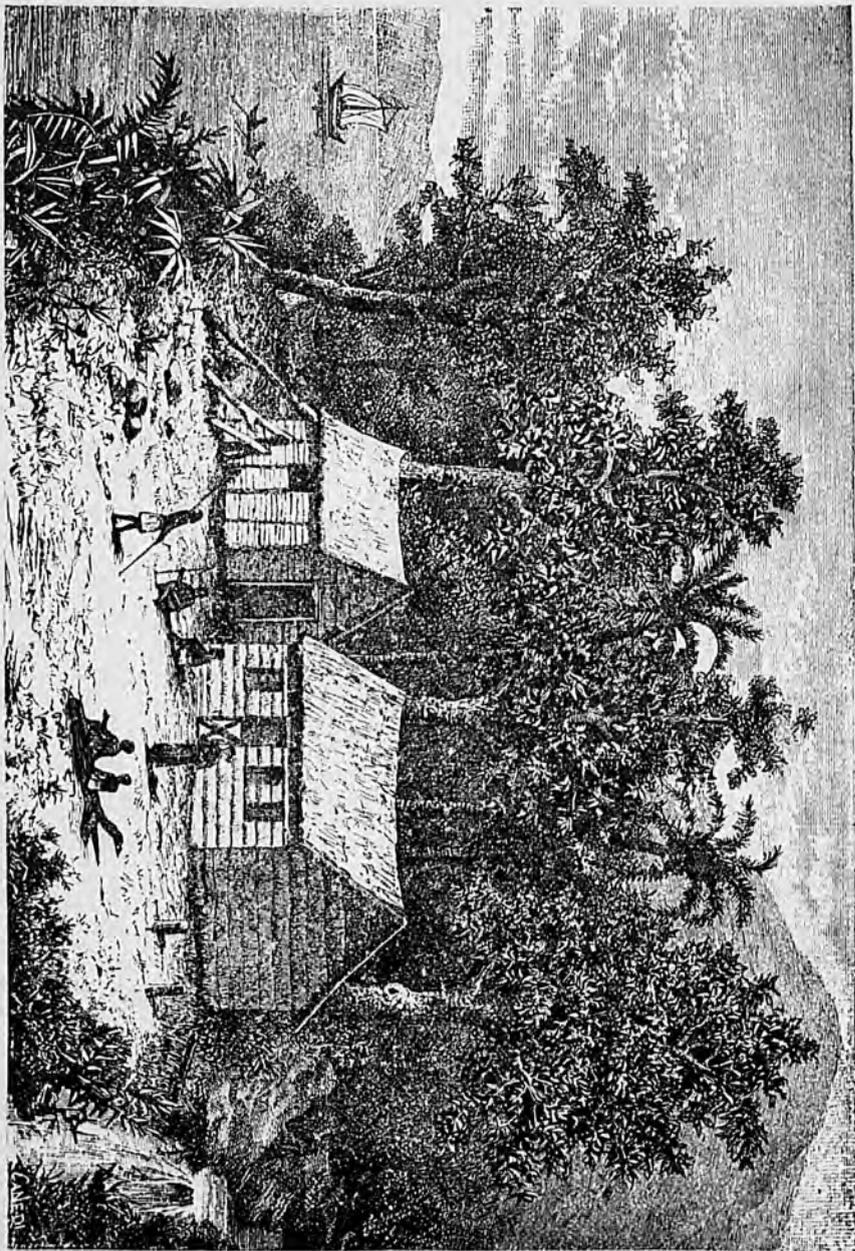
Als die erste Sehenswürdigkeit von Weida gilt der größte der zahlreichen Schlangen-Tempel, der, obwohl als Bauwerk höchst unbedeutend, mich dennoch wegen der seltsamen, seinen Bewohnern entgegen-

gebrachten Verehrung zu mehrfachen Besuchen angelockt hat. Deutsche, englische und französische Missionare, welche nur die im allernächsten Umkreise ihres Wohnsitzes lebenden Eingeborenen kennen, haben die Behauptung aufgestellt, daß in einem großen Teil von West- und Inner-Afrika ein und dieselbe Religion herrsche, daß jene Götter, an deren Stelle sie das Christentum gesetzt haben, auch Hunderte von Meilen weiter südlich und nordwärts verehrt würden. Wenn mich nun schon die Thatsache in Erstaunen setzte, daß die auf die Götterwelt der Eingeborenen bezüglichen Veröffentlichungen den verschiedenen Missionsgesellschaften beinahe gar keine Vergleichungspunkte, z. B. beinahe gar keine gleichlautenden Götternamen, darboten, so bekräftigten mich meine eigenen, an den verschiedensten Orten eingezogenen Erkundigungen in der Überzeugung, daß nicht einmal unter den verschiedenen Stämmen des an der Sklaventüste wohnenden Ewe-Volkes, geschweige denn in ganz Westafrika ein und dieselbe Religion verbreitet sei.

Gewisse Grundzüge, die aber noch der nähern Erforschung harren, scheinen allen diesen Religionsystemen gemeinsam zu sein und auf einem gemeinsamen Ursprung schließen zu lassen. Aber der Olymp des einen Stammes ist von seinen Fetisch-Priestern in ganz anderer Weise als derjenige der rechts- oder linksseitigen Nachbarn ausgebildet worden, so daß von Göttern, die von einer größeren Anzahl von Stämmen verehrt würden, nicht die Rede sein kann. Die vielleicht bloß scheinbaren Anklänge an altägyptische Religionsformen, die von protestantischen und katholischen Missionaren mit besonderer Vorliebe studiert worden sind, so z. B. die Tierverehrung und ähnliches, finden sich, wenn auch in sehr verschiedener Gestalt, an der ganzen Sklaventüste. Die Tierverehrung scheint in der Religion aller Stämme des Ewe-Volkes wiederzukehren, aber es ist auffallend, welche Verschiedenheit doch auch hierbei wieder obwaltet. Im Togo-Gebiet, wo Leoparden und in einzelnen Gegenden Krokodile heilig sind, darf ungestraft jede Schlange getötet werden, während in Dahome selbst der Schutz des Königs den Weißen, der auf ein nicht giftige Schlange schiffe, nicht zu retten vermöchte.

Der Schlangenkultus, der sogar in Klein-Popo noch unbekannt ist, beginnt, obwohl in milderer Form, bei Groß-Popo. Auf dem Höhepunkt seiner Entwicklung finden wir ihn in Weida, wo den nicht giftigen Schlangen und namentlich den sehr zahlreichen Boas eine ähnliche Verehrung entgegengebracht wird, wie im alten Egypten dem Apis oder den Ragen. Die von mir befragten Eingebornen stellten die Sache so dar, daß die Schlangen nicht etwa selbst Götter, wohl aber Verkörperungen, Erscheinungen oder Versinnbildlichungen eines sehr mächtigen und einflußreichen göttlichen Prinzips seien, vermittelt dessen nicht nur Krankheiten geheilt, sondern auch an diejenigen, welche ihm huldigten, Reichtümer ausgeteilt würden. Ob man sich dieses Prinzip als eine Person, als einen Gott gleich den übrigen Göttern vorstelle, habe ich nicht in Erfahrung bringen können. Der Olymp

Das erste Haus der Berg-Sifu-Geliffonare in den businigen Südschiffungen.



von Dahome kennt eine Unzahl von Heroen, Unter-Göttern und Göttern, unter welch' letztern zwei, nämlich Mahu der gute und Legba der böse Gott, die wichtigsten zu sein scheinen. Mahu ist sehr gut, so gut, daß man sich, da er ohnehin nichts Böses thut, gar nicht um ihn zu kümmern braucht. Dem Legba wird dagegen in Weida und seiner nächsten Umgebung vor Hunderten von abscheulichen, aus rotem Thon gefertigten und mit allerlei Lumpenkrum ausgeschmückten Statuen geopfert. Meist habe ich den afrikanischen Gevatter unseres Satans in sitzender oder hockender Stellung, und zwar auffallenderweise fast immer priapisch dargestellt gesehen. Nächst ihm scheint sich der Kriegsgott Bo (der auch, da das Wort Ahua Krieg bedeutet, Ahua Bo genannt wird) des größten Ansehens zu erfreuen. Von allen weiblichen Göttheiten zählte Ana, „die Mutter alles dessen, was ist“, die meisten Verehrer.

Die Zahl der auf allen öffentlichen Plätzen vor den Häusern und an den Scheidewegen stehenden Fetisch-Puppen ist geradezu Legion; ich möchte fast behaupten, daß es deren in Weida allein mehrere Hunderte gebe. Außerdem gilt eine besondere Art von Laubbäumen, deren botanischen Namen ich nicht erfahren konnte, als heilig, und auch verschiedene andere, weder durch Größe noch durch Schönheit hervorragende Bäume wurden mir als „Fetisch“ bezeichnet. Außer den nicht giftigen Schlangen gelten in Weida die Bachstelzen und etwas weiter landeinwärts bei den in die Lagune mündenden Flüssen die Krokodile als Verkörperung der Göttlichkeit.

Welche Rolle in solchem Lande die Fetisch-Priester spielen, braucht kaum erst des nähern dargelegt zu werden. Meist sollen es schlaue Leute sein, die, so streng sie auch das Volk in ihrer Gewalt behalten, dennoch ebensowenig wie weiland die römischen Augurn sich selbst zu täuschen lieben. Ähnlich wie das Königtum dort mit größerer Autorität auftritt, so hat sich auch das Priestertum in Dahome mit mehr Glanz und Pomp zu umgeben gewußt, als in den benachbarten Ländern. Wenn großer Fetisch „gemacht“ werden soll, ergeht vorher eine Benachrichtigung an die Weißen, daß sie während der und der Zeit zu Hause bleiben müßten und sich unter keinen Umständen auf der Straße zeigen dürften. Wie in allen übrigen Einrichtungen des Landes, so tritt auch hierin ein gewisser gewalthätiger Ordnungs- und Gerechtigkeitsinn hervor. Zu einer Zeit, wann die religiösen Gefühle des im übrigen nichts weniger als unduldsamen Volkes erregt sind, schützt man den Europäer vor Belästigung und Gewaltthat, indem man ihn zwingt, zu Hause zu bleiben. Er könnte sonst, ohne zu wollen, irgend eine Handlung begehen, die von den Fetisch-Priestern als schwere Verübung aufgefaßt werden müßte. So würde es beispielsweise, im höchsten Grade gefährlich sein, ein Fetischmädchen auch nur beim Vorbeigehen auf der Straße unversehens zu berühren. Das Mädchen würde sich ganz gewiß auf die Erde werfen, Krämpfe bekommen und behaupten, behext zu sein.

Die Fetischhäuser von Weida gleichen außer den Schlangentempeln den schon früher beschriebenen des Togo- und Popo-Gebiets. Der große Schlangentempel ist ein gewöhnliches, nur sehr langes Wohnhaus, an das sich eine kreisförmige, bloß einen Raum enthaltende Hütte anschließt. In das wohnhausähnliche Gebäude, das Räume für die Priester und auch eine Art von Allerheiligstem zu enthalten scheint, ist mir der Zutritt nicht gestattet worden. Die kreisförmige Hütte dagegen, in die ich mit Herrn Mandad, begleitet von einem durch reichliche Trinkgelder zur Freundlichkeit gestimmten Priester, hineingetreten bin, wimmelte buchstäblich von Schlangen, die sich namentlich dort, wo unter dem Dache ein Abjaß rings herum lief, zusammengerollt hatten oder auch einen Teil ihrer Riesenskeiber herunterhängen ließen. In ähnlicher Weise war dicht unter dem schrägen, kegelförmigen Dache die Außenseite des Gebäudes mit Schlangen besetzt. Man behauptet, daß deren allein in diesem Tempel über 1000 und in ganz Weida etwa 3000 lebten. Unserer Aufforderung, eine der großen Boas herunterzunehmen, stellte der uns begleitende Mediziner unverständliche Einwände entgegen; fast schien es, als ob er sich fürchtete. Mit den kleineren Schlangen, die ihm bis zu gewissem Grade zu gehorchen schienen, begann er in ziemlich ungenierter Weise, wie ich es aber auch schon in Ostindien gesehen hatte, zu spielen, indem er sie um seinen Arm wand oder sich in einer durch seinen Stab angezeigten Richtung vorwärtsbewegen ließ. Wie aus den schlecht verdolmetschten und auch mit einem gewissen Zögern abgegebenen Mitteilungen des Mannes hervorzugehen schien, würden die Schlangen mit Hühnern und kleinem, in den Sümpfen gesammeltem Getier gefüttert; mich dünkt aber, daß die Priester selbst das Geflügel aufessen und den Schlangen das kleinere Getier überlassen.

Sei es nun, daß die Fütterung nicht ausreicht oder daß auch Schlangen eine gewisse Veränderung lieben, jedenfalls machen dieselben sehr häufig Streifzüge in die Stadt, so daß fast stündlich dort aufgefangene Tiere wieder zum Tempel gebracht werden. Die ganz großen, die unter Umständen gefährlich werden könnten, steckt man bei solchem Transport in einen Sack; die kleineren wurden, wie ich das häufig zu beobachten Gelegenheit hatte, auf dem Arme getragen. In welcher Weise die Verehrung der Schlangen stattfindet, vermag ich nicht anzugeben. Eine Andeutung, wie das geschehe, erhielt ich, als die schwarze jugendliche Geliebte eines Franzosen, die krank zu sein glaubte, von ihrem Herrn und Gatten ein Geschenk erbat, weil sie ein Huhn und andere Dinge kaufen wollte, um beim Schlangentempel „Fetisch zu machen“. Selbst der verhältnismäßig hochgebildete Chacha huldigt dieser Sitte und soll bei besonders wichtigen Gerichtsitzungen, indem er sich für längere Zeit in seine Privatgemächer zurückzog, durch Fetischmachen die Wahrheit und ein gerechtes Urteil herauszufinden versucht haben.

So lange es in Dahome Europäer giebt, erinnert man sich nicht, daß einer von ihnen jemals eine heilige, d. h. nicht giftige Schlange

getötet hätte. Die Schwarzen oder Farbigen, die sich eines solchen Vergehens schuldig gemacht hatten, sollen sämtlich hingerichtet, daß heißt lebendig verbrannt worden sein. Es besteht aber auch noch eine besondere Form, wie diejenigen, welche unschuldiger Weise, etwa bei der Feldarbeit eine Schlange getötet haben, ihrer Schuld ledig werden können. Sie müssen sich freiwillig beim ersten der Schlangenspriester melden und einmal im Jahre wird alsdann für alle gleichzeitig das Verfahren der Reinigung vorgenommen. Bis dahin bleiben sie auch äußerlich als Ausgestoßene gekennzeichnet. Die Reinigung besteht darin, daß alle gleichzeitig, und zwar zusammen mit Schweinen und Hühnern in ein Haus eingesperrt werden, an das man Feuer legt. Sobald die Zerstörung des Hauses so weit vorangeschritten ist, daß die Ausgestoßenen hindurchbrechen können, rennen sie, von den Umstehenden mit Prügeeln empfangen, zur Lagune, um sich hineinstürzend ihre halbverbrannte Haut zu kühlen. Mit der Kahlshierung des Kopfes ist die Reinigung beendet und die bis dahin Ausgestoßenen erfreuen sich wieder derselben Rechte, wie alle übrigen.

Afrika-Verein deutscher Katholiken.

3. Liste der eingegangenen Gaben.

vom 25. Februar 1892 bis 25. März 1892.

	Markt	Markt	
Transport . . .	26 799,42	Transport . . .	31 628,13
Z.-B. Piarre St. Peter, Köln	71,50	Zw.-B. Graßchaft Olaz, Schlesien	476,66
Redaktion des „Gott will es“	3 621,11	Zw.-B. Flammersheim, Def. Münstereifel	87,50
Expedition „Gott will es“	313,10	Zw.-B. Münstereifel	130,—
Z.-B. Breberer, Def. Heinsberg Goerlich, Schlesien . . .	61,—	„ Schleiden, Defanat Gemeind	76,—
Erzdiözese Bamberg: Zw.-B. Mistelfeld	35,10	Zw.-B. Hardenberg-Neuiges, Def. Elberfeld	60,75
Gremsdorf	48,—	Zw.-B. Hemmersbach, Def. Kerpen	54,—
Bamberg	198,50	Braunsberg, Ostpreußen . . .	676,38
M. Sibert	37,50	Klein Joellnig, Schlesien . . .	12,—
Ebensfeld	40,—	Diöz.-B. Trier	798,50
Sambach	18,—	Zw.-B. Boslar, Def. Jülich	106,50
Seußling	10,—	„ Hilden, Def. Düsseldorf	51,—
Sondernöhe	1,20	„ Stürzelberg, Def. Neuf Sadewitz bei Bern- stadt, Schlesien	35,80
Ulfstadt	88,50	„	47,—
Schleißfeld	55,—	E. J. in Trier f. d. Patres v. hl. Geiste f. 10 hl. M. f. verst. Eltern u. Geschwister	10,—
Ebing	10,—	Fr. Kremer, Hermeshof bei Kommerstirchen, f. 1 Heiden- kind, 3. taufen Magaretha	21,—
Birnbaum	12,50		
Burgebrach	43,—		
Ansbad	20,—		
Kirchhrehnbach	48,—		
Zusammen M.	665,30		
Abf. 2 Gr., „Gott will es“ M. 4,80			
u. Porto 50 Pfg. „	5,30	660,—	
		Zu übertragen 31 626,13	Zu übertragen 34 268,22

	Markt		Markt
Transport	34 268,22	Transport	35 417,07
Max v. Braunschweig, München	20,—	Vater Stollenberg	1,—
Zw.-B. Gieselerkirchen, Def.		Zw.-B. Rheydt, Dekanat	
M. Gladbach	124,—	M. Gladbach	60,—
Zw.-B. Siggerath, Def.		B. Lauer in Mitau-Rußland	10,—
Weilerkirchen	41,80	Zw.-B. Baesweiler, Def.	
Rektor J. van Gilg, Köln .	14,—	Weilerkirchen	10,80
Zw.-B. Eitorf a. d. Sieg .	60,—	Z.-B. Essen	300,—
Zw.-B. Roessel, Ostpreußen .	39,—	" Welz, Def. Aldehoven	36,—
Expedition der Ermländer		" Riegersdorf, K. = B.	
Zeitung i. Braunsberg, Ostp.,		Oppeln, Schlesien	100,—
für die Neger-Missionen .	663,—	Z.-B. Heilsberg, Ostpreußen	180,—
Aus Lautern, Ostpr. f. d.		Johann Holl Blanteurath,	
Trappisten in Afrika . . .	10,—	Kreis Zell a. d. Mosel	1,10
Diözesan-Verein Breslau . .	53,—	Z.-B. Stoppenberg, Def. Essen,	
Zw.-B. Michrath, Def. Solingen	40,—	f. Loskauf von 2 Neger-	
Vitar Friedr. Schnettler,		Kindern, zu taufen Theodor	
Delinghausen bei Hüsten,		und Franziska	100,—
aus dem Abonnement der		Diözesan-Verein Limburg	
Arnsberger Sonntags-		a. d. Lahn	670,—
blumen für 4 Heidenkinder,		Ungenannt unter A. S.	10,—
zu taufen Emil, Benedikt,		Zw.-B. Gerresheim, Def.	
Sophia, Ferdinande	84,05	Düsseldorf	240,—
Zu übertragen 35 417,07		Summa 37 135,97	

Köln, den 25. März 1892.

Heinrich Horten,

Schapmeister des Afrika-Vereins deutscher Katholiken, Köln, Neumarkt 3.

Diözesan-Verein Paderborn.

Für den Diözesan-Afrika-Verein sind im Monat Februar eingegangen: Weiligenstadt 130 M. — Warburg-Neustadt 176 M. — Neuentkeusheim 40 M. — Bernterode 14 M. 80 Pfg. — Leiberg 1 M. 15 Pfg. — Paderborn 5 M. 50 Pfg. — Biederich 180 M. — Paderborn 1 M. — Hointhausen 168 M. — Worbis 53 M. — Bentfeld 5 M. 50 Pfg. — Paderborn 3 M. Zusammen 777 M. 95 Pfg.

Paderborn.

Der Schapmeister: F. Dide.

Aus der Redaktions-Briefmappe.

Ein Beamter schreibt uns:

„Manche Leute schenken lieber Waren, als Geld; in Folge dessen sammle ich für die Mission Kleiderstoffe (Cotton, Zwilch, blaue Leinwand, also nur möglichst starke Stoffe, schlechte lohnen die Anfertigung nicht), Rosenkranz- und andere Perlen (Glasperlen), Bildchen, Knöpfe aller Art, die aus der „Mode“ sind, auch alte gute Kleider dürften erwünscht sein. Wenn ich Kleiderstoff, der wie gesagt ordinär, aber sehr dauerhaft und möglichst farbgrell sein soll, kaufe, so nehme ich ihn nur von gut katholischen Kaufleuten und bekomme ihn meist um den Selbstkostenpreis für die gute Sache; ich bin überhaupt der Ansicht, daß wir dafür unsere katholischen Geschäftsleute interessieren sollen; man muß ihnen zeigen,

daß sie auch etwas thun können, um arme unglückliche Sklaven und Heiden zu befreien, zu Menschen, zu Christen zu erziehen; man giebt ihnen eine Antiflaverei-Broschüre, z. B. „Lebendig begraben“, unentgeltlich, das thut oft gute Wirkung.

Die gesammelten und gekauften Waren sende ich als 5 Kilo-Postpakete via Hamburg direkt „an die katholische Mission in Marienberg, Post Kamerun“, und kostet ein solches nur 1 M. 60 Pfg. Porto. Als Verpackung dient gewöhnliche Packleinwand aus Salzjäden und dergleichen; ich nahe rings alles zu, gebe meine internationale Postpaketadresse, sowie 2 Zollinhalts erklärungen bei (man bekommt sie beim Postamt). Das ist sehr einfach und billig, aber kein Paket darf über 5 Kilo haben, denn schon 5 1/4 Kilo kosten 12 1/2 Mark Porto. Ich bemerke, daß die Schiffe in Hamburg stets am 5. jeden Monats abgehen, und ist es Vorschrift, daß am vorletzten, also am 29. oder 30., die Pakete zur Post kommen müssen, sonst bleiben sie liegen. Fahrzeit von Hamburg bis Kamerun ist 24 Tage.“

Der gute Gedanke, der in obigen Zeilen ausgesprochen ist, verdient Nachahmung. Wenn man weiß, welche hohe Preise die Missionare für ihre Bedürfnisse und jene ihrer Zöglinge zahlen müssen, wenn sie dieselben in den überseeischen Faktoreien kaufen, so wird das einleuchten. Die Missionare brauchen mancherlei, nicht allein Kleidungsstücke, sondern auch Gegenstände zum Verschicken, denn der Neger will stets beschenkt sein, sobald man seiner bedarf. Und da ist alles gut, was ins Auge fällt. Bunte Stoffe, Kleidungsstücke, selbst Fastnachtanzüge, Perlen, besonders rote, Rosenkränze, bunte Bilder, Messer, Scheren, Köffel, Bleisoldaten, einfache Musikinstrumente wie Mundharmonikas, zc., — kurz alles, woran bei uns die Kinder Freude haben, das ist auch gut für die Neger — nur kein Schnaps. Dagegen würden wir einige Flaschen guten alten Boonkamp oder dergleichen Magentropfen für die Missionare empfehlen, auch hier und da ein Kistchen Zigarren dürfte man ihnen gönnen. Es muß für einen Missionar ein wahrer Hochgenuß sein, wenn er mitten in der Wildnis eine ihm von deutschen Freunden gespendete gute Havannah rauchen kann — selbst wenn sie auf deutschem Boden gewachsen ist.

Was nun die Versendung angeht, so wird nicht leicht ein jeder damit zurecht kommen; auch dürfte es gut sein, die Gegenstände per Schiffsfracht zu befördern. Der Herausgeber ist ganz gern bereit, solche für Kamerun oder Ostafrika bestimmte Sendungen anzunehmen, zu sammeln und, sobald genügend beisammen ist, abzusenden. Man adressiere solche Sendungen direkt an die Redaktion (nicht Expedition) des „Gott will es!“ in Münster i. W.

Mannigfaltiges.

Englische Kanonenboote auf dem Nyassa-See. Das englische Kolonialamt beabsichtigt, nach dem Nyassa-See schleunigst zwei Kanonenboote nach Art der beiden auf dem Sambesi stationierten „Musquito“ und „Herald“ schaffen zu lassen; nur sollen dieselben kein Hochrad, sondern Schrauben erhalten, jedenfalls mit Rücksicht auf das tiefe Wasser des Sees. Die neuen Boote sollen ebenfalls in Stücken gebaut, den Sambesi und Schirefluß hinauf nach dem Nyassa-See geschafft, dort zusammengesetzt und als königliche Kriegsfahrzeuge, zur englischen

Marine gehörig, in Dienst gestellt werden, und zwar schon im Monat Juni d. J. Diese beiden Kanonenboote sind 23,5 Meter lang, 5,5 Meter breit und gehen ausgerüstet nur 46 Centimeter tief, sie führen 4 leichte Schnellfeuerkanonen und 6 Mitrailleusen. Die Fahrgewindigkeit beträgt 10 Knoten oder 18,5 Kilometer in der Stunde. Ihre Zusammenfügung aus den einzelnen Abteilungen erforderte in England noch nicht 7 Stunden Zeit; auch auf dem Sambesi ist dieselbe, und zwar, ohne das Land zu berühren, längsseit des Transportschiffes schnell und glatt bewirkt worden. Wie diese Kanonenboote den Sambesi und Schirefluß, so werden bald die neuen beiden den Nyassa-See beherrschen; dem zielbewußten, prompten Vorgehen gehört der Erfolg.

Der Gouverneur von Ostafrika Freiherr von Soden hatte in der zweiten Hälfte des Januar, begleitet von vierzehn Sudanesensoldaten, eine vierzehntägige Reise in die das Hinterland von Dar-es-Salaam bildende Landschaft Usaramo unternommen, deren Ergebnis er in einem Bericht als befriedigend bezeichnet. Er hofft, daß es gelingen werde, durch diese Landschaft einen Teil des Karawanenhandels wieder nach Dar-es-Salaam zu ziehen. Die Landschaft besitzt zum Teil ausgedehnte Landstrecken mit recht gutem, zur Bepflanzung geeignetem Boden. Über die Expedition entnehmen wir dem „Deutsch. Colonialbl.“ folgendes: „Die Haltung der Eingeborenen der Karawane gegenüber war eine sehr verschiedene. In einzelnen Dorfschaften, namentlich in der Nähe des Kingani, wo Weiße fast nie gewesen und wo die Angst vor den Mafitis den Leuten noch im Blute steckt, liefen Männer, Weiber und Kinder beim Anblick der Fremden, namentlich wohl der bewaffneten Askaris, in den Busch. Zuweilen war es nötig, einen der Entflohenen mit Gewalt zu ergreifen und die übrigen zur Rückkehr und zur Herbeibringung von Speise und Wasser zu vermögen. In anderen Orten starren die Einwohner stumpfsinnig die weißen Männer an und wußten kaum den Gruß derselben zu erwidern. In einigen Orten endlich war die Ankunft des Bana Kuba bekannt, die früher erhaltenen deutschen Flaggen waren gehißt, und der Zumbe brachte seine meist in Ziegen, Hühnern und Feldfrüchten bestehenden Geschenke dar. Ein Eindruck war überall unabweisbar, nämlich der, daß die Bevölkerung trotz der Nähe der Küste auf einer sehr tiefen Stufe der Intelligenz steht und namentlich in düsterem Aberglauben befangen ist. Kein Dorf, kein Haus ohne „Dana“ (Zauber, Medizin) gegen böse Geister, die irgendwo in Form kleiner Häuschen, Holz- oder Thonschalen mit Nahrung und dergleichen angebracht ist. Ja, an mehreren Orten wurde den Mitgliedern der Expedition von Hexenverbrennungen erzählt, die erst kürzlich vorgenommen seien. Man sieht, ein wie reiches Feld deutscher Missionsthätigkeit so dicht hinter Dar-es-Salaam offen steht. Wild wurde auf dem Marsch und an den Lagerplätzen nur äußerst spärlich bemerkt. Die von den Eingeborenen als reich an Antilopen und anderen Jagdtieren bezeichneten Gegenden am oberen Kingani und südlich nach dem Nufidschi zu lagen außerhalb des Rahmens der Reise. Der Gesundheitszustand der Expedition war, abgesehen von Fußverletzungen, ein vortrefflicher. Die Temperatur war eine bedeutend kühlere als an der Küste, in Regennächten, namentlich in den höher gelegenen Gegenden, machte sich die Kühle sogar fast unangenehm bemerkbar.“

Im Monat Mai wird wieder eine **Expedition der Brüsseler Antislaverei-Gesellschaft** durch das deutsche Schutzgebiet nach dem Tanganika gehen. Die Leiter der Expedition, Lieutenants Duvidier und Long, werden sich am 2. April zu Antwerpen auf dem Dampfer „Bundesrat“ der Deutsch-Ostafrika-Linie mit zwei Unteroffizieren einschiffen. Sie soll dem Kapitän Zoubert und dem Lieutenant Jacques neue Zufuhren an allerhand Material bringen und sie verstärken.

Dr. Peters ist von einem Malariafieber-Anfalle wieder hergestellt und zu Tanga an der Küste eingetroffen; er wird sich nun der Grenzregulierungs-Kommission anschließen, welche sich ohne ihn nach Wanga am Umbeflusse begeben hatte.

Bei der Redaktion eingegangene milde Gaben.

1. Für den Afrika-Verein: Zw.-B. Dattel durch Pfr. Böhlen 16 M. — Ehefrau Beste und Ehefrau Hüter in Reddinghausen je 1 M., gleich 2 M. — Von und durch Kapl Zimmermann in Heiligelinde 10 M. — Karl Lammerz, Bodraden, 50 Pfg. — Rektor J. Neumann, Nachen, 150 M. Zusammen 178 M. 50 Pfg.
2. Für die Patres vom heil. Geist: Für 2 Messen pro nuper et fito, 1 do in h. s. cord., 1 do. in h. B. M. V. 6 M. — Kapl. Gerhardt, Gronau, f. 5 hl. Messen in der Meinung des Gebers 10 M. — J. v. d. Heiden, Hilden, für 15 Seelenmessen 30 M. Zusammen 46 M.
3. Für Anschaffung eines Harmoniums für die Station Windthorst: Aus Köln 1 M. — Wit. Winterroth, Iffezheim 50 Pfg. Zusammen 1 M. 50 Pfg.
4. Für die Mission in Dar-es-Salaam: J. v. d. Heiden, Hilden, für 5 Seelenmessen 10 M.
5. Für die Weißen Väter: J. v. d. Heiden, Hilden, für 15 Seelenmessen 30 M.

Bei der Expedition eingegangene milde Gaben.

1. Für den Afrika-Verein: Für die Negermissionen gef. von der Expedition der Ermländer Zeitung zu Braunsberg 663 M.
2. Für die Windthorst-Station: Fr. Schmied in Unterbräu 2 M. — Jos. Reischl in Dachau 1 M. — C. S., Neuwerk, für 9 hl. M. f. e. Verstorbenen 9 M. 20 Pfg. — H. L. in Buchholz für 2 hl. M. f. e. gl. Ehe und ein schwer erkt. Kind 2 M. — K. L. in C. 40 Pfg. — Frl. E. Hert, Erstein, für 5 hl. M. für Abg.; 5 do. nach bes. Meinung 10 M. 80 Pfg. — Ung. für 15 hl. M. für Verst.; 5 do. in bes. Meinung 20 M. — Vikar W. in M. für 9 hl. M. f. eine Verstorbene; 7 do. für einen Verstorbenen; 26 do. in bes. Meinung; 18 do. f. best. Verstorbene 60 M. — J. M. in D. zum Dank f. Befr. von einem Leiden 1 M. — Kun. Palmer in Kesselried 2 M. — Ung. Koblenz zu Ehren des hl. Josef 10 M. — M. C. C. für 3 hl. M. zu Ehren der hl. Herzen Jesu u. Maria zur Wiedererkl. der Gesundheit 6 M. — W. T. in Neuwerk für 1 hl. M. für die armen Seelen 1 M. — A. S. in Schw. mit der Bitte um Gebet f. m. verst. Tochter, deren bedrängte Eltern und Geschwister 35 M. 96 Pfg. Zusammen 161 M. 36 Pfg.
3. Für die Weißen Väter Lavigertes: C. M. in S für 28 hl. Messen zu best. Intentionen; 12 do für Verstorbene n. Meinung der Geber 40 M. — Pfarrer J. Schmitz, Wistkirchen, für 13 hl. M. f. d. Verstorb. 20 M. — Pfarrer C. in Gros für 2 hl. M. in honor. B. M. V.; 1 do. ad int. dantis; 2 do. in honor. B. M. V.; 2 do. ad int. dantis; 5 do. pro defunctis; 2 do. ad int. dantis; 2 do. in hon. B. M. V.; 2 do. pro defunctis 27 M. — Ung. Koblenz zu Ehren des hl. Josef 10 M. — Ung. für 3 hl. M. zu Ehren v. Jesu, Maria und Josef um Hülfe in e. schweren geistigen Anliegen 3 M. 50 Pfg. Zusammen 100 M. 50 Pfg.
4. Für die Mission in Dar-es-Salaam: Ung. Koblenz zu Ehren des hl. Josef 10 M.
5. Für die Trappisten in Afrika: Aus Lautern (Ostpr.) 10 M.

6. Für die **Palottinerpatres in Kamerun**: Ung. Koblenz zu Ehren des hl. Josef 10 M.

7. Für die **Mission am Sambesi**: P. Thilges, Ehternach, 100 M. — Poesch, Bremen, d. Wessel-ter Horn zum Loskauf e. Sklavensindes 3 M. 40 Pfg. — Ung. Koblenz zu Ehren des hl. Josef 10 M. Zusammen 113 M. 40 Pfg.

8. Für die **deutschen Missionen in der Südsee**: Ung. Koblenz zu Ehren des hl. Josef 10 M.

Durch unsern Agenten Joh. Kogel in Stolberg bei Aachen gingen ein:

1. Für den **Afrika-Verein**: Von H. Köhl, Stolberg-Mühle, 1 M.

2. Für eine **Glocke nach Kamerun**: Von Sr. Donnerberg 50 Pfg.

3. Für die **Patres vom hl. Geist**: Von Pet. Lürken für 2 hl. M. für die Verstorbenen 2 M. — Frau Müller für 2 do. 2 M. — A. G., Eschweiler-Pumpe, für 1 hl. M. für den verst. Mann 1 M. — Frau B. Tr., Weiber, für 2 hl. M. 2 M. — Math. Wilh. Bildstein für 1 hl. M. für die verst. Eltern 1 M.; 1 do. für den verst. Bruder 1 M.; 1 do. für die verst. Großeltern 1 M.; 1 do. für die verst. Eltern der Frau 1 M.; 1 do. für die verst. Verwandten 1 M.; 1 do. in bestimmter Intention 1 M. — Frau S., Schneidmühle, für 3 hl. M. für das Messenbündnis 3 M. und 1 do. für die verst. Eltern 1 M. — Frau Zander, Schelle, 1 hl. M. für die verst. Verwandten 1 M. — Ung. Stolberg, Scharfstr., 3 hl. M. für die verst. Eltern 3 M. — Ung. Stolberg, Hauptstr., 1 hl. M. zu Ehren des hl. Herzens Jesu 1 M.; 1 do. zu Ehren der hl. Mutter Gottes 1 M.; 1 do. zu Ehren des hl. Josef 1 M. — Ung., Hammer 1 hl. M. zum Troste der armen Seelen 1 M. — Jak. Moriz, Klatterstr., Stolberg, 2 hl. M. für bestimmte Abgestorbene 2 M.; 1 do. für ein bes. Anliegen 1 M.; 1 do. für bestimmte Abgestorbene 1 M.; 1 do. für das Messenbündnis 1 M. — Frau C., Trockener Weiher, 3 hl. M. für die Verstorbenen 3 M. — Maria Anna P. 1 hl. M. für die lebenden 1 M. und 2 für die verst. Eltern und Geschwister 2 M. — Luise P. 3 hl. M. für best. Abgestorbene 3 M. — J. F., Stolberg-Mühle, 2 hl. M. für die verst. Familie 2 M. — E., Schelle, 1 hl. M. für einen Schwerekranken 1 M.; 1 do. in bes. Meinung 1 M. — Jak. Moriz 1 hl. M. zu Ehren der hl. Mutter Gottes 1 M.; 3 hl. M. zu Ehren der hl. Familie zur Erlangung der Gesundheit 3 M. — Ung., Entereistr., 2 hl. M. für bestimmte Abgestorbene 2 M. — Ung., Rosenthal, 1 hl. M. zu Ehren der hl. Mutter Gottes 1 M. — Ung., Krone, 3 hl. M. für bestimmte Abgestorbene 3 M. — Ung., Duffeter, 1 hl. M. für die armen Seelen 1 M. — Sch., Birkengang, 1 hl. M. für die verst. Eltern 1 M. und 1 do. zu Ehren der hl. Mutter Gottes für ein bes. Anliegen 1 M. — Witwe P., Trockener Weiher, 1 hl. M. für den verst. Mann 1 M. — Jakob Moriz 1 hl. M. zu Ehren der unbesetzten Empfängnis 1 M. — Ung., Scharfstr., 4 hl. M. für bestimmte Abgestorbene 4 M. — Ung., Hammer, 1 hl. M. in bes. Meinung 1 M. — Frau J., Kette, 1 hl. M. 1 M. — Kreuzberg 1 hl. M. 1 M. — Geschw. L. & S. 5 hl. M. für die Verstorbenen 5 M. — Frau K., Münsterbusch, 2 hl. M. zu Ehren der schmerz. Mutter Gottes 2 M. — Frau B., Kathausstr., 1 hl. M. zu Ehren des hl. Moses 1 M. und 1 zu Ehren der schmerz. Mutter Gottes in bes. Anliegen 1 M. — Frau Hübenner, Stolberg-Mühle, 1 hl. M. zu Ehren aller Heiligen Gottes 1 M. Zusammen 75 M.

4. Für die **Mission Windthorst**: Ung., Kohlbusch, für 2 hl. M. für bestimmte Abgestorbene 2 M. — Jak. Moriz, Klatterstr., für 2 hl. M. in bes. Meinung 2 M.; 4 do. zu Ehren des hl. Quirinus 4 M.; 1 do. zu Ehren des hl. Markurians 1 M.; 4 do. zu Ehren der hl. Mutter Gottes 4 M.; 2 do. für einen Verstorbenen 2 M.; 3 do. für bestimmte Verstorbenen 3 M.; 1 do. in bes. Meinung 1 M. — Ung., Mühlenstr., 2 hl. M. für bestimmte Abgestorbene 2 M.; 1 do. zu Ehren des hl. Herzens Jesu 1 M. — Ung., Hospital Steinfeld, 2 hl. M. für die verst. Familie 2 M. — Ung., Stolberg-Mühle, 2 hl. M. für die verst. Eltern 2 M.; 2 do. für ein bes. Anliegen 2 M.; 1 do. zu Ehren der

hl. Brigitta 1 M.; 1 do. zu Ehren des hl. Quirinus 1 M.; 1 do. zu Ehren aller lieben Heiligen Gottes 1 M.; 1 do. zu Ehren Mariä Empfängnis 1 M.; 1 do. zu Ehren Maria v. d. immerwähr. Hilfe 1 M.; 1 do. zum Troste der armen Seelen 1 M. — H., Kogelshäuser, 1 hl. M. für bestimmte Abgestorbene 1 M. — Ung. für 1 hl. M. 1 M. — Grün, Donnerberg, 1 hl. M. für die verst. Eltern 1 M. und 1 do. für den verst. Bruder 1 M. — Frau Lousberg, Kronau, 1 hl. M. zu Ehren der hl. Mutter Gottes 1 M. und 1 do. für die verst. Schwägerin 1 M. — Ung. 1 hl. M. zu Ehren der hl. Katharina 1 M.; 1 do. zu Ehren des hl. Rochus 1 M.; 1 do. zu Ehren des hl. Josef 1 M. — Ung. für hl. M. 1 M. — Jansen, Kathausstr., 1 hl. M. in bes. Meinung 1 M. — Ung., Coquerillstr., 10 hl. M. für die verst. Mutter 10 M. — Ung., Stolberg Markt, 2 hl. M. für die verst. Familie 2 M. — Ung., Kohlbusch, 3 hl. M. für die verst. Eltern 3 M. — Ung., Mühlenener Markt, 1 hl. M. zu Ehren der hl. Mutter Gottes 1 M. — Ung., Kohlbusch, 1 hl. M. für die Abgestorbene 1 M. — Ung., Steinwegstr., 5 hl. M. für bestimmte Abgestorbene 5 M.; 3 do. für ein bes. Anliegen 3 M.; 1 do. zu Ehren der hl. Apollonia 1 M.; 1 do. zu Ehren der hl. Ottilia 1 M. — Ung. 2 hl. M. für bestimmte Abgestorbene 2 M.; 1 do. für ein bes. Anliegen 1 M. — Ung., Kette, 1 hl. M. für die Abgestorbene 1 M. — Jak. Moriz 1 hl. M. für eine bestimmte Abgestorbene 1 M.; 4 do. zu Ehren der Mutter Gottes in bes. Anliegen 4 M.; 2 do. für die Seelen, die am nächsten zur Seligkeit sind 2 M.; 1 do. zu Ehren der hl. Mutter Gottes 1 M.; 1 do. in bes. Meinung 1 M. — Ung., Eschweilerstr., 1 hl. M. zu Ehren der Mutter Gottes vom guten Rat 1 M. — Ung., Kohlbusch, 3 hl. M. für die verst. Verwandten 3 M. — Ung., Jordansgasse, 2 hl. M. für die verst. Verwandten 2 M. — Ung., Kathausstr., 1 hl. M. zu Ehren des hl. Moses 1 M. und 1 do. zu Ehren des hl. Herzens Jesu 1 M. — Ung. 3 hl. M. für die Verstorbenen 3 M. und 3 do. zu Ehren unserer lieben Frau von Lourdes 3 M. — Ung., Stolberg-Mühle, 1 hl. M. zu Ehren der Geburt Jesu Christi 1 M. Zusammen 100 M.

5. Für die **Weißen Väter Lavigeries**: Ung. 1 hl. M. in bestimmter Meinung 1 M. — F. B., Birkengang, 1 hl. M. für die verst. Tochter 1 M. — Jak. Moriz 4 hl. M. zu Ehren aller lieben Heiligen Gottes 4 M.; 1 do. zu Ehren der hl. Mutter Gottes 1 M.; 4 do. für bestimmte Abgestorbene 4 M.; 1 do. für die armen Seelen 1 M.; 1 do. zu Ehren der hl. Ottilia 1 M.; 1 do. zu Ehren der allerheiligsten Jungfrau Maria 1 M.; 1 do. zu Ehren der hl. Mutter Gottes in bes. Anliegen 1 M. — Frau Böndgen, Donnerberg, 1 hl. M. für den verst. Sohn 1 M. — Ung., Münsterbusch, 2 hl. M. für den verst. Mann und Sohn 2 M. — Niebach, Schloßberg, 2 hl. M. in bestimmter Meinung 2 M. — Frau Jordans, Münsterbusch, 3 hl. M. in bestimmter Meinung 3 M. — Ung. 1 hl. M. in bestimmter Meinung 1 M. — Gr., Schneidmühle, 1 hl. M. zum Troste der armen Seelen 1 M. — Frau Th. Kohlbusch, 1 hl. M. zu Ehren der hl. Mutter Gottes 1 M. — Frau W., Trockener Weiher, 1 hl. M. für das Messenbündnis 1 M. — Pet. Birken für 4 hl. M. für die verst. Großeltern 4 M. — Ung., Klatterstr., 1 hl. M. für ein bes. Anliegen 1 M. und 1 do. daß Gott uns giebt, was uns selig ist 1 M. — Sauer, Mühle, 4 hl. M. für die verst. Eltern 4 M. — Ung., Meesfeld, 1 hl. M. für bestimmte Abgestorbene 1 M. — Ung., Coquerillstr., 3 hl. M. für bestimmte Abgestorbene 3 M. — Ung. 2 hl. M. für bestimmte Abgestorbene 2 M. — Ung. 1 hl. M. zu Ehren der hl. Mutter Gottes 1 M. — Frau G., Klatterstr., 2 hl. M. in bes. Meinung 2 M. — Ung., Donnerberg, 3 hl. M. in bes. Meinung 3 M. — Maria Peters 1 hl. M. zu Ehren Maria und Josef 1 M. Zusammen 50 M.

6. Für die **Mission in Par-es-Salaam**: Besitz, Birkengang, 1 hl. M. für verst. Eltern 1 M. — W., Schneidmühle, 1 hl. M. für die Verstorbenen 1 M. und 2 hl. M. in bestimmter Meinung 2 M. — Ung. 1 hl. M. 1 M. — Frau Gr., Münsterbusch, 1 hl. M. mit neuntägiger Andacht 3 M. — Frau Woben, Damm, 1 hl. M. in bes. Anliegen 1 M. — Ung. 1 hl. M. für die armen

Seelen 1 M. — Ung., Münsterbusch, 2 hl. M. zu Ehren des hl. Antonius v. Padua 2 M. — E., Münsterbusch, 1 hl. M. zu Ehren der hl. Brigitta 1 M. und 3 hl. M. zu Ehren der hl. Mutter Gottes 3 M. — Frau Göbbels 1 hl. M. 1 M. — Ung., Hauptstr., 1 hl. M. in bes. Meinung 1 M. — S. L. 1 hl. M. in bes. Meinung 1 M. — Frau Kreuz 1 hl. M. für die verst. Schwester 1 M. — Harich, Münsterbusch, 2 hl. M. in bestimmter Meinung 2 M. — Paul Peters, Münsterbusch, 2 hl. M. zu Ehren der immerwähr. Hülfe 2 M.; 2 do. für die verst. Eltern 2 M.; 1 do. für einen verst. Freund 1 M. und 1 do. für einen bestimmten Abgestorbenen 1 M. — N. S., Lammersdorf, 3 hl. M. für bestimmte Abgestorbene 3 M. und 2 do. zu Ehren unserer lieben Frau von Lourdes 2 M. — Von einem Amerikaner aus Forth-City für 3 hl. M. für verst. Verwandte 3 M. — Frau B., Birfengang, für 3 hl. M. in bestimmter Meinung 3 M. — Frau N., Coquerillstr., 1 hl. M. um eine glückselige Sterbestunde 1 M. — 1 hl. M. für Beistand und Gnade in einer schweren Stunde 1 M. und 1 do. zu Ehren des göttl. Herzens Jesu für die Bekehrung der Sünder 1 M. Zusammen 42 M. — Summa 268 M. 50 Pf.

Bücherschau.

Für die erste hl. Kommunion legt uns die Verlagshandlung von Benziger & Cie. in Einsiedeln mehrere wirklich schöne Andenken in Farbendruck vor, auf welche wir besonders den hochw. Klerus aufmerksam machen.

Karte von Afrika. Von N. Andree und A. Sobel. Maßstab 1:10 000 000. Preis 5 Mark, auf Leinwand gezogen in Mappe 7 Mark 50 Pf., zum Aufhängen 8 Mark. Diese im Verlage von Velhagen & Klasing in Leipzig in neuer Auflage erschienene Übersichtskarte von Afrika dürfte wohl allen Ansprüchen genügen. Der Druck ist verhältnismäßig deutlich, von Ostafrika ist eine Nebenkarte in doppelt großer Aufnahme beigelegt. Besonders wichtig ist ein Verzeichnis sämtlicher auf der Karte vorkommenden Namen, welches es ermöglicht, jeden gesuchten Ort mit Leichtigkeit aufzufinden. Wir glauben, daß diese Karte das beste ist, was in den letzten Jahren geleistet wurde.

Besondere Anliegen

dem Gebete der Missionare und Schwestern empfohlen.

Ein Pfarrer in Lothr. für den Erfolg der ewigen Anbetung. — J. A.: Mehrere bes. Anliegen, besonders beim hl. Messopfer zu empfehlen. — Mehrere andere Anliegen. — Alle dringenden Angelegenheiten unserer Leser. — Alle Verstorbenen aus unserem Bistum, speziell Kath. v. d. S.

Briefkasten der Redaktion.

Wir machen darauf aufmerksam, daß alle für die Fromme Missionsgesellschaft einlaufenden Gaben direkt per Post quittiert werden, nicht mehr in diesen Heften. — **Pfr. B. in L.:** Regengewänder u. s. w., wenn auch nicht neu, sind stets willkommen. — **Witwe A. in C.:** Eben weil Sie arm sind, sollten Sie der Frommen Missionsgesellschaft als betendes Mitglied beitreten. Sie können vielleicht auch als Beförderin wirken. — **Frl. M. in B.:** Ein Missionshaus für Palottinerinnen befindet sich in Rom. Wenden Sie sich an die Redaktion des „Gott will es“ um weitere Auskunft. — **P. K. in M.:** Ganz nach Wunsch. Der Vorrat wird hier deponiert; Rechnungen begleiche ich, soweit die Mittel ausreichen. — **P. Kr. in N. D. de L.:** Bitte um Entschuldigung für langes Schweigen. Bald bekomme ich etwas Luft. Herzlichen Gruß!

(Schluß der Redaktion am 28. März.)

Gott will es!

Die Sklaverei im Altertume.

(Schluß.)

Trotz dieser gesetzlichen Hindernisse aber bestand die Sklaverei fort; ja, man schleppte sogar Freie in die Knechtschaft. Zur Abstellung dieses Mißbrauches erklärte Manuel Kommenius durch besondere Edikte alle im Stande der Freiheit Geborenen für frei. Die anderen aber blieben Sklaven ungeachtet aller Anstrengungen des Klerus, der unermülich in Konstantinopel wie in Rom wiederholte: „Du sollst keine Sklaven besitzen, weder für deinen Haushalt noch für die Feldarbeit; denn der Mensch ist nach dem Ebenbilde Gottes erschaffen.“ So lauten die Worte des Theodoros Studites, der im 9. Jahrhundert dem Kloster Stude in Konstantinopel als Abt vorstand.

Freilich kam in Westeuropa die Sklaverei allmählich in Wegfall, dann aber überfluteten die Barbaren das römische Reich und warfen alle eingeführten Verbesserungen über den Haufen. Germanen und Franken verfahren härter noch als die Römer gegen ihre Sklaven und räumten denselben kein einziges Recht ein: sie durften weder heiraten noch Geld als Eigentum besitzen; ihre Kinder waren und blieben der Sklaverei verfallen; lediglich der Herr besaß alle Rechte: er konnte seine Sklaven nach Gutdünken töten und verkaufen, ja sogar auf die Folter legen. Das war auch das Loos der Besiegten.

Und wiederum verdankte die Menschheit der Kirche ihre Rettung, welche die zu den Zeiten der Apostel unternommene Nietenarbeit von neuem aufnahm. Hier wollen wir den berühmten protestantischen Geschichtsschreiber Robertson reden lassen, den man keiner Voreingenommenheit für die römisch-katholische Kirche zeihen kann.

„Die Sanftmut der christlichen Religion,“ heißt es bei ihm, „und ihre Lehre von der ursprünglichen Gleichheit aller Menschen und über die Unparteilichkeit Gottes den Menschen jeden Standes gegenüber, die er ohne Unterschied an seinen Gnaden teilnehmen läßt, war unverträglich mit der Sklaverei. Aber wie in anderen Dingen, so führten auch hier Selbstsucht und verkehrte Politik zum grundgesetzwidrigsten Handeln. Doch war man sich des Widerspruches mit sich selbst so sehr bewußt, daß man die Befreiung von Christensklaven für sehr verdienstlich und gottgefällig ansah. Es lag eben die Menschenfreundlichkeit der christlichen Religion im Kampfe mit den weltlichen Grundsätzen und Sitten und führte mit unwiderstehlicher Kraft die Sklavenbefreiung als Gebrauch ein . . .“

„Die Zeremonie der Freilassung ging als religiöse Feier in der Kirche vor sich. Mit einer brennenden Fackel in der Hand ging der Freizulassende um den Hochaltar und blieb an einer Altar-ecke stehen, wo er dann feierlich für frei erklärt wurde. Oft wurde die Freilassung auf dem Totenbette oder durch Testament verfügt. Man ist dann ja eher zu Gefühlen der Frömmigkeit und Menschlichkeit gestimmt, und so waren denn solche Verfügungen die Frucht religiöser Beweggründe, namentlich des Hinblickes auf das ewige Heil der Seele und auf die Erlangung der Gnade Gottes. Noch auf anderem Wege ließ sich die Freilassung erreichen, wenn man nämlich in den Priesterstand eintrat oder die Klostergelübde ablegte. geraume Zeit hindurch ging das; aber nun entzog sich eine so große Anzahl von Sklaven dem Joch ihrer Herren, daß man auf Einschränkungen bedacht nahm und schließlich dieses Verfahren in fast allen Ländern Europas verbot. Hierher gehört auch die Sitte, daß die Fürsten bei der Geburt eines Sohnes oder sonst beim Eintritt eines freudigen Ereignisses zum Zeichen ihres Dankes gegen Gott eine Anzahl Sklaven freiließen.“

Nach Markulf geschah die Freilassung auf verschiedene Weise, aber immer beruhte dieselbe auf religiösen Beweggründen, indem man die Gnade Gottes oder die Sündenvergebung erlangen wollte.

Potgießer führt mehrere diesbezügliche der Frömmigkeit entstammende Gesetze und Urkunden auf. Demselben Beweggrunde entstammen mehrere pro amore Dei, pro remedio animae et pro mercede animae (aus Liebe zu Gott, zum Heile der Seele und zur Erlangung der Gnade) vor der Regierungszeit Ludwigs X. ausgestellte Freilassungsurkunden. So war die Kirche auf jede Weise bemüht, die Sklaven zu befreien, und sorgte andererseits für die moralische Hebung dieser Unglücklichen, indem sie dieselben darauf hinwies, wie die Leibeigenschaft der Weg zur ewigen Herrlichkeit ist. Wie noch heute, so bekämpfte auch damals die weltliche Macht die Vorschriften der Kirche, damit die Freilassungen ja nicht zu zahlreich wurden. „Man hatte sogar strenge Gesetze zur Erschwerung dieses für den Bestand der Gesellschaft als schädlich erachteten Gebrauches.“

Damit endlich gründlicher Wandel eintrete, fand ein Priester der heiligen römischen Kirche den Mut, der Habgier der Lehensherren entgegenzutreten und der Barbarei kühn mit der Art zu Leibe zu gehen. Als Suger, der Abt von Saint-Denis, zum Minister Ludwigs VI. ernannt worden war, unternahm er sofort das Werk der Freilassung der Gemeinen. Er stellte die Missi dominici wieder her, welche die Lehensherrschaften bereiften und alle diejenigen, denen die Lehensherren Recht und Gerechtigkeit verweigerten, vor den Richterstuhl des Königs verwiesen. Ihm verdanken wir die sogenannten königlichen Fälle, in welchen vier vom Fürsten ernannte Landvögte Recht sprachen. So wurde der RechtsHoheit der Feudalherren der Todesstoß verfeßt. Um Sugers Werk durchzuführen, teilte Ludwig der Heilige sich die gesetz-

gebende Gewalt zu und vernichtete das Feudalrecht durch die Appellationen an seine Richter. Unter dem Namen Bruderschaften gründete er die Künstler- und HandwerkerGilden und fuhr mit den Freilassungen fort.

Endlich erließ Ludwig X. seine große Freilassungsurkunde, in der es heißt: „Da nach dem Naturrechte ein Jeder frei sein muß und unser Königreich das Reich der Franken (Freien) heißt, so wollen wir, daß die Sache in Wahrheit ihrem Namen entspreche.“

Einer der größten Geschichtsschreiber unseres Jahrhunderts, Macaulay, sagt über die thatkräftige Mitwirkung der Kirche bei der Abschaffung der Sklaverei und Leibeigenschaft in England folgendes:

„Es ist bemerkenswert, daß die beiden tiefgehendsten und heilsamsten gesellschaftlichen Umwälzungen Englands, und zwar die erste im 13. Jahrhundert, welche der Tyrannisierung der einen Nation durch die andere ein Ende bereitete, und die zweite, welche ein paar Generationen darauf die Knechtung des Menschen durch den Menschen abschaffte, geräuschlos und ganz im Stillen vor sich gingen. Sie riefen keinerlei Staunen oder Aufsehen hervor und zogen kaum die Aufmerksamkeit der Geschichtsschreiber auf sich; sie waren nicht das Werk der Gewalt und auch nicht die Wirkung gesetzgeberischer Akte. Aus rein sittlichen Beweggründen schwand geräuschlos zuerst der Unterschied zwischen Normannen und Sachsen und dann die Herrschaft des Herrn über die Sklaven. . . . Nur Parteileidenenschaft könnte der Religion diese beiden gewaltigen Errungenschaften streitig machen. Der Geist der Liebe, wie er im christlichen Sittengesetze lebt, steht ganz gewiß in scharfem Gegensatz zu Kastenunterschieden. Über den Anteil des späteren katholischen Klerus an der Aufhebung der Leibeigenschaft finden wir unwiderlegliche Beweise bei dem Protestanten Sir Thomas Smith, einem der hervorragendsten Ratgeber der Königin Elisabeth. Wenn der Priester an das Sterbebett eines Besitzers von Leibeigenen gerufen wurde, so unterließ er niemals, denselben bei seinem Seelenheil die Freilassung seiner Brüder, für die ja Christus sein Blut vergossen hatte, ans Herz zu legen. Und dieses einschneidenden Mittels wußte sich die Kirche mit solchem Erfolge zu bedienen, daß sie sogar noch vor der Reformation fast alle Leibeigenen des Königreiches befreit hatte.“

Die Prälaten, die Äbte, die Mönche zeigten sich gegen ihre Hörigen viel menschlicher, als die Herren aus dem Laienstande, da sie nie vergaßen, daß die Hörigen eben so gut wie alle anderen Menschen Geschöpfe Gottes waren. Wenn auch die geistlichen Lehensherren wegen ihrer Besitzungen zum Feudaladel zählten, so blieben sie doch eben Mitglieder der Kirche und mußten sich den Anordnungen derselben fügen.

Guizot, dieser hervorragende Geschichtsforscher, läßt sich folgendermaßen über die Mitwirkung der Kirche bei der Aufhebung der Sklaverei vernehmen:

„Außerhalb ihres Machtbezirktes stand alles unter dem Drucke der Vorrechte; sie allein hielt die Gleichheit aller vor dem göttlichen Gesetze

als Grundjag hoch; sie allein bahnte den Vertretern des Geistesadels den Weg zur Macht . . . Ohne Zweifel trug die unterschiedslose Zulassung aller zu den Kirchenämtern mächtig dazu bei, in der Kirche thatkräftiges Leben stets zu erneuern und starrer Unbeweglichkeit vorzubeugen. In jener Zeit schöpfte die Kirche eine geradezu unermessliche Kraft aus ihren Ansichten über die Gleichheit aller. Sie bildete die vollstümmlichste, die zugänglichste, jedem Talente, allen edeln Bestrebungen der menschlichen Natur offen stehende Genossenschaft. Und wenn die Kirche für die Unabhängigkeit der das Irdische überragenden allgemeinen Ideenwelt eintrat, so bahnte sie dadurch die Unabhängigkeit der geistigen Einzelwesen, die Unabhängigkeit des Gedankens an. Durchgehend trat die Kirche stets in die Bresche, wenn den Menschen die Freiheit abhanden kam. Im 10. Jahrhundert waren die Völker nicht imstande, sich zu verteidigen, ihre Rechte gegen die Gewaltthätigkeiten der Staatsmacht geltend zu machen; aber die Religion verfocht ihre Sache im Namen des Allmächtigen. Unablässig kämpfte sie gegen die großen Gebrechen der Gesellschaft an, vorab aber gegen die Sklaverei; diese größte der Ungerechtigkeiten. Es ist feststehende Thatsache, daß die Kirche ihren ganzen Einfluß zur Verdrängung derselben einsetzte, und ein unwiderleglicher Beweis dafür ist die Mehrzahl der Freilassungsformeln, die sich ausdrücklich auf religiöse Beweggründe beziehen; die Freilassung vollzieht sich überall in kraft der Glaubenssätze, der Hoffnung auf ein ewiges Leben und der Gleichheit aller vor dem Richterstuhle der Religion. Man braucht nur die damaligen weltlichen Gesetzbücher und die Konzilsbeschlüsse miteinander zu vergleichen, um die unermessliche Überlegenheit der Kirche auf dem Gebiete der Gesetzgebung einzusehen."

Die von den Kirchenversammlungen zu Toledo erlassenen Gesetze der Westgothen lassen sich über die Beziehungen zwischen Sklaven und Herren folgendermaßen aus: „Wenn schon überhaupt kein Schuldiger oder Mitschuldiger ungestraft bleiben darf, um wie viel mehr muß man dann nicht denjenigen bestrafen, der böswillig oder mutwillig einen Mord begangen hat; wenn sonach die Herren in ihrem Stolze oft ihre Sklaven ohne irgend welches Vergehen töten, so muß auf die Ausrottung solcher Bosheit und auf strenge Befolgung des vorliegenden Gesetzes gedrungen werden. Kein Herr und keine Herrin darf ohne öffentliches Urteil einen Sklaven oder eine Sklavin oder irgend eine in einem sonstigen Abhängigkeitsverhältnisse stehende Person töten. Wenn ein Sklave oder sonstiger Höriger ein todeswürdiges Verbrechen begeht, so soll sein Herr oder sein Ankläger auf der Stelle den zuständigen Richter oder den Grafen, oder den Herzog davon in Kenntnis setzen. Wird bei der Untersuchung das Verbrechen erwiesen, so möge dem Schuldigen entweder durch den Richter oder durch seinen eigenen Herrn das verdiente Todesurteil gesprochen werden; wenn aber der Richter den Angeklagten nicht hinrichten lassen will, dann soll er ein schriftliches

Todesurteil gegen ihn erlassen, und alsdann soll es im Belieben des Herren stehen, ihn zu töten oder ihm das Leben zu schenken. Wenn aber der Sklave in verwegendem Widerstande gegen seinen Herrn diesen mit einer Waffe geschlagen oder zu schlagen versucht hat, oder mit einem Stein oder auf andere Weise verletzt hat, und wenn dann der Herr in der Notwehr und im Zorne den Sklaven getötet hat, so soll der Herr keinesfalls die Strafe für einen Mord erleiden. Aber es muß bewiesen werden, daß sich der Vorfall so zugetragen hat, und zwar durch das Zeugnis und durch den Eid der zugegen gewesenen Sklaven oder Sklavinnen und durch den Eid des Vollführers der That. Wer aber immer aus reiner Bosheit und mit eigener Hand seinen Sklaven ohne öffentlichen Rechtspruch getötet hat oder durch die Hand eines anderen hat töten lassen, der soll für verrufen und für unfähig zur Zeugnisablegung erklärt werden und den Rest seines Lebens in der Verbannung und in der Buße zubringen und seine Güter sollen seinen nächsten erbberechtigten Verwandten zufallen.

Auf den Gütern des Königs und der Kirche besserte sich die Lage der Ansiedler am ehesten. Infolge der Bemühungen des Klerus wurden die letzten Sklavenmärkte zu Bristol, Hamburg und Rom abgeschafft. Aber die Habgier gewann oft die Oberhand. So bedienten sich die Venetier mehr als einmal zum Sklaventransporte von Tunis nach Asien derselben Schiffe, auf denen die Christen zur Befreiung des heiligen Grabes ausgezogen waren. „Umsonst," sagt Clarigny, „gaben sich die Päpste alle Mühe; weder Bitten noch Drohungen vermochten die Venetier von dem schändlichen Handel abzubringen." Endlich erließ man zu Venedig ein Gesetz, welches jedem Sklaven, der die Schiffe der Republik betrat, die Freiheit verbürgte.

Wie weit wir auch in der Geschichte zurückgehen, immer war es Rom, welches den Völkern die Bahnen der Bildung und Gesittung wies. „Im 12. Jahrhundert," so lauten die Worte des berühmten nordamerikanischen Geschichtschreibers Bancroft, „schrieb Papst Alexander III., treu den Überlieferungen des Papsttums, daß im gewaltthätigen Mittelalter stets der Anwalt der Volksrechte und der Beschützer der Unterdrückten war, die Worte: Die Natur hat keine Sklaven geschaffen; alle Menschen haben ein gleiches Anrecht auf Freiheit."

Im größten Teile von Europa wurden die Sklaven freigelassen, aber wegen der Kriege gegen die Ungläubigen blieb der traurige Gebrauch in einigen Gegenden bestehen; an den Küsten von Afrika und in Spanien schmachteten die Christen selbst in der Sklaverei.

Da entstand ein bewunderungswürdiger religiöser Orden, der sich dem Loskauf der Gefangenen widmete. Der hl. Johannes von Matha und Felix von Valois wurden die Gründer der Genossenschaft der Trinitarier, die sich durch ein besonderes Gelübde zum Loskauf der in Algier, in Tripolis, in Tunis, in Fez und in Marokko in Sklaverei

gehaltenen Christen verpflichteten. Wenn sie das verlangte Lösegeld nicht erlegen konnten, so legten sie sich oft selbst die Ketten derjenigen an, zu deren Befreiung sie gekommen waren.

Vom Tanganjika-See

kamen im letzten Jahre wiederholt Nachrichten, nach denen dort die Sklavenjäger in grünllicher Weise hausten. Hoffentlich wird auch für jene Unholde jetzt der Boden zu heiß werden. Bereits hat, wie wir schon gemeldet, Hauptmann Joubert am Westufer Verstärkung durch den Hauptmann Jacques erhalten. Am Ostufer, leider auf deutschem Gebiete, ist noch nichts geschehen, um dem Treiben Einhalt zu thun, aber wir haben Hoffnung, daß auch dort bald etwas Ernstliches geschehen wird. Will Deutschland der übernommenen Aufgabe gerecht werden, so darf es nicht an der Küste kleben bleiben. Es muß die Sklavenjäger auf seinem Gebiete dort aufsuchen, wo sie sind. Dazu hat es sich verpflichtet durch Unterzeichnung des Brüsseler Antisklavereiprotokoll's, und dieses Protokoll ist jetzt rechtskräftig geworden. Nichts liegt näher und ist gerechtfertigter, als der Wunsch, jetzt baldmöglichst eine Expedition — und sei es auch von Freiwilligen, Leute werden sich dazu genug finden — nach dem Seengebiete zu senden und am Ostufer des Tanganjika einige besetzte Stationen anzulegen. Wir thun dann nur, was das kleine Belgien bereits gethan hat.

Über die belgische Expedition dorthin entnehmen wir dem „Mouv. Antiesclavagiste“ von Brüssel die nachstehenden Briefe, die sicher für unsere Leser großes Interesse haben.

Brief des Hauptmanns Joubert an den Präsidenten der belgischen Antisklaverei-Gesellschaft, General-Lieutenant Jacmart.

Saint-Louis (am Urumbi), 1. November 1891.

Ew. Excellenz haben mich durch Ihr ehrenvolles und wohl zu schmeichelhaftes Zuschreiben in nicht geringe Verlegenheit versetzt. Ich bitte Sie, der belgischen Antisklaverei-Gesellschaft meinen wärmsten Dank für die so schnell und eifrig bewirkte Verproviantierung auszusprechen. Dank den freundlichen Bemühungen des Hauptmanns Jacques ist alles richtig und prompt angelangt mit Ausnahme indes der Gewehre, welche mitsamt der mir von Frankreich aus zugesandten Waffen leider den Weg nach Kilimana eingeschlagen haben.

Ich befürchte sehr, die Waffen auf diesem Umwege, selbst nach langem Warten, überhaupt nicht mehr zu bekommen. Vielleicht thäte man am besten, sie nach der deutschen Küste zurückkommen und von da über Tabora und Karema an ihren Bestimmungsort befördern zu lassen. (Sind inzwischen angekommen. Die Red.)

In diesem Falle brauchte man vorerst nur die Remington- und Grasgewehre zu schicken; die Vorderlader könnten an der Küste bleiben bis zur Ankunft einer nach dem Tanganjikasee ziehenden Karawane von Missionären, die dann ihre Begleitung mit den Gewehren ausrüsten würden.

Aus der fast gleichzeitigen Ankunft zweier europäischer Karawanen, nämlich der Stairs'schen und Jacques'schen Truppe, erwächst uns eine bedeutende moralische Unterstützung. So haben die einen Angriff auf uns bezweckenden Südnegerwerbungen der Handlanger Numalizas an der Ostküste des Tanganjikasees sofort aufgehört. Numalizas Leute, welche mit Katele vier Meilen von hier sich in einem besetzten Dorfe eingerichtet hatten, haben den Platz, der ihnen seit anderthalb Jahren als Stützpunkt für ihre Unternehmungen diente, verlassen. Immerhin steht mir zu meinem lebhaften Bedauern gerade jetzt, wo die Eingeborenen allenthalben unsern Schutz verlangen und wir die Ankunft des Hauptmanns Jacques für einen thatkräftigen Vorstoß ausnutzen könnten, keine größere Gewehrzahl zur Verfügung.

Noch ganz kürzlich habe ich unsere Flagge Kasanga, einem Häuptling in Urna, der im Süden von Lukuga, vier große Tagereisen vom Tanganjikasee entfernt wohnt, zugesandt. Er hatte zweimal durch Abgesandte um Schutz gegen die Wangwano gebeten, die er freilich einmal zurückgeschlagen hat, aber wiederkommen zu sehen fürchtet. Augenblicklich sind einige Leute unterwegs und werden unsere Flagge in Nord-Mwero bei dem Häuptling Mpweto aufhissen, der mich ebenfalls darum ersucht hatte und bei dem, dem Vernehmen nach, die Engländer sich niederzulassen beabsichtigen. Für den Augenblick indes kann ich diese beiden Posten nicht halten und nicht behaupten. Bei seiner Ankunft in Karema beehrte sich Hauptmann Jacques, mir Herrn Brithoff zuzuschicken, der mein Gehülfe werden soll. Der Wackere kann mir sehr nützlich werden. Hauptmann Jacques, dessen Bekanntschaft zu machen ich sehr erfreut war, benutzte nach der Wiedereinschiffung der Stairs'schen Truppe das erste verfügbare Boot, um in eigener Person mir die ihm für mich übergebenen Verproviantierungsgegenstände zu überbringen. Heute reist er wieder nach Karema ab, von wo er hoffentlich bald mit seinen beiden Gefährten, seinen Leuten und seinem Gepäck zurückkehren wird.

Wollen Sie doch der belgischen Antisklaverei-Gesellschaft meinen innigsten Dank für die Ernennung zu ihrem Mitgliede übermitteln, zumal Seine Majestät allergnädigst mir daraufhin das Patent eines Hauptmanns der bewaffneten Macht im Kongostaate zu verleihen geruhte.

Genehmigen Ew. Excellenz außer meinem innigsten Danke die Versicherung der ehrerbietigsten Ergebenheit Ihres unterthänigen Dieners
Joubert.

Brief des Hauptmanns Jacques an den Vorstand der belgischen
Antisklaverei-Gesellschaft.

Karema, 4. November 1891.

Geehrte Herren!

Die Boote, welche zur Fahrt über den See dienen, sind nicht groß und können kaum mehr als 50 Lasten und 15—20 Mann tragen. Um diese Jahreszeit ist der Wind recht unzuverlässig, und eine Hin- und Rückreise über den See nach Mpala erfordert wenigstens 8 Tage, so daß die Beförderung zweier Expeditionen, wie der nach Katanga und der unserigen, ein ziemlich mühsames Unternehmen ist. Die Boote hatten bereits eine erste Reise gemacht, als wir in Karema angekommen sind. Um nicht das Gepäck beider Expeditionen durcheinander geraten zu lassen, habe ich gewartet, bis Hauptmann Stairs fertig geworden war, um dann mit der Einschiffung des meinigen zu beginnen.

Da ich den Hauptmann Foubert mit Arbeit überladen wußte, so habe ich ihm seinen Gehülfen bei der nächsten besten Gelegenheit zugesandt. Brithoff befand sich also 8 Tage nach unserer Ankunft in Karema bereits auf seinem Posten.

Stairs ist am 29. Oktober mit seinen letzten Leuten abgezogen, und ich bin am Tage darauf aufgebrochen, um Foubert den Proviant zu überbringen, den Sie mir mitgegeben hatten. Die Quittung liegt anbei. Es bedarf wohl kaum der Versicherung, daß ich bestens aufgenommen wurde.

Trotz des schon längeren Aufenthaltes unter der Tropensonne und trotz seiner 50 Jahre befindet sich der Hauptmann wohl und munter. Die harte Arbeit hat ihn ein bißchen gebeugt, und seine Sehkraft hat ein wenig nachgelassen. Aber diese Kleinigkeiten thun seinem Allgemeinbefinden, das nichts zu wünschen übrig läßt, keinen Eintrag. Der untergesetzte, sehnige und nervige Hauptmann weiß seinem günstig veranlagten Temperament durch fast fieberhafte Thätigkeit gerecht zu werden. Ganz überrascht und erstaunt war ich, zu sehen, welche eine Masse Arbeit der Mann unter besonders schwierigen Verhältnissen und in steter Unruhe vor einem nimmer müden Feind zu bewältigen verstanden hat.

Die Station Saint-Louis liegt eine Tagereise von Mpala unter 7° 01' südlicher Breite. Der Posten liegt 2 Kilometer vom Ufer und ungefähr 3 Meilen vom Urumbi entfernt, dessen bläuliche Spitze sich scharf vom Gestade abhebt, aber vom Posten aus wegen einiger zwischengeliegender Hügel nicht gesehen werden kann. Der Boden ist überhaupt sehr uneben und hügelig, und man trifft kaum eine ebene Fläche an, die groß genug wäre, um darauf ein befestigtes Dorf anzulegen. Der Hauptmann hat zuerst einen ungefähr 200 Meter langen und 60 Meter breiten Gebirgsvorsprung bebaut. Obgleich nun die Hütten ganz eng zusammengedrängt waren, war die Ansiedelung doch bald viel zu eng für alle diejenigen, die sich unter seinen Schutz und Schirm begeben

wollten. Ein zweiter, von dem erstern durch eine abschüssige Schlucht getrennter Bergvorsprung wurde dann ebenfalls mit einer soliden Boma bedacht, in welchem sich der Hauptmann mit einer kleinen Besatzung eingerichtet hat. Als ich ankam, legte gerade P. Van Dost, von der Mission Mpala, die letzte Hand an eine im letzten Juni errichtete Kapelle, in welcher der Vater von Zeit zu Zeit die hl. Messe liest.

Zugleich Missionar und Soldat, erzieht der Hauptmann die zahlreichen Kinder, welche er mit kriegerischer Faust den Menschenhändlern entrissen oder mit den ihm zu Gebote stehenden bescheidenen Mitteln losgekauft hat, recht christlich. Der Hauptmann unterrichtet sie im Katechismus, lehrt sie arbeiten und pflegt sie, wenn sie krank oder hinfällig sind. Es ist das eine Arbeit, deren Anstrengungen man sich kaum vorstellen kann, und die leistet der brave Mann ganz allein mit einer wahrhaft engelgleichen Geduld und Hingebung. Ich will nur einen Fall erwähnen, den ich selbst erlebte. Wie ich Ihnen schon mitzuteilen die Ehre hatte, hat die Ankunft unserer Expedition Numaliza's Pläne über den Haufen gestürzt — er rüstete sich schon zu einem entschiedenen Angriff auf Foubert. Die feindlichen Vorposten befanden sich in einem verschanzten Lager zwei Meilen von Saint-Louis. Kaum hatten sie Wind davon bekommen, daß die Verstärkungen, die wir dem Hauptmann mitbrachten, am See angekommen waren, so ergriffen sie das Hasenpanier und suchten bei Nacht und Nebel das Weite. Am folgenden Tage fanden Fouberts Leute die Boma offen und das ganze Dorf verlassen; das einzige, was sie heimbrachten, war ein 7—8jähriges, zum Entsetzen abgemagertes und ganz in einen Tschongu eingezwängtes Mädchen. (Tschongu ist ein großer Topf aus gebrannter Erde, in welchem die Eingeborenen ihre Nahrung kochen.) Bei ihrer überstürzten Flucht hatten die Glenden das junge Opfer ihrer brutalen Mißhandlungen nicht mitgenommen oder hatten vergessen, demselben den Garaus zu machen. Das kleine Gerippe ist schrecklich anzusehen. Unfähig, auch nur die geringste Bewegung zu machen, braucht das Kind jemanden, um sich hinsetzen oder an die Wand lehnen zu lassen, um sich nur im Gleichgewicht halten zu können. Man muß es auf den Boden legen, wenn es schlafen soll. Die wenige Nahrung muß man ihm behutsam einflößen, und bei alledem hat das arme Wesen eben nur Kraft genug, um in einem fort zu ächzen. Des Nachts steht der Hauptmann zwanzig Mal auf, um nach ihm zu sehen, und hundert Mal am Tage beugt er sich über dasselbe und ist dabei so zärtlich, wie nur eine Mutter mit ihrem Kinde. Selten habe ich etwas Ergreifenderes gesehen. — Marungu wird von den Menschenjägern heimgesucht, und ganze Dörfer haben, um den ewigen Räubereien und Drangsalierungen zu entgehen, ihre alten vier Pfähle im Stich gelassen, um unter dem unmittelbaren Schutze des Hauptmannes ein bißchen Ruhe zu finden. So haben sich denn in weniger als 15 Monaten sieben neue Dörfer auf der Ebene gebildet, und die Niederlassung bei Saint-Louis zählt heutzutage 6000 Seelen.

Das wäre eine Macht, mit der man rechnen müßte, wenn sie bewaffnet wäre. Unglücklicherweise hat der Hauptmann nur wenig Waffen zu verteilen. Zu Anfang des letzten Jahres veranlaßte Pulvermangel viele Eingeborenen zur Veräußerung ihrer Gewehre, welche dann von den Missionaren für Zoubert aufgekauft wurden. Aber das ist kein Waffenmaterial, mit dem sich etwas ordentliches anfangen ließe; ganz abgesehen von ihrer ungenügenden Anzahl, sind die Waffen auch durch langen Gebrauch abgenutzt.

Ohne Zweifel wissen Sie noch gar nicht, daß der Hauptmann noch kein einziges der 320 bald vor einem Jahre ihm zugefertigten Gewehre erhalten hat. Weiß Gott, ob er sie jemals zu sehen bekommt! Der Weg über Kilimane, Schireh, Zambese u. s. w. ist augenblicklich versperrt. Der englische Generalkonsul Johnson, Spezial-Kommissar der Regierung bei der Seegesellschaft, hat alle Träger zur ausschließlichen Verwendung für seine Unternehmungen zurückbehalten.

Wann dies Hindernis schwindet, läßt sich noch gar nicht absehen. Überdies habe ich eine ganze Reihe Gründe zu der Befürchtung, daß die Gewehre, auch wenn der Weg wieder offen wird, doch niemals in die Hände des Empfangsberechtigten gelangen. Jacques.

Ein rheinischer Apostel.

(Schluß statt Fortsetzung.)

Am 2. Oktober 1882 empfing Pater Schynse nach vorausgegangenen geistlichen Übungen das Missionskleid; er war der erste deutsche Priester, der in die Genossenschaft eingetreten ist. In höchst anziehender Weise schildert er in seinen Briefen das Leben eines Novizen, das er mit seiner ganzen Tiefe und seinem vollen Ernste erfaßte, in welches er aber infolge mangelhafter Fertigkeit in der französischen Sprache öfters und selbst in den ernstesten Augenblicken eine heitere Abwechslung brachte. Im August 1883 legte er das Missionsgelöbniß ab, worauf er zu Missionszwecken nach Osterreich und Holland geschickt wurde, teils um materielle Mittel zu sammeln, teils um junge Kräfte für die Mission zu gewinnen. Nachdem er so einen Teil des Jahres 1884 als Kollektant auswärts gewesen, bat er seine Obern um anderweitige Verwendung; er erhielt einen neuen Wirkungskreis an der apostolischen Schule zu Bille, von wo aus er mehrere deutsche Jünglinge für die Mission gewann. Inzwischen war er auch als Ökonom bei Gründung der neuen apostolischen Schule zu Woluwe bei Brüssel thätig. Wiederholt bat er seine Obern inständig um die Gnade, in den zentralafrikanischen Missionen wirken zu dürfen, denn seines ganzen Herzens Drang trieb ihn, sein Leben direkt im Dienste der armen Völker Afrikas zu opfern. Endlich nach vielem Flehen erhielt er im Juni 1885 die Erlaubnis, sich der unter Leitung des Pater Dupont

nach dem Kongo abgehenden ersten Missionsexpedition anzuschließen. Am 6. Juli, morgens 10 Uhr, schiffte er sich mit seinen zwei Mitbrüdern in Lissabon nach dem Kongo ein. In warmen Worten nahm er von dort aus brieflich Abschied von seiner betagten Mutter, hinweisend auf den Lohn, den der Heiland jenen verheißt, die um feinetwillen allem auf Erden, selbst den innigsten Banden entsagen; — dabei gab er einem pietätvollen Vertrauen auf den besonderen Schutz seines am selben Tage und zur selben Stunde vor gerade 12 Jahren fromm verschiedenen Vaters Ausdruck, von dessen Segen und Fürbitte er überzeugt sei, weil Tag und Stunde ihm hierfür Bürgschaft böten.

Nach dreiwöchentlicher Seefahrt erreichte die kleine Expedition die Kongomündung und nach vielen Märschen, Gefahren zu Wasser und zu Land, Mühen und Beschwerden verschiedenster Art, konnten die Missionare endlich am 1. Mai 1886 unter dem Schutze Mariens das erste Kreuz zu Bungana an der Kassaimündung errichten. „O Crux ave, spes unica!“ ruft Pater Schynse aus, bereit, jedes Kreuz, auch das schwerste, auf seine Schultern zu nehmen, um das Volk der Bayanzi dem Heiland zuzuführen, müßte er auch dafür seinen letzten Blutstropfen opfern. Sein vom Herrn Kanonikus Hespers veröffentlichtes Tagebuch „Zwei Jahre am Kongo“ *) giebt einen kleinen Einblick in seine dortige Thätigkeit. Durch eine seitens des hl. Vaters vorgenommene Verteilung der Missionsbezirke fielen Bungana und sein Gebiet den belgischen Missionaren zu, und als gehorsame Söhne verließen die Missionare des Kardinals Lavigerie den liebgewonnenen Ort ihrer Thätigkeit, wo Gottes Engel allein Zeugen waren von allen Schweißtropfen, Opfern, Entbehrungen und Leiden jeder Art, durch welche diese Wildnis unter Gottes besonderem Schutze zu einem herrlichen Garten umgewandelt worden.

Im Juni 1887 betrat Pater Schynse in Lissabon wieder europäischen Boden; von dort aus eilte er nochmals an den Rhein, zu seiner schwererkrankten Mutter, um ihr und seiner Familie den letzten Abschiedsgruß zu bringen, da er bereits Weisung erhalten, sich mit der nächstabgehenden Missionskarawane nach Ostafrika einzuschiffen. Doch da seine Militärangelenheit damals noch nicht geordnet war, mußte er schon am zweiten Tage seines Aufenthaltes in seinem Heimatsorte sich schleunigst zurückziehen, da ihm von befreundeter Seite gemeldet worden, daß die Ortspolizei auf ihn fahnde. In Laienkleidung verließ Pater Schynse noch am Abend desselben Tages schweren Herzens seine Familie und die Grenze seines Vaterlandes, das er so innig liebte.

Nachdem er noch ein Jahr lang als Lehrer der Mathematik am kleinen Seminar zu St. Eugen gewirkt, schiffte er sich am 18. Juli 1888 mit mehreren Mitgliedern seiner Genossenschaft und drei schwarzen

*) Köln. J. P. Bachem.

Ärzten, die in Malta ihre medizinischen Studien gemacht, unter Leitung des hochw. Bischofs Bridoux, seines früheren Superiors aus dem Noviziate und späteren Generalobern, nach Zanzibar ein. Große Gefahren drohten der Karawane infolge des damals ausgebrochenen Aufstandes der Araber und Neger; doch glücklich langte sie in Nipalapala bei Tabora am 15. November an. Hier blieb Pater Schynse. Durch die angekommene Karawane gelangte auch die Nachricht vom Aufstand an der Küste nach Tabora; Sife und die Araber nahmen sofort den Missionaren gegenüber eine drohende Haltung an, so daß letztere Monate hindurch in Lebensgefahr schwebten. Pater Schynse ersuchte die Seinen, ihm die Briefe durch französische Missionare zuzusenden, um die deutschen Postzeichen zu vermeiden; er selbst schrieb nur in französischer Sprache, da seine Nationalität nicht nur ihn, sondern auch seine Mitbrüder dem Tode preisgegeben haben würde. Aber inmitten dieser Gefahren vertraute er auf den Beistand und Schutz des hl. Josef, des Patrons von Nipalapala; er schrieb am 16. Mai: „der das Jesuskind und seine Mutter aus den Händen seines Feindes gerettet und mit ihm nach Egypten geflohen, wird auch über uns und unsere Kinder wachen, und unter seinem Geleite gelangen wir sicher glücklich nach Bukumbi.“ Am 30. Juni trat Pater Schynse mit ungefähr 60 Kindern, von denen die kleinsten noch getragen werden mußten, die Flucht nach Bukumbi an, ein Marsch voll Sorgen und Qualen aller Art, da auf Pater Schynse die Verantwortung für diese Kinder lastete. Glücklich erreichte die Karawane Urima — einige Tagemärsche von Bukumbi entfernt. Hier wurde er schwer krank und schwebte einige Tage zwischen Leben und Tod. Pater Girault eilte ihm mit Bist und Kräftigung entgegen, und so gelang es seiner Pflege, den schwerkranken Mitbrüder nach Bukumbi zu bringen, wo er sich schnell unter der besonderen Pflege Mgr. Livinhac's erholte, so daß er schon am 4. Oktober den Auftrag seines Oberhirten ausführen und den fast erblindeten Pater Girault nach der Küste geleiten konnte. In Eilmärschen erreichte die kleine Missionskarawane bei Trundi die große Stanley'sche Expedition, welcher sie sich jetzt bis zur Küste anschloß, die anfangs Dezember erreicht wurde.

Diesen Zug beschreibt Pater Schynse in dem ebenfalls von Kanonikus Hespers herausgegebenen Tagebuch: „Mit Stanley und Emin Pascha durch Deutsch-Ostafrika.“ Obschon der Missionar für Stanley und seine Begleiter nur Worte des Dankes und der Anerkennung hatte, wurde er dennoch von diesem Forscher geschmäht und des des Undankes geziehen, weil er es gewagt, in seinen Notizen die Worte Emin's wiederzugeben, — wodurch aber Stanley keineswegs das Ansehen des seinerseits so unschuldig Angegriffenen geschmälert oder beeinträchtigt hat.

Bis April 1890 verblieb Pater Schynse in Zanzibar, wo er seinen ganzen Einfluß zur Förderung der innerafrikanischen Interessen

geltend zu machen suchte. Dem Wunsche des damaligen Reichskommissars von Wismann entsprechend, den er schon vom Kongo her hochachtete, schloß er sich der unter Führung Emin's abgehenden deutschen Expedition an, um, wie er selbst schreibt, durch seine Verbindung mit den afrikanischen Häuptlingen Blutvergießen zu verhindern und die astronomischen Berechnungen zu übernehmen. Als Begleiter gab ihm Kardinal Lavignerie den Pater Achte. Von Tabora aus, wo der Pascha einen Monat verbrachte, eilte ihm Pater Schynse nach Bukumbi voraus, wo er am 8. September 1890 ankam. Von jetzt an war er wieder direkt in der Mission thätig. Schwer drückte ihn die Lage der aufblühenden Kirche in Uganda, ständig im Kampfe mit den protestantischen Eingeborenen und den mit denselben verbundenen Sklavenhändlern. Da die Verbindung zwischen Bukumbi und Uganda durch den See erschwert und infolge seiner heftigen Stürme mit zu viel Verlusten verbunden war, und andererseits seine dortigen Mitbrüder infolge Mangels und Entbehrungen hinzusinken drohten, übernahm es Pater Schynse, eine Karawane um das Süd- und Westufer des Sees herum nach Uganda zu führen und den dortigen Missionaren Hülfe zu bringen, wobei er gleichzeitig geeignete Posten zur Anlage neuer Missionsstationen aufsuchte. Am 28. Januar 1891 trat Pater Schynse den Marsch an; unter den größten Mühsalen und Gefahren gelang es ihm, seine Aufgabe zu lösen; am 9. März erreichte er wieder Bukumbi; — eine in Kürze auf Wunsch Mgr. Livinhac's seitens des Görres-Vereins herauszugebende Broschüre enthält den Anfang dieses Marsches; das Tagebuch selbst konnte der Missionar nicht mehr vollenden; die diesbezügliche Karte mit den geographischen Bestimmungen, wodurch das Süd- und Westufer des Sees festgestellt, ist noch zu Lebzeiten des Missionars in den „Petermann'schen Mitteilungen“ veröffentlicht worden.

Aber die Entbehrungen, Leiden und Qualen dieses Marsches hatten seine Kraft gebrochen; wiederholt von schweren Fiebern und stark rheumatischen Anfällen niedergeworfen, legte er dennoch allwöchentlich, wenn sein Zustand es ihm nur einigermaßen ermöglichte, die 15 Kilometer nach dem christlichen Dorfe Uyegezi zurück, das von Bukumbi aus pastoriert wurde. In den letzten Wochen traten die krankhaften Erscheinungen häufiger, anhaltender und schwerer auf; am 15. Novbr. 1891 zog sich der Rheumatismus nach der Brust; es entstand Komplikation mit Lungen- und Rippenfellentzündung, welcher Pater Schynse am 18. November, abends 8 Uhr, erlag. Über seine letzten Tage und Stunden berichtet Pater Lévesque, sein Freund und Beichtvater. „Am 18. November, abends 8 Uhr,“ heißt es in dem von uns schon mitgeteilten Schreiben, datiert Bukumbi 19. November, „ist er hingegangen, um im Himmel den Lohn seiner Mühen zu erhalten; so heilig und erbauend war sein Ende, als es das Ende eines hl. Missionars nur sein kann. Ich kann darüber aus genauester Kenntnis sprechen,

denn seit meiner Ankunft in Namoga war ich sein vertrautester Freund und Gewissensrat, habe ihn nach besten Kräften in seiner letzten Krankheit gepflegt, ihm die Sterbesakramente gespendet und ihm den Abschiedskuß in dem Augenblick gegeben, in welchem er zum letzten Mal den Namen Jesus aussprach und seine Seele Gott zurückgab. Ich habe viele Christen sterben gesehen, auch Priester und Ordensleute, aber niemals habe ich einen so lebendigen Glauben, eine so innige Liebe zu unserm Herrn und eine so vollständige Ergebung in den Willen Gottes gefunden. Er starb infolge des rheumatischen Leidens, an dem er schon lange litt. Am 15. d. warf sich dasselbe auf die Brust, dazu trat Rippenfell- und Lungenentzündung und sehr starkes Fieber, welches allen Arzneien trotzte; ebenso wenig vermochten die aufgelegten Zuggpflaster den Schmerz in der rechten Seite zu beseitigen. Seit meiner Ankunft am 9. Oktober litt er stets an rheumatischen Anfällen, die er sich hauptsächlich während seiner Reisen von Zanzibar hierher 1890 und nach Uganda zugezogen hatte. Er täuschte sich nicht über sein Leiden, sondern sprach mir oft von seinem Ende. Am 15. legte er sich mit heftigen Schmerzen in der Seite nieder, um nicht mehr aufzustehen. Montag, den 16., wollte er mir eine Generalbeichte über sein ganzes Leben ablegen, am folgenden Tage empfing er die hl. Eucharistie, mit einem Glauben, welcher uns zu Thränen rührte. Am Mittwoch, gegen 2 Uhr nachmittags, trat ihm nach langem Schlafe der kalte Schweiß auf die Stirne, und wir sahen sofort, daß die Krankheit eine schlimme Wendung nahm. Ich machte ihn gleich aufmerksam darauf, aber er antwortete lächelnd, es habe nichts zu bedeuten; übrigens sei er bereit, den Willen Gottes zu thun. Um 2 $\frac{1}{2}$ Uhr sagte ich ihm, es sei gut, alles zu thun, um vor Gott zu erscheinen und das Sakrament der letzten Ölung zu empfangen. Er drückte meine Hand an sein Herz und sagte: „Wenn Sie glauben, daß ich so krank bin, thun Sie, was Sie für gut halten.“ In Gegenwart aller Brüder spendete ich ihm das letzte Sakrament, tief erschüttert, denn dieser hl. Priester wollte auf alle Gebete antworten und erüchte mich, langsam zu beten, damit er gut folgen könne. Dann nahm er wiederholt das Kreuzifix, küßte es innig, hob es in die Höhe und rief laut, er wolle in der Liebe des Gekreuzigten sterben. Dann bat er alle, die er etwa durch ein Wort beleidigt habe, um Verzeihung, und bei vollem Bewußtsein bis zu seinem letzten Atemzuge hauchte er seine liebe Seele aus.“

Am 3. Februar wurde seitens der Gemeinde Wallhausen ein feierliches Requiem für den früh Verbliebenen abgehalten, der sein Leben so großmütig der guten Sache zum Opfer gebracht. Die ganze Pfarrei beteiligte sich an der Trauerfeier; selbst aus den Nachbargemeinden kam das Volk herbeigeströmt, so daß das große, neu restaurierte Gotteshaus fast überfüllt war. In warmen Worten gedachte der hochw. Pfarver Hefker der Opferwilligkeit und der Verdienste des dahingeshiedenen Priesters, gedachte aber auch der Eltern desselben, die durch Er-

ziehung, Beispiel und Gebet nach Gott den Grund zu dem so hohen Berufe gelegt.

Wir wollen diese Zeilen nicht schließen, ohne unsere Leser zu bitten, auch ihrerseits das Andenken des würdigen deutschen Priesters und heldenmütigen Apostels zu ehren. Und wie könnten wir das besser, als durch Unterstützung jener Missionare, welchen Pater Schynse angehörte, der Weißen Väter. Überaus kostspielig ist das Werk, welches gerade dieser Gesellschaft ganz im Innern Afrikas zugeteilt wurde. Helfen wir ihnen, auf daß es Fortschritte mache.

Afrikanische Post.

Zanzibar, 5. März 1892.

Wenn Sie meinen, daß es einem Missionar mitunter an Zeit zum Schreiben fehlt, so haben Sie nur zu sehr recht. Es ist gerade $\frac{1}{2}$ 10 Uhr abends, und erst jetzt kann ich diese paar Zeilen an Sie schreiben — die Post geht morgen früh ab. Hier geht eben alles im Galopp.

P. Schynse ist leider, wie Sie schon wissen werden, in seiner Station an einer langwierigen Krankheit gestorben. Schon bei seiner Abreise von der Küste ließ sich ihm kein langes Leben mehr prophezeien, zumal in einem Lande, wo es an ärztlicher Hilfe so gut wie ganz fehlt. Trotzdem ging er fort.

Die Proviantkarawane der Patres von Algier ist nur ein paar Tagereisen vor ihrer Ankunft am Bestimmungsorte überfallen und ausgeplündert worden. Der militärische Vorsteher der südlich vom Nyanza gegründeten deutschen Station eilte mit seinen Soldaten herbei, um den Anstifter der Schandthat, einen Häuptling, zu züchtigen, sah aber gleich seine Ohnmacht ein. Er konnte nur mehr feststellen, daß alles gestohlen und zerschlagen war. Es handelte sich offenbar nicht bloß um einen Raubanfall, sondern zugleich um einen Racheakt. Der deutsche Offizier mußte aus Klugheitsrückichten auf seinen Rückzug bedacht sein. Tritt man dem Gesindel nicht mit Übermacht entgegen, so macht man die Sache einfach nur noch schlimmer, als sie ist. Mehrere Neubekehrte der Nyanza-Mission, welche der Karawane entgegengezogen waren, um Trägerdienste zu leisten, konnten der Plünderung nur unthätig und hilflos zuschauen. Es that ihnen sehr wehe, ansehen zu müssen, wie diese Heiden die Messgewänder anzogen und unter Spott- und Hohn- gelächter in denselben einherstolzten. —

Mit unseren Stationen geht es jetzt, Gott sei Lob und Dank, überall gut. In Mhonda hat P. Luz am 11. Februar elf Erwachsene getauft. Mehr als 40 Katechumenen wohnen tagtäglich dem Unterrichte bei. P. August Gommenginger schreibt unter dem 25. Januar von der Station Windthorst in Kilema an Msgr. de Courmont:

„Ich würde mich glücklich schätzen zu hören, daß Er Bischöf. Gnaden imstande wären, mit der neuen Gründung sobald als möglich zu beginnen. Nach meiner Meinung läge das sehr im Interesse der hiesigen Leute, die, namentlich aber die Kinder, sehr bereit wären, sich unterrichten zu lassen. P. Rohmer hatte ich zu dem englischen Missionar und Arzt Dr. Boyter schicken müssen, um ihn an einer durch einen Dornstich hervorgerufenen Wunde behandeln zu lassen. Die Wunde schien eine ganz schlimme Wendung nehmen zu wollen, aber Dr. Boyter hat sie mit Glück behandelt. Seit gestern weißt P. Rohmer wieder in unserer Mitte. Obgleich noch nicht vollständig geheilt, kann er doch schon wieder

beschäftigungen der Versorgung mit Lebensmitteln augenblicklich Zeit durchzuwenden, wenn diese erst dann können gabe der uns zu den Mittel die Schüler verbeiden Kindern, weisen lassen keineswegs an

Es geht Dr. Peters zum auf zwei Küste begeben ters ist wirksähr acht Tagen ist er in Gede dem Konjultigt, die endlinie zwischen und deutschen ziehen und so

vorzubeugen, da die Bewohner des englischen Teiles von jetzt ab Zoll zahlen müssen, wenn sie auf das deutsche Gebiet übertreten, und umgekehrt. Man muß ganz genau wissen, wo das Gebiet jeder Nation beginnt und wohin man den Fuß setzen darf, ohne oder mit Zollzahlung.) Dr. Peters wird vorläufig durch Herrn v. Bülow, einen sehr alten Bekannten von Ihnen, ersetzt werden. Er wünscht sehr eine Niederlassung bei Sinna oder zu Matschame.

Von allen Samereien für Kaffee und europäische Obstbäume, die Sie uns geschickt haben, ist bis jetzt



† Hauptmann Krenker.
(Lebensbeschreibung in Heft 6.)

leichteren Beobliegen Wegen unserer Leute telu haben wir eine schlimme machen; aber überstanden ist, wir nach Maßgebote stehen Zahl unserer größern, denn die sich unterwollen, fehlt es gutem Willen. das Gerücht, daß sich binnen kurz Monate an die wird. (Dr. Felich seit ungezu Buga. Dort meinschaft mit Smith beschäftgültige Grenzdem englischen Gebietsteil zu allen Konflikten

nichts aufgegangen. Mit dem Versuch wäre also von neuem zu beginnen.

Das Matschameland befindet sich augenblicklich in Aufregung. Der von den Deutschen abgesetzte Ngameni hält noch immer seine Ansprüche auf das Land aufrecht, und deshalb bin ich nicht nach Matschame, aber wohl nach Riboscho gegangen, wo es seit der dem Sinna durch den Major Wischmann verabreichten Züchtigung ganz regelrecht zugeht.

Welch' ein Gegensatz zwischen der uns vor bald zwei Jahren und der uns jetzt bei Sinna zu teil gewordenen Aufnahme! Im Verlaufe meiner Unterredung mit ihm äußerte er sich mehrmals dahin, wie glücklich er sich schätzen würde, wenn wir uns bei ihm niederließen. Er hat mir versprochen, Kinder in die Schule zu schicken, und ich denke, daß er binnen wenigen Tagen schon zwei zur Windthorststation bringen lassen wird. Sie sollen sich ein bißchen vertraut machen mit dem Suahili und uns dann behülflich sein für den Fall unserer Niederlassung in Riboscho. Sinna's Land scheint übrigens gut verwaltet zu werden. Überall merkt man die Hand eines festen und Gehorsam findenden Oberhauptes. Die Gegend liegt 1300 Meter über dem Meere.

1. Februar. Wir haben die Herz-Jesustatue erhalten und sind Ihnen sehr dankbar dafür. Sie macht auf die jungen Eingeborenen einen geradezu wunderbaren Eindruck. Aus sehr weiten Entfernungen kommt man herbei, um sie zu bewundern. Möge unser Herr und Heiland in kraft dieses Eindruckes unter diesen guten armen Leuten Wunder der Bekehrung wirken!

Wir gedenken Ihnen unsere erwachsenen Jünglinge zum Verheiraten (nach Bagamoyo) zu schicken, aber erst im Juni. Zu anbetracht der vielen seit der Gründung der Windthorststation durchgemachten Widerwärtigkeiten ließen sich unsere Arbeiten nicht nach Wunsch fördern.

In meinem letzten Briefe berichtete ich Ihnen über meine Reise zu Sinna. Auf der Fahrt nach Matschame hatte ich soeben Moschi verlassen, als mir Ngomeni durch einen Eilboten das Nachstehende sagen ließ:

„Ich habe erfahren, daß Du nach Matschame gehst und dort bauen willst. Wenn Du zu Tschangali gehst, so ist es gut und Du mußt Dich mit ihm verständigen. Wenn Du aber auf dem Gebiete bauen willst, aus dem man mich vertrieben hat, so hast Du mich erst um die Erlaubnis dazu zu bitten. Denn ich beanspruche noch immer die Oberhoheit über den mir weggenommenen Gebietsteil. Wenn man mir übrigens mein Recht verweigert, werde ich es mir selbst verschaffen.“ Er ließ also klar durchblicken, daß er bei der nächsten besten Gelegenheit mit einem Handstreich nicht zurückhalten werde.

Noch ganz beschäftigt mit dieser Drohung unseres Ngomeni, kehrte ich in Riboscho ein, welches sich zunächst auf meinem Wege befand, um den Häuptling Sinna und seine Absichten kennen zu lernen. Den herz-

lichen Empfang, den er mir bereitete, habe ich Ihnen schon mitgeteilt. Übrigens wäre ich noch nach Matschame gegangen, wenn mir nicht der Regen und das Fieber in die Quere gekommen wären.

Soeben erfahre ich, daß die Zeitschrift „Gott will es“ uns mehr als 700 Mark gespendet hat. Wenn es Ev. Gnaden recht, so werde ich diese Summe auf unsere Schule verwenden. Von unseren Schülern werden sich die meisten taufen lassen und ich will ihnen die von den Wohlthätern des „Gott will es“ beehrten Namen geben. Wollen Ev. Gnaden doch, wenn ich bitten dürfte, den Wohlthätern der Zeitschrift unsern innigsten Dank übermitteln.

Wie Sie ohne Zweifel schon wissen, ist Mandava gestorben und ihm sein ältester Bruder Meli gefolgt.“ —

P. Rohmer schreibt dem hochwürdigsten Herrn Bischof unter dem 2. Februar von der Windthorststation aus wie folgt:

„Ev. Bischöfl. Gnaden wissen, daß mir infolge eines Dornstiches das Bein furchtbar zugerichtet wurde. Ich mußte fast zwei Monate in Moschi bei Dr. Boyter zubringen. Der gute Doktor hat für meine Heilung alles gethan, was nur in seinen Kräften stand, ohne indes einen vollständigen Erfolg zu erzielen. Und so sieht es immer noch schlimm mit meiner Wunde aus. Wie schrecklich, wenn ich das Bein am Kilima-Ndscharo lassen müßte, obgleich es mir keine Minute Ruhe gönnt!

Während meines Aufenthaltes bei Dr. Boyter fand ich Gelegenheit, zwei kranke Kinder zu taufen, die man zum Dr. Boyter brachte; sie sind beide gestorben.

Es ist wirklich schade, daß dieser brave, gute Dr. Boyter so wunderliche Konzepte im Kopf hat. Er sagt einem in allem Ernst, daß der Papst der Antichrist und des letzteren Heer der römische Katholizismus und die Freimaurerei ist. (Papst, Katholizismus und Freimaurerei in einen Topf werfen, das ist wirklich originell; solch' blühender Unsinn kann nur in einem protestantischen Kopfe wachsen. Die Red.)

Gelegentlich meiner Kindertaufen bei Dr. Boyter — der ohne Zweifel keine Heidenkinder tauft — fällt mir eine Frage ein, die eines Tages ein Bischof der anglikanischen Hochkirche an mich stellte: „Ich habe aus der Zeitung ersehen,“ sagte er zu mir, „daß Sie Kinder und sogar viele Kinder zu Bagamoyo taufen und zwar in der Todesstunde. Ist das wahr?“ — „Ganz gewiß,“ entgegnete ich, „und warum auch nicht? Würden Sie denn das nicht thun? Sie halten es doch auch für eine große Liebesthat an diesen Kindern und sehen es doch auch als ein großes Glück für dieselben an, wenn man ihnen den Himmel öffnet? Wenn die Eltern sich dem widersetzen, so kommt das doch nur von einem Widerstreben, um das man sich nicht weiter zu kümmern braucht.“ — „Ja, Sie haben wohl Recht,“ meinte er; „aber es bleibt

doch die Thatsache bestehen, daß man die Taufe ohne Wissen der Eltern spendet und das ist doch nicht recht gentlemanmäßig.“

Da soll also nun die Rücksicht auf größere oder mindere Weltläufigkeit bei unseren im Glauben von uns getrennten Brüdern über die Notwendigkeit der Spendung der heil. Taufe entscheiden! Wie weit kann man doch ohne leitende kirchliche Autorität kommen! —

Herzlichste Grüße und gute Nacht. Es ist schon 11 Uhr und um 5 Uhr heißt es wieder aufstehen.

Ihr P. Acker.

Nachschrift. Herr von Warnbüler ist am 21. Februar von Bagamoyo mit 200 Mann abgereist, um zu Kifaki im südlichen Tananguo, zwei Tagereisen von hier, eine Militärstation anzulegen. Man will die Gegend vor den Masiti schützen.

D. D.

Wir sprechen unserem fleißigen hochwürdigen Herrn Korrespondenten unseren besten Dank aus. Mögen unsere Leser es ihm lohnen!

Die Red.

Mission U. L. Frau von Kamoga (südlich vom Nyanza),
18. Dezember 1891.

Sehr verehrter Herr und Wohlthäter!

Da ich Ihr lebhaftes Interesse für unsere Missionen auf deutschem Gebiete kenne, so verfehle ich nicht, Sie von dem großen Verlust in Kenntnis zu setzen, den wir durch das Hinscheiden des aus Rheinpreußen gebürtigen hochwürdigen P. Schynse erlitten haben. Ihnen ist das Leben dieses unermüdblichen Glaubensboten nicht unbekannt, der keine Ruhe kannte, so lange es etwas Gutes zu thun gab zur Ehre Gottes und zur Verbreitung der wahren Zivilisation. Am 18. November d. J., abends um 8 Uhr, hauchte der mutige Kämpfer seine schöne Seele aus. Seit seinem 1882 erfolgten Eintritt in die Genossenschaft der Missionäre Algeriens bis in die letzte Zeit hinein arbeitete er ohne Aufhören mit einer Thatkraft, welche über alle Hindernisse zu triumphieren verstand.

Nur auf das Dringendste kann ich wünschen, es möchten edelgesinnte Männer aus Deutschland herüberkommen zum Ersatz für die erliegenden Glaubensboten, denn die Arbeit wächst hier von Tag zu Tag.

Ich möchte noch kurz eine andere schmerzliche Prüfung berühren, die uns neulich betroffen hat. Am 25. November ist die Provinz Karawane der beiden Vikariate des Nyanza und des Unjanjembe zu Sengerema, 4 Tagereisen vom Nyanza entfernt, von zahlreichen Horden, die von keiner Europäerherrschaft etwas wissen wollen, überfallen worden. Wir haben alles eingebüßt, und der Verlust kann sich leicht auf 100 000 Franken (= 80 000 Mk.) belaufen. Ich möchte Sie bitten, doch freundlichst aus Anlaß dieses so enormen Verlustes die Mild-

thätigkeit Ihrer Leser für uns in Anspruch zu nehmen, damit wir das begonnene Werk fortsetzen können.

Noch heute reise ich nach Bukoba, einer deutschen Station nördlich vom Nyanza, ab. Wir denken dort unter dem Schutze des deutschen Reiches eine neue Mission zu gründen. Wir hoffen, es werden sich noch immer edelmütige Seelen zu Opfern bereit finden, damit wir das Reich Gottes weiter ausbreiten und die zahlreichen Völkerschaften des dunklen Erdteils aus der Nacht der Barbarei zum Lichte des Christentums führen können.

Unter den innigsten Segenswünschen verfehle ich nicht, Sie und unsere verehrten Wohlthäter meiner größten Hochachtung und meines aufrichtigen Dankes für das viele Gute zu versichern, das Sie unseren Missionen erweisen.

P. August Lévesque.

Kribi (Kamerun), 25. Febr. 1892.

Geehrter Herr Redakteur!

Ich bin ganz überrascht durch die Nachricht, daß unsere deutschen Freunde es möglich machten, die so sehr erwünschte Glocke bereits als Weihnachtsgeschenk nach Kamerun zu schicken. Wer hätte das gedacht! Es lebe der Afrikaverein! Ihrem Eifer und Ihrer Mühe vereint mit dem Opfersinn deutscher Freunde verdanken wir unser schönes Harmonium, dieses prachtvolle Instrument, und jetzt auch noch die Glocke! Wirklich, wenn man solche Teilnahme und solches Interesse für uns sieht, übersteht man gerne wieder einige Fieber und geht mit neuem Mut und neuer Lust an seine manchmal schwierige Arbeit.

Die Glocke habe ich nun freilich noch nicht gesehen. Wie mir der Kapitän des „G. Woermann“, Herr Jessen, sagte, hat er sie gut in Kamerun abgeliefert. Sie wird dort auch wohl noch einige Zeit liegen bleiben, denn der Flußdampfer „Zehdenick“ hat im Oktober v. J. im Quaquafluß sein Rückgrat gebrochen, und ein anderes passendes Fahrzeug das die Glocke nach Marienberg bringen könnte, ist bis dato, so viel ich weiß nicht vorhanden. Daß sie schön ist, sagte mir der Kapitän bereits, gewiß wird sie auch eine schöne Stimme haben, geeignet, die Schwarzen anzulocken und ihre Schritte zu beflügeln, sowie all' die Kanoes von Tocotown, Bungo-Sungu, Njanjetown, Banjetown u. an Sonn- und Festtagen pfeilschnell den Malimba durchschneiden zu lassen. Wird das eine Freude für unsere Missionare in Tocotown und für unsere Schwarzen sein! Ich erinnere mich, daß vor einigen Jahren, als ich noch in Brasilien unter den Ausgewanderten thätig war und wir eine Glocke bekamen, beim ersten Geläute derselben selbst alten Männern vor Freude und Rührung die Thränen in den ergrauten Bart rannen. Gewiß wird auch die Glocke viel, sehr viel beitragen, um die Schwarzen uns zuzuführen und uns so Gelegenheit geben, sie dorthin zu führen, wo

der Mensch allein Ruhe und Frieden findet zum Kreuz des Herrn, zum göttlichen Heiland, in den Schoß seiner hl. Kirche.

Ihnen, verehrtester Herr, sowie allen unsern lieben guten Freunden und Wohlthätern ein aus tiefstem Herzensgrund kommendes „Vergelt's Gott!“ Gewiß wollen und werden wir allen unseren guten Wohlthätern im hl. Opfer, im Gebete, in Arbeit und Leiden eingedenk sein und bleiben.

Hier in Kribi haben wir eine gesunde Station, wo sich unsere von Fieber geschwächten Mitbrüder etwas erholen können, außerdem haben wir damit eine Station an der Küste gewonnen, und brauchen neue Expeditionen nicht mehr in den Faktoreien herumzuliegen. Für Schwestern wäre eine solche Einquartierung auch ganz unmöglich und unanständig, da die weißen Faktorkisten fast ohne Ausnahme mit schwarzen Frauenpersonen „beweibt“ sind.

Unser Haus habe ich hier fast fertig, eine große Halle, die als Kirche und Schule dienen soll und teilweise auch dient, ebenso Vorratshaus und Küche. Jetzt gedenke ich auch ein Schwesternhaus und eine Schule zu bauen. Ich hoffe nämlich noch in einigen Monaten Schwestern zu bekommen. Man hat in Rom ein deutsches Schwesternhaus für unsere Mission errichtet.

Mit herzlichem Dank und vergelt's Gott ihr dankbarster

P. H. Bieter, apost. Präfekt.

Boroma (Sombesi), am 14. November 1891. *)

Wir fuhren in 3 Abteilungen am 18. Juli von Kilimane hinaus. Es war eine zahlreiche Flotte von Rähnen und Umadien (ausgehöhlten Bäumen), weil wir sehr viele Vorräte, Werkzeuge und Maschinen mitnahmen. P. Zimmermann eilte mit den vier Klosterfrauen voraus, wir übrigen folgten mit den schwer beladenen Rähnen nach. In Mopaa mußten wir 8 Tage warten, bis die Fracht auf den Schultern der Neger nach dem etwa $\frac{1}{2}$ Stunde entfernten St. Bizente getragen worden war. Hier ging es nun auf dem Sambesi rüstig weiter. Mit Ausnahme des P. Menyhardt hatte wohl jeder von uns ein kleines Fieber, wir kamen aber doch wohlbehalten in Boroma an. Von den Schwestern war leider eine gestorben; sie wurde sehr ehrenvoll in Tete begraben. Das war ein schlimmer Anfang, und leider sollte ihm noch viel Schlimmes nachfolgen, denn die Gesundheitsverhältnisse waren fast das ganze Jahr hindurch äußerst ungünstig bei uns, bei den ehrl. Schwestern und bei den Kindern, die namentlich durch gefährliche Fußgeschwüre heimgesucht wurden. Uns Erwachsene peinigte das Fieber. Es waren von uns Patres und

*) Der Einsender, P. Fridrich, ist aus Schönlinde in Nordböhmen gebürtig und war Professor der Physik am Freinberg in Linz. Er ging vor 2 Jahren mit P. Zimmermann nach Afrika. D. R.

Brüdern (10) mehrmals nur zwei noch gesund und die ehrw. Schwestern waren öfters alle krank. Wären alle Fieber Gallenfieber gewesen, so wären vielleicht nicht zwei mehr übrig. Immerhin haben wir den Verlust dreier Brüder zu beklagen und die übrigen sind alle mehr oder weniger geschwächt, so daß die nun folgende Regenzeit leicht noch mehr Opfer rauben kann. Was mich betrifft, so halte ich es für eine besonders göttliche Fürsorge, daß ich noch lebe, denn $\frac{3}{4}$ Jahre lang bin ich vom Fieber eigentlich gar nie völlig frei geworden. Ich geriet dadurch in einen solcher Schwächezustand, daß ich manchmal kaum im Stande war, nur einige Minuten zu stehen oder einen Psalm zu Ende zu beten. Seit dem Feste des heil. Vaters Ignatius fühle ich mich auffallend besser. Ich hatte seitdem kein einziges Fieber und fühle mich kräftig genug, um auch bei einer Temperatur von 40° Celsius (im Schatten) 1 bis 2 Stunden ohne Sonnenschirm zu gehen. Nur die Kopfschwäche plagt mich noch öfters. Ich konnte den Brüdern vor dem Feste des heil. Stanislaus die achttägigen Exerzitien geben, was mir sehr lieb war, denn voriges Jahr kam ich über den sechsten Tag nicht hinaus.

Meine Arbeit ist freilich sehr gering und wenn nicht das Verdienst des Opfers nachhilft, würde die Frucht sich nicht lohnen. Zu Anfang des Jahres, so lange ich Schule halten konnte, hatte ich mich nicht über Mangel an Arbeit zu beklagen, denn ich war da wohl 7—8 Stunden täglich mit den 48 Knaben beschäftigt. Jetzt ist meine Beschäftigung hauptsächlich die Erlernung der kassischen Sprache, die mir wegen der Schwächung meines Gedächtnisses außerordentlich schwer fällt. Ich habe dabei wenig Hoffnung, daß ich selbst nach Überwindung dieser Schwierigkeit werde viel Erfolg haben können, denn mit den erwachsenen Negern ist nicht viel anzufangen. Die meisten sind zwar gutmütige Leute, aber gerade ihre Furchtsamkeit bringt sie in eine solche Abhängigkeit von ihren Großen und von ihren ungläubigen weißen Herren in Tete, daß wir wenig oder nichts ausrichten. Die Großen sind der Vielweiberei ergeben und wollen ihren Einfluß auf die Leute nicht dem Christentum abtreten, darum stehen sie dem letzteren sehr ferne, obwohl ihre Beziehungen zu uns, als Verwalter des Prazo, äußerlich ganz freundschaftlich sind. Höchstens versichern sie, daß sie sich auf dem Totenbette befehren und taufen lassen wollen. Wirklich lassen sich viele Erwachsene unmittelbar vor dem Tode taufen; ob sie aber alle die notwendige Disposition haben, ist zweifelhaft. Mehr Freude gewährt die Taufe sterbender Kinder. Da besonders dem christlichen Begräbnisse von uns viel Aufmerksamkeit zugewendet wird, so zwar, daß unsere Knaben und die Mädchen vor uns und den ehrw. Schwestern in feierlichem Zuge mit Fahnen und Ministrantenkleidern mitgeführt werden, so macht das tiefen Eindruck, denn die Sorge für den Verstorbenen, resp. die Verehrung ihrer Geister ist so ziemlich der einzige Ausdruck der Religiosität bei den Schwarzen. Diese armen

Leute fragen eben nur nach Regen zur Regenzeit, d. i. von Oktober bis April. Der Regen bringt ihnen viel Kafferkorn (eine Art Hirse), aus dem sie ihre tägliche beinahe ausschließliche Nahrung bereiten und überdies ihr erfrischendes Kafferbier (ähnlich der sauren Milch) herstellen. Kommt hierzu manchmal ein Gläschen Branntwein, so ist der Kaffer ganz zufrieden und fragt nach Gott und Himmel ebenso wenig als nach den Schätzen Nothschild's. Seine Hütte baut er auch mitten unter den Europäern heute ebenso primitiv wie vor Jahrhunderten und Jahrtausenden, nämlich kreisrund aus einigen eingehenkten Pfählen, Bindwerk und schwarzer Erde. Ein Anstrich aus roter Erde ist schon ein Luxus. Unter Europäern muß er wenigstens eine Leibbinde tragen aus Baumwollstoff; derselbe vertritt hier die Stelle des Dienst- und Arbeitslohnes. Ein Arbeiter erhält wöchentlich ungefähr 1 Mark, eine Arbeiterin nur $\frac{1}{2}$ Mark. Dabei schleppt das Weib ihr kleines Kind fortwährend auf dem Rücken mit sich und zwar immer mit bloßem Kopfe, mag auch die Temperatur in der Sonne 50° Celsius und darüber sein. Diese Kleinen müssen natürlich auch alle Bewegungen mitmachen auf dem Felde und bei den nächtlichen Tänzen. Desungeachtet gedeihen sie sehr gut; ich habe unter den schöngeformten Negern fast lauter kräftige Gestalten und nie einen Krüppel gesehen.

Die Neger sind hier bei weitem nicht so arbeitsscheu, als man sich in Europa vorstellt, und auch nicht so diebisch. Daß sie ohne einen weißen Aufseher nicht so zugreifen, wie es wünschenswert ist, hat seinen Grund in der äußerst geringen Zahlung und in der großen Genügsamkeit des Arbeiters, der seinen Lebensbedarf, die sehr billige Massa (Polenta aus Kaffermehl), sich leicht verschaffen kann. Nach dem ersten ausgiebigen Regen wird das Korn in die etwas aufgescharrte Erde geworfen, und eine reichliche Ernte ist in der Regel gesichert. In den 6—7 Monaten vollständiger Trockenheit ist natürlich die Feldarbeit unnütz; da läßt es sich der Neger wohl sein, oder vielmehr die Negerin, die so ziemlich alle Arbeiten für Feld und Haus leisten muß.

Manche stellen sich das Leben der Neger als überaus traurig und düster vor, und doch ist es, bloß nach irdischem Maße gemessen, sorgloser als das der meisten europäischen Arbeiter. Beweis hiervon ist schon die oft unförmig dicke Gestalt der Negerinnen und ihre muntere Gleichgültigkeit. In zeitlicher Beziehung hat hier der Neger auch keinen Grund, traurig zu sein, denn er hat sehr wenig Bedürfnisse, und diese kann er leicht decken. Um so trauriger aber gestalten sich seine Aussichten für die Ewigkeit. Der Neger betet nicht, das ist sein Unglück; es geht ihm seiner Meinung nach ganz gut, er braucht daher den Christengott nicht. Auch sieht er die Weißen (in Tete) nie beten, sieht ihren Unglauben und ihre Sittenlosigkeit u. s. w. und es geht ihnen ganz gut dabei; das kann der Schwarze mit dem Glauben an Gott nicht in Einklang bringen. Sie werden begreifen, daß unter solchen

Umständen nur unsere Gebete und Opfer einen Erfolg haben und daß wir nach menschlichem Ermessen nur äußerst langsam werden vordringen können. — Im ersten Jahre war viel zu bauen. Da wir das bisherige recht geräumige und bequeme Haus samt den Nebengebäuden und dem Garten den ehrw. Schwestern überließen, so mußte für uns alles erst hergestellt werden. Wochenlang mußten wir uns mit einer Kaffernhütte begnügen, die zugleich die Speisevorräte aufnahm. Jetzt haben wir eine geräumige luftige Wohnung, durch Rohrgeflecht in Kabinen abgeteilt, wo unsere Feldbetten stehen. Die Fenster (ohne Glas) sind mit Holzthüren verschließbar. Nur der hochw. P. Superior hat ein eigenes Zimmer (ohne Decke); außerdem befindet sich am entgegengesetzten Ende des Hauses eine kleine Hauskapelle, wo zu unserem großen Troste das hochwürdigste Gut ist. Anstoßend an das Haus der ehrw. Schwestern ist eine kleine Kirche gebaut, zum Teil aus Stein; das Dach ist aus Weißblech, die Kirche besitzt eine prächtige Uhr und zwei harmonische Glocken, 3 Altäre, schöne Gemälde am Plafond des Presbyteriums und ist ganz ausgemalt. Die Hauptzier bilden 8 gotische buntfarbige Fenster. Sieben herrliche Fahnen tragen nicht wenig zur Schönheit der Kirche bei. Da wir außerdem mit hübschen Ornaten und Kirchengeräten wohl versehen sind und die Kinder, Knaben und Mädchen, tapfer singen, so fehlt nichts an der würdigen Feier des Gottesdienstes. Der hochw. P. Superior hält den Negern nach der hl. Messe eine Predigt in ihrer Sprache; es wird auf diese Weise mit Gottes Hilfe ja doch endlich etwas erzielt werden. Was unser zeitliches Fortkommen betrifft, so ist dafür vorläufig noch gut gesorgt. Wir werden aber von Tete her nicht wenig angefeindet und wenn das auch augenblicklich nicht gefährlich ist in Bezug auf die Unterstützung der portugiesischen Regierung, so kann es doch mit der Zeit gefährlich werden. Die Hauptsache ist, daß wir durch das Sambesifieber nicht noch mehr dezimiert werden, denn sonst könnten wir den Anforderungen dieser Mission und der Verwaltung eines so ausgedehnten Prazos in keiner Weise entsprechen. Der Prazo ist mehrere Tagereisen lang und breit und gleicht hier in der Umgegend von Voroma etwa dem gebirgigen Teile von Oberösterreich. Alles ist fortlaufendes Hügel- und Bergland, nur sind die Berge viel niedriger als in den Alpenländern und in der trockenen Jahreszeit fehlen die Bergwässer gänzlich.

Da die hiesigen Bäume zum Teil immer grünes Laub haben, trotz 6—7 monatlicher Hitze, so nimmt sich die Gegend sehr schön aus. Im nahen Sambesi haben wir Krotodile und Flußpferde genug und im Gebirge fehlen nicht die Leoparden, Gazellen, Gnu u. dergl., aber Löwen habe ich noch nicht gesehen. Seit mehr als 6 Wochen haben wir mehr als 40° Celsius im Schatten und vor dem Schlafengehen finden sich noch 35—36°. Wenn nicht bald Regen kommt, so sind eine Mißernte und Hungerstnot zu befürchten, besonders, da an zwei verschiedenen Punkten die Bevölkerung durch Kriegsunruhen beunruhigt

und geschädigt wird. Gott bewahre uns vor diesem Unglücke. Das Kreuz ist zwar immer sehr kostbar, aber wenn eines nach dem andern kommt von Außen und von Innen, und eines schwerer als das andere, so kann es wohl auch zuweilen heilsam sein, um Abwendung zu beten. Daß wir alle in diesem Jahre viel gelitten haben, kann ich versichern. Wer nicht eine in jeder Hinsicht, namentlich im Leiden, in der Demut, in der Liebe erprobte Tugend hat, der thut besser, wenn er in Europa bleibt. Mit der Bitte, alle lieben Leser herzlichst zu grüßen von mir, vom hochw. P. Zimmermann und P. Menyhardt verbleibe ich . . .

Karl Friedrich S. J.

Immer vorwärts — still stehen bedeutet Rückgang,

das ist Grundlag, der im Leben des Einzelnen wie im Leben der Gesellschaften seine volle Berechtigung hat. Bei uns im Afrika-Verein ist es nicht anders. Wenn wir, Vorstände wie Mitglieder, nicht bestrebt sind, alljährlich neue Mitglieder zu gewinnen, so werden wir nicht bloß nicht weiter kommen, sondern unsere Mitgliederliste wird bald ganz erhebliche Lücken zeigen und unsere Kasse wird sich natürlich dabei nicht glänzend stellen. In der letzten Sitzung des General-Vorstandes ist beschlossen worden, durch neue und vermehrte Agitation frisches, neues Leben herbeizuführen, denn wir haben es nötig, und unsere Missionare erst recht.

Der Herausgeber dieser Blätter hat jenen Beschluß mit Freude begrüßt und ohne viel Bedenken sich entschlossen, auch das Seinige dazu beizutragen, damit die große christliche Idee, unsere armen Brüder und Schwestern zu gleichberechtigten Menschen und Christen zu machen, in noch weitere Kreise Eingang finde wie bisher.

Sein neuestes Agitationsmittel ist der eben fertig gewordene „**Missions-Kalender** für katholische Christen, besonders für die Mitglieder des Afrika-Vereins.“ Kalender sind bekanntlich die liebste Lektüre des Volkes, einen Kalender kauft sich ein jeder und liest ihn auch. Deshalb hat es den Herausgeber schon längst verdrossen, daß es bisher in Deutschland keinen einzigen Kalender gab, der sich die Förderung des Afrika-Vereins zur Aufgabe machte. Dem mußte abgeholfen werden, und das ist geschehen. Heute haben wir einen Kalender, der ganz speziell für unseren Verein bearbeitet ist und den sicherlich nicht bloß jedes Mitglied des Afrika-Vereins gern lesen wird, den hoffentlich die meisten, ganz besonders aber die verehrlichen Vorstände, recht weit verbreiten werden, besonders bei jenen, welche bisher noch kein Interesse für unsere Sache hatten.

Wir können hier kein Loblied auf unser eigenes Werk singen, wir fürchten sogar, daß es an Tadel nicht fehlen wird, denn — aller Anfang ist schwer, auch die Herausgabe des ersten Kalenders — aber

wir wollen doch so viel sagen, daß ein jeder weiß, was er für sein Geld erhält.

Der Kalender beginnt seinen Lauf mit dem 1. Juli dieses Jahres, d. h. man kann alle Kalenderangaben darin finden für die anderthalb Jahre von 1. Juli 1892 bis 1. Januar 1894. Wer also seinen Kalender für dieses Jahr schon zerlesen hat, der findet gleich Ersatz. Das Äußere ist künstlerisch hübsch ausgestattet in Schwarz- und Rotdruck, ein in Gold über dem Erdball stehendes Kreuz bedeutet, daß jetzt endlich die Sonne des Kreuzes für Afrika aufgegangen ist, der Spruch daneben: „Herr, sende Arbeiter in Deinen Weinberg“ aber sagt uns deutlich, wo es noch fehlt.

Der Inhalt des Kalenders setzt sich zusammen aus ernstern Artikeln und hübschen, fesselnden Erzählungen, letztere alle aus dem afrikanischen Missionsleben entnommen, keine Missionsberichte, wie sie in „Gott will es!“ stehen, sondern wirkliche und wahre Erzählungen, welche allen unseren Lesern neu sind. Auch hübsche Gedichte fehlen nicht. Eine ganze Reihe guter Illustrationen, größtenteils eigens für den Kalender gemacht, schmücken den Text und veranschaulichen ihn. Der Druck ist recht gut zu lesen. Damit der Kalender nicht unter's Fußvolk gerät, ist ihm ein Bändchen durch den Nacken gezogen, so daß man ihn neben den Spiegel hängen kann, wo er sicherlich Staat machen wird.

Mehr wollen wir heute nicht sagen, denn für 25 Pfennige kann jedermann sich dies neueste Erzeugnis der Afrika-Litteratur anschaffen.

Der hochw. Herr Pfarrer Knips in Eckernheim bei Frankfurt a. M., selbst ein warmer Freund der armen Neger, der aber notwendig Geld braucht für den Bau einer Herz-Jesu-Kirche, dessen Kosten seine arme Gemeinde nicht bestreiten kann, hat die ganze Auflage angekauft und läßt die Kalender durch Herrn Kaufmann Andr. Speeth Nachf. (Herm. Stadelcr) in Frankfurt, Triersche Gasse 1, vertreiben. Wir bitten also die verehrlichen Vorstände der Zweigvereine, sowie alle, welche eine Partie zur Verbreitung übernehmen wollen, ihre Bestellungen an letztgenannten Herrn zu richten. Bei Abnahme von mindestens 30 Stück ermäßigt sich der Preis auf 20 Pfennig.

Vom 1. Mai ab ist der Kalender übrigens auch durch jede Buchhandlung, durch die Expedition des „Gott will es“ (M. Niffarth) in M. Gladbach, durch den Herausgeber Walthcr Helmes in Münster i. W. zu beziehen. Auch die Beförderer und Beförderinnen der Frommen Missionsgesellschaft, sowie die Herren Pfarrer und Vorstände der Zweigvereine werden gern die Besorgung übernehmen.

Wir bitten nun dringend, diesen Kalender recht zu verbreiten. Wenn jedes Mitglied nur 3 Exemplare unterbringt im Durchschnitt, so wird das sehr gute Früchte tragen. Und jedes Mitglied kann unter

seinen Bekannten mehr oder weniger Exemplare verkaufen, besonders solche, welche viel ins Publikum kommen. Wer Mitglied eines katholischen Vereins ist, darf schon einige Duzend riskieren. Dazu bedarf niemand einer polizeilichen Erlaubnis, noch eines Gewerbescheines, es sei denn, daß man ein wirkliches Geschäft aus dem Vertriebe macht, wie die berufsmäßigen Kolporteurs.

Wo im Interesse der guten Sache größere Partien untergebracht werden sollen, wende man sich an den Herausgeber, der dann den Preis auf das äußerste ermäßigt, denn je größer der Absatz, um so billiger ist die Herstellung. Etwa zu viel bestellte Exemplare werden bis zu einem gewissen Punkte auch gern zurückgenommen.

Bestellungen können schon jetzt gemacht werden. Wünschenswert ist es sogar, daß diese recht frühzeitig gemacht werden, damit keine Störung in der Versendung eintritt.

Mannigfaltiges.

In der Schweiz hatte sich 1888 ebenfalls eine Antisklaverei-Gesellschaft gebildet, die aber nicht vorwärts wollte. Gegründet, um Mitglieder aller Konfessionen aufzunehmen, fand sie keine, was auch ganz natürlich ist, denn diese Bestrebungen sind ohne ein religiöses Gepräge nicht denkbar. Jetzt gehen uns aus Genf zwei Schriftstücke zu, aus welchem wir ersehen, daß sich die alte Gesellschaft aufgelöst hat und eine neue, rein protestantische gebildet hat. Dieselbe soll vor allem Asyl für befreite Sklaven errichten, in denen dann die Befreiten zu protestantischen Christen erzogen werden. Wir haben ja selbstredend nichts gegen diesen neuen Verein einzuwenden, aber die eine Frage erlauben wir uns: Was wollen die schweizerischen Katholiken thun?

Die Kongregation der *Patres Palottiner* beabsichtigt noch in diesem Frühjahr eine dritte Missions-Expedition nach Kamerun zu entsenden. Dadurch wird es dann möglich werden, dort weitere Stationen anzulegen. Auch ein Schwesternhaus wird eben errichtet. Mit Gottes Hilfe scheint sich die Missionsfähigkeit dort rasch entwickeln zu sollen.

Aus *Cymaia* meldet P. Wieder, daß die Juli abgesandte Glocke endlich an der Küste angekommen ist. Er hat sie noch nicht gesehen, dankt aber allen Gebern herzlichst.

Hauptmann Zoubert meldet aus St. Louis am Tanganjika-See, daß die ihm von der belgischen Antisklavereigesellschaft geschickten, aber unterwegs verloren gegangenen vierhundert Gewehre von dem P. Coulbois aufgefunden wurden und demnächst an ihrem Bestimmungsorte eintreffen werden. Zoubert verfügt jetzt über fünfhundert Gewehre. Anfangs März schickte derselbe eine Expedition gegen einen Häuptling der Marunga, welcher mehrere, zu katholischen Missionen gehörige Dörfer geplündert hatte.

Aber die Sklavenjagden am Tanganjikasee schreibt Kurt Ehlers in der „Voss. Ztg.“: Die traurigen Zustände am Tanganjikasee werden in

einem in Sansibar angekommenen Bericht des zur Zeit am Tanganjikasee weilenden Portugiesen Diego Camargo bestätigt. Camargo und der im vergangenen Jahre durch seine Gefechte mit den Wahehe bekannt gewordene Portugiese Perez Esbo dehnten ihre Fahrt längst der Westküste des Sees zu einem Abstecker nach der Nordküste aus. In Wikari erfuhren sie, daß der berühmte Sklavenhändler und Jäger Makutuba aus Kitando mit seinem Speißegeffen, dem Beludischen Mohamed ben Salem, tags zuvor, also am 2. Dezember 1891, mit zahlreichen Kähnen nach Muggo zu vorbeigerudert sei. Nichts Gutes ahnend, beschloß Camargo, mit seinem Schnellsegler zu folgen. In der dritten Nachmittagsstunde kamen sie in Muggo an. Muggo, ein kleines Dorf, wollte am nächsten Tag Wochenmarkt abhalten, und deshalb waren schon eine große Anzahl Käufer und Verkäufer im Orte anwesend, die eine Art Vormarkt eröffnet hatten. Die Flotte des Arabers war weiter gefegelt; nur eins seiner Boote war zurückgeblieben. Camargo, nachdem er etwas Proviant eingehandelt hatte, bestieg eine Stunde vor Sonnenuntergang sein Schiff, um angeblich nach Wikari zurückzufahren. In Wirklichkeit segelte er aber nur eine kurze Strecke auf genannten Ort zu und verbarg sein Fahrzeug in einer kleinen Bucht und schlug auf dem Festlande sein Lager auf. Kurz nach Anbruch des nächsten Tages schickte er einen zuverlässigen Wahendeknaben nach Muggo zurück, der jedoch bald zurückkehrte und die Nachricht brachte, daß Muggo überfallen worden sei. Sofort wurden die Anker gelichtet, die kleine Macht (24 Gewehre) richtete das Boot zum Gefechte ein und eiligst ging es zurück nach dem gefährdeten Orte. Die Einschiffung der gefangenen Opfer, etwa 1500, meist Frauen, sollte soeben beginnen, als plötzlich das Schiff Camargos vor der Bucht erschien. Schon machten die frechen Räuber Anstalt, jede Einmischung in ihr schmutziges Geschäft mit der Waffe zu verhindern. Durch eine über ihre Köpfe vom Schiffe abgefeuerte Granate entstand unter den Helfershelfern Makutubas, unter den Wasiba, eine derartige Panik, daß sie Hals über Kopf in die Kähne flüchteten, ohne sich um ihre Führer, noch weniger um ihre Beute zu kümmern. In schneller Folge sausten nun einige Kartätschladungen in die dichtbesetzten Kähne; wer nicht tödlich getroffen war, suchte sich durch einen Sprung in den See und durch Schwimmen an das Land zu retten. Doch wurde den nunmehr Waffenlosen auch da ein warmer Empfang seitens der durch solche kräftige Hilfe mutig gewordenen Ein- und Anwohner von Muggo zu teil, so daß nur wenige entkamen. Von den etwa zehn den Überfall leitenden Arabern wurde einer durch die Kugel des Camargo ereilt und tot zu Boden gestreckt. Der Schütze behauptet in seinem Briefe, daß der von ihm Erschossene Makutuba selbst sei.

Aus dem Kongostaate werden wieder zwei Todesfälle gemeldet. Lieutenant Wauters war dem Fieber, der Kongoagent Bailleur einem „Unfalle“ erlegen. Über diesen Unfall ist den Angehörigen eine eingehende Mitteilung geworden. Im Januar d. J. war Bailleur nach Chianzo, am Nordufer des Kongo, gegenüber Matadi, gesendet worden, um eine direkte Verbindungsstraße mit Nord-Bivi herzustellen. Da die Beziehungen zu den Eingeborenen vortrefflich waren, so war man um den jungen Mann unbesorgt. Seit Jahresfrist hatte er sich eine Schwarze als Dienstmädchen genommen und war mit ihr

zurrieden. Die Schwarze besuchte am 3. Februar einen im Bezirke Matadi bekannten Fettschmann, um diesen Zauberer um Rat zu fragen. Dieser redete ihr ein, daß, wenn sie nicht sterben wolle, sie ihren Herrn töten müsse. Dieser Rat war für die abergläubische Schwarze ein Gebot. Am 4. Februar begab sich Bailleur wie immer in das Gebirge; ihm folgte die Schwarze und stürzte sich, als Bailleur den Berggipfel erreicht hatte, auf ihn und warf den nichts Ahnenden, noch bevor er sich wehren konnte, in die tiefe Schlucht. Bailleur wurde in jammervollem Zustande aufgefunden; trotz sofortiger Hilfe starb er nach einigen Stunden. Die über ihre Unthat sehr befriedigte Schwarze und der Fettschmann sind festgenommen worden.

Der König von Dahome hat nicht lange Ruhe gehalten. Trotzdem ihm die französische Regierung jährlich 20000 Fres. zahlt, hat er jetzt wieder französische Gebiete überfallen und dem französischen Gouverneur Baillet einen unverkämten Brief geschrieben. Frankreich muß ihn also abermals betriegen, und wer weiß, wie oft noch, wenn es durch seine Truppen nicht eine gründliche Änderung in jenem Lande schafft.

Über seine Reisen und Forschungen im Hinterlande von Kamerun in den Jahren 1889—91 hat Premierlieutenant Morgen neulich in Berlin einen Vortrag gehalten. Er brach am 5. November von der Kribstation ins Innere auf. Zunächst ging der Marsch neun Tage lang durch einen Urwald, bis an der Kasjua-Ansiedelung Mahoa der Anstieg auf das innerafrikanische Plateau begann und man schließlich zur Jaunde-Station gelangte, wo die Ankunft der Expedition schon vier Tage vorher durch den Trommeltelegraph gemeldet worden war; die zu diesem Telegraphen benutzten Trommeln sind aus einem ausgehöhlten Baumstamme gefertigt, und die Eingeborenen verstehen mittelst derselben auf weite Entfernungen sich zu unterhalten. Auf der Jaunde-Station ließ Morgen zunächst verschiedene Meliorationen vornehmen und legte Plantagen an. Als er nach einem längeren Aufenthalte beschlossen hatte, an dem Sannaga entlang mit den zu entlassenden Leuten an die Küste zurückzukehren, weigerten sich die Leute, einen anderen Weg als den zurückgelegten einzuschlagen, da sie behaupteten, jenes Gebiet sei von Menschen mit zwei Köpfen bewohnt, die außerdem Kannibalen seien; er mußte deshalb andere Träger anwerben. Als die Expedition den Sannaga unterhalb der Nachtigall-Fälle erreichte, zeigten sich die Eingeborenen durchaus feindlich; sie waren an einer 200 Meter breiten Stelle mit ihren Kanoes an das andere Ufer hinübergewandert und ließen sich durch nichts bewegen, ihre Kanoes der Expedition zu überlassen; es mußten deshalb die beiden besten Schwimmer der Truppe mittelst eines Flosses über den Fluß setzen, um zwei der Kanoes herüberzuholen. Jenseits des Sannaga kam Morgen plötzlich in eine ganz andere Welt: es vollzieht sich hier die Scheidung zwischen dem heidnischen Bantuneger und dem muhamedanischen Sudanneger. Der südlichste Ausläufer des Muhamedanismus waren die Wutes, deren Häuptling Ngila Morgen klagte, daß die Hausfahändler ihm keine Feuerwaffen brächten. Darauf baute Morgen seinen Plan, um an Ort und Stelle Handelsbeziehungen anzuknüpfen: er gab also dem Häuptlinge drei Feuersteingewehre, wofür ihm dieser den Weg nach Westen freigab und versprach, die Hausfahändler zu vertreiben,

sofern Morgen ihm einen europäischen Händler aus Kamerun zuführte. Auf seinen Weitermarsch machte dann Morgen die Entdeckung des Mbam, eines linken Nebenflusses des Sannaga, und gelangte am 27. Dezember zur ersten Ansiedelung des Batisstammes, dessen Feindseligkeit am besten daraus zu erkennen war, daß sich kein einziges Weib sehen ließ; schließlich wurde die Expedition von achthundert Batisleuten derart umzingelt, daß sie Halt machen mußte, um zunächst einen freundschaftlichen Annäherungsversuch zu machen. Als sie aber von einem Heer von Speeren überschüttet wurde, ergriff Morgen die Offensive, bewältigte die Busch neger und griff dann auch die übrigen Dörfer an. Wie gut diese Bestrafung war, zeigte sich bei seiner Rückkehr, als dieselben Batis mit Palmen ihm entgegenkamen und ihm neben der Häuptlingswürde 30 Schafe anboten. Bei dem Kampfe mit den Batis waren 9 Neger des Expeditionskorps verwundet worden; bei dieser Gelegenheit zeigte sich die wunderbare Heilkraft der Wunden von Negern, während die Wunden der Europäer stets längere Zeit eitern. Nunmehr ging Morgen nach Balinga zurück und langte am 13. Januar 1890 bei Malimba wieder an der Küste an, wo er mit feindlichen Angriffen der Eingeborenen empfangen wurde, die sich in ihrem Zwischenhandel bedroht sahen; es begann ein dreitägiger Kampf, der die Expedition achtzehn Monate in Malimba festhielt und mit der völligen Niederwerfung der 4000 Köpfe zählenden Bevölkerung endigte. Bei einer zweiten Reise nahm Morgen von Kribi aus eine nördliche Route; am 2. Juni passierte er das Gebiet des Häuptlings Tunga, von dem er in unerhört hinterlistiger Weise angegriffen wurde; als die Expedition dann nach längerem umherirren wieder in die Zaunstation eintraf, fand Morgen statt der früheren 100 jetzt mindestens 300 Hauffahändler vor, und als er dem Häuptling Ngila seine Wortbrüchigkeit hinsichtlich der Vertreibung der Haussa vorhielt, antwortete dieser: Ihr nehmt uns nur das weiße Elfenbein ab, unser schwarzes Elfenbein aber, unsere Sklaven, mit denen wir doch auch Geschäfte machen müssen, wollt Ihr nicht! Morgen beschloß, jetzt nach dem Niger-Venné zu marschieren; da aber der Weg dorthin zur Zeit verschlossen war, mußte er warten, bis Ngila kam und ihm Führer zu stellen versprach, wenn Morgen sich entschließen wollte, bei der Besiegung eines ihm feindlichen Häuptlings ihn zu unterstützen. Ende September brachen sie, Morgen und Ngila, gegen den Wohnsitz des Häuptlings, die Bergfestung Ngaundeve, auf, die nach längerem Kampfe erstickt wurde. Ohne die Friedensunterhandlungen abzuwarten, kehrte Morgen nach Ngila zurück, um sich dann nordwärts nach Tibati zu wenden, das so recht im Herzen des Adamaua-Reiches liegt und dessen Häuptling er durch das Geschenk einer Schachtel Bleisoldaten gewann. Hinsichtlich der Kultivation des Landes sind die Heiden viel geeigneter als die Muhamedaner, deren Motive der Handel, besonders der Sklavenhandel ist. Die Sklaverei ist übrigens in Kamerun nicht so grausam, wie man glauben machen möchte, man kann sie vielmehr als eine gewisse Zugehörigkeit bezeichnen; schrecklich sind allerdings die Sklavenjagden. Das Klima ist keineswegs so schlimm, wie es dargestellt wird; wie sich Europäer an der Küste haben akklimatisieren können, illustriert der Redner an fünf Personen, die das Fieber kaum noch dem Namen nach kennen; und auf dem Hochplateau ist das Klima geradezu gesund zu nennen. Die Kolonie ist, so meint

der Redner, zu allen Arten der Kultivation geeignet; zur Ansiedelung möchte er allerdings vorläufig noch nicht raten. Was die Anpflanzungen betrifft, so ist der Tabak noch nicht berühmt, der Cacao dagegen ist ausgezeichnet und in Europa gut aufgenommen worden. Die Hauptsache aber bleibt der Handel. Der Wert der Ausfuhr ist im 2. Quartal des vorigen Jahres im Vergleich zum 1. Quartal um 600 000 Mark gestiegen. Es hat noch nie eine Kolonie gegeben, die, wie Kamerun, sich von Anfang an ohne Zuschuß hat erhalten können, und ist erst der Weg von den Idia-Fällen nach Balinga hergestellt, so wird Kamerun nicht allein die beste deutsche, sondern die beste aller Kolonien der Welt sein.

Diözesan-Verein Paderborn.

Im Monat März 1892 sind eingegangen aus: Bentfeld 5 M. 50 Pf. — Paderborn 3 M. — Suttrop 40 M. — Bonenburg 41 M. 80 Pf. — Hochheim b. Erfurt 33 M. — Camen 37 M. — Beleda 119 M. 5 Pf. — Wiede-Wiehagen 87 M. 90 Pf. — Meschede 300 M. — Nieheim 25 M. — Görbeke b. Warburg 59 M. Zusammen 751 M. 25 Pf.

Paderborn, den 4. April 1892.

Der Schatzmeister: F. Dide.

Bücherschau.

Von Dr. P. v. Weiß' *Weltgeschichte* liegt jetzt der siebente Band vor; die Verlagshandlung schreitet also rasch vorwärts in der Ausgabe des monumentalen Werkes. Dr. Weiß ist wie der sel. Janssen ein Geschichtsschreiber von eminenter Begabung und scharfer, stets gerechter Urteilskraft. Er ist kein Geschichtsmacher, sondern er stellt die Ereignisse der Jahrhunderte so dar, daß man unwillkürlich den Eindruck gewinnt: ja, so war es. Er vereinigt überdies mit seiner Weltgeschichte auch eine Kunst-, Kultur- und Literaturgeschichte der Völker, er führt uns nicht mit Vorliebe auf die Schauplätze großer politischer Thaten, auf die Schlachtfelder, sondern auch in die Tempel, die Werkstätten, die Versammlungen der Völker und unterrichtet in anziehender Weise über die Religion, das geistige und materielle Ringen derselben. Das Werk birgt deshalb einen großen Schatz von Wissenschaft, den man sich um so leichter aneignet, als die schöne, stilgerechte Sprache des Verfassers geradezu zum Studium aneignet. Wir möchten jedem Gebildeten die Anschaffung dieses Werkes, das sich obendrein durch Billigkeit auszeichnet (per Band 5 Mark) bestens empfehlen.

Freunde guter Jugendschriften machen wir darauf aufmerksam, daß *Isabella Brauns Gesammelte Erzählungen* (L. Auer, Donaumörth) seit kurzem vollständig erschienen sind. Dieselben umfassen 36 Lieferungen à 30 Pf. Eine große Auswahl der hübschesten Erzählungen sind von der rühmlichst bekannten Verfasserin in dieser Ausgabe niedergelegt, es ist eine ganze Kinderbibliothek, die sicher freundliche Aufnahme in vielen katholischen Familien finden wird.

Aus der Jugendbibliothek des Litterarischen Instituts (Augsburg) liegt uns ein 2. Heft vor, das zwei recht ansprechende Erzählungen enthält. Für die Besucherinnen der Pensionate und sog. höheren Töchter Schulen möchten wir eine hübsch illustrierte Ausgabe des Lebens der Gottesmutter empfehlen: „*La vie de la sainte Vierge, racontée aux petits enfants.*“ Es ist nett gebunden und könnte als Belohnung für Fleiß im Französischen gegeben werden. Der Preis ist uns nicht bekannt, wird aber kaum 1 Mark übersteigen. Verlag von Benziger u. Co. in M.-Einsiedeln und Waldshut.

Von dem schon früher besprochenen Werke: „*Blütenkränze auf die Festtage Gottes und seiner Heiligen.*“ Von Reinh. Albers, Priester, ist der 2. Band erschienen. Da derselbe die kirchliche Druckerlaubnis erhalten hat, so kann sich der Herausgeber einer weiteren Besprechung füglich enthalten. (Paderborn, Bonifaziusdruckerei, Preis 4 Mark.)

Besondere Anliegen

dem Gebete der Missionare und Schwestern empfohlen.

Um die Gnade der Beharrlichkeit für alle Neukommunikanten. — Eine schwer kranke junge Frau. — Ein schweres zeitliches Anliegen. — Um das Augenlicht eines Knaben. — Um günstigen Erfolg eines Unternehmens. — Um Wiedererlangung des Gehörs.

Briefkasten der Redaktion.

M. N.: Ihre Frage können wir leider nicht beantworten. Übrigens brauchen Sie Ihre Freimarken nicht zur Gründung eines Dorfes am belgischen Kongo zu verwenden. Herr P. Ahrhein in St. Ottilien nimmt sie ganz gern für deutsche Missionszwecke an. — In Hamburg ist bei Börmann eine Kiste angekommen, für Ebea bestimmt, ohne jede weitere Angabe. Dieselbe kann nicht befördert werden. Unsere Leser bitten wir, alle für Kamerun oder Ostafrika bestimmte Sachen an den Herausgeber zu senden, da die Versendung dann viel sicherer ist. Bald geht eine neue Expedition nach Kamerun. Gaben für dieselbe sende man uns nach Münster, wo die Missionare durchreisen. — **L. in L.:** Der Kalender ist fertig. Lesen Sie den Artikel „Immer vorwärts“ in diesem Hefte. — **Frl. M. in D.:** Ein Schwesternhaus der Palottiner besteht in Rom. Wenden Sie sich zuvor an uns. — **Frl. Sch.:** Der kleine Irrtum ist wohl keiner Berichtigung wert, die Thatsache an sich bleibt ja dieselbe. Besten Dank. — **Nach Dortmund:** Die von Ihren Schülern gesammelten Freimarken sollen Verwendung finden. Besten Dank. — **Frau C. in G.:** Empfang das Stück schwarzes Tuch, Staniol und Briefmarken. Weitere derartige Sendungen sind immer angenehm. — **Allen unseren Freunden wünschen wir ein fröhliches Osterfest.**

(Schluß der Redaktion am 10. April.)

Verantwortlicher Redakteur: W. Helmes in Münster i. W. — Druck und Verlag von A. Riffarth in M. Gladbach.

Gott will es!

Ein Wort in eigener Sache.

Seit Jahren ist es eine nur zu begründete Klage, daß unser katholisches Volk durch den Vertrieb sittenloser oder doch wenigstens katholikenfeindlicher Schriften dem Unglauben zugeführt wird. Und zwar geschieht dies durch herumziehende Hausierer, Kolporteurs genannt. Mit vollem Rechte wird seitens der kirchlichen Behörden vor dem Kaufen solcher Schriften gewarnt, und besonders der hochw. Klerus soll ein scharfes Auge darauf haben.

Nun ist es aber eine bekannte Thatsache, daß auch katholische Schriften, sollen sie, was doch gewiß sehr wünschenswert ist, im Volke viel gelesen werden, des Vertriebes von Haus zu Haus nicht entbehren können. Wir können eine Menge katholischer Kalender und auch Zeitschriften nennen, welche ohne diesen Vertrieb nicht bestehen würden.

Wenn es also wichtig ist, die Kolportage der schlechten Schriften zu hindern, wo man kann, so ist es ebenso wichtig, die Kolportage gut katholischer Schriften zu fördern, wo es eben geht. Was ist uns nun aber passiert?

Wir gewannen nach langem Suchen einen sehr zuverlässigen und guten Katholiken, der sich erbot, unser Schriftchen „Lebendig begraben“ in der Diözese Trier von Ort zu Ort zu vertreiben. Er übernahm kein anderes Werk daneben. Wir wiesen ihn an, in jedem Orte zunächst dem Herrn Pfarrer sich vorzustellen und ihm ein Schreiben von uns vorzuzeigen. Dabei solle er bitten, daß der Herr Pfarrer oder ein anderer hochw. Herr ihm kurz bescheinige, daß gegen den Verkauf der Broschüre nichts einzuwenden sei.

In vielen Fällen haben die hochwürdigen Herren unserer Bitte gern entsprochen. Unseren öffentlichen Dank dafür. In vielen Gemeinden aber hat man unseren Agenten abgewiesen, in einigen Fällen ihm eine Behandlung zu teil werden lassen, als ob es sich um den Vertrieb des gemeinsten Romans handle.

Die Folge war, daß unser Mann, nachdem er ganz unverbienter Weise schwere materielle Verluste erlitten, den Vertrieb einstellte. In den meisten Gemeinden waren die Katholiken von der Kanzel herab ermahnt, von Kolporteurs in keinem Falle zu kaufen, womit natürlich auch denjenigen das Wasser abgegraben war, welche das wenig dankbare Geschäft betreiben, katholische Litteratur zu verbreiten.

Wir sind überzeugt, daß die hochw. Herren in bester Absicht handelten, sicher aber schaden solche allzu allgemeine Verurtheilungen.

erklärungen der katholischen Sache weit mehr, als der katholikenfeindlichen. Die Vertreiber von Schauderromanen wenden sich zwar nicht an die Herren Pfarrer, aber sie finden schon ihre Schleichwege, um doch ihr Geschäft zu machen.

Wir würden, falls wir Unterstützung fänden, unsere katholischen, von den höchsten kirchlichen Autoritäten belobten „Gott will es“-Hefte und Antisklaverei-Broschüren zu Hunderttausenden im katholischen Volke verbreiten, aber wir finden niemanden, der sich dazu hergiebt, wenn ihm die berufenen Führer des katholischen Volkes die Arbeit erschweren.

Denjenigen Herren aber, welche sich über den Charakter unserer Veröffentlichungen noch nicht klar sind, erlauben wir uns das nachstehende Aktenstück vorzulegen:

Hochgeehrter Herr!

Der hl. Vater hat die Sammelbände Ihrer Zeitschrift gegen die Sklaverei in Afrika nebst dem zugehörigen Berichte erhalten. Se. Heiligkeit der Papst hat mit herzlicher Freude diesen Beweis kindlicher Ehrfurcht entgegengenommen, da es ihm außerordentlich am Herzen liegt, daß die Bewegung gegen jenes abscheuliche Unwesen sich stets mehr und mehr ausbreite und verstärke, und daß die Missionen auf dem Festlande von Afrika gedeihen. Bereitwilligst erteilt der erhabene oberste Hirt, um Sie in Ihrem menschenfreundlichen und christlichen Vorhaben zu befestigen, Ihnen deshalb den erbetenen apostolischen Segen und dehnt denselben auf alle diejenigen aus, welche Ihre Veröffentlichungen lesen und deren Verbreitung fördern.

Indem ich u. s. w.
Rom, 13. April 1892.

M. Kard. Rampolla.

Herrn Walther Helmes, Münster (Westfalen).

Dieses Dokument, dessen Echtheit uns von hoher kirchlicher Stelle bescheinigt ist, spricht mehr als wir selbst es können, für unsere anspruchlosen Publikationen. Wir stellen einen Abdruck davon jedem zur Verfügung, der sich um die Verbreitung unserer Schriften, „Gott will es“, „Lebendig begraben“ oder des „Missionskalenders“ zc. bemühen will. Neben der Zeitschrift „Gott will es“, welche stets der Gegenstand unserer hauptsächlichsten Fürsorge bleiben wird, halten wir zur Zeit den neuen „Missionskalender“ für ein ganz wirksames Mittel, den vom hl. Vater angestrebten Zweck zu erreichen. Wer also einigermaßen imstande ist, eine kleinere oder größere Anzahl von Exemplaren davon unterzubringen, der veräume nicht, sich den apostolischen Segen des Statthalters Christi zu verdienen. Se. Heiligkeit aber sagen wir im Namen unserer schwarzen Schützlinge herzlichsten Dank. Wahrlich, unser gottbegnadeter Dichter Leo von Heemstede sagt nicht zu viel, wenn er in unserem Missionskalender Leo XIII. als den Befreier der Neger rasse besingt. Wir wollen die letzten Strophen hierhersehen:

Frühling, hehren Geistesfrühling brachtest,
Leo, Licht vom Himmel, Du herab,
Eines Paradieses Garten machtest
Du erblühen in der Wüste Grab,
Als Du sandtest Deine Glaubensboten,
Zu erwecken die lebendig Toten.

„Stern von Afrika,“ preist im Gedichte
Dich hinfort begeistert aller Mund,
Und mit höchstem Ruhm macht die Geschichte
Den Geschlechtern Dich als Ketter kund,
Der das Negervolk mit Vaterarmen
Übergab dem göttlichen Erbarmen.

Vater, Fürst des Ew'gen Stellvertreter,
Liebend segnest Du vom hohen Thron
Deine Kinder, Kämpfer, Deine Beter,
Die sich weih'n der heil'gen Mission
Und der armen Sklaven mild gedenken —
Himmelstohn willst Du uns segnend schenken.

Auf denn, laßt den Eifer nicht erlahmen,
Stimmt den heil'gen Ruf von neuem an!
Will's der Herr, so stell' in Gottes Namen
Sich auf seinen Posten jeder Mann,
Daß sich Leos großes Werk vollziehe,
Und im Kreuz die dunkle Welt erblühe!

Die Erfüllung der Verheißungen Noah's. *)

1.

Als ich in der heiligen Schrift jene Zeiten las, in denen uns der ehrwürdige Verfasser in so einfachen wie erhabenen Worten die ersten Weltereignisse schildert, fesselten mich vor allem die Verheißungen Noah's an seine Söhne über die Geschichte ihrer Stämme. Wie ich nun die Geschichte befrage, da sehe ich, wie genau sich diese Prophezeiung im Verlaufe der Jahrhunderte erfüllt hat.

Die heilige Schrift berichtet uns, wie der Patriarch Noah, berauscht von der ihm damals noch unbekanntem Kraft des Weines, in seiner Hütte lag und wie sein jüngster Sohn Cham ihn verspottete, indes die beiden anderen Söhne, Sem und Japhet, ihn zudeckten. Als nun aber Noah erwachte und hörte, was vorgefallen, da sprach er folgende prophetische Worte:

„Verflucht sei Chanaan (der jüngste und wahrscheinlich Lieblingssohn des Cham); ein Knecht der Knechte sei er seinen Brüdern!
„Gebenedeiet sei der Herr, der Gott Sem's; Chanaan sei sein Knecht!“

*) Aus dem „Moniteur de Rome.“

„Gott breite Zaphet aus, und dieser wohne in den Hütten Sem's; Chanaan sei sein Knecht!“

Wir dürfen hierbei nicht übersehen, daß Noah statt seines Sohnes Cham seinen Enkel Chanaan verflucht. Da nämlich Gott nach der Sündflut den Cham wie seine Brüder gesegnet hatte, so wollte der Patriarch mit seinem Fluche wohl nicht ein Haupt beladen, das der Allerhöchste selbst gesegnet hatte.

Selbstverständlich aber versuchte er in Chanaan Cham und seinen ganzen Stamm. Die Geschichte zeigt, wie alle von Cham abstammenden Völker mehr und mehr in Abhängigkeit der Semiten und Zaphetiten kamen.

Wie alle Erdengrößen, die stürzen, um nicht wieder zu erstehen, gelangten mehrere chamitische Völker schnell und in erster Reihe zu einer hohen Stufe der Macht und des Glanzes. Der Sitz ihrer Kultur war begrenzt im Westen von den Küsten Libyens, im Süden vom Roten Meer und im Norden und Osten von der Bergkette des Amanus. Die übrigen Abkömmlinge Chams verließen das vorstehend umschriebene Gebiet und verbreiteten sich über West- und Südafrika. Die Küsten Arabiens und die asiatischen Ufer des Roten Meeres entlang gezogen, wohnten sie an den Gestaden des Indus und des Ganges, drangen dann vor zu den weiter gelegenen Inseln Australiens und lieferten ihr Kontingent zu den unglücklichen Völkerschaften von Mittel- und Südamerika. Wie es scheint, hat dieser Teil des Chamitenstammes beim Scheiden aus seiner Wiege die Wissenschaften und Künste zurückgelassen, welche die Wirkung des über ihn verhängten Fluches hätten abschwächen können, und nur die Schmach der vollendeten Barbarei mitgenommen, die da nur das Vorpiel bilden sollte zu all' dem Elend und dem Jammer der Knechtschaft.

Aber welchen Stämmen entsprossen die verschiedenen Völker, aus welchen diese beiden Zweige einer und derselben Rasse bestanden?

Cham, so sagt uns die heilige Schrift, hatte vier Söhne: Chus, Mesraim, Phut und Chanaan.

Nach den gelehrtesten Erklärern und den gewiegtesten Kennern der Ethnologie wurde Phut der Urvater der West- und Südafrikaner, d. h. eines jener schon frühzeitig zur Barbarei verurteilten Chamitenvölker.

Den Abkömmlingen Mesraims und Chanaans wurde ein weniger trauriges Geschick zu teil; denn Mesraim gilt als Stammvater der durch das hohe Alter ihrer Bildung berühmten Ägypter, und von Chanaan gingen die Chanaanäer und Phönizier, zwei begabte und betriebsame Völker, aus.

Die Nachkommenschaft des Chus nimmt sehr verschiedene Bildungsstufen ein — von den Äthiopiern, den kunstreichen Schöpfern der prachtvollen Bauten Meroes, bis zu den armseligen Negern Australiens und Neu-Guineas.

Gehen wir nunmehr zu den von den begabteren Zweigen dieser fluchbeladenen Rasse gegründeten Reichen über.

In ein paar Zeilen führt uns die heilige Schrift die Herrscherhoheit der in der Kultur fortgeschrittenen Abkömmlinge Chams in den ersten Zeiten der Geschichte vor Augen: „Chus, so erzählt sie uns, zeugte Nimrod, der da anfing, mächtig zu sein auf Erden und ein großer Jäger vor dem Herrn war. Die Hauptstadt seines Reiches war Babylon, außer den Städten Arach, Achad und Chalanne im Lande Sennaar.“

So verblieb Babylon, von dem alle Völker eine gewisse Kultur erhielten, endgültig der chamitischen Rasse; es wurde die Hauptstadt eines ihrer berühmtesten Reiche und der Brennpunkt ihrer Kultur. Wahrscheinlich schlossen sich unter Nimrod und seinen Nachfolgern alle Asien bewohnenden, von Chus abstammenden Völkerschaften entweder gutwillig oder gezwungen dem babylonischen Reiche an. Denn diese Völker siedelten sich nicht nur in den fruchtbaren Ebenen zwischen Tigris und Euphrat an, sondern sie hatten in den ersten Zeiten ihrer Machtstellung auch ganz Arabien inne, das nächst Chaldäa ihre erste und wichtigste Durchgangsstation war.

Von diesem gewaltigen Gebiete streckten sie zwei große Verzweigungen, die eine nach Westen, die andere nach Osten aus. Die erstere bevölkerte Süd-Indien. Die zweite, Nachkommen des Chus, überschritt das Rote Meer, siedelte sich in Äthiopien an und brachte dort neben dem Ackerbau eine hohe Kultur zum blühen, welche ihre Priester dann ihren Stammesbrüdern in Ägypten übermachten. Letztere vervollkommneten dieselbe und wurden im Altertum berühmt durch ihre wohlgeordnete Gesetzgebung. Die Ostgrenze Ägyptens bildet die Landenge von Suez; alles, was darüber hinaus zwischen dem Mittelmeer, Arabien, dem Euphrat und Syrien lag, wurde von der zahlreichen Nachkommenschaft Chanaans besetzt, die sich in eine Menge von kleinen Völkerschaften zerspaltete, welche, wie alle Chamiten überhaupt, durch angeborenes Talent für Handel und Industrie sich auszeichneten.

Unter ihnen ragten besonders die Phönizier als Typus eines Handel und Schifffahrt treibenden Volkes hervor. Ihre Hauptstädte Tyrus und Sidon wurden die Stapelplätze aller Reichthümer des Orients.

Sie durchzogen Asien mit ihren Karawanen und die entferntesten Meere mit ihren Flotten. Sie bildeten in der That das Verbindungsglied zwischen den verschiedenen Nationen des Altertums, die ihnen ihre ganze materielle und geistige Förderung zu verdanken hatten. Die Küste Afrikas übersäeten sie mit zahlreichen Kolonien. Karthago, die blühendste von allen, verdrängte bald seine Mutterstadt Tyrus und herrschte unbestritten über das Mittelmeer.

Das waren die Reiche, welche der Kultur der Abkömmlinge Chams ihre Entstehung verdankten; aber wir werden sie nacheinander dem Vordringen der Söhne Sem's und Zaphets erliegen sehen. —

Nachdem die Semiten und die Japhetiden auf den Trümmern der hamitischen Herrlichkeit den Bau ihrer Macht aufgeführt hatten, stritten sie sich untereinander um den Vorrang. Die erstaunlichen Vorteile, welche erstere zuweilen über die letzteren davontrugen und ihnen Zuwachs an Macht und Ruhm verschafften, beruhten durchaus nicht etwa auf besonderer Veranlagung, sondern auf ausnahmsweisen Umständen, so z. B. auf dem Fanatismus oder dem übermächtigen Einfluß begabter Männer auf solche Völker, die sich leicht bestimmen ließen, Gesetz, Vermögen und Macht dem Gutdünken eines Einzelnen zu überantworten. Die eigentliche Weltherrschaft verblieb aber endgültig den Söhnen Japhets. Denn zu ihm hatte Noah gesagt: „Gott vervielfältige die Nachkommenschaft Japhets, er wohne unter den Zelten Sems, und Chanaan sei sein Sklave.“

Als die verschiedenen Volksstämme nach dem mißlungenen Turmbau auf den Gefilden von Sennaar sich trennten und zerstreuten, um die Welt zu bevölkern, da trieb es die kühnen und waglustigen Japhetiden zuerst aus den Ebenen Chaldäas hinaus, sie überschritten die Gebirgskette des Amanus und verbreiteten sich über die Hochebene von Armenien und des Kaukasus, von wo aus sie dann weiter vordrangen.

Die Semiten, als vorwiegend sesshafte und auf ruhigen Besitz bedachte Rasse besaßen anfangs durchaus nicht jenen Ruhm, wie die Chamiten, sollten aber diese letzteren eines Tages unterjochen und zum teil in ihr mächtiges Reich aufgehen lassen. Sie zogen sich einstweilen vor denselben zurück, bogen sich aber nicht unter ihre Herrschaft. So ließen sich denn die Söhne Arphazads und Assurs am Fuße der Bergkette des Amanus nieder. Die von Lud abstammenden Völkerschaften ließen zahlreiche Stämme an der Südküste Kleasiens zurück und siedelten sich dann dauernd in jenem Teile Kleasiens an, der später Lydien hieß. Die zahlreichen Abkömmlinge Arams haben sich allem Anscheine nach vom nördlichen Mesopotamien und den ersten Höhenzügen des Libanon bis zu den Grenzen Kappadociens und des Pontus ausgebreitet. Die Abkömmlinge Glams endlich besetzten im Osten von Assur die Gebirge Persiens und die Ebenen von Sotiana.

Die Semiten schlossen also das Gebiet der Chamiten im Halbkreis ein. Ihre untergeordnete Stellung sollte indes nicht lange dauern. Die Assyrer als thatkräftigster und bildungsreichster Volksstamm dieser Rasse errangen sich bald jene gewaltige Macht, die auf ganz Südasien lastete, während die Syrier eine Menge von kleinen blühenden Reichen, wie Damaskus, Saba und Jassur gründeten, sich auf Kosten der Chaldäer immer weiter in Mesopotamien ausbreiteten und die phöniciischen und chanaanäischen Bevölkerungen nach dem Meere und dem Süden zurückdrängten.

Kurz und treffend weiß die heilige Schrift die untergeordnete Stellung der semitischen Rasse gegenüber der hamitischen Macht in der

Arzeit und ihren schnellen Aufschwung zu glanzvoller Herrlichkeit zu bezeichnen. Seinem Bericht über die Gründung des babylonischen Reiches in der Ebene von Sennaar läßt der Geschichtsschreiber die Worte folgen: „Aus diesem Lande ging Assur hervor.“ Dann fügt er hinzu: „Und er erbaute Ninive und die Straßen dieser Stadt und Kale; er erbaute auch die große Stadt Resen zwischen Ninive und Kale.“

Ninive gab das Zeichen zur Errichtung der Semitenherrschaft und zum Niedergange der von Cham abstammenden Völker. Es erhob sich in Ninus eine jener geheimnisvollen Gestalten, welche die Heldentatbahn einer ganzen Rasse in sich verkörpern. Er breitete die Macht der Assyrer von Baktrien bis tief nach Arabien hinein aus.

Während er die Chanaanäer, die Phönizier und die Chaldäer, also die hamitische Bevölkerung des unteren Asiens unterjocht, die Semiten derselben Gebiete um sich schart und die Japhetiden in Iran unterwirft, weichen die gebildetsten Stämme der letzteren vor seinen siegreichen Waffen zurück, dringen unter der Führung ihrer Priester, der Brahminen, in die indische Halbinsel vor, stürzen die eingeborenen Chusiten zum teil in jenen Zustand der Verachtung und Knechtschaft, in welchem noch jetzt ihre Nachkommen, die Parias, schmachten, und zwingen die übrigen zur Flucht in die Gegenden jenseits des Ganges und zwar teils nach China, wo sie von den Chinesen, einer semitischen Nation, unterjocht wurden, teils nach den fernen Inseln Australiens, wo sie schrecklicher Entartung verfielen.

Die Assyrer bemächtigten sich mit Leichtigkeit Babyloniens, zumal unter den Nachwehen der stattgehabten Unruhen; es waren nämlich die Akiten, ein aus Arabien durch die Jostanidischen Semiten vertriebenes chusitisches Volk, dort eingedrungen. Die Flüchtigen hatten sich auch unter der Bezeichnung Hyksos in Nord- und Mittel-Egypten ausgebreitet und die Abkömmlinge Mesraims nach Süden zurückgedrängt.

Im Westen herrschten die Lybier über alle Völker Kleasiens.

So gehörte Gesamt-Asien den Söhnen Sems, und alle Völker senkten unter ihrem oder der Japhetiden Joch. Eine Ausnahme bildeten lediglich die Äthiopier und die Ägypter. Wenn aber die letzteren auch nicht von den Semiten oder Japhetiden überwältigt waren, so blieben sie doch lange Zeit hindurch von Völkern ihrer eigenen Rasse unterdrückt, nämlich von den Hyksos, von deren Eindringen vorhin Rede war.

Wir werden noch sehen, wie sich unter Sesostris die Abkömmlinge Chams gegenseitig bekämpfen und vernichten. Dieser König sollte der Befreier seines Landes werden. Er drängte die Hyksos nach Nord-Afrika zurück, wo sich die Reste dieses Volkes mit den wilden Nachkommen Phuts vermischten und dann die halbbarbarischen Bevölkerungen Numidiens und Mauritaniens bildeten, um dann später als Iberier nach Spanien überzuziedeln. Sodann fiel Sesostris über Asien her.

Aber die Chamiten waren nicht berufen, über die Angehörigen der anderen Rassen zu herrschen, und so waren seine Eroberungen nicht von Dauer. Da er überdies durch seine vielen Siegeszüge die chanaanäischen Völker bedenklich lichtete, so erleichterte er den Hebräern, die dazumal durch Zügung der Vorsehung sich auf der Halbinsel Sinai vor ihm in Sicherheit befanden, die Unterwerfung und Verdrängung desselben.

Acht Jahrhunderte später indes schütteln die iranischen Völker das Joch der Assyrer ab. An ihrer Spitze stehen die Meder, welche ein mächtiges Reich gründen. Trotz ihrer Angriffe und der beständigen Empörungen der phönizischen Städte bleiben die Assyrer noch Herren von ganz Unter-Asien und halten ihre Herrschaft mit Feuer und Schwert aufrecht. Aber Ninive erliegt endlich unter den Schlägen des Meders Chazares. Doch war die Zeit zur Herrschaft der Saphetiden Frans über die südasiatischen Semiten noch nicht gekommen. Die Macht Assyriens geht auf ein semitisches Volk über, das sich seit zwei Jahren in Chaldäa festgesetzt hatte und dessen Ruhm mit Nabuchodonosor, dem Zerstörer von Tyrus und dem Besieger Egyptens, beginnt und schwindet.

Endlich erheben sich die Völker Frans, und an ihrer Spitze zieht Cyrus aus gegen die angesichts der ihrem Volkstum drohenden gemeinsamen Gefahr verbündeten Semiten im Süden und in Kleinasien.

Als Sieger breitet Cyrus seine Herrschaft über ganz Asien aus, sein Sohn Kambyses dehnte sie bis über Egypten aus, wohin sich die Kinder Chams gleichsam wie in ein uneinnehmbares Bollwerk geflüchtet hatten. Wenn nach häufigen Empörungen die Egypter in der Folge es zu einem eigenen König und zu einer bald hingeschwundenen Unabhängigkeit brachten, so verdankten sie solche Erfolge eher griechischer Hilfe, als eigener Anstrengung. Die durch ihre beständigen Kriege mit den ägyptischen und assyrischen Königen gelichteten Phönizier lebten freilich ruhig, aber als Hörige unter der Herrschaft der Perser. Die Siege der Hellenen in den Perserkriegen ruinierten ihre Seemacht, die sie ihren Zwingherren zur Verfügung stellen mußten, und bald verschwanden sie sogar aus der Zahl der unterjochten Völkerschaften. Die Perserkriege stellten die geistige Überlegenheit Europas über Asien fest.

(Schluß folgt.)

Afrikanische Post.

Kasoji, (Uganda), Anfangs August 1892.

Am 20. Mai verkünden alle Tambours von Buddu mit großem Spektakel den Sieg über die Muselmänner, von allen Seiten kommen Boten und berichten uns die Niederlage der Waadi und die nahe bevorstehende Ankunft des siegreichen Christenheeres. Tagtäglich passieren Banden von 50, 100, 200 Mann die Mission. Die einen haben sich Leopardenfelle umgehängt, andere tragen an den Handgelenken und an den Knien lärmende Schellen; alle sehen recht abge-

mattet aus, tragen aber ihr Gewehr noch stolz oder schwingen vor ihren daheim gebliebenen Gefährten ihre Lanzen, die sie natürlich sämtlich in das Blut der Feinde getaucht haben wollen. Alle katholischen Häuptlinge von Buddu rasten einer nach dem andern ein paar Tage zu Kasoji, danken Gott dem Herrn für den Triumph ihrer Waffen und gehen zur hl. Kommunion.

Kaum war der Krieg gegen die Muselmänner zu Ende, so galt es, einen neuen ebenso erbitterten und weit schwierigeren mit den Protestanten wieder zu beginnen. Es schien uns der geeignete Zeitpunkt zu einem energischen Vorstoß für die Ausbreitung des Katholizismus in Buddu und zur Anspornung des Glaubenseifers der katholischen Häuptlinge zu sein.

Bei den ersten Andeutungen, die wir darüber fallen ließen, erklärten die Häuptlinge mit Freude sich bereit, ihre schwarzen Brüder in den Anfangsgründen des Katechismus zu unterweisen. Wir werden nun zu Kasoji bleiben, wo unsere Arbeit von Tag zu Tag wächst, während Buddu nun eine reichliche Anzahl von katholischen Sendboten bekommen wird. Und letztere werden so zahlreich sein wie die Familien, so zahlreich wie die Herzen, die unsern Herrn und Heiland lieben; denn nicht nur allein die Häuptlinge, sondern alle, welche beten, fordert man tagtäglich zur Teilnahme an der Ausbreitung des Glaubens auf.

Der erste ausführbare Vorschlag der Bekehrung des Neger durch den Neger ging von unsern armen Schwarzen selbst aus, und folgende beiden Vorfälle entschieden seine Ausführung.

Am 25. Mai teilte mir nach dem Katechismusunterricht ein junger Schwarzer von 18 bis 20 Jahren, den ich noch nicht gesehen hatte, mit, er sei mfumbiro (Nock) bei Kabonga, einem protestantischen Häuptling in Buddu. „Da hast Du einen recht gefährlichen Posten,“ sagte ich ihm. — „Nun,“ meinte er, „ich habe ihn nur angenommen, um die Protestanten belehren zu können.“ — „Und mit Erfolg? Sieh Dich vor.“ Da funkelten seine schwarzen Augen vor Stolz und Freude, und mit der Hand zeigte er auf eine Anzahl Neger, die nun, als ich meinen Blick auf sie heftete, sich mir zu Füßen warfen und beteuerten, sie seien Katholiken, Galira der mfumbiro habe sie bekehrt und unterwiesen. Es waren ihrer 40, zumeist Sklaven, die sich allabendlich insgeheim versammelten, die Gebete und den Katechismus lernten und den Gott der Katholiken anbeteten.

Ein paar Tage später besuchte uns ein blinder Greis, der früher Schäfer bei dem König Mwanga gewesen war. Eines Tages passierte ihm das Mißgeschick, eine Ziege aus der königlichen Herde zu verlieren. Der König erfährt es und läßt dem Unglücklichen sofort beide Augen austechen. Als er mit seiner schrecklichen Erzählung zu Ende war, tröstete ich ihn mit den Worten: „Du siehst zwar das Licht der Sonne nicht mehr, aber im Himmel, da giebt es eine noch viel schönere Sonne,

und die wirst Du zu sehen bekommen.“ „Aber,“ meinte der Blinde, „um diese schöne Sonne sehen zu können, muß man sich taufen lassen, und deswegen bin ich gerade hierher gekommen. Schon drei Jahre unterrichte ich im Katechismus; wenn Du mir meine Bitte abschlägst, dann werde ich trotz meiner Blindheit bis nach Kibuya gehen. Man hat mir gesagt, daß Du diejenigen gern hast, welche andere beten lehren, und ich habe, damit Du sie siehst, alle hierhin mitgebracht, die von mir beten gelernt haben.“ Es waren nicht weniger als 32. Glücklicher Greis! Diese 32 Seelen werden Dir im Himmel zur Krone der Verherrlichung verhelfen!

Welch' ein Beispiel für uns! Kaum hat eines Tages ein armer Neger den wahren Gott kennen gelernt, so entzündet sich in seinem Herzen die Glut des Eifers und läßt ihn Wunder der Befehung wirken.

Heute vor drei Monaten haben unsere Katecheten ihr Befehungswerk angefangen. Ohne Zweifel haben sie viele Mißerfolge und Täuschungen zu verzeichnen. Mehrere Häuptlinge in Buddu haben unsere Geschenke mit Beleidigungen beantwortet. Unsere Abgesandten wurden aus Karagwe vertrieben und aus Furcht halten sie sich noch an der Grenze von Kiziba auf. In Kofi haben sie nur einige wenige Seelen erobern können und in Wagara, wohin sich mehrere nach ein paar Tagen begeben wollen, werden sie Unannehmlichkeiten genug auszustehen haben. Aber trotz oder vielmehr wegen aller dieser Prüfungen hat der liebe Gott den Eifer und die Ausdauer unserer wackeren Sendboten gesegnet und unsere Gebete über alles Erwarten hinaus erhört.

Von den über das Ländergebiet zerstreuten Katecheten haben 107 uns ihre Berichte eingeschickt. Im ganzen beläuft sich der Erfolg des letzten Vierteljahres auf 1927 Befehungen. Diese 1927 teils vom Protestantismus, teils namentlich vom Heidentum zu uns Übergetretenen haben wir sämtlich hier in Kasozi gesehen, wohin sie ihren Befehern das Geleit gaben. Wie sich die armen guten Neger darüber freuten, wenn der Missionar sie gern hatte und ihnen die so heiß ersehnte Marien-Medaille um den Hals hing, und wie wir selbst uns freuten, das läßt sich schwer schildern.

Da kommt ein schöner, ungefähr zwanzigjähriger junger Mann, der Sohn eines großen Häuptlings. Noch vor einem Monat war er Heide wie sein Vater. Eines Tages hört er das Vaterunser beten. Das Gebet rührt ihn zu Thränen und ohne Verzug bittet er seinen Vater um die Erlaubnis, auch beten zu dürfen. Dieser gerät in Wut und erklärt, er werde ihn an die Muselmänner verkaufen, wenn er sich noch länger unterweisen lasse. Der stolze Jüngling erwidert kein Sterbenswort, aber Nacht für Nacht verläßt er heimlich das Vaterhaus, marschirt auf die Gefahr hin, von einem der Diener seines Vaters entdeckt oder von einem Tiger angefallen zu werden, zwei

Stunden lang durch das Gestrüpp und bringt dann die übrige Nacht mit einem seiner Freunde, einem eifrigen Katholiken, im Gebete zu. Als der alte Häuptling von diesen nächtlichen Ausgängen seines Sohnes hörte, wagte er nicht, gegen ihn aufzutreten und erklärte sich für besiegt. Er steht augenblicklich selbst vor seiner Befehung. — Ein anderes Mal kommt ein Häuptling aus Kitongole mit 90 Männern, die noch vor ein paar Wochen Heiden waren, jetzt aber sich mit Eifer am Katechismusunterricht beteiligen. Dann wieder ein Mohami (Dorfältester), der tagtäglich in die rauchgeschwärzten Hütten der Watopi ging und diesen Verlassenen die Katechismusgebete lehrte. Ihm haben wir nicht weniger als 135 Befehungen zu verdanken! Zahlreiche andere, die nichts weiter als eine alte Matte und ein Apostelherz ihr eigen nennen konnten, gingen von Weiler zu Weiler und unterrichteten bei Tage wie bei Nacht, heute einen Häuptling, morgen einen Sklaven.

Diese Neubefehrten sind uns um so teurer, als sie beim Drohen der Stürme zu uns kamen. Es sind Blüten, mitten im Winter unter den Dornen aufgesproßt. Seit einem Vierteljahre nämlich kommen wir aus Sorgen und Unruhe gar nicht mehr heraus. Gleich nach der Heimkehr von dem Kriegszuge gegen die Waadi, im letzten Mai, begann zwischen Katholiken und Protestanten, die sich nun wieder Auge in Auge gegenüberstanden, abermals der Kampf, den der Krieg gegen die Muselmänner nur 97 Tage unterbrochen hatte. Kaum war Pokino zurückgekommen, als er Kamswaga, den König von Kofi und Bundesgenossen der Katholiken, mit Krieg bedrohte und jedem, der es nur hören wollte, versicherte, er wolle die Besitzungen der Katholiken in Kofi „auffressen“. Nachdem der Ober-Häuptling so mit dem Beispiel der Unduldsamkeit vorgegangen war, glaubten seine Untergebenen, in dem Fach auch etwas leisten zu sollen, und so gingen denn die Quälereien in fast jedem Orte wieder los und wurden ärger und ärger. Tagtäglich bekamen wir neue Klagen und wiederholte Beschwerden seitens unserer Christen zu hören. Heute hat man aus einem lächerlich geringfügigen Grunde protestantischerseits einen Mohami ergriffen und mit 200 Stockschlägen mißhandelt. Jetzt liegt er fast sterbend auf seiner Matte und läßt uns um Trost für Leib und Seele bitten. Morgen ist es ein anderer Unglücklicher, dessen Niederlassung man geplündert und dem man seine Sklaven fortgeschleppt hat. Diesem hat man seine Frau, jenem sein Kind geraubt. Der offene Kampf wurde unvermeidlich; am 26. Juni brach er aus. Als ein protestantischer Mohami in Kilembeko seinem katholischen Häuptling Katabalwa die Tributzahlung verweigert hatte, da erklärte der letztere, das Haupt der katholischen Partei in Buddu, er werde, wenn ihm sein Recht verweigert würde, sich dasselbe mit den Waffen in der Hand verschaffen. Pokino kümmerte sich um diese Drohung nicht, und so wurde seine Weigerung das Signal zum Kriege. Auf allen Hügeln, unten in allen Thälern wird die Kriegstrommel gerührt, wird durch Hornstöße

zu den Waffen gerufen. Von allen Seiten eilen die mit Gewehren und Lanzen Bewaffneten unter lautem Kriegsgeschrei und Taburingeschmetter herbei. Die beiden Vereinigungspunkte für die katholischen Truppen sind Bulaula, wo das Oberhaupt der katholischen Partei wohnt, und Kasozi, die Residenz der Missionare. Hier ist die zusammengeeilte Menge ganz beträchtlich.

Heute Nacht hat der protestantische Prediger Buddu verlassen, um sich nach Kibu in Uganda in Sicherheit zu bringen. Auch uns ersuchen die Häuptlinge, zeitweilig die Mission zu verlassen, bis sich das Gewitter verzogen habe. Anfangs wiesen wir den Vorschlag mit Entrüstung zurück, leider aber muß das katholische Heer sich bei Bulaula aufstellen, und da bliebe Kasozi ohne Schutz. Erst am Abend entschließen wir uns trauererfüllten Herzens, die Mission der Plünderung preiszugeben. Wir müssen fliehen! Aber wohin? Zur Zeit des Krieges gegen die Baadi vor einem Monate hatte uns der hochwürdigste Bischof Hirth geschrieben: „Wenn Sie in Folge einer Niederlage der Christen die Mission verlassen müssen, so fliehen Sie nach Kiziba oder nach Kofi.“ — Aber sowohl Kiziba wie Kofi sind vier Tagereisen von hier entfernt, und zudem kann P. Gacon, der vom Fieber kaum zu genesen anfängt, die Mühen einer langen und eiligen Reise nicht aushalten. Man wird dahin schlüssig, daß P. Gacon mit dem Gepäck nach Sese gehen, ich aber mit Fr. Viktor morgen nach Bulaula abziehen soll. Dort werde ich dem katholischen Heer Mut einsprechen, Beichte hören und dann mit meinem Gefährten bis nach Kofi weiter reisen. In jenem schönen Lande hat das Christentum bereits Wurzel gefaßt und so können wir die hoffentlich nur kurzen Tage unserer Verbannung bestens anwenden. P. Gacon wird das Evangelium in Sese verkünden, und ich will die neubefehrten Christen im Glauben festigen, zumal unser ehrwürdiger Oberhirt dort eine Mission errichten will.

Wir schnüren also unsere geringe Habe in zwei Tragkisten. Mit Anbruch der Nacht ist alles fertig, aber die Träger sind nicht aufzufinden, und P. Gacon kann nicht fortreisen. Während draußen alles nur von Kampf und Tod redete und man drinnen im Haus nur das Einschlagen der Nägel in die Kisten hörte, ging auf meinem Zimmer eine Szene von erhebender Ruhe vor sich. 32 Katechumenen lagen auf ihren Knien und beschworen mich, sie doch nicht als Heiden sterben zu lassen, sondern ihnen endlich die so heißersehnte Taufe zu spenden!... Die jüngst Bekommenen hatten wenigstens ein Vierteljahr hindurch Unterricht bekommen, alle wußten ihren Katechismus vollkommen, und vielleicht, dachte ich bei mir, stehen sie am Vorabend des Martertodes. Das brachte mich zum Entschluß: „Morgen, ganz in der Frühe, sollt ihr die heilige Taufe empfangen.“ — Ein unwillkürlicher, einstimmiger Freudeschrei folgte meinen Worten. Die glücklichen Ausgewählten! Sie sprachen nur mehr von ihrem morgigen Glück, und um ja rechtzeitig da zu sein, stellten sie ihre Lanzen vor die Thür der Kapelle und

lagerten sich auf der Schwelle rings um dieselbe herum zum Schlafen. So hielten sie ihre Waffenwacht.

Die ganze Nacht hindurch hört man das Wirbeln der Trommeln; von Stunde zu Stunde kommen Boten mit sich einander widersprechenden Nachrichten. Mit Tagesanbruch empfangen unsere 32 Katechumenen die hl. Taufe und darauf mit engelgleicher Inbrunst die hl. Kommunion. Ihrer Freude kam nur die unserige gleich.

Bei Beendigung der Feierlichkeit war der weite Hof der Mission ganz voll von Bewaffneten und man teilt uns mit, daß Potino mit dem vereinigten Gesandtheere der Protestanten den Angriff der Katholiken in seiner Hauptstadt abwartete. — Seit drei Monaten redet der Glende von nichts als Kampf und Schlacht und jetzt, wo seine Brandschakungen und Drohungen den Katholiken die Waffen in die Hände gedrückt haben, spielt er sich als Verfolgten auf und möchte gar als Opfer gelten! — Beide Parteien beobachteten einander zwei Tage lang und gingen dann auseinander, da keiner mit dem Angriff beginnen wollte.

P. Achte.

Notre-Dame de Bon-Secours (Uganda), 16. Aug. 1891.

Unser neuer Posten wäre also die Insel Sese. Gott ist wunderbar in seinen Rathschlägen! Die Vorsehung hat uns zu dem guten Basefvolke gesandt. Ich habe die Insel durchstreift und wurde überrascht von der guten Gesinnung der Leute. Zu Gott und seiner heiligen Mutter, unter deren Schutz wir unsere Insel gestellt haben, hoffe ich vertrauensvoll, daß die junge Welt der Gegend sich prächtig machen wird. In Buganda, wo ich die Rückkehr des mit P. Marcou zu einem Besuche bei P. Streicher in Buddu verreisten hochwürdigsten Herrn Bischof Hirth abwartete, wendet man sich wieder zahlreich dem Glauben zu. Urteilen Sie selbst. Dieser Tage waren im Hofe unserer Niederlassung nicht weniger als sieben Abteilungen von Leuten versammelt, welche die Anfangsgründe des Katechismus lernten. Der Sohn des Häuptlings Sekalala beteiligt sich mit begeistertem Eifer am Katechismusunterricht. Ich lasse ihn täglich von einem unserer Begleiter in meinem Zimmer unterrichten. Ich habe Sekibo, einen jungen Häuptling der Umgegend, besucht. Er hat mit mehreren seiner Leute angefangen zu beten und kennt schon seine Gebete. Leider sind die sehr zahlreichen älteren Leute gegen die Gnade verstockt, und das ist schlimm genug. Unter dem hilfreichen Beistande Unserer Lieben Frau wird es uns hoffentlich gelingen, in angestrengter Arbeit die ganze Jugend zu gewinnen und dabei doch die Älteren nicht außer acht zu lassen. Auf Hindernisse und Schwierigkeiten müssen wir uns freilich gefaßt machen. Zudem werden wir uns mitten auf der Insel niederlassen, da der hochwürdigste Herr will, daß wir dort drei große Häuser bauen lassen.

Die Insel Sese hat die Gestalt eines eingebogenen Dreiecks. Auf der Uganda zugewendeten Dreiecksseite beträgt ihre größte Länge

acht und ihre größte Breite anderthalb Meilen. Sie ist dort sehr bevölkert. Die andere Seite ist wohl ebenso lang und breit, aber viel weniger bevölkert.

Das wäre die Insel Unserer Lieben Frau von der guten Hilfe! Möchte doch die unbesiegt empfangene Jungfrau bald von den Einwohnern als Königin und Herrin anerkannt werden! . . .

P. Achte.

Sansibar, 22. März 1892.

In meinem letzten Briefe sprach ich von der Reise des hochwürdigsten Herrn Bischofs de Courmont nach dem Innern. Sie war vom Segen Gottes begleitet. Ihr geistlicher Erfolg beziffert sich für Tumunguo auf 42 Taufen und 62 Firmungen, für Mrogoro auf 16 Taufen und 70 Firmungen, für Selonga auf 102 Taufen und 105 Firmungen, für Mondara auf 24 Taufen und 21 Firmungen und für Mhonda auf 21 Taufen und 128 Firmungen.

Schon wiederholt teilte ich Ihnen mit, daß ein außerordentlicher Umschwung zu Gunsten unserer hl. Religion sich im Innern vollzieht und zwar infolge des energischen Auftretens des Majors Wischmann, der den Einfluß der Muselmänner zu brechen verstand. Überall, wo man den Einfluß der Muhamedaner unter irgend einem Vorwande bestehen läßt, ist er für unsere Sache und folglich für die Sache der Europäer und der Zivilisation äußerst verderblich. Wenn der Schwarze sich vor den Klauen der Muselmänner sicher weiß, so giebt er sich selbstverständlich den Weißen hin. Es ist dies übrigens auch die Ansicht des Freiherrn von Soden, dessen Lehrmeisterin die Erfahrung war, und er vermeidet so viel wie möglich das Eingehen von Verbindlichkeiten gegenüber den Arabern.

Die Angelegenheit der Wahehe scheint, Gott sei Dank, sich zum Guten wenden zu wollen. Einen Augenblick fürchteten wir wirklich allen Ernstes, es möchte alles an dem Einfluß der Muhamedaner scheitern. Aus einem Briefe von 22. Februar d. J. erfahre ich folgendes:

„Gestern führte Se. bischöfl. Gnaden den Vorsitz in einer Versammlung von sechs Abgesandten des Mkini wa Njika (d. i. des Großen der Wüste, so heißt nämlich der Sultan der Wahehe) und ihres ganzen Gefolges, das aus fünf ihrer Weiber und ungefähr 20 ihrer Leute bestand. Die Sache ging sehr feierlich vor sich. Man hat die Gesellschaft zwei Tagereisen weit durch den P. Toussaint holen lassen müssen. Sie wagten nämlich nicht ihr Land allein zu verlassen und zu uns zu kommen. Sie versicherten uns, daß sie sofort die Pulverwagen und die Patronenkasten haben in die Luft fliegen lassen, wobei noch einer der ihrigen verwundet worden sei; daß die Kanonen und Gewehre zerbrochen oder unbrauchbar gemacht und dann zu Hacken verwendet wurden; daß die Hyänen überallhin die Gebeine der deutschen Soldaten

und Offiziere, wie auch der am 18. August v. J. im Kampfe getöteten ihrigen verschleppt haben; daß ferner ihr Sultan sich niemals angeboten habe, die Waffen, Schießvorräte und Gebeine, was ja auch längst zu den Unmöglichkeiten gehöre, wieder herzuschaffen, und daß derjenige von ihnen, der ihm fälschlich diese Absicht zugeschrieben habe, wegen seiner lügenhaften Behauptungen mit dem Tode bestraft worden sei; daß endlich der Wunsch des großen Häuptlings stets gewesen sei, mit den Deutschen in Frieden zu leben, und daß wegen des Kriegszuges nach Kilasa auf den Karawanenwegen und in Mjombo die Anführer bei den betreffenden Unternehmungen nicht allein vom Sultan Lügen gestraft, sondern sogar hingerichtet worden seien.

Als Beweismittel für die wirklich erfolgte Vernichtung der Waffen und Schießvorräte hatten sie eine Kanonenlafette, einen Teil aus dem Mechanismus eines Maximengewehres und einen eingeschlagenen, blechernen Patronenkasten mitgebracht.

Der Bischof antwortete, daß er die Umänderung der Kanonen und Gewehre in Hacken bezweifeln müsse und daß sich, da kein Unterpfand ihrer Zuverlässigkeit und friedlichen Gesinnung vorliege, vorläufig nichts thun lasse. Da wir indes als Missionare den Born der Deutschen von ihrem Lande abwenden möchten, so bliebe ihnen nur ein Ausweg übrig: nämlich zu ihrem Sultan zurückzukehren und denselben zu vermögen, unter unserem Schutze eine mit Vollmacht zum Vertragsabschluß ausgerüstete Gesandtschaft zum deutschen Gouverneur zu schicken. Diefelbe müsse mit den nötigen Beweisen für die Umwandlung der Gewehre und Kanonen in Hacken versehen sein, sich der großen Häuptling der Deutschen (Freiherrn von Soden) mit entsprechenden Geschenken vorstellen und die von ihm vorgeschlagenen Friedensbedingungen: Tributzahlung, Geiselnstellung, Zulassung der Europäer und namentlich der Missionen, annehmen.

Der Sultan schickte dem hochw. Herrn Bischof ein Paar kleine Elefantenzähne, und zwar den einen zur Beglaubigung der durch seine Gesandten überbrachten Botschaft, während der andere als Siegel oder Unterschrift gelten sollte. Natürlich mußte der Bischof allen Leuten Geschenke machen und noch eines für den Sultan selbst bereit stellen, obendrein jagten die Gesandten, wir müßten unbedingt zum Mkini von Njika einen Überbringer der Worte des hochw. Herrn Bischofs mit ihnen gehen lassen; derselbe habe dann ihre Aussagen zu überwachen und die bischöflichen Erklärungen in authentischer Form zu übermitteln. So wird denn einer von unseren Christen mitgehen; aber er kann nicht allein gehen und braucht zwei Mann Begleitung. Das sind wieder Auslagen, die ein ordentliches Loch in unsere Kasse machen. Aber der liebe Gott ist ja reich.

Die Leute sagen, sie können, wenn sie zum Sultan gehen und seine Befehle entgegennehmen sollen, erst nach einem Monat wieder zurück sein. Vom 29. Februar, dem Tag ihrer Abreise ab, werden

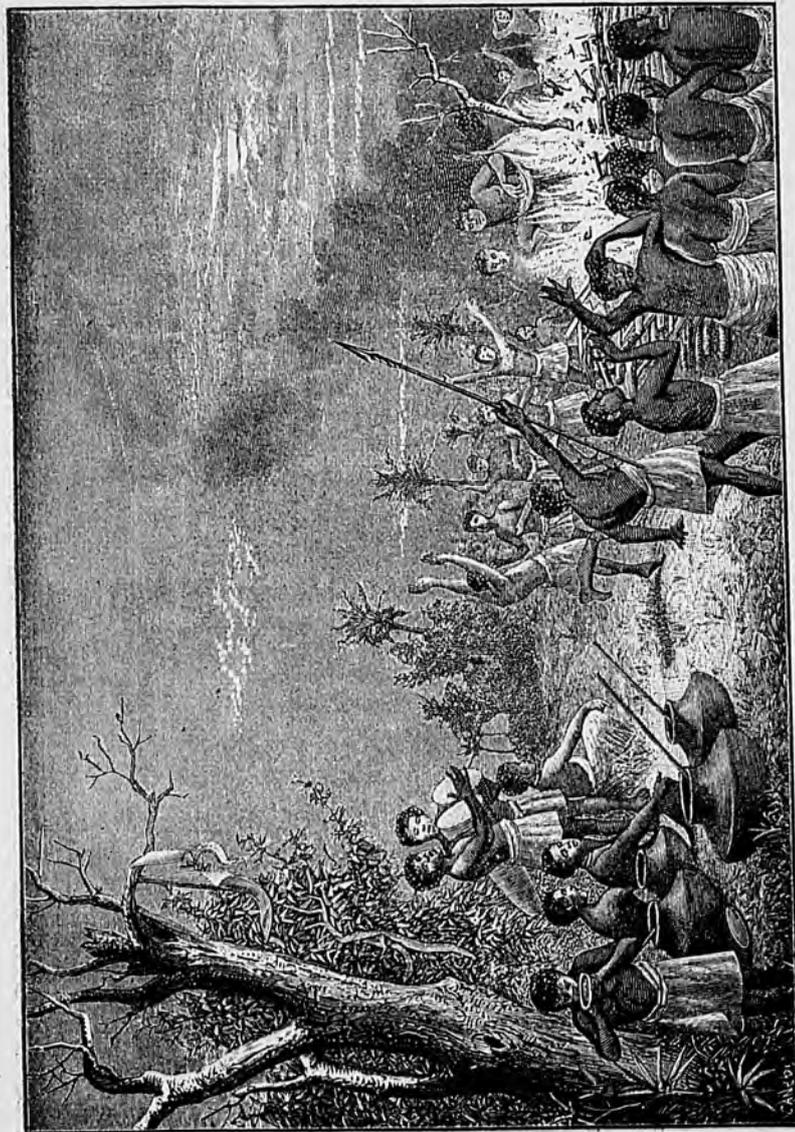
wir uns also bis zu ihrer Ankunft an der Küste immerhin 5 bis 6 Wochen gedulden müssen. Unter den 6 Bevollmächtigten des Sultans befindet sich Kipalamoto, der sein Bruder sein soll, jedenfalls aber sein Vertrauensmann und Minister des Auswärtigen für den ganzen Grenzbezirk seiner Staaten ist. Er ist Oberhäuptling von Maroro, zwei Tagereisen südwestlich von Pala-Manga."

Da stände also der Friedensschluß mit den Wahehe in bester Aussicht, und ohne Zweifel wird Freiherr von Soden sich dafür lieber entschließen, als für den an Geld und Menschenleben immerhin kostspieligen und am Ende erfolgunsicheren Krieg. Wenn nur die Muselmänner nicht den Sultan wieder auf feindselige Gedanken bringen! Der Ausgang eines wohlvorbereiteten Kriegszuges der Deutschen in das Land könnte kaum zweifelhaft sein. Beim Vorrücken der Deutschen würden die Einwohner sich auf und davon machen. Die Deutschen würden ein Dorf nach dem anderen niederbrennen und sich schließlich zurückziehen, ohne daß es zum Kampfe gekommen wäre. Die Wahehe würden zurückkehren, ihre verbrannten Hütten wieder aufbauen, aber mehr als je die geschworenen Feinde der Europäer und insbesondere der Deutschen sein. Ein friedliches Vorgehen wäre also am vorteilhaftesten.

Laut der „Gazette for Zanzibar and East-Africa“ ist Dr. Peters am 2. Februar in Wanga angekommen, wo er seine Karawane wieder vollständig ausrüsten mußte. Konsul Smith erwartete ihn dort und augenblicklich befinden sich beide ungefähr 10 Meilen weiter im Inneren zur Vornahme der Grenzregulierungsarbeiten.

Nach der Aussage des hochw. Herrn Coulbois, apostolischen Präfekten des oberen Kongo, kommen tagtäglich in der Richtung nach dem Tanganjikasee Greuelthaten vor. Jeden Augenblick bekommen die Väter von Algerien zu hören, daß in ihrer Nähe Dörfer verbrannt und die Einwohner in Gefangenschaft geschleppt worden sind. Die Sklaven bleiben dann etliche Zeit in Tabora, wo man ihnen oberflächlich die Manieren der Gegend beibringt, sie beschneidet und ein bißchen Suahili lernen läßt. Dann kommen sie als angeblich langjährige Hausklaven an die Küste auf die Landgüter der Araber. Von Zeit zu Zeit läßt man sie von der Küste nach Sansibar kommen, entweder am hellen Tage als Hausklaven oder insgeheim zur Nachtzeit. Und so dauert denn der Sklavenhandel mit allen Scheußlichkeiten fort. Noch gestern kamen zwei Männer aus Ukami, jeder mit seinem Weib und einem Kind, auf die Mission und flehten um Aufnahme. Sie erzählten mir, daß bei der Landung die Muselmänner sich ihrer Frauen und Kinder bemächtigen wollten, um sie getrennt zu verkaufen, daß sie alsdann aber das Messer zu ihrer Verteidigung zogen, worauf die Muselmänner Angst bekommen und sie gehen ließen.

In Europa kann man nicht oft genug wiederholen, daß der Erz-übelthäter beim Sklavenhandel der Muselman ist. Was man nur dem Muselman zu gefallen thut, das fördert den Sklavenhandel. Niemals



Lebendig verbrannt. Gezeichnet von P. de Royx. (S. S. 286.)

wird es der Muselmann hier zu Lande ohne Sklaven aushalten, niemals! Der schwarze Muselmann ist gerade so sklavengierig, wie der Araber selbst, und auch er wird es niemals ohne Sklaven thun. Der nicht zum Islam übergetretene, aber zu den Arabern in Beziehung stehende Schwarze wird selbstverständlich das Beispiel der letzteren, die in seinen Augen als Zivilisierte gelten, nachahmen. Es thut also Noth, den von Natur gutmüthigen Schwarzen, und zwar schnell, dem Einflusse der Muselmänner zu entziehen, und für diesen Zweck sind die Missionen das erfolgreichste, um nicht zu sagen einzige wirksame Mittel. Eine Kriegstruppe zieht vorüber, verwüstet und verbrennt die Dörfer, und stachelt infolge dessen den Haß auf. Ist damit die Sklaverei abgeschafft? Werden die eingeborenen Häuptlinge sich etwa nicht mehr gegenseitig bekriegen? Werden sie etwa keine Sklavenkäufer mehr finden? Und da sucht man in Europa den Nachwuchs für die Missionare zu hindern; da sind unter dem Vorwande der Staatsgefährlichkeit Missionsgesellschaften aus gewissen Ländern verbannt! Seit 6 oder 7 Jahren hat man freilich anerkannt, daß die Missionare nicht staatsgefährlich sind, daß man sich darin geirrt hat, daß dieselben sich nicht mit Politik befassen, ihrem Vaterlande im Gegentheile sehr zugethan sind und das durch vielfache Beweise erhärtet haben — und immer noch verschließt man ihnen die Thür! Zur Abschaffung der Sklaverei veranstaltet man Lotterien, welche Millionen einbringen sollen. Die Regierung genehmigt diese Lotterien, begünstigt die Antisklaverei-Vereine, und gleichzeitig nimmt man den Missionaren die Freiheit, für Nachwuchs zu sorgen! Das sind herzerreißende Dinge für denjenigen, der das Uebel in nächster Nähe mit eigenen Augen ansehen muß. Ich glaube, wenn ich nur fünf Minuten lang zu Sr. Majestät oder dem Bundesrat sprechen könnte, ich würde beide von der Nothwendigkeit, den Nachwuchs der Missionare zu begünstigen und zu befördern, überzeugen. Es ist wirklich grausam, uns Hindernisse in den Weg zu legen. Wenn es in der Gegend, wo laut der Behauptung Emin Paschas die 1200 Sklaven gefangen wurden, oder auf ihrem Wege Missionen gegeben hätte, so wären die 1200 armen Schwarzen wohl nicht in die Sklaverei geschleppt worden. Oder wenn die Missionen dazu auch nicht die erforderliche Macht besessen hätten, — würden sie bei unbehindertem Zuzug von Novizen nicht wenigstens die 51 Toten am Leben erhalten haben? Gewiß hätten sie das gethan, wie sie es ja so oft auf dem Wege von Bagamoyo nach Tabora thun. Und gegen wen werden diese Toten und Sterbenden um Rache zum Himmel schreien? Können diejenigen, welche unter nichtigen Vorwänden den Nachwuchs der Missionare verhindern, angeichts des Allerhöchsten sagen: „Ich bin unschuldig an dem Tode und dem ewigen Verderben jener Millionen Unglücklicher, die in Afrika in der Sklaverei sterben?“ Wer möchte angeichts eines so unermesslichen Unglückes dem Missionar, der jenen Unglücklichen zu Hülfe eilen will, absichtlich auch nur ein Steinchen

in den Weg legen? Und da legt man ihnen nicht bloß Steinchen in den Weg, sondern arbeitet geradezu ihrem erhabenen Berufe entgegen! Infolge des Mangels an Personal können sich natürlich die Missionen nicht dem Bedürfnisse entsprechend vermehren.

Aber da habe ich mich beim Anblicke des Glendes der armen Schwarzen zu einer Entrüstung fortreißen lassen, die ich nicht zurückhalten konnte, sondern lieber aller Welt zu Bewußtsein bringen möchte. — Unsere „Gazette“ sagt in ihrer Nummer vom 9. März: „Die Expedition des österreichischen Afrikaforschers Dr. Baumann hat Tanga am 17. Januar verlassen und sich in das Innere begeben. Er ist der einzige Europäer unter 50 Soldaten und 200 Trägern. Er zieht zum Kilima-Ndscharo, und dann zu den Massai und nach dem Viktoriasee. Seine Forschungsreise wird ungefähr 1½ Jahre dauern.“

Dieselbe Zeitungsnummer bespricht das Projekt der Errichtung einer Kolonie von Kommunisten am Berge Kenia. Den Plan zu dieser Kolonie verdankt man dem Dr. Herzka, der vor ein paar Jahren ein einschlägiges Buch herausgab unter dem Titel: „Frei Land.“ Das wäre auch so ein Beitrag zur Lösung der sozialen Frage, der wahrscheinlich aber keine wunderlichen Früchte tragen wird.

Es muß da drüben im englischen Küstenland bei Lamu etwas los sein. Dort treiben die früheren Anhänger Fumo Bofaris ihr Unwesen; aber wahrscheinlich wird es nicht viel absetzen. Die Nummer vom 16. enthält folgende Mitteilung: „Auf Ansuchen und mit Gutheißung des diplomatischen Vertreters Ihrer Großbritanischen Majestät, des Generalkonsuls in Sansibar, ist entschieden worden, daß vom 13. März ab die Regierung des Sultans von Sansibar keinerlei Abgabe mehr von den zu Sansibar oder auf dem afrikanischen Festland errichteten Missionen für die statistischen Einfuhr- und Ausfuhr-Erklärungen erheben darf.“

Der hochwürdigste Herr Bischof de Courmont ist heute, den 26. März, morgens um 5½ Uhr, von seiner langen Reise wieder eingetroffen. Sie dauerte 2½ Monat und brachte Entbehrungen aller Art mit sich. Auf der Strecke von Bagamoyo nach Lafonga herrscht im Innern augenblicklich Hungersnot. Der Herr Bischof hat oft 2 bis 3 Stunden durch das Wasser waten müssen, befindet sich aber, Gott sei Dank, ganz wohl.

P. Aker.

P. S. Das Harmonium bewährt sich bis heute sehr gut und ist die Freude unserer Christen.

Anmerkung der Redaktion. Wir haben den Herzenserguß unseres verehrten Herrn Korrespondenten nicht streichen wollen, in der Hoffnung, daß seine loyale Denkungsart zu bekannt ist, als daß man in gewissen Kreisen ihm seine Worte übel nehmen könnte. P. Aker ist ein sehr großer Freund der deutschen Regierung. Aber auch wir fühlen es mit ihm sehr bitter, daß unsere Regierung den Missionaren nicht gestattet, Niederlassungen in Deutschland zu gründen.

Auch wir hoffen, daß unsere gerechten Wünsche in Berlin bald ein geneigtes Ohr finden werden. Eben so dringend, ja noch viel dringender möchten wir wünschen, daß sich im katholischen Volke selbst niemand mehr finden möchte, welcher jenen Bestrebungen hindernd in den Weg trete, welche ganz und gar die Unterstützung der Missionare zum Zweck haben. Wer, wie wir, seit vier Jahren in der Bresche steht, kann über diesen Punkt ein langes Kapitel schreiben.

Schlimme Nachrichten.

Nach den letzten Nachrichten aus Uganda, die aus englischer Quelle stammen, ist es zu einer wirklichen Revolution gekommen. Der Hauptführer der Protestanten, wahrscheinlich der erste Minister des Königs, ist zur Strafe für seine Verrätereie hingerichtet worden. Dann aber haben die Protestanten die Oberhand bekommen, die katholischen Missionen, oder doch einige davon, zerstört und mehrere Patres gefangen genommen. Der König selbst wurde verjagt. Bischof Hirth war über den See nach der deutschen Station Bukoba geflüchtet. Ausführliche Berichte müssen wir abwarten. Bis jetzt ist keine zuverlässige Nachricht da. Sicher ist, daß die englischen Missionare wieder einmal jene Politik und „Toleranz“ getrieben haben, für welche sie so bekannt sind, und Kapitän Lugard scheint eine schmachvolle Rolle gespielt zu haben.

Gerade vor Schluß der Redaktion beehrt uns M^{sg}r. Livinhac, General der Weißen Väter und früherer apost. Vikar von Uganda, mit folgendem Schreiben:

„Maison-Carrée (Algier), 20. April 1892.

Wir erhalten soeben die schreckliche Nachricht von der Niedermezelung einer großen Zahl unserer Katholiken in Uganda. Das Telegramm nennt nicht die Urheber, aber man kann als gewiß annehmen, daß es entweder die Protestanten oder die Muselmänner oder beide zusammen waren.

Diese Nachricht überrascht uns nicht, wir erwarteten sie von einem Tage zum anderen. Die durch die Verteilung der Staatsämter unter beide Konfessionen geschaffene Lage, die Unbuddsamkeit der Protestanten, welche entgegen den Verträgen keine Religionsfreiheit in ihren Bezirken zugeben wollten und die kleinen katholischen Häuptlinge mit stets zunehmender Brutalität vertrieben, die Schwäche und die Parteilichkeit der Vertreter der englischen Gesellschaft, welche den verfolgten Katholiken nicht gerecht wurde — das alles ließ uns ein solches Ende vorhersehen. Von wo und wie ist der Funke ausgegangen, welcher den neuen Brand entzündete? Das werden uns wohl die Briefe melden, welche die Neuigkeit nach Sansibar gebracht haben, und die im Mai hier eintreffen werden.

Wie groß aber auch das Unheil sein mag, wir vertrauen fest auf die göttliche Vorsehung. Sie wird diese neue Verfolgung wie alle früheren zur größeren Ehre Gottes wenden.“

(Hoffen wir dasselbe und beten wir, daß Gott aus dem Blute der jüngsten Märtyrer von Uganda Scharen neuer Katholiken erstehen lasse. Die Red.)

Über die Mission am Ober-Zambesi.

Das große Interesse, welches die deutschen Katholiken bei der Gründung der Zambesi-Mission in den Jahren 1879 und 1880 bezeigten, sowie die großmütige Unterstützung, welche den Missionären mitten im Kulturkampfe zu teil wurde, veranlaßt den Unterzeichneten jetzt, wo sich gerade wiederum eine Anzahl deutscher Jesuiten anschicken, in dieselbe Mission zu reisen, den Freunden derselben einige Mitteilungen zu machen über den gegenwärtigen Stand und die Aussichten dieser so opferreichen Mission.

Seit 1879, wo auf dringenden Wunsch des hl. Vaters und von seinem Segen begleitet die ersten Missionäre der Gesellschaft Jesu, darunter unsere Landsleute, die unvergeßlichen PP. Terörde und Fuchs und Br. Nigg unter P. Depelchins Führung in das Innere Süd-Afrikas vordrangen, um am Ober-Zambesi das Evangelium zu predigen, — bis jetzt war die Arbeit der Missionäre ein ununterbrochenes Opferleben. Die noch wenig bekannten Verhältnisse des Landes, die beschwerlichen weiten Reisen, die Schwierigkeiten von seiten der Eingeborenen und protestantischer Sendboten, haben eine große Reihe von Opfern an Leuten, an Geld und an Geduld gekostet.

Jetzt scheint der Mission mit der Veränderung der Verhältnisse eine neue Hoffnung aufzuleuchten. Durch die Bildung der Britisch-Südafrikanischen Gesellschaft im Betschuana- und Matabelelande und die Ausdehnung des engl. Interessengebietes nördlich vom Zambesi bis zu den Seen erstreckt sich der Einfluß Englands über das ganze Gebiet der Mission vom oberen Zambesi. (Die Missionen am unteren Zambesi, in welcher P. Zimmermann thätig ist, liegt im portugiesischen Gebiete und gehört zur portugiesischen Provinz der Gesellschaft Jesu, während die Mission am oberen Zambesi direkt unter dem Pater General als apostol. Präfecten steht, der aber durch den Obern der Mission vertreten wird.)

Sobald die Britisch-Südafrikanische Gesellschaft durch königlichen Freibrief zur Kolonisation des Matabelelandes und des dazu gehörigen Matschonalandes ermächtigt war, wurde vom November 1889—1890 die Eisenbahn, die inzwischen schon Kimberly erreichte, bis Bryburg im Betschuanalande (27° südl. Breite) vollendet und soll bis ins Matabeleland weitergeführt werden; gleichzeitig wurde unter großen Kosten eine Fahrstraße gebaut ins Matschonaland hinein bis zum

Mount Hampdon, an dessen Fuß Fort Salisbury liegt, der Sitz der Verwaltung. Drei weitere Forts, Tuli, Charter und Vittoria, schützen diese Straße. Durch diese Unternehmungen gestalten sich natürlich die Verhältnisse der Mission anders.

Nachdem die Missionäre in Salisbury ein Hospital für die Soldaten gegründet hatten, welches von fünf Dominikanerschwestern geleitet wird, übergab ihnen die Verwaltung ein circa 16 engl. Quadratmeilen (gegen 16—17000 Morgen) großes Stück Land von guter Lage, 13 engl. Meilen von Fort Salisbury entfernt, zur Gründung von Waisenanstalten und Asyle.

P. Hartmann, der, wie P. Prestage, die englischen Pioniere begleitete, begab sich vorläufig an Ort und Stelle, erwartet aber bald Hilfe aus Europa, um auf diesem Gebiete eine neue Station zu gründen, welche dem göttlichen Herzen geweiht sein wird. Inzwischen bereiste er das Land. P. Daignault, der bisherige Obere der Mission, wurde von seinem Nachfolger P. H. Kerr S. J. nach Europa geschickt, um die gewünschte Hilfe zu erbitten. Bereits haben 2 Patres und 4 Laienbrüder aus der deutschen Provinz die erbetene Erlaubnis dazu erhalten. Andere werden hoffentlich später folgen.

So ist zu hoffen, daß mit diesem neuen Zuwachs die Mission unter den jetzigen günstigen Umständen Aussicht auf Erfolg hat. Jetzt sind an Ort und Stelle Missionäre, die Land und Leute besser kennen. Die Gegenden und Jahreszeiten, wo das Fieber schlimmer auftritt, sind mehr bekannt und ist daher Krankheitsfällen leichter vorzubeugen. Die Hindernisse von seiten des Matabelen-Herrschers Lo Bengula, der zwar im ganzen den Missionären freundlich war, jedoch aus allerlei Gründen die Erteilung des Unterrichts hinderte, fallen auch zum Teil weg infolge seiner jetzigen politischen Stellung, namentlich wird er es nicht mehr hindern können, daß die von ihm unterjochten Matschona, welche am meisten Hoffnung bieten, jetzt unterrichtet werden. In der That hat P. Hartmann schon mit einem der einflußreichern Hauptlinge derselben Freundschaft geschlossen und ist eingeladen, die Missionsthätigkeit zu eröffnen.

Obwohl nun die Reise ins Innere jetzt bedeutend erleichtert ist, indem man bereits einen Teil des Weges mit der Eisenbahn zurücklegen kann, zu welchem die erste Missionsexpedition, nach der Mitteilung des seligen P. Terörde, fast 2 Monate brauchte, so bleibt doch noch eine Strecke von 8—900 engl. Meilen mit dem Ochsenwagen zurückzulegen, wodurch große Kosten entstehen. — Auch dies wird besser werden, wenn einmal die projektierte Bahn von der Masangani-Bai an der Ostküste nördlich von Sofala nach dem Manikaland einen sichern und kürzern Weg ins Innere bietet.

Für jetzt bleibt der Weg vom Kapland hinauf in das Innere der vorteilhafteste, weil er nur durch engl. Gebiet führt und die Poststraße ins Matschonaland ist. Doch wird die weite Reise die Missionäre

nicht zurückschrecken, nur hoffen dieselben auch auf die schon oft bewährte großmütige Unterstützung seitens der deutschen Katholiken, welche P. Terörde nicht genug rühmen konnte. Mögen diese Zeilen daher als Einladung und Bitte angesehen werden, auch etwas zum Gelingen dieser guten Sache beizutragen, sei es durch Geld oder andere nützliche Gaben, vor allem aber durch Gebet.

Im Namen der übrigen Missionäre:

J. J. Richard S. J., J. B. Graeten v. Baeyem, Holland.

Neue Gründungen des Kardinals Lavigerie.

Aus Saint-Charles schreibt eine Missionschwester:
Ihre Leser interessieren sich ohne Zweifel für unsere letzten jährigen Erfolge und für die neuen Unternehmungen unserer Mission.

Schon anfangs 1891 waren drei neue Posten gegründet worden, und zwar einer zu Porto-Farina in Tunis und zwei in der Umgegend von Algier; doch will ich bloß von den neuesten interessanteren Gründungen sprechen.

Letzten September schifften sich vier unserer Schwestern nach Goletta ein und fuhren von da die ganze Ostküste von Tunis entlang nach der Insel Djerbah, welche mit ihren Sandflächen, ihren Palmbäumen und ihrem heißen Klima wie eine mitten in das Mittelmeer hineingezauberte Wüstenoase ausschaut. Die am Eingange eines Golfes, den sie fast nach allen Seiten hin absperret, belegene Insel sieht fast aus, als hätte das Meer in unablässiger, Jahrhunderte langer Arbeit sie vom afrikanischen Festlande losgenagt. Sie zählt mehrere Dörfer. Am bedeutendsten ist das an der Nordküste auf der Höhe von Gabes gelegene Hume-Suf, dessen Bevölkerung aus einem wunderlichen Gemisch von katholischen Maltesern, Arabern und Juden besteht.

Unsere Schwestern kamen ein paar Tage vor dem Wiederbeginn der Schulen dort an und waren angenehm überrascht, als sich beiläufig 60 kleine Schülerinnen gleich bei Wiedereröffnung des Unterrichts einfanden. Zumeist aber waren die guten Kinder so arm und so schlecht gekleidet, daß die Oberin sogleich eine allgemeine Verteilung von farbenprunkenden Stoffen vornahm, so daß nun die ganze Schulkasse recht originell ausah. Das schadete aber nicht weiter. Die armen Kinder waren ganz glücklich. Die Malteserinnen legten ihre Freude durch Anrufung der Mutter Gottes an den Tag. Die Jüdinnen bemühten sich, durch Ernst und Zurückhaltung die Sonderbarkeit ihrer Gewandung auszugleichen, und die kleinen Muhamedanerinnen dankten den Schwestern nach arabischer Sitte durch Handkuß. Seitdem zeigten sich alle so folgsam und fleißig, daß die Schwestern ihre wahre Freude daran haben.

Bald folgte eine neue Gründung. Im Oktober errichteten fünf andere Schwestern aus Notre-Dame d'Afrique einen Posten in Biskra,

an dem Karawanenwege über Tugurth nach der Wüste. Gleichzeitig drang eine Anzahl Missionare nach Süden vor, um von dem neuen Posten Uargla Besitz zu ergreifen. So begannen sich die Worte zu erfüllen, welche vor einigen Jahren unser ehrwürdiger Stifter an uns richtete: „Sie werden durch die Sahara nach Mittelafrika vordringen und von Station zu Station im Gefolge der Missionare bis zum Äquator gelangen.“

Die Missionsschwester langten am Freitag, den 16. Oktober, abends um 6 Uhr, in Biskra an. In einem Wagen, der sie am Bahnhofe erwartete, fuhrten sie in ihr Heim, wo sie den von zwei Brüdern begleiteten Bischof der Sahara, den hochwürdigsten Herrn Toulotte, in Chorhemd und Stola antrafen.

Die Nonnen knieten zum Empfang des bischöflichen Segens nieder, worauf der Kirchenfürst die Einweihung des Hauses vornahm und dann in der bereits das Allerheiligste bergenden bescheidenen Kapelle den Segen mit dem hochwürdigsten Gute erteilte. Dann besahen sich die Schwestern ihr neues Heim, dessen, wenn auch sehr einfache Ausstattung ihnen recht gefiel. Im Schlaßsaal fanden sie fünf Betten, davon zwei auf dem Fußboden, da nur drei Feldbetten hatten beschafft werden können. Dieselben Stühle mußten in der Kapelle und im Speisezimmer gebraucht werden; man behalf sich eben, so gut es ging. Sofort eröffnete man eine Arbeitsschule und eine Apotheke, die sogleich tagtäglich von 70 bis 80 Kranken aufgesucht wurde. Ein großes Waschhaus innerhalb der Hauseinfriedigung soll den Schwestern und ihren Negerinnen den Lebensunterhalt verschaffen. Die Niederlassung Biskra wird für die aus der Sklaverei losgekauften Weiber eine Zufluchtsstätte einrichten, und die Schwestern werden ihre Schützlinge unterrichten. Der Besuch der Arbeitsschule wird den eingeborenen Mädchen die beste Gelegenheit zur leichten Erlernung passender Beschäftigungen bieten.

Noch ganz kürzlich haben die Schwestern den früheren Posten Beni-Ismael, den sie wegen Einsturzes ihres Hauses zeitweise verlassen mußten, wieder bezogen. Die soeben aufgeführten Neubauten ermöglichen hoffentlich bald die Wiedereröffnung der Schule und des Arbeitslokals, diese beiden Pflanzstätten für die Zukunft, und namentlich auch der Armenapothek, mit deren Hilfe die Vorurteile des muhamedanischen Fanatismus nach und nach vor den Wohlthaten der christlichen Liebe schwinden.

Doch blieb unsere Freude, das Feld unserer Mission sich so ausdehnen zu sehen, nicht ohne einen leisen Anflug von Trauer, wenn wir an die Vereinsamung unserer Schwestern auf der fernem Insel Djerbah dachten. Nur auf brieflichem Wege konnten sie mit unserem Posten verkehren; große Entfernungen lagen zwischen ihnen und der Zufluchtsstätte zu Marfa, den Häusern in Babylonien, dem Mutterhause Saint-Charles; und der zunächst gelegene Posten Biskra war am Ende noch am schwersten erreichbar. Aber die göttliche Vorsehung räumte

gnädig auch dieses Hindernis hinweg. Der muhamedanische Kommandant in Gabes bittet nämlich soeben den Kardinal um Überlassung von Missionsschwester zur Krankenpflege und zum Kinderunterricht. Natürlich konnte unser Stifter eine solche Bitte nicht abweisen; die Errichtung eines Hauses zu Gabes ist beschlossene Sache, so daß die Eröffnung der neuen Mission zu Ostern stattfinden wird. So wird denn das Reich Gottes sich immer weiter ausdehnen und damit die Möglichkeit, Gutes zu wirken. Unsere guten Schwestern auf Djerbah werden also so zu sagen über die blauen Wogen des Mittelmeeres die Gebete ihrer Genossinnen im nahen Gabes herüberdringen hören.

Von allen Seiten bestürmt man uns mit Bitten um Neugründungen. Aber dazu brauchen wir zunächst die Gnade Gottes, ohne welche keine Unternehmung hienieden gedeihen kann; dann Geldmittel für die Ausgaben der Mission und endlich zahlreiche Novizinnen, um jeden Posten mit dem nötigen Personal versehen und unsere durch Überanstrengung oder Krankheit zu hart mitgenommenen apostolischen Gehilfinnen ersetzen zu können.

Zum Schluß bitte ich deshalb die mitleidigen Seelen, welche diese Zeilen lesen, um dreierlei: um ihr Gebet, damit die Gnade und der Segen Gottes wie ein himmlischer Tau auf uns und unsere Missionen sich herabsenke; — um ihr Almosen, damit wir unsere Missionsposten vermehren und unsere Wohlthäter an den Verdiensten unserer Wirksamkeit teilnehmen können; und endlich für diejenigen, die den Ruf Gottes an sich ergehen hören, um den erforderlichen Mut, unsere Mühen, Leiden und Opfer mit uns zu teilen. . . .

Das Vogelleben von Kamerun.

Der Ornithologe Dr. Anton Reichenow war der erste deutsche Zoologe, welcher in den Jahren 1872/73 den Urwald der heutigen deutschen Kolonie Kamerun durchforschte; sein Freund und Reisegefährte Dr. Lüder liegt dort neben manchem anderen verdienstvollen Forscher begraben. In neuerer Zeit hat Hauptmann Zeuner auf der Barombistation im Hinterlande von Kamerun wissenschaftlich gesammelt, seine dort zusammen gebrachten Vogelbälge sind dem Berliner kgl. Museum für Naturkunde übergeben worden.

Es hat sich ergeben, daß der afrikanische Kontinent seiner Tierwelt nach zu zwei ganz verschiedenen zoogeographischen Regionen gehört. Die Vogelwelt Nordafrikas steht in viel engerem Zusammenhang mit den in Südeuropa vorkommenden Formen, als mit den südlich der Sahara sich findenden. Die tropischen Formen sind auf jene südlichen Distrikte beschränkt, und das eigentliche Äthiopien beginnt erst südlich jener ungeheuren Wüste. Man unterscheidet eine Waldregion, welche den gesamten Westen bis an die großen innerafrikanischen Seen um-

faßt und südlich bis Transvaal und die Kalahari-Wüste sich erstreckt, von der östlichen und südlichen Steppensauna.

Im Kamerungebiet breitet sich hinter dem großartigen durch die Natur geschaffenen Portal, welches durch den Pit von Kamerun und seinen imposanten Zwillingbruder, dem aus den blaugrünen Fluten des Ozeans sich erhebenden Pit von Fernando Po gebildet ist, die Biafrabucht im Osten umsäumend, sumpfiges Küstenland aus, welches ein ungefähr 40 Quadratmeilen umfassendes Delta bildet. Den Baumbestand dieses Schwemmland des bildet die Mangrove mit ihren weit aus der Sumpffläche hervorragenden Luftwurzeln. Der weiche Schlammboden bleibt kahl und die Waldung hat daher ein einförmiges, dürftiges Gepräge. Nur See- und Stelzvögel beleben die Landschaft. Außer dem Allerweltsvogel, dem Flußuferläufer, sieht man Regenpfeifer, Nonnenenten, Meerreiher und Schlangenhalsvögel. Scherenschnebel fliegen am Abend dicht über der Wasseroberfläche dahin, den langen Unterkiefer in das Wasser einsetzend, um Fische oder Wasserinsekten aufzunehmen. Der Schattenvogel, eine kleine Storchart, dem Ibis verwandt, lauert mit eingezogenem Halse auf Fische oder pflückt auf den Gipfeln der Bäume der Ruhe. Sein Nest ist ein eigentümlicher, aus Ästen und Reisern aufgeführter Bau von Backsteinform mit seitlichem Eingang, gegen zwei Meter im Durchmesser. Plötzlich schweigen die droffelartigen Haarbögel, leichten Fluges verläßt der Schattenvogel seinen erhabener Standort, eiligt flüchten die Enten in das schützende Pandanus-Gestrüpp, vorsichtig lugen blauschimmernde Eisvögel unter dem deckenden Blätterwerk hervor, der Reiher reckt seinen langen Hals und streckt den spitzen Schnabel in die Luft. Mit kräftigen Flügel schlägen schießt blitzschnell der gewaltige Schopfadler herab, mit unfehlbarer Sicherheit stößt er auf sein Opfer und erdroßelt es mit den Fängen.

Anderwärts wird das Bild, wenn man den zehn bis fünfzehn Kilometer breiten Strom hinauf fährt bis oberhalb des Mündungslandes. Hier bei der Handelsstation Kamerun liegen die freundlichen Ortschaften der Neger, deren Häuser auf einem Lehmsockel aus den langen Blattstielen der Palmen hergestellt sind. Die einzelnen Hütten sind von üppigen Pisang- und Bananenplantagen umgeben, deren sechs bis acht Fuß hohe Bäume die langen, in weitem Bogen geneigten Blätter tragen. Hin und wieder erhebt sich zwischen den Hütten eine schlank Kokos- oder Fächerpalme, welche mit ihren Fiederblättern die Strohdächer beschattet, und die belebt wird von goldigen Webervögeln, diesen Charaktervögeln afrikanischer Landschaft, deren wohlbekannten beutelförmigen Nester an den Blattspitzen hängen. Scharen von fliegenden Bienenfressern bieten einen prächtigen Anblick; gleich Pfeilen schießen die Vögel durch die Luft, bald auf Beute stoßend, bald sich erhebend oder im Spiele einander verfolgend. Glänzende Nektarinnen hüpfen auf den Blättern, der droffelartige Staarvogel läßt sein Lied ertönen

und laut klingt der Pfiff des Buschwürgers. Über dem Flusse kreisen weiße Seeadler und Schmarozermilane, Eisvögel jagen dicht neben lärmenden Kindercharen auf Reptilien und Insekten. In der Mittagsglut pfeift ein Goldkuckuck von der höchsten Spitze eines Wollbaumes, prächtig in der Sonne schillernd.

Hinter den weiten Maniokefeldern schließt der Urwald die Szenerie. Alles schwelgt dort in üppigster Fülle; buschige Ölpalmen, von gewaltigen Wollbäumen unterbrochen, Brotfruchtbäume, dichtbelaubte Mangos, deren goldgelbe Früchte sich prächtig vom dunklen Blätterwerk abheben, werden von Lianen umschlungen, deren Zweige bald dünn wie Zwirnsfaden, bald starken Ästen gleich, in phantastischen Windungen Stämme, Gestrüch und Baumgeäst verbinden, alles wie mit einem dichten Netzwerke umspannend. Hier ist die Heimat der Nashornvögel, Scharen von Graupapageien, unseren beliebten Stubengespoffen, durchschneiden mit entenartigem Fluge krächzend die Luft, Sporenkuckucke lassen ihren Ruf, dem des Wiedehopfes ähnlich, erschallen, aus den Kronen der Palmen tönt der langgezogene Ruf des Bartvogels, Prachtweber umschwirren ihre mit langen Eingangsröhren versehenen Nester. Hier haufen Moskitos und die berüchtigten Sandfliegen, welche ein Fluch des Naturforschers, zu Tausenden ihr Opfer überfallen, Gesicht und Hände plötzlich schwarz bedecken und ein unerträgliches Jucken auf der Haut erzeugen. Ein anderes Geschöpf, welchem der Beherrscher der Erde ohnmächtig entgegentritt, ist die Wander-Ameise. Eiligst müssen Menschen und Tiere aus den Hütten fliehen, sobald die ersten dieser schwarzen Unholte sich sehen lassen. Einige Singvögel, namentlich *Alethe castanea*, nähren sich zeitweise ausschließlich von Ameisen und folgen den nach Millionen zählenden, als zollbreites schwarzes Band den Wald durchziehenden Scharen. Wehe dem Europäer, der einen dieser Vögel erlegt und versucht, seine Beute aus dem Gestrüpp in Sicherheit zu bringen. Er flieht bald eiligst von hunderten von Ameisen bedeckt aus dem Busche.

Weiter hinauf wird das Terrain freier, Grasflächen unterbrechen den üppigen Baumwuchs des Urwaldes, Gruppen schlanker Kokospalmen bilden kleine Gehölze, die von dornigen Schlingpflanzen durchwuchert sind, künstliche Termitenbaue erheben sich bis zu zwei Meter Höhe, und in Bodensenkungen, wo sich die Niederschläge der Luft sammeln, schießt in dicht gedrängten Gruppen das imposanteste der Gräser, der Bambus, auf. Hier trifft man den Turako, einen prächtigen blaugrünen großen Kuckuck, hier durchfliegen Wittwen mit ihren langen Schwänzen die Luft, hier ist die Heimat der Frankolin- und Perlhühner.

Während der Sommermonate herrscht die Regenzeit, in welcher die Vögel zum Nestbau schreiten. Ihr folgt die Zeit des Tornado, die Regengüsse fallen nur während der Nacht, heftige Gewitter, mit Sturm und starken elektrischen Entladungen verbunden, treten verheerend

auf. Die Zeit entspricht unserem Hochsommer. Die nun folgende Trockenheit verändert auf den freieren Flächen die Vegetation gewaltig, das Laubwerk vieler Bäume und Sträucher, sowie der üppige Grasswuchs fallen der versengenden Sonne zum Opfer. Die Neger zünden die trockenen Grasreste an, um die Entwicklung einer neuen Vegetation zu befördern, und brennen die Fläche ab. Die Vögel, welche die Steppe bewohnten, verlassen dieselbe aus Nahrungsmangel und suchen, in Gesellschaft vereint, andere ergiebige Jagdgründe. An Stelle der einheimischen Vögel erscheinen jetzt die Zugvögel aus Europa. Die Rauchschwalbe, welche unter deutschem Dache ihr Nest gebaut und ihre Jungen erzogen, hat die weite Reise nach den Winterquartieren zurückgelegt und bringt dem in der Fremde weilenden die Grüße der Freunde daheim. Von dem Buschzweige ertönt das Karre karre kik der Rohrdrossel, dieser einfache und doch zum Herzen sprechende Gesang, dem man im fremden Lande stets mit dem größten Genuße lauscht, und der den Reisenden lebhaft im Geiste zurückversetzt an die schildbewachsenen Ufer deutscher Flüsse.

Afrika-Verein deutscher Katholiken.

4. Liste der eingegangenen Gaben.

Vom 25. März 1892 bis 25. April 1892.

	Mare		Mare
Übertrag	37 135,97	Übertrag	39 387,04
Redaktion des „Gott will es“ in Münster (Westfalen)	235,60	Constanz M. 539,45	
Zw.-B. Nollheim, Defanat Münssterreise	27,—	Zweig-Verein Offenburg M. 190,—	
Zw.-B. Alsdorf, Def. Eschweiler	161,40	Denzbach M. 62,—	
Zw.-B. Köln-Bayenthal, Def. Brühl	36,80	Zw.-B. Spedbach b. Medesheim M. 35,—	
Zw.-B. Oberhausen, Def. Essen	117,—	Zw.-B. Unterkrnach M. 30,—	
Zw.-B. Herzfel	40,10	Zw.-B. Distelhausen M. 30,—	
Zw.-B. Monheim a. Rhein, Def. Solingen	60,—	Trudpert M. 20,—	
Zw.-B. Hebebrügge b. Borken	55,—	Zw.-B. Arlen M. 24 50.	
„ Dülken, Kreis Kempen	321,—	Zw.-B. Ringsheim M. 20,—	
„ Elberfeld	44,—	Zw.-B. Zfiezheim M. 15,—	
„ Braunsberg, Ostpreußen	155,70	Burkheim M. 10,—	
„ Eich	80,—	Zw.-B. Rothweil (Kaiserstuhl) M. 3,—	
Höhere Mädchenschule v. Frä. M. C. Brors in Köln f. Antauf v. 2 Heidentindern, zu taufen Jenny Brors und Maria Brors	50,—	Zw.-B. Rippoldsau M. 23,—	
Zw.-B. Gürth, Def. Brühl	24,—	Zw.-B. Freiburg i. B. M. 1098,05	2100,—
Diözesan-Verein Trier	843,47	Gef.-Aufseher Ignaz Kapusta, Schlesien	50,—
Erzbis. Freiburg i. B., Zw.-B.		Zw.-B. Garzweiler, Def. Grevenbroich	73,80
Zu übertragen	39 387,04	Zw.-B. Frenz, Def. Derichsweilen	31,—
		Zu übertragen	41 641,84

	Mare		Mare
Übertrag	41 641,84	Übertrag	44 556,90
Pfarrer und Definitor M. Königs in Frenz	15,—	Schönberg M. 7,56	
Zw.-B. Oberlahr, Def. Erpel Expedition des „Gott will es“ in M. Gladbach	44,—	Pfarrer Thommen M. 11,—	
Weichensteller Nikolaus Maierländer, Birkenfeld, f. d. Palottiner	673,41	— Pfarrer Heppenbuch M. 2,30	
Zw.-B. Passrath, Def. Mühlheim a. Rhein	2,50	— Pfarrer Randerfeld M. 13,50	
Beim Erzbischoflichen Generalvikariate in Köln eingegangen: aus Mayen M. 19,80	50,—	— Pfarrer Neuland M. 7,04	
— Ung nennt M. 16,—		Total 53,17	
— Aus dem Def. M. Gladbach M. 82,—		ab für Porto 0,17	
— Aus d. Def. Neuß M. 79,—	196,80	Total	53,—
Total		Zw.-B. Def. Siegburg: Pfarrer Altenrath M. 3,—	
Rektor Heyden in Hasenrath, Def. Seilentricken	16,—	— Pfarrer Bergheim M. 3,80	
Vikar Friedr. Schnettler in Dillinghausen bei Hüsten f. 6 Heidentinder, zu taufen 2 Maria; 1 Josepha; 1 Theresia; 1 Bertha; 1 Elisabeth	126,—	— Pfarrer Birt M. 10,—	
Zw.-B. Schönenberg, Def. Uderath	9,—	— Pfarrer Blantenberg M. 10,—	
Zw.-B. Defanat Neuß	609,40	— Pfarrer Boedingen M. 6,97	
M. M. Hoffmann, Brooklyn (Amerika), durch d. „Wahrheitsfreund“ in Cincinnati	24,95	— Pfarrer Girtlingen M. 15,10	
Zw.-B. Norf, Def. Neuß	30,—	— Pfarrer Happerich M. 9,—	
Diöz.-B. Osnabrück	1000,—	— Pfarrer Hennef M. 12,—	
Joh. Kirchner, Bremen	3,—	— Pfarrer Lohmar M. 8,—	
Zw.-B. Bruchhausen, Def. Ratingen	19,—	— Pfarrer Lutendorf M. 5,54	
Zw.-B. Montjoie	96,—	— Pfarrer Mondorf M. 9,62	
Zw.-B. Def. St. Bith: Pfarrer Loume-Sweiler M. 3,50		— Pfarrer Neuhonrath M. 4,16	
— Pfarrer Wallerode M. 1,—		— Pfarrer Niedercassel M. 14,—	
— Pfarrer Steffeshausen M. 3,—		— Pfarrer Rheidt M. 11,36	
— Pfarrer Duren M. 3,—		— Pfarrer Rott M. 12,90	
— Pfarrer Madenbach M. 1,27		— Pfarrer Scheiderhoche M. 10,—	
Zu übertragen	44 556,90	— Pfarrer Seligenthal M. 8,23	
Köln, den 26. April 1892.		— Pfarrer Siegburg M. 30,—	
		— Pfarrer Siegler M. 3,—	
		— Pfarrer Spich M. 7,50	
		— Pfarrer Troisdorf M. 8,19	
		Total 202,37	
		ab für Porto 0,50	
		Total	201,87
		Zw.-B. Heinsberg	272,10
		Expedition der Heinsberger Volkszeitung	60,30
		Oberpfarrer Dr. Schneider, Heinsberg	5,—
		Aus Heinsberg in besonderem Anliegen	5,—
		Summa	45 154,17

Heinrich Borken,

Schatzmeister des Afrika-Vereins deutscher Katholiken, Köln, Neumarkt 3.

Mannigfaltiges.

Unsere Bilder: Lebendig verbrannt (siehe Seite 273) wurden einige unglückliche Negerweiber, die wegen Zauberei angeklagt waren. Sie sollen Schuld sein am Tode eines Häuptlings, denn sie haben seine Seele „gegessen“. Unter großer Festlichkeit führt man sie zum Scheiterhaufen, den sie besteigen, als ob es sich um ein Vergnügen handelt. Das Getöse des Tam-tams, das Gejohle der Menge hat sie selbst in eine Art von Raserei verlegt. Zudem haben sie oft genug einem solchen Schauspiel angewohnt, sie finden also nichts besonderes darin, daß sie selbst heute die Opfer sind. Glücklicherweise schwinden diese barbarischen Gebräuche überall vor dem Einflusse der Missionare. Der Teufel muß vor dem Zeichen der Erlösung weichen.

Der Kolonialrat, zu dem auch Herr Kanonikus Hespers, unser Vizepräsident, gehört, hat eine wichtige Sitzung gehalten. Wir wollen hier nur hervorheben, daß eine besondere Kommission eingesetzt wurde, welche die Sklavenfrage zu studieren, darüber Gutachten einzuholen und dann Bericht über die zu treffenden Maßregeln zu erstatten hat. In letzter Sitzung wurde die folgende Resolution angenommen: „Der Kolonialrat spricht seine Ansicht dahin aus: 1) daß der Entwurf eines Gesetzes, betreffend die Bestrafung des Sklavenhandels jedenfalls insoweit einer Ergänzung bedarf, als die schwersten Verbrechen mit dem Tode bestraft werden sollen; 2) daß auch solche Handlungen als besonders strafbar auszuzeichnen sind, welche mit der Teilnahme an Streifzügen auf gleiche Stufe zu stellen sind; 3) daß § 234 St.-G.-B. zur Anwendung zu bringen ist, auch wenn die darin bedrohten Handlungen in einem Gebiete begangen werden, worin sie nicht mit Strafe bedroht sind; 4) daß eine Verordnung mit thunlichster Beschleunigung zu erlassen ist, welche in umfassender Weise gegen den durch Eingeborene betriebenen Sklavenhandel, Sklavenraub und die damit in Zusammenhang stehenden Straftaten gerichtet ist; 5) daß, wenn in den afrikanischen Schutzgebieten Araber und Angehörige farbiger, im Schutzgebiete nicht heimischer Stämme als Nichteingeborene betrachtet werden sollten, auf sie dieselben Bestimmungen Anwendung zu finden hätten, wie gegen Eingeborene; 6) daß angesichts der geschilderten Gräueltaten der Sklavenjagden am Tanganjikasee es dringend geboten erscheint, unter Aufbietung größerer Mittel, insbesondere zur Anlage befestigter Stationen und zu einer verstärkten Überwachung der Küste gegenüber den Sklavendhäusern, innerhalb unserer Interessensphäre gegen die Sklavenräuber und -Händler vorzugehen.“ Hierzu gelangte noch ein Antrag Dr. Hespers in folgender Fassung zur Annahme: „Der Kolonialrat spricht den Wunsch aus, daß bei den zur gesetzlichen Regelung der Sklavenfrage anzustellenden Ermittlungen auch die in unseren Schutzgebieten thätigen Missionen gehört werden.“ Hoffentlich werden diese Beschlüsse, denen wir voll zustimmen, unsere deutsche Thätigkeit in Ostafrika in etwas schnellere Gangart bringen.

Ein Missionshaus für Afrika wird in Schlefien zu gründen beabsichtigt. Die Steyler Missionsgesellschaft, welche bereits für China und Südamerika Missionare liefert, hat sich seit längerer Zeit beim Kolonialamte in Berlin auch für eine Mission in den deutsch-afrikanischen Kolonial- und Schutzgebieten zur

Berfügung gestellt und zur Errichtung eines Missionshauses in Deutschland zur Ausbildung von Missionaren erboten. Auch sollen bereits wegen Ankaufs eines Bauerngutes in der Meißner Gegend Verhandlungen schweben; wie weit dieselben jedoch gebiechen sind, ist nicht bekannt. Es verlautet, daß die Kongregation das Togogebiet in Westafrika übernehmen wolle. Ob die Gründung in Schlefien stattfinden wird, das hängt von der Entschließung der Regierung ab.

Bei der Redaktion eingegangene milde Gaben.

1. **Für den Afrika-Verein:** Aus unserer Antiklaverei-Lotterie von jenen Personen, welche auf ihren Ertrag aus den Anteilscheinen verzichteten: 98 M. 4 Pfg. — 3. Verein Greifswald 24 M. — Rektor Neumann, Aachen, 20 M. — Ung. Neunkirchen b. Rheine 2 M. 50 Pfg. — Sp., Stuttgart 1 M. — Zusammen 145 M. 54 Pfg.

2. **Für die Patres vom hl. Geiste auf der Windthorststation:** Pfarrrer Sauer in Helden für 200 hl. Messen 200 M. — Kapl. Fischer, Meschede für 33 hl. Messen 50 M. — Frl. A. C. in Darmstadt für 2 Int.-Messen 2 M. — Frl. Jordans, Darmstadt, für 9 Seelenmessen und 3 Int.-Messen 18 M. — N. R. für 20 hl. Messen (6 f. Verstorb.) 40 M. — Bühl, Hosten, für 1 Seelenmesse und 1 Int.-Messe 2 M. — W. Formen, Aachen, für 1 Seelenmesse 1 M. — Zusammen 313 M.

3. **Für das Harmonium der Station Windthorst:** Der Herausgeber zum Dank für die erste hl. Kommunion seines ältesten Sohnes 10 M. — Pfr. Stodert, Burtheim, 5 M. — Aug. Busse, Hannover, 1 M. 50 Pfg. — F. A. Bauer, Medab, 1 M. 50 Pfg. — Zusammen 18 M.

4. **Für die Weißen Väter in Marienthal:** Pfr. Sauer in Helden für 200 hl. Messen 200 M. — Kapl. Fischer, Meschede, f. Lost. eines Kindes zu taufen „Hermann“ 50 M. — M. Dr. in A. für „mein Patentkind“ 3 M. — Zur Anschaffung von Ackergeräten durch Frl. A. C. in Darmstadt 10 M. — Zusammen 263 M.

5. **Zur Ausbildung schwarzer Priester:** Egenolf in Hadamar 48 Pfg. Gewinnanteil.

Bei der Expedition eingegangene milde Gaben.

1. **Afrika-Verein:** J. Straube, Neundorf, 7 M. — Lina Ferreiß, Padova, 1 M. — Frl. Gumpisch, Dachau, 1 M. — Zusammen 9 M.

2. **Für die Windthorst-Station:** S. R. in Neuerburg, zum Loskauf eines Sklaventodes 30 M. — Pfarrkaplan Bachren, Burtscheid, für ein Sklaventkind zu taufen auf den Namen „Hubert“ 21 M. — Frau M. Heinel, Danzig, für 5 hl. M. f. arme Seelen, die der Erlösung am nächsten sind; 1 do. zum Dank gegen Gott für Rückkehr zum hl. Glauben eines Konvertiten 6 M. — Ung. 3 M. — Vikar Boesthoff, Meppen, für 5 hl. M. pro defunctis ad int. dant. 5 M.; 16 hl. M. pro defuncto ad int. dant. 16 M.; 8 hl. M. pro defuncta ad int. dant. 8 M.; 37 hl. M. ad int. dantium 37 M. — J. M., Köln, für 1 hl. M. f. m. verst. Vater; 1 do. f. eine verst. Freundin 3 M. — Zusammen 129 M.

3. **Für das Harmonium der Windthorst-Station:** S. R. in Neuerburg 1 M.

4. **Für die Weißen Väter in Marienthal:** Frau M. Butenberg, Aachen, für Begründung durch bewaffn. Mannschaften geschützter Missionsstationen in Ostafrika 20 M. — Ges. von der Expedition der Ermländischen Zeitung zu Braunsberg 20 M. 20 Pfg. — N. N. in Westf. mit dem Wunsche, daß diese Gabe Veranlassung zu anderweitigen Spenden geben möge, 100 M. — Ung., Aachen, für 1 hl. M. zu Ehren des hl. Joseph in e. bef. Anl. 1 M. —

M. Pegel, Berlin, 5 M. — S. D. für e. hl. M. in e. bef. Anliegen 1 M. — Fr. Gumpusch, Dachau, f. 1 hl. M. nach Meinung des Ingolstädter Messbundes; 1 do. f. alle armen Seelen im Fegefeuer; 1 do. f. verst. Balthasar u. Anna Maria; 1 do. f. verst. Katharina, Josepha u. Cäcilia; 1 do. f. Georg, Joseph, Stephan u. Michael; 1 do. f. die Bekehrung der Sünder; 1 do. um eine glückselige Sterbstunde 7 M. — Zusammen 343 M. 20 Pfg.

5. Zur Ausbildung schwarzer Priester: P. C. in S. 53 Pfg.

6. Für die Palottinerpatres in Kamerun: N. Hesse, Oberlahnstein, für 15 hl. M. für die Abgest. 20 M. — N. N., Montjoie, für 3 hl. M. f. bef. Anliegen 3 M. — M. Pegel, Berlin, 5 M. — Zusammen 28 M.

7. Für eine Glocke nach Kamerun: S. N. in Neuerburg 1 M.

8. Für die Mission am Sambesi: Bilar Stauffberg, Warstein, für ein Heidentum zu taufen auf den Namen „Joseph“ 21 M. 30 Pfg. — Schweiger, Aachen, Anteil am Reingewinne des Werkes „Gräuel der Sklaverei“ 30 M. — Maria Pasche, Langenfeld, für 1 hl. M. f. verst. Eltern; 2 do. f. verst. Geschwister 3 M. — Zusammen 54 M. 30 Pfg.

9. Par-es-Safaam: S. N. in Neuerburg 1 M. — M. Pegel, Berlin, 5 M. — N. N., Kirchhundem, für 1 Heidentum, auf den Namen „Anton“ zu taufen 21 M. — Zusammen 27 M.

10. Für St. Ottilien: Ung. bei Trier zum Loskauf 1 Sklavenkinds „Maria“ — aus Gelübde 20 M.

11. Für die Trappisten in Natal: P. D. 50 Pfg. — N. N., Zedlig, 80 Pfg. — Zusammen 1 M. 30 Pfg.

12. Für die deutschen Missionen in der Südsee: N. Rümmele, Stühlingen, 18 M. 20 Pfg.

Besondere Anliegen

dem Gebete der Missionare und Schwestern empfohlen.

Die Anliegen des Pfr. Schr. in C. — P. B. bittet um das Gebet der Missionare für das Augenlicht seines Knaben Martin. — P. A. empfiehlt dem Gebete der Missionare und aller Mitglieder seine kranke Tochter. — Witwe S. in N.: Um Gottes Segen im Geschäft. — W. S. Ein wichtiges, die Missionare angehehendes Anliegen. — Alle noch nicht erledigten Anliegen. — J. A.: Mehrere Anliegen, besonders beim hl. Opfer zu empfehlen.

Briefkasten der Redaktion.

Ora et labora: 40 M. sind unterm 10. März der Frommen Missions-Gesellschaft gutgeschrieben. Sie würden Quittung erhalten haben, wenn wir Ihre Adresse gewußt hätten. — Nach Remering und Darmstadt: Für die hübschen Paramente herzlichen Dank. Bei nächster Gelegenheit erfolgt die Besorgung. — P. Horne: Ich habe Gegenstände für Ihre Mission. Wohin soll ich adressieren, um dem Zoll zu entgehen? Am besten wäre es, wenn Sie die Sachen mitnehmen. — Herrn Underberg-Albrecht in Rheinberg. Herzlichen Dank für die Kiste Boonetamp. Hoffentlich wird Ihr berühmtes Fabrikat sich auch in Kamerun bewähren. — L. M. in N.: Es ist nicht notwendig, zu sagen, für wen oder für welchen Zweck eine hl. Messe gelesen werden soll. Es genügt z. B. zu sagen: für „eine Seelenmesse,“ oder „für eine hl. Messe in besonderer Meinung.“ Alle hl. Messen liest der Priester in der Meinung des Gebers, die ja Gott bekant ist. — Nach Neunkirchen: Daß geistliche Herren gegen die Verbreitung unserer Schriften arbeiten, erscheint kaum glaubhaft. Das würde ja dem Willen der höchsten kirchlichen Autorität schnurstracks zuwiderlaufen. — L. N.: Fragliche Anstalt existiert längst nicht mehr.

(Schluß der Redaktion am 26. April.)

Verantwortlicher Redakteur: W. Helmes in Münster i. W. — Druck und Verlag von A. Hoffarth in M. Gladbach.

Gott will es!

Die Erfüllung der Verheißungen Noahs.

(Schluß.)

Die Rasse Japhets in ihrer ganzen Unverfälschtheit hatte Europa inne. Dagegen hatte sie sich in Asien durchgehends mit den hamitischen und semitischen Völkern innig vermischt, oder aber war, wo sie sich von jeder Berührung mit ihnen rein erhalten hatte, in todesähnlichen Stillstand versunken. Cyrus selbst, obgleich ihn die iranischen Völker zur Errichtung ihrer Herrschaft über ganz Asien ausersehen hatten, blieb nichtsdestoweniger der Vertreter der kleinen, von Cham abstammenden Nation der Perfer. Die eigentlichen Japhetiden, denen die Weltherrschaft vorbehalten war, mußten also aus Europa kommen. Für das Altertum ergeben sich hier nur zwei große Völker, die Griechen und die Römer.

Zuerst strebten die Griechen nach der Herrschaft und erreichten ihr Ziel zum teil. Die schimpflichen Niederlagen des Xerxes, die erstaunlichen Siege des Cimon und Agesilaus ließen sie Großes hoffen. Alexander brachte die Erfüllung: er war gleichsam der Brennspiegel des hellenisch-macedonischen Volkstums.

Bewunderungswürdig schildert Bossuet die Schnelligkeit seiner Eroberungen: „Mächtig und siegreich erhebt sich Alexander nach so großen Kriegsthaten gegen Darius, den er in drei Feldschlachten besiegt; triumphierend zieht er in Babylon und Susa ein, zerstört Persepolis, den alten Herrscherstiz der persischen Könige, dringt auf seinen Eroberungszügen bis nach Indien vor und stirbt zu Babylon im 33. Lebensjahre.

Seine Nachfolger setzten das begonnene Eroberungswerk fort. Und während die Seleuciden Hoch- und Südasien der griechischen Herrschaft unterwarfen, während die Ptolemäer sie über Ägypten ausbreiteten, und so dem angestammten Volkstum dieses Landes den Todesstoß versetzten, während in Anthiopien ein König, den die Griechen Orymenes nennen, an einem einzigen Tage alle Priester, die Vertreter der höheren Erkenntnis und Wissenschaften, ermorden ließ und so das ganze Land in eine Barbarei zurückstieß, die nicht minder verderblich war, als die Fremdherrschaft, da erlag Karthago, das letzte Bollwerk der Chamitenmacht, trotz der genialen Begabung Hannibals, unter den Schlägen der Römer, die sein unermessliches Erbe antraten und nunmehr der Welt-herrschaft zustrebten.

Jetzt kommen wir an den großen Strom, der alle Reiche und alle Größe des Altertums mit sich fortreißt und verschlingt. Zuerst waren die Griechen die Inhaber der gewaltigen, den Kindern Saphets verheißenen Macht. Aber in noch großartigerem Maße sollte sie den Römern zu teil werden. Oft schon hat man dieselben ein Volk von Königen genannt; man könnte sie überhaupt als den ausgesprochensten Typus des Saphetischen Stammes bezeichnen. Nach der Besiegung Karthagos weicht alles vor ihrer Macht. Die Iberer, jene in den ersten Jahrhunderten der Weltgeschichte nach Spanien hinübergekommenen Chamiten, sehen ihre Reichen durch die römischen Legionen gelichtet; trotz der heldenhaften Anstrengungen des Viriathus und des Sertorius ist ihr Land bald mit Militärposten und römisch eingerichteten Gemeinwesen übersät und nimmt Sprache und Sitten der Sieger an.

Das römische Reich hat sich mittlerweile bis tief in Asien hinein ausgebreitet. Dort tritt es die Erbschaft des Attalus und des Nikomedes an, wirft den letzten Widerstand Asiens und des in Mithridates verkörperten Semitentums nieder und versetzt dem bereits durch die ganz Hochasien beherrschenden Parther, ein Saphetisches Volk, unterminierten Seleucidenreiche den Gnadenstoß. Egypten wird römische Provinz. Nunmehr gehorchte das gesamte Becken des Mittelmeeres, der ganze Orient bis an den Euphrat dem römischen Volke. Die Parther befehlen vom Euphrat bis zum Indus; vom Indus bis zum Ganges sehen wir noch immer die alte Rasse der Arier herrschen.

Somit erstreckte sich die Macht der Rasse Saphets über die ganze gebildete Welt.

Nach mehr als vierhundertjährigem Bestehen stürzt der römische Koloss unter den Streichen der nordischen Barbaren, die da das Blut der Saphetischen Völker Südeuropas erneuern sollten. An die Stelle der Römerherrschaft tritt in Spanien die der Gothen, Alanen und Vandalen. Bald rissen die letzteren die Übermacht in Nordafrika an sich, aber ihre Erfolge sind nur vorübergehend, und Belisar sollte dort die Macht der römischen Kaiser wiederherstellen.

Im Orient herrschen die Griechen über die Völker Asiens bis an den Euphrat. Dieser Fluß ist gleichsam der Schlagbaum, der sie trennt von den Saphetischen Völkerstämmen Trans, allwo die entartete Arsacidendynastie der kraftvollen Nachkommenschaft Sassans hat weichen müssen.

Nunmehr aber treibt die fanatische Begeisterung eines Einzelnen den semitischen Stamm, der sich bis dahin seine Unabhängigkeit zu wahren verstanden hatte, aus seinen Wüsten.

Auf den Ruf Muhameds stehen die Araber auf zur Eroberung der Welt. Alles erliegt vor der an Wahnsinn streifenden Glut ihrer Begeisterung. Ihr Volk und ihre Religion herrschen von den Pyrenäen bis zum Ozean und Kaukasus. Aber ihr ungeheures Reich soll sich bald zersplittern und ganz und gar den Saphetischen Nationen zufallen.

Im Westen wird die Macht der Araber von den christlichen Spaniern zu Boden geschmettert. Im Osten herrschen die gleich der ganzen scythischen Völkerfamilie, zu deren wichtigsten Zweigen sie gehören, von Saphet abstammenden Türken bis an die äußersten Grenzen Kleinasiens und bevormunden die Khalifen von Bagdad, die nur mehr ihre Hauptstadt zu eigen besaßen.

In Mittelasien und Nordafrika herrscht die arabische Dynastie der Aglabiten. Diese wird gestürzt durch die Fatimiten, die hinwiederum der Macht der Ajobiten und Saladins erliegen. Mit den letztgenannten geht endlich die Herrschaft der semitischen Rasse in Südasien und Afrika zu Ende. Denn die Nachkommen Saladins entarten schnell, und an ihre Stelle treten die Mamelucken, d. h. tscherkessische Sklaven, aus denen sie sich eine zahlreiche Leibwache gebildet hatten.

Diese unerschrockenen Wokömmlinge der kaukasischen Scythen weisen als Herren von Egypten, Syrien und Palästina siegreich die Angriffe der Mongolen zurück, eines semitischen Volkes, welches unter Dschengis Khan Persien erobert, dem Khalifat zu Bagdad ein Ende gemacht und die Türkenhäuptlinge Kleinasiens unterworfen hatten.

Indes erheben sich dieselben Türken unter der Dynastie der Osmanli schnell wieder aus der Erniedrigung, in welche sie durch die Seege der Mongolen hinabgedrückt worden waren. Nur für kurze Zeit erschüttern die Eroberungszüge des Iktern Volkes unter Tamerlan ihre weit ausgebreitete Macht. Aber unter der kriegerischen Regierung Amuraths, Mahomets I. und II. erringen und überholen sie wieder ihren ehemaligen Ruhm, während die Turcomenen aus der Tartarei in Chorassan einfallen, die Mongolen vertreiben und nach Indien zurückdrängen, wo bereits Kohur, ein Enkel Tamerlans, ein mächtiges Reich gegründet hatte.

In Selim sollte im eminentesten Sinne des Wortes die türkische Rasse sich gleichsam verkörpern und, wenn auch nicht ihre Herrschaft, so doch ihren übermächtigen Einfluß auf Arabien, Egypten und die ganze Nordküste Afrikas ausdehnen.

Inzwischen beenden Ferdinand und Isabella die Zerstörung des letzten Bollwerkes der Arabermacht in Spanien. Der Portugiese Bartholomäus Diaz umschifft das Kap der guten Hoffnung, und bald erschließen seine Landsleute Vasco de Gama, Albuquerque und jene berühmte Reihe der portugiesischen Entdecker des 15. und 16. Jahrhunderts den Europäern den Seeweg nach Indien, um welches Land sich ein langwieriger, erbitterter Kampf entspannt. Derselbe endigte mit der Herrschaft der Engländer und der Zerstörung des Mogulreiches. So tritt an die Stelle der Semitenmacht in Indien die Herrschaft der Saphetiden, die sich trotz blutiger Zwischenfälle zu behaupten weiß.

Bartholomäus Diaz und seine portugiesischen Nachseferer hatten die bis dahin fast unbekanntesten Küsten Afrikas durchforscht.

Bald vervielfältigten sich auf diesem Weltteil, der Zufluchtsstätte jenes seit Urzeiten in entsehrliche Barbarei versunkenen Chamitenstammes, die europäischen Kolonien, und jetzt wird ganz Afrika teils von japhetischen, teils semitischen Völkern eingeschlossen und beherrscht.

So herrschen türkische Dynastien über Egypten und die Berberei, in Algier blüht französische Gesittung auf und Marokko hat sein Küstengebiet zum teil an Spanien abtreten müssen.

Fast alle Nationen Europas haben sich an den Westgestaden des Erdteils zusammengefunden.

Im Süden gedeiht die mit Holländern und Engländern bevölkerte Kapkolonie; im Südosten ist Mozambique vor wie nach portugiesische Besetzung; europäische Macht und europäischer Einfluß dringen unaufhaltfam weiter vor.

Und während die Portugiesen in Afrika ihre ersten Kolonien gründeten, schenkte der geniale Christoph Columbus der spanischen Krone die Herrschaft über die neue Welt.

Dort lebten noch Völkerschaften von sehr wahrscheinlich chamitischer Abkunft. Wie grausam die Spanier die später durchgehends von den sich in Amerika ansiedelnden europäischen Völkern fortgesetzte Ausrottung der unglücklichen Rasse betrieben, ist bekannt.

Sonderbar genug weisen die amerikanischen Volksstämme die ihnen von den Europäern angebotenen Wohlthaten der Gesittung zurück und ziehen den Zustand der Wildheit, in welchem sie elendiglich zu Grunde gehen, vor. Auf den blutigen Trümmern indes errichten die Europäer mächtige Kolonien. Mit den von den Portugiesen und Spaniern angelegten Kolonien ist Südamerika geradezu übersät.

Infolge ihrer vor keinem Hindernis zurückschreckenden Thatkraft herrscht die angelsächsische Rasse im Norden. Bald schütteln die Nachkommen der schottischen, irischen und englischen Auswanderer das Joch des Mutterlandes ab und gründen einen gewaltigen Freistaat. Die anderen europäischen Ansiedelungen befolgen das gegebene Beispiel und überall wird es auf dem Festlande Amerikas lebendig von jugendlich aufstrebenden und zukunftsfrohen Staatengebilden.

Und damit noch nicht genug. Denn eine andere neue Welt, Australien, erschließt sich den europäischen Seglern. Auch dort blühen inmitten elender Wilden — es sind traurige Überreste der Rasse Chams — englische und holländische Kolonien auf, welche einerseits Australien und Neuseeland, andererseits die Inseln des malayischen Archipels durch die Wohlthaten der Gesittung neuem Leben entgegenführen.

Aber werden Sydney, Melbourne, Batavia nicht eines Tages Hauptstädte mächtiger Freistaaten sein? Oder werden sie einfach die Schlüssel zu den reichen Kolonien bleiben, welche von den geldgierigen Kaufherren Großbritanniens und Hollands sich ausbeuten lassen müssen? Diese Frage wird in der Zukunft und hoffentlich zum Wohle und zum

Ruhme der Menschheit ihre Lösung finden. Uns bestärken in dieser zuberfichtlichen Hoffnung namentlich auch die Erfolge der französischen Waffen in dem semitischen, seit langen Jahrhunderten ganz und gar erstarrten Kaiserreiche China, das nunmehr gegen die Ideen der europäischen Gesittung sich nicht mehr absperrern kann. —

So herrscht also der Stamm Japhets über den ganzen Erdball, und die Prophezeiung des Patriarchen ist in Erfüllung gegangen.

Aber wenn doch so viele japhetische Nationen auch einsehen, daß die ihnen verheißene Herrschaft im Altertum unter dem verderblichen Einfluß des Heidentums freilich eine Herrschaft durch Blut und Eisen sein konnte, aber jetzt, nachdem unser Herr und Heiland Jesus Christus das Gebot der Liebe verkündet und das Christentum die wahre Freiheit gegründet hat, sich nur mehr durch die Wohlthaten höherer Gesittung und durch die Macht des Geistes bethätigen darf. Dann würden wir wahrlich nicht mehr die Vernichtung ganzer unglücklicher Völker durch die Raubzüge infamer Menschenjäger und durch die Branntweineinfuhr seitens gewissenloser und geldgieriger Kaufleute erleben, nicht die unglücklichen Nachkommen Chams von sich christlich nennenden Nationen wie Viehherden oder eigentlich noch schlimmer mißhandelt sehen, ganz zu geschweigen von dem nichtswürdigen Handel mit jenem Opium, das die zahllose Bevölkerung des gewaltigen Reiches der Mitte langsamem Vergiftungstode zuführen muß. . . .

Beim Lesen dieser Zeilen wird vielleicht der eine oder andere denken: ja, wenn die Nachkommen Chams für die Sklaverei bestimmt sind, weshalb sollen wir dann den nutzlosen Versuch machen, sie ihr zu entreißen?

Dieser Gedankengang ist nicht ganz richtig. Einmal sind die Sünden Chams so gut durch das Blut Christi getilgt, wie die aller übrigen Menschen des grauen Altertums. Nachdem Christus die Erb-sünde und alle Schuld der Menschen auf sich genommen hat, ist auch der Sohn Chams der Freiheit des Christentums würdig geworden. Mag das prophetische Wort Noahs bestehen bleiben, das Japhet herrschen soll über seine Brüder, es bedeutet nichts anderes, als daß die Japhetiden, zu denen wir gehören, die Wohlthaten des Christentums unseren Brüdern von den Stämmen Cham und Sem zuführen sollen. In diesem Christentum werden wir die wahren Herrscher sein. Augenblicklich sind es noch die Semiten, die Araber, deren Zwingherrschaft schwer auf den afrikanischen Chamiten ruht, wir müssen Sem besiegen damit Cham uns als seinem Herrn und Retter zujubele.

Wie man in Afrika reist.

Aus dem Tagebuche der 10. Karawane der Weißen Väter nach dem Viktoriassee.

Im Lager von Mbiki ziehen wir am Feste des heil. Alphons von Liguori, dessen schöne Lehren, praktisch befolgt, unseren Trägern zu etnem weniger unziemlichen Aussehen verhelfen würden, zum ersten Male unsere Spielbause und unser Stereoskop hervor. Bei den Klängen der Spielbause, die ohne jede Beihülfe volle acht verschiedene Stücke hören läßt, thun alle den Mund sperrangelweit auf. Und das Stereoskop — sie nennen es: „Die kleine Schachtel mit zwei Augen“ — macht sie rein stumm vor Staunen. Sie können gar nicht begreifen, wie so ein Ding die Dimensionen und Farben wiedergeben und ihnen z. B. eine Stadt wie Paris, Flüsse wie die Seine mit all' ihren den Lianenbrücken so wenig ähnlichen Brücken, Plätze mit prachtvollen Springbrunnen, Straßen, auf denen Hunderte von Wagen einherrasseln, endlich schöne Kirchen, wie den St. Petersdom zu Rom u. s. w. vor die Augen zaubern kann. Sie gucken hinein und geben sich ans Untersuchen. *S! S! S!* sagen sie kopfschüttelnd und vor Erstaunen außer sich. Anders wissen sie den Nebenstehenden, die ungeduldig warten, bis die Reihe an sie kommt, ihre Empfindungen nicht zu vermitteln.

Beim Anblick all' dieser schönen Sachen geraten sie rein aus der Fassung. Besonders bezaubert sie der Anblick der Hauptgeheimnisse des Lebens unseres Heilandes Jesus Christus. Unter denselben gefallen ihnen vor allen die Himmelfahrt und die Bergpredigt. „Ei,“ ruft vor Entzücken ganz außer sich und auf das vom Heiligenschein umleuchtete Haupt des Heilandes deutend, eine Frau den Umstehenden zu, „welch' schöne Nitambara hat der um den Kopf, der den Maneno (Vortrag) hält!“ (Die Nitambara ist ein kleines Stück Tuch, daß sich die Neger mitunter um den Kopf legen.)

10. August. Tags über machte sich ein Vater das Vergnügen, mit seinem Brennglas die kegelförmigen Pfeifen der Wasutuma anzuzünden. Da wir in ihren Augen, jeder in seinem Fach, Zauberer sind, so heißt der gute Vater gleich „mlosi ja moto“, d. h. Feuerzauberer. Der im größten Aberglauben steckende Neger weiß sich auf natürliche Weise nur daß zu erklären, was er begreift. Sieht er sich einer Thatsache gegenüber, deren Ursache ihm unbekannt ist, so kann es sich nur um das Werk des Mzimu (Geist) handeln. Bei unseren Wasutuma geht der Glaube an Zauberer ins Krankhafte und ist eine wahre Epidemie. So sagen sie z. B., wenn sie uns abends das Brevier beten sehen: „Unsere Herren machen ihre Reise für morgen.“ Wenn während eines langen und beschwerlichen Marsches ein paar leichte Wolken sich vor die Sonne legen und ihre heißen Strahlen abschwächen, dann sagen sie unermüdet zum P. Hauttecoeur: „Ah, heute haben wir auf dem Wege nicht zuviel gelitten, Du hast uns ein Mittel gegen die Sonne gemacht.“ Wenn ein Gewitterregen zu fallen droht, und wir unser

Gepäck schnell mit einem Zelt schützen wollen, dann fragen die Neger: „Hast Du nicht ein Mittel fertig gegen den Regen?“

24. August. Abreise von Kilassa um 5 $\frac{1}{2}$ Uhr früh, Ankunft in Kidete um Mittag. Nach dem Aufbruch aus dem Lager ersteigen wir mühsam die abschüssigen Abhänge des Kilassa, eines ungefähr 200 Meter hohen Berges. Sehr bald sind wir auf den Hochflächen angelangt. Von hier geht's langsam bis auf die Höhe von Ufia (1400 Meter). Nur in den Bergen von Tubugeh und des Kilimantindi kommen wir wie mit einem Schlage 150 bzw. 200 Meter höher. Aber in Kilassa haben wir schwitzen müssen! Wertwürdiger Weise kennen die Neger die gerade Linie nur dann, wenn es einen Berg zu erklettern giebt. Sonst geht's immer im Zickzack, wie bei den Bretagnern, wenn sie von der Kirmes heimkehren: nur daß die Sproßlinge von Ufuma nicht wie die Söhne der Bretagne alle hundert Schritte stehen bleiben, um mit sonorer Stimme das „Laudate Dominum, omnes gentes“ anzustimmen. Auf den Hochflächen giebt's, abgesehen von der wirklich großartigen Pracht der uns rings umgebenden Berggipfel, so gut wie gar nichts Angenehmes für das Auge. Nur Wald und immer wieder Wald. Kein Dorf, kein menschliches Wesen — nur Affen; kein Anbau, nichts als sonnverbranntes Land, Gestrüpp, Dornengebüsch und Ameisenhügel, die 4 bis 5 Meter hoch emporragen. Hin und wieder bemerkt man in Menge den zurückgelassenen Kot von Zebras, Nashörnern und Büffeln. Letztere müssen von derselben Cholera befallen worden sein, wie die Kühe von Ugogo. Darauf läßt wenigstens das nachfolgende Erlebnis schließen. Beim Sonnenuntergange kochten die um unsere Zelte gelagerten Träger ihren Ugali (Brei) oder zermalmten auf einem Stein ihren Sorgho zu Mehl. Mehrere rauchten Hanf und husteten dabei wie rasend; andere, hingerissen von der Schönheit eines prächtigen afrikanischen Abends, ließen von der Berghöhe aus ihre Blicke über die große Wildnis schweifen, die sich ihnen gegenüber endlos ausdehnte.

Plötzlich eilt ihrer eine Anzahl, wie wenn sie etwas Böses im Schilde führte, ins Thal hinab. Was hatten sie zu dieser Stunde vor? Niemand wußte es. — Erst nach Verlauf einer Stunde kommen sechs Mann in das Lager zurück und jeder bringt eine Traglast faulenden Fleisches mit, von dem eine entsetzlich riechende schwarze Flüssigkeit heruntertröpfelte. Das war nun die Lösung des Rätsels. — Die nach Fleisch lüsternen Burschen hatten Scharen von Geiern in den Lüften kreisen und dann auf einen und denselben Punkt hinabstoßen sehen. „Da liegt Fleisch“, schlossen sie daraus, „das holen wir uns.“

Raum im Lager angekommen, geben sie sich sofort an den Verkauf und schlagen aus ihrem ekelhaftesten Funde mehrere Maß Mehl und noch manches andere heraus.

Als wir sie am anderen Morgen deswegen neckten, riefen sie: „Ha, aber Ihr Weißen eßt doch doch Fische“ (die Waschiroambo essen solche nie). „Gewiß,“ entgegneten wir, „aber die sind doch nicht faul!“

„Unser Fleisch auch nicht.“ entgegneten sie im Tone der vollsten Überzeugung. Diese Negermagen müssen etwas vertragen können! —

31. August. Eine Stunde lang folgt unsere lange, um 9 Uhr 45 Min.



Im Urwald auf den Südsee-Inseln.

vormittags von Tschonio abgezogene Karawane, so gut es geht, den gewundenen Pfaden der ersten Höhen, welche Tschonio westlich beherrschen; nachdem sie dann auf der öden Hochfläche, welche sie von dem Walde trennt, und wo sie zwei gebleichte Gerippe antrifft, angekommen ist,

machen wir Halt und rasten etwas. Der Weg ist lang und gefährlich, und sehr wahrscheinlich lauern Spitzbuben, die uns vergangene Nacht bestohlen haben, in irgend einem Dickicht auf uns. Jeder läßt also sein Gewehr; es ergeht strenges Verbot, weiter als einen Schritt weit, selbst im Notfalle, sich vom Wege zu entfernen, und der Befehl, ohne Zaudern auf jeden zu schießen, der sich im Gestrüppe zeigen würde. Alsdann erst wagen wir uns in den Wald hinein, mehr noch auf den Schutz Gottes als auf unsere Waffen vertrauend. Der Weg war eng, sandig und bot reichliche Hindernisse.

Raum giebt es etwas Niederdrückenderes, als den Anblick einer mühselig sich voranarbeitenden Karawane nach den ersten Marschstunden. Während dieser hält die Unterhaltung auf der ganzen Linie noch etwas vor; die noch frischen und munteren Träger schreiten mit der Last auf dem Kopfe kräftig voran und lassen im Echo des Waldes Rufe wiederhallen, wie: „Kaia!“ (bei uns zu Hause); „Kua mayo!“ (bei unserer Mutter); „Akuburra!“ (daran denke ich). Aber nach und nach macht sich die Ermüdung fühlbar, der Voranmarsch wird schwerer, der Schweiß rinnt von allen Stirnen, das Wort erstirbt auf den Lippen. Jeder denkt nur daran, sich vor dem den Weg behindernden Geäst zu hüten und hegt keine andere Sehnsucht, als nur recht bald an der Haltestelle für den Abend anzukommen.

Und obwohl der Missionar nur das sanfte Joch Jesu Christi trägt, so wird doch auch er wie alle andere müde.

Wie die ihn umgebenden Neger, leidet er unter dem eigentlich nicht für ihn gemachten Klima; wie sie, verlegt er seine Füße an den Dornen des Weges; und wie sie, ist er den vergifteten Pfeilen der Wilden, durch deren Gebiet er zieht, ausgesetzt: nur der höhere Beweggrund, der ihn allen Beschwerden entgegentreibt, unterscheidet ihn von den andern

Nicht wenige Leichname findet man auf dem Wege liegen und dieser schreckliche Anblick, der sich mir so oft darbietet, erhöht noch mein Mitleid mit den armen Schwarzen, die fern von ihrem Angehörigen, fern von der Kirche, fern von ihrem Heile, ja fern von Gott ihr mühevollles Dasein in der tiefen Stille der Wälder beschließen.

In den Weg, den wir verfolgen, laufen von beiden Seiten hunderte von kleinen durch das Gestrüpp führende Pfade ein, die sich dann über die ganze Waldfläche hin kreuzen. Das sind die Wege des Raubgefindel's. Nach einigen Schritten schon gewahren wir auf dem roten Sande noch ganz frische Spuren nackter Füße. Der Karawane wird aufgelauert, daran ist kein Zweifel mehr. Und wie unsere Träger sich nun aneinander drängen!

Inzwischen geht die Sonne allgemach unter. Es ist 5 $\frac{1}{2}$ Uhr; noch $\frac{3}{4}$ Stunden, und die Nacht wird uns mit ihrem Schleier bedecken. Und wie sollen wir mitten in der Finsternis in dieser Einsamkeit unsere Karawane schützen? In dieser Erwägung schießt

P. Hauttecoeur jemanden aus der Nachhut zum Führer mit dem Befehle, in der nächsten Richtung Halt zu machen. Sehr bald sind wir da und bleiben stehen. Kaum langt die Nachhut auf der Richtung an, als ein Schuß losgeht, dann zwei, drei, vier. Man greift uns an. Zu unseren Waffen greifen und dem P. Hauttecoeur, den wir bedroht glauben, zu Hülfe eilen, ist das Werk einer Minute. Aber nach kaum zehn Schritten steht der Vater vor uns mit den Worten: „Bleibt im Lager, dort lagert alle unsere Habe.“ Da das Töten nicht zu unserem Handwerk gehört, so gehorchen wir gern seinen Befehlen und überlassen unseren Soldaten die Verfolgung der Kuga-Kuga und die Befreiung der beiden kleinen uns folgenden Karawanen, die allein mit den Dieben handgemein geworden sind. Und das Ende vom Lied: zwei oder drei gestohlene Lasten und ein schwer an der Schulter verwundeter Räuber.

In allen Kämpfen giebt es Feiglinge, und so auch hier. Einer von unseren Soldaten war zurückgeblieben, um seiner teuren erschöpften Ehehälfte bei der Fortschaffung der gemeinsamen Habe, einer ordentlichen, wenn auch nicht großen Traglast, in das Lager behülflich zu sein. Beim ersten Schuß wird Malesche — so heißt er — starr vor Schrecken und zittert wie Espenlaub. Beim zweiten hält es der Arm nicht mehr aus, er vergift ganz, daß er mit einem Hinterlader versehen ist, flieht Hals über Kopf davon und überläßt den Kuga-Kuga eine kleine Reisetasche, die dem P. Bréas gehört und den gerade im Gebrauch befindlichen Teil seines Brevieres enthält. Die Frau, vor Furcht ganz außer sich, flieht hinter ihrem Manne ebenso schnell, aber mit etwas mehr kaltem Blute drein, da sie gescheidt genug ist, ihre Traglast mitzunehmen; freilich beneht sie den Weg mit ihren Thränen, ihren Schweißtropfen und obendrein mit dem Blute ihrer von den Dornen zerrissenen Füße.

Die durch zwei Schildwachen gesicherte Nachtruhe wird nur gestört durch das mehr oder weniger melodische Heulen der Hyänen.

Um 5 $\frac{1}{2}$ Uhr morgens sind wir auf dem Marsche, um 9 Uhr kommen wir am Nyagalugewässer an.

Der Lagerplatz — unsere Mitbrüder von der 9. Karawane nannten ihn Mumi — stößt an das Gebiet der Massai, die von Emin Pascha lezthm auf seinem Zuge nach der Provinz Wadelai geschlagen wurden. Blitzende Lanzen in der Faust, erlauben sich die rohen Gebirgsbewohner in unser Lager einzudringen unter dem durchsichtigen Vorwande, Eier oder Hühner zu verkaufen. Indes zählen sie unsere 50 Graßgewehre zu genau, als daß wir über ihre wirkliche Absichten im Unklaren bleiben könnten. Und so ließen wir sie denn ohne Gnade fortjagen.

Besser daran, als unsere Mitbrüder vom Vorjahre, treffen wir eine gute halbe Stunde westlich vom Lagerplatz ein Wasser an, das viel besser mundet und frischer schmeckt, als das vorige.

Beim Abzuge aus Kaparata bringen wir in den unbewohnten

Teil von Mgunda-Mkali. Dieser ungeheuer große „schreckliche Wald“, den wir auf einem von unserer Karawane noch nicht betretenen Wege in einer Breite von ungefähr 35 Meilen durchqueren müssen, verdient leider vollständig den ihm von den Negern gegebenen Namen. Er wird wirklich fürchterlich durch seine Höhlen und Schlupfwinkel für bössartige Menschen und viele Tiere, durch seine schwierigen Pfade, seinen Wassermangel und seine Sonnenglut. Hier weht in der That nicht das leiseste Lüftchen zur Kühlung der glühenden Atmosphäre.

Die lange Reihe unserer Mähen leitet sich zunächst dadurch ein, daß wir auf dem ersten Lagerplatz auch nicht einen einzigen Tropfen Wasser finden. Vergebens graben die Träger nach Brunnen, vergebens durchstreifen sie die ganze Umgegend nach Sumpflachen, keiner findet Trink- oder Kochwasser. Und natürlich hat nach einem Marsche von 5 $\frac{1}{2}$ Stunden unter der Äquatorsonne alles Durst.

Bei diesem vollständigen Mangel an Speise und Trank breitet sich ein Gefühl des Unbehagens über das ganze Lager aus. Aus ist's dann mit den munteren Liedern, der lebhaften Unterhaltung, mit dem herzlichen Lachen. Dann strecken sich unsere Wajukuma teils neben ihren leeren Feldkesseln, teils unter ihren Schutzzelten hin und suchen im Schlaf ihren Durst zu vergessen. In einer solchen fatalen Lage weiß sich nur einer zu helfen, der eben elastischer veranlagt ist als die Durchschnittsneger, an Mühseligkeiten gewöhnt ist und selbst vor dem scheinbar Unmöglichen nicht zurückschreckt. Ein Sansibar, namens Mariani, der fast seit seiner Geburt in den Diensten der Mission steht, ist ein solcher Mann.

„Hier giebt es sicher Wasser,“ jagen wir zu ihm. „Perlhühner sieht man hier massenweise, und so eine Menge Vögel wird sich unmöglich in einer ganz wasserlosen Gegend aufhalten. Willst Du ein paar Bewaffnete mit Dir nehmen und Wasser aufsuchen?“ Sofort geht er auf den Vorschlag ein. Mariani läßt sich von zwölf Soldaten begleiten und verläßt uns. Es ist Mittag. Wir dachten, daß er in höchstens einer Stunde den vergrabenen Schatz finden würde; aber es wird zwei, drei, vier Uhr, und er ist noch nicht wieder da. Erst bei Anbruch der Nacht, gegen 6 $\frac{1}{2}$ Uhr, treiben uns die Freudenrufe unserer Träger zu unseren Zelten hinaus. Mariani kommt triumphierend zurück. Er ist lange umhergestreift, hat alle möglichen Winkel und Ecken durchstöbert, ist sogar bis zum ersten Lager auf dem Wege nach Kungu, drei Stunden weit von uns entfernt, gekommen, ohne das Gesuchte gefunden zu haben.

Aber die Vorsehung erhörte die Gebete ihrer Missionare und führt ihn auf seinem Rückwege eine Stunde nordöstlich vom Lager zu einem Haufen großer Felsen. Mehrere unserer Träger waren bereits dorthin gekommen, hatten aber nichts entdeckt. Glücklicher als sie, bemerkt Mariani unter dem Gesteine eine enge Höhlung, so etwas wie ein Erdloch. Er will die Tiefe untersuchen und schneidet sich einen

langen Stock ab, und wer beschreibt seine Freude, als er Wasser plätschern hört. Kaum hat sich die Neuigkeit im Lager verbreitet, als über 1200 Mann mit ihren Kürbislaschen zu der Quelle eilen. Die ganze Menge eilt nun zu der Mündung des kostbaren Wasserbehälters, und jedermann wartet mit größter Ungeduld, bis er an die Reihe kommt.

Die ganze Nacht hindurch herrscht ein unaufhörliches Hin und Her. Alle bekommen Wasser genug, um sich ihr Nachessen bereiten zu können. Unglücklicherweise können sich wegen der Kleinheit der Gefäße nur die wenigsten für die nachfolgende Tagereise mit dem köstlichen Naß versorgen. Leider ist dieselbe lang und am Ende ganz wasserlos. Die Nyampara jagten freilich, es sei Wasser da. Es war allerdings welches da, als sie auf dem Marsch nach der Küste durchkamen, aber heute?

Aus Matonga in Wataturu brachen wir um 5¹/₂ Uhr auf. Ankunft in Djowe in Mpondo um 2¹/₄ Uhr nachmittags.

Die Proviantkolonne Emin Paschas zieht nicht ab. In ihrem Lager herrschen die Plattern und die meisten der Träger konnten die Nacht hindurch kein Wasser bekommen.

Wir dringen nun wieder in ungeheure Waldedichte ein. Wieder ein heißer Tag für alle. Der schlecht gelöschte Durst macht sich bald wieder fühlbar. Gegen 10 Uhr werden die Dualen, namentlich unserer Träger, unerträglich. Die Sonne brennt hernieder, unter dem ehernen Himmel glüht die Atmosphäre wie ein Ofen. Erschöpft und entkräftet fallen einige auf dem Wege um und wollen nicht wieder aufstehen. Sogar die Stärksten bleiben jeden Augenblick stehen, legen ihre Lasten am Fuße einer Mazia nieder und reißen ihr die Rinde ab, um sie auf dem Marsche zu zerkauen. Aber alles umsonst! Der Wurm nagt nur um so ingrimmiger. Mit diesem Bilde bezeichnen nämlich die Neger den Durst: Der Wurm! Nyota!

Als vor der Karawane die Felsen des Lagerplatzes Djowe in Mponda auftauchen, eilen mehrere Träger voraus, um zuerst am Wasser zu sein. Groß ist die Bestürzung aller, als man sie mit ganz leeren Kürbislaschen zurückkommen sieht. Was nun thun? „Der folgende Lagerplatz“, sagen die Träger, „liegt an einem Fluß. Augenblicklich ist dieser ausgetrocknet; aber wir finden Wasser, wenn wir Löcher im Bette graben.“ Alle, die noch gehen können, nehmen von neuem ihren Feldkessel und Kürbislaschen und gehen zum Fluß, und das ist ein Marsch von zwei Stunden.

Die ersten kommen erst gegen 11 Uhr abends wieder bei uns an und bringen uns eine große Flasche voll Wasser zum Abendessen. . . „Es ist Wasser da“, sagen sie, „aber in so geringer Menge, daß man lange werten muß.“ Das wäre kein gutes Vorzeichen für morgen! Trotz alledem legen wir uns um Mitternacht schlafen im Vertrauen

auf Gott und auf das Wort des Erlösers, der einst der Samaritanerin sagte: „Gieb uns zu trinken!“

16.— Abmarsch aus Djowe in Mpondo für die einen um 5¹/₂ Uhr und für die anderen, die kein Wasser bekommen können, erst später um 7¹/₂ Uhr morgens. — Ankunft in Nyama und zwar für die ersteren um 8¹/₄ und für den Nachtrab um 10¹/₄ Uhr.

Selbstverständlich vergeht der ganze Tag mit dem Graben von Löchern in das Flußbett. Alle leistungsfähigen Männer arbeiten mit einer wahren Wut mit Lanzen, Äxten oder auch mit den bloßen Händen. „Ich sterbe vor Durst“, sagt uns ein Neger, „gebt mir ein wenig Wasser.“ — „Aber warum gräbst Du nicht mit, wie alle anderen?“ fragen wir. — „Wie soll ich denn mitgraben“, erwiderte er und zeigte uns dabei seine blutrünstigen Hände.

Wir selbst graben einen Brunnen. Während mit kräftiger Hand zwei Neger und ein Missionar mit der Hacke darauf losarbeiten, schaffen andere in Feldkesseln den ausgeworfenen Schutt fort. Ringsum befördern drei Ketten von Negern, die dabei in einem fort singen, den Schutt weiter. In weniger als anderthalb Stunden stießen wir auf eine feste Schicht und hatten einen Brunnen von 3 Meter Tiefe und 2 Meter Breite gegraben. Aber hier in der Gegend hat die Erde selbst schrecklich viel Durst, sodaß das Wasser in kleinen Tropfen mit einer geradezu verzweifelnden Langsamkeit und Kärglichkeit durchsickert.

Die zwei oder drei ersten Feldkessel voll, die wir erst nach mehreren Stunden Wartens erlangten, erhalten die Kinder und diejenigen, die keine Kräfte mehr haben, um sich selbst Wasser beschaffen zu können. Die um den Brunnen aufgestellten Nympara, die Schlägereien unter ihren Leuten verhindern sollen, werden beauftragt, das wenige während der Nacht durchsickernde Wasser unter die ihrigen zu verteilen, damit sich jedermann wenigstens die Kehle anfeuchten könne. An Wasser zum Kochen ist gar nicht zu denken. Jeder röstet sich genügsam seinen Sorgho und seinen Mais.

Mitten in all diesem Wirrwarr hören wir auf einmal in unserem Lager wiederholt ein neugeborenes Kind schreien. Die Mutter hat ihm gestern Abend nach zehnstündigem Marsche das Leben gegeben. Der kleine Bursche ist ganz weiß. Alle Neger kommen in weißem Kostüm zum Dasein und verlassen es in ebendemselben, falls sie an Altersschwäche sterben; mindestens werden ihre Haare dann ganz weiß. . .

Am 17. Abmarsch aus Nyama um 3¹/₂ Uhr nachmittags. Um Mitternacht rast mitten im Walde. — Um 5¹/₂ Uhr anderen Morgens Ausbruch. Ankunft am Mtoni (Fluß) um 9¹/₄ Uhr.

Am Morgen des 17. haben von 800 im Lager befindlichen Leuten 200 noch kein Wasser bekommen können. Indes haben unsere Träger genug erhalten, um wenigstens nicht zu sterben. Da aber der nächste Lagerplatz wasserlos ist, so beschließen wir, erst 3¹/₂ Uhr nachmittags abzuziehen, die Nacht hindurch, so lange wir uns auf den

Beinen halten können, zu marschieren, um am anderen Morgen frühzeitig beim Wasser zu sein. Von 6 Uhr morgens bis mittags suchen wir nun in einem fort feuchte Stellen im Flußbett auf und graben drauf los. Vergebliche Mühe! Wir erreichen gar nichts. Da müssen wir nun sehen, wie die armen Schwarzen, die seit zwei Tagen kein Wasser getrunken, sich in dem ausgegrabenen Nies wälzen und mit den Lippen die Feuchtigkeit absaugen! So lange man nicht in Äquatorial-gegenden gewesen ist, kann man sich die Qualen des Durstes nur schwer vorstellen.

Um 3 $\frac{1}{2}$ Uhr bläst die Trompete zum Abzug. Bei dem Mangel an Wasser nehmen unsere Träger einen Vorrat Baumrinde mit, und dann geht's voran, nicht aber, ohne daß man sich zuvor den Mizimu günstig gestimmt hätte. Zu dem Ende häuft ein Zauberer einige Steine und Zweige auf, wirft ein bißchen Staub darauf und entfernt sich dann. Ebenso werfen seine sämtlichen Hintermänner der Reihe nach etwas Staub mit den Fußspitzen darauf.

Bis Sonnenuntergang marschirt die Karawane schwerfällig und mühsam. Sobald aber die Abendfrische gekommen ist, geraten unsere Träger unter den Strahlen des Vollmondes förmlich in einen Laufschrift. Nichts hält sie auf, weder Dornen noch Quergezweig, noch Schluchten. Eben der Selbsterhaltungstrieb befähigt sie zu den größten Anstrengungen. Stoßen sie auf dem Wege auf einen Leichnam, so schreien sie: „Laßt uns den Tod fliehen!“ und bei dem Schrecken, der sie dann packt, gestaltet sich ihr Marsch immer schneller.

Um Mitternacht müssen wir anhalten, da alle erschöpft sind. Nach vier Ruhestunden sind wir wieder auf dem Wege; um 9 Uhr finden wir Wasser. Es war aber auch Zeit! Einige haben nicht einmal mehr die Kraft, ihre Traglast ordentlich abzulegen, sie fallen zur Seite und bleiben wie tot liegen, unbekümmert darum, ob Wasser da ist oder nicht. Schnell füllen wir unsere Flaschen und geben den Armen zu trinken, die sich nicht einmal mehr erheben können, um ihren Durst zu stillen. Sie thun den großen entzündeten Mund vor uns auf, wie die kleinen Vögelchen vor der Mutter, und wir gießen soviel hinein, als eben angeht. Allmählich kommen sie wieder zu Kräften und werden gegen Abend so munter, daß sie sogar ein Lied über die Schrecken des Ngunda-Mkali aus dem Stegreif singen. Nur drei fehlen beim Aufbruch: sie sind verdurstet.

So reiset man in Afrika.

Afrikanische Post.

Marientberg (Kamerun), 21. März 1892.

Vor wenigen Tagen gelangte die freudige Nachricht hierher, die Glocke, die Gabe unserer hochherzigen Wohlthäter, liege in Kamerun und warte auf Abholung. Mit welcher Freude wir derselben entgegen-

ehen, das können Sie sich denken; welch' ein Ereignis wird das für die ganze Mission sein, wenn dieselbe mit weithin schallendem Klange die Herrlichkeit Gottes verkündet und zum Lob und Preis des Schöpfers seine schwarzen Kinder einladet! Unseren Schutzbefohlenen habe ich schon erzählt, daß wir von guten Menschen eine schöne Glocke bekommen würden, mit welcher wir dreimal am Tage das Ave läuten. Gern versprachen sie dann auch zu beten. Dank allen hochherzigen Gebern im Namen der gesamten Mission; o könnten sie doch unsere Freude hierüber sehen, sie würden schon dadurch sich hinreichend belohnt fühlen!*)

Im Anschluß hieran möchte ich nun nach einer verhältnismäßig langen Pause von so manchem berichten, was sich hier zugetragen hat. Daß der Tod auch in unsere Reihen einige Lücken gerissen, haben Sie schon gemeldet, und doch kann ich nicht umhin, daran zu erinnern, denn ein rechter, herber Verlust war für uns in Marienberg der Tod unseres Mitbruders Klosterknecht, der von Feuertreuer für die Mission brannte und als Lehrer seine recht schwierige Stelle wacker ausfüllte. Auch der Tod des Herrn v. Gravenreuth war für uns recht hart. Daß der tapfere Offizier ein überzeugungstreuer Katholik war, ist bekannt; von seiner Zuverlässigkeit den katholischen Missionen gegenüber können alle Missionen Deutsch-Ostafrikas erzählen. Schon gleich nach seiner Ankunft in Kamerun knüpfte er mit unserem Herrn Präfecten Verbindungen an, um ihn zu bestimmen, Missionsstationen im Hinterlande anzulegen und der Expedition Missionare mitzugeben. Leider waren wir nicht in der Lage, wegen Mangels an Personal, diesem Wunsche des braven Mannes sofort zu entsprechen, denn gerade kurz vorher waren zwei neue Stationen gegründet worden. Gravenreuth war ein Mann, dem ein freundliches Andenken in den Herzen aller, die ihn kannten, besonders der Missionare, für alle Zeit sicher ist. Wie schmerzlich war ich nicht betroffen, als der Dampfer „Soden“ am 14. November nachts heraufkam, um mich nach Kamerun zur Einsegnung und Beerdigung seiner Leiche zu holen; denn wir erwarteten ihn jeden Tag in unserer Mission, der er schon längst einen Besuch versprochen hatte. Das Treffen, in dem er fiel, war ein verhältnismäßig unbedeutendes, es blieben ja nur wenig Soldaten außer ihm. Die näheren Umstände des traurigen Ereignisses werden Sie aus den Tagesblättern erfahren haben. Von größerem Interesse wird es Ihren Lesern sein, zu erfahren, wie die Beerdigung vor sich ging.

Der stellvertretende Herr Gouverneur v. Schuckmann hatte seinen Dampfer „Soden“ hierher geschickt, um einen katholischen Priester zur Feierlichkeit zu rufen. Dienstags, 9 Uhr, sollte die Beerdigung stattfinden. Eingeladen waren sämtliche Weiße am Kamerunfluß, ohne Unterschied der Nationalität und der Konfession. Ich glaube, sie waren auch alle erschienen, mit Ausnahme des protestantischen Missionars, durch

*) Zwei weitere Glocken, eine für Kribi, die andere für Edea, werden im Mai oder Juni abgehandelt. (Die Red.)

dessen Rückkehr von seiner Sendung der traurige Ausgang der Expedition verursacht worden war, allerdings ohne sein Verschulden. Da die Baseler protestantische Mission nämlich ein Haus am Buea hat, und der dortige Missionar ein Freund des Häuptlings war, wurde dieser Herr vorausgeschickt, um im Dorfe zu melden, die Expedition komme in friedlichen Absichten. Doch der Bote kam auf seinem Wege an Verhaue, wo man ihm sagte, wenn er weiter marschiere, werde ihm der Hals abgeschnitten. Durch solche Drohungen erschreckt, kehrte er um, und zwar auf einem anderen Wege, als auf dem die Expedition heranrückte, so daß er diese nicht warnen konnte.

Der Gouverneur hatte auf meine Bitten im großen Empfangspalast einen Altar errichten lassen. Am 9 Uhr trat ich an den Altar, um angesichts der Bahre für die Seelenruhe des teuren Dahingegangenen das hl. Opfer darzubringen. Nachdem dasselbe vollendet war, ergriff der Gouverneur das Wort, um in ergreifender Rede die Tugenden des tapferen Mannes zu feiern. Auf allen Gesichtern der Anwesenden konnte man den tiefen Schmerz lesen, der sich der Herzen ob des Hinganges eines so hoffnungsvollen Mannes bemächtigt hatte. Hierauf folgte meine Ansprache, worin ich des überzeugungsvollen, edlen Mannes gedachte, ich nahm die Einsegnung vor, dann trugen 10 Soldaten in deutscher Militäruniform den Sarg auf den Schultern zum Grabe, wohin wir unter Gebet folgten. Dort angekommen, folgte die Weihe des Grabes und Einsenkung, bei der eine dreimalige Ehrensalue der Marinesoldaten krachte. Ein schwerer, ein trauriger Augenblick war es, denn wir sahen ihn scheiden, auf den die ganze Kolonie Kamerun so große Hoffnung gesetzt hatte. Möge er reichen Lohn empfangen für seine Überzeugungstreue und sein edles, christliches Streben.

Nun wieder zurück zu unserer Mission und zu freudigeren Ereignissen. Daß unsere Kinder zurückgekehrt sind, wissen Sie ja schon. Seit dem letzten Sturme, der über unsere Mission hereingebrochen war und unsere Kinder mit hinweggeführt hatte, ist Gott sei Dank dergleichen nicht mehr vorgekommen. Wir konnten ruhig in unseren Arbeiten vorangehen. Die Kinder machen seitdem recht erfreuliche Fortschritte; ihre Aufmerksamkeit und ihr Eifer rührt mich in der That. Als ich ihnen einmal von der Einsetzung des allerheiligsten Sakramentes erzählte und tags darauf eines der Kleinsten fragte, was ich gestern gesagt habe, da gab es der kleine Knirps mit großer Genauigkeit wieder, ja fast mit denselben Worten, die ich gebraucht hatte. Daß die Kinderherzen zugänglich sind für die Lehren der hl. Religion, daß sie Freude daran haben, das kann man jeden Tag sehen. Weil denn mehrere unter ihnen so sehr nach der hl. Taufe verlangten, beschloßen wir, die Besten, die sich durch Eifer in der Schule und durch braves Betragen ausgezeichnet hatten, zu diesem hl. Sakrament zuzulassen. Am **W e i h n a c h t s f e s t e** sollte dieser feierliche Akt vorgenommen werden.

Tags zuvor, am hl. Abend, hatten wir einen Christbaum aufgerichtet und ihn mit allen möglichen Gaben und Kleinigkeiten geschmückt. Die Kinder waren recht gespannt und erwartungsvoll, aber der Anblick des Christbaums übertraf all' ihre Erwartung, freudig stimmten alle ein in das wunderschöne Lied „Stille Nacht“. Hierauf folgte die Christbescherung, die freilich recht gering war, aber doch mit freudigem Dank angenommen wurde. Eine kleine Verlosung beendete die Feier. Nachdem die Kinder noch einige Zeit auf und ab gegangen waren, religiöse Lieder singend, begaben sie sich zu Bett. Aber schon bald sollten sie sich wieder erheben, um den Lobgesang der Engel „Gloria in excelsis Deo“ mitten in der Nacht zu hören und den lieben Heiland bei seiner Ankunft anzubeten.

Der nächste Morgen war für die Tauffeierlichkeit bestimmt. Wie sehnten sich die Erwählten darnach! Ich hatte die Häuptlinge der verschiedenen Dörfer eingeladen, die auch mit einer Anzahl von Leuten, freilich etwas spät, ankamen. Zum ersten Mal ward in Kamerun diese hl. Handlung von einem katholischen Priester vorgenommen, zum ersten Mal hatte unsere hl. Kirche auf so lange ungebauten Boden Früchte gewonnen. Die feierlichen und bedeutungsvollen Zeremonien der Taufe von Erwachsenen werden Ihre Leser kennen. Mit vollem Recht gebietet da der Priester dem Teufel, aus der Seele, die er als sein Eigentum betrachtete, zu fliehen und sie als Eigentum Christi, als Tempel des hl. Geistes zu ehren. Auf den Gesichtern der Täuflinge lag tiefer Ernst, ja einige waren sichtlich erregt und tief gerührt bei der Feierlichkeit. Unter den Täuflingen war auch eine Jungfrau, die wenige Tage darnach die christliche Braut unseres Dolmetschers und Hülfsllehrers Andreas Mbange, eines Jünglings von St. Ottilien, wurde. O möchten doch diese Seelen, welche für Christus da gewonnen wurden, ewig ihm angehören und ewig das Kleid der Unschuld, das so trefflich durch einen weißen, langen, faltigen Mantel versinnbildet war, bewahren! Ah, welche Freude empfindet da das Herz des Missionars; gering erscheinen ihm die Opfer, die er bis jetzt in seinem schweren Amte dem lieben Gott gebracht hat. O könnten doch auch unsere Wohlthäter einmal einer solchen Feier beiwohnen, sicher würden sie zufrieden sein mit dem Segen, der durch ihre Almosen bewirkt wird. Ein feierliches Hochamt schloß die erhebende Feier. Die Namen der Getauften sind Josef, Heinrich, Albert, Peter, Paul, Maria.

Weil ich gerade von der Taufe spreche, will ich noch einige Tausen von Sterbenden oder Schwerkranken erwähnen; außerdem haben wir noch drei Nottausen vorgenommen. Eines unserer Dahomey-Kinder, die wir wegen ihrer großen Jugend von der Expedition erworben hatten, konnte sich nicht mehr erholen; es magerte immer mehr ab und ging sichtlich seinem Ende entgegen. Zum Glück hatten wir einen christlichen Arbeiter in der Mission, der die Dahomeysprache kannte und als Dolmetscher beim Unterrichte diente. Als der Junge seinem

Ende nahe war, goß ich das Taufwasser über sein Haupt, dankbar nahm er die große Gnade an und starb wenige Stunden darauf. Ferner hatte ich ein kleines Mädchen getauft, es war kräftig und gesund, aber einige Zeit darauf wurde es von starker Dysenterie überfallen, von der es nicht mehr genas. Das Taufwasser hat ihm das Kleid der Unschuld zurückgegeben, mit dem es wenige Tage darauf rein vor dem lieben Gott erschienen ist, um den lieben Engeln eingereicht zu werden und für unsere arme Mission eine Fürbitte zu sein. Sophie war des Kindes Name, das auf Veranlassung einer Wohlthäterin durch „Gott will es“ getauft und getauft ward. Schließlich wurde hier noch ein größeres Mädchen getauft, das schon krank in die Mission kam, es wurde durch Unterricht sorgfältig vorbereitet, bis es nach der hl. Taufe verlangte; leider wird es bald seinem Leiden erliegen; es hatte Schreckliches in der Sklaverei zu erdulden, bevor es zu uns kam.

In Edea wurden bis jetzt mehr als zehn Seelen durch die Not- taufe gerettet. Es ist nämlich eine Regierungsstation dort, auf der sich franke Expeditionsleute befinden. Da wir von der großen Sterblichkeit unter ihnen hörten, suchten wir beim Stationschef die Erlaubnis nach, die Leute unterrichten und, wenn sie darnach verlangen, taufen zu dürfen. Diese Erlaubnis wurde uns gern gewährt. Mit großer Spannung und Freude lauschten die Armen meinem ersten Unterricht, sie waren erfreut, einen Menschen gefunden zu haben, der ihnen solche Teilnahme entgegenbrachte. Bald werden noch mehr getauft werden; denn ich glaube, daß die Leute, die ihrem Ende nahe sind, gern von Gott hören, an ihn denken und sich darnach sehnen, zu ihm zu kommen.

In Kribi, unserer zuletzt gegründeten Station, wurde ebenfalls ein Sterbender getauft; der Sohn ruhte nicht, bis er seinen Vater bestimmt hatte, sich taufen zu lassen. Ganz unerwartet jedoch trat plötzlich im Zustand des Kranken eine Besserung ein, und jetzt hat er sich soweit erholt, daß er wieder ausgeht; von seinen sechs Nebenfrauen hat er sich losgesagt und bis jetzt scheint es, daß er ein tüchtiger Christ werden wird.

In Kribi herrscht überhaupt nicht eine solche Gleichgültigkeit betreffs der Religion, wie hier auf dem Sannaga; dort sind die Einwohner der Zivilisation schon näher und somit den Ideen und dem Glauben der Europäer zugänglicher. Sie rühmen sich, daß sie eine Mission an ihrem Plage haben, und kommen auch, besonders an den Sonntagen, festlich gekleidet zur Predigt und zum Gottesdienst. Wenn der Herr seinen Segen wie bis jetzt verleiht, werden sich bald mehrere Erwachsene bekehren. Daß die Kinder zur Schule kommen werden, d. h. um in der Mission zu leben, ist sicher, denn schon jetzt verlangen viele zu kommen, und sie fragen nur nach dem Zeitpunkt der Eröffnung der Schule. Das dortige Wohnhaus für die Missionare ist fertig, bald wird auch die Schule in Angriff genommen, so daß die wichtigste Arbeit der Missionare, die Erziehung der Kinder, bald beginnen kann.

Kribi hat außer dieser guten Veranlagung der Eingeborenen noch andere Vorteile; gesund ist es dort nämlich, das Klima ist dort besser als sonstwo im Kamerungebiete. Es dient deshalb als Erholungsplatz für unsere kranken Mitbrüder, es hat sich schon einer, der durch das Schwarzwasserfieber sehr heruntergekommen war, dort recht gut erholt. Und in der That, Not thut ein solcher Platz uns, denn die meisten von uns waren durch beständige Fieber fast aufgerieben. Der hochw. Herr Präsekt hätte jedenfalls hier in Marienberg es nicht mehr lange ausgehalten, denn ein Fieber nach dem anderen warf ihn auf das Krankenlager, von dem er sich dann jedesmal todeschwach für nur wenige Tage erhob. Noch einen anderen Vorzug hat Kribi: direkten Verkehr mit den Schiffen, weil es an der Küste gelegen ist, und ohne solche direkte Verbindung mit Europa ist eine gehörige Entwicklung der Mission fast unmöglich; wir haben ja traurige Erfahrungen hier auf dem Sannaga machen müssen und haben es kennen gelernt, was es heißt, fast abgeschnitten zu sein von der Außenwelt. Von Kribi nach hier braucht man bei tüchtiger Seereise bloß 24 Stunden, während der Weg zurück gewöhnlich 2 $\frac{1}{2}$ Tage beansprucht, da der Wind nie recht günstig weht.

Ich habe eben von der Gleichgültigkeit der Bewohner am Sannaga gesprochen, da möchte ich zur Erklärung derselben einige Worte hinzufügen. Die Leute hier kennen noch nicht den Vorteil einer Mission; sie wissen noch nicht, was es für ihre Kinder wert ist, in der Religion und in nützlichen Kenntnissen unterrichtet zu werden. Die Kameruner, d. h. die Duallas, haben es schon längst heraus, daß unsere Mission Tüchtiges leistet, denn bis jetzt haben sie fast alle ihre Kinder gegeben, obwohl wir fast gar keinen direkten Einfluß auf die Duallas haben. Die Bakofos, d. h. die Bewohner von hier, haben kaum ein Drittel unserer Schuljungen gestellt. Auch der Predigt und dem Unterricht, den wir in den Dörfern geben, hören letztere nur gleichgültig zu. Nun was ist da zu machen? so habe ich mich schon oft gefragt. Recht viel beten muß man für das arme Heidenvolk, damit der liebe Gott es durch seine Gnade erweiche, und Geduld muß man haben. Also betet recht für uns, liebe Leser, besonders aber Ihr, die Ihr Euch unserer Frommen Missionsgesellschaft angeschlossen habet, und somit auch ein größeres Interesse an unserem Arbeiten und Wirken habet.

Jetzt möchte ich noch eines erzählen, um zu zeigen, was ein Missionar alles können sollte, um allen alles zu werden. Er muß Schullehrer, Baumeister, Arzt, Zimmermann, Ziegelbrenner sein, kurzum in allen Dingen sich helfen können. Jetzt sind wir mit dem Bau des Schwesterhauses beschäftigt. Am Bau hatte ich mich früher nicht gekümmert, jetzt mußte ich den Plan dazu entwerfen und unseren schwarzen Hohlern jeden Strich anreißern und jeden Schnitt anzeichnen.

Vom Ziegelbrennen hatte ich früher nichts weiter als die Beschreibung gelesen und doch haben wir mit unseren Krulanten, die noch nie einen

Ziegel gesehen hatten, das Ziegelmachen probiert, und jetzt geht es schon ganz flott, so daß wir bald die nötige Anzahl Ziegel zusammen haben. Freilich, wenn ich an Aufmauern denke, werde ich doch ein wenig ängstlich, denn vom Maueraufführen sollte man doch Kenntnis haben; nun der gute Wille, Fleiß und Aufmerksamkeit werden auch darüber hinweghelfen und mit Gottes Hilfe wird das Haus schon bald bewohnbar sein; so daß wenn unsere Schwestern, die wir sehnlichst erwarten, kommen, sie ein trauliches Heim vorfinden. Die Größe des Hauses mißt mit Einrechnung der Veranda, die es auf allen vier Seiten umgiebt, 18×10 Meter. Unten befindet sich der Schlaßaal und die Schule für Mädchen. Vor der Hand wird es genug Raum für eine stattliche Anzahl von Mädchen bieten. In Edea wird bald das Wohnhaus für die Missionare fertig, wenn die Arbeiten weit genug gediehen sind, wollen wir eine kleine Expedition unternehmen, um Sklavenkinder loszukaufen. Edea bietet für diesen Zweck eine recht günstige Gelegenheit, denn von dort geht der Weg ins Hinterland, von woher die Sklaven an die Küste gebracht werden. Möge es uns doch gelingen, recht viele aus dem Joche der Sklaverei für Christus und die Freiheit zu erkaufen.

Indem ich allen unseren Wohlthätern recht herzlich für ihr edles Bestreben, uns in unserer harten Arbeit zu helfen, danke, möchte ich noch eine Bitte an alle, besonders an die Aggregierten unserer Gesellschaft richten, uns mit ihren frommen Gebeten beizustehen, damit wir als tüchtige Missionare das Licht des Glaubens recht vielen armen verirrtten Seelen zu bringen vermögen.

P. Walter.

Bagamoyo, 15. März 1892.

Hier in Bagamoyo, am Brennpunkte der Karawanenstraßen aus dem Innern von Afrika, von wo aus seit jeher die meisten Sklaven nach Zanzibar transportiert wurden, obwohl öffentlich der Sklavenhandel abgeschafft ist, werden doch noch immer Sklaventransporte zu Wasser und zu Land überrumpelt, um die befreiten Sklavenkinder teilweise an die Mission von Bagamoyo abzugeben! An wen sollen wir uns nun für deren Unterhalt wenden, wenn nicht an jene hochherzigen Gönner, die in ihrem heiligen Eifer für die Ausbreitung des Glaubens einen Afrika-Verein gebildet haben, damit sie die Missionen im Werke der Verbreitung der wahren Religion und der christlichen Zivilisation unterstützen können?! Diese Bitte richte ich aber als Österreicher mit um so größerem Vertrauen an Euer Hochwürden (den hochw. Herrn Propst Landsteiner in Nikolsburg), weil in diese Teile Afrikas von unserer Kongregation hauptsächlich nur Missionäre deutscher Nationalität geschickt werden, und weil eine Teilung des apostolischen Vikariates von Nord-Zanzibar bevorsteht, wonach die im deutschen Kolonialgebiete befindlichen Missionsstationen ein separates apostolisches Vikariat bilden werden.

mit dem Sitze in Bagamoyo. Es werden also die Missionen der Patres vom heiligen Geist in Deutsch-Ostafrika hauptsächlich auf die milden Gaben von deutschen Nationen, auf die Afrika-Vereine Deutschlands und Österreichs, angewiesen sein.

Ich gebe mich also der sicheren Hoffnung hin, daß, da Österreich ohnehin keine Kolonien in Afrika besitzt, die Mitglieder des Afrika-Vereins hauptsächlich solche Missionen unterstützen werden, wo Landsleute arbeiten, insbesondere aber Bagamoyo und die dazu gehörigen Missionsstationen im Innern von Afrika, deren Zahl sich immer mehr vermehren wird, da die heranwachsende befreite Sklavenjugend das Fundament zu neuen Christendörfern bildet. Solcher Sklavenkinder befinden sich gegenwärtig 340 in Bagamoyo.

D. G., Missionar.

Suilla, den 28. Februar 1892.

In meinem letzten Briefe erzählte ich Ihnen von dem Glend, welches die Trockenheit über unsere Mission gebracht hatte. Wir waren damals dem Anfang der Regenzeit nahe, und jedermann harrete, zwischen Hoffnung und Furcht schwebend, auf den ersten Regen, um seine Saaten der Erde anzuvertrauen. Dieser kam endlich; die Felder wurden angehäet, und da der Regen während einiger Zeit fort dauerte und die Gewächse schön heranwuchsen, so sah man frohen Herzens der Zukunft entgegen. Doch es sollte anders kommen. Beinahe schon stand alles in voller Blüte, als der Regen aufhörte und eine völlige Dürre eintrat. Eine fast unerträgliche Hitze, die kaum einmal im Monat durch einen kleinen Regen unterbrochen wurde, vernichtete die Ernte unserer Schwarzen fast gänzlich. Noch schrecklicher als letztes Jahr sollte die Hungersnot werden. Wenigstens konnte man damals noch hie und da etwas kaufen. Aber jetzt, wo alles aufgezehrt, ja selbst in weiter Ferne nichts mehr zu haben ist, wo wird man die nötige Nahrung hernehmen? So lange der Regen dauerte, gab es einige Kräuter, welche unsere armen Leute zubereiteten, aber als es zu regnen aufhörte, nahmen auch diese ein Ende.

Wir in der Mission befanden uns nicht in viel besserer Lage. Wohl hatten wir ein wenig Wasser, um unsere Felder zu bewässern; doch, da es nicht regnete, konnte auch dieses aufhören. Wo aber, fragte man sich, werden wir für unsere Kinder zu essen hernehmen, womit werden wir die hungernden Gerippe, welche sich täglich in der Mission einfanden, vom Tode retten? Arbeiten konnten die armen Leute nicht mehr, sie waren so abgezehrt, daß sie nicht einmal gehen konnten, und doch mußten sie essen. Mehrere baten, sie doch die Blätter des Manioks pflücken zu lassen, um sich damit zu ernähren. Andere fielen dem Tode zum Opfer. Schrecklich, sagte P. Muraton, ist es, wenn man einem Hungerstorbenden beistehen muß. Einmal kam er in eine Hütte,

wo eben ein armes vom Hunger abgezehrtes Weib mit dem Tode rang. Niemand kann sich vorstellen, was das arme Wesen litt. Unter seinen Schmerzen sich krümmend und bis auf's äußerste abgemattet, konnte sie fast kein Wort hervorbringen, als der Vater sie fragte, ob sie ein Kind Gottes werden wollte; bejahte es jedoch, empfing die hl. Taufe und ging in ein besseres Leben über. Andere, besonders Kinder, brachte er mit sich in die Mission, wo sie sich wieder erholten und gerettet wurden. Das Elend war so groß, daß die Eltern ihre Kinder verkauften, um sich Nahrung zu verschaffen. Vielen aber ging es noch schlimmer. Vor einigen Tagen kam ein junger Mann, der sich kaum mehr auf den Füßen halten konnte und verlangte den P. Superior zu sprechen. Als dieser kam, erzählte er wie folgt: Nicht weit von hier steht das Haus meines Bruders, bei welchem ich und ein anderer meiner Brüder krank lagen. Alle Nahrung war aufgezehrt und ein sicherer Tod wartete unserer. Unser Bruder, als er nicht mehr wußte, womit sich selbst ernähren, grub zwei Gräber. Mein anderer Bruder, der noch lebendig war und vergeblich um Gnade flehte, wurde in dem einen begraben, mir aber sollte das andere zu teil werden; doch als man mich dahinführte, bat ich, mich zu Dir hierher kommen zu lassen. Hilf mir, ich bitte Dich, sonst bin ich verloren! . . . Zur Zeit weilt er noch in der Mission. Möge ihm der liebe Gott mit der Gesundheit des Leibes auch jene der Seele geben und ihm die hl. Taufe verleihen.

Die Dürre dauerte fort. Bedrängt sah man sich nach allen Seiten nach Hülfe um. Schon einmal hatte man sich dem Hochw. Gute, auf dem Altare ausgelegt, zu Füßen geworfen und um Erbarmen gefleht. Ein kleiner Regen fiel, doch bald ward wieder alles trocken. Größer noch sollte das Elend werden. Während einiger Tage trat eine zu dieser Zeit so unerhört strenge Kälte ein, daß ein großer Teil der noch übrig gebliebenen Gewächse erfrohr. Ein zweitesmal wurde der liebe Heiland auf dem Altare ausgelegt und um Hülfe angefleht; doch dieses mal ohne allen sichtbaren Erfolg. Schon ließen wir allen Mut sinken, als der P. Superior eine neuntägige Prozession anordnete. Schon ein oder zweimal waren die Umgänge gehalten, als man am 12. Februar von Osten her große Staubwolken kommen sah. Was konnte es sein? Nur zu bald sollte man es erfahren. Nicht Staubwolken, Wolken von Heuschrecken waren es, die herannahen und alles vernichteten, wo sie sich niederließen. Niemand, der es nicht mit angesehen, kann sich das vorstellen; die Sonne wurde bei ihrem Durchgange verfinstert und wo die gesäßigen Tiere sich niederließen, war die Erde wie mit einem Teppich bedeckt. Was aber sollte man diesem neuen Feinde gegenüber thun? . . . Zuerst versuchte man die Eindringlinge durch Lärm zu verschrecken; doch einige abgefeuerte Flintenschüsse erwiesen sich als wirkungslos. Angezündete Feuer und großer Rauch schafften einigen, aber doch geringen Nutzen. Was nun anfangen, um die noch stehenden Pflanzen zu retten? In größter Furcht nahm man seine Zuflucht zum hl. Joseph

und sein Bild wurde inmitten der Pflanzungen aufgestellt. Dicht fielen auch jetzt noch die Heuschrecken, aber der Himmel fing an, sich zu verdunkeln; ein heftiger Wind jagte die noch in der Luft fliegenden Feinde auseinander. Der Donner rollte und ein gewaltiger Regen strömte hernieder. Mit dem Unglücke hatte sich auch das Glück verbunden. Der liebe Gott hatte unser Gebet endlich erhört und den so sehr erbetenen Regen gegeben. Aber noch besser sollten wir den Schutz des hl. Joseph wahrnehmen. Zwar waren die Heuschrecken auch bei uns eingedrungen, aber als man diese mit jenen verglich, welche vor der Umzäunung draußen geblieben waren, so fand man, daß es im Vergleich mit jenen harmlose Tierchen waren, und während unsere Nachbarn über den erlittenen großen Schaden klagten, war bei uns fast kein Blättchen berührt worden. Deshalb wurde am Mittwoch, den 17. Februar, zur Ehre des hl. Joseph und als Dank für seinen Schutz ein feierliches Hochamt mit Prozession und Segen abgehalten. Mehrere Male noch kamen die Tiere, doch immer blieben wir auf ähnliche Weise verschont. Unsere Schwarzen betrübten sich nicht so sehr über diesen Feind; der Hunger ist ein guter Koch, und sie aßen die Tiere mit Haut und Haar. Als sie satt waren, fingen sie Körbe voll ein, um sie zu trocknen oder zu braten. Ubrigens schmecken die Heuschrecken nicht so schlecht; zum Mittagessen kam auch für uns ein Gericht gebratener Heuschrecken, ein jeder hat sie probiert, und P. Kieffer meinte, daß besonders das Gehirn gut sei . . .

Wie werden wir nun dieses Jahr hindurch die Nahrung für unsere Kinder bestreiten? Gott allein kann helfen. Zu kaufen giebt es hier nichts mehr; was die Trockenheit uns ließ, wurde zuerst von der Kälte, dann aber von den Heuschrecken vernichtet. Nach reiflicher Überlegung entschlossen wir uns, in einer wasserreichen Gegend Boden anzukaufen und dort eine neue Mission zu gründen. Große Pflanzungen von süßen Kartoffeln (Marvas, wie man sie hier zu Lande nennt) sollen uns zu Hülfe kommen. „Thue das Deinige, sagt das Sprüchwort, und Gott wird das Seinige thun.“ So hoffen wir. Die neue Mission ist angefangen; der hochw. P. Bonnefoux ist am 25. d. Mts. mit zwei Brüdern dahin abgegangen. Besonders schwierig wird die Gründung sein, da der Regen fast unablässig fort dauert und die Gesundheit des armen Paters, die schon so angegriffen ist, wird viel zu leiden haben. Doch es gilt, die Mission und alle unsere Kinder zu retten. Der liebe Gott wird seinen Segen geben und unsere Freunde in Europa werden uns, so hoffen wir, in ihren frommen Gebeten nicht vergessen.

B. C., Missionar.

Bräuche bei häuslichen Festen und Sterbefällen in Marokko.

Pr.-Lt. Duedenfeldt, der bekannte Marokko-Erforscher hielt in der Orientalischen Gesellschaft über genanntes Thema einen Vortrag, aus dem wir das Nachstehende wiedergeben.

Wenn der männliche Bewohner des Landes von der Erlaubnis, vier Frauen zu halten, keinen Gebrauch macht, so geschieht dies lediglich aus Gründen finanzieller Natur. Von einer dauernden individuellen Zuneigung zu der einen Frau, die der Marokkaner in sein Haus geführt, ist sicher in den zahlreichen Fällen keine Rede, in welchen der Mann an Stelle der gealterten Frau — häufig sogar auf deren Rat — eine jüngere Frau erwählt, zu welcher die erste Gattin des Hausherrn dann in eine Art von mütterlichem Verhältnis zu treten pflegt. Im übrigen bietet auch die völlige Lösung des ehelichen Verhältnisses namentlich dann keinerlei Schwierigkeiten, wenn ein beiderseitiges Einverständnis vorliegt; denn in diesem Falle ist die Sache mit der Zahlung eines entsprechenden Abstandsgeldes abgethan. Anders liegt die Angelegenheit, wenn der Mann ohne das zuvor erfolgte Einverständnis seines Weibes eine zweite Frau in sein Haus aufnimmt; denn dann erwächst ihm die Pflicht, zwei Haushaltungen einzurichten, Beim Fehlen eines besonderen Scheidungsgrundes schickt der Mann die Frau einfach zu deren Eltern zurück, doch hat man auch den Fall vorgeesehen, daß die alte Zuneigung zwischen den Getrennten wieder erwachen könnte und für den Fall die Rückkehr der Frau zu ihrem Gatten gestattet; da indessen alles eine gewisse Grenze haben muß, so trifft bei der dritten Wiederholung des durch häuslichen Zwist erfolgten Trennungsaktes beide Beteiligten eine harte Strafe. In der überwiegenden Zahl der Fälle haben die eine Heirat vorbereitenden Schritte den Charakter eines Handelsgeschäfts. Die Hälfte des ausbedungenen Preises wird den Eltern der Braut bereits einige Zeit vor dem Hochzeitstermin in Naturalien und in bar ausgezahlt, während die zweite Hälfte durch ratenweise spätere Tilgung abgetragen wird. Eigentliche Heiraten aus Neigung kommen nur auf dem Lande vor, wo das weibliche Geschlecht unversehleiert einhergeht.

Die Hochzeitsfeier erfolgt unter Beobachtung einer Anzahl höchst charakteristischer Zeremonien, auf deren Einzelheiten einzugehen wir uns verjagen müssen. Ihren Einzug in das Haus ihres zukünftigen Gatten hält die Braut entweder reitend, oder sie wird in einer Sänfte von der Form eines Kasten getragen. Musik und häufiges Schießen bilden die Begleitung der Hochzeitsfeierlichkeiten, die drei bis vier Tage andauern. Entgegen unseren abendländischen Anschauungen und Gewohnheiten verursacht die Geburt eines marokkanischen Kindes keinerlei festliche Kundgebungen und bei Sterbefällen ergeht sich die Bevölkerung, dem Beispiel der Hebräer folgend, in lauten wilden Klagen,



Die *Falres Levesque* und *Strauß* mit ihren Jünglingen.

ohne indessen von einem tiefer gehenden Schmerzgeföhle ergriffen zu sein, wie das aus den gleichgültigen Redensarten hervorgeht, mit denen der Marokkaner etwaige Äußerungen von Teilnahme bei Gelegenheit eines Sterbefalles erwidert. Der Tote wird, mit doppelter Kleidung versehen, das Gesicht nach Osten, dem heiligen Mekka entgegen, gewandt, in ein Grab, das nicht tiefer als $\frac{1}{2}$ Meter reicht, gesenkt, und die Stelle dann mit Steinen bedeckt; die Grabstätten von Ermordeten aber zeichnen sich durch große Steinhaufen aus, die ihre Entstehung der Beisteuer der Vorübergehenden verdanken.

Aus unserer Briefmappe.

Ein Ingenieur, Gönner unserer Sache, schreibt an die Redaktion:

„In Nummer 4 Ihrer Zeitschrift „Gott will es“ bringen Sie ein Schreiben von P. Walter aus Kamerun, in welchem derselbe in sehr schöner Weise über den guten Fortgang der dortigen Mission berichtet, aber auch die Schwierigkeiten hervorhebt, mit welchen die Patres Pallotiner dort zu kämpfen haben; er bezeichnet die Bauholzfrage als eine der schwierigsten und wichtigsten für die Neuanlage von Stationen und bittet daher in wahrhaft inständiger Weise, die Leser von „Gott will es“ möchten doch der Kameruner Mission ein mechanisches Sägewerk schenken, wodurch bei dem Holzreichtum des Landes der Ausbreitung der Mission ungemein geholfen wäre. Bis heute ist für diesen Zweck in Ihrer Zeitschrift noch keine Sammlung eröffnet, wohl deshalb, weil ein Sägewerk ziemlich teuer ist, nicht leicht in dem Maße, wie ein Harmonium oder eine Glocke das allgemeine Interesse zu erwecken vermag und daher das Ganze vielleicht aussichtslos erscheint. Ich glaube nun, daß die Idee von P. Walter ungemein praktisch ist, denn abgesehen davon, daß die Missionen ihr eigenes Bauholz billig haben könnten, wird ein solches Sägewerk den stets seinen Vorteil suchenden Neger wohl ebenso oder mehr anziehen, wie z. B. ein Harmonium, und Bretter und Balken werden vielleicht ein wichtiger Tauschartikel zur Befreiung von Sklavenkindern werden können. Außerdem fehlt es sicher den Pallotinern unter ihren Brüdern nicht an solchen, die etwas vom Bootsbau resp. Schiffsbau verstehen, der bei der Wichtigkeit des Verkehrs zu Wasser in Kamerun ebenfalls eine gewinnbringende Beschäftigung für die Brüder und Missionszöglinge werden könnte, wenn die Mission eine Dampfsäge hätte. In Erwägung dieser Momente scheint mir der Versuch einer Sammlung am Plage, und gelingt derselbe, so wäre es wohl das einfachste, eine Lokomotive und ein Sägegatter zu kaufen und nach Kamerun zu schicken. Billiger kommt man vielleicht anders dazu. Es giebt sicher am Rhein katholische Industrielle, von denen vielleicht der eine oder andere eine gebrauchte Lokomotive, die er gar nicht mehr nötig hat, besitzt, und die wohl billig oder umsonst zu haben wäre. Es kommt ja bei diesem Zwecke nicht darauf an, daß diese Maschine das denkbar vollkommenste hinsichtlich des Brenn- und Schmiermaterialverbrauchs darstellt, sondern nur, daß sie noch gut brauchbar, möglichst einfach und zur Holz- oder Holzkohlenfeuerung geeignet ist. Ein Sägegatter endlich kann nicht so sehr teuer sein. Später könnten vielleicht die bei

Idea vorhandenen Wasserkräfte nutzbar gemacht werden, so daß die Dampfmaschine dann überflüssig oder für andere Zwecke frei würde. Ich erlaube mir 20 Mark als kleinen Anfang zu einer Sammlung zu diesem Zwecke gleichzeitig an Sie abzusenden.

Hinsichtlich der für die Fromme Missionsgesellschaft gesammelten Gelder bitte ich Sie, gütigst die Frage zu beantworten, ob diese Summen alle für Kamerun zur Verwendung kommen oder vielleicht teilweise in Rom für innere italienische Missionen, was wohl wenig der Absicht der Geber entsprehen würde.

Noch etwas darf ich vielleicht kurz erwähnen: Die „katholischen Missionen“ enthalten in Heft I dieses Jahrgangs Mitteilungen von Mgr. Couppé über unsere Besitzungen in der Südsee, in denen der hochw. Herr ganz besonders die Vorzüglichkeit des dortigen Tabaks hervorhebt. Als ich das las, dachte ich sofort, der Tabakbau könnte dort vielleicht in ähnlicher Weise nutzbar gemacht werden, wie der Weinbau in Algerien, wodurch unsere dortigen Missionen* unabhängig würden. Es wäre vielleicht eine Verbindung mit dem Tabakverhandelsgeschäft für die katholische Geistlichkeit in Hanau (einer Genossenschaft von Zigarrenarbeitern, die von einem katholischen Geistlichen gegründet ist), möglich, wodurch sofort ein sicheres Absatzgebiet in Deutschland geschaffen und gleichzeitig einer heimischen guten Sache gedient wäre. Dies nur ein Vorschlag zur gütigen Erwägung.“

Antwort: Den letzten Vorschlag übermitteln wir unseren Missionaren zur Erwägung und gelegentlichen Beantwortung.

Was nun die Verwendung der von den Aggregierten der Frommen Missionsgesellschaft zusammengebrachten Gelder angeht, so werden diese ganz ausschließlich für Kamerun verwandt. Nur die Meiststipendien gehen an den hochw. P. Kugelmann im deutschen Noviziate zu Masio, Post Felizzano, Piemont, welcher Sorge trägt, daß die Messen möglichst bald von Angehörigen der Kongregation gelesen werden. Die Summen, für welche Sklaventinder angekauft werden sollen, gehen an den hochw. Herrn P. Präfekten in Kribi. Von den übrigen Geldern werden notwendige Bedürfnisse der Mission bestritten, wie z. B. die drei Glocken, Wachskerzen u. s. w. Auch konnte bereits eine hübsche Summe für das anzulegende Sägewerk bei Seite gelegt werden.

Der Generalförderer kann mit Freude bestätigen, daß die Fromme Missionsgesellschaft sich immer mehr ausbreitet, ganz besonders aber in den ärmeren Gemeinden zeigt sich Eifer und Opferwilligkeit. Es ist oft rührend mit welcher Freude fromme Personen sich der Obliegenheiten eines Beförderers oder einer Beförderin unterziehen. Dabei machen wir auch die erfreuliche Wahrnehmung, daß durch Einführung dieser Missionsgesellschaft die Afrika-Bewegung selbst einen neuen Anstoß erhalten hat. Der größere Teil derjenigen, welche sich der Frommen Missionsgesellschaft angeschlossen haben, wußte früher vom Afrika-Berein nichts. Während im vorigen Jahre die Gaben bei der Redaktion sehr spärlich einliefen, konnte dieselbe in den letzten Monaten sehr hohe Beträge nach Köln an den Zentralvorstand senden, ganz abgesehen von den Summen, welche direkt der Frommen Missionsgesellschaft zufließen. Möge es nicht bloß so bleiben, sondern immer noch besser werden. Die

Christianisierung Afrikas ist ein ungeheuer großes Werk, daß jedem Christen ausgiebige Gelegenheit bietet, sich Schätze zu sammeln, die er eine ganze Ewigkeit genießen kann.

Eine hocherfreuliche Nachricht

können wir unseren Lesern mitteilen. Wir werden eine **neue deutsche Missionsanstalt in Preußen** erhalten. Mit Genehmigung der kgl. Regierung darf sich die **Fromme Missions-Gesellschaft** — vorläufig leider nur diese — in der Diözese Limburg ansiedeln. Für unsere dieser Kongregation angehörenden Brüder und Schwestern hört also jetzt endlich die Verbannung auf. Loben und preisen wir Gott und danken wir der kgl. Regierung für diese Wendung, welche bedeutungsvoll für unsere Missionen sein wird. Beten wir, daß auch bald die verdienstvollen Väter vom hl. Geiste wieder heimkehren dürfen nach deutschen Gefilden, wohin sie die Sehnsucht verzehrt.

Für den Augenblick gilt es aber, das Gebotene dankbar anzunehmen und ausgiebig zu benutzen. Alle deutschen Angehörigen der Frommen Missionsgesellschaft, Paters, Brüder und Schwestern, müssen in Zukunft in deutscher Luft ihre Vorbildung erlangen. **Wir müssen also sorgen für ihr Unterkommen.** Das erfordert große Summen, und wenn nicht vielleicht geeignete Gebäude geschenktweise zu haben sind, so werden die vorhandenen Mittel für eine deutsche Missionsanstalt bei weitem nicht ausreichen. Das aber sind wir gewiß, die katholische Opferwilligkeit wird sich glänzend beweisen, sie wird nicht allein den geistlichen Söhnen und Töchtern des ehrw. Diener Gottes Vinzenz Pallotti ein wohnliches Heim schaffen, sondern auch allen übrigen Kongregationen, welche in ähnlicher edler Absicht bei uns anpochen.

Der hohen königlichen Regierung aber unseren ergebensten Dank für diese Entscheidung mit einem kräftigen *vivant sequentes!*

Mannigfaltiges.

Die Absicht der Errichtung eines **neuen Missionshauses in Schlesien** wird in der neuesten Nummer des Steyler „Herz-Jesu-Boten“ bestätigt. Für den geplanten Bau ist bereits ein entsprechendes Grundstück in nächster Nähe von Reisse käuflich erworben. So weit ist in diesem Augenblick diese Angelegenheit gediehen. Wir hoffen, daß die Gründung des neuen Missionshauses mit

Gottes Hilfe zu Stande kommt. Ebenso hoffen wir, daß bald noch eine andere in deutschen Kolonien wirkende Kongregation, wenn nicht alle, die Erlaubnis zur Begründung von Missionshäusern in Deutschland erhalten.

Österreich hat endlich ein Missionshaus für Afrika. Dem Missionshaus St. Gabriel in Mödling bei Wien, einer Filiale von Steyl, ist nämlich, wie wir im „Echo aus Afrika“ lesen, die Mission in Togo, eine deutsche Kolonie in Westafrika, zugewiesen worden.

Am Tanganjika-See wird endlich eine deutsche Militärstation eingerichtet. Lieutenant Johannes ist dazu kommandiert. Lieutenant Graf Hessestein soll im Gebiete von Ugogo eine gleiche Station anlegen. Wir können zu dieser Meldung ein lautes Bravo! nicht unterdrücken.

Der Wismann-Dampfer wird in Saadani, wo er jetzt lagert, durch Herrn Lieutenant v. Ely verladen und in einem Dampfer nach Quilimane an der Sambesimündung, das den Ausgangspunkt des Wismannschen Unternehmens bilden soll, hinübergeführt werden. Das Unternehmen verfügt andererseits über eiserne Rähne von 120 Tonnen und ist mit aller Sorgfalt vorbereitet. Major von Wismann wird in Quilimane den Transport selbst übernehmen. Der jetzt gewählte Weg über den Njassa-See nach dem Tanganjika erforderte bedeutenden Zeitaufwand; vor 1894 wird der Dampfer schwerlich ankommen.

Der Peters-Dampfer ist in Hamburg fertig zum Verladen. Er ist für den Victoria-See (Njansa) bestimmt. Die vorausgeschickte Expedition, welche dort alles vorbereiten soll, ist nach den vorliegenden Nachrichten wahrscheinlich schon an Ort und Stelle eingetroffen.

Freiherr Eugen v. Barmbüler ist auf einem Zuge nach dem Hinterlande von Pangani am Tropenfieber am 10. ds. gestorben. Der Verschiedene war am 5. Juli 1864 zu Gibraltar geboren und stand früher beim Königl. württembergischen Feldartillerie-Regiment Nr. 29 als Sekonde-Lieutenant. Er war schon unter Wismanns Führung in die Schutztruppe eingetreten und wurde bei deren Umwandlung in eine kaiserliche mit in dieselbe eingestellt. Den größten Teil seines afrikanischen Aufenthaltes hat er in Pangani zugebracht, welches als Nebenstation der ersten Kompanie zu Tanga zugeteilt war; als Bezirkshauptmann und Kompagniechef Krenzler 1890—91 beurlaubt war, hat ihn Lieutenant Freiherr v. Barmbüler in Tanga vertreten. Jetzt sind beide dem Klima erlegen.

Lieutenant Hermann, der vor längerer Zeit eine Expedition nach dem Victoriasee unternommen hat, berichtet über einen Kampf mit den kriegerischen Bagogo, den er am 31. Januar 1892 zu bestehen hatte. Hermann kam am Bubusfluß (Ortschaft Kapi) an und bezog Lager jenseits des Flusses. Da die Bagogo, wie gewöhnlich, eine feindliche Haltung annahmen, der Häuptling Maranga sich weigerte, zu kommen und aus der Karawane ein Sudanesentnabe samt ein halb Last Zeug gestohlen wurde, sah Hermann sich genötigt, angriffsweise vorzugehen. Über 500 Bagogokrieger besetzten unter dem üblichen, hyänenartigen Geheul eine mit Gebüsch bestandene Terrainwelle, welche sofort angegriffen wurde. Der Kampf löste sich wegen des Busches in eine Reihe Einzelgefechte auf und zog sich weit auseinander. Die Bagogo erlitten bedeutende Verluste; bei jeder der etwa 80 Temben lagen Tote. Erbeutet wurden außer

reichen Getreidevorräten ungefähr 900 Ziegen und Schafe, außerdem wurde der Unterhändler gefangen genommen.

Von **Emin Pascha** ist die überraschende Kunde eingetroffen, daß er sich auf dem Rückwege nach der deutschen Station Bukoba befand. Sein Begleiter Dr. Stuhlmann ist dort bereits eingetroffen. Dieser meldete, Emin habe sein Ziel, Babelai, nicht erreichen können, wegen Hungers und Krankheiten. Unverbürgten Arabermeldungen zufolge soll Emin sogar gestorben sein. Wir würden das bedauern, denn der Mann könnte noch gute Dienste thun.

Postboten in Ostafrika. Die Firma Schülke u. Mayr richtet, entsprechend einem Vertrage mit dem Kaiserlichen Gouverneur von Deutsch-Ostafrika, eine regelmäßige Postverbindung von Dar-es-Salaam nach dem Viktoria-Nyanza ein. Der einfache Weg wird 50 Tage in Anspruch nehmen. Den Postboten ist die folgende Bekanntmachung in Deutsch, Arabisch und Kisuaheli mitgegeben: „Vorzeiger dieses Schreibens geht als Postbote nach Tabora, Ujiji und in die Umgegend des Nyanza, um Briefe nach den genannten Orten hin- und auch solche von dort zurückzubringen. Alle, denen dies Schreiben von dem Boten vorgezeigt wird, werden aufgefordert, denselben auf seinem Wege nicht aufzuhalten, sondern ihn soviel wie möglich zu unterstützen und, wenn nötig, ihm auch den Weg zu zeigen. Wer diesen Boten unterstützt, wird als Freund betrachtet und reichlich belohnt, wer ihm aber Leides thut, wird streng bestraft werden. Friede sei mit Euch. Geschrieben von dem Kaiserlichen Gouverneur Frhrn. v. Soden.“

P. Alexander Le Roy weilt gegenwärtig in Paris, wohin ihn seine Oberen anfangs März zur Herausgabe einiger Werke für den Gebrauch der christlichen Neger absendeten. In Mombassa wird er indessen durch die Patres Machon und Flic, letzterer aus Straßburg gebürtig, vertreten. Dieser verdienstvolle Missionar ist unsern Lesern sehr wohl bekannt durch seine hübschen Zeichnungen und interessanten Artikel. Er war es, der die erste Reise nach dem Kilima-Udscharo machte und, wie wir s. Z. berichteten, oben in der Schnee- und Eisregion das Zeichen der Erlösung aufrichtete. Von seiner lesenswerten Schrift: „Mehr Licht in die Zustände des dunkeln Erdteils“ sind noch eine Anzahl von Exemplaren durch die Redaktion zu beziehen. Preis 30 Pfg. portofrei.

Die neuesten in Sansibar aus Uganda eingetroffenen Nachrichten tragen das Datum „Speke Golf, Viktoria Nyanza, den 7. März“. Dort sind Briefe von Kapitän Lugard eingetroffen, die die Lage in Uganda als äußerst gefährlich und schwierig darstellen. Unklar bleibt die ganze Sache. Thatsache ist die Niedermegung der Katholiken und die Flucht des Bischofs Pirth. Wir vermuten aber sehr stark, daß diese blutigen Ereignisse vor dem 7. März liegen. Wenn Lugard am 7. März schrieb, die Lage sei „äußerst gefährlich“ (für ihn natürlich und seine Partei), so ist es möglich, daß die Katholiken die erste Scharte ausgewegt und sich ihrer Bedränger entledigt haben. Sein Brief klingt nicht wie der eines „Königs von Uganda“, vielleicht war seine Herrschaft nur eine sehr rasch vorübergehende. Vorläufig müssen wir in Geduld auf briefliche Mitteilungen von Bukoba warten. Der Kapitän erwähnt in seinen Mitteilungen weder Mr. de Winton, noch Mr. Ashe. Dieselben befinden sich an der Westküste des Sees,

und der Bericht von ihrem Tode wurde von Eingeborenen nach dem am südlichen Ende des Sees gelegenen Nasa auf zwei ganz verschiedenen Wegen, sowohl über Land wie über den See, gebracht. Wahrscheinlich hatte Kapitän Lugard, als er die Briefe schrieb, noch nichts von diesen Gerüchten gehört. — Die neueren Meldungen aus Uganda zeichnen sich durchweg durch Unklarheit aus und sind voller Widersprüche. Nur soviel scheint aus ihnen mit Sicherheit hervorzugehen, daß die anfänglichen englischen Siegesnachrichten gänzlich unwahr sind, und daß die britische Partei in Uganda sich vielmehr in ziemlich großer Bedrängnis befindet. Es sollte uns nicht wundern, meint der „Hann. Cour“, wenn wir demnächst zu hören bekommen, daß Kapitän Lugard den Rückzug aus Uganda angetreten habe.

Dijesjan-Verein Paderborn.

Im Monate April gingen ein aus: Althaldensleben 38 M., Gaukirche-Paderborn 224 M., Herbede 20 M., Buhdorf-Paderborn 46 M. 50 Pfg., Arnsherg 292 M. 40 Pfg., Steinhäusen 66 M., Bigge 65 M., Dompfarre-Paderborn 103 M., Hövelhof 35 M., Stadtkämpen 60 M., Hörste 7 M., Hattingen 69 M. 38 Pfg. Summa 1026 M. 28 Pfg.

Paderborn, den 1. Mai 1892.

Der Schatzmeister: F. Dieck.

Dijesjan-Verein Münster.

In den Monaten Januar, Februar und März gingen ein aus: Lüttingen 19 M., Han 43 M., Darup 73 M., Billerbed 33 M., Neuentkirchen 125 M., Handorf 36 M., Münster (Einzelgabe) 3 M., Rhede 228 M. 10 Pfg., Osterwid 20 M., Eimen 50 M., Nütterden 7 M. 50 Pfg., Diestedde 95 M., Nordenfeldmark b. Hamm 6 M., Liesborn 10 M. 40 Pfg., Sünninghausen 5 M., Tönisberg 13 M., Bruch 30 M., Hönnepel 100 M., Herten 80 M., Gr.-Necken 120 M., Hövel 80 M., Oldenburg (Distrikt) 55 M., Hamborn 60 M. 75 Pfg., Kellen 42 M., Münster (Lamberti) 1100 M., Münster (Überwasser) (besondere Gabe) 800 M., Seppenrade 520 M., Nordwalde 100 M., Kempen 275 M., Stektrade 300 M., Hamm-Bossendorf 40 M., Havirbeck 97 M., Revelaer 600 M., Breyell 70 M., Everswinkel 236 M. 40 Pfg., Vorken 400 M., Lindern 130 M., Hembergen 44 M., Warendorf (neue Pfarre) 81 M., Gr.-Burlo 16 M., Waltrop 9 M., Werne 144 M., Bottrop 400 M., Saerbed 53 M. 50 Pfg., Burgwalbniel 219 M., Balsum 18 M. 50 Pfg., Schaag 14 M., Mehr 80 M., Rheine 330 M., Lette b. Roesfeld 23 M., Appelhülsen 25 M., Münster 50 Pfg., Zwillbrock 19 M. 30 Pfg., Duisburg 12 M. 70 Pfg., Handorf 38 M. 50 Pfg., Harjewinkel 30 M., Obermörnter 28 M., Hassum 74 M. 60 Pfg., Niesenbed 20 M., Marienbaum 12 M., Westerholt 55 M. 80 Pfg., Raesfeld 147 M. 60 Pfg., Sevelen 45 M., Dttmarsbocholt 41 M., Sassen 48 M., Mehr 100 M., Westbevern 32 M., Hollwid 65 M. 50 Pfg., St. Hubert 170 M. 70 Pfg., Wüllen 239 M. 75 Pfg., Ottenstein 20 M., Grietherbusch 15 M., Westkirchen 128 M., Mariensfeld 20 M., Rhade 76 M., Harjewinkel 5 M., Hopsten 78 M., Hinsbeck 71 M., Nottulin 110 M., Telgte 50 M. 75 Pfg., Barlo 85 M. 50 Pfg., Südkirchen 71 M., Nientert 30 M., Pont 62 M., Metelen 42 M., Freckenhorst 254 M., Goch 256 M., Sassenberg 137 M., Brochterbeck 53 M. 40 Pfg., Griethausen 102 M., Fraßelt 26 M., Beelen 77 M., Laer 94 M. 5 Pfg., Belen 98 M. 38 Pfg., Marienthal 40 M., Münster (St. Mauritz) 340 M., Buldern 40 M., Ostbevern 110 M., Vork 52 M. 80 Pfg., Kessel 50 M., Wejete 10 M., Roesfeld (Lamberti) 205 M., Hüls 162 M., Herbern 150 M., Münster (Ludgeri) 366 M., Klappelen b. Gelsen 43 M., Hülsberden 116 M., St. Tönis 138 M. 70 Pfg., Kappenberg 34 M., Dülmen 200 M., Schaephuysen 25 M., Nütterden 6 M., Alpen 13 M., Hohenholte 71 M., Waltrop 171 M., Gemen 57 M., Ahlen (alte) 195 M.,

Roesfeld (Zatobi) 314 M. 50 Pfg., Dinslaken 15 M., Münster (Servati) 69 M., Rotteln 120 M., Rhnen 50 M., Darup 35 M., Herzfeld 100 M., Werne 62 M., Gladbeck 50 M., Bochum 196 M. 20 Pfg., Eten 96 M. 80 Pfg., Wadersloh 198 M. 50 Pfg.

Münster, 1. Mai 1892.

Kropp, Schatzmeister.

Bücherschau.

Unser **Missionskalender** erfreut sich sehr günstiger Aufnahme, wie die wiederholten Bestellungen derselben Personen beweisen. Die verehrl. Vorstände der Zweigvereine bitten wir, bis zum 1. Juli ihren Bedarf von dem Beauftragten der Missionsgemeinde Ethenheim beziehen zu wollen, Herrn Andr. Speeth Nachf. (Herm. Stadler), Frankfurt a. M., Frierische Gasse 1. Bei Abnahme von 30 Exempl. und mehr liefert derselbe das Exemplar zu 20 Pfg. portofrei.

Das „**Echo aus Afrika**“, eine österreichische Monatschrift, welche gleich unserem „Gott will es“ sich die Kultur Afrikas zum Ziel gesetzt hat, macht erfreuliche Fortschritte. Während es Anfangs nur als Beilage zum Angelablatt in Wien erschien, ist es seit einiger Zeit selbständig geworden und hat seinen Umfang um das Doppelte erweitert. Unserem Herrn Kollegen Alexander Falka gratulieren wir bestens und wünschen ihm von Herzen einen recht großen Leserkreis.

Das Weimarer Geographische Institut publizierte in der bekannten Serie seiner „**Übersichtskarten zur Zeitgeschichte**“ eine neue (die erste) Nummer; dieselbe bildet eine „**Übersichtskarte von Inner-Afrika**“, nach dem heutigen Stande der geographischen Kenntnis bearbeitet von C. Niemer. Als Inner-Afrika ist hier das Land zwischen 19° j. Br. und 11° n. Br. betrachtet und in diesem augenblicklich den Mittelpunkt der afrikanischen Interessens bildenden Gebiete ein eingehendes und zugleich übersichtliches Bild gegeben. Die Karte, deren Preis 50 Pfg. beträgt, bildet ein praktisches Orientierungsmittel zum Verfolgen der neuesten Vorgänge in Afrika wie am Kongo und in Kamerunland.

Besondere Anliegen

dem Gebete der Missionare und Schwestern empfohlen.

J. S. in A.: Um Befreiung von einem Leiden. — **J. R. in W.:** Ein besonderes Anliegen. — Mehrere Anliegen unserer Leser. — Alle Anliegen, die uns vielleicht nicht zugegangen sind. — Die Verstorbenen aus unserem Leserkreis.

Briefkasten der Redaktion.

Nach Glogau: Warum anonym? — **An Viele:** Reklamationen wegen unpünktlichen Eintreffens dieser Hefte wolle man entweder an jener Stelle, woher man die Hefte bezieht, anbringen, oder bei der Expedition in M. Gladbach. Ebenso auch Neubestellungen. Letztere macht man, falls ein Postamt im Orte, am besten bei diesem. Der Herausgeber, der in Münster wohnt, kann sich um die Versendung nicht kümmern. — **Abonnent in Kl.-Domb.**: Wenn Sie die Broschüre haben wollen, so dürfen Sie nicht A. K. unterzeichnen, sondern volle Adresse angeben.

(Schluß der Redaktion am 12. Mai.)

Verantwortlicher Redakteur: W. Helmes in Münster i. W. — Druck und Verlag von A. Riffarth in M. Gladbach.

Gott will es!

Die Religion der Neger in Afrika.

I.

Vorbemerkung.

Während gelangen aus dem Innern des dunklen Erdteiles Nachrichten zu uns von neuen Schandthaten, welche die arabischen Sklavenhändler dort begehen, von den Greueln der Verwüstung, die sie anrichten, dem unsäglichen Elend, das sie unter die schwarze Bevölkerung bringen; an den Küsten, d. h. in der unmittelbaren Nähe europäischer Stationen, schwindet der Sklavenhandel mehr und mehr, im Innern aber blüht er munter weiter. Dieses Mitleid aber, großer Schmerz erfüllt uns alle, wenn wir von den entsetzlichen Leiden und Martern hören, welche die armen Schwarzen zu erdulden haben, die den menschlichen Hyänen zum Opfer fallen und in die Sklaverei weggeschleppt werden. Was aber das traurige Loß dieser Bejammernswerten besonders vergrößert, ist der Umstand, daß sie des Trostes der Religion entbehren. Als das israelitische Volk in der babylonischen Gefangenschaft schmachtete, ging es in sich und erkannte seine Schuld vor Jehovah, es erkannte, daß es von Gott so hart gestraft sei, weil es ihm abtrünnig geworden und fremden Göttern gedient hatte. Unter den Propheten war es besonders Ezechiel, welcher dem Volke seine Sündenschuld vorhielt, ihm aber zugleich die Erbarmung Gottes und seine Errettung aus der Gefangenschaft in sichere Aussicht stellte, wenn es sich bekehrte. — Die unglücklichen Neger entbehren in ihren Leiden der Sklaverei dieses göttlichen Trostes, sie haben niemanden, der ihnen Worte der Hoffnung und des Trostes zuspricht, ihre Herzen zu Gott wendet, der auch in ihrer Verlassenheit und Not ihr Vater und Erlöser ist; sie, wie all' ihre Angehörigen in der Heimat, all' die zahlreichen Negervölker im weiten dunklen Afrika befinden sich noch in der finstern Nacht des Heidentums. Viele dieser Stämme stehen auf der denkbar tiefsten Stufe der Kultur und haben von Sittlichkeit und Ehrbarkeit kaum einen Begriff; mehrere Stämme hat man angetroffen, die eine Lebensweise führen, welche fast ans Tierische grenzt, die ein so verkommenes Außere, eine so abschreckende Häßlichkeit zeigen, daß sie mehr Tieren gleichen als Menschen. Und in der That hat es nicht an Reisenden gefehlt, welche solchen Unglücklichen, die sie nur oberflächlich betrachteten, menschliche Natur und menschliche Würde absprechen zu müssen glaubten. Das war ein liebloses, freventliches Urteil, von

einigen vorschnell und unüberlegt, von anderen dagegen aus Bosheit gefällt, indem sie behaupteten, jene Wesen stammten von den Affen ab und bildeten das so lange gesuchte Mittelglied zwischen Affen und Menschen. So sollte diesen unglücklichen verlassenen Geschöpfen auch noch Hohn und Spott zu teil werden! Aber nicht lange konnte dieser „Triumph“ moderner Wissenschaft währen; bald kamen andere Forscher, namentlich Missionare, welche in ihrer Beobachtung gründlich und gewissenhaft zu Werke gingen und erklärten: Nein, diese armen unglücklichen Geschöpfe sind nicht tierischer Abstammung, sie sind Menschen, Ebenbilder Gottes wie wir, aber dieses göttliche Ebenbild ist bis zur Unkenntlichkeit entstellt, weil sie die Erkenntnis Gottes verloren haben, der Sünde und dem Laster anheimgefallen sind.

Haben wir uns aber über diese Erscheinung zu wundern, finden wir sie nicht mehr oder weniger überall im Heidentum? Sagt dieses nicht klar und ausdrücklich der heilige Paulus selbst? „Wandelt nicht,“ schreibt dieser Apostelfürst an die Epheser, „wie die Heiden, die verfinstert sind in ihrem Verstande, entfremdet vom lieben Gott durch die Unwissenheit, die in ihnen ist wegen der Blindheit ihres Herzens; die der Hoffnung absagend sich selber überantwortet haben in die Unlauterkeit, zur Verübung jeglicher Unreinheit, zur Unsitlichkeit.“ (Eph. 4, 17 ff.) — Draußen im hellen, warmen Licht der Sonne gedeiht die Blume, üppig sproßt und schießt sie empor und sendet ihre lieblichen Düfte aus; dem Sonnenlichte aber entzogen und in den Schatten gestellt, verliert die Blume bald ihre Farbe und ihren Glanz, sie verkümmert, welkt hin und stirbt ab. Geht es dem Menschen nicht ähnlich, würde nicht sein Geist, vom Lichte der göttlichen Gnade und Wahrheit nicht fortwährend erleuchtet und belebt, bald in Finsternis versinken und alles religiöse Leben ersterben? —

Im Innern Afrikas stößt der Wanderer oft auf große Urwälder, die sich über unermessliche Länderstrecken, größer wie ganz Deutschland, hinziehen; riesenhafte Bäume breiten hier ihre hohen Baumkronen wie gewaltige Arme aus, die mit ihren Zweigen und Blättern oft ein so dichtes Gewölbe bilden, daß kaum ein Sonnenstrahl hindurchdringen kann, um den Boden zu erhellen und zu erwärmen. Diese finstern Urwälder geben uns ein Bild von der geistigen Finsternis der Bewohner dieses Erdteiles. Seit Jahrtausenden lebten diese im Heidentum, kein Strahl göttlicher Erleuchtung und übernatürlicher Offenbarung erhellte diese geistige Nacht; keine Prophetenstimme bereitete diese Völker auf den Welterlöser vor, und als endlich der göttliche Heiland in diese Welt kam, da sollten noch fast 2000 Jahre vergehen, bis ein christlicher Missionar in das Innere dieses Landes eindrang, um diesen armen Heiden zu verkünden, daß der Welterlöser auch für sie geboren sei, auch für sie das Opfer der Erlösung dargebracht habe, daß das göttliche Licht auch ihre Finsternis erhellen und erleuchten wolle. Kann es uns aber da noch Wunder nehmen, daß diesen Völkern, welche so lange in

der Nacht des Heidentums lebten, der reine Gottesbegriff verloren ging, daß an Stelle der Wahrheit Irrtum, des Gottesglaubens der Aberglaube trat, daß sie sich so „entfremdeten dem lieben Gott . . . sich selber überantworteten in die Unlauterkeit, zur Verübung jeglicher Unreinheit und Unsitlichkeit“? Daß aber Gottentfremdung und Gottlosigkeit zur Sittenlosigkeit, zum schlechten Lebenswandel führt, daß die Sünde, das Laster zuletzt alle edlen Empfindungen und Regungen im Menschen erstickt oder doch abtumpft, daß ferner das Laster auch leicht auf den äußeren Menschen seinen Schatten wirft, der niederliche und trunksüchtige Mensch z. B. das Merkmal seiner Leidenschaft an der Stirne trägt, — diese Beobachtung können wir auch bei uns in Europa genug machen, dafür brauchen wir nicht zu den Negern zu gehen. Der Christ aber, der der Sünde und dem Laster dient, verschließt sein Auge dem Lichte, das ihn überall umgiebt, er wandelt mitten im Christentum, mitten im Lichte der göttlichen Wahrheit und sinkt freiwillig ganz durch seine Schuld hinab in die Nacht der Sünde und des Lasters, das seinen Geist umnachtet, ihn führt zum Unglauben, zur Gottlosigkeit, — dem Neger aber hat nie die Sonne der göttlichen Wahrheit geleuchtet, er befand sich stets in tiefer, finsterner Nacht, und darum ist er in seinem geistigen Elende, in seiner geistigen Verlassenheit gewiß entschuldbar und bemitleidenswert.

Wie die irdische Finsternis schwindet vor dem Lichte der aufgehenden Sonne, so muß auch die Nacht des Irrtums und des Unglaubens dort weichen, wo das Licht der göttlichen Wahrheit angezündet wird, das Heidentum muß weichen vor dem Christentum. Ja, das Christentum allein ist imstande, die armen Neger zu retten und zu erlösen. Es ist nun die Aufgabe unserer christlichen Missionen, ihnen die göttliche Wahrheit zu verkünden und den Samen des Christentums unter ihnen auszustreuen. Immer zahlreicher melden sich die christlichen Missionare zu diesem heiligen Berufe, folgend dem Rufe des heiligen Vaters, heldenmütig und opferfreudig dringen sie immer tiefer ein in den dunklen Erdteil. Uns aber, die in der Heimat zurückbleiben, liegt die dringende Pflicht ob, die Missionare hilfsreich zu unterstützen, damit sie ihre göttliche Mission glücklich und erfolgreich fortsetzen.

Es ist dem menschlichen Herzen eigen, dann gern und bereitwillig sich des Leidenden Mitbruders anzunehmen, dann freudig seine Hilfe anzubieten, wenn man so recht überzeugt ist von der Größe seines Leidens und einen tiefen Blick in dasselbe thun kann, wenn seine Not und sein Elend einem so recht klar und lebendig vor die Seele tritt. Wir wollen darum den geistigen Zustand der in der Finsternis des Heidentums schmachtenden Neger uns näher vorführen und mit unsern Lesern im Geiste hinabsteigen in dieses geistige Dunkel mit seinen Schrecknissen. Zu Grunde legen wir dabei das gelehrte und umfangreiche Werk: „Die Religion der afrikanischen Naturvölker“ von Prof.

Schneider in Paderborn*); außerdem werden wir die Berichte benutzen, welche wir sonst von Afrikaforschern, namentlich von Missionaren in „Gott will es“ und anderen Blättern vorfinden. Möge es uns dann gelingen, auf diesem Rundgange durch den dunklen Erdteil dauernd das Interesse unserer Leser zu fesseln. H. T.

(Fortsetzung folgt.)

Brüder, kommet nach Afrika!

(Von einem Missionar.)

Seitdem Afrikaforscher und Gelehrte jene unbekanntten Gegenden Afrikas, in welche bis dahin kein Europäer den Fuß gesetzt, den Bestrebungen der christlichen Kultur erschlossen haben, und jenen „weißen Fleck“ — Zentralafrika nämlich — auf den ehemaligen Landkarten ausfüllen konnten, und entdeckt haben, daß dort Millionen von schwarzen Völkern auf fruchtbarem Boden leben; seitdem sie himmelhoch hinaufstrebende Berge erklimmen, den Ursprung und den Lauf enormer Flüsse bestimmt, die Grenzen der großen Seen festgestellt, und so das Innere Afrikas zugänglich gemacht haben; — worauf dann der edle Kardinal Lavigerie im Auftrage des hl. Vaters in die Welt hinausposaunte, daß nun die Morgenröthe des Heiles für Afrika angebrochen ist; — seitdem ist auch der Zug der Missionare nach Afrikas Gefilden ein bedeutend umfangreicherer geworden.

Von allen Seiten dringen denn auch die Glaubensboten ein, nicht, um sich vergänglichem irdischen Ruhm zu erwerben, sondern nach unsterblichen Seelen dürstend, rufen sie zu Gott, gleich dem hl. Franz Xaver: „Seelen gieb mir, Herr, Seelen!“ Im Norden sehen wir die schon ältere Mission des verstorbenen apost. Vikars Sogaro; von Algier aus ziehen zu den Nubien die Väter des Kardinals Lavigerie, in Abyssinien sind die Lazaristen, bei den Gallas die Kapuziner; von Süden herauf ziehen nach Transvaal und dem Oranje-Freistaat die Oblaten, in Natal bestehen mächtige Trappisten-Kolonien, nach so manchen Mißerfolgen behaupten sich die Jesuiten am Zambezi-Fluß; von Osten dringen ein die Väter vom hl. Geist, die weißen Väter Lavigeries, die St. Benedictus-Missions-Kongregation; von Westen endlich die Väter vom hl. Geiste, die Pallotiner und die Lyoner Missionsväter. — Wenn nun alle diese von Norden herunter am Nil entlang, von Süden hinauf über den Shire-Fluß und den Nyassa-See, von Westen auf dem Kongo und von Osten auf den Karawanenstraßen weiterziehend, so zusammenkommen wollten, so könnten sich alle am oberen Kongo oder an den großen Seen, im Herzen Afrikas, einander die Hände reichen!

Und wie erglücken diese nicht für ihren hohen Beruf, setzen sich dem ungefunnen Klima und anderen Gefahren aus, während andere in

* Verlag der Neuenhoffer'schen Buchhandlung in Münster in W.

ihren Studienhäuser in Europa sich für die Missionen mit Begierde vorbereiten, um für Jesu unsterbliche Seelen zu gewinnen!

Doch ist damit nun schon genug gethan? Oh! — Gerade das soll betont werden, daß dies nur der Anfang zum großen Werke der Befreiung Afrikas ist; daß die in Afrika befindlichen katholischen Missionen nur wie kleine zerstreut liegende Inselchen sind in einem ungeheuren Meere; denn was sind denn auch die etwas über 400 Priester für ganz Afrika? Wie Stanley in Afrika von Westen nach Osten dringend, vor sich immer nur Wald und wieder Wald sah, so sieht der Missionär, nach dem Innern Afrikas ziehend, nichts als ungeheure schwarze Völkernschaften vor sich, die nunmehr zwar langsam von irdischen Sklavenketten befreit werden, aber noch immer in den Sklavenketten des Satans festgehalten werden. Darum, Brüder! kommet nach Afrika! denn ach! für alle diese ist Jesus Christus gestorben und hat sein kostbares Blut für sie vergossen!

Kommet, Brüder, nach Afrika, denn Gott will es! Vor ungefähr einem Jahre legte in der Ansprache an das Kardinal-Kollegium der Papst schon zum wiederholten Male ein sehr warmes Wort für die afrikanischen Missionen ein, damit Missionäre aus allen Völkern und Nationen nach Afrika eilen möchten. Die Bischöfe als Nachfolger der Apostel, und vom Stellvertreter Jesu Christi aufgefordert, empfehlen vielfach diese Angelegenheit auf das wärmste ihren Diözesanen, sie führen Antisklaverei-Vereine ein, damit die armen Schwarzen endlich den Ketten des Satans und ihrer Bundesgenossen, der rohen Sklavensäger, befreit würden, und nachdem dieses Hindernis beseitigt ist, endlich nach beinahe 1900 Jahren dem Lichte des Evangeliums zugeführt werden möchten! Der Geist Gottes ist es, der seinem Stellvertreter auf Erden diesen Gedanken eingab; und es ist nicht zu zweifeln, daß auch in diesen Zeiten besondere Gnaden zur Befreiung der Schwarzen gesendet werden, da ja Gott es ist, der es will, daß von den wilden Söhnen Chams viele als fromme Lämmer in seinen Schafstall einföhren! Darum kommet, Brüder, nach Afrika, um hier den wahren Glauben zu verbreiten! Jetzt, da die größten Hindernisse überwunden sind, und ganz Afrika frei und offen vor uns daliegt, wo wir wissen, daß Millionen und abermals Millionen warten, auf daß ihnen das Licht des Evangeliums gebracht werde; jetzt sollen recht viele katholische Herzen für diesen hohen Beruf erglücken!

Ohne Glaube ist es unmöglich, Gott zu gefallen! Daß also auch diese schwarzen Völkernschaften Gott gefallen, bewirken jene, die sie dem Lichte des Evangeliums zuführen! Große Verdienste sammeln sich dabei auch jene, die durch milde Gaben und Gebet dazu beitragen! Und zwar hat jeder echte Katholik das Seinige dazu beizutragen, denn die Missionäre kommen oft nur wegen Mangels an Geld nicht weiter! Warum soll denn der sich des Besitzes des wahren Glaubens erfreuende Katholik nicht

mehr oder nicht ebenso viel thun, als der Irrtum und die Jünger des falschen Propheten?! Soll man denn diese Armen im Schatten des Todes sitzen lassen, oder dem Irrtum oder dem Islam überlassen? Es wäre schuld bare Nachlässigkeit, aus Gleichgültigkeit ganze Völker, die ein Anrecht auf den wahren Glauben haben, für die Jesus Christus als guter Hirte einen sicheren Verwahrungsort, die Kirche, als Schafstall errichtet hatte, den reißenden Wölfen zu überlassen! Es ist zwar der liebe Gott, der die Menschen bekehrt und die Herzen neuschafft; — doch, ohne Zuthun der Menschen bekehrt der liebe Gott niemand. Wir sehen ja, daß beinahe 1900 Jahre diese armen Völkerschaften in den Finsternissen des Unglaubens und der abscheulichsten Abgötterei schmachteten, und daß noch niemand von ihnen ohne den Abgesandten Gottes, den Missionär, bekehrt wurde. Denn durch das Opferleben des Missionärs, durch sein lebendiges Wort, durch das Gebet und die milden Gaben der Gläubigen will Gott der Herr die Bekehrung der Heiden vermehren!

Darum kommet, Brüder, nach Afrika, um so mehr, da diese armen Schwarzen noch nicht so weit sind, daß man aus ihnen viele Priester erziehen könnte! Es wäre dies zwar recht zu wünschen, doch die armen Schwarzen haben meist noch keine so hohen Begriffe! Sie wagen nicht einmal zu denken: „aus mir könnte auch einst ein Priester oder Missionär werden.“ Denn alle, die in den Waisenhäusern leben, sind eben nur geraubte und losgekaupte Sklavenkinder, die das Gefühl ihres niedrigen Seins in sich tragen. Und dann stehen diese armen Schwarzen noch auf einer zu niedrigen Stufe der Kultur, sind noch zu unbeständig; man muß sie erst formen durch die Kultur, damit sie sich ihrer Menschenwürde bewußt werden! Die zweite oder die dritte Generation wird uns vielleicht mehr schwarze Priester liefern können.

Als das Christentum in Europa immer mehr sich ausbreitete, da waren es bei den meisten Völkern die Könige, die zuerst bekehrt wurden, und den Königen folgte das ganze Volk nach. Man erinnere sich nur, unter andern Königen, auch des hl. Stephans, Königs von Ungarn, der nach der Bekehrung zugleich auch ein Apostel geworden ist und mit dem Kreuze in der Hand in seinem Lande umherzog und das Volk bekehrte. In Afrika ist dieses aber nicht möglich. Die sogenannten kleinen Könige sind oft die rohsten und wildesten von allen, die sich dadurch auszeichnen, daß si Grausamkeiten verüben, und die meisten Weiber haben, wodurch ihre Bekehrung unendlich erschwert wird. Auch haben diese schwarzen Hoheiten, die nur in einer elenden Hütte wohnen, oft nur eine Hand voll Leute zu Untertanen. Und solcher kleinen Königreiche giebt es viele, die von einander ganz unabhängig sind. Da nun mit den Häuptlingen selbst nichts anzufangen ist, denkt man daran, deren Söhne für die Schulen zu gewinnen und sie noch als Knabe zu taufen, damit dieselben einst christliche Fürsten werden möchten. Nach all' dem Gesagten ist die Bekehrung Afrikas keine so leichte Aufgabe,

wozu noch an vielen Orten das ungesunde Klima hinzukommt und die große Ausdehnung der Länder, welche meist völlig unwegsam sind; weshalb denn auch infolge großer Strapazen schon viele Missionäre gestorben sind. Es handelt sich also immer nur darum, daß seeleneifrige und praktische Missionäre nach Afrika kommen, die teils die Lücken ausfüllen, teils das Licht des Evangeliums weitertragen und segensvoll wirken. Der liebe Gott, ohne dessen Leitung nichts geschieht, wird alles zum Guten wenden! Darum, Brüder, kommet nach Afrika!

Kommet aber auch, nebst dem wahren Glauben, um die christliche Kultur zu verbreiten! „Das Endziel unserer Bestrebungen,“ sagte einst in einer ausgezeichneten Rede Professor Dr. Schröder als General-Sekretär des Afrika-Vereines, „ist die Zivillisierung der Neger durch das Christentum. Daß die Kirche imstande ist, diese Aufgabe zu lösen, beweist ihre Lehre und ihre glorreiche Geschichte.“ Gewiß, überall wo das Christentum aufgeblüht ist, da ging mit ihr Hand in Hand die christliche Kultur und stieg mit der Ausbreitung desselben fortschreitend auf eine immer höhere Stufe. Denn das gehört eben zum Vermächtnis der Kirche. Und diese armen Völkerschaften hier in Afrika, die wir auch Brüder nennen, sollten nicht teilnehmen an dem Erbe, das ihnen die hl. Kirche vermacht? Sie sollten nicht die gesegneten Früchte der neuen Weltordnung, die ihnen Christus gebracht, genießen, wenigstens die Anfänge der fortgeschrittenen christlichen Kultur? Die armen Schwarzen waren bisher Leibeigene, waren das Tier des Arabers, der ihnen dieses menschenunwürdige Dasein geschaffen hatte. Jetzt, da ihnen ein menschenwürdiges Dasein gegeben werden soll, ist es nur billig, daß sie nebst dem wahren Glauben auch mit der christlichen Gesittung und Kultur beglückt werden! Die christliche Kultur aber ist auch für die Christen überaus wichtig, deswegen, weil selbe dadurch im Christentum befestigt werden. Der in das Christentum eingeführte Mensch soll durch die Haltung der Gebote sein hohes Ziel erreichen. Da aber das Leben des Menschen ein beständiger Kampf zwischen Gut und Böse ist, so muß der Mensch sich solcher Mittel bedienen, die ihn im Guten erhalten. Es geht eben nicht anders. Und diese Mittel sind: „Gebet und Arbeit.“ Nun aber verlangt eben die Kultur stete Arbeitsamkeit und Fleiß. Ohne Arbeit kommt man nicht zur Kultur. Also ist die in der Arbeitsamkeit bestehende christliche Kultur für den Christen überaus wichtig. Sie bewahrt den Menschen vor vielem Bösen und zieht ihn zum Guten hin. Und wie die Kirche lehrt, ist die mit der guten Meinung verrichtete Arbeit auch ein Gebet.

Wir ersehen hieraus aber zugleich auch noch etwas anderes: daß nämlich aus der katholischen Lehre die Kultur ganz naturgemäß entspringt. Überall, wo der wahre Glaube herrscht, da ist deshalb auch christliche Kultur.

Nun wissen wir aber leider, daß der Schwarze nicht gerne und nur sehr wenig arbeitet; höchstens ein Drittel vom ganzen Jahre widmet

er ernsteren Arbeiten, die übrige Zeit bringt er im Nichtsthun und im Müßiggange hin. Und da arbeiten auch nur zumeist Weiber, so daß viele Männer vollständige Nichtsthuer sind. Müßiggang war aber von jeher aller Laster Anfang, deren Folgen wir auch an den Schwarzen mehr als an anderen Völkern wahrnehmen! Hieraus folgt aber, daß, will man bei dem Schwarzen dauernde Früchte des wahren Glaubens erzielen, so muß man ihn zur Arbeitsamkeit führen; den schwarzen Christen zur Arbeitsamkeit und zur christlichen Kultur führen, heißt ihn im Christentum befestigen! Ihn dem Müßiggange überlassen zu wollen, hieße ihn dem Laster und dem Heidentum näher bringen.

Wir sehen also hieraus die überaus hohe Wichtigkeit der christlichen Arbeit! Darum sind auch alle Missionäre bestrebt gewesen, die Schwarzen in Arbeitsamkeit zu bewahren und so in die christliche Kultur einzuführen, um aus ihnen gute Christen, brauchbare Kinder der Kirche und nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft zu machen.

Es ist aber um so wichtiger, daß die Missionäre die Schwarzen in die christliche Kultur einführen, da die Fluten der Zivilisation ohnehin langsam zwar, doch immer unaufhaltsam vorwärts dringen! — Auch von Afrika wird die Zivilisation Besitz ergreifen, es handelt sich nur wie viel auf christlichem, und wie viel auf unchristlichem Fundamente!

Wenn wir das Wesen der Kultur und der Zivilisation überhaupt näher betrachten, so sehen wir, daß selbe darin besteht, daß sie bestrebt ist, in das Rohe und Wilde Gesittung zu bringen, den Geist immer mehr zu bilden, die Naturprodukte zu vervollkommen und zu veredeln und für die Menschheit zu verwerten. Nun ist aber das der Unterschied zwischen christlicher und nicht christlicher Kultur und Zivilisation, daß erstere alles in Hinblick auf Gott verrichtet, alles als von Gott kommend betrachtet und auch alles wieder zu Gott, als dem Schöpfer und Urheber wieder zurückführt, während die unchristliche Zivilisation den lieben Gott bei Seite schiebt, und dafür sich selbst, das heißt den menschlichen Geist hoffärtig erhebt, als ginge das Werk der Kultur nur von Menschen aus, welche dann auch keinen anderen Zweck hat, als den Genuß der Kultur und Zivilisation selbst.

Wenn also die christliche Kultur nicht verbreitet würde, so würde die unchristliche Kultur, die zwar von der christlichen den Ursprung genommen hat, die sich aber von ihr wie auch von Gott treulos trennte, anrücken und alles überfluten. Und das wäre sehr schlimm, denn einmal in das Lager des Feindes Christi übergegangen und von dessen Odem angehaucht, ist es viel schwerer, einen solchen zum wahren Glauben und zur christlichen Kultur zu führen, als einen Naturmenschen zu bekehren.

Christliche Kulturverbreitung ist daher überall höchst wichtig, auch im Lande der Schwarzen, damit dort Männer von Bildung einst her-

vorgehen möchten, um die kirchlichen und weltlichen Stellen zu besetzen, und so der katholischen Kirche von Nutzen zu sein.

Darum, Brüder, kommt zur Verbreitung christlicher Kultur nach Afrika!

Und da kommen wir zur Frage, welche Kulturmittel angewendet und worin die Schwarzen unterrichtet werden sollen, um sie zur Kultur zu führen? — Nebst dem Religionsunterricht wird in den Schulen Notwendiges und Nützliches gelehrt, wobei Anlage und Beruf zu etwas Höherem geprüft und ausgewählt wird. Dann aber auch Unterricht im Feldbau und in den Handwerken. Und zwar müßte eine solche Beschäftigung für einen jeden ausgewählt werden, die er für sich, für die ganze Lebensdauer fortsetzen könnte, wodurch jeder sich dann so viel erwerben sollte, daß er sich und die ganze Familie anständig kleiden und ernähren könnte. Unterricht im Feldbau aber wäre das allernotwendigste; denn von den Schwarzen werden doch beinahe alle Bauern bleiben. Hierin wäre eine gründliche Unterweisung und eine anfängliche Aushilfe höchst wichtig! Aber da sind wir zu einem heiklen Punkte gelangt. Aller Anfang ist schwer. Um den ersten Schritt, den Anfang in der Kultur in dieser Beziehung zu machen, müßten die Schwarzen die Hacke, ihr einziges Gerät, womit sie die Felder bearbeiten, bei Seite legen und zum Pflug greifen. Denn mit der Hacke allein können sie sich nicht so viel erwirtschaften, daß sie ihre Blöße bedecken und sonst anständig wohnen und leben könnten. Hier aber arbeiten alle Schwarzen, Christen und Nichtchristen, nur mit der Hacke. Mit dieser allein wird der Schwarze nie weiter kommen und immer auf derselben Stufe der Kultur stehen bleiben. — Auch unseren Altvordern ist es so ergangen; Fortschritte in der Kultur zu machen, haben sie erst angefangen, als sie die Tierfelle abgelegt und zum Pfluge gegriffen haben. Das wäre also das notwendigste, daß der Landmann die Erde nicht mit der Hacke ein wenig auflockere, sondern selbe durch einen Pflug, von Zugtieren gezogen, gut durchfurche, welche Arbeit dem Schwarzen sowohl leichter und ergiebiger darin wäre.

Und da drängen sich nun eine Menge Fragen auf! Hier kennt man den Pflug gar nicht, also auch nicht die Arbeit damit. Pflüge und alle die übrigen notwendigen landwirtschaftlichen Geräte müßten also aus Europa angeschafft werden, bis endlich der Durchbruch geschehen ist, und man auch hier in diesen Gegenden die notwendigsten Geräte verfertigen oder wenigstens kaufen könnte. Das wird aber freilich noch lange dauern! Der Anfang muß aber denn doch einmal gemacht werden, wenn man nicht beim Alten bleiben will.

Wer soll nun den schwarzen Christen alle die notwendigen Geräte kaufen! Die Armen haben ja kaum so viel, daß sie kümmerlich davon leben können. Jene, die in der Wirtschaft beschäftigt waren, wissen, wie viel derlei Geräte darin notwendig sind. Diese aber kosten Geld und hier in Afrika werden sie durch die weite Reise sehr verteuert. —

Dann müßten die schwarzen Christen auch noch Arbeitstiere haben, sind aber so arm, daß kaum eine oder die andere Familie eine Ziege besitzt. Diese Arbeitstiere müßten während der Nacht vor den wilden Tieren in Sicherheit gebracht werden und zwar in einem festen Gebäude und dieses kostet wiederum Geld. Endlich, um sich zu sichern in Zeiten der Trockenheit, und um reichliche Ernten zu haben, wäre auch in den Tropen eine Bewässerungsanlage notwendig. Darum war auch die Mission immer bemüht, ihre Niederlassungen an wasserreichen Orten zu gründen, wie z. B. in Mrogoro, wo eine schöne Kaffeepflanzung von einem vom nahen Berge herabrieselnden Bache gut bewässert wird.

(Schluß folgt.)

Was uns vor allem not thut,

sind Anstalten, in welchen wir Patres, Brüder und Schwestern für Afrika ausbilden können. Der Missionar in Afrika kann selten auf ein langes Leben rechnen, er stirbt meist jung auf dem Felde der Ehre. Deshalb muß für Nachwuchs gesorgt werden, deshalb müssen alle jene Missions-Gesellschaften, welche deutsche Gebiete in Afrika missionieren, auch deutsche Pflanzschulen besitzen, und diese müssen naturgemäß in Deutschland ihren Platz finden.

Lange hat es geschienen, als ob die preußische Regierung die Genehmigung zur Errichtung solcher Anstalten grundsätzlich nicht gestatten wollte. Dieser Standpunkt ist überwunden. — Wir konnten in letzter Nummer melden, daß der „Frommen Missionsgesellschaft“ die Niederlassung genehmigt sei. Wir können heute aus bester Quelle hinzufügen, daß sie auch keine Schwierigkeiten gemacht hat, die „Gesellschaft des göttlichen Wortes“, welche in Steyl ihr Mutterhaus hat, aufzunehmen. Die Gründung ist schon lange im Werke, schon vor länger als zwei Jahren hat der hochwürdigste Herr Fürstbischof von Breslau die Anregung dazu gegeben. Wenn gleichwohl die Sache sich von Monat zu Monat verzögerte, so lag der Grund der Verzögerung lediglich in den Schwierigkeiten der Wahl und Erwerbung eines geeigneten Grundstücks. Ein solches ist nun gefunden worden. Es ist dies das Landgut „Schäfererei“ in Neuland bei Reisse, dessen Ackerfläche in einem Plane gelegen sich bis zu den Wällen der Festung Reisse erstreckt. Der Bauplatz für das neue Missionshaus liegt in vorgeschriebener Entfernung von der Festung, nahe der Stadt Reisse, jedoch abseits von dem lärmenden Geräusch der Welt, in der fruchtbaren Reisser Ebene, die so herrlich von dem Sudetengebirge begrenzt und abgeschlossen wird. Schon vor mehreren Wochen sind ein Priester und vier Brüder der Missionsgenossenschaft auf dem Gute eingetroffen, haben dasselbe übernommen und treffen jetzt die Vorbereitungen zum Bau des Missionshauses. So Gott will, dürfte in diesem Herbst schon eine Studienanstalt für angehende Missionspriester und ein Noviziat

für Laienbrüder, denen gerade bei dem Missionswerke eine große Aufgabe zufällt, eröffnet werden. Als Missionsgebiet ist dem neuen Hause von dem Präfekten der Propaganda das Togo-Gebiet, eine von katholischen Missionären noch nicht betretene deutsche Kolonie in Westafrika, übertragen worden. Dasselbe liegt nordwestlich von Kamerun in der heißen Zone, hat aber im Inneren Gebirge mit Hochebenen, auf denen das Klima auch für Europäer zuträglich ist. Die ersten Missionäre, zwei Priester und drei Brüder, treten in diesen Tagen ihre Reise nach dem neuen Missionsgebiet an.

Gründer ist der schon längst rühmlichst bekannte Stifter und General-Superior der deutschen Missionsgenossenschaft von Steyl, Herr Arnold Janssen. Seit ihrem sechszehnjährigen Bestehen hat sich die Steyler Missionsgesellschaft, oder, wie sie sich nennt, „die Gesellschaft des göttlichen Wortes“, äußerst lebenskräftig entfaltet und in ihren Missionen im chinesischen Reiche und in Argentinien schon viel Gutes gethan. Die Zahl der Studierenden sowohl, wie die Zahl der Laienbrüder wächst von Tag zu Tag; die Zahl der Priester beträgt jetzt schon mehr als siebzig, darunter solche, welche sich die Grade eines Doktors der Philosophie und Theologie erworben haben. Landwirtschaft und alle Handwerke und Künste, welche für die Missionsthätigkeit von Bedeutung sein könnten, werden in der Genossenschaft durch die Laienbrüder gepflegt, welche in besonders großer Zahl, in weit größerer als bei anderen neueren Missionsgesellschaften, vorhanden sind. Auch eine weibliche Genossenschaft von Missionschwestern ist in den letzten Jahren in Steyl eingerichtet worden, welche den Missionen der Gesellschaft große Dienste hinsichtlich der Krankenpflege und Erziehung der weiblichen Jugend leisten wird. Daraus ergibt sich, daß die Gesellschaft für jene Kulturaufgaben, die sich in Afrika geltend machen, gut gerüstet ist. Zur Zeit bezieht sie das sehr umfangreiche Missionshaus St. Michael zu Steyl bei Benlo in Holland, nahe an der preußischen Grenze, ferner das Haus St. Gabriel bei Wien und St. Raphael in Rom. Sie hat ein wohlgeordnetes Klassen- und Unterrichtssystem, zum Teil mit doppelten Coeten, vom ersten Anfange des Lateinischen bis zum Studium der Philosophie und Theologie einschließlich. Die akademischen Studien werden hauptsächlich in St. Gabriel bei Wien gemacht. So vereint denn die Genossenschaft einen solchen Schatz geistiger Kräfte in sich, daß sich Deutschland Glück wünschen kann, dieselbe für die afrikanischen Kolonien gewonnen zu haben. Wir werden uns freuen, wenn wir sehen, daß auch die deutsche Regierung dies zu schätzen weiß und die edelmütigen und uneigennütigen, für die Kultur der deutschen Kolonien Afrikas aber so wichtigen Bestrebungen dieser deutschen Missionsgenossenschaft nach Kräften unterstützt. Die Gesellschaft ist, obwohl wegen der damaligen Zeitverhältnisse auf holländischem Boden gegründet, eine deutsche. Ihr Stifter ist ein

Deutscher, geboren zu Goch im Kreise Cleve, und die bei weitem größte Zahl der Priester, Zöglinge und Laienbrüder sind Deutsche.

Diese beiden Gesellschaften wirken in Westafrika. Von größter Wichtigkeit aber ist die Frage: was geschieht für Ostafrika? Ostafrika ist unser wichtigstes Gebiet, dort sind die Missionen die Hauptstützen des deutschen Einflusses, dort sind ihre bisherigen Erfolge die allerbedeutendsten. Die dort seit dreißig Jahren wirkenden Missionare gehören der Kongregation vom hl. Geiste an, welche vor dem Kulturkampfe zwei Häuser im Kassauischen besaßen. Als „jesuitenverwandt“ wurden sie verbannt. Alle Welt weiß, welche Dienste diese Missionare in Ostafrika der deutschen Sache geleistet haben. Und sie wollen auch ferner derselben gute Dienste leisten, sie wollen alle ihre dortigen Missionen mit Deutschen besetzen, aber sie können das nur unter der einen Bedingung, daß man ihnen erlaubt, wieder zurückzukehren und sich in Deutschland Schüler und Nachfolger zu erziehen.

In diesen Tagen, wenn es nicht schon geschehen ist, wird Deutschland Ostafrika einen Bischof erhalten, einen deutschen Missionsbischof aus der Kongregation vom hl. Geiste. Bisher unterstanden die dortigen Missionen dem französischen Prälaten Mgr. de Courmont. Mit französischem Gelde und in französischen Anstalten mußten die Missionare für jene deutschen Gebiete ausgebildet werden. Das geht nicht mehr in Zukunft. Frankreich wird uns kein Geld mehr liefern für den Zweck, selbst wenn wir uns nicht schämen würden, es anzunehmen. Die französischen Katholiken haben genug eigene Missionsgebiete, wir müssen für die unserigen selbst sorgen. Das können wir aber nur durch Gründung einer Missionsanstalt für die Väter vom hl. Geiste in Deutschland.

Wir fragen deshalb: Wird der Bundesrat diese Kongregation auch ferner verbannen wollen, wird er ihr nicht wenigstens in Deutschland jene Thätigkeit gestatten, welche nur auf Afrika Bezug hat? Und wenn er es nicht thut, was dann? Dann werden wir der hochverdienten Kongregation recht geben, wenn sie den deutschen Staub von ihren Füßen schüttelt, wenn sie mit allen ihren Christen ans Wandert auf das nahe englische Gebiet, wo man ihr keine Schwierigkeiten machen wird. Ohne ein deutsches Missionshaus kann sie ihre Aufgaben in Ostafrika nicht mehr lange erfüllen, und es ist ihrer auch unwürdig, für ein Land zu wirken, in dem ihre Angehörigen gleichsam geächtet sind. Das geben wir in Berlin zu erwägen.

In Ubanghi.

Nach einem Berichte des hochwürdigsten Herrn Apostolischen Vikars Augouard.

Aus Loango am 4. Mai 1891 abgereist, wurde ich gleich am ersten Tage von der Ruhr befallen, die mir bereits im Vorjahre auf

das äußerste zugelegt hatte. Nach einem sechstägigen mühsamen Marsche, mitten durch die Berge und auf schrecklichen Wegen, konnte ich absolut nicht mehr weiter und mußte mich zur Rückkehr nach der Küste entschließen. Recht schweren Herzens sah ich den Antritt meines Vikariates sich hinauschieben und mußte ich meine beiden Reisegefährten, die jungen Missionare P. Faure und Fr. Germain, die weder Land noch Leute kannten, in einem ihnen wildfremden Lande verlassen. Nun, ich befahl sie ihren Schutzengeln an, segnete sie innig und wandte mich schnell ab, um meine Thränen zu verbergen. Statt aller Nahrung hatte ich nur ein wenig Honig und Fett, wie man es den armen Wanderern marktstreichlerisch genug als kondensierte Milch verkauft, und kam so nach Loango zurück, wo mich Mgr. Carrie, ganz entsetzt über meinen traurigen Zustand, empfing. Da sich gerade ein französisches Packetboot auf der Reede befand, so wollte er mich zur Abfahrt nach Frankreich bewegen, aber ich weigerte mich entschieden und erklärte, wenn ich sterben sollte, so wollte ich auf meiner Mission sterben, wie ein Soldat auf dem Schlachtfelde.

Ich unterzog mich sofort einer energischen ärztlichen Behandlung, vor allem aber that ich ein Gelübde zum allerheiligsten Herzen Jesu, und es wurde viel für mich gebetet. Das Übel schwand schnell, nach kaum vierzehn Tagen konnte ich abermals den Weg nach dem Innern einschlagen. Ich that es trotz der dringenden Abmahnungen des hochw. Herrn Bischofs, dem meine Gesundheit noch nicht hinlänglich wiederhergestellt schien.

Indes nahm ich auf seinen Rat und aus Mitleid mit meinem armen Leibe eine Hängematte mit, mit deren Hilfe sich wenigstens die Hälfte des Weges ohne zu große Beschwerde zurücklegen ließ. Und das war wohlgethan, denn ohne diese Vorsicht hätte ich Brazzaville, wo ich am 18. Juni anlangte, nicht erreichen können.

Ich kann mich hier nicht des Weiteren auf die Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit des mir zu teil gewordenen Empfanges einlassen; ich möchte nur meine große Freude hervorheben, als ich mich wieder auf meiner teuren Mission befand und mit tiefer Rührung zum ersten Male die Mitbrüder segnete, die ich als einfacher Missionar verlassen hatte.

Die Vertreter der Regierung und die Verwaltungsbeamten von Brazzaville benahmen sich bei meiner Ankunft sehr korrekt und der beiderseitige Empfang ging mit herzlicher Offenheit vor sich. — Nachdem das Fieber geschwunden und die dringendsten Arbeiten erledigt waren, unternahm ich sogleich auf unserem kleinen Dampfer „Leo XIII.“ eine Besuchsfahrt nach St. Louis in Ubanghi. Das zur Abfahrt bereite Schiff hatte zu meinem Empfange sein schönstes Festkleid angelegt. Für diese Reise bot mir die Verwaltung von Brazzaville zwar ein Kanonenboot an, aber ich zog unser Boot, auf dem wir uns wenigstens ganz wie zu Hause fühlten, vor.

Eine Wasserreise geht viel schneller und strengt viel weniger an, als eine Fußwanderung in den Bergen. Freilich hatten wir dabei kleine Schwierigkeiten zu überwinden, da der Wasserstand niedrig war und während meiner Abwesenheit die Sandbänke sich andere Stellen aufgesucht hatten; aber die Reise ging sehr schnell, nach der Ansicht des guten P. Allaire sogar zu schnell von statten — er sah nämlich ein, daß aus dem Empfang, den er mir mit seinem Leidens- und Arbeitsgenossen, dem lieben P. Moreau, zu bereiten vorgehabt hatte, nichts mehr werden könnte.

Nach seiner Berechnung sollte nämlich unser „Leo XIII.“ vier Stunden vor St. Louis an einer vorher verabredeten Stelle Halt machen und ein Rachen von dort aus meine Ankunft für den folgenden Tag ankünden. Aber da durften wir nicht zu früh die Haltestelle erreichen, da der Bischof, der den Weg genau kennt, sonst auf direkter Fahrt nach St. Louis bestehen und das Empfangsprojekt so ins Wasser fallen würde. Von alledem hatte man mir natürlich kein Sterbenswörtchen verraten, und schon seit 48 Stunden P. Allaire alles in Bereitschaft gesetzt, um zur festgesetzten Stunde an Ort und Stelle zu sein.

Aber unser wackerer kleiner Dampfer that sich ohne Zweifel etwas darauf zu Gute, seinen Erbauer und ersten Bischof an Bord zu haben, jegelte mit voller Dampfkraft und machte alle Berechnungen zu Schanden. Vergebens überwachte P. Allaire den Heizungsapparat, vergebens ließ er ab und zu anhalten, kleine Reparaturen oder Einölungen vornehmen — der Dampfer holte die verlorene Zeit pflichtschuldigst wieder ein. Endlich sah sich der wackere P. Allaire, der wohl merkte, daß ich hinter seine Schliche gekommen sei, gezwungen, unter irgend einem Vorwande mit geringerem Dampfe zu fahren — die Fahrt ging ihm nämlich in einem fort rein zum Verzweifeln schnell. Wir waren erst vor 9 Tagen von Brazzaville abgefahren und niemals hatten die Boote so wenig Zeit gebraucht. „Wohlan, sagte ich nun zu ihm, wir wollen es nun gut sein lassen; ich sehe wohl, daß Sie heute nicht mehr in St. Louis ankommen wollen: ich habe mich darin gefunden.“ Ich war also damit einverstanden, an einer übrigens, wie es schien, recht günstigen Stelle unser Lager aufzuschlagen zu lassen, und wir gingen vor Anker.

Ein Rachen, der dort wie durch Zufall bereit stand, stößt dann mit drei kräftigen Ruderern nach St. Louis ab und kommt um 1 Uhr morgens daselbst an. P. Moreau schlägt Alarm, alles springt auf und mit Hilfe des eifrigen Fr. Elias besorgt er mitten in der Nacht alle Empfangsvorrichtungen, wie Masten, Triumphbogen u. s. w. mit einer Schnelligkeit, die übrigens hier nicht übel angebracht war.

Unsere Ankunft war auf 9 Uhr angesagt, aber bereits um 8 Uhr kündigte die schrille Dampfpfeife unseres Fahrzeuges unsere Gegenwart an. P. Allaire hatte dringend gewünscht, ich möchte mich für das

erste Mal im Festgewande zeigen, und wer könnte nun das Erstaunen unserer kleinen Schwarzen schildern! Und mit welcher Freude sah ich mich auch endlich wieder in ihrer Mitte, da sie ja im eigentlichsten Sinne meine Diözesanen waren. Kaum im Hafen der Mission ausgestiegen, legte ich die Pontificalgewänder an, und zum ersten Male sah Abanghi eine bischöfliche Prozession einherziehen. Die Patres hatten die Aufmerksamkeit besessen, die Einweihung einer soeben fertig gebauten Kapelle bis auf meine Rückkehr zu verschieben; die Feierlichkeit fand am ersten Sonntage nach meiner Ankunft statt. — —

Nachdem ich eine Woche in St. Louis verweilt hatte, fuhr ich mit P. Moreau und Fr. Elias, die uns bei der Ausführung von Neubauten behülflich sein sollten, wieder nach Brazzaville.

Mit dem Beginn der Arbeiten mußte ich zwecks demnächstiger Unterbringung der Schwestern an genanntem Orte eilen, da ohne sie eine zweckentsprechende Erziehung der jungen Mädchen und so die Anbahnung eines christlichen Familienlebens unmöglich war.

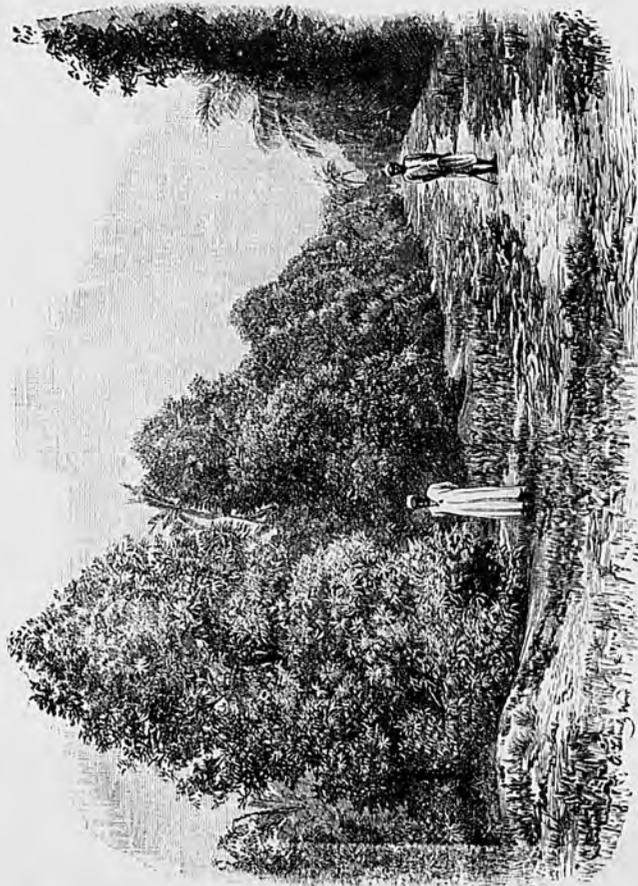
Gleich am Tage nach unserer Ankunft in Brazzaville wurde das Grundstück, auf dem sich das neue Gebäude erheben soll, in Angriff genommen. Nicht weit vom Flusse wurde eine ebene Stelle ausgesucht, in Stand gesetzt und Verbindungswege dahin wurden fertig gestellt. Über ein an die Stelle stoßendes Flößchen wurde eine Brücke gelegt und sofort machte man sich an die Fundamentierung des Hauptgebäudes.

Gleichzeitig führte man einen größeren Ziegelofen auf; es wurden zwei kleine Maschinen aufgestellt, damit auch während der Regenzeit das Ziegelbrennen nicht aufzuhören brauchte. Aus den Wäldern holte man das Material für die Balken und Bretter — kurz, die Arbeiten wurden mit der größten Emsigkeit betrieben. Heute, am 1. Dezember, haben wir bereits mehr als 120 000 Backsteine gebrannt und verwendet; zwei Gebäude, darunter eines mit Obergeschloß, haben wir vollendet und das Fundament zu einem dritten gelegt. Vier haben wir noch zu bauen, aber das Material liegt schon bereit und wir werden bald damit fertig sein. Die Schwestern können wir also schon im August 1892 aufnehmen. — —

Aus den Zeitungen werden Sie die Niedermeglung der Expeditionen von Fourneau und Crampel erfahren haben. Die erstere berechtigte zu den schönsten Hoffnungen, und schon hatte der mutige Forscher es zu ernstlichen Erfolgen für Frankreich und die geographische Wissenschaft gebracht, als eines schönen Morgens ein Blutbad allem ein Ende machte. Kaltblütig inmitten der Gefahr, bot Fourneau einem ihm an Zahl zehnmal überlegenen Feinde die Stirn, zerstörte alles, was er nicht mitnehmen konnte, und hatte auf seinem Rückzuge nach Sangha wenigstens den Trost, dem Feinde keinen verwundbaren Gegenstand zu lassen. Als ich auf unserm „Leo XIII.“ den Kongo hinauf fuhr, traf ich ihn auf seiner Fahrt nach Brazzaville.

Er war noch von den Anstrengungen und der erhaltenen Wunde geschwächt, aber durchaus nicht entmutigt. Er rechnete darauf, seine Forschungsreise noch einmal und dann unter besseren und nachhaltigen Vorsichtsmaßnahmen zu unternehmen.

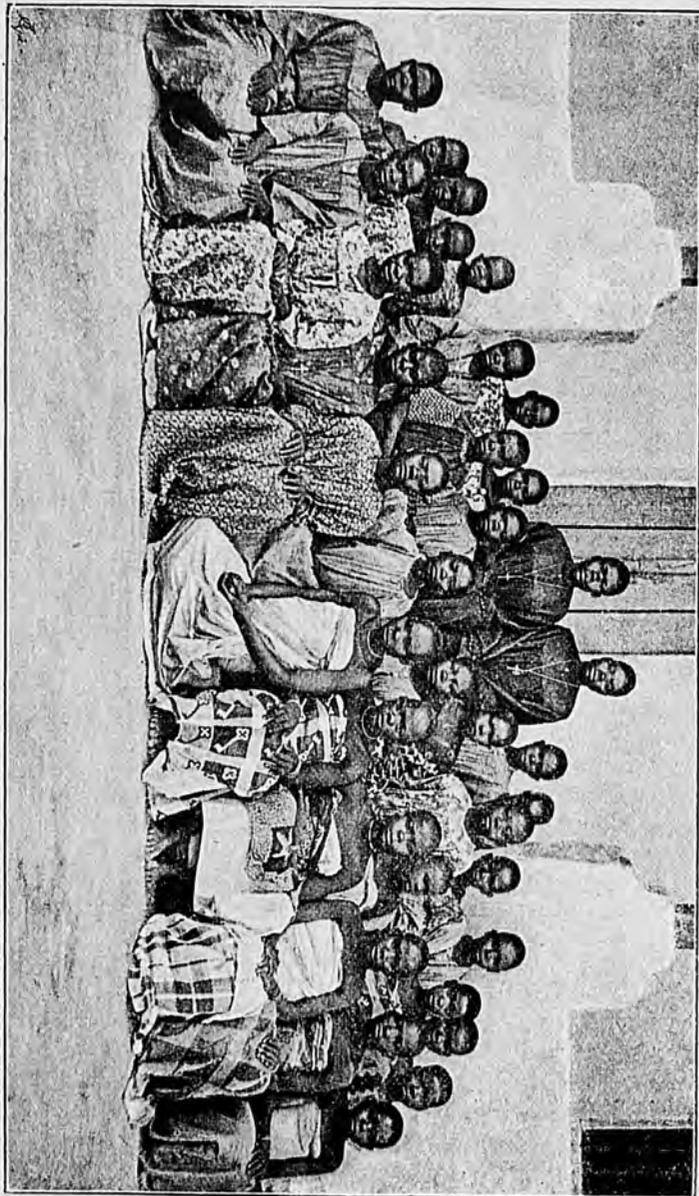
Die Expedition Crampels war mit Waffenfähigen, Waffen und Waren viel besser ausgestattet und von der gesamten Presse in den



Wessienpflanzungen. Vegetationsbild von der Insel Sanjibar.

Himmel erhoben worden. Niemals hatte eine derartige Unternehmung einer so bedeutenden materiellen und moralischen Unterstützung sich zu erfreuen gehabt, und dennoch genügte all' das nicht für die Gegend, in die man sich hineinwagte. Etwas Wesentliches fehlte Crampel, nämlich die Träger, und das sollte ihn zum Verderben gereichen. Trotz des seine Kräfte seit einiger Zeit untergrabenden Fiebers unternahm er mit großer Energie den Transport seines umfangreichen Gepäcks und

Jünglinge des Baschenhanfes von Zankumbi mit zwei schwarzen Schmuckern.



reiste selbst voraus. Es steht fest, daß Crampel große Seelenstärke entfaltete und die ihm zu Gebote stehenden unzureichenden Hilfsmittel auf das Thatkräftigste ausnutzte. Er rückte langsam vor, ließ seine Gepäcke je nach der Gelegenheit bald durch 5, bald durch 100 Mann voranschaffen. Monate verflossen, ohne daß die Expedition nur entfernt so schnell vorankam, als man in Frankreich glaubte. Die ewigen Verspätungen müde, wagte Crampel sich voran und überließ die Aufsicht über zwei Lager den Herren Biscarrat und Rebout, die samt der Nachhut ihn einholen sollten. Ohne es zu ahnen, war Crampel in einen von den Arabern geschickt vorbereiteten Hinterhalt geraten; diese hatten es fertig gebracht, die Expedition zu zerstreuen und so ohne alle Gefahr niederzumeßeln.

Ohne allen Zweifel steht fest, daß das von Crampel durchzogene Land von einer Hungerknot heimgesucht war, und daß er, um überhaupt nur etwas zu essen zu haben, Sperber und Geier erlegen mußte. Er befand sich ungefähr 25 Tagereisen von Biscarrat entfernt, der den weitaus größten Teil des Gepäcks in Verwahrung hatte, und blieb da mit einigen Taptots, vor denen er die Waffen, statt sie zur Einschüchterung der Araber offen zu zeigen, sorgfältig verbarg. Der im Senegal mit der Medaille dekorierte Taptot-Sergeant erklärte ihm eines Tages, daß man entweder vorrücken oder sich zurückziehen, entweder sich schlagen oder Frieden schließen müsse, daß aber weder er noch seine Gefährten Lust hätten, Hungers zu sterben. Da Crampel hierauf kein Gewicht legen zu sollen glaubte, so desertierte der Sergeant in der folgenden Nacht mit vier seiner Leute. Man hörte nie wieder etwas von ihnen. Inzwischen legten die Araber Crampel angebliche Briefe des Sultans von Wadai vor, der ihm binnen kürzester Frist eine Menge von Trägern zu liefern versprach. Eines schönen Morgens nun wurde unser Forschungsreisender von Arabern ermordet, die dann über alles, was mit der ersten Karawane gekommen war, herfielen. Sie ließen die paar noch gebliebenen Taptoten ungeschoren, weil dieselben Muselmänner waren, drohten ihnen aber für den ersten Fluchtversuch mit dem Tode. Crampels Koch gelang es, im Dunkel der Nacht zu entweichen und er langte, wie durch eine Fügung der Vorsehung, nach 25 Marschtagen glücklich im Lager Biscarrats an. Nur ihm allein verdanken wir die Kenntnis der Einzelheiten des Gemegels. Die späteren Ereignisse bestätigten seine Angaben nur zu sehr. Acht Tage vor der Ankunft des Kochs hatte Biscarrat von den Eingeborenen gehört, daß Crampel tot sei, aber er vermutete dahinter nur eine List, die ihn vom Weiterziehen abhalten sollte. Da aber die Araber immerfort das Lager umschwärmten, so schärfte er aus Vorsicht dem Koch ein, sich verborgen zu halten und ja nicht öffentlich zu zeigen.

Leider aber hielt sich dieser nicht an die Weisung. Die Araber erblickten ihn und wußten nun, daß Biscarrat den Tod seines Vor-

gesetzten erfahren hatte und auf Rache sinne. Sie eilten voraus und ermordeten am folgenden Morgen den ganz wehrlosen Biscarrat. Mehrere Flüchtlinge benachrichtigten nun Rebout, der sich nur zwei Tagereisen entfernt bei den Schwächern und weniger Beherzten der Truppe befand. Er wollte sie bewaffnen und mit ihnen vordringen, aber sie weigerten sich entschieden. Notgedrungen mußte er sich auf Bangi zurückziehen, um dann wieder den Kongo hinabzufahren, die Schlächterei nach Frankreich zu berichten und um Hülfe zu bitten.

Ich traf Rebout zu Viranga, in der Nähe unserer Station St. Louis, und er selbst teilte mir alle Einzelheiten mit. Unverweilt fuhr ich nach Brazzaville hinab, wo ich am 14. Juli ankam, und benachrichtigte sofort Herrn Dolisie, der dann die Trauerkunde nach Gabun beförderte.

Seitdem ist ein Kanonenboot nach Bangi gekommen, aber es gab nichts neues zu erfahren, da kein Schwarzer flüchten und zu dem französischen Posten gelangen konnte.

In den Händen der Araber blieben 80 Grasgewehre, 30 000 Patronen, Vorderlader und Zündhütchen, 500 Kilogramm Pulver, dann Revolver mit ihren Patronen und eine Masse Waren. — —

Seit einigen Monaten weisen die Afrika-Expeditionen keinerlei Erfolg mehr auf, sondern werden entweder niedergemeßelt oder aber scheitern der Reihe nach. Zunächst ist das Klima den Europäern ein Erzfeind, und dann sind die Eingeborenen viel stärker als man glaubt. Jetzt wird man wohl die Thorheit derjenigen einsehen, die den Kampf gegen die Sklavenjäger und die Unterdrückung der Sklaverei für ein so leichtes Ding hielten.

Damit will ich aber nicht etwa gesagt haben, daß für das unglückliche Afrika nun rein nichts zu thun sei. Davan denke ich nicht im Entferntesten. Man muß langsam vorgehen und friedlich, und die Bevölkerung eher durch Güte als durch Schrecken zu gewinnen suchen. Im Notfalle können und müssen die Regierungen freilich mit Waffengewalt die Schuldigen strafen oder die beleidigte Ehre rächen. Aber das darf nur ausnahmsweise vorkommen. Nach meiner Ansicht wäre die Unterwerfung jener Länder am praktischsten zu bewerkstelligen durch Gründung von je nach den Umständen mehr oder weniger auseinanderliegenden Posten, wo die Eingeborenen, und namentlich die Kinder unserer Sprache, den Ackerbau und die verschiedenen, das Gedeihen einer Kolonie bedingenden Handwerke erlernen könnten. Den Schwarzen muß beigebracht werden, daß die Arbeit keine Leibeigenschaft ist, und das erwägt man leider nicht genug. Im nächsten Jahre möchte ich eine neue Missionsstation an der Stelle gründen, wo Mushy aufgefressen wurde, nicht weit von der Gegend, wo Crampel niedergemeßelt worden ist. Das wäre ein ebenso patriotisches wie religiöses Unternehmen, und wenn dem Komite, welches die Rächung unserer unglücklichen

Landsleute unternahm, die nötigen Mittel nicht fehlten, so wird auch hoffentlich die christliche Liebe es nicht an Spenden für die neu zu gründende Niederlassung fehlen lassen.

Afrikanische Post.

Zanzibar, 22 April.

Durch den Telegraphen werden Sie schon die Kunde von der vollständigen Zerstörung der Mission in Uganda erhalten haben. Über das traurige Ereignis teile ich Ihnen die nachstehenden Einzelheiten mit, die ich in einem Briefe des P. Bresson, Geschäftsführers der Väter von Algier in Zanzibar, entnehme. Derselbe berichtet:

„Ein Eilbote aus dem Innern überbringt mir die niederdrückendsten Nachrichten aus Uganda. Unsere mit so großen Opfern gegründeten Missionen sind von den protestantischen Bugandas vernichtet worden. Der apostolische Vikar von Nyanza, Msgr. Hirth, hat sich nur mit knapper Not nach Niziba, westlich vom Nyanzasee, flüchten können; sechs katholische Missionare (von den Vätern von Algier) befinden sich als Gefangene auf dem Fort Kampala; unsere 50 000 in ganz Uganda zerstreuten Christen wurden getötet, gehehrt, aller ihrer Habe beraubt; eine beträchtliche Anzahl von Katholiken, Weibern und Kindern wurden in die Sklaverei abgeschleppt (!) Die Kathedrale von Rubaga, unsere übrigen Kirchen, Seminare, Waisenhäuser, Residenzen, Vorrathshäuser, Missionskapellen sind verbrannt und zerstört und das ganze Land durch Brand und Plünderung verheert worden. Und das geschah unter den Augen des Hauptmanns Lugard, den die englische Regierung und die englische Gesellschaft von Ostafrika eigens zum Schutze der Christen gegen die Muhamedaner und Sklavenjäger hergeschickt haben!

Der schon lange drohende Zusammenstoß zwischen den katholischen und den protestantischen Bugandas brach am 24. Januar cr. aus. Wie das schon öfters vorgekommen war, griff ein protestantischer Häuptling mit seiner ganzen Kriegertruppe einen katholischen Häuptling in dessen eigenem Njalo (Bezirk) an. Dieser griff zur Notwehr und schlug die protestantische Truppe, deren Anführer fiel, zurück. Das war das Zeichen zum Kampfe oder vielmehr zum Massenmorde der Katholiken durch die Protestanten, unter welcher letzteren Hauptmann Lugard trotz der entgegenstehenden vernünftigen Anordnungen der Brüsseler Akte kurz vorher Schnellfeuer-Gewehre und Schießbedarf hatte verteilen lassen. Die unversehens überfallenen Katholiken wehrten sich heldenmütig, sahen aber ihre hervorragenden Häuptlinge fallen und wurden schließlich nur durch die Überlegenheit der gegnerischen Waffen edrückt.

Einer unserer Ärzte, François Gogé, dessen Tüchtigkeit und Opfermut von Protestanten, Katholiken und Heiden gleich bereitwillig anerkannt wurde, war eines der ersten Opfer: von einer Kugel mitten in die

Brust getroffen, sank er nieder. Die katholischen Missionare überschritten niemals ihre Befugnisse und suchten stets nur den Frieden zu erhalten. Lange haben sie die katholischen, an Macht und Zahl überlegenen Bugandas von gewaltthätigem Vorgehen gegen ihre chifanösen Gegner abgehalten. Sie haben sich in keinerlei Weise am Kampfe beteiligt und hätten selbst von ihren Feinden mit Achtung behandelt werden müssen. Infolge böswilliger Einflüsterungen und unablässig wiederholter Verleumdungen sahen sie sich trotzdem dem blinden Hasse der protestantischen Bugandas ausgesetzt. Ihre Niederlassung wurde in Brand gesteckt, und sie selbst wären beinahe in den Flammen umgekommen. Von allen Seiten regnete es Wurfgeschosse auf sie, und dem Tode sind sie fast nur durch ein Wunder entronnen. Vergebens baten sie gleich zu Beginn des Kampfes den Hauptmann Lugard um einige Soldaten, deren Anwesenheit allein schon ihr Leben sicher gestellt und die Mission vor Plünderung und Brand bewahrt hätte. Diese Soldaten wurden den protestantischen Missionaren nicht verweigert, aber unsere Missionare erhielten im Augenblick der Gefahr nicht die erbetene Hülfe und erst gegen Ende des Tages fanden sie Schutz im Fort.

Ein paar Tage später griffen die Banden der protestantischen Bugandas (welche durch Soldaten vom Fort Kampala verstärkt und mit Maxime-Kanonen versehen waren) die Katholiken und Missionare an, die sich auf eine kleine Insel in der Nähe des Festlandes geflüchtet hatten. Der apostolische Vikar Msgr. Hirth konnte nur mit genauer Not die Insel Sese erreichen und mit einigen Missionaren nach Buddu und Niziba, westlich vom See, flüchten, nachdem er länger als zwei Wochen in einem schlechten Nachen, fast ohne Kleider, ohne Lebensmittel und unter den äußersten Entbehrungen die Küste entlang geirrt war. Um der sicheren Niedermeglung zu entrinnen, mußten sechs andere Missionare sich auf dem Fort Kampala als Gefangene stellen, nachdem sie vorher alle möglichen Mißhandlungen seitens der protestantischen Bugandas erduldet hatten. Diese Wütenden besaßen die ausgesuchte Grausamkeit, sie ihrer Hütte zu berauben, so daß sie unter der tropischen Sonne jeden Augenblick hätten vom tödtlichen Sonnenstich getroffen werden können. (Den Missionaren war solche barbarische Mißhandlung schon während der Verfolgung durch die Muhamedaner wiederfahren.) Eine beträchtliche Anzahl katholischer Frauen und Kinder ertranken auf der Flucht vor dem Gemetzel im See, die anderen wurden von den protestantischen Bugandas gefangen genommen und in die Sklaverei verkauft. Msgr. Hirth meint, auch in den schlimmsten Tagen der Verfolgung durch die Muhamedaner habe der Sklavenhandel nicht so viele Opfer gefordert. Es war herzzerreißend anzusehen.

Ein paar Stunden nach dem Beginn des Kampfes am 24. Januar führte Hauptmann Williams seine durch nubische Soldaten verstärkte Schar gegen die königliche Residenz, um sich Mwangas zu bemächtigen;

aber der König hatte sie bereits verlassen und sich mit den Leuten seines Hauses nach Bulingugweh zurückgezogen. Der Hauptmann wagte nicht, ihn bis dorthin zu verfolgen und so konnte der König die Insel Sese erreichen und später nach Buddu flüchten, wohin ihm diejenigen Bugandas folgen werden, welche die Nachjucht der Anhänger des Katikiro (des protestantischen ersten, von den Engländern dem Mwanga zur Seite gesetzten Ministers) zu fürchten haben. Hauptmann Lugard nutzte seinen leichten Sieg gründlich aus, ließ Mwangas Flagge niederreißen, erklärte ihn des Thrones für verlustig und setzte an seiner Statt Mbogo, den Häuptling der muhamedanischen Bugandas und selbst Muhamedaner (!) ein.

Das also ist bei der Einmischung der englischen Offiziere der ostafrikanischen Gesellschaft in die Landesverhältnisse herausgekommen: eine der blühendsten Missionen Afrikas ist zerstört, ein katholischer König ist entthront zu gunsten eines muhamedanischen Sklavenhändlers in einem Lande, das für das Christentum schon so gut wie gewonnen war, in welchem noch ganz kürzlich die vorübergehende Herrschaft des Muhamedaners Kalema zu soviel Blutvergießen und Zerstörung geführt hatte. Das wäre der Rückfall in eine schon lange Jahre hinter uns liegende Barbarei und zugleich die Vernichtung eines Unternehmens christlicher Zivilisation, das schon so vielen Missionaren das Leben kostete und sich tagtäglich erfolgreicher ausgestaltete.

Und wen trifft nun die Verantwortung für die schreckliche Katastrophe? Ich muß es sagen, da die Briefe unserer Missionare den Beweis zur Übergenüge liefern: diese Verantwortung trifft fast ganz die Beamten der ostafrikanischen Gesellschaft, welche durch ihren Mangel an Erfahrung und ihre blinde Voreingenommenheit gegen die katholischen Bugandas und katholische Missionare Parteiarbeit geleistet und sich ihrer Aufgabe durchaus nicht gewachsen gezeigt haben. In den anderthalb Jahren ihres Aufenthaltes in Uganda haben sie sich das Vertrauen der katholischen Bugandas, denen sie jede Gerechtigkeit verweigerten und die sie den unaufhörlichen Quälereien der Protestanten preisgaben, weder erwerben wollen noch können. Sie haben offen die ehrgeizigen Absichten des Katikiro oder ersten (protestantischen) Ministers begünstigt und so den guten Willen und die redlichen Bemühungen des Königs Mwanga lahm gelegt, der bei dem mächtigen Einflusse der Königswürde auf die Bugandas allein den Frieden unter seinen Unterthanen hätte aufrecht erhalten können. Endlich — und das dürfte besonders schwer wiegen — haben sie den protestantischen Bugandas, deren Gewaltthätigkeit und Festigkeit ihnen sehr wohl bekannt war, Schnellfeuer-Gewehre und Schießbedarf in großer Anzahl geliefert und so mehr oder weniger absichtlich die Katastrophe vorbereitet, deren Opfer heute unsere Missionare und unsere Christen sind!

Das zivilisierte Europa und die Mächte, deren Unterschriften unter der Brüsseler Akte stehen, werden wohl nicht ohne Bestürzung

Kenntnis davon nehmen, wie gewisse Beamte der ostafrikanischen Gesellschaft in Uganda ihren Verpflichtungen zur Förderung der Zivilisation nachkommen, und wie sie den Ruin einer blühenden Mission herbeiführten, die Schrecken eines Bürgerkrieges entfesselten und die schlimmsten Greuel der Sklaverei wieder über ein Volk brachten, das unter allen afrikanischen Stämmen für die christliche Zivilisation die günstigsten Anlagen zeigt. —

So weit der Brief des hochw. P. Bresson. —

Am Tage nach der Ankunft dieser Trauerkunde in Zanzibar hat das englische Staatsschiff „Philomele“ eine Ladung Sklaven mit Beschlagnahme belegt. Kapitän Campbell hat seinen Lieutenant Grenfell beauftragt, die Abfahrt der Segelschiffe zu überwachen. Der Südpassatwind weht seit ungefähr zehn Tagen, und jedes nach Maseate abfahrende Segelschiff konnte Sklaven enthalten. Am 16. März um 8 $\frac{1}{2}$ Uhr abends hißte ein großes Schiff die Segel und versuchte, von hellem Mondschein begünstigt, den Hafen zu verlassen. Lieutenant Grenfell befahl sofort, dasselbe zu untersuchen, und man fand 22 Sklaven, namentlich Weiber und Kinder. Die Untersuchung ergab, daß alle diese Sklaven in der Stadt Zanzibar selbst geraubt worden waren. Unter denselben befand sich sogar ein Sklave des Sultan.

Herr Sartol verlangte eine exemplarische Bestrafung für die schuldige Bemannung des Schiffes. Hoffentlich wird, was in Zanzibar als Verbrechen gilt, auch in Uganda als solches gelten. Und wenn schon der Sklavenraub, d. h. der gesetzwidrige Übergang von Sklaven aus einer Hand in die andere, eine exemplarische Strafe verdient, welche Strafe muß man dann nicht wegen Handlungen verhängen, infolge deren Freie und Christen in die Sklaverei geschleppt, Kirchen, Waisenhäuser und eine blühende Mission zerstört, an 20 Europäer am Leben bedroht worden, ein Muhamedaner an die Stelle eines katholischen Königs kommt, Christen in großer Anzahl niedergemetzelt werden und nicht der Zivilisation, sondern dem Heidentum Vorschub geleistet wird? Hoffentlich wird England in dieser Sache nach dem Rechten sehen. Wir erwarten das und fordern das.

Das deutsche Geschwader ist am 19. April in Zanzibar angekommen. Das englische Schiff „Philomele“ ist am 20. nach Lamu abgefahren. Wie es scheint, wollen die Unruhen dort noch lange nicht aufhören.

Herzlichste Grüße an Sie und Ihre Leser von Ihrem in Christo ergebensten
P. A.

Zanzibar, 3. Mai 1892.

Es sind weitere Nachrichten aus Uganda angekommen, und zwar stammen sie diesmal von einem Engländer, Herrn Maxworthy, Agent des Hauses Baustead and Co. von Zanzibar. Herr Maxworthy schreibt vom Schauplatz des Religionskrieges selbst und er bestätigt im

wesentlichen alle im vorstehenden Briefe gemeldeten Einzelheiten. Oft schon, so berichtet er, war die Rede davon gewesen, daß die Protestanten die Katholiken anzugreifen beabsichtigten, aber letztere wurden stets bei Zeiten benachrichtigt und konnten sich auf einen Widerstand vorbereiten. Die Katholiken legten schließlich auf die bedrohlichen Gerüchte keinen Wert mehr, und so kam es, daß der Überfall vom 24. Januar sie unvorbereitet fand. Trotzdem behielten sie die Oberhand und nahmen den Protestanten achtzig Schnellfeuergewehre ab. Die siegreichen Katholiken, erbittert, daß sie den Kapitän Lugard so offen für die Protestanten Partei ergreifen sahen, beschloßen, ihren Sieg zu verfolgen und Lugard selbst unschädlich zu machen. Sie machten also einen Angriff auf das Fort. Aber die Maximkanonen zeigten sich stärker als sie. Die meisten Anführer fielen und die Katholiken mußten zurückweichen. In diesem Fort wurden Ashe und de Winton (letzterer ein Sohn des früheren Gouverneurs vom Kongo und von Mombas) getötet. (So erzählt der Engländer Maxworthy, während die Missionsberichte von einem Angriffe auf das Fort nichts melden, wohl aber von einem erneuerten Angriffe der Protestanten auf die Katholiken. Dieser Punkt bleibt aufzuklären. Die Red.)

Herr Maxworthy fährt fort: „Gabriel, der Oberführer der Katholiken, und Mwanga haben sich in das benachbarte Buddu zurückgezogen; dort bereiten sie ihre Revanche vor. Im Innern befindet sich Pulver genug, aber in den Händen der Araber. Wenn Mwanga es aufkaufen kann, so wird Lugard bald Mangel an Munition haben; und da ganz Buddu und ganz Uganda, mit Ausnahme der 5000—6000 Protestanten, zu Mwanga hält, so kann der Sieg schließlich doch ihm bleiben.

Alle diese Unruhen, Mezeleien und Kriege — selbst wenn der Sieg auf Seite der Protestanten bleibt — werden England absolut keinen Vorteil bringen. Bleiben die Protestanten Sieger, so bleibt Uganda unter dem Einflusse Englands wie bisher; aber eine starke Partei wird ihm feindlich gegenüber stehen. Bleibt die katholische Partei Sieger, wie wird es dann England anstellen, sie sich zu befreunden. Das Verfahren Lugards kann unmöglich als ein Beweis englischer Sympathien für die Katholiken gedeutet werden.“

Weitere Nachrichten werden hoffentlich recht bald folgen.

P. A.

Ein Besuch im deutschen Missionshause von Mafio.

Gegenstand dieser Abhandlung soll sein, den freundlichen Leser mit jener Stätte näher bekannt zu machen, der bis jetzt Kamerun seine gegenwärtigen und zukünftigen Apostel verdankt. Dieselbe ist jedoch weit entfernt auf eine formvollendete Darstellung, seine Schilderung und Charakterisierung der Örtlichkeit und ihrer Bewohner Anspruch

zu machen, sondern will vielmehr in schlichter Einfachheit nur die Eindrücke wiedergeben, die dieselbe bei einem kurzen Aufenthalt in der Ferienzeit auf das Herz eines jungen Theologen gemacht hat.

Den Grund meiner Reise bildete hauptsächlich die Einladung eines Freundes, der sich seit einem Jahre ebenfalls der Frommen Missionsgesellschaft angeschlossen hatte, ihn im Noviziate zu besuchen. Bereits in Alexandria wurde ich von meinem Kameraden und ehemaligen Studiengenossen, den ich noch von Mailand aus telegraphisch von meiner Ankunft in Kenntnis gesetzt hatte, mit noch einem anderen Novizen am Bahnhof empfangen, von wo wir dann auf der Bahnlinie nach Turin noch zwei Stationen zu passieren hatten. Bei Felizzano, einer kleinen Stadt von ungefähr 4000 Einwohnern, stiegen wir aus, um uns zu Fuß nach dem nur mehr drei Viertelstunden entfernten Kolleg zu begeben. Mit forschender Neugierde suchte mein Auge das ersehnte Ziel; meine beiden Gefährten wiesen meinen Blick nach südwestlicher Richtung, wo uns von einer mäßigen, mit anmutigen Hügeln besäumten Anhöhe herab das Kolleg mit seinen Nebengebäuden entgegengrüßte. Eine breite Straße führte uns zuerst über die mit riesigen, eisernen Geländern versehene Tanarobrücke; dann ging's etwa 3 Kilometer in schnurgrader, südlicher Richtung zwischen üppigen Maisfeldern hindurch, bis wir an eine sanft ansteigende, dicht mit Neben bepflanzte Hügelkette kamen, wo der Weg eine leichte Biegung nach rechts machte. Nach einem Marsche von nicht ganz einer Stunde hatten wir das Kolleg erreicht. So war ich denn endlich am Ziele meiner langen Reise angekommen und brannte nun vor Begierde, jene kühnen Jünglinge und Männer zu schauen, die es über sich gebracht, die teure Heimat mit all' ihren Lieben: Eltern, Geschwistern, Freunden und Verwandten, zu verlassen, sich einer freiwilligen Verbannung zu unterziehen aus keinem anderen Grunde, als um dereinst als mutvolle Apostel und Jünger des Herrn Tausenden von armen schwarzen Negern die frohe Botschaft des Heils zu verkünden, aus Wilden und Barbaren gesittete und tugendhafte Menschen zu machen und deren Seelen für den Himmel zu gewinnen, und dieses alles nicht um vergänglichen, irdischen Lohn, sondern um viel höheren ewigen, himmlischen im anderen Leben dafür zu ernten.

Meine beiden Gefährten führten mich sofort zum hochwürdigen P. Superior, der mich mit ausnehmender Liebenswürdigkeit empfing. Er drückte seine Freude darüber aus, daß ich Wort gehalten und die Mühen und Beschwerden einer so weiten Reise nicht gescheut habe. Obwohl, wie immer, mit einer fast erdrückenden Last von Geschäften überladen, ließ er es sich doch nicht nehmen, mich persönlich in alle Räumlichkeiten des Hauses einzuführen.

Tiefe, heilige Ruhe herrschte im ganzen Hause. Haltung und Gang, das ganze Benehmen der Bewohner hielt sich in den strengen

Grenzen der Demut und Bescheidenheit, allen Gesichtern war der Stempel eines heiligen, milden Ernstes aufgedrückt.

Das Kolleg, von dem bereits verstorbenen General der Gesellschaft Grafen di Bruno 1877 erbaut, ist dreistöckig, mit in Kreuzesform sich schneidenden Gängen. Über den 4 Ausgangsthüren jedes Stockwerkes stehen Sprüche aus den Psalmen geschrieben. Unter einer Wanduhr im mittleren Gange stehen die Worte *Memento mori*, um alle an den unvermeidlichen Tod zu erinnern, dem niemand alle Zeit so kühn ins Auge sehen muß als ein Missionar.

Oben im dritten Stock ist die recht hübsch ausgemalte und mit Bildern gezierter Hauskapelle. Ihr Altar ist von einem jetzt in Kamerun befindlichen Laienbruder verfertigt; rechts und links davon hängen zwei prachtvolle, mit goldenen Rahmen versehene Herz-Jesu- und Herz-Mariä-Bilder, beide ein Geschenk der Buset'schen Verlagshandlung in Regensburg. Da das Haus ursprünglich so gebaut wurde, daß jedes Mitglied seine eigene Zelle hatte, wurden, um die für die Studier-, Lehr- und Speisefälle erforderlichen großen Räumlichkeiten zu bekommen, viele derselben durchbrochen und in einen Saal umgewandelt. Damit hatte man außerdem den Vorteil einer geringeren Haussteuer gewonnen; in Italien wird nämlich nicht bloß jedes Fenster, sondern auch jedes Zimmer des Hauses, ob groß oder klein, in gleicher Weise besteuert. Über dem Hause erhebt sich ein etwa 5 Meter hoher Turm, der bei günstiger Witterung eine bezaubernde Rundschau gewährt. Gegen Norden hin erblickt man die mit ewigem Schnee bedeckten Schweizerberge mit dem Monte Rosa, dem großen St. Bernhard u. s. w., gegen Frankreich hin die Westalpen mit dem Mont Blanc, Mont Cenis, Monte Viso, Col di Tenda, im Süden zieht sich ein schmaler Gebirgsstreifen der Meeresküste entlang nach den Apenninen hinüber, die im Südosten eine weitere Aussicht nach Mittel-Italien versperren, nur in der Richtung nach Osten, gegen Venedig hin, ist der Blick frei.

Steigen wir wieder herunter vom Turm und treten wir zunächst in den Garten. In der Mitte desselben befindet sich ein runder, zu beiden Seiten mit Apfel-, Birn- und Feigenbäumen beplanzter Gang von ungefähr 20 Meter Durchmesser. In seinem Mittelpunkt steht auf einem (1 Meter) hohen Aufsatz eine 2 Meter große Statue der unbefleckten Empfängnis, zur Rechten des Rondells eine Statue des hl. Josep, zur Linken die eines betenden Kindes. Künstlich angelegte, mit Weinreben überdachte Gänge mildern die Sonnenglut. Der Garten selbst ist groß genug, um das Haus mit dem nötigen Gemüse zu versehen. Etwa 100 Schritt vom Hauptgebäude entfernt steht die Kirche, zu deren Bau der hl. Vater selbst eine bedeutende Summe spendete. Schade, daß Platz und Art des Baues nicht als glücklich gewählt bezeichnet werden können. Am Eingange über dem Portale sind die Worte angebracht: *In honorem reginae Apostolorum* (zu Ehren der Königin der Apostel). Beim Eintritt in dieselbe gewahren wir an

der Wand über dem Altare ein Gemälde mit der Unterschrift: *Regina Apostolorum*; zu beiden Seiten reihen sich Gemälde der hl. Apostel und Märtyrer an, der Altar selbst steht frei in Mitte des Presbyteriums, wo zu beiden Seiten die Missionszöglinge Platz nehmen. Außerhalb des Presbyteriums befindet sich rechts und links ein Seitenaltar, jener dem Herzen Jesu, dieser dem Herzen Mariä geweiht.

Der vielleicht einzige religiöse Zug des piemontesischen wie des italienischen Volkes überhaupt ist eine besondere Verehrung zur allerseeligsten Jungfrau. Fast kein Sonn- oder Festtag vergeht, an dem es ihr nicht ihre Huldigung in einem Liede darbringt, das es gewöhnlich nach dem Gottesdienst singt. Im übrigen besitzt das Volk einen unruhigen, oft geradezu kirchenseindlichen Charakter und erweist seinen Priestern nichts weniger als die gebührende Ehre. Wie tief ein laues und systematisch verdorbenes Volk sinken kann, läßt sich daraus entnehmen, daß nach der Aussage erfahrener Seelsorger unter hundert katholischen Männern kaum zehn jährlich einmal die Sakramente der Buße und des Altars empfangen, und sogar diese noch dem Spotte der übrigen ausgesetzt sind und als „Heilige“ verlacht werden. Man dürfte aber ja keinem solchen Spötter ins Gesicht sagen, daß er ein schlechter Katholik sei, ohne ihn aufs grösste zu beleidigen. Doch lassen wir dieses Volk, und kehren wir wieder zurück zu unseren deutschen Brüdern im Kolleg.

Es befanden sich zur Zeit meines Aufenthaltes ungefähr 40 Deutsche im Noviziate, zusammengewürfelt aus allen Gauen Deutschlands, von Süd und Nord, von Ost und West, Preußen vom äußersten Norden des Reiches, Polen, Sachsen, Westfalen, Rheinländer, Badenser, Württemberger, das größte Kontingent aber liefert Bayern. Von diesen 40 bilden etwa den dritten Teil die Laienbrüder, Schuster, Schneider, Schreiner, Bäcker u. s. w., die anderen sind Studenten, die nach Erlangung der nötigen Kenntnisse in der humanistischen Studiensprache zu den philosophischen und theologischen Studien nach Rom geschickt werden; nur 5 Theologen waren zur Zeit noch dort, die bei ihrem Eintritt schon einen Teil ihrer theologischen Studien zurückgelegt und denen im Kolleg selbst an der Hand erfahrener Lehrer Gelegenheit zur Vollendung ihrer Studien geboten wird.

Alle, Studenten wie Laienbrüder, sind fast durchwegs kräftige, gesunde Leute und erfreuen sich mitunter eines ganz blühenden Aussehens, was wohl zum größten Teil in dem gesunden Klima, wie in der sehr einfachen Verpflegung ihren Grund haben mag. Denn da man dort von dem gewiß vernünftigen Grundsatz ausgeht, nur gesunde, kräftige Leute nach Afrika zu schicken, wird auch für eine zwar einfache, aber genügende Nahrung Rechnung getragen.

Einen Begriff von der pünktlichen Beobachtung der Regeln erhielt ich beim ersten Glockenzeichen. Ein jeder ließ so zu sagen den halbgeschriebenen Buchstaben unbeeidigt oder brach das Gespräch, mochte es

noch so interessant sein, sofort ab. Was mich aber noch mehr als dieser gewissenhafte Gehorsam erbaute, war die brüderliche Liebe. „Daran soll die Welt erkennen, daß ihr meine Jünger seid, daß ihr Euch einander liebet,“ spricht der Heiland. Nie habe ich während der Zeit meines Aufenthaltes ein Wort gehört, das den Mitbruder hätte kränken oder beleidigen können. Sie alle waren eines Herzens und eines Sinnes, weil sie sich alle des gleichen Strebens nach demselben hohen Ziele bewußt waren.

Die Worte des Psalmisten, die von ihnen jeden Tag gebetet werden, finden auf sie selbst ihre volle Anwendung: „Ecce quam bonum et quam jucundum, habitare fratres in unum“ (Sehet wie gut und wie lieblich es ist, wenn Brüder beisammen wohnen.) Mit Recht bemerkt P. Alphons Rodriguez S. J. in seinem Buche „Übung der christlichen Vollkommenheit“: „Gießt Gott über eine Genossenschaft die Gnade der brüderlichen Eintracht aus, wie er sie in der ersten Kirche über die Christen, welche die Erstlinge und den ersten Segen des hl. Geistes gekostet hatten, ausgegossen hatte, so ist das eines der Hauptzeichen, worin man erkennen kann, ob Gott sie besonders liebt und ob er sie mit einer Liebe liebt, die sich jener nähert, welche er zu seinem göttlichen Sohne trägt.“

Daß aber ein so guter Geist unter den Untergebenen auf eine weise, sorgfältige und umsichtige Leitung von Seiten des Obern schließen läßt, liegt auf der Hand. Fast keine freie Stunde verging, in der er nicht selbst in ihrer Mitte war; allen schenkte er in gleicher Weise seine Teilnahme, für jeden hatte er ein liebevolles Herz. Was Wunder, wenn solch ein Beispiel aufopfernder Liebe die Herzen der Untergebenen fesselt und anzieht, und sie mit Freuden alles thun, auch das, wovor sonst die menschliche Natur zurückzuschrecken pflegt.

Doch immer näher kam die Zeit des Abschiedes für mich. Wohl suchte der hochw. Herr P. Superior, der alles aufgeboten hatte, um mir die kurze Zeit meines Aufenthaltes möglichst angenehm zu machen, mit Aufwendung seiner ganzen Überredungskunst, mich zum längeren Bleiben zu bewegen, allein umsonst. Mein Urlaub ging zu Ende und mein Beruf verlangte wieder meine Anwesenheit in der Heimat. So mußte ich denn scheiden aus jenem Hause und von jenen Bewohnern, die ich im Stillen um ihr schönes Los beneidete, und die mich wiederholt an die Worte des Dichters erinnerten:

„Nenn mir die Waffe, kräftig, stark,
Die Reich um Reich bezwingt,
Die wilder Völker Lebensmark
Und Herz um Herz durchdringt!
Nicht Feuerschlünde, Schwertgeprall
Bringt wild fanatisch Wut zu Fall;
Im Gott geweihten Kämmerlein
Da liegt's als Demant, hell und rein,
Umfliehet von heiligen Engelreich'n
So innig — die Lieb' des Missionärs.“

Eins hatte ich mitgenommen in die Heimat: den festen Vorsatz, alles aufzubieten, die Sympathien der deutschen Brüder für das erhabene Werk solcher Männer wach zu rufen.

Wie sehr diese Kongregation der Unterstützung aller deutschen Katholiken würdig ist, zeigt das übereinstimmende Lob der deutschen Beamten in Kamerun. Und dieses steht im vollkommenen Einklang mit den Worten, die der ehemalige Kai er von Brasilien 14 Tage vor seiner Entthronung nach Rom telegraphierte: „Senden Sie noch viele Pallotiner hierher, alle auf meine Kosten.“

Möchte doch bald jener Tag andbrechen, wo es den Pallotinern gegönnt wird, in Deutschland selbst ein Missionshaus für Afrika zu gründen, damit deutsche Söhne nicht mehr nötig haben, ins Ausland zu ziehen und das Gnadenbrot der Fremden zu essen, um ihrem hehren Berufe nachzukommen. Das walte Gott!

Seb. Fästlinger, cand. theol.

Nachschrift. Soeben, am 12. Mai, meldet mir mein Freund aus Masio frohe Botchaft. Am 9. Mai erhielt der hochw. Herr Obere, P. Kugelmann, von Berlin und von Münster aus gleichzeitig Nachricht, daß die Verbannung ihr Ende erreicht habe. Die königlich preussische Regierung hatte die Niederlassung in Deutschland gestattet. Es war ein Freudentag für das Haus. Thränen der Freude flossen im ersten Augenblicke, die bald lautem Jubel Platz machten. Der Obere ließ sofort die deutsche, italienische und päpstliche Flagge hissen und setzte den Unterricht für diesen Tag aus. Am anderen Morgen wurde ein feierlicher Dankgottesdienst mit Te Deum abgehalten. Jetzt ist alles gespannt dort, wann und wohin die Übersiedelung stattfinden wird.

Die letzte Frage kann die Redaktion mit ziemlicher Sicherheit beantworten. Der hochw. Herr Obere von Masio befindet sich eben in Deutschland. Er hat sowohl in Limburg als in Münster und in Berlin sehr zuvorkommende Aufnahme und Anerkennung für die Thätigkeit seiner Kongregation gefunden. Für die Unterbringung der deutschen Angehörigen besteht folgender Plan. Die Bischofsstadt Limburg wird das Noviziat erhalten. Dort sollen die jungen Leute ihre erste Ausbildung und die hl. Weihen erhalten. Zum Studium der Theologie dagegen, welches natürlich den hl. Weihen vorangeht, bietet indes Limburg keine Gelegenheit, dafür ist Münster i. W. in Aussicht genommen. Wo die Niederlassung der Schwestern hinkommt, darüber ist noch nichts entschieden, vielleicht wird es auch nötig werden, zur Ausbildung der Brüder eine besondere Anstalt einzurichten. Diese Fragen werden bald entschieden werden. Eine andere Frage, nicht minder wichtig, ist die: woher die Mittel nehmen? Solche Anlagen kosten Geld, und Missionare sind arme Leute. Sie besitzen nichts als ihre guten Werke und die ihnen vom hl. Stuhle verliehenen Gnaden. Damit kauft man

keine Grundstücke, und baut man keine, wenn auch noch so einfache Häuser. Und doch werden sich die Mittel finden. Einen Teil giebt die Vereinskasse, den Rest die christliche Liebe. Unsere Freunde werden in dieser Sache nicht hinter den Protestanten zurückstehen wollen. Hoffentlich — wenigstens hat es den Anschein — giebt der liebe Gott uns in diesem Jahre eine gute Ernte, und da öffnen sich gern Herzen und Börser. Also, werthe Freunde, thut einmal einen kühnen Griff in die Truhe, oder einen tüchtigen Schnitt in die Kuponreihe und helfet damit den ehrw. Söhnen und Töchtern des sel. Vinzenz Pallotti, damit sie glücklich unter Dach kommen. Der Generalförderer, Redakteur W. Helmes in Münster i. W., nimmt alles gern an und sendet als Quittung: 1. den Aufnahmeschein als Wohlthäter und Mitglied der Kongregation; 2. eine schöne, vom hl. Vater selbst gesegnete und mit Sterbeablaß begnadigte Medaille, endlich 3. einen der neuen Missionskalender für 1892 und 1893. Die Einsendung der Gaben kann per Postanweisung oder in Freimarken aller Herren Länder geschehen; es muß aber die genaue Adresse des Absenders deutlich angegeben werden, damit die Medaille und Kalender auch richtig ankommen.

Eben, wie wir noch schreiben, erhalten wir einen Fünfmarschein für denselben Zweck von einem armen Dienstmädchen. Wir nehmen das als eine gute Vorbedeutung und fragen: wer ist der Nächstfolgende?

Afrika-Verein deutscher Katholiken.

5. Liste der eingegangenen Gaben.

Vom 28. April 1892 bis 27. Mai 1892.

	Mart		Mart
Transport . . .	45 154,17	Übertrag	45 154,17
Zw.-B. Büllingen, Dekanat Malmedy, 4 M., Zw.-B. Wütgenbach, Def. Malmedy, 9 M. 10 Pfg., Zw.-B. Eisenborn, Def. Malmedy, 4 M. 3 Pfg., Zw.-B. Malmedy, Def. Malmedy, 53 M., Zw.-B. Mürzingen, Def. Malmedy, 7 M., Zw.-B. Robertville, Def. Malmedy, 7 M. 75 Pfg., Zw.-B. Rocherath, Def. Malmedy, 6 M. 75 Pfg., Zw.-B. Weißmes, Def. Malmedy, 74 M., Zw.-B. Weywerp, Def. Malmedy, 6 M. 40 Pfg., Zw.-B. Wirpfeld, Def. Malmedy, 5 M. 40 Pfg.,		Zw.-B. K Hoffraix, Def. Malmedy, 15 M., Zw.-B. Rektorat Faymonville, Def. Malmedy, 2 M. 21 Pfg.	194,68
		Zw.-B. Pfarre St. Ursula, Köln Ungerannt aus der Pfarre St. Ursula in Köln für 2 hl. Messen für die Abgestorbenen	3,—
		Zw.-B. Elthausen, Def. Erpel	22,—
		Zw.-B. Selsten, Def. Heinsberg	88,30
		Zw.-B. Gran-Neindorf, Def. Bonn	27,—
		Düzel-B. Trier	149,10
		Zw.-B. Engelskirchen, Def. Wipperfürth	7,—
		Zw.-B. Eiberg und Horst, Def. Essen	14,—
		Zu übertragen	45 974,25

Zu übertragen 45 154,17

Zu übertragen 45 974,25

	Mart		Mart
Übertrag	45 974,25	Übertrag	48 423,61
Zw.-B. Klein-Böllnig, Schlefburg	18,—	G. Schaub, Breslau	42,—
Zw.-B. Mondorf, Def. Siegburg	118,70	Zw.-B. Bergheim, Def. Siegburg	54,—
S. in Köln für 15 hl. Messen in besonderer Intention	15,—	Zw.-B. Forst, Def. Birtscheid	2,80
Zw.-B. Lilsdorf, Def. Siegburg	6,—	Zw.-B. Grefeld	450,—
Redaktion des „Gott will es“ in Münster	770,03	Friedr. Schnettler, Delinghausen, für 7 Heidentinder	147,—
Zw.-B. Niederkrüchten, Def. Erftelenz	30,—	Joseph Oberleitner, Welt-priester in Schönberg, Nieder-Osterreich, Fl. 5 =	8,53
Zw.-B. Großhau, Def. Derichsweiler	36,—	Zw.-B. Nachen	1500,—
Düzel-B. Paderborn	600,—	Zw.-B. Köln-Ehrenfeld . . .	177,80
Expedition des „Gott will es“	612,53	Beitrag Schäfer durch Nanonikus Hespers	10,—
Zw.-B. Elmp, Def. Erftelenz	125,10	Zweig-Frauen-Afrika-Verein Breslau	76,—
Zw.-B. Pfarre Maria-Himmelfahrt Köln	88,—	Legat von F. B. M. in B., Württemberg	200,—
Zw.-B. Grefenich, Def. Eschweiler	30,—		
		Zu übertragen	48 423,61
		Köln, den 27. Mai 1892.	Summa 51 091,74

Heinrich Sorten,

Schatzmeister des Afrika-Vereins deutscher Katholiken, Köln, Neumarkt 3.

Mannigfaltiges.

† Unser verehrter Vorsitzender, Herr Justizrat Hugo Siege: in Köln, ist uns und seinem Wirken unerwartet rasch, erst 56 Jahre alt, entzogen worden. Wie für alle katholischen Werke interessierte er sich eifrig für die Christianisierung Afrikas und stand seit seiner Gründung an der Spitze unseres Vereins. Wir wünschen ihm als Lohn für sein Streben die Krone des ewigen Lebens, dem Afrika-Verein aber einen eifrigen und thätigen Erbgemann.

Der neue Oberführer der Schutztruppe in Deutsch-Ostafrika ist Freiherr E. v. Mantuffel. Er ist nach seinem Austritte aus der Armee vor ungefähr zwei Jahren in den Dienst der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft eingetreten und wurde dann am 1. Juli 1891 zugleich mit dem jetzigen Zolldirektor Hohmann in die Zollverwaltung des Gouvernements übernommen. Dort ist er mit den leitenden Personen bekannt geworden, und der Kommandeur der Schutztruppe, Korvetten-Kapitän Rüdiger, hat ihn für den zweiten Stabsoffizierposten der Schutztruppe vorgeschlagen.

Bei der Expedition eingegangene milde Gaben.

1. Für die Windthorst-Station: M. in A. für Negerkinder 30 Pfg. — B. B. in M. 30 Pfg. — W. in M. für 72 hl. Messen ad int. dantium 72 M. — F. Straube, Neundorf, 8 M. 85 Pfg. — Ung. Oppeln, 4 hl. Messen zu Ehren des hl. Joseph 4 M. — Bitar Finte, Dingden, zum Postkauf von Heidentindern 200 M. — M. A. T. (durch S. K. in Hildesheim) für ein Sklaventind, „Joseph“ zu taufen, 50 M. — Derselbe für 3 hl. Messen in der Meinung des Gebers 4 M. 50 Pfg. — Niepmann, Camp, für 1 Heidentind, zu

taufen auf die Namen Maria oder Joseph, 21 M. — Derselbe für 5 hl. Messen zu Ehren der hl. 5 Wunden: 5 M. Zusammen 365 M. 95 Pfg.

2. **Für die Weihen Väter:** Geschw. Meyer, Wetz, für 40 hl. Messen für Joh. Hubert Meyer 40 M. — F. K. in G. für 3 hl. Messen in best. Meinung 3 M. — Pfr. Schell, Großenlueder, 5 M. — Vikar Finte, Dingden, zum Loskauf und zur Unterhaltung von Heident Kindern 100 M. — E. N. in S. für 30 hl. Messen für alle armen Seelen und 10 hl. Messen für e. best. Verstorbene 40 M. Zusammen 188 M.

3. **Für die Mission von Saint-Charles** (Schwestern aus Notre-Dame d'Afrique). Pfr. Schell, Großenlueder 10 M.

4. **Für die Ausbildung schwarzer Priester:** Pfr. Schell, Großenlueder 5 M. — W. B. in Fr. 3 M. 80 Pfg. — F. Pf. in G. 12 M. Zusammen 20 M. 80 Pfg.

5. **Für eine Glocke nach Kamerun:** Sch. in G. 1 M. 20 Pfg. — V. G. in Br. 1 M. Zusammen 2 M. 20 Pfg.

6. **Für die Mission in Par-es-Salaam:** Vikar Finte, Dingden, zur Unterhaltung von Heident Kindern 100 M.

7. **Für die Mission am Zambesi:** Kloster der Salesianerinnen zu Dietramszell für ein Heident Kind, auf den Namen „Maria“ zu taufen, 21 M. — Vikar Finte, Dingden, zum Loskauf von Heident Kindern 100 M. — Pfarrer L. in Freudenburg für 16 hl. Messen für best. Intentionen 16 M. Zusammen 137 M.

Besondere Anliegen

dem Gebete der Missionäre und Schweigern empfohlen.

Die Seelenruhe unseres eifrigen verst. Mitgliedes Fr. G. in S. — M. S.: Die heilige Kirche Gottes — Die Befreiung der Welt. — Meine Seelenleiden. — Die Befreiung der Lauen und Gleichgültigen. — Um Gel. ngen eines großen Unternehmens

Briefkasten der Redaktion.

Unsere Korrespondenten aus dem Innern Afrikas bitten wir, Orte und Personennamen recht deutlich zu schreiben. Bei Ortsnamen ist eine nähere Angabe sehr erwünscht, wo man die betreffenden Orte auf der Karte finden kann. — **P. A.:** Ihr Eifer verdient alles Lob. Die Nachrichten aus Uganda haben, als ganz neu, hier Sensation gemacht. Zum Dank arbeiten wir daran, bald eine Niederlassung Ihres Ordens in Deutschland zu erreichen. — **Nach Mrogoro:** Ihr Oberer war einige Zeit ein lieber Gast der Redaktion. Vivant sequentes! — **P. S. in B.:** Für den Artikel besten Dank, aber nicht so eng schreiben. Hübsche kleine Erzählungen aus dem Missionsleben wären mir sehr erwünscht. — **Nach Breslau:** Der oberhirtliche Erlaß betr. Sammlungen betrifft nicht die Förderer der Frommen Missionsgesellschaft. Diese „beuten nicht die schlesischen Katholiken aus,“ wie jemand in der „Schles. Bztg.“ schrieb, sondern sie werben Mitglieder für eine vom hl. Stuhle approbierte und mit reichen Gnaden ausgestattete Kongregation. Wer übrigens seinen Überfluß lieber in 4prozentigen anlegt, statt sich um den von Gott verheißenen 1000fältigen Lohn zu bemühen, der braucht sich ja nicht „ausbeuten“ zu lassen. Arme Menschen das, die sich ärgern, wenn man ihnen Gelegenheit bietet, ein gutes Werk zu thun! Was wird doch der Richter dereinst sagen: „Ich war hungrig, du hast mich nicht gespeist; ich war nackt, und du hast mich nicht bekleidet u. s. w.“ Der hochw. Herr D. erhitt von Breslau ist übrigens selbst ein Förderer der Frommen Missions-Gesellschaft; er hat einen hervorragenden Anteil an ihrer Zulassung in Deutschland. — **M. N.** Die 21 M. für 11 hl. Messen habe ich dem gerade bei mir weilenden hochw. Herrn P. Angelmann übergeben.

(Schluß der Redaktion am 28. Mai.)

Verantwortlicher Redakteur: W. Helmes in Münster i. W. — Druck und Verlag von A. Riffarth in M. Gladbach.

Gott will es!

Die Religion der Neger in Afrika.

II.

Gottesidee (Vorbemerkung).

Es fehlt nicht an Afrikareisenden, welche behaupten, in Afrika mehrere religionslose Negerstämme angetroffen zu haben, weil dieselben keine Spur von Glauben an ein höheres, übernatürliches Wesen, ja einige Stämme nicht einmal von Aberglauben gezeigt hätten. Die Erklärung für diese seltsame und bisher unerhörte Behauptung ist, so lange man nicht an der Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe jener Forscher zu zweifeln Grund und Veranlassung hat, allein darin zu suchen, daß jene es in der Beobachtung und Erforschung der religiösen Vorstellungen und Gebräuche der Neger zu leicht und oberflächlich nahmen. In ihren Reiseberichten geben sie uns eingehende, recht interessante Schilderungen des Landes, wissen uns viel zu erzählen von den sozialen Verhältnissen, den Sitten und Gebräuchen der Eingeborenen, ihren Kämpfen und Waffen; das religiöse Gebiet dagegen wird nur oberflächlich berührt und mit den Worten abgethan: „sie haben keine Religion.“ Wie schwierig es aber ist, mit den religiösen Begriffen und Gebräuchen der Neger auch nur einigermaßen bekannt zu werden, wissen die afrikanischen Missionäre nicht genug zu betonen; oft, sagen sie, ist dazu eine viele Jahre hindurch mit Ausdauer und Gründlichkeit fortgesetzte Beobachtung unter Voraussetzung genauer Sprachkenntnis notwendig. So sagt z. B. P. Joffet (Missionar von Algier am Tanganjika): „Nur mit einem gewissen Widerstreben habe ich mich daran gegeben, auch die Frage über die religiösen Anschauungen der Masipa zu berühren; denn ich weiß, daß man kaum auf einem anderen Gebiet so leicht der Gefahr ausgesetzt ist, Irrtümliches zu behaupten. In der That bemerkt bereits Livingstone irgendwo mit Recht, daß nichts schwieriger sei, als einen afrikanischen Wilden dazu zu bringen, sich über den Gegenstand seiner religiösen Verehrung auszusprechen. Sei es, daß der Teufel in dem richtigen Instinkt, durch solche Geheimnisthuerie den Fortbestand des Götzenwahnes am besten zu sichern, dem armen Schwarzen die Zunge bindet, sei es, daß dieser selber, die Lächerlichkeit seiner religiösen Vorstellungen und Gebräuche ahnend, den Spott der Weißen fürchtet, oder endlich aus wirklich religiöser Scheu den Gegenstand seiner Verehrung dem

Gespötte entziehen will.“*) Wenn aber irgend jemand uns einigen Aufschluß über die Religion der Neger geben kann, so sind das die katholischen Missionare, welche so manche Jahre mit so großer Uneigennützigkeit und so großem Opfermut, nur aus Liebe zu Gott und zum Seelenheil der armen Schwarzen, unter diesen zugebracht haben. Wir werden uns darum in dieser Abhandlung ganz besonders auf die Mitteilungen der Missionare stützen. Zunächst wollen wir die Lichtstrahlen sammeln, welche, wenn auch nur dürftig und spärlich, doch einigermaßen die Nacht des Heidentums in Afrika erhellen und uns darum zuerst befaßen mit der

Gottesidee der Neger; Namen des höchsten Wesens.

Nach dem übereinstimmenden Zeugnisse der Missionare, dem sich das vieler Afrikareisenden, besonders aus neuester Zeit, anschließt, ist allen Stämmen der afrikanischen Neger, die man bis jetzt kennen gelernt hat, der Glaube an ein höchstes, übernatürliches Wesen gemeinsam, gemeinsam die Vorstellung, daß dieses höchste Wesen alle anderen unsichtbaren Wesen an Macht und Vollkommenheit überragt. „Wohl giebt es in Afrika,“ sagt P. Bauer, Missionar in Mrogoro, „und auch anderswo einzelne Menschen, aber kein ganzes Volk ohne Idee von einem höheren Wesen.“**) Freilich dürfen wir uns nicht denken, daß die Neger eine klare, bestimmte Vorstellung von der Gottheit haben; ihr Gottesbegriff ist mehr oder weniger ausgebildet, je nachdem sie auf einer höheren oder niederen Kulturstufe stehen; bei manchen Negerstämmen hält es indes sehr schwer, aus dem Gewirre und dem verworrenen Nege der religiösen Sagen und Gebräuche sich eine nur einigermaßen klare Vorstellung über ihre Gottheit zu machen. Mag aber ihr Gottesbegriff noch so verschwommen erscheinen, die Gottheit noch so verzerrt ja selbst fragenhaft entstellt sein, immer und überall findet sich darin ein wenn auch oft matter und schwacher Widerschein des göttlichen Urbildes. — Der Glaube an ein höchstes, göttliches Wesen findet sich, wie gesagt, bei allen Negervölkern, nur ist die Bezeichnung dieses Wesens oft verschieden. Manche Stämme, besonders wenn sie durch Sprache, Sitte sich näher stehen, haben oft denselben Gottesnamen; andererseits kommt es nicht selten vor, daß ein Name, welcher bei einem Volksstamme die höchste Gottheit bezeichnet, bei dem anderen einer niederen Gottheit, selbst einem bösen Geiste beigelegt wird.

Sehen wir uns einige dieser Gottesnamen an; wir erhalten damit schon einigermaßen eine Vorstellung, wie die Neger sich das höchste Wesen denken, welche Eigenschaften sie ihm beilegen. Fassen wir zunächst die Nigritier besonders in Nord-Guinea ins Auge. Die an der Pfefferküste wohnenden Neger nennen das höchste Wesen „Nyiswa“, d. h. „Schöpfer“, während die südlich an der Goldküste wohnenden

*) Die kath. Missionen. 1890, Nr. 3, S. 49.

**) „Gott will es.“ 1890, S. 13.

Negerstämme, die Ahanta, Fanti, Aschanti u. a. die höchste Gottheit „Yankompon“, d. h. „lichte Höhe“, „strahlende Gottheit“ nennen. Schon diese Bezeichnung läßt erkennen, daß man sich das höchste Wesen im Himmel, dem Reiche des Lichtes, wohnen denkt. Den Himmel selbst nennt hier der Neger Yankompons Antlig, die funkelnden Sterne sein strahlendes Geschmeide und die Wolken den ihn verhüllenden Schleier.**) Zwar giebt es nach Anschauung der Neger noch viele andere Götter, so einen Sonnen- und Mond-, Donner- und Regengott, aber alle diese erscheinen als Götter niederen Ranges, die alle Yankompon überragt. Dieser ist der höchste Herr und Gebieter, der Schöpfer der Welt. Einige übersetzen das Wort „Yankompon“ auch mit „guter Freund“; thatsächlich schauen die Neger an der Goldküste zu ihrem Gott Yankompon mit Liebe hinauf, nennen ihn ihren Freund und Vater, der mit Wohlwollen auf sie herabsieht und ihnen nichts böses thut. Zwar kann Yankompon auch zornig werden und dann grollt er in mächtigem Donner und schleudert den zuckenden Blitzstrahl herab, aber solche Zornesausbrüche sind selten, vorherrschend ist er gütig und liebevoll gegen die Menschen. Eigentümlich indes und seltsam ist die Vorstellung, die sich nicht bloß bei diesen Negern an der Goldküste, sondern mehr oder weniger bei allen Negervölkern findet, daß das höchste Wesen, welches über den Wolken thronet, zwar wohlwollend und liebevoll auf die Menschen herabsieht, sich aber gar nicht oder nur wenig um sie kümmert, ihnen nichts Böses, aber auch nichts Gutes erweist. Hieraus erklärt sich die auffallende Erscheinung, daß die Neger sich auch ihrerseits um das höchste Wesen nicht kümmern, daß sie ihm keine oder doch nur selten Verehrung erweisen. Desto mehr verehren die Neger die niederen Götter, die guten wie die bösen Geister, denen die höchste Gottheit das Regiment auf Erden überlassen hat, durch Opfer und Gebete, damit sie diese veröhnen, vor allem Schaden und Unheil bewahrt bleiben, wie wir später näher sehen werden.

Bei den Ewevölkern (an der Sklavenküste) wird das höchste Wesen „Nawu“, d. h. der „alles Übertreffende“ genannt. Die katholischen Missionare halten das Wort Nawu für gleichbedeutend mit dem jüdischen Gottesnamen Jehovah und nennen sich darum zum Unterschiede von den heidnischen Götzepriestern (den Voduno) Nawupriester. In Agué heißt das höchste Wesen „Nlorun“, d. h. „König des Himmels“; bei den Ibo (am unteren Niger) wird das höchste Wesen „Tschutu“ genannt, d. h. „Himmel“. Tschutu hat 2 Ohren und 2 Augen, eins im Himmel und eins auf Erden, so daß er alles hört und alles sieht.***) In Altalabar führt dagegen ein berühmter Wahrsagergeist, der im Dickicht eines Waldes haust und in einer Höhle seine Wohnung hat, den Namen Tschutu, während hier die höchste Gottheit „Abasi-Idum“, d. i. „allmächtiger Gott“ genannt wird.

*) Vergl. Schneider: „Die Religion der afrikanischen Naturvölker.“ S. 29.

**) Siehe Näheres hierüber bei Schneider. U. a. D. S. 38.

Im Kamerungebiet findet sich wie auch zuweilen an der Goldküste der Gottesname Nyame, welcher nach Ansicht der Missionare für die höchste Gottheit gehalten wird, ferner Olung und Mungi; in neuerer Zeit scheint der Name Loba, d. h. „Himmel“ oder „Sonne“ zur Bezeichnung des höchsten Wesens immer mehr gebräuchlich zu werden. „Die Kuppel des Kamerungebirges ist nach Loba genannt: „Mongoma-Loba“, d. h. Götterberg; . . . (den dort oben thronenden Gott) stellt man sich als ein Wesen vor, das halb Stein und halb Mensch sei und nur ein Auge habe, und welches, wenn auf dem Götterberge Schnee fällt, eine weiße Decke ausbreite oder weiße Gewänder anlege, um eine große That anzukündigen.“ *)

Hiermit verlassen wir die Nigritier oder Sudaneger und wenden uns zu den Bantunegern, welche das unermessliche Ländergebiet südlich vom Äquator bis tief in den Süden hinein, von der Westküste bis zum Seengebiet des Tanganjika und Nyassa bewohnen.

H. T.

(Fortsetzung folgt.)

Das Mahdi-Reich und die Negerstämme.

Kairo, 27. Mai 1892.

Der Siegeslauf, mit welchem der Mahdi seine Eroberungen begann, sein Plan der Ausbreitung des Islam über die ganze Welt, welcher seine fanatischen Horden in unerhörte Begeisterung versetzte, die Raubsucht seiner Anhänger, welche größtenteils aus professionsmäßigen Sklavenjägern bestanden: dies alles ließ anfangs befürchten, daß durch den Mahdismus Verderben und Verwüstung über die benachbarten Negerstämme kommen würde.

Das anfängliche Vorgehen der Mahdisten erhöhte diese Befürchtungen. Noch im Jahre 1881 schlug der Mahdi sein Lager am Berge Gadir im Lande der Nuba-Neger von Tefele auf. Von dort aus gedachte er durch den Süden von Kordofan nach dem Lande der Ferit-Neger südlich von Darfur zu ziehen, um die dortigen Sklavenjäger für sich zu gewinnen und zugleich eine Armee aus Negerklaven zu organisieren. Aber die Schätze der Hauptstadt Kordofans, El-Obeid, waren für den Mahdi und seine Horden zu verlockend, weshalb der erste Plan aufgegeben und die Eroberung El-Obeids beschlossen wurde. Gleichwohl schickte er Sendboten mit bewaffneter Macht zur Unterjochung der nächstliegenden Negergebiete aus.

Zunächst begann die Bewegung gegen die Nuba-Neger, die das Bergland im Süden von Kordofan bewohnen. Die muselmännischen Baggara-Araber, welche als Sklavenjäger seit Dezennien das Bergvolk der Neger dezimiert hatten, aber seit Ende der 70er Jahre durch Maßregeln der ägyptischen Regierung in ihrem schändlichen Handwerk ge-

*) Schneider, N. a. D. S. 41.

hindert worden waren, erhoben die Fahne des Mahdi, der ihnen die Freiheit der Negerjagden garantierte, und suchten die Nuba-Neger dem Mahdi zu unterwerfen. Vom April 1882 an stellten die Baggara förmliche Hezjagden auf die Nubaner an, welche bald meuchlings, bald offen überfallen wurden. Die Räuber töteten oder raubten die Neger, brannten ihre Ortschaften nieder. Herzerreißend war das Schreien und Weinen, wenn nach dem Abzuge der Feinde die Leichen der Getöteten von den Überlebenden aus der Ebene auf die Berge geschleppt wurden. Die Weiber rauchten sich die Haare aus, wälzten sich am Boden, bewarfen sich das Haupt mit Erde. In stiller Nacht gingen die Weiber der Getöteten oder Geraubten auf Felsvorsprünge der Berge und stimmten düstere, melancholische Gesänge an, deren vielfaches Echo in den Schluchten wiederhallte. Es war eine rührende Totenklage.

Zuweilen gelang es den Negern, mit Hilfe der kleinen ägyptischen Garnison die Räuber zu überwinden und deren mehrere zu töten und ihnen Pferde abzunehmen. Diese wurden im Triumphe nach Hause geführt: junge Mädchen ergriffen die Zügel der erbeuteten Tiere und führten sie langsamen Schrittes den Berg hinan, während andere tanzend vor ihnen einher sprangen und die Tapferen in schönen Liedern besangen.

Der Kampf wütete in dieser Weise zwischen den Baggara und den Negern, bis im September 1882 ein Abgesandter des Mahdi, namens Mak Omar, erschien, um die Neger völlig zu unterwerfen. Am 14. September ging die kleine Garnison zum Feinde über, unsere Missionare und Schwestern in der Station Delen wurden gefangen genommen und am nächsten Tage nach Obeid zum Mahdi geführt, die Negerknaben und Mädchen der Mission wurden als Sklaven verkauft. Mit Thränen in den Augen schieden die Missionare von den Nuba-Negern: ganz Nuba schien an die fanatischen Mahdisten verloren zu sein. Rührend war die Anhänglichkeit der Neger an die Mission und die ägyptische Regierung. Ihr Großvater sagte stets: „Id Effendina tanila“ (die Hand des Vizekönigs reicht weit). Die Neger verteidigten ihre Freiheit auf Leben und Tod und es gelang ihnen, den Mak Omar mit seiner Horde aus dem Lande zu jagen. Da der Mahdi mit der Belagerung Obeids und der Unterwerfung Kordofans beschäftigt war, konnte er nicht an Nuba denken. So blieben die Neger von Nuba einstweilen unbehelligt.

Erst als nach dem großen Siege des Mahdi über General Hicks anfangs November 1883 die Begeisterung für den Mahdi und seine Macht unglaublich stieg, bekamen die Negerhäupter im Süden Kordofans Furcht und schickten zahlreiche Gesandte nach Obeid, um ihre Unterwerfung anzubieten. Der König Adam der Neger von Tefele stellte sich in Obeid dem Mahdi persönlich. Nur der Negerkönig Tombo in den Bergen von Dobab oder Deier hielt Widerstand. Zu dessen Unter-

jochung schickte der Mahdi Anfang des Jahres 1884 die Emire Abu-Andja, Uad-Nedjumi, Abdullahi uad en Nur mit einer Negerarmee ab, indem er meinte, das Erscheinen so vieler Truppen würde die Bergbewohner einschüchtern. Aber das tapfere Negervolk hielt einen ersten Ansturm der Mahdisten wacker aus und zog sich dann in unzugängliche Schluchten der Berge zurück, wohin der Feind nicht folgen konnte.

Der Mahdi war stets gehindert, sich energisch der Unterwerfung der Negervölker zu widmen. Er mußte seine Blicke auf die Hauptstadt Chartum richten, dessen Verteidigung indes Gordon übernommen hatte. Am 7. April 1884 brach er mit einem ungeheuren Menschenstrome von Obeid nach Chartum auf. In Rahad, 1 $\frac{1}{2}$ Tage südöstlich von Obeid, wurde längerer Halt gemacht. Der arme Negerkönig Adam befand sich im Gefolge des Mahdi. Da man befürchtete, derselbe könnte nach seinen heimatlichen Bergen, die sichtbar waren, fliehen, legte man ihn in Eisen. Im Angesichte seiner Berge von Tefele starb der unglückliche Negerfürst schon nach wenigen Tagen aus Gram und Heimweh. In Rahad strömten dem Mahdi die Nomadenstämme von nah und fern zu: die Araber Hamer, Biderie, Gadai, Gauasma, Miserie, Raëli u. s. w. erschienen mit Weib und Herde, Kind und Regel, so daß sich das Lager unabsehbar ausdehnte. Unglaublicher Fanatismus beherrschte diese Scharen, alle waren bereit, für den Mahdi und den Islam zu sterben, alle lechzten nach Beute. Beim Gebete standen die Religionsstreiter nach Tausenden in schön geformten Reihen hinter dem Mahdi und das „Allah hu akbar“ (Gott ist groß) tönte erschütternd durch die Luft. Die Horden jauchzten und schwingen ihre blitzenden Lanzen nach den vier Weltgegenden, während Dichter bis nach Mitternacht das Lob des Mahdi sangen und die Streiter begeistert. Der Mahdi und das ganze blut- und raubgierige Lager richteten die Blicke auf das Nuba-Volk von Deier.

Nachdem die ausgesandten Emire nichts gegen die Neger ausgerichtet hatten, wurde der Mahdi wütend über den Widerstand jener elenden Sklaven, wie er die Neger nannte, und entflamte seine Horden zum hl. Kriege gegen sie. Es begann nun ein schauerlicher Kampf gegen die Neger. Bei einem der ersten Aufstiege in die Berge wurden 400 Mahdisten von den Negern in den Schluchten niedergemetzelt. Die Wut der Mahdisten entbrannte dadurch noch mehr. Mit großen Verlusten fielen die Horden des Mahdi in die Bergschluchten, kletterten auf die Abhänge, brannten die Wohnungen der Neger nieder, töteten die Männer und schleppten Weiber und Kinder nach Rahad in das Lager. Aus Rache wurden den Müttern die Köpfe abgeschlagen, die Kinder an den Füßen ergriffen und am Felsen zerschmettert. Im Lager des Mahdi wurden die Überlebenden in einem großen Geföste untergebracht und verkauft. Dort litten die Elenden unter Sonne und Regen schrecklich an Hunger und Durst. Jeden Abend erhielten sie eine Handvoll Mais und Regenwasser. In wenigen Tagen mußten die Mütter ihre Kinder

vor ihren Augen verhungern sehen. Kleine Kinder frochen Nahrung suchend um die sterbende Mutter herum. Jeden Morgen erschienen die Wachen und schleppten 20—30 Verhungerte aus dem Geföste. Unter den Gefangenen befand sich ein Vater mit Weib und 2 Kleinen. Der Hunger seiner Kleinen, der Anblick seiner heimatlichen Berge und die Furcht, von den Seinen wegverkauft zu werden, machten ihn wahnsinnig, in dunkler Nacht umarmte er sein Weib und seine Kinder und stieß allen dreien der Reihe nach das lange Messer in die Brust, indem er ihren Tod ihrer Sklaverei vorzog; dann durchbrach er wütend die Umzäunung und floh. Die Wachen feuerten auf ihn, fehlten aber und der Unglückliche erreichte seinen ersehnten Berg.

Indes dauerte der Krieg gegen die Bergnegern fort. Durch die Überzahl der Religionsstreiter in die Enge getrieben, ergaben sich schließlich die Neger unter der Bedingung, daß sie frei in ihren Bergen bleiben dürften. Der Mahdi, des schwierigen und blutigen Kampfes müde, willigte ein. So stiegen die tapferen Neger mit Weib und Kind von ihren Bergen herab und ließen sich am Fuße derselben nieder. König Tombo mit den ersten Häuptlingen begab sich zum Mahdi nach Rahad, der sie freundlich empfing. Bevor er sie jedoch verabschiedete, bedeutete er ihnen, daß sie ihn mit Weib und Kind nach Chartum begleiten sollten. Dies war gegen den Friedensvertrag, wie überhaupt dem Mahdi Worthalten und Eidestreue gänzlich unbekannt war. Die Neger sagten zu. In das Lager ihrer Landsleute zurückgekehrt, beschloßen sie aber einhellig, eher in den Höhlen und Schluchten ihrer Berge zu sterben, als die Heimat zu verlassen. Wie ein Mann stiegen sie in der folgenden Nacht wieder ihre Berge hinan, und der Krieg begann von neuem. Auf beiden Seiten fielen viele. Endlich des unnützen Kampfes müde, zogen sich die Mahdisten nach Rahad zurück. Nun wurden die Nuba-Neger kühner, machten die Umgebung des Lagers in Rahad unsicher und schleppten Kamele, Kinder und Sklaven fort. Der Mahdi wagte nicht, noch einmal Truppen in die gefährlichen Schluchten von Deier zu senden. Die Nutzlosigkeit des Kampfes gegen die Neger und besonders die Nachricht vom Falle Berbers, wodurch Gordon von Egypten abgeschnitten wurde, bewogen den Mahdi zum Aufbruch gegen Chartum. Am 23. Oktober 1884 brach er das Lager in Rahad ab und wälzte sich mit seiner Völkerwanderung nach dem weißen Nile.

Fast drei Monate hatte der gewaltige Mahdi die Neger von Deier bekämpft: er hatte Paschas und Beys besiegt, ganze Provinzen erobert, machte sich zum Herrn des ungeheuren Sudan, aber an Deier scheiterten alle seine Versuche. Der Mahdi verfügte über hundertmal größere Streitkräfte und Tausende von Gewehren und doch konnte er das lanzenbewaffnete Negervolk nicht bezwingen. Wahr ist, daß die Neger von Deier natürliche Festungen bewohnen. Aber ihre Liebe zur Freiheit und Heimat, ihre glänzende Tapferkeit verdienen Bewunderung.

Dieser Kampf von Deier, dessen Ausgang dem Hochmut des Mahdi eine nicht geringe Demütigung bereitete, verdient in der Geschichte der Kämpfe zwischen Mohamedanismus und freiem Negertum einen das letzte ehrenden Platz.

Der Mahdi wandte seine Augen nicht nur auf die nahegelegenen, sondern auch auf die entfernten Negergebiete, aber gleichfalls ohne Erfolg. Nach dem Siege über General Hicks sandte er die beiden Brüder und berühmten Sklavensjäger Karamallah und Kirkeffau nach der Provinz des Gazellenflusses (Bahr-el-Gazal), welche von Lupton Bey verwaltet wurde. Da dessen Garnison zum Feinde überging, so blieb diesem nichts übrig, als sich zu ergeben, was auch am 28. April 1884 geschah. Die beiden Emire des Mahdi kämpften alsdann lange mit wechselndem Erfolge gegen die verschiedenen Negerstämme am Gazellenflusse und am weißen Nile; es gelang ihnen aber nicht, die Herrschaft des Mahdi über jene Negervölker auszudehnen. Da bald nachher, wie wir sehen werden, die im Negergebiete zerstreuten Sklavensjäger vom Nachfolger des Mahdi nach dem Nile berufen wurden, so war das schließliche Resultat, daß die Neger jener Länder weder vom Mahdi noch von der ägyptischen Regierung abhängig waren und sich während einer Periode der Freiheit und Ruhe erholten und stärkten.

Während Karamallah am Gazellenflusse zwar die ägyptische Herrschaft stützte, aber vergeblich den Mahdismus auszubreiten suchte, beschloß der Statthalter in Kordofan neuerdings die Unterjochung der Nuba-Neger. Dieser namens Scherif Mahmud, Onkel des Mahdi, wollte sich durch Großthaten berühmt machen und beschloß, alle Nuba-Neger zu unterwerfen und zum Islam zu bekehren. Mit 2000 Religionsstreitern und 250 mit Remingtongewehren bewaffneten Soldaten zog er von Obeid direkt nach Delen, dem nördlichsten der Nuba-Berge. Die dortigen Neger lebten seit Mak Omars Abzug in Ruhe, übten ihre alten, heidnischen Gebräuche, züchteten Schweine, bauten Tabak und überließen sich dem frohen Genuße des Kornbieres, lauter Gräuelpfeile in den Augen des Mahdi. Die Vaggara, Todfeinde der Neger, waren größtenteils dem Mahdi nach Norden gefolgt. Der Großhäuptling von Delen, namens Rakum, hatte an Ansehen gewonnen. Es ist wirklich rührend, mit welcher unerschütterlichen Treue dieser Negerhäuptling an der ägyptischen Regierung festhielt. Nachdem bereits Chartum gefallen und der ganze Sudan in den Händen des Mahdi war, hielt Rakum in seinen Bergen noch die ägyptische Fahne hoch und tröstete seine Leute, indem er sagte, des Khedive Arm reiche weit. Der arme Negerfürst mußte seine Regierungstreue büßen. Der fanatische Scherif Mahmud nahm ihn gefangen, brannte dessen Wohnung nieder, verbot den Nubenern strenge, an ihrem heidnischen Aberglauben festzuhalten, baute ihnen eine Moschee aus Stroh und zwang sie, in derselben zu beten. Es ist nicht leicht abzusehen, welches Unheil über das Nubavolk gekommen wäre, wenn nicht ein für den ganzen ferneren Verlauf des Mahdismus höchst wichtiges Ereignis die Thätigkeit und Unternehmungslust des Scherif

Mahmud unter jenen Negern jäh abgeschnitten hätte. Mitten in seinen Unternehmungen ereilte ihn wie ein Blitzstrahl aus wolkenlosem Himmel die Nachricht vom Tode des Mahdi, der am 22. Juni 1885 in Omdurman stattgefunden hatte. Mahmud kehrte rasch nach Obeid zurück und führte mehrere Negerhäuptlinge mit sich. Unter diesen befand sich auch das Großhaupt Rakum, der bald in der Gefangenschaft aus Gram über das Unglück seines Landes starb. Im August 1885 begab sich Mahmud mit großem Gefolge nach Omdurman. Sein Werk unter den Nuba-Negern verfiel alsbald. Nach seiner Abreise brannten die Neger die Strohmoschee nieder und ihr Haß und ihre Verachtung gegen die Mahdisten waren so groß, daß sie ihre Schweine mit dem Namen des Mahdi und hochgeachteter Emire benannten.

Noch einen weiteren Feldzug unternahmen die Mahdisten gegen die Nuba-Neger von Tefele und Delen. Als nämlich nach dem Falle Chartums die vielen Soldaten in Omdurman beschäftigungslos waren, begab sich der gefürchtete Emir und Heerführer Abu-Angia, ein ehemaliger Sklave, mit einer großen schwarzen Truppe nach den Nuba-Bergen, um die freien Neger zu unterwerfen und durch Sklavensjagden neue Soldaten zu erbeuten. Abu-Angia bekämpfte in den Jahren 1885 bis 1887 fast alle Nuba-Berge, besonders Tolodi und Gadir und war bald siegreich, bald besiegt. Er zog auch nach Delen, griff die Berge Minna und Goffan-Naama an und machte die Einwohner zu Sklaven. Die ganze Expedition hatte mehr den Zweck, Beute an Menschen und Tieren zu machen, als die Herrschaft der Mahdisten über Nuba auszubreiten. Auf Befehl des Khalifen Abdullah, Nachfolgers des Mahdi, kehrte Abu-Angia nach Omdurman zurück. Am 31. Juli 1887 kam er dort an mit einer großen Armee, worunter sich 20 000 schwarze Soldaten, größtenteils in Nuba erbeutete Sklaven, befanden. Dies war wohl der fürchterlichste Raubzug, der vom Mahdi-Reiche aus in die Negergebiete unternommen wurde. Es war aber auch die letzte bisher bekannte Unternehmung gegen die Nuba-Neger.

Der Khalif Abdullahi hatte nach des Mahdi Tode zu viel an die Befestigung der eigenen Herrschaft zu denken, um sich mit den Negergebieten abzugeben. Es erhob sich nämlich gegen ihn die Partei des verstorbenen Mahdi und strebte nach Teilnahme an der Regierung. Abdullahi ist nicht der Mann, einen zweiten neben sich zu dulden. Er suchte die Gegenpartei zu schwächen und Reichthum und Macht ganz in seiner Hand zu vereinigen. Um sich eine feste Stütze zu schaffen, suchte er seine Landsleute, die Vaggara, nach Omdurman und dem oberen Nilthale überzuführen. Diese wilden Nomaden bewohnten die Steppen im Süden von Darfur und waren die Todfeinde der Neger, in deren Gebiete sie auf ihren schnellen Pferden unausgesetzt Raubzüge unternahmen. Die Auswanderung dieser geborenen Sklavensjäger hatte für die Neger viel Gutes.

Eine andere Verordnung der mahdistischen Regierung kam den

Negern zu Gute. Es hatten sich seit Jahren im Gebiete des Gazellenflusses und im Westen und Süden davon wohlorganisierte Banden von Arabern niedergelassen und lebten vom Sklavenraub. Abdullahi war zu klug und eifersüchtig, um diese Banden, die ihm gefährlich werden konnten, bestehen zu lassen. Er berief sie also in die Nähe seiner Residenz. Weiterhin verbot er allen Privaten das Tragen von Waffen. Auf diese Weise wurden die arabischen Jäger des Mittels beraubt, das ihnen bisher die Überlegenheit über die Neger gegeben hatte. Alles dies trug dazu bei, die organisierten und bewaffneten Jagden auf die Neger unmöglich zu machen. Es trat für die armen Neger eine Periode der Ruhe und des Friedens ein, während welcher sie sich vermehrten und stärkten. Die Sklavenjagden von Privaten und Banden hörten auf und nur die bei einer Unternehmung Abdullahis gefangenen Schwarzen wurden als Sklaven verkauft. Diese Unternehmungen waren aber selten.

Im Jahre 1888 beschloß Abdullahi eine solche Expedition auf dem Weißen Nile. Dort waren die Neger, seitdem im Jahre 1885 Koramallah in den nördlichen Teil der Emin-Pascha-Provinz eingefallen war und sich dann wieder nach dem Gazellenfluß und Darfur zurückgezogen hatten, durch die Mahdisten nicht mehr gestört worden. Auf dem Weißen Flusse wagten sich die Religionsstreiter nur bis nach Faschoda, um dort Getreide zu kaufen. Die Expedition, welche Abdullahi nun ausrüstete, sollte Sklaven und Elfenbein sammeln und Emin bekriegen. Im Juli 1888 brach die Expedition, bestehend aus drei Dampfern und mehreren Segelbarken, unter Führung des Emirs Omar Saleh von Omdurman auf. Im Oktober erstürmte und nahm dieselbe die Stationen Lado und Nedjäf. Nachdem Omar Saleh erfahren hatte, daß unter den Soldaten Emin's eine Meuterei ausgebrochen war, wollte er diesen für ihn günstigen Umstand benützen, um sich der ganzen Provinz zu bemächtigen, wurde aber von den aufständischen Soldaten zurückgeschlagen. Er schickte einen Dampfer mit Sklaven und Elfenbein nach Omdurman, wo derselbe erst im Sommer 1889 anlangte. Khalif Abdullahi war infolge des langen Ausbleibens jeder Nachricht über das Schicksal der Expedition in größter Angst gewesen. Um so bereitwilliger sandte er nun die von Omar verlangte Verstärkung, welche schon nach einigen Tagen mit dem Dampfer nach Süden abging. Indessen hatte Emin Pascha die Provinz verlassen. Trotz der Wirren, welche Emin's Abreise folgten, gelang es den Mahdisten doch nicht, die Provinz ganz zu erobern, obwohl Abdullahi noch zwei Emire, Hasib und Elias uad Kununa mit Verstärkungen nach Nedjäf schickte. Nedjäf blieb der äußerste Punkt der Mahdisten. Der Khalif Abdullahi machte jene Station zu einem Verbannungsorte für Diebe und Sittenschänder.

Die Mahdisten hatten aber in jenen fernen Stationen einen sehr schwierigen Stand. So wurde im letzten Jahre der Emir Hasib zwei Tagereisen nördlich von Nedjäf, wo er eine Umzäunung errichtet hatte

und eben mit Verladen von Elfenbein beschäftigt war, von den Negern überfallen. Die Neger ermordeten mehrere Mahdisten, plünderten das Schiff, und Hasib hatte alle Mühe, mit dem unbeladenen Schiff nach Norden zu entkommen. Ob die allgemeine Währung unter den Negern gegen die Mahdisten auf eigene Initiative oder auf den Einfluß Emin Paschas, der wieder in seine Provinz zurückgekehrt war, zurückzuführen ist, darüber war man in Omdurman im Unklaren. Gewiß hätte sich Emin Pascha um die Sache der Neger ein sehr großes Verdienst erworben, wenn es ihm gelungen wäre, die Mahdisten wieder aus den beiden Stationen Lado und Nedjäf zu vertreiben. Aber nach den letzten Nachrichten hat Emin seine Provinz bereits wieder verlassen. Wie dem auch sei, Thatsache ist, daß die Mahdisten dort einen schweren Stand haben. Die Religionsstreiter selbst wollen nichts von jenem entlegenen Posten wissen. Als Abdullahi einen Dampfer mit Verstärkung nach Nedjäf senden wollte, um über die dortige Lage genaue Nachricht zu erhalten, weigerten sich die Soldaten und mußten in Ketten auf den Dampfer geschleppt werden.

Ein weiterer Umstand erschwerte die Position der Mahdisten im fernen Süden. Er befahl dem Emir Zeki in Gallabat einen Kriegszug gegen die Schiluk-Neger bei Faschoda, um jenes korn- und viehreiche Land für das Mahdi-Reich zu erobern. Die Schiluk verteidigten wacker ihre Unabhängigkeit. Im Kampfe wurde ihr König gefangen, hingerichtet und dessen Haupt am Galgen in Omdurman aufgehangen, wo er noch im Dezember 1891 hing. Faschoda wurde zwar von den Mahdisten erobert, aber der Emir Zeki hat vollauf zu thun, sich auf seinem Posten zu behaupten. Dieser Krieg machte sämtliche Schiluk-Neger dem Mahdismus feindselig gesinnt. Diese Sachlage aber erschwerte sehr den Verkehr zwischen Omdurman und Nedjäf. Es ist sehr fraglich, ob die Mahdisten jene entlegenen Posten behaupten können.

Fassen wir das Obige zusammen, so ergibt sich, daß die Unternehmungen der Mahdisten gegen die heidnischen und freien Negerstämme auf keiner Seite jenen Erfolg hatten, den man anfangs befürchten mußte. Im großen Gebiete des Gazellenflusses befindet sich kein Anhänger des Mahdi. Die Vergneger von Nuba und Tekela sind so unabhängig, daß sich die Religionsstreiter nicht an den Fuß der Berge wagen, auf dem oberen weißen Nile können sie kaum ihre Schiffe verlassen, ohne von den Negern niedergemacht zu werden. Heute, da die Idee der Welteroberung und Ausbreitung des Islams im Mahdi-Reiche vollständig erkaltet ist, die geknechteten Völker von Lug und Trug des Mahdi überzeugt sind und nur Furcht und Zwang das eiserne Joch seines tyrannischen Nachfolgers tragen, ist auch kaum mehr zu befürchten, daß der Mahdismus eine Eroberung der Negerländer unternehmen werde. Würde er es wagen, so wäre der Erfolg ein zweifelhafter mit Rücksicht darauf, daß die Neger sich sehr vermehrt und gestärkt, die muhame-

danischen Stämme des Sudan hingegen mehr als um die Hälfte abgenommen haben.

Wer weiß, wie schwer es ist, mu'elmännische Neger für christlichen Glauben und christliche Kultur zu gewinnen, wer ein Interesse an der Zukunft der Naturvölker hat, der wird nicht umhin können, sich über die geringen Erfolge des Mahdismus unter den Negern zu freuen. Möge es aber nicht bei unthätiger Freude bleiben, sondern möge der eherne Niegel, den der Mahdismus zwischen uns und die Neger geschoben hat, ehestens gesprengt und die Wege zu den Negervölkern dem christlichen Einfluß wieder erschlossen werden, von welchem allein ihnen Heil erstehen kann.

P. Xaver Geyer, apost. Missionar des Sudan.

Aus Uganda.

Aus Bukoba, 10. Februar 1892, hat der Apostolische Vikar Msgr. Hirth einen Brief an Se. Eminenz Kardinal Lavignerie gerichtet, der bereits in die Tagespresse übergegangen ist, den wir aber zur Vollständigkeit unserer früheren Nachrichten nachtragen müssen. Wir benutzen den Text der „Nöln. Volkszeitung“:

In der Einleitung bezeichnet Msgr. Hirth diese Vorgänge als „das Werk der von den Agenten der englischen (ostafrikanischen) Gesellschaft unterstützten Protestanten“ und „eins der schimpflichsten Blätter in der Geschichte der Zivilisation des dunkeln Kontinents“; die Verantwortung dafür falle voll und ganz den protestantischen (englischen) Predigern und der englischen Ostafrikanischen Gesellschaft zur Last. Der Bericht schildert dann die religiös-politischen Zustände Ugandas während der letzten drei Jahre. „Wie Sie wissen, wollten während der Verbannung in Usagara (nach der Vertreibung aller Missionare durch die muhamedanische Partei in Uganda) die Protestanten eine besondere Gruppe bilden und gaben dadurch Anlaß zur Bildung einer protestantischen und einer katholischen Partei. Nach der Rückkehr teilten die beiden Parteien Uganda in zwei gleiche Teile und verteilten, ohne Rücksicht auf die um die Hälfte schwächere Zahl der Protestanten, sämtliche Ämter und Distrikte gleichheitlich unter die beiden Lager. Von Tag zu Tag nahm der Streit an Schärfe zu. Religion und Politik wurden vermengt, ohne daß die Missionare imstande waren, die beiden Frage: zu trennen.“ Sofort nach ihrem Erscheinen in Uganda wurde hier die englische Flagge von den Protestanten als Sammelzeichen gegen die Katholiken angenommen und der Versuch gemacht, dieselbe dem König Mwanga und dem ganzen Lande aufzudrängen; doch habe Mwanga allen Versuchen widerstanden. Der König habe von den Offizieren des englischen Forts Bürgschaften verlangt,

daß die Flagge gleichmäßig beide Parteien beschütze; statt dessen sei das Ansehen des Königs und seiner Partei planmäßig untergraben worden.

„Die Angriffe der Protestanten mehrten sich und fanden im englischen Fort Unterstützung, die gerechtesten Urteile des Königs blieben unausgeführt, wenn sie die Protestanten trafen, die Hälfte der Sesse-Inseln wurden Mwanga mit englischen Waffen gewaltsam entrisen, Mordversuche auf ihn gemacht und die Mörder durch das Fort seiner Verfolgung entzogen. Als man den Katholiken die hohen Ämter nicht entziehen konnte, trug man den Krieg in die Provinzen. Ganze Dörfer wurden mit Unterstützung des Forts weggenommen, Todesdrohungen gegen alle katholischen Häuptlinge gerichtet, besonders gegen Kimbugwe, welcher mit der Wahrung ihrer Interessen und Schlichtung ihrer Streitigkeiten betraut war, gegen Cyprian le Kanta und Gabriel Mjasi, den Führer der Soldaten; auch ich bekam meinen vom Katikiro (Minister) selbst unterzeichneten Drohbrief. Seit längerer Zeit hatten unsere Christen keinen Zutritt zum englischen Fort, das Tag und Nacht von den Protestanten umlagert war.

„Etwa im Januar erhielt das Fort zwei Waffen- und Munitions-Sendungen, das einzige, was von Mombassa (englische Kolonie an der Ostküste) kam. Das traf mit der Rückkehr des Kapitäns Lugard aus Unjoro zusammen. Er hatte dort die alten türkischen Truppen des Pascha (Emin) getroffen, die sich auf dem Wege nach Bukoba (deutsche Station am Westufer des Viktoria-Sees) befanden, wohin Emin Pascha sie schickte. Lugard unterhandelte mit ihnen, ließ die Hälfte in Unjoro zurück, um den dortigen König Kabarega durch beständige Streifzüge in Atem zu halten, und führte den Rest nach Mengo, welches dadurch 700 oder 800 geübte Leute erhielt. Seitdem stand der Plan des Kapitäns fest, wenn man ihn auch noch geheim hielt: es sollte den Katholiken ein Ende gemacht werden, die von Tag zu Tag zahlreicher wurden. Namentlich als seit einem Monat Mwanga seinen Glauben offener bekannte und wöchentlich mindestens einmal, am Sonntag, mit seinem ganzen Hofe nach unserer Mission Rubaga kam, um dem Unterrichte beizuwohnen, schien das ganze Land sich ihm zuzuneigen. Die Protestanten waren erbittert; es hieß, sie seien es, die den Kapitän zur Gewalt drängten.

„Seit elf Tagen herrschte Anarchie. Morde und Gewehr-Diebstähle wurden immer häufiger, besonders zu Nachteil der Katholiken. Lugard wollte über einen dieser Streitfälle selbst richten; es handelte sich um einen protestantischen Häuptling, der auf dem Besitztum eines Katholiken, gegen welchen er eine ganze, bis an die Zähne bewaffnete und mit Brandfackeln ausgerüstete Bande führte, getötet wurde. Der Fall lag vollständig klar, aber man wollte nicht sehen. Während das Fort mit dem König unterhandelte, um „Gerechtigkeit“ zu erlangen, ließ es (d. h. der Befehlshaber) bei Nacht Hunderte von englischen Armeegewehren verteilen; das Gleiche war bereits einige Tage vorher

in der Hauptstadt des Pokino geschehen. Nach der Katastrophe verspotteten die Protestanten uns mit den Worten: Ihr verteilt Kreuze und Medaillen, wir Gewehre und Patronen.

„Am Sonntag, 24. Januar, kam die Sache zum Ausbruch. Morgens hörte man vereinzelte Schüsse. Gegen 2 Uhr gaben zwei weitere Schüsse das Zeichen; die Katholiken mußten antworten. Ihr erster Schuß traf Sembera-Motay, einen der sieben protestantischen Diakonen, als er gerade auf einen der unserigen zielte. Sofort entspann sich das Handgemenge auf einer Fläche von zwei Stunden im Quadrat, welche die Hauptstadt bedeckt.

„Der Kampf war zu ungleich. Nur die Gewehre, nicht die Lanzen kamen in Betracht, und die Katholiken hatten noch das ganze englische Fort gegen sich, aber sie kämpften mit dem Mut der Verzweiflung, und eine halbe Stunde lang tobte ein Kampf auf Leben und Tod. Unsere Oberhäuptlinge fielen zuerst und mußten weggetragen werden, was einige Verwirrung verursachte, aber der Mjasi zeigte sich überall, um den Mut zu beleben und die Ordnung wieder herzustellen. Fünfmal drängte er die Protestanten bis an das Fort; beim fünften Male drang er unter dem Feuer zweier Mitrailleusen in dasselbe ein, aber nach Verschießung von 68 Patronen ging ihm die Munition aus. Er zog sich auf die Residenz des Königs zurück, um diesen mit dem ganzen Hofe fortzuführen — die Katholiken waren besiegt.

„Kapitän Williams verließ jetzt das Fort mit einer Anzahl von Nubiern (vermutlich nubische Soldaten, die in Wadelai unter Emin Pascha gestanden hatten). Er marschierte direkt auf die Residenz zu, die er leer fand. Mwanga hatte dieselbe mit 2000 Personen verlassen; unsere Truppen, die sich in guter Ordnung zurückzogen, führten ihn zu dem zehn Kilometer entfernten See. Williams beschränkte sich darauf, die königliche Fahne vom großen Mast entfernen zu lassen, er konnte noch die Einschüchterung eines Teiles der Hütten verhindern, vorübergehend dachte er daran, den König zu verfolgen, verzichtete aber bald darauf.

In dem zweiten Teile seines Berichtes wendet Mgr. Hirth sich zu dem Schicksal der Mission Kubağa. „Zwei Stunden vor dem Kampfe hatte Lugard uns angeboten, wir möchten uns ins Fort begeben; sobald wir in Sicht desselben seien, wollte er uns seine Soldaten zum Schutze entgegen schicken. Die Entfernung betrug drei Viertelstunden. Das war unannehmbar. Wir hätten uns der Gefahr ausgesetzt, auf dem Wege niedergemacht zu werden, und hätten die ganze Mission der Plünderung überlassen müssen. Wir verlangten deshalb einige Soldaten, um uns in Kubağa zu beschützen; das hätte genügt, man würde sie respektiert haben. Zweimal waren sie uns in ähnlichen Fällen bewilligt worden; dieses Mal wurden sie uns, nicht aber der englischen Mission verweigert. Wir blieben unter dem Schutze Gottes. Nur unsere größeren Kinder, mit den Waffen der Mission ausgerüstet, nahmen Aufstellung, hauptsächlich um die Brandstifter abzuwehren. Die Missionare zogen

sich mit den Frauen und kleinen Kindern in ein als Vorratsraum dienendes Lehmgebäude zurück. Es war das einzige fertige Gebäude, das Dach war erst tags vorher mit Erde gedeckt worden, ringsherum lagen unsere leider noch mit Stroh gedeckten Hütten. In einiger Entfernung erhob sich eine ebenfalls noch unvollendete und nicht eingezäunte große Kirche.

„Unsere Jungen verteidigten sich wacker, mußten aber bald vor der Überzahl zurückweichen. Unser Arzt, Franz Goge, bekam eine Kugel ins Herz und blieb auf dem Fleck tot; unser alter Diener Cyprian erhielt einen Schuß ins Bein; die übrigen wurden zerstreut. In einem Augenblick stand ganz Kubağa in Flammen. Zweimal wurden wir in unserem Lehmhause beschossen: wir waren mitten im Feuer und wären beinahe lebendig verbrannt. Einige unserer Katechumenen hatten sich, nachdem ihr Herr gefallen war, durch Kugeln und Flammen zu unserem Hause geflüchtet; sie wurden sämtlich getauft; ich erteilte allen Christen und Missionaren die letzte Absolution und empfing sie selbst vom Superior. Aber die Angreifer entfernten sich, um unsere Christen zu verfolgen. Auch das Schießen hörte auf. Dann kamen die ersten Plünderer, aber unsere Zahl erschreckte sie und sie gingen fort, ohne Zweifel um Verstärkung zu holen. Zwei von unseren Jungen setzten ihr Leben aufs Spiel, um durch den schwarzen Rauch, der die eingescherte Hauptstadt bedeckte, unbewaffnet, ein Billet nach dem Fort zu bringen, in welchem ich an das Menschlichkeitsgefühl des Kapitäns Lugard appellierte. Ihr Schutzengel geleitete sie. Eine Stunde darauf erschien der Kapitän persönlich mit starker Mannschaft; wir waren gerettet, nachdem wir zwei schreckliche Stunden zwischen den Flammen verbracht hatten. Draußen fanden wir alles vernichtet. Wir bestatteten unsern armen Franz, der beraubt und halb verbrannt war, neben ihm Luckula, einen andern katholischen Häuptling, während die Soldaten an dem Fleisch unserer in den Ställen verbrannten Herden sich gütlich thaten. Der Kapitän ließ eine Wache zum Schutze der wenigen, in das Vorratshaus geretteten Habseligkeiten zurück. Dann schlugen die Missionare in seiner Begleitung traurigen Herzens den Weg nach dem englischen Fort ein, geleitet von den Beschimpfungen und dem Geheul der siegreichen Protestanten.

„Im Fort wurden wir gut behandelt. Während der folgenden beiden Tage verhandelte der Kapitän mit dem König, der nach den Bulinguwe-Inseln geflohen war. Man wollte ihn auf den Thron zurückkehren lassen, wenn er die zur Flagge der Protestanten gewordene Flagge der Gesellschaft annehme und jenen die Hauptämter der Katholiken überlasse. Am 26. erhielten die Missionare selbst Erlaubnis, das Fort zu verlassen, um den König zur Rückkehr zu drängen. Wir wurden nach Mungunyu geleitet. Wir fanden das ganze Land vollständig verlassen. Großer Jubel erhob sich, als unsere treuen Mäntigen uns gerettet sahen. Der König konnte nicht daran denken, nach Mengo zurückzu-

feh.en, er wäre der Sklave der Protestanten gewesen. Für die Katholiken blieb nur die Wahl zwischen Abfall, Tod und Verbannung. Während man unterhandelte, versammelte der König seine Leute, die aus allen Ecken des Landes herbeiströmten, und zog Boote zusammen, die ihn nach Buddu bringen sollten. Aber es ging nicht besonders rasch. Am 30. Januar erschienen einige Boote von den Sesse-Inseln. Schon Tags vorher hatten sich die Patres Bréas und Louze jeder in einem Kahn eingeschifft. Ich begab mich noch einmal zum König, um mich von ihm



Königin von Simpofo (Mittelafrika).

zu verabschieden. Es war 2 Uhr nachmittags. Auf dem Wege zu ihm sah ich etwa 15 Barken mit voller Kraft auf die Insel zurudern. Kaum war ich beim König angekommen, als sich ein Hagel von Kugeln über seine Hütte ergoß; es war die Mitrailleuse, welche ihr Feuer mit dem der herannahenden Barken vereinigte. Der König nahm mich bei der Hand und zog mich fort. Mit uns flohen zahlreiche Frauen und Kinder, viele sind gefallen. Rasch hatten wir das entgegengesetzte Ende

der Insel gewonnen, wo die Kugeln uns nicht mehr erreichen konnten. Welches Schauspiel! Es waren nur wenige Barken vorhanden, dagegen 3000 bis 4000 Menschen, die sich ins Wasser stürzten, um sie zu erreichen. Der König wurde in eine Barke gestoßen. Ich mußte ihm folgen, ohne auch nur an die sechs zurückbleibenden Mitbrüder denken zu können. Von der Höhe des Sees sahen wir die Flammen, welche die Anwesenheit des Feindes auf der Insel anzeigten. Sie wurde ihnen Schritt für Schritt streitig gemacht; dort stand der Wjasi mit



Ein Häuptling der Wabehe-Keger.

dem Nest unserer tapfersten Leute: Tundi, Kango, Paggio. Sie sammelten sich auf der bewaldeten Spitze der Insel. Das Schießen dauerte bis in die Nacht.

„Die übrigen Väter habe ich seitdem nicht wieder gesehen. Man hat mir erzählt, daß sie bei den ersten Schüssen ebenfalls zu den Booten eilten, aber nur noch eins fanden; dasselbe wurde überfüllt, brach und sie mußten sich entschließen, dem Feind entgegen zu gehen, der sie vollständig ausplünderte. Die Missionskinder wurden im Fort gefangen

gehalten. Unter dem Schutze der Dunkelheit wurden diejenigen, welche auf der Insel nicht gefallen waren, nach dem Festland gerettet. Unser überfülltes Boot drohte jeden Augenblick umzuschlagen und die letzte Hoffnung Ugandas: seinen König und seinen Bischof zu versenken. Am Ufer stand alles in Flammen, und zwanzig Tage lang ist das Feuer durch das ganze Land geflogen. Wir verbrachten eine Nacht und einen Tag auf dem Wasser, ohne Ruhe und Nahrung, dann landeten wir auf Sesse. Der König setzte hier seinen Weg nach dem Süden von Budda fort (Landschaft an der Westküste des Viktoria-Sees, gegenüber dem Sesse-Archipel), wir machten uns auf die Reise nach Kagera und der Grenze des deutschen Gebietes. Es ist nicht sowohl ein Verbannungsort, als ein neues Vaterland; denn uns folgen seit mehreren Tagen zahlreiche Auswanderer, beginnend von den Grenzen Unjoros und den Ufern des Nil. Ganz Buddu ist eine katholische Provinz, die Protestanten sind trotz ihrer weit besseren Bewaffnung vertrieben worden.

„Menschlich gesprochen, scheinen alle unsere Hoffnungen vernichtet. Unsere Leute sind zerstreut, viele Häuptlinge getödtet, unsere Stationen sämtlich zerstört, unsere Kirchen verbrannt, Frauen und Kinder zu Tausenden weggeschleppt, selbst die Muhamedaner haben niemals so viele Sklaven gemacht. Alle Taufen sind aufgeschoben: über 5000 Personen hätten in diesem Jahre ihre vierjährige Probezeit beendet, und dann waren noch beinahe 50 000 Katechumenen da.

„Aber ich hege trotzdem die Zuversicht, daß Gott den Glauben am Viktoria-See wieder erwecken wird, trotz der Anstrengungen der Ostafrikanischen Gesellschaft, uns unter das muslimännische Joch zu bringen. Die letzten Briefe des Kapitäns Lugard an Mwanga drohten mit der Übergabe Ugandas an Mbogo, den König der muslimännischen Baganda. Alle europäischen Konferenzen haben dieses traurige Ergebnis für unsere armen Schwarzen nicht verhindert. Wäre Mwanga während des letzten Jahres frei in seinen Handlungen gewesen, dann würde es hier gegenwärtig kein muslimännisches Reich und keinen Sklavenhandel mehr geben. Aber dahin ging die Rechnung der Offiziere der englischen Gesellschaft nicht. Einer von ihnen sagte mir neulich: ‚Von den drei Sekten am See, Protestanten, Katholiken und Muslimanen ziehe ich die Letzten bei weitem vor.‘ In der That, er hat ihnen ein Fort, eine Moschee und eine Schule gebaut. Die Moral der Protestanten ist allerdings ebenso niedrig, als die der Muslimanen; zum Überschuß rauchen sie leidenschaftlich Hanf, der die traurigen Wirkungen des Opiums nach sich zieht.

„Nach den letzten Nachrichten scheint man Mwanga nicht einmal im Besitz von Buddu lassen zu wollen. Man redet ihm namentlich ein, er solle nicht auf die katholischen Priester hören. Haben Sie die Gnade, auf die Verleumdungen zu antworten, die man gegen uns erfinden könnte. Erbitten Sie uns das Mitleid der Gläubigen, denn wir

haben viel verloren. Seit drei Wochen konnte ich weder Messe lesen, noch Brevier beten.

„Ich klage die englischen Offiziere nicht einmal in erster Reihe an; sie haben sich nur allzu leicht von den Bagandas verblenden lassen, die wieder durch die Reverends (anglikanischen Missionare) getrieben werden. Hätte ich nicht auf der Insel meine Papiere verloren, so hätte ich Ihnen meinen Briefwechsel mit dem (englischen) Fort übergeben können. Es ist ungläublich, was man an Verleumdungen gegen uns geleistet hat. Ich werde nur bis zum Niziba gehen und dort mit meinem Mitbruder die Ereignisse abwarten. Wie ich unsere Gefangenen befreien soll, weiß ich noch nicht. Anbei ein Brief des Paters Guiller- mann, bei dem sich die Pater Lévesque, Houssin, Moullec, Goudibert und der Bruder Amans befinden.“

* * *

Ferner sind noch die nachstehenden Briefe eingetroffen.

1. Schreiben des Bischofs Hirth an den Gouverneur Herrn von Soden:

Bukoba, 10. Februar 1892.

Exzellenz! Ich schäke mich glücklich, von der deutschen Station, wo ich gestern als Flüchtling angelangt bin, den ersten Kurier benutzen zu können, um Ew. Exzellenz meinen lebhaftesten Dank auszusprechen für die freundliche Aufnahme und die Sicherheit, welche ich bei Lieutenant Langheld gefunden habe. Als ich gezwungen wurde, Uganda zu verlassen, da die englische Partei unsere Missionare nicht länger dulden wollte, als ich mit Gewalt von den englischen Agenten, die durch Waffengewalt das Land England unterwerfen wollten, vertrieben wurde, hatte ich das Glück, den deutschen Feldwebel Kühne (von der Station Bukoba) anzutreffen. Derselbe war äußerst zuvorkommend gegen den König Mwanga und gegen alle meine Missionare. Der König, welcher sich auf der Flucht befand, war sehr gerührt von dem edlen Verfahren des Herrn Kühne, der ihm bis zum Süden von Buddu Schutz gewährte, wo der König in diesem Augenblick angelangt ist. Der König hat mich beauftragt, Ew. Exzellenz seine lebhafteste Dankbarkeit und Verehrung auszusprechen. Was wird jetzt aus dem Lande Mwangas werden? Ich weiß es noch nicht. Aber wenn er nicht sofort nach Uganda zurückkehren kann, werden alle seine Leute sich zerstreuen, und dieses schöne Land wird verloren sein. Bei den Engländern in Uganda war die Rede davon, das Land dem Muhamedaner Mbogo, dem Chef der muhamedanischen Partei, zu überlassen: das würde kein Fortschritt der Zivilisation sein! Ich bitte Ew. Exzellenz gütigst, sich für das Schicksal Mwangas und so vieler tausend Christen, die mit Gewalt aus ihrem Vaterlande vertrieben wurden, interessieren zu wollen. Mit Hilfe dieses mächtigen christlichen Fürsten könnte das Werk der Menschlichkeit, welches die europäischen Mächte für Afrika unternommen haben, leichter und wirksamer zu einem guten Ende geführt werden. Indem ich Ihren Schutz für meine Missionare erbitte, welche mit Zustimmung des Herrn Langheld beabsichtigen, sich am Kageraflusse niederzulassen, erneuere ich den Ausdruck meiner

lebhaften Dankbarkeit für die Aufnahme, welche ich bei Ihren Offizieren gefunden habe.

Genehmigen Ew. Excellenz zc.

† J. Hirth, Bischof von Tevesta, apostolischer Vikar des Nyanza.

2. Schreiben des Bischofs an den General-Oberer der Weißen Väter:

Bukoba, den 14. Februar 1892

Sofort bei meiner Ankunft in Kiziba habe ich unterm 10. Februar an Sie einen langen Bericht erstattet über die schrecklichen Prüfungen, die unsere Mission von Uga da trafen. Heute schicke ich Ihnen die letzten Briefe unserer Mitbrüder, die in Kampala gefangen gehalten werden. Ew. bischöflichen Gnaden werden daraus ersehen, wie man uns in Mißachtung aller Verträge und Kongresse behandelt. — König Mwanga hat sich auch nach Kiziba geflüchtet. Die englischen Offiziere sind wütend, ihn nicht erreicht zu haben. Was von unseren Christen noch übrig ist, sammelt sich augenblicklich in Buddu und in Kiziba. Unsere Katechumenen erscheinen wieder beim Unterricht. Unser Arbeitsfeld ist verlegt; wir arbeiten aber mit Hoffnung und Zuversicht weiter. Das Heer des rechtmäßigen Königs Mwanga wird im Süden von Buddu neu organisiert. — Die Herren Offiziere der deutschen Station haben uns Missionaren die liebenswürdigste Gastfreundschaft gewährt. Um ihre Güte nicht zu mißbrauchen, werden die elf seit drei Tagen hier vereinigten Missionare sich morgen wieder zerstreuen und die Mission in den benachbarten Landschaften wieder beginnen.

Ein Kurier hat uns gestern die bevorstehende Rückkehr Emin Paschas und des Lieutenants Dr. Stuhlmann angekündigt. Emin Pascha sei sehr erschöpft; er hat weder sein Elfenbein noch seine sudanesischen Soldaten wiedergefunden. Die letzteren waren alle in den Dienst der Britisch-Ostafrikanischen Gesellschaft getreten, auf deren Rechnung sie Kabregas Land (Unyoro), das ihnen überlassen ist, vollends erschöpfen. Ach, welche Zivilisation haben uns diese Herren (die Agenten der Britischen Gesellschaft) gebracht!

„Genehmigen Ew. bischöfliche Gnaden zc.“

† Johann Joseph Hirth, Bischof von Tevesta, apost. Vikar des Nyanza.

3. eine Bleistiftnotiz des gefangenen Paters Guillermain an Bischof Hirth:

Fort Kampala, 31. Januar 1892.

Wir befinden uns alle im Fort. Wir sind gesund und gerettet. Wir sahen den Tod wiederholt vor uns. Gott hat uns alle gerettet. Jetzt sind wir die Gefangenen der Herren von Kampala (der Agenten der Britisch-Ostafrikanischen Gesellschaft). Wir sind von allem entblößt. Die Mitbrüder sagen Ihnen ehrfurchtsvollen Gruß. Hier sind viele von unseren Christen als Gefangene. Arme Frauen! Arme Kinder! Es ist zum Herzbrechen. In Bulingugwe wurden uns unsere Hütte (durch die Wegnahme der Hütte legt man unter der Glutsonne Äquatorial-Afrikas Europäer der größten Todesgefahr (durch Sonnenstich) aus, sowie die wenigen Gegenstände weggenommen, die wir gerettet hatten. Wir mußten in den See springen, bis zur Brust durchs Wasser waten und dann in diesem Zustande die zwölf Kilometer

bis Kampala zurücklegen. Beten Sie für uns und befreien Sie uns sobald wie möglich.

A. Guillermain.

4. Ein Brief von demselben Vater:

Fort Kampala, 31. Januar 1892.

Wir leben noch alle sechs, aber wir sind noch immer in Kampala gefangen. Die Gegner schossen auf die Masse von Frauen und Kindern, die sich um uns drängten. Wir wurden nicht getroffen. Die Banditen schleppten uns dann unter Verhöhnungen zum Ufer. Dort beraubte man uns unserer Hütte und all' der Dinge, die man uns noch entreißen konnte! Mwanika, der Führer des wilden Haufens, schleppte uns in eine Barke und brachte uns zum Kapitän Williams (von der Britisch-Ostafrikanischen Gesellschaft), der sofort erklärte, daß wir keine Gefangenen seien. Er übergab uns dem Häuptling Pokino, der uns mit seinen Leuten nach Kampala führen wollte. Wir weigerten uns, denn diese Briganten hatten sich unter einander verabredet, uns alle auf dem Wege zu töten. Da führte uns der Doktor (wahrscheinlich der Arzt Dr. Whright) unter guter Bedeckung zum Fort. Der Vater Moullec war vollständig erschöpft. Kapitän Lugard gab uns gute Worte; aber es ist klar, daß wir keine Gefangene sind. Man hat schon sechszig von den Unserigen hierher gebracht, besonders viele Frauen. Die Schwester Maria ist noch nicht hier. Wie jammervoll, sie wie Sklaven behandelt zu sehen! Kapitän Lugard verlangte von uns das Versprechen, nicht aus Kampala zu fliehen. . . . Wohin fliehen? Ich werde vom Kapitän verlangen, wenigstens vier Missionare abreisen zu lassen. Wir werden wie die letzten der Menschen behandelt, wir werden von den englisch gesinnten Baganda verspottet. Wie lange wird unsere Gefangenschaft dauern? Welche Schmach für Frankreich, zu sehen, wie seine Söhne in einem englischen Fort gefangen gehalten und wie gemeine Verbrecher verunglimpft werden! Wir kennen noch nicht die Namen der zahlreichen Opfer des Blutbades. Kapitän Williams rühmt sich, mit seiner Kanone sechs Barken in den Grund geschossen zu haben! Die Jagd auf die Frauen und die Kinder geschah auf der Insel Bulingugwe mit unglaublicher Barbarei, unter dem Schutz des Maxim-Geschützes, welches mehrere Tausend von Kugeln auf unsere armen Christen warf. Wir haben mit unseren Augen gesehen, wie man einer Anzahl von unseren Kindern das Gewehr auf die Brust setzte und sie tötete. Wir haben gesehen, wie man wehrlose Frauen wegschleppte und in brutaler Weise schlug. Das geschah, während die englische Kanone auf unsere Christen feuerte, die unter den Augen des Kapitäns Williams fielen. Die Jagd auf Sklaven dauert noch fort. Die Insel ist mit Toten und Verwundeten bedeckt. Mehr als tausend Frauen und Kinder sind zu Sklaven gemacht worden. Die Katholiken haben sich verteidigt für ihre Religion und ihren rechtmäßigen König. Wir rechnen nunmehr auf die Hilfe Gottes. Wir haben nichts mehr, aber unser Vertrauen wankt nicht.

A. Guillermain.

5. Ein weiterer Brief desselben:

Fort Kampala, 2. Februar 1892.

Eine neue Gelegenheit bietet sich, Ihnen zu schreiben. Ich benutze sie in Eile. Wir sind noch immer Gefangene. Der Kapitän Williams sagt uns, er-

werde uns nach Bukumbi (Südufer des Viktoria-Sees) oder nach Mombassa schicken. Die Blünderer bringen viele Bücher und Kirchen-Ornamente hierher zum Verkauf, Beutestücke aus unserem Missionshause. So konnten wir mit einigen Stücken Stoff, die bei dem Brande gerettet wurden, Ihre Mitra, Ihren Stab und Ihr Bischofskreuz einlösen. — Sekiboto (ein katholischer Häuptling) ist mit unseren Christen von Kyagwe auf nördlichem Wege nach Buddu entflohen. Kapitän Lugard hat soeben 100 Soldaten abgeschickt, um ihm den Weg abzuschneiden. Also wiederum ein Blutbad! Hier im Fort lagern Massen von Munition. Wir haben vor unseren Augen 100 Kisten, eine jede mit 1000 Patronen. Williams will die Partei Mwangas vernichten; er selbst sagt es uns. Er ist entschlossen, sein infames Werk zu Ende zu bringen. Hoffen wir, daß Gott seine nichtswürdigen Anschläge vereitelt. Pater Moullec ist sehr krank; er hat als Lager nur ein Geflecht von Rohr und als Bedeckung einen Fegen schlechten Baumwollenzuges. Die Engländer lassen uns in dem Zustande der vollständigsten Entblößung. — Malinya (Schwester des Königs Mwanga und Gemahlin seines Heerführers Gabriel) ist auch als Gefangene im Fort; sie wird verwahrt gehalten. Kisule, der so hervorragenden Mut bei der Verfolgung von 1886 zeigte, ist auch in Kampala gefangen. Wir haben ihn für einige Minuten sprechen können. Man wird ihn vielleicht nach Mombassa schicken. — Kapitän Williams spricht fortwährend Drohworte gegen Ev. Bischofliche Gnaden. Unter den Augen dieses Kapitäns sind wir geplündert und schimpflich behandelt worden, während er hinter seiner Kanone stand, wie ein auf seinen Sieg stolzer Krieger. Wahrlich, er konnte stolz sein: er hatte soeben auf Frauen und Kinder geschossen. A. Guillermain.

6. Bericht des Vizefeldwebels Kühne aus dem deutschen Fort von Bukoba. Diesen hatte ein schweres Augenübel veranlaßt, Urlaub nach Uganda zu erbitten, um den dortigen Arzt Dr. Wright zu Rate zu ziehen. Auf seiner Reise dorthin ist er zwischen die kämpfenden Parteien geraten. Seiner Kaltblütigkeit und seinem Geschick in der Behandlung der Eingeborenen gelang es, nicht nur das eigene Leben, sondern auch das mehrerer Weißen zu retten. Wir lassen hier seinen im „Kolonialblatt“ veröffentlichten Reisebericht folgen:

Bukoba, den 6. Februar 1892.

Am 24. Januar d. J. reiste ich in dem Segelboot der englisch-ostafrikanischen Gesellschaft mit Mr. Bagge*), sowie fünf Soldaten und drei der Station Bukoba gehörigen Böten von hier ab und erreichte gegen Abend den Ort Kateji der Küste Rajosa. Am 25. Januar, morgens bei gutem Winde, wurde die Fahrt fortgesetzt, und nachmittags 4 Uhr der Ort Kataruki, zu Rajosa gehörig, erreicht. Die Eingeborenen wie auch der Chef des Ortes begrüßten uns freundlich und brachten Lebensmittel in großer Menge. Den ganzen Vormittag des 26. Januar lagen schwere Gewitter über dem Nyanza, so daß wir erst um 1 Uhr mittags, doch bei gutem Winde, weiter reisen konnten. Um 4 Uhr nachmittags passierten

*) Ein englischer Missionar, der sich auf dem Rückwege vom südlichen Ufer des Sees nach Uganda befand.

wir die Kagera, welche hier an der Mündung etwa 80 bis 100 Meter breit ist, und erreichten gegen Abend den Ort Sango (Buddu), wo übernachtet wurde. Den nächsten Tag, am 27. Januar morgens, fuhren wir weiter, konnten aber, ohne Wind rudern, nur den Ort Mbale (Buddu) um 6 Uhr abends erreichen. Den ganzen Vormittag des 28. Januar regnete es, so daß wir erst um 12 Uhr mittags abfuhren. Nach fünfständiger Fahrt warfen wir bei Budjadju (Buddu), einer kleinen englischen Station, Anker, und gingen an Land. Der Chef der Station, ein Sudanesen-Offizier, meldete uns, daß in Uganda der Krieg zwischen Protestanten, Katholiken und Muhamedanern ausgebrochen sei. Muanga sei aus seiner Residenz Mengo geflohen, der Wasserweg nach Uganda werde von ihm bewacht und jedem englischen Boot die Weiterreise von Budjadju nach Mengo verweigert. Ich beschloß daher, den nächsten Tag, den 29. Januar, hier zu bleiben, um mir über die Nachrichten Gewißheit zu verschaffen. Auf der Station Budjadju befinden sich etwa 150, beziehungsweise 200 Sudanesen, ehemalige Leute von Dr. Emin Pascha, welche mir mitteilten, daß Dr. Emin Pascha nach dem Tanganjika gegangen sei.

Gegen Abend verbreitete sich in der Station die Kunde, daß die katholische Partei Budjadju angreifen werde. Um politischen Verwickelungen aus dem Wege zu gehen, begab ich mich am Morgen des 30. Januar mit unseren eigenen Böten nach der algerischen Missionsstation (auf der Insel Sesse), um nach den dortigen Priestern zu sehen. Das englische Segelboot mit Mr. Bagge schloß sich mir an, da die ganze Besatzung in Budjadju die Station verlassen hatte und desertiert war. Um 10 $\frac{1}{2}$ Uhr vormittags erreichte ich Sesse. Das Segelboot blieb der Sicherheit wegen auf See. Bis auf ungefähr 100 Meter an die Insel herangekommen, drohten mir 300 bis 400 Waganda der katholischen Partei, welche den Strand der Insel besetzt hatten, falls ich zu landen versuche, auf mich zu schießen; sie hielten mich für einen Engländer. Als sie jedoch die deutsche Flagge und mich erkannten, warfen sie die Gewehre fort und riefen „die Wa-deutschki kommen“. Alles sprang ins Wasser, um mich ans Land zu tragen. Mit Ngoma und Kriegsgefangen wurde ich nach der nahe liegenden Mission geleitet, wo mich Père Hautecour und zwei andere Priester begrüßten. Die Nachrichten von dem Bürgerkriege in Uganda bestätigten sich leider; es wurde erzählt, daß Bischof Hirth und andere Priester in ihrem Hause in Kampalla (Uganda) verbrannt seien, eine Nachricht, die sich später als unrichtig herausstellte.

Da für die Priester vorläufig hier nichts zu befürchten war, reiste ich nachmittags 3 Uhr von Ngoma ab, um weiter nach Uganda zu ziehen, und mein möglichstes für die noch lebenden Europäer zu thun. Abends 9 Uhr erreichte ich Jasmirinde (nördlich von Bugoma auf der Insel Sesse), wo ich von vielen Wasseje begrüßt wurde; Lebensmittel brachte man mir in reichlicher Menge. — Das englische Segelboot traf zwei Stunden später ein. — Nachts erfuhr ich von den Wasseje, daß man gegen Morgen das Segelboot zerfchlagen, den Engländer aber töten wolle. Ich wagte es daher, nachts an Bord des weit auf See liegenden englischen Bootes zu fahren, um Mr. Bagge Lebensmittel zu bringen und ihn mit seinem Boot nach Bukoba zurückzusenden. Das Boot ging sofort ab und erreichte auch Bukoba. Am frühen Morgen ertönte das Kriegs-

geschrei der Bajaffe, welche in etwa 50 Böten nahten, um das Boot zu stürmen, welches indessen längst aus dem Bereich der Gefahr war.

Um 6 Uhr morgens den 31. Januar fuhr ich weiter und erreichte um 12 Uhr mittags die Insel Suramba. Um 2 Uhr nachmittags traf der mir von Père Hautecour als tot gemeldete Bischof Hirth mit einigen Priestern hier ein verfolgt von vielen Böten der englischen Partei, die die Priester auf der Insel töten wollten. Mit den Priestern traf auch König Muanga hier ein, welcher mich um Schutz bat. Es gelang mir, die Böte der protestantischen Partei zurückzuhalten und Bischof Hirth mit sechs Priestern, sowie Muanga zurück nach Bugoma zu bringen, wo wir am anderen Tag, den 1. Februar, mittags eintrafen. Sofort wurden Briefe an die noch fehlenden Missionare gesandt, um sie zur schnellen Rückkehr nach Bugoma zu veranlassen, damit sie alle zusammen im Schutze der deutschen Flagge abreißen könnten. Die Priester trafen bis auf sechs nachmittags 4 1/2 Uhr hier ein und wurden, da ihr Leben in Gefahr stand, von meinen Soldaten bewacht. Nachdem ich die Priester mit Lebensmitteln notdürftig versorgt (sie hatten 13 Stunden nichts gegessen), wurde noch am Abend in der siebenten Stunde abgefahren und nach zweistündiger Fahrt Budjadju erreicht, wo gerastet wurde. Nachts verband ich etwa 30 schwerverwundete Leute Muangas, welche bei dem blutigen Kampfe in Mengo davon gekommen waren. Muanga ist in Mengo mehrere Male geschlagen worden und hat seine besten Leute verloren.

Ich stellte in Budjadju Posten aus und ließ die Priester bewachen, bis der Morgen anbrach. Den ganzen Tag des 2. Februar bis nachmittags 3 Uhr wurden Böte repariert und um 4 Uhr weiter bis Kasiru gefahren. Die Station Budjadju wurde von den katholischen Waganda niedergebrannt. In Kasiru angekommen, wurde das Stokes'sche Segelboot, welches von Muanza vom Süden des Sees kam und mit 44 Lasten Stoffen, Post und einigen Gewehren nach Uganda wollte und hier vor Anker lag, von den katholischen Waganda geplündert. Die Bootsbefahrung, bestehend aus 11 Mann, floh über Land nach Butoba, da man sie töten wollte. Gegen Abend brachte man Stroh, um das Boot, welches verlassen am Strande lag, zu verbrennen. Muanga war ebenfalls hier eingetroffen und wohnte etwa eine Stunde vom Strande entfernt in einer Boma. Nachts zwölf Uhr begab ich mich mit einem meiner Soldaten auf den Weg, um Muanga zu besuchen und um Schonung des Bootes zu bitten. Um 1 Uhr nachts traf ich bei Muanga ein. Er empfing mich freundlichst, und das Schauri begann.

Nach langem Hin- und Herreden gab Muanga endlich meinen dringenden Bitten, das Boot zu schonen; nach. Ehe er mir aber dasselbe gab, bat er um Blutsfreundschaft, in die ich auch einwilligte. Das Boot war gerettet. Nachdem wir uns freundschaftlich verabschiedet, begab ich mich an den Strand, um sofort abzufahren. Das Stroh in dem Boot war leider schon angebrannt, ein Segel angefenkt, doch gelang es mir, das Feuer zu löschen, das Boot hatte nicht gelitten. Es gelang mir, mit Hilfe meiner Soldaten, recht schnell abzufegeln; denn ich fürchtete, Muanga würde seine Gedanken ändern.

Am 4 Uhr morgens am 3. Februar fuhr ich ab und erreichte gegen

Abend den Ort Dumu (Buddu). Hier erwartete ich die französischen Priester, welche um 6 Uhr abends eintrafen. Nachts marschierten sie bis zur Kagera und waren in Sicherheit.

Den 4. Februar morgens segelte ich weiter und gelangte mittags 12 Uhr nach Sango, wo ich bis abends 6 Uhr r. stete. Muanga war in dieser Zeit nach Dumu (Buddu) marschiert und hat sich dort vorläufig niedergelassen.

Abends 6 Uhr brach ich von Sango auf und erreichte nach vierzehntägiger Fahrt am 5. Februar, morgens 5 Uhr, Butoba. Unterwegs hatte ich mit dem Segelboot ein furchtbares Unwetter zu bestehen, so daß die Segel in Fetzen gingen. Bei der Rettung des Stokes'schen Bootes stand ohne Zweifel das Leben meiner Soldaten und das meinige auf dem Spiele. Indessen glaubte ich das Wagnis unternehmen zu sollen für die Ehre der deutschen Flagge und für das Ansehen unserer Truppe und bin mir bewußt, streng neutral gehandelt zu haben, wie meine Instruktion lautete.

gez. Kühne.

Vizefeldwebel in der kaiserlichen Schutztruppe.

Engländer und Franzosen, deren Leben Kühne auf seinem gefährlichen Zuge beschützt und gerettet hat, stellen unserem wackeren Landsmann und seinem Chef Vangheld ein gleich anerkennendes und ehrendes Zeugnis aus. So schreibt Herr Auguste Bresson, Procureur der Algerischen Missionen in Zanzibar, in einem Briefe an den deutschen Konsul daselbst:

„Ich bin glücklich, Ihnen mitteilen zu können, daß Monseigneur Hirth und mehrere Missionare am Leben geblieben sind. Ohne den deutschen Sergeanten Kühne hätten sie es wohl verloren. Er hat es ihnen ermöglicht, in seinem Boote von Sesse nach Buddu zu entkommen. Ehre dem wackeren Manne!“

Somit sind wir wohl zur Genüge aufgeklärt über jene blutigen Ereignisse, die man im Jahrhundert der Intelligenz und der religiösen Duldung nicht erwarten konnte. Wir stellen es noch einmal fest: englische protestantische Missionare, welche vor drei Jahren ihr Leben nur dadurch retteten, daß sie auf der Flucht von den katholischen Missionaren in ihre Boote aufgenommen wurden, protestantische Glaubensboten, die ein Jahr später mit den katholischen Missionaren einen feierlichen Vertrag schlossen, der freie Religionsübung gewährleisten sollte, sind die Hauptschuldigen.

Und nun haben wir ein Wort mit Herrn Dr. theol. Warnack in Rothenschirmbach bei Eisleben zu reden. Die meisten unserer Leser werden sich wohl erinnern, daß wir ihm 1890 gründlich heimgeleuchtet haben, als er Herrn von Wisemanns Urteil über die katholische Missionshätigkeit angriff. Also der ehrw. Herr behauptet, daß unsere Berichte, wie er sie in den Zeitungen gelesen hat, „maßlos übertrieben“ und „unglaublich“ seien. Er nennt sie geradezu einen „langen Roman.“ Nun, Herr Dr., unsere

Missionare haben wahrlich keine Zeit, Romane zu schreiben, sie sind dazu auch nicht zu den Heiden hinausgezogen. Zudem haben wir die Zeugnisse Emin Paschas, Wischmanns und anderer Reisenden, welche längst in den englischen protestantischen Missionaren nichts anderes als politische Agenten kennen lernten, dagegen von den katholischen Patres rühmen, daß sie sich von jeder politischen Thätigkeit fern halten.

Herr Dr. Warneck schreibt wörtlich in der „Kreuzzeitung“:

„Zum dritten ist zu konstatieren, daß es nicht die englischen evangelischen Missionare, sondern die französischen katholischen Patres sind, welche seit Jahren den „Haß“ in Uganda gepredigt haben. Ich bin durch ein quellenmäßiges Detailstudium mit der Ugandamission seit ihrem Beginne genau bekannt. Es würde für Ihre Zeitung vermutlich ein zu langer Artikel werden, wenn ich auch nur die wichtigsten Phasen dieser wechselvollen Mission charakterisieren wollte. Ich habe dies soeben in einem Aufsätze gethan, der in der Juni-Nummer der von mir herausgegebenen „Allg. Missions-Zeitschrift“ erscheint. Hier bemerke ich nur, daß die Thatsache unleugbar ist, daß drei Jahre, nachdem die evangelischen Missionen nach Uganda gekommen, die Sendlinge Lavigeries sich eingedrängt und eine Periode der unheilvollsten Wirren herbeigeführt haben, Wirren, die nicht bloß einen konfessionellen, sondern auch einen politischen Charakter trugen. Es ist a bekannt genug, wie sich die französischen Patres mit Dr. Peters verbanden zur Bekämpfung des englischen Einflusses, eine Bekämpfung, die fortgegangen ist, auch nachdem durch Vertrag Uganda der englischen Interessensphäre zugesprochen war. Vor mir liegt ein Bericht des Paters Achte vom Anfang August 1891 („Gott will es“, 1892, 265), in welchem es unter anderem wörtlich heißt: „Kaum war der Krieg gegen die Muselmänner zu Ende, so galt es, einen neuen, ebenso erbitterten und weit schwierigeren mit den Protestanten wieder zu beginnen. Es schien uns der geeignete Zeitpunkt zu einem energischen Vorstoß für die Ausbreitung des Katholizismus in Buddu und zur Anspornung des Glaubenseifers der katholischen Häuptlinge zu sein.“ Am 26. Juni, erzählt derselbe Pater, sei der Kampf ausgebrochen, weil „ein protestantischer Mohami seinem katholischen Häuptling die Tributzahlung verweigert“ habe. Der Pater, statt zum Frieden zu ermahnen, begab sich zu dem katholischen Herrn, um demselben Mut einzulößen und „Beichte zu hören“. Sie sehen aus diesem katholischen Berichte doch sehr deutlich, von welcher Seite aus die Kriegsvorgänge gegangen sind.“

Nach dieser Prachtleistung eines Dieners des lautereren Evangeliums sind wir wirklich gespannt auf den Artikel in der „Allg. Missions-Zeitschrift“. Daß die „Sendlinge Lavigeries“ sich „eingedrängt“ haben, nachdem kurz vorher englische Protestanten in Uganda angekommen waren und — Handelsgeschäfte machten, geben wir zu. Christus hat seinen Jüngern den Auftrag gegeben: „Geht hin in alle

Welt“; er hat sie nicht angewiesen, gewisse „Jagdgebiete“ zu respektieren, wie das die Protestanten so gerne wollen. Was aber die Thätigkeit der französischen Patres angeht, so berufen wir uns doch lieber auf Dr. Peters, der in Uganda war, als auf Herrn Dr. Warneck in Rothenschirmbach. Wenn die Katholiken es mit dem rechtmäßigen Könige und nicht mit den englischen Ausfägern hielten, so beweist das eben, daß sie ein richtiges Verständnis für das Volk hatten, und daraus erklären sich auch ihre großen Erfolge, gegenüber denen die protestantischen verschwindend klein sind. Zudem haben die französischen Missionare, seitdem das englische Protektorat eine vollendete Thatsache war, stets vermittelnd und beruhigend gewirkt, ohne ihr Zurückhalten würde das zum Außersten getriebene Volk sich längst seiner Peiniger entledigt haben.

Zum Beweise, daß die katholischen Missionare die Anstifter sind, druckt Herr Dr. Warneck aus „Gott will es!“ S. 265 folgende Zeilen ab:

„Kaum war der Krieg gegen die Muselmänner zu Ende, so galt es, einen neuen, ebenso erbitterten und weit schwierigeren mit den Protestanten wieder zu beginnen. Es schien uns der geeignete Zeitpunkt zu einem energischen Vorstoß für die Ausbreitung des Katholizismus in Buddu und zur Anspornung des Glaubenseifers der katholischen Häuptlinge zu sein.“

Da steht es ja deutlich, die Missionare wollen wieder Krieg anfangen! Wir zweifeln nicht, daß Herr Dr. Warneck diese Zeilen, als ein Hauptbeweismittel anwenden wird. Aber seien Sie ehrlich, Herr Dr., verstümmeln Sie unseren Bericht, wie Sie es hier gethan haben, nicht auch in Ihrer Missions-Zeitschrift. Herr P. Achte schreibt nämlich in einem Atem weiter:

„Bei den ersten Andeutungen, die wir darüber fallen ließen, erklärten die Häuptlinge mit Freude sich bereit ihre schwarzen Brüder in den Anfangsgründen des Katechismus zu unterweisen. Wir werden nun zu Kasozi bleiben, wo unsere Arbeit von Tag zu Tag wächst, während Buddu eine reichliche Anzahl von katholischen Sendboten bekommen wird. Und letztere werden so zahlreich sein wie die Familien, so zahlreich wie die Herzen, die unsern Herrn und Heiland lieben; denn nicht nur allein die Häuptlinge, sondern alle, welche beten, fordert man tagtäglich zur Teilnahme an der Ausbreitung des Glaubens auf.“

Nun, Herr Dr., wo sind denn da die blutigen Pläne? Sie werden doch wohl einen Kampf mit geistigen Waffen von roher Gewalt unterscheiden können. Weshalb machen Sie denn die Leser der „Kreuzzeitung“ glauben, die katholischen Missionare wollten blutige Kriege führen?! Auch dem Gegner ist man die Wahrheit schuldig.

Unwahr ist auch Ihre Behauptung, daß P. Achte einem in seinem Rechte getränkten katholischen Häuptling zum Kriege „Mut“ ein-

gesprochen habe. Er that nur, was er als Priester mußte; da er den Krieg nicht hindern konnte, sorgte er, daß die etwa Fallenden zum Tode vorbereitet waren.

Was ist denn nun der eigentliche Grund der Spannung zwischen den beiden Konfessionen? Einmal die Abneigung der Bugandas gegen die Engländer, dann aber — und das ist die Hauptsache — der Haß der englischen protestantischen Missionare — von welchem ja auch Dr. Warneck in obigen Zeilen eine Probe giebt — gegen die katholischen Priester. Und woher dieser Haß? Die englischen Missionare — wir führen hier ein protestantisches Urteil an — brauchen sehr viel Geld und leisten sehr wenig an wirklichen Befehungen; sie kommen nicht vorwärts, weil sie das Wohlleben lieben und schon ganz zufrieden sind, wenn sie alljährlich eine Anzahl Bibeln an den Mann bringen. Ganz im Gegensatz dazu arbeiten die katholischen Glaubensboten mit wahren Feuereifer, bei Tag und bei Nacht, mit Aufopferung ihres Lebens, um Seelen zu gewinnen. Daher die große Ausbreitung des Katholizismus in Uganda, daher auch der Haß der in Schatten gestellten englischen Reverends. Jeder Afrikareisende, der Gelegenheit hatte, den Unterschied kennen zu lernen zwischen katholischen und protestantischen Missionen, hat dies noch bestätigt. Herr Warneck hat freilich einmal behauptet, die Erfolge der kath. Missionen seien gleich Null, während er umgekehrt seine Missionen bis in den Himmel erhob. Aber gerade einer der von ihm am meisten geschätzten Missionare hat vor nicht langer Zeit mit seltener Offenherzigkeit über seine eigene Thätigkeit folgendes Bekenntnis abgelegt: „Ich bin 25 Jahre in Abyssinien gewesen, habe aber Niemanden bekehrt, bloß eine Person, und die mußte ich noch heiraten, sonst hätte ich sie auch nicht gekriegt.“

Nicht viel besser ergeht es den englischen Missionaren. Herr Stokes hat es bekanntlich längst vorgezogen, das Geschäft des Reverend aufzugeben; er treibt Karawanenhandel, ist also Großkaufmann geworden, während er als Missionar es etwas bescheidener thun mußte.

Zum Schluß wollen wir noch feststellen, daß seit dem Beginne des englischen Protektorates über Uganda keine Klagen über politische Untriebe der katholischen Patres laut geworden sind. Erst jetzt, wo die Engländer sich verantworten sollen, treten sie mit Briefen ihrer Leute auf, nach welchen z. B. im Dezember v. J. die katholischen Eingeborenen einen protestantischen Häuptling überfallen haben sollen. Was aber der protestantische Häuptling vorher verbrochen, in welcher Weise er den Zorn seiner katholischen Nachbarn auf sich geladen hatte, darüber lesen wir nichts. Niemals aber werden die Engländer den Beweis bringen, daß die Katholiken eine protestantische Missionsanstalt zerstörten, daß sie protestantische wehrlose Frauen und Kinder zusammenschossen, daß sie die Gefangenen als Sklaven verkauften. Niemals würde ein katholischer Offizier einen Muhamedaner zum König eingesetzt

haben, niemals würde er der einen Partei Hinterlader geliefert und sie zum blutigen Überfall aufgefordert und dabei unterstützt haben. Das konnten nur die Herren Lugard und Williams fertig bringen.

Mannigfaltiges.

Den Mitgliedern der Frommen Missionsgesellschaft können wir mitteilen, daß endlich die ersten 3000 Stück der vom hl. Vater gezeichneten **Medaille** eingetroffen sind. Dieselbe übertrifft, was die Prägung anbetrifft, weit unsere Erwartungen. Sie ist von außergewöhnlicher Größe und Schönheit. Ohne die mißt sie 35 Millimeter in der Länge, 28 Millimeter in der Breite und hat eine entsprechende Dicke. Die Zeichnung ist ein wahres Kunstwerk. Auf der Vorderseite sehen wir den Erlöser am Kreuze; in kräftiger hoher Prägung hebt der Körper sich vom Kreuze ab und am Fuße desselben dehnt sich der Kalvarienberg aus. Die Umschrift lautet: „Auch wir sollen für die Brüder das Leben lassen. I. Joh. 3, 16.“ — Die Rückseite stellt das große Ereignis dar, auf welchem das ganze Missionswerk beruht: die Anbetung der hl. drei Könige. Die Zeichnung ist wirklich edel und in echt christlichem Geiste gehalten, die Prägung sehr scharf, so daß man sich ohne Vergrößerungsglas in die Betrachtung des erhabenen Schauspiel vertiefen kann. „Alle Völker werden kommen und vor dir anbeten. Ps. 85“ liest man unter dem Bilde. In dieser Medaille tritt der ganze erhabene Gedanke des Missionswerkes uns plastisch vor Augen; wir müssen gestehen, daß wir noch keine sinnigere und besser ausgeführte sahen. Mit derselben sind die höchsten Abklässe verbunden, welche die hl. Kirche überhaupt auf Medaillen gewährt, außerdem ruht darauf der apostolische Segen mit vollkommenem Ablass für die Sterbestunde. Wir sind überzeugt, daß kein guter Katholik eines solchen wirklichen Schatzes entbehren möchte und haben Vorzüge getroffen, daß in Zukunft jeder dieselbe erhalten kann, sobald er die geringen Verpflichtungen erfüllt, welche der Beitritt zur Frommen Missionsgesellschaft erfordert. Man wende sich zu diesem Zwecke an die Redaktion dieser Hefte in Münster i. W. oder an die Beförderer und Beförderinnen der Kongregation.

Wismanns Expedition zum Tanganjika. Über den Plan, welchen Major Wismann seiner bevorstehenden Expedition zu Grunde gelegt hat, will der Berichterstatter der Times in Kairo folgende Einzelheiten erfahren haben: „Major v. Wismann ist am 17. Mai von Kairo nach Zanzibar abgereist, wo sich ihm 20 Europäer anschließen. Auf einem gemieteten Dampfer reisen alle nach Quilimane. Die Expedition wird aus 200 kampffähigen Männern, Somalis, Sudanesen, Zulus, Zanzibariten und Eingeborenen aus Massana bestehen und mit einigen Magintanonnen und schnellfeuernden Geschützen, sowie zahlreichen stählernen Segelbooten ausgerüstet sein. Über den Zambesi und Schire geht die Expedition nach dem Nyassa- und dem Tanganjikasee, wo Wismann befestigte Stationen als Stützpunkte für die Unternehmungen der Seedampfer zu errichten beabsichtigt. Major v. Wismann erklärt, er bezwecke lediglich die Unterdrückung des Sklavenhandels und hoffe, aus diesem Grunde jede notwendige Unterstützung

von den britischen Kommissaren im Distrikt Nyassa, den er passieren muß, sowie Johnsons Mitwirkung auf dem See zu erlangen. Er erwartet, gemeinschaftlich mit dem Antisklavereizuge des Kongostaates auf dem Tanganjikasee zu wirken. Wismanns körperliches Befinden läßt nichts zu wünschen übrig. Er hofft, daß die besetzten Stationen an beiden Seen binnen Jahresfrist errichtet sein werden.

Major von Wismann wird, wie nach der „Kreuzzeitung“ von amtlicher Seite jetzt angekündigt wird, am Nordende des Nyassa eine besetzte Station errichten, welche als Stützpunkt für den Weitermarsch der von ihm geführten Expedition nach dem Tanganjika und für die deutschen Missionen dienen soll. Der Wismann-Dampfer soll auf dem Nyassa überhaupt nicht zusammengeleckt, sondern in zerlegtem Zustande fortgeschafft werden. Erst auf dem Tanganjika soll er seine brauchbare Gestalt erhalten. Daraus entnimmt die „Kreuzzeitung“, daß Wismann auch jetzt noch unter den veränderten Verhältnissen im Reichsdienst verbleiben wird, nur wird seine Wirksamkeit vom Gebiete des Viktoria-Sees auf dasjenige des Tanganjika-Sees verlegt.

Eine größere Sendung der verschiedensten **Kartoffelarten** ist von Berlin aus nach Deutsch-Ostafrika, und zwar nach Dar-es-Salaam, abgegangen. Freiherr von Soden hatte sich an das auswärtige Amt gewandt, und dieses hatte einen Berliner Hoflieferanten beauftragt, verschiedene Arten von Kartoffeln in Knollen und Samen nach Dar-es-Salaam zu senden. Dort sollen nach der „Post. Ztg.“ die ersten Versuche zum Kartoffelanbau gemacht werden, von denen sich freilich hiesige Fachleute eben so wenig versprechen, wie von dem Versuch, Kohlsorten in Deutsch-Ostafrika anzubauen.

Frankreichs Krieg gegen Dahomey ist bis zum Herbst verschoben worden. — König Behanzin ist ein glücklicher Ehemann von 2000 Frauen. Seine zahlreichen Söhne giebt er, sobald sie stark genug sind, seinen Unterhäuptionen, damit diese sie in allen kriegerischen Tugenden erziehen. Dafür nimmt er die Söhne dieser seiner Vasallen als Page an seinen Hof. Seine Töchter behält er bei sich; alle diejenigen, die kräftig genug sind, müssen später in das Amazonenkorps eintreten. Als einen Beweis schrecklicher Grausamkeit dieses afrikanischen Fürsten erzählt der Reisende Damas folgendes Ereignis, welches sich während seiner Anwesenheit in Abomey abgespielt hat. Zwei Page hatten mit zwei kaum dem Kindesalter entwachsenen Töchtern des Königs im Hofe geplaudert, was streng verboten ist. Behanzin glaubte sofort, daß ein Liebesverhältnis bestände und ließ sich von seiner Meinung weder durch die Beteuerungen der Unglücklichen, noch durch die Versicherungen der anderen Hofbedienten abbringen. Die beiden Knaben wurden lebendig verbrannt. Seine eigenen Töchter aber ließ er in dem Kloakenjumpf, welcher außerhalb der Stadt ist, bei lebendigem Leibe bis zum Kopf vergraben. Ihr Jammergeschrei ertönte die ganze Nacht hindurch; am Abende des folgenden Tages waren sie dem glühenden Sonnenbrand, den Stichen der zahllosen Insekten und dem Hunger erlegen.

Die evangelische Missionsthätigkeit in Ostafrika nimmt räumlich eine starke Ausdehnung an. Man macht große Anstrengungen und scheut keine Kosten, um möglichst viel Boden in Beschlag zu nehmen, ehe die Katholiken das thun können. Jetzt geht die evangelisch-lutherische Mission in Leipzig mit dem

Plane um, die Thätigkeit der Gesellschaft zu erweitern, und dafür hat man vornehmlich die deutsche Kolonie Ostafrika im Auge. Es sind der in der Pfingstwoche tagenden General-Versammlung vom Vorstande Vorschläge gemacht worden; man will zwei neue Missionsgebiete zur Erwägung stellen: Japan und Ostafrika. Von vornherein wird von Japan abgeraten, hauptsächlich weil in Japan die Zahl der Missions-Niederlassungen eine beträchtliche ist. Mit Bezug auf Ostafrika wird der „Leipz. Ztg.“ geschrieben: „Es giebt dort noch ziemlich große Gebiete, die in Bezug auf die Mission wie ein unbeschriebenes Blatt daliegen. Man kann da an die weiten Länderstrecken im Süden zwischen den Flüssen Kofidschi und Rovuma denken, wo ein Gebiet fünfmal so groß wie Sachsen noch keine einzige Missionsstation aufzuweisen hat. Fast ebenso liegen die Verhältnisse an dem deutschen (östlichen) Ufer des Tanganjika-See; seine Ausdehnung von Süden nach Norden kommt einer Linie von Berlin bis Triest gleich, evangelische Missionare findet man aber nur an einer Stelle, in einer noch nicht sehr alten Niederlassung der Londoner Mission. Auch das Südufer des Viktoria-Nyanza scheint demnächst von der evangelischen Mission wieder entblößt werden zu sollen. Es verlautet, daß die englische Ch. M. S. ihre Stationen Usambire und Kasa aufgeben und ihre Kräfte auf Uganda und die in der englischen Interessensphäre liegenden Nachbarländer vereinigen wollte. Also an Platz und an offenen Thüren fehlt es in Deutsch-Ostafrika nicht. Am einladendsten erscheinen augenblicklich die Ufer des Tanganjika. Man kommt dort zu verhältnismäßig unverdorbenen Völkern, die bisher von den Sklavenjägern geängstigt und gequält wurden und in den Boten des Evangeliums ihre Retter begrüßen werden, wenn sie erst verstehen, was die Mission ihnen bringt. Daß gerade dieser Teil Innerafrikas bisher noch so wenige Missions-Niederlassungen aufzuweisen hat, lag an der bisherigen Unzugänglichkeit des Tanganjika-Sees. Es wird aller Wahrscheinlichkeit nach nicht lange dauern, bis in Udschidschi oder an einem anderen wichtigen Punkte des deutschen Tanganjika-Ufers ein Mittelpunkt der deutschen Macht geschaffen wird, da wäre es sehr angebracht, wenn auch die evangelische Mission ihre Vertreter dorthin schickte. Wir hätten dann einen Zweig unserer Mission in einer deutschen Kolonie. Es liegt auf der Hand, daß damit eine kräftige Belebung der heimathlichen Missionstheife verbunden sein würde. Man hat es vielfach schwer empfunden, daß der immer mächtiger werdende Kolonialgedanke bei uns in Sachsen gar nicht für die von hier aus betriebene Mission nutzbar gemacht werden konnte. Die Folge davon war, daß nicht unbedeutliche Missionsgaben nach anderen Orten zu Gunsten einer Kolonialmission abfloßen. Viele Freunde der Leipziger Mission haben es bedauert, ohne doch an der Thatsache etwas ändern zu können. Von der Inangriffnahme einer neuen Mission in Deutsch-Ostafrika darf man sich eine Änderung versprechen.“ — Wir teilen diese Äußerungen nur mit, um unseren Freunden zu zeigen, daß es für uns wahrlich noch nicht Zeit ist, uns auf unseren Lorbeeren auszuruhen. Die Zeit des Schaffens beginnt jetzt erst recht. Und der glückliche Umstand, daß wir jetzt Missionshäuser in Deutschland errichten können, soll uns eine Aneiferung zu verdoppelter Thätigkeit sein.

Diözesan-Verein Paderborn.

Im Monat Mai sind beim Unterzeichneten eingegangen aus: Herbede 40 M., Rietberg 14 M., Haaren 22 M., Neuenkirchen 60 M., Geske (Stadtspf. re) 17 M., 5 Pfg., Störmede 43 M., 6 Pfg., Weitmar 61 M., Kirchen-Kollekte v. 6. Januar 6067 M., 39 Pfg., Paderborn 4 M., Dortmund 120 M., Paderborn 130 M., 50 Pfg., Egeln 36 M., 23 Pfg., Winkhausen 1 M., Geske 20 M., Stahle 29 M., 30 Pfg., Thorn 1 M., 60 Pfg. Summa 6667 M., 13 Pfg.
Paderborn, den 4. Juni 1892. Der Schatzmeister: F. Dide.

Bei der Redaktion eingegangene milde Gaben.

1. Für den Afrika-Verein: Anna Klein, Wien, 5 M. — Rentner F. Neumann, Aachen, 33 M. — Ung., Mosbergen, 1 M. Zusammen 39 M.
2. Für die Väter vom hl. Geiste: J. S. Püg in Siffig (Eifel) für 1 Seelenm. und 59 Int.-Messen 60 M. — Ung. für 2 Kinder, „Franziskus“ und „Maria“, 42 M. — Neukommunikanten aus Waderfangen für 1 Kind „Katharina“ 33 M. — Fr. Aug. C. in D., Überschuf aus dem Verlaufe von Missionskalendern für ein Kind „Maria“ 22 M., 50 Pfg. — Deren Eltern zum Dank für eine Gebetsanhörung für ein Kind „Gerhard Josef“ 21 M. — U. C. in D. (nachträglich) 2 M. — Kapl. Becker in Büren für 36 hl. Messen (ad int. dktis.) à 1 M., 50 Pfg., 54 M. — Derselbe für 48 hl. Messen (p. dktis.) à 1 M., 48 M. — N. N., Düsseldorf, für 5 Seelenmessen 15 M. — Frau Langer, Trier, für 1 Kind „Anna“ 21 M. — U. b. l. für die armen Heidentinder 15 M. — Fr. Luttenberger in Rätzheim für 66 hl. Messen, darunter 26 Seelenmessen, 68 M. Zusammen 391 M., 50 Pfg.
3. Für die Mission Windthorst: Etges, Mörsdorf, 2 M. — Fr. Degenhardt, Warburg-Neustadt, für ein Kind, loszukaufen durch die Mission Windthorst und zu taufen „Franziska“ 50 M. Zusammen 52 M.
4. Für die Weißen Väter: Von Kapl. Becker in Büren für 24 Seelenmessen und 6 hl. Messen ad int. à 1 M., 50 Pfg., 45 M. — Derselbe für 27 Seelenmessen, 12 ad int. dktis. und 4 ad int. à 1 M., 43 M. — Durch Joh. Friedrich für 1 Seelenmesse und 8 hl. Messen in der Meinung der Geber 9 M. — N. N., Emsbüren, für die verfolgten Katholiken in Uganda 2 M. Zusammen 99 M.
5. Für die Palottinerpatres in Kamerun: N. N. in Klein-Dombrowska 1 M.
6. Für die Mission in Par-es-Salaam: Durch Fr. Zimmermann, Neunkirchen (Baden), Sammlung der Neukommunikanten für ein Heidentinder „Joseph“ 21 M.
7. Für die Sambesi-Mission: Exp. Krid in Mauerberg für 5 Knaben, „Karl“ zu taufen, 100 M.

Besondere Anliegen

dem Gebete der Missionäre und Schwestern empfohlen
Nebst einem drückenden Kreuzes. — Um eine glückliche Standeswahl. — Eine traurige Sache. — Mehrere Anliegen, besonders die Bekehrung eines Sünders. — Mehrere Verstorbene.

Briefkasten der Redaktion.

Wegen der langen Berichte aus Uganda mußten mehrere Artikel zurückgestellt werden. — Ora et labora: Die 40 Mark sind gemäß Ihrer Bestimmung verwandt. — An Mehrere: Beantwortung Ihrer Schreiben war noch nicht möglich wegen mangelnder Zeit.

(Schluß der Redaktion am 12. Juni.)

Verantwortlicher Redakteur: W. Helmes in Münster i. W. — Druck und Verica von H. Riffarth in M. Gladbach.

**Die Religion der Neger in Afrika.**

III.

Gottesidee; Namen für das höchste Wesen bei den Bantunegern.

Die Bantuneger unterscheiden sich von den Nigritiern durch die Sprache, sind aber in ihren Sitten, ihren religiösen Vorstellungen und Gebräuchen vielfach mit jenen verwandt. Diese große Bantufamilie zerfällt in die zwei großen Völkergruppen der Bunda- und der Kaffern-Neger. Die Leute bevölkern den gewaltigen Länderkomplex von Südguinea, östlich davon Innerafrika bis zum Seeengebiet des Tanganjika und südlich bis zum Sambesi. Die zahlreichen Stämme dieser großen Bundafamilie sind in sprachlicher Beziehung nahe mit einander verwandt und so erklärt sich die auffallende und merkwürdige Erscheinung, daß man bei all diesen Völkern in Süd-Guinea an der Westküste, wie am Tanganjika, am Kongo, wie am Sambesi fast dasselbe Wort findet zur Bezeichnung des höchsten Wesens. „Was man überall,“ schreibt P. Koller, Missionär am Lukallafluß im französischen Kongo (rechtes Ufer des Kongo) „bei den Wilden, selbst auch bei den Menschenfressern findet, ist die Erkenntnis vom Dasein Gottes. Bis tief in das Herz Afrikas hinein giebt es einen Namen für Gott, nämlich Nsambi, welches Wort sich im Innern Afrikas nur am ersten Buchstaben ändert.“*) Derselbe Gottesnamen Nsambi findet sich bei den Negern in Süd-Guinea, wie in Loango, Kongo, Benguela. Was sich diese Neger indes unter ihrem Gott Nsambi näher vorstellen, ob sie ihm noch andere besondere Eigenschaften beilegen, als daß er das höchste Wesen ist, darüber weiß man bis jetzt nur wenig. Von seinen „lieben Schwarzen“ aus Tzimaia in Angola schreibt P. Wieder: „Den wilden Tieren sehen sie ähnlich in der Kleidung, aber wenn man sie kennen lernt, findet man ein Menschenherz voll Dankbarkeit. Auch haben sie einen Begriff von Gott, aber noch einen größeren vom bösen Geiste, den sie Dytulu nennen. Von Gott sprechen sie selten und bringen ihm auch keine Opfer dar.“**) Über denselben Negerstamm berichtet P. Tazet: „Sie wissen recht wohl, daß es einen Gott giebt und ich habe in meinem

*) Gott will es 1889. S. 11, S. 408.

**) ib. 1890. S. 13, S. 395.

Berkehr mit ihnen niemanden getroffen, welcher an dessen Dasein zu zweifeln schien.“*)

Den selben Glauben an das Dasein eines höchsten Wesens findet man selbst bei den Tan, einem durch seinen Kannibalismus sehr berühmten Negerstamme, der in seiner rohen Sinnlichkeit so weit geht, daß er selbst verwesende Menschenleichen verzehrt. Auch dieses ganz verwilderte und sittlich so tief gesunkene Volk glaubt an ein überirdisches, höchstes Wesen, das es Njambi nennt. Im Innern des französischen Kongo, in den Ogowe- und Gabonländern wird nach den Versicherungen von Afrikareisenden das höchste Wesen Aniambi (guter Geist) genannt. Von den M'pongwe, den Nachbarn der Tan, wird erzählt, daß sie Aniambi die Erschaffung der Welt zuschreiben, dann sei er davon gegangen, und man habe nie wieder von ihm gehört, nur seinen Namen wisse man noch.**) Von den am oberen Ogowe wohnenden Adumas berichten die Missionare, daß sie zwar an ein höchstes göttliches Wesen glauben, an das sie aber weiter nicht denken, dem sie nicht mal einen Namen geben. „Der Glaube“ (der Adumas), sagt ein französischer Missionar, „an ein über dem Menschen stehendes Wesen ist sehr unbestimmt; weil es ein gutes Wesen ist, kümmert man sich nicht weiter um dasselbe.“***)

Bei den südlichen Stämmen der Bunda-Neger in dem großen Marotse-Mabundareich nördlich vom Sambesi finden wir als Gottesnamen das Wort Nambe oder Njame (ähnlich wie Njambi in Süd-Guinea). Wie der englische Afrikareisende Emil Holub versichert, haben unter den Bundanegern die Marotse wohl den klarsten Gottesbegriff und den Glauben an Gott, als das mächtigste, höchste Wesen, am reinsten bewahrt. Seinen Namen Nambe, Nyann, sprechen sie mit großer Ehrfurcht aus, ja aus Ehrfurcht suchen sie den Namen oft zu umschreiben mit „Er da oben“, oder sie nennen ihn „Molemo“, was Gott, das Göttliche schlechthin bezeichnet.***) Östlich vom Mabunda-Reich, am mittleren und unteren Sambesi, weiter östlich am südlichen und westlichen Ufer des Nyassa, wohnen noch zahlreiche Negerstämme, die alle zur Bundafamilie gehören, wie die Batonga, Bonyai, Bajenga, Matumboka u. a., welche alle eine deutliche Vorstellung von einem großen, schöpferischen, über den Sternen wohnenden Geiste haben. Nach den verschiedenen Dialekten dieser Stämme wird dieser Himmelsgeist genannt bald Mpambe, Moambe (an Njambi, Nambe: erinnernd), bald Neza, Morimo oder Molungu, Murungu. Die letztere Benennung findet sich auch bei manchen der südlich wohnenden Kafferneger, und heißt soviel als „der Alte“, „der Alte schlechthin“, womit auf die Vorzeitlichkeit Gottes hingewiesen wird, wemgleich der Neger hiermit wohl kaum eine Vorstellung von der Ewigkeit Gottes verbindet.

*) Kathol. Missionen 1890. S. 8, S. 162.

**) Siehe Schneider. U. a. D. S. 44.

***) Siehe Schneider. U. a. D. S. 78.

In Zentralafrika, im großen Bundareich nördlich von Mabunda und im Kongo-Staat, wohnen zahlreiche Negerstämme, ebenfalls Bunda-Neger. Über die religiösen Vorstellungen und Gebräuche dieser Völker wissen wir aber nur wenig. In das große Bundareich sind unseres Wissens bis jetzt noch keine Missionare gekommen; Afrikareisende versichern uns aber, daß auch hier die Neger an ein höchstes Wesen glauben, das sie Njambi nennen. Von den nördlich am Kassai, linken Nebenfluß des Kongo, wohnenden Bateke berichtet der rühmlichst bekannte, jüngst gestorbene Missionar P. Schynse, der unter diesen Negern als Missionar wirkte: „Sie haben eine Idee von einem Gott, aber welches sind seine Eigenschaften, seine Macht? Bis heute ein unentwirrbares Chaos für mich.“*) Hier im Kongostaat wird wie im Bundareich jene Gottheit Njambi genannt. „Persönlich und praktisch aber,“ schreibt der Reisende Buchner, „hat dieser Njambi für den Neger gar kein Interesse. Er thut ihm weder wohl noch wehe und kümmert sich seiner Ansicht nach nur um die Weißen, die ihm ihre Geschicklichkeit und ihren Reichtum verdanken.“**) — Das höchste Wesen ist gut, kümmert sich aber um die Menschen nicht, es hat keine Liebe zu diesen seinen Geschöpfen, die es ins Dasein gerufen, es sorgt nicht für sie und überläßt sie ihrem Schicksal, ihrem Elend. Welch eine düstere trostlose Wahnvorstellung des Negers! Gott hat sich zurückgezogen in seinen Himmel, unbekümmert um das Los und Schicksal der Menschen, denen er fern, fremd und gleichgültig gegenübersteht. Wo aber der Neger mit den Weißen in Berührung gekommen ist, ihren blühenden Wohlstand und Reichtum, ihre geistige Überlegenheit kennen gelernt hat, da sagt er sich, „Gott ist gut, aber nicht für die Schwarzen, sondern für die Weißen.“ Diese Anschauung finden wir mehr oder weniger bei allen Negern. Die armen Heiden! Möchte doch bald das göttliche Licht der christlichen Wahrheit auch ihnen leuchten, möchten sie erkennen, daß Gott der Herr gewiß ein guter Geist ist, gut aber nicht bloß für die Weißen, sondern auch für die Schwarzen. —

Wir haben noch eine große Völkergruppe zu erwähnen, die ebenfalls zur Bundafamilie gehört: das sind die vielen Negerstämme im Seengebiet des Tanganjika und Nyansa. Diese Stämme haben sich zum großen Teil nicht ganz rein erhalten, sondern sich vielfach mit anderen Völkern vermischt, so besonders in Ostafrika (deutschem Kolonialgebiet) mit Arabern, zu deren Religion, dem Islam, sich hier wenigstens äußerlich viele Stämme bekennen; nach Südwest hin an den Ufern des Nyansa findet sich mehr eine Vermischung mit Kaffern. So erklärt sich die große Sprachverschiedenheit unter diesen Stämmen, die den Missionaren nicht geringe Schwierigkeit bereitet. „Eine große Schwierigkeit für die Predigt ist die Verschiedenheit der Sprache. Fast jeder kleine Stamm hat seine eigene Sprache; diese Sprachen sind

*) Schneider. U. a. D. S. 81.

**) Ebenda S. 83.

zwar unter sich verwandt und gehören zur Bantusprache, machen aber dem Missionar oft die Dienste eines Dolmetschers notwendig.“ (P. Bridoux aus Mpala am Westufer des Tanganjika).*) Den französischen Patres aus dem Orden der „Weißen Väter von Algier“, welche am Tanganjika bekanntlich mehrere Missionshäuser errichtet haben, verdanken wir eingehende Berichte über die dort wohnenden schwarzen Eingeborenen. „Bei aller Familienähnlichkeit,“ sagt P. Zoffel, „herrscht immerhin große Verschiedenheit in Sitten und Gebräuchen, Bildungsfähigkeit, religiösen und sozialen Anschauungen.“***) Nach den Versicherungen dieser Missionare glauben alle Negerstämme in diesen Gebieten an Gott als das höchste Wesen, als den Herrn und Schöpfer alles Seienden, der im Himmel wohnt, die Guten zu sich nimmt in seinen Himmelspalast, die Bösen aber zurückstößt. Die Neger von Ujiji (sprich Udschidschi) nennen dieses höchste Wesen Kabesa, während ihre südlichen Nachbarn, die Masipa, dasselbe Leza nennen. „Er“ (Leza), schreibt der genannte P. Zoffel, „wohnt über den Wolken und sein vorzüglichstes Attribut ist die Güte. Vielleicht ist dies letztere der Grund, daß sie (die Neger) diesem höchsten Wesen keinen Kult erweisen; denn das Heidentum kennt ja bloß die Furcht als religiösen Beweggrund.“****) — Über die Bedeutung der Namen Leza und Kabesa erhalten wir keinen Aufschluß. — In Uganda wird das höchste Wesen Katonda, d. h. Schöpfer genannt, das sich aber, nachdem es die Menschen erschaffen, in seine himmlische Wohnung zurückgezogen hat und von hier aus müßig und gleichgültig auf die Erdenbewohner herabschaut. — Man sieht, die Grundanschauung über die Gottheit ist bei allen Negervölkern fast dieselbe, nur der Name wechselt.

Bei den Unyamvesi im Nordwesten von Deutsch-Ostafrika, ferner bei den übrigen Negervölkern zwischen dem Nyassasee und der Küste von Mozambik wird das höchste Wesen Mungu oder Mulungu, d. h. „der Alte“ genannt, welcher Gottesname auch bei einigen der südlichen Bundanegerstämme vorkommt. „Mungu,“ sagt P. Horner, „ist der Schöpfer aller Dinge; er wohnt in der Höhe, und niemand hat ihn je gesehen. Man erkennt an, daß er gut ist, aber man kümmert sich wenig um ihn. Hier und da sagt man bei religiösen Zeremonien: ‚Omble Mongu‘, ‚bittet Gott‘.“†)

Bevor wir die Bundaneger verlassen, werfen wir über das bisher Gesagte einen kurzen Rückblick. Wir lernten vor allem die Eigentümlichkeit der Neger kennen, die dem höchsten Wesen zugeschriebenen Eigenschaften in den ihm beigelegten Namen auszudrücken. So wird Gott genannt Nankompon, guter Freund, Aniambi, guter Geist; Mawu oder Abasie Tbum, der Gewaltige, der Mächtige, der alles Beherrschende und alles

*) Kathol. Missionen 1891. S. 3, S. 55.

**) Ebenda.

***) Kathol. Missionen 1890, 3.

†) Schneider. N. a. D. S. 88.

Überwindende; Gott gilt als der höchste Herr des Himmels und wird darum genannt Mlorun, d. h. König des Himmels; der Himmel ist Gottes Wohnung, ja, wird oft mit ihm identifiziert und Gott darum Tschuku oder Loba, d. h. Himmel (auch Sonne) genannt. Niemand weiß, wie alt Gott ist, wann dieses himmlische unsichtbare Wesen angefangen hat zu sein, darum finden wir die Namen Mungu, Murungu, d. h. der Alte schlechthin.“ Bei vielen Stämmen ist der Gottesname Nfambi oder Nambe, d. h. Gott oder das Göttliche, gebräuchlich. Oft indes kommt es auch vor, daß einem Negerstamme, wie bei den Adumas, bei ihrer wenig ausgebildeten Sprache (wie wir besonders auch bei den Kaffern sehen werden) zur Bezeichnung der Gottheit und seiner Eigenschaften der sprachliche Ausdruck fehlt.

Die erwähnten Gottesnamen sind darum gleichsam ein äußerer Rahmen, durch den wir wie in einem dunklen Umriss eine schwache Vorstellung von dem Gottesbegriff der Neger erhalten. Deutlicher aber werden uns die Vorstellungen werden, welche sich die Neger von dem höchsten Wesen machen, wenn wir uns den Sagenkreis vergegenwärtigen, mit dem die Neger im Laufe der Zeit die Gottheit umgeben haben, dieses göttliche Licht, welches uns im Christentum in hellem Glanze entgegenstrahlt, in diesen Sagen aber wie in einem nebelhaften, düstern Bilde entgegentritt, in welchem nur einzelne matte Strahlen an das Urbild erinnern.

(Fortsetzung folgt.)

Brüder, kommet nach Afrika!

(Schluß.)

Da man nun Schwierigkeiten begegnet, die älteren Christen, die schon Familien haben, in dem Landbau zu unterweisen, weil niemand ihnen die aufgezählten, Kraft und Zeit ersparenden Hilfsmittel giebt, und sie sich allein nicht helfen können, so ist hingegen dieser Unterricht möglich und müßte angewendet werden bei der heranwachsenden, bildsamen und süßsamen Jugend. Diese könnten in den Fächern der Landwirtschaft praktisch unterrichtet werden.

Die älteren könnten sich hierbei etwas verdienen, wobei das Geld bei Seite gelegt würde, wovon die Christen nach ihren Dienstjahren mit einiger Aushilfe selbst eine kleine Wirtschaft anfangen könnten.

Und dieser Vorgang wäre selbst für die älteren Christen ein Sporn. Denn, da man bei verschiedenen Arbeiten in einer größeren Wirtschaft auch der menschlichen Kräfte und des Tagelohnes bedarf, so würden auch die christlichen Familien den Feldbau lernen, indem sie auf die Mission in den Tagelohn kämen, und sie würden Gelegenheit haben, sich etwas zu verdienen.

So manche von ihnen würden durch ihren Fleiß, hauptsächlich aber durch Unterstützung und Aushilfe, durch Einteilung und Er-

sparung, durch Abdienen bei der Mission u. nach und nach bald dieses, bald jenes Geräte sich anschaffen können. Erfreuliche Resultate würden offenbar und die christliche Kultur könnten so langsam verbreitet werden. Und da die Missionäre, jene wahren Pioniere der Kultur, sich zur Lebensaufgabe gemacht haben, den wahren Glauben und die christliche Kultur zu verbreiten und so die armen Schwarzen zu kultivieren, so wird mit Gottes Hilfe, wie anderwo, auch hier erlangt werden können, was man gerne sehen möchte, das Ausblühen der christlichen Kultur, vorausgesetzt, daß man Unterstützung findet bei den Glaubensbrüdern in Europa. Kann man auf Unterstützung zu diesem Zwecke rechnen, so ist es nicht schwer, für die Mission in Bagamoyo jene mehrmals erwähnten, Kraft und Zeit sparenden Hilfsmittel für die Landwirtschaft sich anzuschaffen, nämlich Geräte, Maschinen, landwirtschaftliche Gebäude und gegen die Trockenheit eine notwendige Wasserleitung.

Denn leider finden sich alle diese notwendigen, zur Landwirtschaft gehörigen Hilfsmittel in Bagamoyo nicht vor. Durch Gründung und Erhaltung der Missionen, durch neue Einrichtungen, z. B. des großen neu aufgebauten Spitals in Zanzibar u., ist die Kasse erschöpft. Und dies hat sich auch früher jedes Jahr wiederholt. Es sieht in Bagamoyo auf der Mission aus, wie in einer kleinen Stadt. Man sieht viele Gebäude, Häuser, Werkstätten, Schulen u. Überaus lieblich und planmäßig alles eingerichtet. Man hat eine treffliche Kunst- und Maschinen-schlosserei, Zimmermanns- und Tischler-Werkstätten, geübte Maurer und andere treffliche Einrichtungen; man hat eine Vanille- und Kokospflanzung und einen ziemlich großen Gemüsegarten. In allen diesen aufgezählten Handwerken und Pflanzungen werden die Missionskinder eingeübt, aber — am Ende können nur sehr wenige Christen das gelernte Handwerk u. für sich fortsetzen. Die Handwerker müßten nämlich wegziehen, um in ihrem Handwerk beständig Verwendung zu finden, wenn sie überhaupt Arbeit bekommen, da ihrer viele sind. Sie haben auch keine Werkzeuge. Auch ist nicht der Zweck der, daß die Missionskinder von den Missions-Stationen wegziehen, sondern sie sollten vielmehr nicht viel mit den Indiern und Arabern in Berührung kommen und womöglich abgeschieden von ihnen leben. In allen diesen erlernten Handwerken waren die christlichen Arbeiter zwar, wie es billig war, für die Mission von Nutzen. Doch, was zur Verbreitung der Kultur notwendig wäre, das Handwerk für sich fortsetzen, den Nachkommen zu vererben, das steht den christlichen Handwerkern nicht zu Gebote, und, ohne die christliche Kultur verbreitet zu haben, nehmen sie das gelernte Handwerk mit ins Grab.

Somit müssen wir zu dem früheren zurückkehren und sagen: Das Wichtigste derzeit in der christlichen Kultur, das Notwendigste für die schwarzen Christen, weil beinahe alle Bauer bleiben werden, ist die Ausbildung und a n s ä n g l i c h e U n t e r s t ü t z u n g in der Landwirtschaft, bis selbe eine solide Basis hat. Darin finden sie zeitlebens ihre Be-

schäftigung und meiden so den Müßiggang. Es wird dann die Zeit kommen, wo sie auf diese Weise einst sich und ihre Familie mit allem Notwendigen versorgen können, brauchen somit nicht des Nachbarn Gut anzutasten. Sie können ihre Söhne im Feldbau mitarbeiten lassen und sie darin unterrichten, die dann, groß geworden, den Feldbau fortführen können; dadurch werden die Familien von den drückenden Sorgen für ihre Existenz befreit, und können auch leichter (freilich erst nach vielen, vielen Jahren, weil jetzt erst der Anfang gemacht werden soll) für die Mission, für Seelsorger, Kirche, Schulen u., für alles, was notwendig wird, Sorge tragen. Durch Fleiß und Arbeitsamkeit, wozu sie auf diese Weise hingeführt werden, werden somit die Christen in der christlichen Kultur und im Christentum befestigt.

Man hatte in früheren Zeiten schon Versuche gemacht, die Missionskinder in die Landwirtschaft einzuführen, doch waren damals die Hindernisse und die Schwierigkeiten noch zu groß. Handwerker zu bilden unter Dach in geräumigen Werkstätten bei geschickten Meistern, die hier sind, mit guten Werkzeugen versehen, damit kann man leichter vorwärts kommen; aber — kämpfen mit Hindernissen, mit dem tropischen Klima, mit alten Gebräuchen, mit der Unsicherheit der Feldfrüchte und anderen afrikanischen Zuständen, besonders aber weil die Einrichtung eines Gutes viel Geld kostet, bei solchen großen Hindernissen hat man sich darauf beschränkt, nur eine Herde Weidevieh zu halten, welche aber im vorigen Jahre durch eine Viehseuche hinweggerafft wurde, so daß von allen nur ein Stück geblieben ist. Um so mehr bedarf man der Geldmittel.

Im übrigen haben sich aber die Zeiten geändert, die Schwierigkeiten schwinden, die Umstände gestalten sich günstiger. Die deutsche Regierung hat in vieler Beziehung Ordnung gemacht; alle Mißstände sind unterdrückt, sodaß davon mehr Hindernisse zu befürchten sind, wenigstens nicht an den Küstenplätzen, wie in Bagamoyo. Und so wäre der Zeitpunkt angekommen, bei diesen friedlichen Zuständen und anderen günstigen Umständen das wieder mit Ernst aufzunehmen, was das gemeinnützigste ist und mit großen moralischen und materiellen Vorteilen für die Christen in Afrika, für die Mission selbst verbunden ist, nämlich die regelrechte Bewirtschaftung der gegenwärtigen und der sich noch leicht dazu zu erwerbenden Missionsfelder.

Da aber die Mission nicht so viel Geld aufreiben kann, als notwendig ist, so handelt es sich darum, daß man sich wieder an die Wohlthäter der Schwarzen Afrikas mit Zuversicht wende. Die Mission muß hauptsächlich darauf sehen, sich auszubreiten, um mehr Terrain im Inneren Afrikas und auch an den Küstenplätzen zu gewinnen. Denn der Irrglaube macht große Anstrengungen an verschiedenen Punkten in Afrika, die Plätze zu besetzen, und dieser Boden, den derselbe betreten hat, ist für die wahre Kirche Jesu Christi verloren.

Für die Mission, im Interesse der Kirche, ist es höchst

wichtig, sich auszubreiten, und dafür hat sie die Missionsgelder zu verwenden; sie kann daher nur in beschränktem, ungenügendem Maße für die Landwirtschaft etwas thun.

Und doch ist es auch überaus wichtig für die Zukunft, daß auch in dieser Beziehung Fortschritte gemacht werden, daß der Grund und Boden, den der liebe Gott uns zu diesem Zwecke gegeben hat, benutzt werde, auf daß die Missionen in Afrika nach und nach auf eigenen Fuß sich stellen, so weit es angeht, und zur Zeit der Not auf sicherer Basis ruhen können.

In Europa wünscht man den Fortschritt in der Kultur in Afrika, wie es billig ist. So kann man also auch erwarten, daß die Gönner und Wohlthäter der Missionen helfen werden, und insbesondere, daß sie der Mission zu den früher aufgezählten Mitteln, die alle zur Erreichung des Zieles notwendig sind, verhelfen werden.

Denn auf wen anders soll man sich stützen können, wenn nicht auf jene guten, eifrigen Christen, die zwar nicht nach Afrika kommen können, um am Bekehrungswerke in eigener Person teil zu nehmen, die aber durch milde Gaben helfen können!

Kommet, Brüder, auf nach Afrika! um womöglich Terrain — Grund und Boden — hier zu gewinnen, kommet, um den Wirkungskreis auf Afrikas Boden auszudehnen. Jene guten Katholiken, denen Afrikas Schicksal am Herzen liegt, mögen zu diesem großen Werke beisteuern nach Kräften. Gott wird ihnen dafür seinen ewigen Lohn geben.

P. D. G.

Vom Kilima-Ndscharo

kommt die Meldung, daß Chef von Bülow von den Eingeborenen geschlagen worden sei und seine Station in Moschi aufgegeben habe. Wenn die Meldung sich bestätigt, können wir nur hoffen, daß unsere Missionare in der Station Windthorst nicht dadurch benachteiligt worden seien. Was dort vorgegangen ist, darüber fehlen bis jetzt die Briefe von Missionaren. Wir müssen uns also damit begnügen, vorläufig die Zeitungs-Nachrichten zusammenzustellen.

Zanzibar, 24. Juni. Seit dem Abmarsch des Lieutenants Prince von Kilossa, unweit des Ruaha, wo er mehrere Monate lang zur Beobachtung der Mafiti und Wahehe stationiert war, herrscht in Usagara eine bedrohliche Gährung, welche in offenen Ausstand auszuarten droht; es heißt, Lieutenant Prince solle wieder nach Kilossa gesandt werden. Lieutenant von Bülow ist in Marangu begraben, Lieutenant Wolfrum in Moschi verbrannt. Die englische Mission am Kilima-Ndscharo hat den Dschaggas Waffen und Munition geliefert. Hier erwartet man die Ausweisung aller englischen Missionare aus dem deutschen Kilima-Ndscharo-Gebiet. — Herr von Bülow hatte 160 schwarze Soldaten unter sich; wenn von diesen 20 gefallen sind, und 64 sich noch in der Marangu befinden, so müssen etwa 76 Mann versprengt sein.

Angeichts dieser Katastrophe am Kilima-Ndscharo verdient vielleicht Beachtung, was Herr Eugen Wolf unter dem 3. d. M. aus Zanzibar über den Zustand der Karawanenstrassen in Deutsch-Ostafrika mitteilt. Herr Wolf schreibt: Die Unsicherheit der Karawanenstrassen in Deutsch-Ostafrika ist im Zunehmen, nicht allein infolge der Haltung der Wagogo und Wahehe, welche es sich nun wieder überlegt haben und vorläufig noch nicht nach Dar-es-Salaam kommen wollen, um Frieden zu schließen, sondern auch in den bisher so ruhigen Landschaften Ukami und in Usagara. Direkte Nachrichten, die mir von dorthier zukommen, sprechen sich dahin aus, daß die durchziehenden Gouvernements-Soldaten sich dem Diebstahle ergeben und allgemeines Argerniß erregen. Sie brechen in die Hütten der Eingeborenen ein, verfolgen deren Frauen, schlagen die Einrichtungsgegenstände entzwei, nehmen die Kleider und das Geld, Mehl, Mais, Hüner und, was sie finden können, mit und bedrohen die Einwohner des Dorfes, falls diese das Unglück haben, sich darüber zu beschweren. Die Eingeborenen-Häuptlinge erzählen unter Thränen, was die Soldaten angestellt haben. Die Eingeborenen, welche an dem Karawanenwege wohnen, wo sie den Diebereien und der schlechten Behandlung durch durchziehende Soldaten und deren Träger ausgesetzt sind, beabsichtigen, ihre Dörfer zu verlassen. „Sudanesische Soldaten, von Dar-es-Salaam kommend, haben mich,“ so schreibt aus Ukami ein absolut zuverlässiger Gewährsmann, „aufgefordert, die Eingeborenen zu zwingen, ihnen Lebensmittel umsonst zu verabreichen; sie versicherten, sie seien sehr erstaunt darüber, daß sie hier bei den Eingeborenen Widerstand fänden. Überall auf unserem Wege, so erzählten sie, haben wir die Hüner, die Ziegen, das Mehl weggenommen, und niemand hat es gewagt, Zahlung dafür zu verlangen. Man plündert die Eingeborenen aus und schlägt sich mit ihnen herum; man verlangt, daß sie dreißig Ziegen auf einmal bringen sollen, und raubt sämtliche Dörfer aus, wenn das Verlangte nicht schnell gebracht wird. Nirgends ist mehr eine Ziege oder ein Huhn zu sehen, oder man muß dieserhalb beinahe bis Udewa und Mumi gehen. Jeden Sonntag haben die Soldaten Urlaub, alsdann plündern sie die Umgegend. Es herrscht jetzt wieder ein allgemeines Zetergeschrei gegen die deutschen Soldaten.“

Wir geben diese Mitteilung des Herrn Wolf nur deshalb, weil wir hoffen und überzeugt sind, daß seitens der betreffenden Behörden die Richtigkeit nicht nur bestritten, sondern deren Unrichtigkeit auch überzeugend dargethan wird. Dabei wollen wir nicht verhehlen, daß auch unsere direkten Nachrichten nicht von einer Besserung in der letzten Zeit sprechen. Es wäre gar zu traurig, sollte diese so erhabene Bewegung, welche auf Rettung und Zivilisierung eines ganzen Erdteils sich richtet, durch Zustände, wie Herr Wolf sie — hoffentlich übertrieben — schildert, beeinträchtigt werden.

Die Ereignisse in Uganda

sind noch nicht vollständig aufgeklärt, indes bestätigen alle bisherigen Meldungen, daß die von der anglikanischen Mission bezahlten Offiziere Lugard und Williams in ganz unverantwortlicher Weise und nach einem vorbedachten Plane gehandelt haben. Der englische erste Minister hat strenge Untersuchung zugesagt, der Papst, Frankreich, Kardinal Lavigerie und die ganze anständige Presse fordern Genugthuung, und so dürfen wir hoffen, daß unsere Missionen auch aus dieser Prüfung hervorgehen wird, wie der Vogel Phönix aus der Asche. Gott gebe es!

Kardinal Lavigerie als Superior der algerischen Väter hat in dieser Sache einen Brief an einen hervorragenden Katholiken Englands geschrieben, der um so interessanter ist, als darin das beiderseitige Verhältnis der katholischen und protestantischen Mission geschildert ist und auf die Dienste hingewiesen wird, welche wiederholt die kathol. Missionäre den protestantischen Predigern leisteten. Der Brief lautet:

„Mein Herr! Kaum darf ich hoffen, daß meine Stimme in England Gehör findet. Es ist erst drei Wochen, daß ich die letzten Sakramente der katholischen Kirche empfang. Im Augenblicke, wo ich gleichsam wieder vom Tode auferstehe, und daß ich wieder das Bewußtsein dessen erhalte, was um mich vorgeht, wird mir das Unglück mit seinen ganzen Einzelheiten bekannt, das unsere katholischen Missionäre in Uganda betroffen hat. Kaum habe ich die Kraft, meine Pflicht zu begreifen, die mir meinen Kindern gegenüber zu erfüllen obliegt.

Ich bin die erste Ursache all' ihres Unglückes. Ich habe sie in den Tod geschickt, indem ich sie kraft des Gehorsames und ihrer Glaubensstärke solchen Gefahren aussetzte. Seit zehn Jahren ungefähr, als sie Msgr. Livinhac an ihrer Spitze hatten, waren sie in das Innere von Uganda eingedrungen und haben dort Zeugnis von Wundern gegeben, wie sie nur die heroische Liebe zu wirken vermag, und sie schätzen auf 50 000 die Zahl der Eingeborenen, welche ihre Augen dem Lichte unseres Glaubens geöffnet hatten. Gleich im Anbeginne wandte sich der eingeborene Souverän dieses Königreiches an Msgr. Livinhac, und durch diesen an die Regierung unseres Landes, um das Protektorat Frankreichs zu erbitten. Aber unsere Waffen, auf so vielen Plätzen Afrikas beschäftigt, konnten damals diese neue Last nicht annehmen; es wurde verweigert. Die Beziehungen der Katholiken Ugandas mit den Engländern waren aber trotzdem gute. Die Antislaverei-Gesellschaft, welche die Missionen Ugandas als unter ihrem Protektorate stehend betrachtete, habe ich in Absicht, und um zu zeigen, von welchem Geiste meine Söhne befeelt wären, 50 000 Fr. von dem, was mir unser heil. Vater für die Negermissionen anvertraute, übermacht, und zwar öffentlich im Wege der Journale wollte ich der Gesellschaft in London das Almosen unseres großen Papstes übermachen, damit es nach ihrem Gutdünken verteilt würde. Seitdem haben die Beziehungen der protestantischen Missionäre

mit den unsrigen wiederholt Gelegenheit geboten, diese Zeichen des Wohlwollens zu erneuern, und noch in diesem Augenblicke habe ich den offiziellen Brief vor Augen, in welchem Lord Salisbury sich würdigt, mir zu danken für die Dienste, welche Ihren englischen Missionären durch unsere Missionäre geleistet wurden, in Umständen, wo sie ihnen zu Hülfe eilten, das Brot mit ihnen teilten, ihnen Kleider gaben und ihnen das Leben retteten. Jetzt haben Sie die Antwort, die uns aus den bluttriefenden Gräbern dieser Mission kommt, und die in der ganzen Welt wiederhallt. Und doch, fast im Augenblicke, als der große englische Kardinal Manning in das Grab stieg, wandte ich mich an ihn, ihn zu bitten, er möge das Band der Eintracht zwischen den Gliedern der Mission, welche in manchen Punkten des Glaubens von einander abweichen, unterhalten. Ich zeigte ihm, wie traurig in den Augen Gottes und der Menschen es sei, wenn das Christentum, kaum gepflanzt in Uganda, durch Drohungen, welche von seiten der East Africa Company auch bereits ausgeführt zu werden schienen, mit Ruinen und Blut bedeckt werde. Ich bat ihn, bei seiner Regierung vorstellig zu werden, um ein so trauriges Resultat zu verhindern und versprach, bei meinen Missionären das Möglichste zu thun, das Interesse von Großbritannien nicht zu schädigen. Der große Erzbischof von Westminster antwortete mir mit seiner Güte und Liebenswürdigkeit, die ewiglich die Ehre seines Andenkens beim englischen Volke sein wird, das ihn so gut verstanden hat. Jetzt ist er niedergestiegen in das Grab, und wir können nicht mehr rechnen auf ihn. Ich selbst kann mich nicht mehr an die katholische Welt wenden oder an das englische Volk, um es zu bitten, diesem Greuel ein Ende zu machen. Ich will nicht, ehe ich von der apostolischen Arbeit hienieden scheidet, den Jorn des Herrn über christliche Gesellschaften herabrufen, welche Blut verbreiten oder Verwüstung hineintragen, wo die Missionäre das Evangelium aufzurichten suchen. Ich verlange im Gegenteil alle jene zu segnen, die sich erinnern, indem sie die christliche Lehre ausbreiten, daß sie Kinder des Friedens und der Liebe sein sollen, wie in gleicher Weise Kinder des Lichtes sind.

Das ist alles, was meine schwache zitternde Hand zu schreiben vermag, und was ich allen denen widme, die sich mit der Mission beschäftigen, unter der Leitung und dem Einfluß des großen Papstes, welchen Gott der Erde gegeben hat und ihn noch lange erhalten möge zum Heile so vieler Völker.

† Charles, Kardinal Lavigerie,
Erzbischof von Karthago und Algier,
Superior der Missionäre von Algier.

Eine neue Missionsanstalt für Afrika.

Der „Deutsche Reichsanzeiger“ meldet:

Die rheinisch-westfälische Provinz des Kapuziner-Ordens besitzt zu Sigolsheim im Ober-Elfaß auf grund duldsamer und widerruflicher Zulassung ein Kloster mit einem Personalbestand von sieben Ordenspriestern und einer entsprechenden Anzahl Laienbrüder und Novizen. Dieser Niederlassung ist auf Antrag des Bischofs von Straßburg gestattet worden, bei Königshofen zur Ausbildung junger Leute, die sich dem Dienst der auswärtigen Missionen widmen wollen, eine der gesellschaftlichen Aufsicht der Staatsbehörden unterstehende, private Missionschule und in Verbindung hiermit zu Zelsheim, Kreis Erstein eine Zweigniederlassung zu errichten. Die hiernach bevorstehende Gründung einer deutschen Missionsanstalt im Elfaß ist, wie der „Straßb. Korresp.“ schreibt, von einer über die religiösen und kirchlichen Interessen hinausgehenden Bedeutung. Sie wird dem Mangel an katholischen Missionären, die aus deutschen Anstalten hervorgegangen und abgesandt sind, abhelfen und damit einem Mißstande entgegentreten, der sich, sowohl mit Rücksicht auf den deutschen Kolonialbesitz, als für die Machtstellung Deutschlands in verschiedenen außereuropäischen Ländern, längst fühlbar gemacht hat. Im Elfaß, dessen Bevölkerung sich durch einen starken Zug zu dem opfervollen Beruf des Missionärs auszeichnet, findet die Missionsanstalt einen besonders günstigen Boden. Gegenwärtig wandert bei dem Fehlen entsprechender inländischer Anstalten alljährlich eine recht erhebliche Anzahl katholischer junger Elsäßer aus, um in ausländische, insbesondere französische Missionsanstalten einzutreten. Auch dieses, wie für die Beteiligten selbst und deren Familien so nach vielen Richtungen mißliche Verhältnis, wird durch die Errichtung und Entwicklung der neuen elsässischen Anstalt gelöst werden.

Wir sind der Regierung sehr dankbar dafür, daß sie die Errichtung einer neuen Missionsanstalt genehmigt hat. Wir protestieren aber im Namen aller deutschen Katholiken und besonders unsere Leser gegen die Begründung, welche das amtliche Straßburger Blatt dazu macht, und welche in den amtlichen „Reichsanzeiger“ übergegangen ist. Die in dem Blatte genannten „ausländischen, insbesondere französischen Missionsanstalten“ sind zweifellos jene der hochverdienten Patres vom hl. Geiste. Wir haben seit Jahren gefordert und fordern

es immerfort, daß die Väter vom hl. Geiste nach Deutschland, aus dem sie der Kulturkampf fluchbeladenen Andenkens verbannt hat, zurückgerufen werden. Sie haben der deutschen Sache in Ostafrika die wichtigsten Dienste geleistet, sie leisten sie noch heute, sie wollen sie auch ferner leisten. Viele Angehörige des Ordens, für welche wir seit Jahren um eine deutsche Niederlassung bitten, sind keine Ausländer, keine Franzosen, es sind gute Deutsche, unsere eigenen Brüder und Schwestern, welche unverschuldeter Weise das Brot der Verbannung essen, welche sich aufreiben im Dienste desselben Heimatlandes, das sie verbannte!!

Wir fordern nichts als Gerechtigkeit für diese Männer, und diese Forderung werden wir wiederholen, bis uns Gerechtigkeit geworden ist.

Afrikanische Post.

Zanzibar, 2. Juni 1892.

In meinem Briefe vom 22. März d. J. gab ich der Hoffnung Ausdruck, es werde uns gelingen, die Wahehe zu einem Friedensschluß mit den Deutschen oder vielmehr zur Unterwerfung zu vermögen. Zugleich teilte ich Ihnen mit, daß bei derartigen Angelegenheiten unser eigentlicher und gefährlichster Feind und Widersacher der Muhamedaner sei. Die Lüge ist diesen Muhamedanern derartig zur zweiten Natur geworden, daß es selbst bei der geringfügigsten Unterhandlung nicht ohne Verstellung und Lüge abgeht. Seltene Ausnahmen mögen vorkommen; leider aber hatte ich seit achtzehn Jahren vollauf Gelegenheit, die Thatsache fast tagtäglich festzustellen. Stets und immer muß ich deshalb wiederholen: man traue dem Muhamedaner ja nicht im geringsten, namentlich dann nicht, wenn er einen nicht braucht. Meine Befürchtungen sind nun unglücklicher Weise in Erfüllung gegangen. Nachdem die Abgesandten des Mkuwa Nyika die Worte und Ratschläge des Bischofs de Courmont vernommen, haben sie dem Sultan über ihre Unterredung mit dem Mbwana Mtuba der Missionare (d. h. mit dem großen Häuptling der Missionare) Bericht erstattet. Am 10. Mai kamen sie wieder, und Pater Toussaint aus der Kongregation vom heil. Geiste reiste ihnen bis nach Mhumbo entgegen, um sie dann zur Mission zu geleiten. Leider aber traf er nicht die ganze Gesandtschaft an, sondern nur den Häuptling Mikrassa nebst einigen Sklaven. Aus Furcht vor Kipalamoto, dem Häuptling von Maroro, weigerten sich nach seiner Aussage die übrigen, weiter mitzugehen, und blieben in Mnaga zurück.

Anfangs wollte Mikrassa dem Superior von Lalonga, Pater Ledomal vorzeigen, der Sultan wolle lediglich Sklaven an die Küste

schicken, welche dem Herrn Gouverneur Freiherrn von Soden eine Ehrensendung (heshima) an Elfenbein überbringen sollten. Pater Toussaint habe sie an die Küste geleitet und die Antwort des Sultan entgegengenommen. Mit leichter Mühe konnte der Pater ihm aber nachweisen, daß das nicht wahr sei, daß der Sultan der Wahehe alle fehlenden Akida (d. h. Häuptlinge oder Minister) aus seiner Begleitung entfernt habe, und daß alle die Weisung erhalten hätten, unter dem Geleite eines Paters sich nach Bagamoyo zu begeben; daß unter solchen Verhältnissen er, der Pater, ihnen keinen Geleitsmann mitgeben könne; auch sei das keine Art und Weise, ernstliches und aufrichtiges Verlangen nach Frieden an den Tag zu legen, und alle derartigen Winkelzüge könnten ihnen noch übel genug bekommen. Das begriff Kitrassa und reiste unverzüglich ab mit dem Versprechen, binnen drei Tagen wieder da zu sein. Nun wurde am 14. Mai Baramadje zu uns mit der Botschaft abgeschickt, daß Kipalamoto, der Vertrauensmann des Sultan und Oberhaupt der Akida, unverzüglich mit seinem ganzen Gefolge eintreffen, sich dann nach Bagamoyo und von da nach Dar-es-Salaam begeben solle. Aber wie soll man dem Worte eines Schwarzen Vertrauen schenken, zumal, wenn er unter mohamedanischem Einfluß steht! Nur diejenigen, die schon in Afrika waren, wissen, welcher Geduld es unter solchen Verhältnissen bedarf. Am Tage darauf ließ uns Kitrassa melden, Kipalamoto habe durch seine Einflüsterungen die Karawane in Verwirrung und gänzlich aus Band und Rand gebracht.

Über dies Mißgeschick empört, ließ Kitrassa das Elfenbein auf der Mission zurück, ebenso das mitgebrachte Gewehr und ließ dem Pater mitteilen, er kehre jetzt sofort zum Sultan zurück, um denselben über die Böswilligkeit Kipalamotos aufzuklären, der offenbar im Einverständnis mit Farhenga vorgehe und mit den Arabern unter einer Decke stecke. Binnen einem Monate wird er wieder hier sein und sich um jeden Preis an die Küste verfügen.

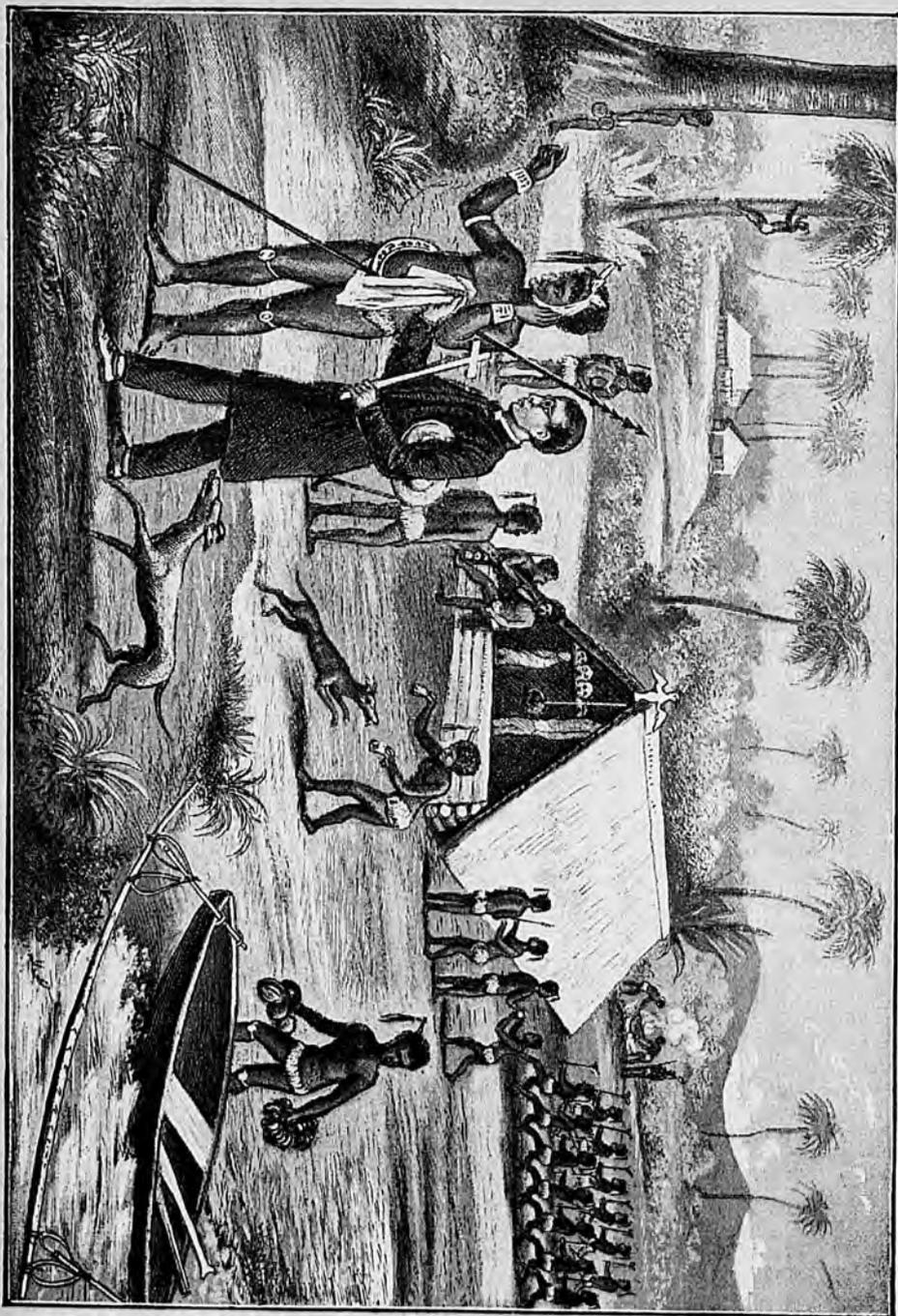
Aus alledem scheint mit immer größerer Klarheit hervorzugehen, daß der Sultan von Uhehe den Frieden will, daß er den kriegerischen Verwickelungen in Uruguru und Myumbo fern gestanden hat, und daß die ganze Gefährlichkeit der Lage den beiden Araberfreunden Kipalamoto und Farhenga, die sich ganz von den Arabern leiten lassen, zur Schuld fällt. Daß die Araber des innern Afrika keinen Frieden wollen, liegt klar zu Tage. Sie wissen eben nur zu gut, daß die im Lande angesiedelten Europäer ihnen die Lust zum Sklavenhandel und zu Raubzügen austreiben werden. Bei der wichtigen Verhandlung vom 21. Februar mit Mgr. de Courmont, bei der hauptsächlich Kipalamoto das Wort führte, trat sein Mangel an Aufrichtigkeit und seine Verschlagenheit klar zu Tage. Binnen Monatsfrist werden wir nun sehen, ob Kitrassa seinem gegebenen Worte treu ist! Daß Zeit Geld ist, weiß man hier zu Lande gar nicht. Ein Beispiel unter vielen: Seit zwölf Jahren stehen wir mit dem Sultan von Zanzibar in Unter-

handlung wegen Überlassung eines Grundstückes zum Bau einer Kirche in Zanzibar. Stets wurden wir mit schönen Versprechungen und Verzögerungsschuldigungen abgespeist. Dann hieß es: In Scha Allah, (So Gott will,) werden wir sehr bald soweit sein. Dann kam die Sache nochmals auf die lange Bank. Als gerade alles beinahe abgewickelt war, starb Sultan Seyid Bargasch, und Seyid Khalifa lebte nicht lange genug. Und Seyid Ali verspricht uns in einem fort alles Schöne unter den lebhaftesten Freundschaftsbeteuerungen. Hoffentlich, In Scha Allah, bringen wir die Angelegenheit noch einmal zu einem gedeihlichen Abschluß. Nur Geduld, Geduld! Wer die nicht hat, kann sie nirgends besser lernen, als in Afrika.

Major von Wischmann ist vorgestern angekommen. Mit Freude haben wir unsern alten Freunde wieder die Hand drücken können. Sofort traf er die nötigen Anordnungen, um den in Sadaani liegenden Dampfer nach Mozambique und von da nach dem Tanganjikaeee zu bringen zu lassen. Zwei kleinere Dampfer, die Wischmann mitbringt, sollen auf dem Nyanza bleiben. P. A.

Boroma am Sambesi, den 17. Dezember 1891.

Sie werden wohl schon ungehalten sein über mein langes Stillschweigen, und es scheint, als hätte ich all' der Wohlthaten vergessen, die durch Ihre edlen Bemühungen unsere armen Sambesi-Neger erhalten haben; doch dem ist nicht so! Ich bin sehr oft und dankbar jener Liebe und Mildthätigkeit eingedenk. Unsere schwarzen Waisenkinder und alle Missionäre beten täglich bei und nach der heil. Messe für alle unsere Wohlthäter, und alle unsere Kinder erhielten den Namen irgend eines edlen Gebers, damit die Dankbarkeit und die Erinnerung an die erhaltenen Wohlthaten nicht bloß in Erz und harten Stein, sondern in die empfänglichen Herzen der Neger eingegraben sei. Ich bin seit meiner Rückkehr aus Europa mit Ordnen der Mission so sehr in Anspruch genommen, daß ich beim besten Willen das viele Briefschreiben einschränken mußte. Es ist Ihnen schon bekannt, in welcher Lage sich unsere Boroma-Station befand, als ich mit sieben neuen Missionären und mit drei Missionschwestern hier ankam. Schon die Reise war für mich eine harte Prüfung; denn noch befanden wir uns im atlantischen Meere auf der Westküste Afrikas, da verlor ich bereits zwei hoffnungsvolle Missionäre, einen Pater und einen Bruder, die nach Europa zurückkehren mußten — der eine, der Pater, fiel vom Verdecke des Schiffes und mußte in Mossamedes im Spital bleiben. Ich ließ zu seiner Pflege einen Bruder, der leider ebenfalls so erkrankte, daß er gleich dem Pater in seine Provinz zurückkehren mußte. Beide sind für die Mission verloren. In Boroma angelangt, fand ich alles in der größten Unordnung und Notdürftigkeit. Aus Mangel an den nötigen Mitteln konnte der Pater, der hier meine Stelle vertrat, nicht einmal eine einfache, geräumige Hütte bauen, in der wir alle Unter-



Zurückführung zum Fährplatz. (S. S. 410.)

kunft gefunden hätten. Unsere alte Missions-Wohnung übergaben wir den drei Schwestern, die alle ziemlich krank in Boroma ankamen. Das stets wiederkehrende Sambesi-Fieber hatte die guten Schwestern während der langen und beschwerlichen Reise arg geplagt und die eine selbst während der Fahrt getötet! Wir beherbergten uns in einer größeren Raff.enhütte und schliefen größtenteils im Freien, da die Hütte nicht Raum hatte. Jetzt sind wir, Gott und unseren gutherzigen Gönnern sei Dank! schon besser eingerichtet, und die Mission hat recht große Fortschritte gemacht.

Nachdem wir ein geräumiges, provisorisches Haus erbaut hatten, wo wir alle bequem Unterkunft fanden, da machte ich mich allsgleich an den Bau einer Kirche, welche noch immer in Boroma fehlte. Ich bekam in Europa zum Baue derselben sehr wertvolle Gaben, wie: gemalte Glasfenster und Altar-Statuen aus der berühmtesten Münchener Glasmalerei und Kunstanstalt. Ebenso manch andere wertvolle Gegenstände zur Ausstattung und Zierung dieser Kirche. Da ich aus der portugiesischen Provinz zugleich einen sehr tüchtigen Bruder erhielt, der ein geschickter Tischler und zugleich Baumeister war, so ging das Werk rasch voran. Am Ofterfeste war die Kirche bereits dem öffentlichen Gottesdienste übergeben, und wir konnten schon an drei Altären das heil. Messopfer darbringen. Ich konnte an diesem schönen Feste leider nicht die heil. Messe lesen, da ich infolge des Gallenfiebers, das mich an den Rand des Grabes brachte, für längere Zeit all' meine Kräfte verloren hatte. Ich wohnte aber dennoch in dieser Kirche auf einem Stuhl sitzend der feierlichen Taufe der ersten zwölf Negermädchen bei, welche die eifrigen Missionschwestern seit ihrer Ankunft bereits erzogen und in den notwendigen Heilswahrheiten hinlänglich unterrichtet hatten. Zu gleicher Zeit wurden auch die Ehen von zwei Negerpaaren eingesegnet. Mit diesem Feste waren auch zugleich die Kräfte unseres eifrigen und wahrhaft frommen Baumeisters beendet. Er hatte noch einiges an der Kirche zu vollenden, doch er konnte es nicht mehr. Ein schleichendes Sambesifieber, das, während er sich selbst vergaß und unermüdetlich arbeitete, seine Kräfte langsam aufzehrte, hatte bald hernach seinem jungen Leben ein Ende gemacht. Er war erst 32 Jahre alt und starb gleichsam plötzlich an einem Nervenanschlag, der eine Stunde lang dauerte und ihn ins Grab brachte. Es war dies bereits der dritte Bruder, den ich seit meiner Rückkehr aus Europa hier im heißen Sambesi-Sande begraben mußte. Der Verlust war groß, aber wir brachten willig für die Bekehrung der Neger dem lieben Gott diese Opfer und setzten guten Mutes unsere Arbeiten fort.

Die Station Boroma hat noch mehrere tüchtige Brüder, die für unsere Mission und für die armen Neger wahrhaft ein Kapital sind. Fr. Lindlohr aus der deutschen Provinz, der ein sehr geschickter Maler ist, ist nun damit beschäftigt, die Kirche recht schön auszumalen. Das Santtuarium besitzt bereits einige sehr schöne Wandgemälde in Ölfarbe,

und das Kirchlein ist wahrhaft ein Schatz und ein Unikum auf der ganzen Ostküste. Fr. Gleßingky, ebenfalls aus der deutschen Provinz, richtete hier in Boroma eine Schmiede und Schlosserei ein und leitet zugleich mit sehr vielem Geschick eine kleine Mühle, die von einem kleinen Dampfmotor getrieben wird, und bereitet für unsere Kaffern das nötige Mehl. Die Haupt- und einzige Nahrung der Neger in Boroma und weiter im Innern Afrikas besteht nämlich aus Mehlbrei, den sie aus Mapira und Masucra (zwei Arten von Kaffernkorn) bereiten. Ein großer Teil der Negerweiber ist hauptsächlich mit der Bereitung dieses Mehles beschäftigt, das sie mittelst zwei Steinen am Boden hockend bereiten. Da unsere Mission in Boroma, mit Einbegriff der Negermädchen und Negerinnen, welche die Schwestern erziehen, alltäglich über 100 Neger zu ernähren hat, so war das Mehlbereiten eine der Hauptschwierigkeiten. Ich kaufte deshalb von dem in Europa so edelmütig gependeten Moses einen kleinen Motor und eine hierzu entsprechende Mühle, und nun sind wir von dieser Schwierigkeit befreit. Die Station Boroma, welche gegenwärtig vier Patres, drei Brüder und sechs Missionschwestern besitzt, kann nun *viribus unitis* am Seelenheile der armen Neger arbeiten und nach Kräften den wahren Glauben und die Ehre Gottes verbreiten.

Ende August langten aus Europa drei neue Missionschwestern in Quilimane an, um denen in Boroma thätigen, deren Arbeiten sich von Tag zu Tag mehren, zu Hülfe zu kommen. Ich selbst reiste in Begleitung eines Bruders von Boroma bis nach Mopea, das fünf Tagereisen oberhalb Quilimane liegt, um die neu angekommenen Missionschwestern abzuholen und sie auf der beschwerlichen und gefährlichen Sambesi-Reise zu unterstützen. Nach sechswöchentlicher Fahrt gelangten wir ermattet, aber dennoch ohne besonderen Unfall in Boroma an, wo nun die drei neuen Schwestern, vereint mit den übrigen, eifrig und unermüdet am Seelenheile der armen, mißachteten Negerinnen arbeiten und in ihrem Waisenhaus und in ihrer Schule bereits recht viele kleine Negermädchen und erwachsene Negerinnen erziehen und in den Lehren unserer heil. Religion sowie in nützlichen Handarbeiten unterrichten. Am hl. Weihnachtsfeste taufte ich abermals 28 Söhne und Töchter des dunklen Kontinentes, welcher Feierlichkeit auch unser Oberer aus Quilimane beizuhnte, da er gerade zu dieser Zeit nach Boroma kam, um hier die übliche Visitation zu halten. Da der Obere aus Quilimane als Generaloberer der Sambesimission und zugleich als Generalvikar des Bischofs von Mozambique die Vollmacht hatte, das hl. Sakrament der Firmung zu spenden, so bereiteten wir für den 6. Jänner ein herrliches Fest vor. Alle, welche bereits getauft und in den Grundwahrheiten unserer hl. Religion hinlänglich unterrichtet waren, empfingen an diesem Tage das hl. Sakrament der Firmung. Ihre Zahl betrug 109. Ich hielt sowohl vor als nach der Firmung eine Anrede an die Versammelten, erklärte ihnen die Wirkungen dieses er-

habenen Sakramentes und ermahnte sie nun als Soldaten und Streiter Christi mutig und tapfer zu kämpfen. Da durch die edelmütige Unterstützung von Europa und durch rastlose Bestrebungen der Missionare und der Missionschwestern die Station Boroma bereits so eingerichtet ist, daß sie ohne Beschwerden den Negern dieser Gegend zu Hülfe kommen und deren geistige Bedürfnisse hinlänglich befriedigen kann, so wünschte ich nichts sehnlicher, als so bald als möglich nach Zumbo zu gehen und den dortigen entfernt wohnenden Negern, die aller geistigen und leiblichen Hülfe beraubt sind, nach Kräften beizustehen. Da der Generaloberer der Sambesi-Mission diesen meinen Wunsch billigte und in seiner Begleitung zugleich einen Bruder aus Quilimane mitbrachte, den ich an die Stelle meiner nach einander gestorbenen Gefährten als Begleiter und Mitarbeiter nach Zumbo erbat, so lag meiner Reise nichts mehr im Wege. Die Träger waren bereits gezahlt und ich beeilte mich, die nötigen Sachen und Waren zu ordnen, die im Innern Afrikas, in Zumbo, zu unserem Unterhalte und als Geld zum Tauschhandel notwendig sind.

Wegen der Stromschnellen des Sambesi, die oberhalb Boroma beginnen und vier Tagereisen hindurch dauern, kann die Reise nach Zumbo nicht auf dem Fluß geschehen, sondern geht bis nach Rachomba, 8 bis 10 Tage lang über Berg und Thal, durch Wälder und Wiesen, bald weiter im Innern, wo keine einzige Hütte, kein Neger und auch kein Wasser anzutreffen ist; bald wieder nahe am Sambesistrand, wo man Wasser und Neger antrifft. Da mit dem Monat November hier am Sambesi der Winter beginnt, während welchem es fast beständig regnet, so ist die gegenwärtige Zeit wenig geeignet zu Reisen in das Innere Afrikas, besonders wenn man viel Sachen und Personen mit sich führen muß. Es ist nämlich auf der Reise nach dem Innern sehr oft nötig, auf offenem Felde zu schlafen, da man weit und breit keine Niederlassung und keine Hütte antrifft. Außerdem sind in dieser Zeit des Regens alle Bergbäche, die man an verschiedenen Stellen überschreiten muß, groß angeschwollen und sehr schwer zu passieren; auch fällt in die Zeit des Regens die Bestellung und Kultivierung der Felder, und jeder Neger ist bestrebt, gleich beim ersten Regen das emporschneidende Gras schnell zu entfernen und irgend ein kleines Feld mit mapira (Kaffernkorn) zu besäen und dasselbe hernach von dem stets wuchernden Grase zu reinigen. Ich kannte sehr wohl all' die Schwierigkeiten, welche sich in dieser Zeit einer Reise in das Innere entgegenstellten, aber mein Zweck, den ich verfolgte, war viel wichtiger, um mich durch dergleichen Hindernisse und Widerwärtigkeiten abzuschrecken und abhalten zu lassen. Von Boroma 30 Tagereisen aufwärts bis nach Zumbo und weithin in das Innere Afrikas bis nach der Westküste hin giebt es weit und breit keinen Priester und keinen Missionär, der den armen verlassenen Heiden negern in ihrer Not beistehen und wenigstens die Sterbenden unterstützen und für den Himmel gewinnen könnte.

Ich achtete alle Schwierigkeiten gleich dem hl. Franziskus Xaverius für nichts und da bereits mehr als 300 Träger schon im Vorhinein längst gezahlt waren, um mit mir die Reise in das Innere zu unternehmen, so machte ich mich allsogleich auf den Weg, sobald ich die Angelegenheiten in Boroma geordnet hatte. Ich verließ in Begleitung eines Bruders, der bereits 10 Jahre in der Sambesi-Mission thätig ist und bereits ziemlich entkräftet ist, mit 250 Trägern Boroma und trat die Reise in das Innere Afrikas, nach Zumbo, an. Die ersten Tage ging alles recht gut voran, und alle Träger, 250 kräftige Neger, waren voll von Begeisterung. Es fehlte nicht an dem beliebten Mehlbrei der Neger, da wir von Boroma mehrere Säcke Kaffernmehl mit uns nahmen, und selbst an pombe, dem berühmten Kafferbier, mangelte es nicht. So lange wir durch den Prazo (territorium) Boroma reisten, was drei Tage in Anspruch nahm, wurden wir von den Häuptlingen überall sehr freundlich aufgenommen und nach Negerart gastfreundlich bewirtet. Nach sechstägigem Marsche gelangten wir in die Ebene von Chicoa, wo wir alles in Aufruhr und im Kriegszustande fanden. Mehrere der dortigen Häuptlinge hatten sich empört und führen einen schon mehrere Monate währenden hartnäckigen Krieg, der alles verwüstet und die ganze Gegend unsicher und öde macht. Die meisten der Neger haben ihre Niederlassungen verlassen und sind nach verschiedenen Gegenden geflohen, um ein sicheres Versteck zu finden. Die sonst bebauten Felder sind wüst und öde und nur hier und da nahe beim Sambesi trafen wir einige bewohnte Weiler und Negerhütten an. Am 12. Jänner lagerten wir in Daudje, wo sich eine Aringa (aus starken Holzstämmen erbaute Befestigung) der Neger befindet, in deren Umzäunung sich mehrere hundert Neger verschanzten. Wir schloßen in der Aringa, während sich unsere Träger außerhalb einquartierten. Am nächsten Morgen fehlten uns 100 von unseren Trägern, die aus Furcht und wegen anderer Schwierigkeiten in der Nacht entflohen sind. Ich hatte große Not, die Fehlenden durch andere zu ersetzen und reiste noch am selben Tage weiter und gelangte nach zwei Tagen nach Rachomba, wo wir schon vier Tage auf die Ankunft der Scalere von Zumbo warten, mit denen wir hernach unsere Reise fortsetzen.

Sobald ich in Zumbo angelangt bin, will ich weitere Nachrichten geben. Beten Sie für Ihren Freund

P. Stefan Zimmermann S. J.

Quilimane, 20. Februar 1892.

Nachdem ich jetzt teilweise hergestellt bin von den Strapazen der Visitationsreise nach Innerafrika, beilebe ich mich, das Wichtigste davon mitzuteilen.

Am 1. Dezember 1891, 10 Uhr nachts, stieg ich mit Fr. Nieder ins Schiff. Erst nach 8 Tagen erreichten wir Mopea, weil diese

Jahreszeit die ungünstigste ist für Reisen auf dem Sambesi. Am 10. Dezember langten wir in Senna an. Dies ist die Station, wo eigentlich Inner-Afrika beginnt, teils wegen der Krokodile, Flußpferde, Moskiten, die von hier aus unvermeidliche Begleiter sind, teils wegen der zunehmenden Sonnenhitze, den Regengüssen, Mangel an Appetit, Vorboten des gefürchteten Fiebers. — Am 19. Dezember trafen wir in Guengue mit dem Kommandanten der portugiesischen Militärexpedition, Herrn Avevedo Coutinho, zusammen, welcher uns sagte, daß es zur Zeit unmöglich sei, auf unserem kleinen Schiffe die Reise fortzusetzen wegen der ausständischen Kaffern; er erbot sich jedoch mit großer Freundlichkeit, uns mit seinem Dampfer „Guana“ nach Boroma zu führen. Mit vielem Danke nahmen wir dieses unerwartete Anerbieten an, und so war es uns möglich, schon nach drei Tagen in Lete zu sein, und am folgenden Tage, den 2. Dezember, 3 Uhr nachmittags, kam endlich unsere Missionsstation in Sicht. Ein kräftiges Signal des Dampfers rief die ganze Bevölkerung an den Uferstrand, welche nun zum ersten Male die große Freude hatte, ihren Missionsobern in der Mitte ihrer Väter und Erretter, der vier Missionspatres, zu sehen.

Im ganzen hielt ich mich 25 Tage in Boroma auf. Noch am selben Tage besuchte ich das Haus der Missionschwester, die ich alle sechs in bester Gesundheit antraf. Mehrmals hielt ich mich im Knabenasyl auf und beobachtete dieselben sowohl in der Schule, wie in der Kirche und bei der Feldarbeit, und alles, was ich hörte, und was ich sah, stellte mich sehr zufrieden, besonders der Fortschritt in der Schule und selbst im Choralgesang; denn ich hörte hier mehr als 20 Gesänge mit kaffrischem Texte.

In den folgenden Tagen kamen die Muanamambo und die Zumos, um mir ihre Aufwartung zu machen; das sind nämlich die erblichen Würdenträger des großen Missionsgebietes; ebenso kamen auch die Schuanga, d. h. die von den Missionären eingesetzten Obern oder Aufseher im Missionsdistrikt. Am 6. Januar hielten wir die große Firmungsfeier; es waren nicht weniger als 108 Personen, welche dies hl. Sakrament empfingen. Am Vorabende kamen alle Knaben und Mädchen zur hl. Beichte, und es war dabei wohl nicht weniger Andacht zu sehen, als in unseren europäischen Kollegien.

Alles dieses und noch vieles Andere, was ich bei dieser Visitation in Boroma sah, brachte mich von vielen Vorurteilen ab, die ich bisher bezüglich Boroma hatte. Nachdem ich Gelegenheit gehabt, alles in dieser Station zu sehen und zu schäßen, sehe ich mich genötigt einzugesuchen, daß vieles, was man gegen diese Station gesagt hat, der Wahrheit ganz widersprechend ist, und es sei Gott der Herr gelobt für das viele, viele Gute, das er hier zu thun sich würdigt, wenn auch unter vielen Opfern der Mission und besonders der Missionäre.

Das Klima in dieser Mission ist, relativ genommen für Afrika, eines der gesünderen, vielleicht kann ich sagen, eines der besten. Was

den Gesundheitszustand der Missionäre betrifft, so bin ich überzeugt, daß die fortwährenden Fieberkrankheiten zunächst nicht dem Klima zugeschrieben werden dürfen, sondern verschiedenen anderen Mißständen, die nach und nach gehoben werden müssen und können, besonders in betreff der Wohnräumlichkeiten. Auf diese war mein Hauptaugenmerk gerichtet. Der Bauplatz für das neue Missionshaus wurde gewählt auf einer Anhöhe, die sich 50 Meter über dem Fluß, 200 Meter über dem Meeresniveau erhebt. Der Hügelabhang ist reich bedeckt mit schattigen Bäumen und trägt ein $\frac{1}{2}$ Kilometer breites Plateau. Das Wasser am Fuß des Hügel wird filtriert vom Sambesi hergeleitet. Wegen der Wasserfrage konnte diese neue Missionsresidenz nicht weiter vom Fluß entfernt werden. Jedoch wohnen einmal die Missionäre ständig in einem festen Ziegelhause auf dem Hügel, dann sind sie nicht mehr so sehr den Fieber bringenden Miasmen ausgesetzt, welche zur Sommerzeit sich bilden aus dem im Winter ausgetretenen und dann zurückgebliebenen Flußwasser.

Wie Sie wissen, ist das Missionsgebiet sehr groß; es umfaßt 56 Kilometer in der Länge und ebenso viele in der Breite, größtenteils Hügel- und Hochplateaus. Auf diesem großen Stücke Land liegen etwa 200 Ortschaften, von 10 bis 200 Strohhütten jede, zusammen mit ungefähr 6000 Kaffern, alle kräftig und stark gebaut, aber mehr trüg und friedliebend und nicht besonders kriegerisch. Die Vielweiberei herrscht allgemein und bildet das Haupthindernis bei Befehrung zur christlichen Religion; dagegen kann man nur durch Heranbildung von Knaben und Mädchen dauernd ankämpfen, was unsere Missionäre mit den Knaben- und Mädchenasylen bezwecken.

Das ist das Wichtigste, was ich über meinen Aufenthalt in Boroma und über meine Missionsstation berichten kann. Am 16. Januar reiste unser P. Stephan Zimmermann mit Fr. Nieder nach der neu zu gründenden Station Zumbo ab; er wurde begleitet von 200 Lastträgern des Missionsprazo's welche sich mit Freuden freiwillig dazu erbieten hatten. Gott gebe den Erfolg!!

Hiermit waren meine Visitationsgeschäfte in Boroma beendet. Die Stunde meiner Abreise war gekommen, als am 18. Januar der Dampfer des oben erwähnten Herrn Coutinho anlangte, der mich bis nach Senna führte.

Zum Schluß will ich Ihnen noch einen merkwürdigen Vorfall erzählen, der sich auf dieser Reise ereignete. Einer meiner schwarzen Ruderer stahl einem seiner Kollegen ein Geldstück, leugnete es jedoch immer und sagte endlich: „Ein Krokodil soll mir diese Hand abbeißen, wenn ich der Dieb bin!“ Nun gut. Bald darauf wollte er Wasser trinken und beugte sich deshalb zum Fluß nieder. Im selben Augenblicke schoß ein Krokodil neben dem Schiffe auf, riß die Hand des Schwarzen, wie mit einem Messerschnitte, ab und verschwand. Der unglückliche Kaffer starb wenige Stunden darauf.

Als ich Quilimane vor fast drei Monaten verließ, versprach ich, nach der Rückkunft täglich ein Tebeum zu beten, falls ich auf der ganzen Reise vom Fieber frei bliebe. Und wirklich hatte ich nicht das Geringste zu leiden. Kaum hatte ich aber nach der Rückkehr zum ersten Mal das Tebeum gebetet, da erfaßte mich das Fieber, das mich bis jetzt belästigt.

P. Moy, S. J.

Aus dem Vereinsleben.

Kempen, a. Rh.

Die Damen Fr. A. Bachem und S. Nellesen hier selbst, für Deutschland die Hauptbeförderinnen des „kleinen Liebeswertes“ vom hl. Herzen und der Erzbruderschaft U. L. Fr. gleichen Namens, haben wiederum eine Ausstellung von Kirchenparamenten und anderen Gegenständen für die Missionen der Südsee (Neu-Britanien, Neu-Pommern: deutsches Gebiet in Australien) veranstaltet. Die letzte derartige Ausstellung fand Weihnachten 1890 statt, die vorletzte kaum ein Jahr früher; die jetzige jedoch übertrifft alle ihre Vorgängerinnen und steht in Hinsicht auf Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit der Gegenstände den Besucher förmlich in Erstaunen: zeigt sie uns doch, was heilige Liebe und Begeisterung für die Sache Gottes vermag, und in schöner und überraschender Weise führt sie uns wiederum die Thatfache vor Augen: „Gott w'ill es“, daß durch das Kleine und Unscheinbare — hier durch zwei einfache, alleinstehende Damen — Großes und Erhabenes geleistet werde. Wirklich Großartiges ist es in der That, was die beiden Damen durch ihren regen Sammeleifer und unermüdblichen Fleiß für die Südsee-Missionen im Verlaufe der Jahre schon gethan haben; der Besuch der jetzigen Ausstellung läßt uns einen annähernden Begriff davon machen. Da finden wir bei flüchtigem Überblick allein an Kirchenparamenten mehrere Kajeln, Alben, Rochettes, Velums, mehrere zum Teil reichgestickte Stolen, eine Anzahl Corporale, Kelchtücher, Pallien, Altartücher, Kommuniontücher, eine Menge Spitzen und Leinen, Fahnen und Fähnchen, 1 Altarstein, 1 Missale, Altarleuchter, mehrere Paar Messkännchen, 1 Rauchfaß u. s. w. u. s. w.; ferner eine Unmenge von anderen Gegenständen, namentlich Bekleidungsstücke für die Wilden. Aus der Ausstellung von Weihnachten seien hier nebenbei noch erwähnt 2 kostbare Chormäntel, mehrere Stolen und Rochettes, 11 Kajeln; ein kostbarer Kelch ging erst vor einigen Monaten an seinen Bestimmungsort ab. Unter den Geschenken sind als hervorragend zu nennen mehrere Kirchen, sowie adelige Familien aus Süddeutschland und Holland; eine gräfliche Familie in Roermond schenkte die sämtlichen, teilweise sehr wertvollen Bruchteile sind die ausgestellten Sachen neu; was sich hier in überraschender Schönheit und in strahlendem Glanze dem Auge bietet, ist meistens das Alte in verjüngter Form. Mit erstaunlichem Aufwand von Gevuld, Fleiß, Geschicklichkeit und praktischem Sinn sind alte, vielfach längst außer Gebrauch gekommene kirchliche Gewänder und Geräte wieder in brauchbaren, guten Zustand versetzt; alte Kleidungsstücke, sogar Fastnachtstoume, Stoffmuster, Reste, Bänder, Ligen, Blumen und abgesetzte Schmuckgegenstände aller Art finden wir hier in phantastischer Weise verarbeitet zu Schärpen und sonstigen Bekleidungs-

stücken für die unglücklichen Bewohner der Wildnis, die erst durch allerlei glänzendes Flitterwerk an das Tragen von Kleidern gewöhnt und so langsam zur Sitte erzogen werden müssen. Der Besuch der Ausstellung ist sehr interessant und lehrreich; er zeigt uns, wie auch das Kleine an sich Wertlose Beachtung verdient; er erinnert manchen daran, daß mit Vielem, was achtlos in der Kumpelkammer liegt, sogar noch etwas Gutes für den Himmel sich thun läßt. Möge der liebe Gott recht viele neue Wohltäter für die Mission erwecken; diesen Wunsch in der Öffentlichkeit auszusprechen, das sollte der Zweck dieser Reisen sein. Zwar müssen wir befürchten, der Bescheidenheit der beiden Damen zu nahe getreten zu sein, allein im Interesse der Sache, zum heilsamen Antrieb für andere sichten uns diese eingehendere Besprechung geboten. Wie sehr übrigens die hochw. Missionare selbst die hervorragende und verdienstvolle Thätigkeit der beiden Kämpfener Förderinnen zu schätzen und zu würdigen wissen, das geht daraus hervor, daß bekanntlich der hochw. Bischof von Lero in der Südsee, Msgr. Couppé, als er vor Jahresfrist in Begleitung von zwei Negerknaben Deutschland und die Spitzen der Regierung in Berlin besuchte (die Südsee-Mission steht unter dem Schutze des deutschen Reiches) auch die beiden Damen mit einem fast zweektägigen Besuche beehrte (am 7. und 8. Juli). Nach langer und beschwerlicher Reise, unterwegs heimgesucht von tödlicher Fieberkrankheit, ist der hochw. Herr vor kurzem nunmehr glücklich in seiner Mission auf Neupommern angekommen, um seines gefahr- und aufopferungsvollen Berufes, die Menschenresser vom Barbarentum zur Tugend und Sittlichkeit und für Gott zu gewinnen, wiederum zu walten. Möge der liebe Gott die heldenmütigen Missionare und ihr Werk schützen und alle Mitarbeiter und Beförderer der hl. Mission segnen, uns aber, denen die Mitarbeit im Weinberge des Herrn im Vergleich zu jenen Heldennaturen so leicht gemacht ist, möge er rechten Sinn und Glaubenseifer geben, damit wir wenigstens durch eifriges Gebet, und, falls möglich, auch durch materielle Mittel an der Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden und damit auch zur Verbreitung von Kultur und Sitte nach besten Kräften mitwirken.

Oesterreich. Am Pfingstmontag fand im Domhose in Nikolsburg eine sehr zahlreich, auch aus den umliegenden Orten Niederösterreichs und Mährens besuchte Versammlung des Vereins zur Bekämpfung der Sklaverei statt. Der Vereinspräsident hochw. Herr Propst und infulterter Prälat Karl Landsteiner stellte den hochw. P. Joseph Thuet aus der Kongregation der Weißen Väter vor, welcher früher in Algier und Tunis gewirkt hatte und nun als Superior mit der Leitung der vor anderthalb Jahren gegründeten Missionsanstalt Marienthal in Luxemburg betraut ist. Der Vorsitzende pries nun die Aufopferung der selbstlosen katholischen Missionare, die sich das hehre Ziel gesetzt haben, die Neger von der Sklaverei des Leibes und der Seele zu befreien. Redner wies nach, daß alle Anstrengungen zur Bekämpfung der Sklaverei sich erfolglos zeigen, so lange sich nicht damit die Werke der Barmherzigkeit und Nächstenliebe verbinden. Wenn auch eine Armee aufgebracht würde, um die arabischen Sklavenjäger zu bekämpfen, so würde das doch nur ein halber Erfolg sein. Die Negerhäuptlinge selbst veranstalten Sklavenjagden. Der Neger muß umgewandelt werden. Man muß ihm den Wert des menschlichen Lebens und der menschlichen

Freiheit zum Bewußtsein bringen. Diese hohen Menschengüter lehrt uns der Glaube kennen. Das Wichtigste ist also, daß der Neger von den Fesseln des Aberglaubens befreit, das Kreuz in Afrika aufgerichtet werde. Nur dann ist ein Erfolg zu erwarten, wenn die Missionsthätigkeit in einer Weise betrieben wird, daß viele dem Christentume gewonnen werden. Nachdem der Nikolsburger Afrika-Verein einen Negerklaven losgekauft hatte, der auf den Namen Franz Joseph getauft werden soll, wird nun in Bagamoyo ein Mädchen losgekauft werden, welches über Vorschlag des Vorsitzenden bei der heiligen Taufe den Namen Elisabeth erhalten soll. Zum Loskaufen der Sklaven, zur Ausbildung der Losgekauften brauchen jedoch die Missionare Geld. Wenn der Missionär die Neger ermahnt, für die Seele zu sorgen, bekommt er zur Antwort: „Meine Seele braucht Brot, gib mir solches, und ich will dein Sklave sein.“ Wenn also dem Missionär reichliche Mittel zur Verfügung stehen, die er zum leiblichen Wohle der armen Neger aufwendet, kann er auch leichter ihre Seele gewinnen. Der Redner schloß mit einem Appell an die christliche Mildthätigkeit zu gunsten der katholischen Missionen und wurde mit stürmischem Beifalle belohnt. — Der hochw. Pater Rektor Joseph Thuet dankte dem hochw. Herrn Propste für die freundlichen Worte, welche er zu gunsten der katholischen Missionen gesprochen und berichtete über die Kongregation der Weißen Väter.

Afrika-Verein deutscher Katholiken.

6. Liste der eingegangenen Gaben.

Vom 28. Mai 1892 bis 22. Juni 1892.

	Mart	Mart	
	51 091,74	Übertrag 52 351,19	
Zw.-B. Angermund, Def. Ratingen	15,—	Ungenannt, Frau Wittve H. Sp. bei Gütersloh	300,—
Zw.-B. Ellen, Def. Düren	48,—	Zw.-B. Sindorf, Def. Kerpen	68,—
Zw.-B. Braunsberg, Ostpr.	540,70	Zw.-B. Kohnscheid, Dekanat Burtscheid	35,—
Döbel.-B. Pier	431,25	Zw.-B. Wintercheid, Def. Uckerath	24,40
Zw.-B. Erkelenz	165,—	Aus Kleve Ungenannt D. R. S. in 3 1/2 prozentigen Preuß. Konjols	1000,—
Zw.-B. Trier, Def. Derichsweiler	52,50	Benefiziat R. G. Kraft in Weilheim, Bayern, pro 1889	1,—
Lehrer Fährndrich und Frau in Dggelsbeuren, Post Stadion (Württemberg) für ein Harmonium für die Windthorst-Station	4,—	Zw.-B. Oberkassel, Dekanat Königswinter	100,—
K. B. in Hadamar für 3 hl. Messen in besonderen Anliegen f. d. Väter vom hl. Geist (Windthorst-Station)	3,—	Th. aus St. Johann a. d. Saar Zw.-B. Prummern, Dekanat Weikentirchen	10,— 32,—
	Zu übertragen 52 351,19		Summa 53 921,59

Köln, den 21. Juni 1892.

Seinrich Sorten,

Schapmeister des Afrika-Vereins deutscher Katholiken, Köln, Neumarkt 3.

Mannigfaltiges.

Unser heutiges Bild hat den Vorteil, dem Leser einen Gesamtüberblick über die kannibalischen Gebräuche der wilden Einwohner unserer deutschen Südpolebesitzungen bei Festgelagen zu gestatten.

P. B. (der Geistliche im Vordergrund) ist eben zum Besuche des Häuptlings Bakfi (der Mann neben ihm) angekommen, und zwar wie gewöhnlich in Begleitung seiner beiden treuen Hunde, ein Geschenk des franz. Konsuls von Sydney, und per Nachen (mit „Auslegern“ wegen der Brandung); aus diesem schaut das Ruder und eine Flinte heraus. Ein Wilder steht im Begriffe, zum Zeichen der Freundschaft im Namen des Häuptlings Kokusnüsse und Bananen hineinzulegen, die links auf dem Bilde von behenden Wilden von den hohen Bäumen heruntergeholt werden.

Der Häuptling, ganz im kriegerischen Festschmuck, hat tags zuvor einen Kampf mit seinem Todfeinde zu bestehen gehabt und eine schmerzliche Wunde am Kopfe mit heimgebracht — daher das Kopftuch und die Haltung der linken Hand; die Rechte deutet auf den Schauplatz des Kampfes hin, den der Häuptling dem Missionar beschreibt.

Im Hintergrunde taucht die nächstgelegene größere Insel wie ein Höhenzug hinter dem üppigen Tropenwuchse (Kokus- und Arekapalmen) des heimatischen Eilandes hervor, zwischen dessen schlanken Stämmen die ersten Häuser des Dorfes sichtbar werden. In der Mitte des Bildes, unweit vom Meeresstrande erhebt sich das Beratungshaus, das zugleich als Festsaal für die kannibalischen Gelage dient. Auf geschnitzten Säulen ruhend, die schenklische Gestalten darstellen und auf Querbalken die Schädel der erlegten Feinde tragen, weist es vorn an der Fronte einen hölzernen Adler auf, das Lieblingszeichen der Bewohner von Aroisi; darunter hängt die Kopfhaut mit dem mächtigen Haarwuchs der Erzhäuptlinge.

Im Hintergrunde rechts nimmt die Festlichkeit ihren regelrechten Fortgang. Sie beginnt mit dem Braten des erlegten Häuptlings; dies laubere Geschäft besorgen die Frauen unter der Bewachung eines Kriegers, des sog. „Schlächters“, eines ständigen Ministers des Häuptlings.

Weiter vorne (ganz rechts) liegen die Männer bereits dem Tanze ob, singend und heulend und ihre Streitärzte schwingend.

Links neben der Gebäulichkeit erblicken wir eine der Frauen des Gewaltmenschen, mit dem letzten Sprößling auf dem Rücken; sodann, vor dem Gebäude sitzend, zwei weitere „Minister“, die „der Dinge zu harten scheinen, die da kommen werden“, während rechts ein Sklave den Nebenhäuptlingen „Probepfeile“ überbringt, — von welsch' letztern selbst einer der Hunde des Missionars (hinter dessen Rücken) sich mehrere gut schmecken läßt.

Der „Kriegsminister“ des Stammes (mit gefenckter Streitart) überwacht die ganze Szene . . .

Bald also (— man sieht es dem Thun und Treiben an —) wird der Festschmaus beginnen, zu dem die Nachgier das köstlichste Gewürz abgiebt; denn: „wie schmackhaft ist das Fleisch der Feinde!“

Wird der Protest des Missionars den Wilden den Appetit verderben? . . . P. B. konnte noch von Glück reden, daß er nicht selber ohne weitere Umstände aufgespießt und — verspeist wurde!“

Als Vorsitzender des Verwaltungsausschusses des Afrika-Vereins wurde Herr Landgerichtsdirektor Karl Reichensperger gewählt. An seine Stelle tritt als zweiter Stellvertreter Herr Oberlandesgerichtsrat Pünder. Der neue Herr Vorsitzende gehört dem Verwaltungsausschusse vom ersten Tage des Bestehens an. Wir begrüßen seine Wahl mit Freuden, überzeugt, daß Herr Reichensperger der rechte Mann für ein solches Amt ist. Möge der Verein unter seiner Leitung neuen Aufschwung nehmen. Dem Herrn Oberlandesgerichtsrat Pünder rufen wir unser Willkommen zu. Herr Pünder gilt als ein hervorragender Katholik, er war auch ein schneidiger Offizier, der auf dem Felde der Ehre bei Gravelotte ein Bein ließ; er wird auch im Verwaltungsausschusse unseres Vereins sich auszeichnen.

Feldwebel Hoffmann II der ostafrikanischen Schutztruppe, der bisherige Vorsteher der Station Muanza am Viktoria-See, der durch den Feldwebel Hartmann abgelöst worden war, ist auf dem Rückmarsch zur Küste am 19. März dicht vor Ufongo an Dysenterie gestorben. Hoffmann gehörte von Anfang an der Expedition Emin Paschas an, mit der er am 24. April 1890 von Bagamoyo aufgebrochen war. Nachdem er in Bukoba im November 1890 eingetroffen war, wurde ihm die Errichtung der Station Muanza übertragen, von der aus er im Dezember 1891 den Sultan Sengrema wegen Räubereien züchtigte und zur Unterwerfung zwang. Wie bekannt, war Ende November 1891 eine Karawane der Weißen Väter unter Führung des P. Levesque von etwa 300 Lasten in dem Gebiete des Sultans Sengrema, vier Tagereisen vom See, vollständig vernichtet und alle Lasten geraubt worden; der Schaden belief sich auf 100 000 Frs. Die Missionare baten den Feldwebel Hoffmann, wenn möglich, noch etwas zu retten, und verpflichteten sich, während seiner Abwesenheit zwei Missionare zur Verfügung zu stellen, welche auf der Station wohnen und auf Ordnung sehen sollten. Hoffmann versprach ihnen, eine Expedition gegen Sengrema zu unternehmen. Über den Verlauf derselben berichtet er unter dem 12. Dezember v. J. wie folgt: „Am 28. November marschierte ich mit zwanzig Soldaten und etwa 300 Rugarus aus den Gebieten von Bukumbi, Muanza und Usman nach dem Gebiet des Sultans Sengrema. Am fünften Marschtage, den 3. Dezember, erreichte ich die ersten feindlichen Dörfer; alle Bewohner bis auf eine Frau waren auf der Flucht, ich ließ sie sofort verfolgen, wobei ich 200 Ziegen erbeutete. Darauf bezog ich ein Nachtlager und sandte die Frau mit einer Flagge und Friedensbedingungen zu dem Sultan Sengrema, welcher mir aber sagen ließ, er wolle mit mir kämpfen, er habe bisher alle geschlagen. Am 4. Dezember morgens marschierte ich durch ein Pori (Wildnis) nach den jenseitigen Dörfern, die sich Dorf an Dorf fünf Stunden weit hinziehen. Hier hatte der Feind in drei Abteilungen Aufstellung genommen und erwartete mich. Die Flagge, die ich ihm Tags vorher sandte, steckte vor ihnen in der Erde. Einige gute Schüsse, von mir abgegeben, trieben den Feind in die Flucht. Ich ließ alle Dörfer absuchen nach Gegenständen von der Karawane und bezog im Sultandorfe Nachtlager. Am 5. Dezember morgens

marßierte ich bis an die Grenze, wo sich der Feind nochmals aufgestellt hatte, aber nicht stand hielt. Auf dem Rückmarsch, nachdem alles abgesehen war, ließ ich einen Teil der Hütten abbrennen. Im ganzen fand ich fünf Lasten, Sachen der Missionare. Ich ließ etwa 500 Hütten stehen, damit die Leute Getreide zur Aussaat haben. Am 5. d. in der Nacht marßierte ich bis Usman, nahm dort am 6. eine Hausfuchung vor und fand etwa 20 Lasten Stoffe und andere Sachen, welche von der Karawane der Missionare herstammten, vor. Die Missionare waren sehr zufrieden. Ich hoffe, Sengrema kommt hierher und bittet um Frieden. Meine Expedition gegen Sengrema wird auf alle hiesigen Sultane von großer Wirkung sein. Die Urima lassen jetzt schon wieder alle Leute passieren.“ Sengrema hat im Januar einen Teil der geraubten Lasten und zwei Elfenbeinzähne der Station überbracht.

Oskar Borchert schreibt aus Mrogro, 5. Mai, Folgendes: „Als ich Ende Februar mit meiner großen Expedition von Bagamoyo aufbrach mit einer Anzahl von Handwerkern, um am Viktoria-Nyanza im Auftrage der Antisklaverei-Lotterie eine Schiffswerft anzulegen, war ein großer Teil der Presse in Deutschland der Ansicht, daß es mir nicht gelingen würde, von der Küste vor Juni fortzukommen, da Hungersnot, Regenzeit und Minderpest im Innern sei und ich auch gar keine Träger bekommen würde. Ich traf am 16. Januar in Sansibar ein und marßierte am 20. Februar mit den nötigen Trägern von Bagamoyo fort, traf glücklich und wohlbehalten am 5. April in Mpuapua ein, mit allen Trägern, ohne eine Last eingebüßt zu haben; alle Europäer sind gesund; einen Handwerker Sörensen hatte ich eines Bruches wegen bereits dicht an der Küste zurückgeschickt. Ich hatte also entgegen allen Behauptungen meine Expedition im Regenmonat April glücklich bis ein Drittel des Weges geführt und nun insofern das Schwerste hinter mir, als sämtliche Europäer — von denen noch keiner jemals in Afrika war, und niemand Sprachkenntnisse besaß und vom Expeditionsbetrieb etwas verstand — sich jetzt eingelebt hatten. Ich selbst war immer gesund gewesen, erkrankte plötzlich in Mpuapua und zwar lebensgefährlich, sodaß der Stationschef Lieute nant von Spons und der Lazarettgehilfe glaubten, ich müsse sterben; man wollte einen Arzt holen aus Kilossa, der nächsten deutschen Station, leider war der Arzt selbst einige Tage zuvor krank zur Küste abgereist. Nach zwölfstägigem schwerem Krankenlager — es war keine klimatische, tropische Krankheit, man nahm an, Gallenfieber, ferner Gelbsucht, Erkrankung der Leber — mußte ich den Entschluß fassen, die Karawane weiter nach Bukoba zu schicken, da an ein Weitermarschieren meinerseits nicht zu denken war. Ich gab dem Grafen Schweinik den Befehl und die nötigen Instruktionen, mit der Karawane weiter zu marschieren, und hat die Expedition als solche keinen besonderen Aufschub erlitten. Ich selbst mußte nun den sehr gewagten Versuch unternehmen, schnell ärztlichen Rat, Hilfe und Pflege an der Küste zu finden und nach der Küste zurückkehren. Da alle Kräfte zu Ende waren, wurde ich in eine Hängematte gelegt und bei anhaltendem Regenwetter transportiert. So bin ich denn halbtot über steile Gebirge, durch angeschwollene Flüsse glücklich bis Mrogro gekommen. Die Krankheit hat sich nicht wesentlich verschlimmert. Hier in Mrogro pflegen mich einige Tage die trefflichen katholischen Missionare, dann

gehe ich weiter zur Küste. Ich hege die feste Hoffnung, daß bei ärztlicher Pflege und nach Feststellung der Diagnose ich an der Küste in einiger Zeit genesen werde, um dann den Dampfertransport zu leiten.“

Tippo-Tip will nach Berlin kommen! Nicht ganz Unrecht hat der „Westf. Merkur“, wenn er dazu bemerkt: „Wenn ein Araber an der Küste auf dem Sklavenhandel ertappt wird, ist ihm der Strick gewiß, und das ist Recht; aber dieser Wüterich, der lange Jahre hindurch ganze große Provinzen verwüstete und Tausende niedermachen ließ, um Sklaven zu erbeuten, hat den Strick tausend Mal verdient. Weil man seinen Einfluß fürchtete, schonte ihn der König der Belgier. Tippo-Tip war klug genug, sein blutiges Handwerk im großen aufzugeben und dafür ein anständiges Jahresgehalt als Beamter des Kongo-Staates zu beziehen. Später begab er sich zur deutschen Küste, wo er mit Ehrenbezeugungen empfangen wurde. Sein geplantes Besuch in Berlin erscheint uns doch etwas gar zu anmaßend. Vielleicht legt man ihm in Berlin die Frage vor, was aus den etwa vierhundert jungen Negerrinnen geworden ist, die er aus dem Innern mitbrachte. Wir haben ihn sehr stark im Verdachte, daß er sie, allen deutschen und englischen Gesetzen gegen den Sklavenhandel zum Trost, nach der Insel Sansibar verkauft hat. Oder hat er sie vielleicht in Sansibar in einem Pensionate untergebracht, in der Absicht, sie ausbilden zu lassen, um sie später wieder mitzunehmen ins Innere und ihren Familien zurückzugeben?“ — Diese Frage sollte eigentlich das deutsche Gouvernement in Ostafrika beantworten können.

Der Brüsseler Antisklaverei-Gesellschaft sind über die Lage am **Westufer des Tanganjika** Nachrichten zugegangen. Um dem am Tanganjika gegen die arabischen Sklavenjäger und Sklavenhändler schon seit Jahren kämpfenden Kapitän Zoubert Verstärkung und Waffen zu bringen, hatte die Antisklaverei-Gesellschaft unter Führung des Kapitän Jacques eine Expedition dorthin entsendet. Diese Expedition, welche durch Deutsch-Ostafrika gezogen war, hatte Dank der ihr durch die deutschen Kolonialbeamten und Offiziere während ihres Durchmarsches gewordenen Förderung schnell ihr Ziel erreicht. Kapitän Jacques, dem der Belgier Britthoff aus Namur als Gehülfe beigegeben war, hatte schon im April d. J. einen Feldzug gegen die Sklavenhändler begonnen und den Mwanu Bueti bei M'Toa geschlagen. Infolge dieser Niederlage hatte sich derselbe trotz des Verbotes des Kapitän Zoubert am südlichen Ufer der Lukuga niedergelassen, bedrohte die katholischen Missionen und veranstaltete Sklavenjagden. Kapitän Zoubert rüstete eine Expedition gegen diesen Sklavenhändler aus; unter Führung Britthoff's ging dieselbe vor, aber Britthoff selbst — ein junger Mann von 25 Jahren — wurde nach einem in Brüssel eingegangenen Drahtberichte bei dem an der Lukuga stattgehabten Kampfe getötet. Der Kampf gegen die arabischen Sklavenhändler ist überhaupt kein leichter. Aus dem von dem Kapitän Zoubert eingesendeten Berichte erhellt, daß er schon anderweitige Schlappen erlitten hat. Der berühmte Sklavenjäger KumaLiJa hatte Mpoeto am See Moero, den Schlüssel des Königreichs Katanga, besetzt und zwei mit dem Kapitän Zoubert verbündete Dörfer geplündert. Um ihn zu bestrafen, wurde von Zoubert eine Expedition gegen ihn ausgesendet, aber sie wurde zurückgeschlagen und erlitt große Verluste an

Menschenleben. Eine andere Expedition ist gegenwärtig gegen den Häuptling von Marungu, Kipata, welcher mehrere Dörfer ausgeplündert hatte, ausgesandt worden; mit welchem Erfolge, ist noch unbekannt. Hoffen wir das Beste.

Kapitän W. G. Stairs ist nach seiner soeben glücklich vollendeten Katangaxpedition an der Mündung des Sambesi verstorben. Er war einer der Lieutenants Stanleys auf dem Eminentsahzuge. Im August 1887 wurde Stairs unweit Utiri in der linken Brustseite von einem vergifteten Pfeil verwundet. Der treuen Pflege des Dr. Parke gelang es jedoch, ihn völlig wieder herzustellen. Als Stanley zurückzog, um das Schicksal seiner Nachhut zu erkunden wurde Lieutenant Stairs mit Dr. Parke, Kapitän Nelson und 50 Sanftbariten in Fort Bodo zurückgelassen. Stairs hielt das Fort ungefähr 6 Monate, bis Stanley zurückkam. Der letztere hat in seinem Buche nur Worte des Lobes für seinen treuen Gefährten, dessen militärische Fähigkeiten und Takt in dem Verkehr mit den Eingeborenen er völlig anerkennt. Im letzten Jahre wurde Stairs zum Kapitän eines wallisischen Regiments ernannt und erhielt neuen Urlaub, um die Leitung eines Zuges zu übernehmen nach einem Lande, welches wenigstens zum Teil kein weißer Mann bisher betreten hatte.

Ein protestantisches Staatsoberhaupt bittet den Papst um Missionare Liberia heißt bekanntlich die im Jahre 1822 an der Westküste von Afrika gegründete und 1847 als freier und unabhängiger Staat anerkannte Negerepublik. Die Einwohnerzahl beträgt 718000, fast durchwegs Neger, wovon 18000 zivilisiert und zum Protestantismus übergetreten sind; Hauptstadt ist Monrovia. Am 1. Juni nun empfing der h. Vater den Konsul dieser Republik in Malta, Herrn M. A. Mizzi, als Repräsentanten des neuen Präsidenten von Liberia, Joseph James Cheeseman, in Privataudienz. Herr Mizzi überreichte dem Papste ein eigenhändiges Schreiben des Präsidenten, in welchem dieser erklärt, daß in Gemäßheit der bestehenden Gesetze alle diejenigen, die nach Liberia kommen, um dem Volke „praktischen Unterricht“ zu erteilen, volle Freiheit und Ruhe genießen, und daß Herr Mizzi bereit sein werde, Sr. Heiligkeit alle wünschenswerten Aufklärungen zu erteilen; der Präsident spricht schließlich sein Vertrauen aus, daß der h. Vater gegebenen Falles der Republik seinen moralischen Beistand leihen werde zur Wahrung ihrer Unabhängigkeit und Integrität. Der h. Vater ließ durch den Repräsentanten dem Präsidenten seinen Dank für dessen Bereitwilligkeit zu gunsten der katholischen Religion ausdrücken. Die Republik Liberia zählt 2 Millionen Einwohner, aber ihr Einfluß erstreckt sich über eine Bevölkerung von wenigstens 20 Millionen. Sobald die katholischen Missionen in Liberia Boden gefaßt und sich gehörig entwickelt haben, kann diese Negerepublik der Herd einer äußerst fruchtbaren, katholischen Propaganda und ein Anziehungspunkt für alle umwohnenden Völkerchaften werden. Wenn Cheeseman, der gegenwärtige Präsident der Republik, die Hilfe der katholischen Kirche in Anspruch nimmt, so hat das darin seinen Grund, daß er persönlich nicht nur die Unfruchtbarkeit, sondern auch den vielfach unheilvollen Einfluß protestantischer Missionen erkannt hat. Der Papst wird zunächst Trappisten und Salesianer nach Liberia senden.

Bücherschau.

Lourdes und seine Geschichte vom medizinischen Standpunkte aus betrachtet, (1858—1891) von Dr. med. Boissarie, autorisierte Übersetzung von Dr. phil. Seb. Curinger, Priester, und Dr. med. Herm. Curinger, prakt. Arzt 8°. IX. und 374 Seiten. Preis M. 2,70, (franko M. 2,90). Dr. Boissarie hat sich der dankenswerten aber mühevollen Aufgabe unterzogen, die wunderbaren Ereignisse von Lourdes seit dem Jahre 1858 teils nach den Aufzeichnungen der Annalen, welche schon auf 22 Bände angewachsen sind, teils aus eigener Erfahrung vom rein medizinischen Standpunkte aus zu betrachten. Er hütet sich, ins Gebiet der Theologie überzugreifen, indem er sich lediglich darauf beschränkt, an einer stattlichen Anzahl von Heilungen in unumstößlicher Weise die Unmöglichkeit einer wissenschaftlichen Erklärung darzuthun. Das ganze Werk ist in 4 Bücher eingeteilt, in deren ersten Bernadette und ihre Visionen erörtert werden. Im zweiten Buche wird Thun und Treiben der Ärzte geschildert und ihre Gutachten gewürdigt, die Krankheiten und wunderbaren Heilungen geschildert. Im dritten Buche geht er die einzelnen Jahre mit ihren auffälligsten Heilungen durch, wobei besonders interessant der Fall Pierre de Rudder beschrieben wird. Der Glanzpunkt des ganzen Werkes sind die letzten drei Kapitel, welche in meisterhafter Darstellung Hysterie, Hypnotismus und Suggestion in ihrem Verhältnisse zu den Heilungen in Lourdes würdigen, um so keinen Einwurf irgend welcher Art unbeantwortet zu lassen. Auf diese Weise gestaltet sich dieses schöne Werk — ohne daß es vom Verfasser direkt beabsichtigt wäre — zu einer großartigen Apologie des katholischen Glaubens und speziell der Marien-Verehrung — und zwar vom medizinischen Standpunkte aus. In Frankreich hat es großes Aufsehen erregt und binnen weniger Monate 12 große Auflagen erlebt; möge diese deutsche Ausgabe gleicher Aufnahme sich erfreuen zur Ehre der „Unbefleckten Empfangenen.“

Sagerösch aus dem Herzogtum Westfalen, Paderborn, Bonifazius-druckerei. Der bekannte Dichter Peter Sömer hat in diesem netten Bändchen Legenden, Sagen und Geschichten von der roten Erde gesammelt, die auch außerhalb Westfalen gefallen werden. Wir empfehlen das Werkchen bestens.

Von Brockhaus **Konversations-Lexikon** ist vor kurzem der zweite Band erschienen. Am meisten Raum nimmt die Reichshauptstadt Berlin darin ein; dies Kapitel ist wirklich lesenswert. Der Aufschwung Berlins von einem Städtchen, das zur Zeit des Großen Kurfürsten 6000 Einwohner zählte, zu dem Riesengebiet von heute zeigt sich an seiner jetzigen Einwohnerzahl von 1,624,313 Köpfen, fällt in die Augen. Eines müssen wir tadeln: daß ein Konversations-Lexikon sich als Ankündigungsmittel für Zeitungen hergiebt. Was soll das heißen, daß einzelne Berliner Zeitungen aufgeführt werden? Eine Aufzählung sämtlicher Berliner Zeitungen wäre ja zu rechtfertigen, die Nennung einiger läßt das Werk parteiisch erscheinen. Ferner gefällt es uns nicht, daß in politischen Sachen Parteistandpunkt eingenommen wird. Ein Werk, wie dieses, soll strikt objektiv berichten, nicht aber die eigene Ansicht des Verfassers zur Geltung bringen. Unter dem Kapitel „Belgien“ finden wir eine stark ausgeprägte Vorliebe für die liberale Partei. Die Verlagshandlung, welche wirklich enorme Opfer für das bedeutende Werk bringt, sollte von ihren Mitarbeitern doch

strengste Unparteilichkeit verlangen. Im übrigen wollen wir gern anerkennen, daß das Werk seiner Firma Ehre macht; die Ausstattung ist prachtvoll.

Bei der Expedition eingegangene milde Gaben.

1. Für den Afrika-Verein: Georg Märkl, Dachau, 1 M. — Modlmeier, Dachau, 1 M. — Jos. Blant, Gising, 1 M. Zusammen 3 M.

2. Für die Mission Windthorst: Dr. Reiz, Trier, für 20 hl. Messen für die Abgestorbenen nach Meinung der Geber 22 M. 20 Pfg. — Viktor Strumann, Buer i. Westf., für 30 hl. Messen für die Abgestorbenen 30 M. — Derselbe für 5 Heidentinder 105 M. — Bachren, Pfarrkaplan, Burtscheid, für 1 Heidentind, zu taufen „Maria“, 21 M. — Breher, Pfarrer, Grönenbach, für 3 Heidentinder, zu taufen „Mathias“, „Johann“, „Anton“, 63 M. — Derselbe 37 M. — J. Th., Wiltowo, für 7 hl. Messen zu Ehren des hl. Geistes 10 M. — L. in P., für 4 hl. Messen ad int. dantis 4 M. — N. N., Köln, für eine hl. Messe für die arme Seele, die der Erlösung am nächsten ist, mit der Bitte um Fürbitte derselben in einem großen Anliegen 1 M. — A. D., Crefeld, für 4 hl. Messen für u. abgestorbenen Eltern 4 M. Zusammen 297 M. 20 Pfg.

3. Für die Weihen Väter in Marienthal: Mittenberg, Pastor, Votlage, für 1 hl. Messe ad certam int.; 4 hl. Messen pro dectis ad int. dantis; 2 hl. Messen pro dectis ad int. dantis 7 M. — M. in G. für 1 hl. Messe in best. Meinung 1 M. — P. Krings, Friedrichsthal, für 3 hl. Messen für die Abgestorbenen und 2 hl. Messen nach best. Meinung 5 M. — J. Langenfeld für 2 hl. Messen zu Ehren des hl. Jobofus und Jesus, Maria, Josef 2 M. — Derselbe für Sklaventinder 50 Pfg. — J. Burgmeier, Kallenberg, für 6 hl. Messen nach Meinung der Geber 6 M. 50 Pfg. Zusammen 22 M.

4. Für die Pallottinerpatres in Kamerun: Mittenberg, Pastor, Votlage, für das Sägewerk 20 M.

5. Für die Jambest-Mission: H. L., Oberndorf, für 1 Heidentind, zu taufen „Heinrich Franz“, 20 M. — Bergmann, Kaplan, Holswick, für ein Heidentind, zu taufen „Heinrich“, 21 M. — J. B. in A. für 1 Heidentind, zu taufen „Anna“ mit der Bitte, „päter etwas über das Kind zu erfahren, 30 M. Zusammen 71 M.

6. Zur Ausbildung schwarzer Priester: P. E. in S. 1 M.

7. Für die Glocke nach Kamerun: Georg Märkl, Dachau, 1 M. — P. Krings, Friedrichsthal, 80 Pfg. Zusammen 1 M. 80 Pfg.

Dem Gebete der Missionare und ihrer Zöglinge

empfehlen wir alle Anliegen, welche uns von unseren Freunden mitgeteilt wurden, ebenso alle Verstorbenen, Sterbenden, Kranken und Bedrängten aus ihnen.

Zum hl. Geist um Fortschritt im Studium und Erkenntnis des Berufes.

Briefkasten der Redaktion.

P. A.: Das Gewünschte soll Ihnen zugehen, vielleicht mit einem Briefe, wenn wir Zeit finden. — P. Kr.: Sie müssen sich unser Schweigen nicht verdrießen lassen, zum Lesen finden wir wohl noch Zeit, zum Schreiben schwer. — Nach K.: Alles regelt sich; aber bitten um häufige Nachrichten. — An Viele: Die Ablässe, welche mit der Medaille verbunden sind, werden erst gedruckt. — Herzlichen Dank für die Gaben für eine Niederlassung der PP. Pallottiner in Deutschland. — Probenummern von „Gott will es!“ bestelle man stets bei der Expedition in M. Gladbach, nicht bei der Redaktion in Münster.

(Schluß der Redaktion am 28. Juni.)

Verantwortlicher Redakteur: W. Helmes in Münster i. W. — Druck und Verlag von A. Niffarth in M. Gladbach.

Gott will es!

„Gebet, so wird Euch gegeben werden!“

Dies Wort möchten wir heute unseren Lesern einmal recht ernst zur Erwägung vorlegen.

Ja, gebet! Diese Mahnung ist sehr am Plage, heute, wo die Bedürfnisse für unsere Kulturthätigkeit in Afrika mächtig anwachsen. Seit Jahren haben wir gewünscht und als ein gutes Recht gefordert, daß man uns erlauben möge, in Deutschland Missionshäuser zu errichten. Heute haben wir die Erlaubnis, wir brauchen sie nur zu benutzen. Dazu gehören aber bedeutende Mittel. Eine Missionsanstalt, die Raum und Einrichtung für Viele bieten muß, kostet Geld, und so lange dies Geld nicht wenigstens teilweise da ist, ist an einen kräftigen Beginn nicht zu denken. Auch die fernere Entwicklung und Ausdehnung hängt in erster Linie von den vorhandenen Geldmitteln ab. Augenblicklich gründen die Kapuziner, die Pallottiner und die Väter vom göttlichen Worte Anstalten für Afrika. Sie alle sind auf unsere gute Hülfe angewiesen, die einen mehr, die anderen weniger. Die Kasse des Afrika-Vereins ist nicht imstande, hierfür viel zu thun, denn sie hat auch für die Missionen in Afrika selbst zu sorgen.

Es giebt wohl kaum ein schöneres Werk, als sich an der Begründung einer solchen klösterlichen Niederlassung zu beteiligen. Eine solche Gründung ist nichts rasch Vergängliches, sie trägt ihre Früchte mit Gottes Segen Jahrhunderte lang, und all der Segen, der aus einer solchen Anstalt hervorgeht, all die frommen Gebete, die hl. Messopfer, die Handlungen tief religiösen Glaubens der Bewohner kommen in erster Reihe jenen zu gute, welche den Grundstein dazu gelegt haben. Und welchen großartigen Segen können und werden diese Anstalten nicht bringen? Wenn Afrika dereinst einmal wie Europa — es muß ja dahin kommen — vor dem Kreuze liegen wird, wenn seine Millionen eins sein werden mit uns im Glauben und in der Liebe, wem wird denn das zu verdanken sein? Nur jenen Pflanzschulen, die wir jetzt anlegen wollen, aus denen die opferwilligen, seeleneifrigen Männer und gottgeweihten Jungfrauen hervorgehen sollen, von denen Afrikas Zukunft abhängt.

Ja, das Werk, das wir jetzt vorhaben, ist ein überaus bedeutames, fruchtbares für Afrika, segensreiches für uns selbst. Nach Jahrhunderten noch wird man in frommer Fürbitte derer gedenken, welche bei dem Werke Pate standen, welche die Kosten seiner ersten Einrichtung trugen.

Wir geben, aber eben deshalb wird uns gegeben werden, und mit Wucherzinsen, wie es des Schuldners da droben Art ist. Was ist ein kleiner Beitrag zu diesem Werke, möge er nach den Verhältnissen des einzelnen eine Mark oder hundert Mark betragen, im Verhältnis zu dem, was wir empfangen? Der Missionar in seinen Arbeiten ist selbstlos: er arbeitet für Gott und diejenigen, welche er zu Gott führen wird. Er macht weder Anspruch auf irdischen Lohn noch irdische Ehren, und in seinen Gebeten opfert er die Verdienste aller seiner Werke für jene auf, die ihn unterstützen, die ihm durch ihre Almosen es ermöglichen, daß er Gutes wirken kann. Alle dem Heidentum entriessenen Seelen, welchen durch unsere Apostel der Himmel geöffnet wird, sie kommen auf unsere Rechnung, all das Böse, was durch Einführung des Christentums verhindert wird, wird uns gut geschrieben, all die Gebete, welche aus dankerfülltem Regierherzen emporsteigen zum Himmel, sie sprechen für uns, und endlich, für wen werden die Tausende, die, anscheinend der Hölle verfallen, durch das Christentum gerettet wurden und als Christen in die ewigen Freuden eingingen, beten, als für uns, für Jene, die Veranlassung ihres Glückes wurden?

Liebe Christen, es bietet sich uns heute eine Gelegenheit zur Kapitalanlage, so günstig, wie kaum jemals. Gründungen sollen wir unternehmen, denen keine Gefahr eines Krachs droht, die niemals zu Grunde gehen können, deren hundert und tausendfache Zinsen uns sofort und noch dann zu Gute kommen werden — und dann vielleicht erst recht — wenn alles Irdische für uns keinen Wert mehr hat. Beteiligen wir uns in großherziger Weise an diesen Unternehmungen, jeder nach seinen Kräften. Der liebe Gott giebt uns 365 Tage im Jahre Leben, Gesundheit und Brot. Wollten wir nur einen einzigen Tag ihm zurückgeben dadurch, daß wir den Ertrag eines Tageseinkommens zur Errichtung von Missionsanstalten opferten, so würden wir bald die Freude erleben, daß die so notwendigen Missionsanstalten erstehen und alljährlich eine stattliche Zahl junger Apostel aus unserer Heimat nach dem dunklen Weltteile schicken könnten. Und das Bewußtsein, Mitbegründer eines solchen Werkes zu sein, dürfte das größte Opfer wohl überreich aufwiegen.

Wir haben Eingang dieses Artikels bereits gesagt, daß die hochw. P. P. Kapuziner im Elsaß, die Väter vom göttlichen Wort (Steyl) in Schlessien, die P. P. Pallottiner in Limburg sich niederlassen. Die Letzteren haben uns ganz besonders dringend ersucht, die Mildethätigkeit unserer Leser für ihre Missionshäuser in Anspruch zu nehmen. Der Grund liegt nahe. Die Kongregation des sel. Vinzenz Pallotti ist noch wenig bekannt in Deutschland; sie hat also noch wenig Einnahmen von uns. Die drei Missionen, welche sie in Kamerun eingerichtet hat, sind zum großen Teile aus den Gaben von Katholiken anderer Länder bestritten. Die Kongregation hat aber auch Missionen in Italien, England, Nord- und Südamerika, Australien und Norwegen

zu unterhalten. Woher da die großen Summen nehmen, welche eine neue Niederlassung in Deutschland erfordert?

Durch diese Verhältnisse ist sie gezwungen, von der Erlaubnis der kgl. preussischen Regierung vorerst nur einen beschränkten Gebrauch machen zu können. In gemieteten Räumen soll im Herbst d. J. in der Stadt Limburg ein Noviziat für die jüngeren Zöglinge errichtet werden. Ein Haus für die älteren Jahrgänge, für die Studierenden der Theologie, sowie für die Schwestern — dafür fehlen noch alle Mittel. Und doch wäre es dringend wünschenswert, daß die Eröffnung dieser Anstalten nicht lange verzögert würde.

Wir bitten unsere Leser dringend, Anteil daran zu nehmen; große Opfer, die zum Ruin des Gebers führen, verlangt der liebe Gott nicht, aber wohl ein Jeder kann in 364 Tagen soviel ersparen für diesen guten Zweck, daß er das Einkommen des 365. Tages dafür erübrigt. Man versuche es nur einmal, es geht gewiß.

Um den Eifer anzuregen und die Gaben sofort zu belohnen, hat der Herausgeber dieser Zeitschrift die schon erwähnten Medaillen (s. S. 381) erhalten. Dieselben sind, wie schon mitgeteilt, vom hl. Vater selbst gesegnet und mit den sich selbst vorbehaltenen Ablässen, Sterbeablaß u. s. w. versehen. Ein Jeder, der an den Herausgeber seinen Beitrag für diesen Zweck einsetzt, erhält die Medaille, und wer unter seinen Freunden dafür wirken will, dem stellen wir gern eine Anzahl zur Verfügung. Ein genaues Verzeichnis der betreffenden Ablässe wird beigegeben.

Der hl. Vater verfolgt mit großem Interesse die Fortschritte des afrikanischen Missionswerkes in Deutschland; noch in den letzten Tagen hat Se. Heiligkeit allen Priestern, welche der Frommen Missionsgesellschaft als Beförderer zu Hülfe kommen, die Gnade des Altarprivilegiums (dreimal wöchentlich) gewährt.

Der Herausgeber.

Für Afrika.

In jedem Morgen tauche
Ich in das heil'ge Blut
Den Rosenkranz und bete
Alsdann mit hohem Mut.

Ich seh' im Geist die Perlen
Dann triefend purpurot
Und bin entzückt, wie reichlich
Mir Mittel zu Gebot,

Um durch Gebet und Opfer
Auch Missionar zu sein,
Und mich der Regier Rettung,
Wie sie es thun, zu weih'n.

Der heiße Blutschweiß Christi
Erleget mir alle Müh'n,
Die uns're Glaubensboten
So bald schon raffen hin!

Mein blutend Rosenkranzlein
Ist ein beredtes Wort;
Drum wiederhol' dasselbe
Ich gerne st und fort!

Hab' früh' ich's eingesendet
Zu Jesu kostbar Blut,
Und so es ganz durchtränket
Von dieser Gnadenflut,

Dann halt ich's voll Vertrauen
Dem ew'gen Vater hin,
Denn sicher darf um Großes
Anjezt ich bitten ihn.

Für jede kleine Perle,
So sag' ich Gott dem Herrn,
„Gieb mir 'ne Negerseele
Im dunkeln Erdteil fern!

„Für jede große Perle,
Die ich Dir bringe dar,
Bitt' ich um einen neuen
Und heil'gen Missionar!

Und wann das Kreuz ich mache,
So gieb mir, o mein Gott,
Daß fern im Negerlande,
Wo soviel Leid und Not,

Das heil'ge Friedenszeichen,
Das Kreuz sich wiederum
Erheb' an einem Orte,
Wo noch das Heidentum!“

So bet' ich apostolisch!
So bin ich Missionar!
So kann ich Seelen retten,
War viel in einem Jahr!

Was kann mir Gott versagen?
Vertrauen nur und Mut!
Es haftet an den Perlen
Ja Seines Sohnes Blut!

So ist mein Rosenkränlein
Wein' Gab' für Afrika,
Geweih't im Heißebonnen
Dort auf Kalvaria!

Herr, Seelen gieb mir, Seelen,
Im dunkeln Erdenteil!
Denn Trost und Freud' im Leben
Ist mir der Neger Heil!

Schwester Maria Chantal v. d. Heimsuchung Mariä

Beim Usiguastamm in Zangebar.

Juli-August 1890.

(Reisenotizen von P. Ad. Machou.)

Seit langem schon beabsichtigte ich eine Reise nach dem nordwestlichen, am äußersten Ende des Gebirgslandes Nguru belegenen und an das Land der Massai grenzenden Usigua. Nur die Zwischenfälle des Krieges zwischen den Deutschen und den Swahili hatten mich daran gehindert. Als das Land nun ungefähr wieder zur Ruhe gekommen war, konnte ich zu meiner Freude der dringenden Einladung eines zu den Massai in engen Beziehungen stehenden Häuptlings Folge leisten, zumal als es mit meiner durch einen dreizehnjährigen, beständigen Aufenthalt in Zangebar ziemlich mitgenommenen Gesundheit zu der Zeit besser stand. Auf dieser Reise wollte ich einige befreundete Häuptlinge besuchen, mit anderen Bekanntschaft anknüpfen, ihrem Vergnügen von Aberglauben beikommen und ihnen gute Ratschläge erteilen, ferner das hl. Evangelium verkünden und so meinerseits nach Kräften an der Beruhigung des Landes mitarbeiten.

Noch von der Influenza, die uns alle heimgesucht hatte, nicht ganz wiederhergestellt, reiste ich am 8. Juli aus der Mission Rhonda ab. Ich nahm einiges Geld mit zu Ankäufen und Geschenken, außerdem Mundvorrat und einen Reisealtar, um, so oft wie möglich, namentlich aber an Sonntagen, für die Christen und die Katechumenen der Kara-

wane die hl. Messe lesen zu können. Zuerst wanderte ich den Ostabhang der Nguruberge entlang und dann gegen Norden. Am zweiten Tage befanden wir uns am Fuße des Rangagebirges, dessen Hauptgipfel 2600 Meter hoch ist. Es wohnt dort eine ziemlich zahlreiche, einem und demselben Häuptlinge Sekwao unterstehende Bevölkerung; leider herrschen da arge heidnische Sitten.

Bei meiner Ankunft rief der Häuptling eilig seine Leute zusammen und befahl ihnen, uns mit der nötigen Nahrung zu versorgen, da wir nichts kaufen sollten. Ich für meinen Teil bekam eine ziemlich schöne Ziege. Natürlich mußte ich vor meiner Abreise ein Gegengeschenk machen. Dort, wie auch sonst auf meiner Weiterreise, erteilte ich und zwar vor einer möglichst großen Anzahl Leute gute und nützliche Ratschläge. Mit der mir den Umständen nach möglichen Freimütigkeit und Srenge sprach ich mich vor allem über die moralischen Verhältnisse der Leute aus. Gewöhnlich bezogen sich meine kurzen Vorträge auf die Zauberei, den Kindsmord und die Kriege. In Betreff der Zauberei sagte ich ihnen zuvörderst, daß sie, um tapfere Leute und Freunde der neuen Ordnung der Dinge zu sein, zunächst die zahlreichen Fälle zu verwerfen hätten, in denen die Zauberei (uschawi) nur den Vorwand zur Rache, zum Meide oder zur Eifersucht abgebe. Und in der That, bei einem Todesfall, oft schon während der Krankheit, kommen zwei oder drei der angesehensten Verwandten heimlich zusammen und untersuchen die verschiedenen Stadien der Krankheit, um einen Grund zur Rache gegen irgend jemanden herauszuschlagen, der ihnen Verdruß verursacht hat, oder nach dessen Habseligkeiten und Sklaven es sie verlangt. Das Auffinden eines Grundes zum Vorgehen gegen den großen Feind, den Urheber des Todes ihres teuern Verwandten, ist federleicht. Da hat es schon irgend einmal Grenzstreitigkeiten bei der Feldbestellung abgesehen, bei denen der Betreffende dann ein Wörtchen von demnächstiger Rache oder Ähnliches fallen ließ, oder er ging kurz vor dem Ausbruche der Krankheit vor der Hütte des Abgeschiedenen vorbei u. s. w.

Der aufgeweckte Neger weiß die Tragweite eines solchen Umstandes gar schnell zu erfassen. Aber nun heißt es die Anklage begründen. Und auch das ist keineswegs schwer. Am Tage darauf stellt das Familien- oder Standesoberhaupt für ein Orakel in einem fernen Lande ein Huhn oder eine Ziege nebst einigen Ellen Leinwand bereit. Dann tritt ein Vertrauensmann vor und setzt leise den Anlaß zur Befragung und die Reiseumstände auseinander und ob er auf dem Wege eine Person, ein Tier oder einen Vogel angetroffen habe. Bald hernach will sich dann der Orakelverkünder zu ihrer Verfügung stellen, den Grund ihrer Anfnunft hören, oder er offenbart ihnen denselben zum großen Erstaunen aller von selbst, sogar unter Hinzufügung von Erlebnissen auf der Reise. Damit ist der große Augenblick des Orakelspruchs (mlamulo) gekommen. Er schwingt und befragt eine Holzschelle mit drei Klöppeln, er liest im Sande oder in der Asche mit dem Finger hinge-

schriebene Zeilen und sagt dann im geheimnisvollen Wahrsagerton: „Der gute Gott hat nicht das Leben dieses Mannes hinweggenommen, sein Tod ist nicht natürlich.“ „Ja, taireh, taireh,“ sagt das Haupt der Abordnung, „das ist wahr.“ — „Höret, ich sehe jemanden, der eine Kröte, ein Chamäleon gesucht und ihm in das Bier oder in eine volle Wasserflasche hineingethan hat, . . . ich sehe jemanden, der eine kleine Ratte mit langer Schnauze in seine Hütte gebracht hat, damit sie ihm Unglück brächte . . . er ist über bezauberten Staub gegangen . . . er ist davon gestorben . . . Taireh, Taireh, ja, das ist wahr! — Dieser Bösewicht wohnt an einer Stelle des Dorfes, die Ihr kennt.“ „Das ist wahr,“ wiederholen nun alle, wie betroffen von diesen Offenbarungen, „das muß gerächt werden.“ Das Orakel hat gesprochen und die Sache ist entschieden. Der Schuldige ist dem Tode verfallen, ohne daß ihm ein Wort zu seiner Rechtfertigung gestattet wäre.

Wenn die Schwarzen es sehr eilig haben und jede Gegenrede abschneiden wollen, so gehen sie zur Feuerprobe über. Der Feuermeister, welchem man eine Ziege versprochen hat, begiebt sich mit 4 oder 5 Zeugen in ein abgelegenes Gehölz, bringt einen Kessel mit Wasser zum Kochen und wirft seine Mittel für oder gegen Brandwunden, drei Kieselsteine mit Hammelfett hinein. Wenn das Wasser am Kochen ist, muß ein Abgeordneter des geheimen Vertrauensklubs die Hand in den Kessel tauchen und die Kieselsteine herausziehen. Wenn dann nach Verlauf von einigen Tagen die Hand sich heil und ohne Bläschen zeigt, so ist die Anklage erhartet und der Beschuldigte muß sein Leben lassen — der Beweis ist ersichtlich an den Fingerspitzen, die keine Blasen oder Bläschen aufweisen.

Ein Glück, wenn der Beschuldigte ein bißchen pfliffig ist und von der Anzettelung früh genug hat Wind bekommen können. Er hat dann seinerseits auch seine Feuer- und Giftprobe gemacht, und auch seine Hand geht dann unverfehrt aus der Probe hervor, oder aber er färbt sie schwarz, wenn Brandblasen daran waren — es ist dann doch klar, daß er nicht schuldig ist. Aber er muß sehr auf seiner Hut sein. Freilich gerät er trotz aller Vorsicht fast stets in Gefangenschaft und Tod mit Verwandten und mit seinen Kindern, und seine Sklaven werden gefesselt abgeführt und zum besten der Veranstalter des Handstreiches verkauft.

Auf meiner Reise erfuhr ich, daß ein alter Häuptling namens Mohamadi im 75. Lebensjahre an Altersschwäche gestorben sei und man trotzdem die oben erwähnten Machenschaften ins Werk setzte. Die Erben bereiteten alles im Geheimen vor, umzingelten mehrere Dörfer zur Nachtzeit und nahmen 40 Leute, Verwandte des angeblichen Zauberers gefangen, ermordeten 5 mit Totschlägern, während die andern 35 der Familie des alten Mohamadi als Beute zufielen, und so die Trauer aufhören konnte.

Zu derselben Zeit kamen mehrere derartige Fälle nicht weit von

unserer Mission vor. 1½ Stunde von Mhonda wurden trotz meiner Abmachungen und sogar meines ausdrücklichen Verbotes zwei Leute getötet und 13 andere in Gefangenschaft geschleppt. Beim Anhören solcher Thatsachen stimmten alle mit mir überein, es sei das eine unnennbare Wildheit, welche die Mission und viele Leute im Lande schwer betrüben müsse.

Meine ersten Moralvorträge verfolgten also den Zweck, ihnen die Ungerechtigkeit und Barbarei solchen Vorgehens aufzudecken. Ich riet ihnen zuverlässige und leicht anzustellende Proben an und verfehlte nicht, auf die Züchtigungen von Seiten der Deutschen hinzuweisen, die solche Frevel nicht ungestraft hingehen lassen würden.

Alles das ist sehr traurig, aber noch eine andere schwer zu bekämpfende und nicht zu unterschätzende Ursache der Entvölkerung ist der auf Unwissenheit und wahrhaft teuflischen Vorurteilen beruhende Kindsmord. Da glaubt man in allem Ernst, ein unter, wenn auch nur wenig, auffälligen Umständen zur Welt gekommenes Kind müsse der Ruin der Familie werden. Für fast zwanzig verschiedene Fälle dürfen in jedem Dorfe alte Megären das neugeborene Kind erdrosseln und in angefüllten Wasserkrügen ertränken. Zwei Drittel sämtlicher Kinder verfallen einem solchen traurigen Lose. Und es ist wahrhaft traurig und herzzerreißend, wenn man beim Eintritt in die Dörfer der Masigua so wenig Kinder zu sehen bekommt. In den Gehölzen und im Gestrüpp um die Dörfer kann man als Beweis für die traurige Thatsache zahlreiche umgestürzte Wasserkrüge oder Kessel finden. So sieht es ungefähr noch im Lande der Masigua aus — beim Sprechen darüber konnte ich meine Entrüstung nicht zurückhalten; sie aber lachten mehr oder weniger darüber, daß ich um solche kleine Familiengeheimnisse wußte. Dazu nehme man die fast unaufhörlichen Bürgerkriege unter den Masigua, die noch oft den fremden Watwawistamm zu Hilfe rufen, und man hat eine Vorstellung von der das unglückliche Land ruinierenden Gesetzlosigkeit und Entvölkerung, der man nur durch Klugheit und Vorsicht beikommen kann.

Zu dem Zwecke drang ich auf die Erkenntnis ihrer Pflichten gegen das höchste Gut, das ja eine Quelle des Friedens und Glückes sein müsse, und schärfte ihnen ein, ihre Kinder auf der Mission erziehen zu lassen. Wie ich sah, wurden meine Worte stets mit Ehrerbietung aufgenommen und versprach man, sich nach meinen Mahnungen zu richten. Dazu aber müßte ich oft wieder zu ihnen kommen und ihnen mit Geldmitteln, an denen es uns aber meistens fehlt, beispringen können.

Am 12. Juli war ich bei dem blinden alten Häuptling Mtiga, der zu unsern besten Freunden zählt. Seinem früheren Kriegsglück verdankt er die Herrschaft über mehr als 50 Dörfer. Gebeugt durch das Alter, kann er sich kaum mehr aufrecht halten, denkt aber noch immer an Eroberungen. Er kann noch auf seinem Grautier, das einen schönen modernen Sattel trägt, reiten und ist fast böse darüber, daß

ich ihm noch immer keinen zweiten aus Europa habe kommen lassen. Darüber zu reden, wird er nicht müde; wenn ich ihm aber etwas vom lieben Gott erzählen will, dann schläft er ganz schnell ein.

Am 13. kehrten wir in Usunga bei einem gewissen Sadi ein, den ich schon kannte. Die Leute waren in einer großen Aufregung und standen unter Waffen, das Dorf war wie ausgestorben, da sich das Gerücht verbreitet hatte, die deutschen Soldaten kämen wieder, wie im Vorjahre, um den Tod eines zwei Tage vorher ermordeten Zauberers zu rächen. Bei meinem Anblick indes beruhigten sich die Leute; die Weiber verlassen wieder unbesorgt ihre Verstekte, da „der gute Weiße“ (mzungu mwema) angekommen sei. Des Abends bekamen meine Leute ein prächtiges Essen, während die Wakwavi in der Umgegend in tausend Ängsten waren und aus Furcht vor einem Angriff ihre Herden in Sicherheit brachten.

Am 14. treffen wir reichgesegnete Täler an, die sich vor den zahlreicheren und mit prächtigen Weideplätzen bedeckten Hügeln allmählich verengern. Im Westen zeichnen sich die bis zur Grenze von Nguru sich erstreckenden Berge am Horizont ab. Die Bevölkerung kommt uns nicht so einfach, besser gekleidet, arabisiert, hochmütiger und religiöser Eindrücken weniger zugänglich vor. Das hängt zusammen mit dem ewigen Hinüber und Herüber infolge des Handels mit den Massai und namentlich mit den Wangwana (Zivilisierten) der Küste von Pangani. So bleibt es im allgemeinen bis Mgera.

Den 16. dringen wir in das Mgerathal ein, das, wie das Land der Massai, sehr unter der Trockenheit zu leiden scheint. Rechts von uns im Norden wird der kleine Berg sichtbar, der dem Thale den Namen gegeben hat. Er hat eine Höhe von 1400 Meter, während die Thalsohle 1200 Meter hoch liegt. Von hier aus erstreckt sich die Aussicht weit in das Land der Massai und nach der Küste hin. Im Nordosten entdeckt man die gewaltige Masse des Kilima-Ndscharo mit seinem höchsten Gipfel, die für eine gewöhnliche Karawane noch 8 bis 9 Tagereisen entfernt liegt. Die Massai kommen in 5 Tagen hin. Das entspräche einer ungefähr zwanzigtägigen Entfernung von Bagamoyo, wenn nicht der Wassermangel wäre. Deshalb folgen die Reisenden gewöhnlich dem Laufe des Pangani, wenn sie nach dem großen Gebirge wollen, das so schnell die Farben wechselt.

Unsere Ankunft in Mgera hatte die Massai, die dazumal dort nur sieben Dörfer (mabumba) besaßen, stark in Aufregung versetzt. Jedes Dorf beherbergt 3 bis 4 Familien mit zahlreichen Kindern und Kindeskindern jeden Alters. Jeden zweiten Tag führten sie ihre Ochsen und Esel in größter Ordnung zur Tränke. Die Ochsen sind in ihrer Art wohl dressiert, kommen und gehen bei dem Geschäft in aller Ruhe und Gemütlichkeit. Nur ein acht- oder neunjähriger Bube führt allein die Aufsicht dabei. Als ich einige Massai kennen gelernt hatte, veranlaßte ich sie, mir ihre Patriarchen oder Familienhäupter zuzuführen,

die denn auch kamen und bei der Begrüßung mir die Hand gaben mit dem Worte: „Sbai“ (Guten Tag) worauf ich ebenfalls mit „Sbai“ erwiderte. Zu den Frauen sagt man „Tagwenja“ und sie antworten mit „Igo“. Bei meinem Anblick kamen sie aus dem Erstaunen gar nicht heraus und fügten hinzu „Musungu engai . . . mlunge“ es ist ein Weißer . . . er kommt vom Himmel . . . es ist Gott . . . du bist Gott! Ich mußte den Hut abnehmen, meine Hände zeigen, das Beinkleid hinaufziehen, Schuhe und Strümpfe ausziehen, die Ärmel zurückstreifen, um ihre Neugierde zu befriedigen, bis sie sich dann endlich überzeugten, daß die Haut nicht schwarz war. Dann wiederholten sie ihre Auslassungen über den Weißen, der Gott sei, und leisteten sich noch eine erkleckliche Anzahl anderer ebenso sonderbarer als kindlicher Äußerungen.

Meinerseits setzte ich ihnen dann auseinander, ich sei nicht Gott, sondern sein Diener und Abgesandter, um ihnen seinen Willen und ihr Heil zu verkünden. Ich fragte sie, ob ihr König, wenn ich ihn besuchte, mich wohl aufnehmen würde. Sofort antworteten sie, er würde sich sehr freuen, mir Ochsen zum Essen und Elfenbein zum Geschenk geben; wenn ich von letzterem nachher noch kaufen wollte, würden wir uns bald mit einander verständigen.

Am folgenden Tage war Zusammenkunft, um ihnen den Zweck meiner Reise mitzuteilen. Zur Vorbereitung darauf entspann sich unter ihnen eine lebhafte Erörterung über die mir zu erweisenden Ehrenbezeugungen. Jeder stand da, und wollte seine Meinung sagen, wobei dann mit dem Hirtenstock umhergeschultet wurde. Endlich kamen sie zu mir und standen der Reihe nach mit dem Stock in der Hand auf, wie in der ersten Sitzung. Mein Redner antwortete auf dieselbe Weise, so daß sich die Sache noch fast eine Stunde hinzog. Das Ergebnis lautete dahin, daß ich ihnen etwas Geld anbieten könnte und daß sie ihrerseits trotz ihrer Armut mich nach Kräften ehren würden. Doch merkte ich, daß sie mir nicht so ganz trauten und sehr argwöhnisch waren.

Am Tage darauf sagte mir ohne lange Einleitung ein alter Mann aus dem Stamme, daß seine Kinder mich für den folgenden Tag erwarteten. Ich glaubte nun nicht selbst hingehen zu sollen, da ich an dem Tage gerade bei meinem Freunde Nisonjo sehr beschäftigt war. Dieser klärte mich über das Mißtrauen der Massai gegen die Weißen auf, von denen sie den neuesten Nachrichten zufolge übel behandelt worden zu sein glaubten. Ich schickte deshalb ein Duzend Leute mit Gewehren hin. Bei ihrer Ankunft in der Nähe des Massaidorfes entstand allgemeine Panik und Flucht bei Kriegern, Weibern und Kindern. Mein Dolmetscher Alexander mußte nun sogleich Gewehr bei Fuß stellen und ihnen Zeichen der Friedfertigkeit geben. Endlich verließen sie das Gestrüpp, kamen nach und nach wieder in das Dorf zurück und boten Ochsenfleisch zum Geschenk an. Dann baten sie mich, doch nicht eher fortzuziehen, bis sie mir hätten Elfenbein anbieten können, welches ihre

Kinder holten, und mich wenigstens am folgenden Tage noch begrüßen zu können.

Ich erklärte mich einverstanden, erst ziemlich spät abzureisen und ihren Besuch abzuwarten. Bald kamen drei Häuptlinge mit leeren Händen. Von neuem machte ich ihnen begreiflich, daß ich nicht wegen ihren Geschenke gekommen sei, sondern lediglich um ihre Bekanntschaft zu machen, ihnen gute Ratschläge zu geben, die sie auch den andern übermitteln möchten — ich empfahl ihnen namentlich, ihre Plünderungszüge, selbst gegen die Watwavi, ihre Erbfeinde, einzustellen. Ich sah gleich, daß das Letztere ihnen nicht recht paßte, und so bestand ich nicht weiter darauf. Wir trennten uns, ohne über diesen letzten kitzlichen Punkt zum Abschluß gekommen zu sein. Den Watwavi mußte ich begreiflich machen, daß nur ihre schlechte Ausführung die Feindseligkeiten veranlasse und ich seitens der Massai keinerlei Versprechen habe erhalten können.

1. August. Wir ziehen in den Tembe oder das aus Terrassenhäusern bestehende Festungsdorf eines Elefantenjägers ein. Der Häuptling Mgateh hatte mich um meine Vermittelung bei den Watwavi gebeten, die ihm drei Leute getötet hatten, und ich hatte den Auftrag wohl besorgt. Der Tembe Mgateh's sieht prächtig aus. Auf der einen Seite befinden sich die Wohnungen für wenigstens fünfzig seiner Frauen. Er erwartete eine große Anzahl von Sklaven, die er von dem Ertrage seiner Jagd gekauft hatte. Wenn er erst noch drei bis vier andere Dörfer um sich hat, so wäre das eine günstige Stelle zur Verkündigung des Evangeliums.

Am 5. August langte ich mit Freuden wieder in unserer Genossenschaft zu Rhonda an, nachdem es mir geglückt war, die Bevölkerung über die Hauptwahrheiten in etwas belehrt zu haben. Gelang es doch auch, auf meiner Friedensreise eine Reihe von Streitigkeiten zu schlichten und die vielen Kriege zu vermindern, sowohl bei den Landesbewohnern als bei den Watwavi, da ihre Häuptlinge mir fest versprochen haben, nicht mehr auf die Wasigua hören und ihre gewohnten Raubzüge einstellen zu wollen.

Ubrigens können wir uns freuen über unsere guten Beziehungen zu den deutschen Offizieren Wislmann, Giese, Baron v. Gravenreuth, v. Bülow, v. Perbandt, Bronsart v. Schellendorf etc. und zu dem Geographen Dr. Baumann, der einen Tagesabstecher zu einem Besuche bei mir in Mgera machte.

Möge unter dem Segen des allerheiligsten Herzens Jesu unsere Station ein Licht- und Feuerherd werden, dessen Strahlen die Herzen dieser armen, so Gott entfremdeten Völker erwärmen! Und mögen eifervolle und edle Herzen durch ihre Gebete, Verdienste und Spenden die Errichtung des Reiches Gottes in diesen Regionen des finsternen Heidentums beschleunigen!

Aus dem Tagebuch des Grafen von Schweinitz.¹⁾

Nachdem Herr Oskar Borchart wegen Erkrankung die Expedition des Antisklaverei-Komitees, welche Handwerker nach dem Viktoria-See hinaufbringen und die Vorarbeiten für den Transport und die Inbetriebsetzung des Peters-Dampfers treffen sollte, hat verlassen und nach der Küste zurückkehren müssen, ist die weitere Führung Herrn Graf von Schweinitz zugefallen, so daß es von Interesse sein dürfte, über den Lebenslauf dieses sehr thätigen und umsichtigen Mannes Genaueres mitzuteilen. Hans Hermann Graf von Schweinitz und Krain, Freiherr von Rauder, wurde am 21. Februar 1865 zu Liegnitz geboren, verlebte seine ersten Jugendjahre in Kiel und Graudenz, später auf der Ritterakademie in Liegnitz, und trat als Fähnrich im Jahre 1883 in das Feld-Artillerie Regiment No. 10 von Scharnhorst in Hannover ein. Im Jahre 1885 Offizier geworden, kam er im Herbst auf die Artillerie-Schule nach Berlin, wo er sich dem Kolonialverein anschloß, und damals bereits sein Interesse für die koloniale Sache bethätigte. Im Herbst 1887 wurde er nach Wolfenbüttel, 1888 nach Hannover und 1889 nach Celle versetzt. Sein langjähriger Wunsch, sich an einer Expedition beteiligen zu können, wurde endlich erfüllt, er wurde als erster Offizier der Antisklaverei-Expedition zuerteilt, und hat an der Küste bereits tüchtige Proben seines organisatorischen Talentes und seiner Energie abgelegt. Diese Stellung paßte insofern vortrefflich zu seinen Neigungen, als er schon seit früher Jugend naturwissenschaftlichen Studien eine große Aufmerksamkeit geschenkt hatte, sogar einmal die ernste Absicht hegte, dies zu seinem Lebensberufe zu machen, so daß jetzt zu seiner großen Freude ihm der wissenschaftliche Teil der Expedition anvertraut werden konnte.

Im 3. Lager, 2. März 1892.

Ein herrlicher Abend auf schönem Lagerplatz! Das Gelände leicht wellig, mit spärlichem Baumwuchs. Meist Laubholz, wenig Palmen. —

Nun also von meiner gestrigen ersten Jagdpartie: Ich wanderte also mit zwei Somali und einem Sudanesen zum Fluß. Wie aber hatte sich in der Nacht der Weg geändert! Der Tropenregen nach dem maßlos starken Gewitter hatte ihn in einen Bach verwandelt, in dessen Bett wir waten, meist bis an den Leib. Dennoch kamen wir wohlgenut an der Mtoni-Fähre an und ließen uns mit dem Fährboot von drei Sudanesen den Fluß hinaufrudern.

Die Ufer waren anfänglich noch europäisch, möchte ich sagen; an die Tropen erinnerten nur die gelben Webervögel, welche ihre kunstvoll gewebten Nester an dem langen Schilf befestigt hatten.

Bald aber änderte sich das Bild, dichtes Laubholz und Palmen

¹⁾ Veröffentlicht mit Genehmigung der Ausführungskommission des deutschen Antisklaverei-Komitees in der „Deutsch. Kolonial-Zeitung“, Berlin.

in üppigster Fülle faßten die Ufer ein. Plötzlich sehen wir das Wasser sich bewegen und ein mächtiger Ribotokopi (Flußpferd) erschien. Bald sahen wir mehrere von diesen Riesenköpfen. Es war ein eigenartiger Anblick, diese Kolosse sich so in Freiheit tummeln zu sehen, die man doch bis dahin immer nur in den Zoologischen Gärten angestaunt hatte. Ein Riboko tauchte etwa 50 Schritt vor uns auf, und ich wie die drei Askaris gaben Feuer. Das Tier verschwand und ließ sich nicht mehr blicken. Wir fuhren, ohne nochmals zum Schuß zu kommen, wohl zwei Stunden „stromauf“ und kehrten endlich um. Da plötzlich sahen wir hinter uns zwei mächtige Riboko, wir folgten ihnen, und ließen uns, sobald wir in ihre Nähe kamen, lautlos treiben. Ich befahl, nur auf mein Kommando zu schießen, und stand auf dem nach vorn gerichteten Hinterteil des Bootes, zu beiden Seiten die Askaris. Die Ribokos tauchten in Zwischenräumen von mehreren Minuten immer wieder auf. Wenn sie uns so anäugelten, sahen sie aus wie Riesenspferde, denn nur der obere Teil des Kopfes wurde sichtbar. — Plötzlich tauchte, ungefähr 40 Schritte von uns, wieder ein Kopf empor, ich zielte, und — Wapenti! Wapenti! brüllten die drei Sudanesen Ruderer und zeigten auf ihre Stirn! Zuerst wollte ich es kaum glauben, daß ich das Tier tödlich getroffen hatte, doch als das Riboko kaum einen Augenblick unter Wasser blieb, sich dann empor-schnellte und der ganze gewaltige Körper sich mehrfach überschlug, da begann ich zu hoffen, daß die Beute mir sicher sei. Meine und der Somali Freude war nicht gering, denn wir hofften, das Tier würde alsbald verenden, doch da täuschten wir uns gewaltig. In die Nähe konnten wir nicht kommen, unser Boot würde durch die stürmischen Bewegungen des Verwundeten in tausend Stücke zerschmettert worden sein. So folgten wir denn dem sich ununterbrochen wälzenden und langsam hinabtreibenden Tiere; mir lag ja so viel daran, es als erste Jagdbeute zu erhalten. Ich ließ nun aus den Mausergewehren der Askaris mit größtmöglicher Ruhe Feuer geben, so oft es ging. Mindestens 20 Schuß mußten den dicken Kopf getroffen haben, aber von „Verenden“ war noch nicht die Rede. Es war eine aufregende Verfolgung. Die Askaris hatten sich verschossen, ich fast gleichfalls. Wir waren längst am Fährhaus vorbei getrieben, als sich das zweite Riboko wieder einfand, und die Sache nun kritisch wurde. Einen Schuß hatte ich noch, und diesen mußte ich dem Tier in den gewaltigen Rachen schießen, als es kaum einige Schritt von uns auftauchte. Jetzt hatten wir uns alle verschossen und konnten nur in großer Entfernung folgen, da ich die Jagd immer noch nicht aufgeben wollte. Es wurde zwei, drei Uhr, einmal schien das Tier auf einer Sandbank liegen zu bleiben, wir sahen seine vermeintlichen Todeszuckungen und jubelten — zu früh! — bald schnob es ruhig weiter. Nun wurde Beratung mit den Negern gehalten, die mich vertrösteten, daß das Tier in der Nacht verenden würde, aber nicht früher — und bis dahin sei nichts zu machen.

So mußten wir also zurück ohne die ersehnte Jagdbeute, ich bot aber den Ruderern zehn Rupien für den Kopf, und hoffe, sie bringen ihn mir noch.

Mit einem mächtigen Hunger langten wir am Fährhaus an (ich hatte den ganzen Tag nichts zu mir genommen als den Inhalt meiner mit Thee gefüllten Feldflasche), aber leider gab es nichts zu essen. Endlich brachten ein paar Leute Zuckerrohr, das ich ihnen abkaufte. Ein Bund von 15 Stangen, je ein Meter lang und ein Zoll Durchmesser, für $\frac{1}{2}$ Rupie. Nun sog ich daran mit meinen Somali um die Wette, es war auch erfrischend, aber bald bekam man es satt, und mit wahren Heißhunger fiel ich, im Lager angekommen, über ein Huhn her, welches mir mein Boy zubereitet hatte!

Lagerplatz W. Mikeffe, am 17. März 1892.

Wieder herrliche Gegend! Alles aus dem Lager bereits fort, nur einige wenige, zerstreut liegende Lasten harren noch ihrer Träger und ich will die Zeit, bis diese erscheinen, dazu benutzen, in meinem Bericht weiter fortzufahren. —

Der Lagerplatz liegt auf einer Anhöhe. Vor mir, nach Norden und Osten erheben sich höhere schön bewaldete Hügel, auf deren Abhang uns gestern unsere Straße führte. Nach Süden hat man in Folge Buschwerks keinen Ausblick. Diese Morgenzeit ist köstlich, die Sonne übt da noch nicht die erschöpfende Wirkung aus, und die ganze Natur hat nach dem starken Morgentau einen frischen, frühlingartigen Charakter.

Der Abend mit seinem wundervollen Sternenhimmel ist ja auch sehr schön, aber in der ersten Zeit störten mich da die Heimgen oder wie das Getier heißen mag, durch ihr Summen so gewaltig, daß sie mich ganz taub gemacht hatten. Jetzt habe ich mich bereits daran gewöhnt!

Der gestrige Marsch war ziemlich anstrengend, wenn auch schön! — 5 Stunden ohne die Pausen. — Das Marschieren strengt hier doch weit mehr an als in Deutschland. Ich marschierte ab um 8 Uhr 35 Minuten und kam um 3 Uhr 55 Minuten an. Das Gelände war sehr hügelig. Der Boden hatte nicht mehr den Sandcharakter, die Landschaft war meist leichter Steppenwald, nur die Ruppen waren meist dicht bewachsen. Ich fing verschiedene Insekten, besonders Spinnen, doch soll die beste Ausbeute darin erst nach der Regenzeit sein. Zum ersten Mal trafen wir klares Wasser. Vorgestern im Lager bei Ko gab's eine dicke gelbe Sauce, die sich Wasser nannte!

Mein Befinden ist fortdauernd befriedigend. Ich habe einen gesegneten Appetit und esse möglichst viel Reis! Reis mit Schaf, Reis mit Ziegenleber, Reis mit Kakao — wenn das nicht anschlägt!

Im Lager bei Ringo Dorf, den 20. März 1892.

„Gestern noch auf stolzen Rossen!“ so kann auch ich heute singen, denn während ich mich beim letzten Schreiben noch meiner Gesundheit

rühmte, war schon ein Fieberanfall im Anzuge, den ich mir doch wohl durch den langen Marsch im Sumpf und das zwölfstündige Fasten dabei zugezogen hatte.

Ich schrieb des Nachmittags noch fleißig, doch als ich aufstand, fühlte ich mich steif. Als bald trat ein Frösteln ein. Ich nahm Chinin, der Puls erhöhte sich — kein Appetit, bedeutendes Unbehagen. Fest in warme Decken gepackt, verbrachte ich eine recht ungemütliche Nacht, war aber am Morgen fieberfrei, wenn auch schwach. Ich nahm nochmals Chinin, und zwar eine ziemlich starke Dosis, $1\frac{1}{2}$ Gramm, und der Fieberanfall blieb aus. Allerdings hatte ich gestern einige Beschwerden als: Ohrenjauchen u. s. w., aber was will das sagen!

Heute besuchte ich die Missionsstation Mrogoro, sie liegt etwas abwärts von der Karawanenstraße, am Abhang eines hohen Berges, und die Anlagen zwischen den Felsen sind wildromantisch, die Station selbst reizend. Es lebt dort ein Pater*) und ein Bruder, letzterer sprach deutsch. Die Häuser sind aus ungebranntem Lehm und Holz sehr hübsch ausgeführt. Kapelle und zwei Häuser, dazwischen die Ställe. Anlagen von Kokospalmen, Kaffeeplantage und Vanille, dabei erziehen sie 24 Kinder. Ganz besonders interessierte mich die Kaffeeplantage auf deutschem Boden. Ich wurde sehr freundlich aufgenommen, frühstückte dort, und bald hatte ich auch hier eine „Geschäftsverbindung“ angeknüpft. Der Pater versprach mir, Insekten für mich zu fangen und sie Bruder Oskar zu übermitteln, ebenso erhielt ich das Versprechen, daß sie nach der Ernte an diesen ein Packet Kaffee schicken würden, was Bruder Oskar als bald an Euch absenden soll. Ich hoffe, es wird Euch Freude machen, deutschen Kaffee zu trinken, da wohl noch kein solcher nach Deutschland gelangte. Vielen meiner Bekannten dürfte es sicher interessant sein, wenn Ihr ihnen von der Sendung eine Probe zuschicken möchtet.

Im zweiten Lager nach Passieren des Lugerengere,
den 23. März 1892.

Soeben kommt der Postbote, d. h. ein Neger mit der Post von Kilossa (Kondoa). Er hat fast nur Dienstbriefe; wird also möglichst sicher sein, und ich will daher noch schnell meine Korrespondenz nach Europa fertig stellen, um sie morgen dem Knaben mitzugeben. Diese Leute, denen die Post anvertraut wird, sind Prachtkerle! Dem Gesicht dieses jungen Burschen hier sieht man sofort seine Intelligenz und frische Offenheit an. Bei uns daheim würde man sich über jeden Bauernjungen mit solchem netten Gesichtsausdruck freuen!

Ich komme so oft wieder darauf zurück, wie ganz anders, wie intelligenter ich die Neger gefunden, als ich erwartet. Ich werde nach

*) Gewöhnlich wohnen auf jeder Station 2 Patres, aber der Obere von Mhonda, P. Porné, befindet sich eben in Deutschland, wo er bereits an vielen Orten Vorträge gehalten hat.
Die Red.

der Heimkehr mit meiner Ansicht über sie nicht zurückhalten, und von „Halbmenschen“ u. s. w. soll mir niemand mehr etwas vorfabeln!

Der Besuch unserer beiden Kamele unterbrach meine Regerbetrachtungen. Es sind liebe, zuthunliche Tiere, die schnell meine Vorliebe für sie erkannt haben, und deren Liebkosungen manchmal so stürmisch werden, daß sie mich, wie eben jetzt, beinahe umstoßen. Freilich mein Sessel ist ziemlich wackliger Natur! Diese Kamele spazieren frei im Lager umher und haben, trotz ihrer Größe, etwas Bartes, ich möchte sagen Zierliches!

Ich will heut nochmals erwähnen, wieviel die neue Posteinrichtung dazu beitragen wird, die Verbindung mit der Heimat, selbst nach Ankunft am Viktoriassee aufrecht zu erhalten. Ich teile es Euch schon mit, daß das Kaiserliche Gouvernement in Dar-es-Salaam seit Anfang dieses Jahres eine Post bis Bukoba errichtet hat, welche, wenn sie sich, wie doch zu hoffen, bewährt, nicht wenig zum Gedeihen unserer Kolonien beitragen dürfte! Eine Hamburger Firma, glaube ich, hat es übernommen, in den ersten Tagen des Monats, je nach Ankunft des deutschen Postdampfers, von Dar-es-Salaam aus die Post ins Innere zu befördern. Jede solche Karawane besteht aus 5 Trägern und einem Führer, sie tragen auf der Brust ein großes Schild mit der Inschrift: Kaiserliches Gouvernement, und sind mit Mausergewehren, Modell 91, bewaffnet. Trotzdem sie Postfächer im Gewicht bis 10 Kilo tragen müssen, ist ihr Marsch doch auf täglich 10—12 Stunden festgestellt, gewiß keine kleine Leistung bei den hiesigen Verhältnissen. Der Weg dieser Postkarawane geht über Mwapwa, Tabora nach Bukoba. In Bukoba empfängt sie dann die dortige Post und tritt sofort den Rückmarsch wieder an. So ist es denn möglich, daß die Post von Dar-es-Salaam bis Bukoba und zurück kaum $3\frac{1}{2}$ Monat brauchen wird. Vor einem Jahr noch hätte wohl kaum jemand hier gehofft, daß die Postverbindung von Europa mit unserer äußersten deutschen Station am Viktoria-Nyanza so bald und günstig ins Leben gerufen werden könnte.

Afrikanische Post.

Marienbergl (Kamerun), 28. Mai 1892.

Ich darf nicht vergessen, nochmals unseren Wohltätern für die herrliche Weihnachtsgabe, die Locke, zu danken. Sie erregte allgemeines Staunen und große Bewunderung; von allen Seiten kamen die Herren Schwarzen, um so etwas nie Gesehenes anzuschauen. Seitdem kündigt sie jeden Tag dreimal des Tages das Lob des Schöpfers und der allerseligsten Jungfrau. Herzlichen Dank hiermit im Namen der ganzen Mission.

Der hochw. P. Max Kugelmann schrieb uns, daß Sie nähere Kenntnisse über die Verhältnisse betreffs einer Sägemaschine wünschen.

Hier sowohl direkt auf eignen Grund und Boden als unweit von fernem Gebiet des King Toco stehen eine Unzahl von herrlichen Stämmen. King Toco gab uns die Erlaubnis, Holz überall in seinem Gebiet zu fällen.

Das Holz ist meistens sehr hart, kommt immer an Härte dem Eichenholz gleich, oft aber ist es so hart wie Eisen, also für fast eine Ewigkeit dauerhaft. Die Stämme sind von den verschiedensten Dimensionen, es finden sich solche von 20—50 cm Durchmesser.

Meiner Ansicht nach müßte, gleich wie in Brasilien, zum einfacheren und leichteren Betriebe die Sägemaschine zum Holz gebracht werden, was durch Legung von Feldschienen leicht ermöglicht werden könnte, die Entfernung dürfte kaum einen Kilometer übersteigen.

Eine leichte Lokomotive oder was noch besser wäre, ein leichter Benzin- oder Petroleummotor, der auf Rädern fortgeschafft werden könnte, müßte die Maschine treiben und die Betriebskraft herstellen. Wenn der Dampfessel nicht überschwer ist, könnte er ganz gut transportiert werden. Wenn die Arbeitskraft hier nicht so schwer zu beschaffen wäre und die Neger schwerer Arbeit, wie das Sägen mit einer Handsäge es ist, mehr zugänglich wären, könnte man vielleicht mit einer Handsäge genug Bretter für unsern Bedarf schneiden. Aber wie die Umstände liegen, würde ein hier gesägtes Holz teurer, als von Hamburg bezogenes Holz kommen. Jedenfalls ist es ratsam, mit der Anschaffung zu warten bis ein Bruder Schlosser, der sich auf Maschinen versteht, mit der nächsten Expedition herankommt, und die Sache sich angesehen hat. *)

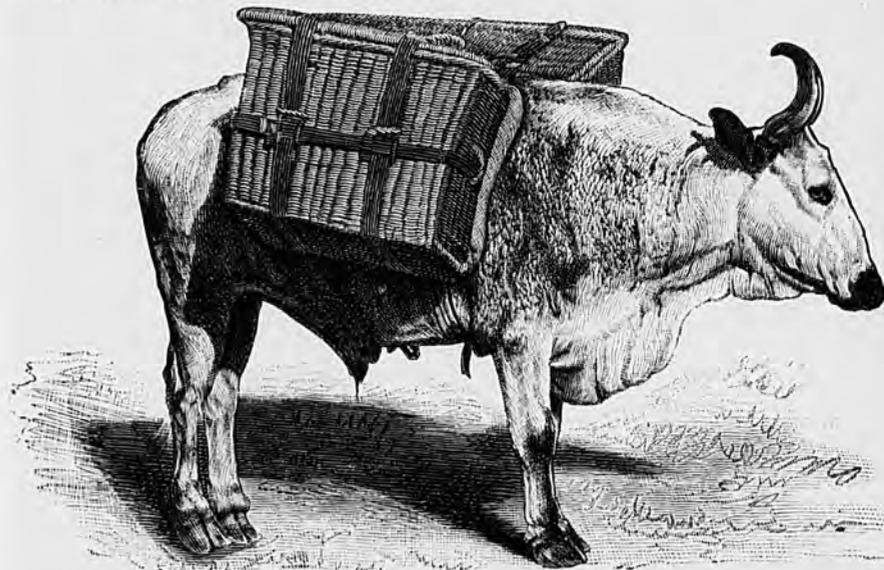


Soldat der deutschen Schutztruppe in Afrika.
(Feldmarschmähtig ausgerüstet.)

Von Tag zu Tag kommt die eigentliche Regenzeit mit ihren täglichen besonders großen Regengüssen näher, fast regelmäßig jede Nacht braust ein Tornado (Gewitter) vom Lande oben (Zidio) und fegt so gewaltig einher, als wolle er die Oberfläche der Erde glatt rasieren, es blitzt und donnert dabei so schrecklich, daß einem ein Gefühl der Furcht beschleicht; das Haus wankt und zittert in allen

*) Wir bitten Fachleute, speziell Herrn Ingenieur C. in D., sich nach Vorstehendem gütigst äußern zu wollen. Di. Red.

seinen Jugen, und wenn der Sturm sich gelegt hat, kann man mit Bedauern die niedergerissenen Stämme der mächtigsten Bananen und Planten, die noch vor kurzem so große Hoffnung gewährten, zählen und beseitigen. Man möchte meinen, in diesem wüsten Treiben der Natur zeige sich der Kampf, den die beiden Jahreszeiten: Trocken- und Regenzeit, führen, um einander zu verdrängen, und doch — wenn der Kampf auch noch so bitter geführt wird und die Trockenzeit ihr ganzes schweres Geschütz gegen ihren Widerpart, die Regenzeit, aufführt, die Sache der Gerechtigkeit siegt jedesmal dabei, denn jede Jahreszeit kommt doch an ihre rechte Stelle.



Afrikanischer Packochse.

Froh ist der Tropenbewohner, wenigstens der von Europa kommende, wenn die Entscheidung gekommen ist, denn gerade diese beiden Übergangszeiten sind die schlimmsten in Bezug auf Gesundheit, und während dieser überfällt der unangenehme Gast des Malariafiebers den Europäer. Leicht zu erklären ist es ja, warum in den Übergangszeiten das Fieber am meisten wütet, denn zur Regenzeit überschwemmen die Flüsse, an denen Kamerun so überreich ist, die Niederungen. Besonders die Gegenden an der Mündung Malimbo, eine ziemlich bewohnte Strecke gegen die Mündung des Flusses, ist z. B. zur Zeit des höchsten Wasserstandes vollständig unter Wasser; selbst mehr oberhalb, in der Nähe unserer Mission, wird jährlich Pungo Sungu zur selben Zeit überschwemmt. Das Wasser drängt, nachdem es die Ufer überschritten hat, den

Niederungen zu, wo dann die großen Sümpfe, die allenthalben hier zu finden sind, gebildet werden. In den Übergangszeiten werden entweder sumpfige Uferstellen durch Fallen des Wassers bloßgelegt und allmählich ausgetrocknet, oder aber, wenn es sich um den Übergang von der Trockenzeit zur Regenzeit handelt, werden dabei viele Fieberkeime enthaltende Stellen allmählich versumpft und unter Wasser gesetzt. Welche bedeutenden Stellen Landes regelmäßig überschwemmt werden, kann man berechnen, wenn man sieht, daß die Differenz zwischen dem höchsten und niedrigsten Wasserstand ungefähr 10 Meter beträgt. Kein Wunder also, wenn Kamerun so ein Fieberland ist, und kein Wunder, wenn man froh ist, wenn die Krisis, d. h. der Übergang, überwunden ist.

Vor kurzem hatten fast zu gleicher Zeit vier unserer Brüder das Schwarzwasserfieber, von denen zwei so frank darniederlagen, daß ein tödlicher Ausgang befürchtet wurde, einer derselben empfing denn auch schon die Sterbesakramente. Daß ein Schwarzwasserfieber ungemein schwächt und gefährlich ist, geht daraus hervor, daß dabei große Mengen Blutes an Stelle des Harnes sich ausscheiden, was natürlich eine große Schwächung der Konstitution veranlaßt, zumal fast jeder Tropenmensch nach und nach an Blutarmut zu leiden beginnt. Die meisten, welche hier sterben, werden vom Schwarzwasserfieber dahingerafft.

Ich glaube daher, Kamerun, d. h. das Küstengebiet, wird auf eine gewisse Entfernung niemals fähig sein, europäischen Einwandern die Heimat zu ersetzen, denn wehe dem, der in der Sonnenhitze einen Boden so reich an Fieberkeimen unter den Anstrengungen einer regelmäßigen, harten Arbeit, wie in Europa, bebauen wollte! Meiner Ansicht nach, die ich aus Erfahrungen gewonnen habe, würde ein solcher keinen Monat hier arbeiten, ohne sofort entweder völlig arbeitsunfähig oder vom Fieber dahingerafft zu werden.

Gewiß arbeiten wir auch, und gerade jetzt zur Zeit des Anfangs sind wir gezwungen, härter und anhaltender zu arbeiten, als es die Gesundheit und die Verhältnisse des Klimas erlauben, denn wir müssen vorwärts kommen. Dennoch muß unsere Thätigkeit sich später darauf beschränken, die Einwohner, besonders die Jugend, zur Arbeit anzuhalten und zu erziehen und die Arbeitslust in ihnen zu erwecken.

Welche schädliche Wirkung schon allein die stechende Sonnenhitze auf den Körper ausübt, kann man fühlen, wenn man einige Stunden in derselben hart gearbeitet hat; ich möchte sagen, ein jeder Nerv, eine jede Fieber zittert und bebt, während der Kopf durch starken Blutandrang so eingenommen ist, als sei ein Schlaganfall nahe. Rechnet man die Fieberanfalle und verhältnismäßig magere Kost dazu, so kann man sich nicht mehr wundern, wie das menschliche Leben sich hier so rasch verschleißt.

Kameruns Küste also wird wohl niemals ein möglicher Platz für europäische Auswanderer sein. Freilich einen Punkt giebt es noch an

der Küste, wo vielleicht auch Europäer arbeiten und leben können wie im Vaterlande, und das ist das Kamerungebirge; dort soll nach den Aussagen von Naturforschern das Klima dem Europäischen fast gleich sein und fast alle europäischen Gartengewächse gedeihen. Der Boden soll von einer fabelhaften Fruchtbarkeit sein, da das ganze Gebiet vulkanisch ist. Die Bevölkerung dort ist jedoch noch recht wild, trotzig und unbändig. Hat ja Freiherr Hauptmann von Gravenreuth seinen Tod dort gefunden, so daß eine baldige Erschließung des Gebietes für die nächste Zukunft nicht zu erwarten ist.

Auch das Hinterland von Kamerun soll, wie Herr Lieutenant Morgen und Herr Zentz, der schon geraume Zeit die Saunde-Station befehligt, behaupten, gesund und fieberfrei sein. Herr Zentz sagt, es lasse sich dies auch erklären aus der völligen Abwesenheit von stehendem Wasser. Daß es hoch liegen muß, kann man sehen, denn schon von Oeda aus erblickt man eine ganze Kette von Gebirgszügen. Aber eben auch dieses Gebiet muß erst erschlossen werden, da die Handelswege noch von feindlichen Stämmen besetzt gehalten werden. Freilich, mit der Zeit werden diese dem allmählichen Vordringen der Europäer weichen müssen, so daß Kameruns Innere, wenn die Berichte dieser Herren richtig sind, noch ein recht wertvolles Gebiet für das deutsche Vaterland werden könnte.

Was das Vordringen der Weißen hier so sehr hindert und erschwert, ist die Eifersucht und Gewinnsucht der Schwarzen. Man sagt, der Schwarze ist ein geborener Händler, die Kameruner übertreffen sicher die Juden und Armenier an Schlaueit, Verschlagenheit und List beim Handeln. So sieht denn jeder der Küste naher Stamm sein Hintervolk als Buschvolk an, das ausgebeutet werden muß, so gut es eben angeht.

Darum sind sie so sehr eifersüchtig darauf bedacht, jedes Vordringen der Weißen und des vorderliegenden Stammes zu hindern; durch ihre Hände soll die Ware an ihre hinterliegenden Nachbarn gehen, denn der Schwarze handelt nur mit 50 bis 100 Prozent Gewinn. Daß dieses Handelssystem ein großes Hindernis für das Vordringen der Kultur ist, wird man erklärlich finden, besonders den Geist verschließt es für jede höhere Neigung, da das Krämerherz für edlere Gedanken nicht zugänglich ist. Schon der kleinste Kamerunjunge kennt als höchstes Ziel seines Lebens nichts anderes als Handeln, und wenn er, wie Kinder gewöhnlich thun, sich die Zukunft recht schön ausmalen will, so denkt er sich, ein großer Händler mit so und so vielen Sklaven und Buschfaktoreien zu werden. Ich frug neulich einen solchen Jungen unserer Mission, „welches Handwerk willst Du denn lernen?“ „Kein Handwerk,“ sagte er, „sondern recht gut kaufen möchte ich lernen.“ Daß wir diese Ideen allmählich zerstören müssen, ist natürlich, denn sonst würden unsere einstigen Christen gar wenig vom Christentum ausüben, und alle unsere Opfer, Plage und Mühe wäre nutzlos und verloren.

Welche schädliche Entwicklung dieser Handel auf die gesamte Bevölkerung ausübt, kann man so recht an den Duallas (Kamerunern) sehen. Schon die Kinder besitzen einen so stolzen, herrischen, unbändigen, listigen und verschlagenen Charakter, daß man zuweilen bei ihrem Auftreten und Forderungen ganz sprachlos vor Staunen wird. Wahr ist es jedoch, daß dieser Umstand auch für eine bessere und raschere Entwicklung ihrer geistigen Fähigkeiten spricht. Unsere Schuljungen haben denn auch in der verhältnismäßig kurzen Zeit ihres Studiums erstaunliche Fortschritte gemacht. Jedoch, was nützt es, wenn der Geist und nicht das Herz sich bilden läßt? Ja, Geduld, liebevolle Geduld sind erforderlich, um die Kameruner zu erziehen, um sie zu wahren Christen zu machen! Möge doch der liebe Gott uns beistehen, diese harte mühe- und dornenvolle Arbeit recht zu vollbringen; wenn nicht Gottes Gnade diese Herzen erwärmt und erweicht, ist Menschenarbeit vergebens. O, möchten doch darum alle unsere Wohlthäter inständig beten, denn unsere Arbeit ist auch ihre Arbeit, unser Ringen ihr Ringen, unser Erfolg aber wird auch ihr Erfolg und demnach unser Lohn im Himmel auch ihr Lohn im Himmel sein.

Im Durchschnitt wird des Herrn Wort auch bei uns wahr; denn während die Großen (d. h. die Freien hier) ihr Herz ihm nicht öffnen, nehmen die Kleinen (die Sklaven) und Armen begierig seine Lehre auf.

Wie ich schon früher bemerkte, wird eine sichere Entwicklung der Mission nur dann möglich sein, wenn wir Sklavenkinder ausbilden und christliche Dörfer ansiedeln. Wir haben schon mehrere angekauft, jedoch werden wir binnen kurzem eine längere Reise unternehmen; ganz nahe von hier soll ein Handelsplatz sein, wo viele Sklaven jährlich verkauft werden, nur sind die Bewohner in der Nähe des Flusses so sehr mißtrauisch, daß sie keinen Verkehr vom Flusse her mit den Eingeborenen dulden. Wir werden deshalb einen Umweg machen müssen, auf dem wir allmählich auf den Fluß zu vorrücken können.

Nach Edea, wo wir im vorigen Jahre eine Station anlegten, kommen heuer fast keine Sklaven mehr zum Verkaufe, es müssen Störungen im Innern bei einigen Stämmen vorgekommen sein, oder vielleicht hat die nach dem Innern gehende Expedition dieselbe verursacht.

Sonst macht Edea Fortschritte, das Haus nebst Arbeitshallen und den übrigen notwendigsten Räumlichkeiten steht fertig. Bald wird auch diese Station sich bevölkern und von ihr das Licht des Glaubens hinaus in die Finsternis des Irrtums leuchten. Sobald unsere neuen Mitbrüder, die wir sehnsüchtig hier erwarten, eintreffen, werden wir mit neuem Eifer unsere hohe aber schwere Arbeit mutig fortführen.

Möge der liebe Gott uns Stärke und Kraft verleihen: Darum mögen unsere lieben Wohlthäter Gott, den Geber aller Gaben, ansehen.

P. Walter.

Tabora, Anfangs 1892.

Bekannt sind die mannigfaltigen Schwierigkeiten, die sich bislang der Missionsthätigkeit im apostolischen Vikariat von Unjanjembe entgegenstellten. Zu Anfang hatten unsere Oberen die Errichtung mehrerer Stationen beschlossen. Für die meisten stellte sich die Unmöglichkeit heraus, und selbst die wirklich gegründeten mußten wieder aufgegeben werden, bald wegen der unaufhörlichen Kriege unter den Häuptlingen, bald wegen der häufigen Todesfälle unter den Missionaren. Das Waisenhaus zu Nipalapa war inmitten der größten Schwierigkeiten aufgeblüht. Sife, der Häuptling der Gegend, führte fast zehn Jahre hindurch stillen und tückischen Krieg gegen unsere Mitbrüder und machte ihnen durch fortwährende anmaßende Ansprüche das Leben sozusagen unmöglich. So ging es weiter bis zum Kriege zwischen den Deutschen und den Arabern. Damals mußte das in bester Entwicklung begriffene Waisenhaus verlassen werden. P. Schynse gelang es, mit fast allen Kindern nach Bukumbi zu entkommen, aber er mußte beträchtliche Songo (Abgaben) zahlen. Größere Mühe kostete es P. Hauttecoeur und P. Chevallier, aus Tabora zu entkommen. Sie wurden von dem Wangwana, der ihre Karawane führen sollte, verraten. P. Hauttecoeur sah sich dann zur Zahlung einer großen Geldsumme an Sife gezwungen, der ihn endlich abziehen ließ.

Dem damaligen apostolischen Provikar P. Girault war es nach vielen Versuchen endlich geglückt, sich an der Grenze des Vikariats, in Ujambiro, niederzulassen. Kaum hatten unsere Mitbrüder ihr Haus aufgeführt und ein Paar Maniokfelder bestellt, als die schrecklichen Wangoni das Land bedrohten. Einen Monat hindurch mußte man Tag und Nacht Wache stehen. Die Lage gestaltete sich derartig, daß Mgr. Livinhac die Rückkehr nach Bukumbi anbefahl. In diesem gastlichen Lande fand sich nun das Gesamtpersonal der beiden Vikariate Nyanza und Unjanjembe vereinigt.

Während des Krieges waren die Verbindungen mit der Küste gänzlich unterbrochen. Aus Algier konnte keine Karawane kommen, und Mgr. Livinhac beschloß damals, Nyagezi, das in ein Paar Monaten aufgebaut war, zur Unterbringung der Flüchtigen zu gründen. Die Station ist „Unserer Lieben Frau zu den Verbannten“ geweiht. In diese Lage der Dinge fiel die Durchreise Stanley's. Mgr. Livinhac benutzte die Gelegenheit, um P. Girault, dessen Augen sorgfältige ärztliche Behandlung erheischten, nach Europa zurückzuschicken. Nach seiner Abreise sollte leider der Tod die Zahl der Missionare empfindlich lichten. Dann mußte auch P. Hauttecoeur nach Frankreich zurückkehren.

Die Missionäre vom Nyanza hatten sich wieder in ihre Missionen begeben können; aber die aus Unjanjembe konnten bei ihrer geringen Anzahl an die Wiederaufnahme der unterbrochenen Arbeit nicht denken. Sie mußten also gezwungener Weise auf Verstärkung aus Algier warten. Und diese kam endlich, es war die Karawane vom Juli 1890. Die

Missionare verließen Bagamoyo Anfang September und langten nach dreimonatlicher Reise in Bukumbi an. Obgleich kaum erst von einer Krankheit genesen, hatte sich Msgr. Hirth soeben nach Buganda eingeschifft. Die Ankömmlinge mußten deshalb die Rückkehr des allein mit der Neueinrichtung betrauten hochwürdigen Herrn Bischofs abwarten. Das dauerte sechs Wochen. Inzwischen befaßte sich jeder mit der Erlernung der einheimischen Sprachen und leider auch noch mehr mit der Behandlung des Fiebers und anderer Krankheiten, wie sie fast ohne Unterlaß die Missionare befallen. Der Herr Bischof langte gegen den 11. Januar in Nyagezi an und trotz Fieber und Körperschwäche begab er sich sofort ans Werk. Jeder schnürte seine Pakete, seine Ballen, befaßte sich mit der Einrichtung der Karawane u. s. w. Am 4. Februar schiffte sich Msgr. Hirth frohgemut mit 7 Missionspriestern, 2 Brüdern und 2 schwarzen Ärzten ein.

Am Tage darauf setzten die übrigen fünf Missionare über die Bucht und reisten von da nach Ushirombo.

Schon seit langem richteten wir unsere Blicke nach Ushirombo. Msgr. Livinhac und mehrere Missionare hatten vor 6 oder 7 Jahren diese Gegend besucht, die ihnen zur Errichtung einer Mission ganz günstig vorkam. Damals war das Land reich und stark bevölkert, aber seitdem ist mitsamt den angrenzenden Ländern alles von den Wangoni verwüstet worden. Nachdem Msgr. Hirth bei den durch Bukumbi gerade durchreisenden deutschen Offizieren jede erwünschte Erkundigung eingezogen hatte, ordnete er die Abreise an. Es war Gottes Wille, also voran!

Indes schickte der liebe Gott uns eine kleine Prüfung, und der Böse hätte beinahe die neue Gründung vereitelt. Die deutschen Offiziere, die soeben mit den Wangoni fertig geworden waren, hatten dem Herrn Bischof gesagt, in Ushirombo sei alles ruhig. Dem war auch so. Aus Vorsicht ließen wir indes die eine Hälfte unseres Gepäcks in Bukumbi unter der Hut zweier Missionare, die später zu uns stoßen sollten, zurück. Soeben waren wir an der Haltestelle zu Busisi angekommen und hatten uns seit kaum einer Stunde in unserem Zelte zur Ruhe gelegt, als plötzlich ein Schuß fiel. Einer der Leute der Mission kam gerade aus Ushirombo vom Salzholen zurück. Er teilte uns mit, daß die Wangoni nur eine Tagesreise von Ushirombo entfernt stehen und zwar in Lonzewe, und daß überall Hungerstot herrscht. Das genügte allein schon zu unserer lebhaften Beunruhigung; wenn diese Kunde vor der Abreise des Herrn Bischofs nach Bukumbi gedrungen wäre, so hätten wir wohl nicht abzureisen brauchen. Aber der liebe Gott sieht weiter, als wir. Er hatte uns nur prüfen wollen.

„Was nun thun?“ meinte einer von uns.

„Wir wollen erst, so gut es geht, schlafen und morgen sehen, was der liebe Gott uns eingiebt.“

Morgens früh suchten uns unsere Mitbrüder aus Bukumbi, die

beim Aufstehen von der unangenehmen Neuigkeit gehört hatten, auf, um sich von uns zu verabschieden. Wir berieten mit einander. Also Krieg und Hungerstot stehen in Aussicht. Wie sollen wir da unsere Waisen und die mit uns ziehenden Christenfamilien durchbringen? Trotz der bangen Lage glaubte doch jeder für die Weiterreise stimmen zu sollen. Also, reisen wir ab.

„Und die Träger, wie sollen wir die unterwegs ernähren?“

„Das wird sich hoffentlich schon machen. Wenn der liebe Gott die Mission in Ushirombo haben will, wird Er uns nicht im Stich lassen.“ —

Und das hatte der liebe Gott auch wohl von uns erwartet. Der Vorsicht halber aber wollten wir doch nach 3 oder 4 Tagemärschen zuverlässige Erkundigungen einziehen. Unter solchen Verhältnissen traten wir die Weiterreise an.

Die ersten Tagen reichte die Nahrung vollständig hin für unsere 120—130 Köpfe zählende Karawane, wengleich wir uns so sparsam wie möglich einrichten mußten. Am 4. Tage besicherte uns der liebe Gott, dem also unser Entschluß wohlgefällig zu sein schien, eine angenehme Überraschung.

Gegen Abend kam ein Mann zu uns ins Lager mit der Meldung, daß der König des Nachbarlandes uns erwarte, um uns ein Geschenk an Mutama zu verehren. Bei Hungerstot war das bei Leibe nicht zu verachten! Und dann, ein Regerkönig bietet etwas an, statt für den Durchzug seinen Hongo zu verlangen! Entschieden müssen sich hier zu Lande seit einiger Zeit die Verhältnisse geändert haben!

Unser Glaube indes, wir würden den König auf unserm Wege antreffen, sollte irrig sein. Zu unserer nicht geringen Überraschung teilte uns am Morgen darauf unser Karawanenführer mit, wir hätten den direkten Weg rechts liegen lassen und seien nunmehr auf dem Wege zu Mapilly, dem in Rede stehenden Häuptling. Sicherlich hatten unsere Schutengel mit unseren Busuikuma, denen es ihrerseits nur um einen fetten Bissen zu thun gewesen war, im Einverständnis gehandelt.

Ohne es gewollt oder beabsichtigt zu haben, gelangten wir bei dem wackeren Manne, für dessen Beteuerung man beten sollte, an. Unser Gastgeber bewillkommnete uns am Thor seines Dorfes mit seinem ganzen Hofe bei vorausgetragener deutscher Fahne. Er ist von untersehter, corpulenter Statur, sein munteres Aussehen verscheuchte jedes Mißtrauen in uns. Er führte uns in die Nähe seiner Hütte in den Schatten der Bäume. Es war ungefähr 8 Uhr morgens. Sogleich ließ er für uns Pombe und Milch auftragen, damit sich jeder nach Gutdünken erfrischen konnte, und das alles in sehr sauberen Gefäßen. Während wir mit einander plauderten, befahl er seinen Frauen, Mutama herzubringen, was denn auch sogleich geschah. P. Lombard ließ dann einen Sack zur Überbringnung des Mutama holen. Aber war der Sack groß! Als

Mapilly ihn sah, lachte er recht herzlich und sagte zu seiner Umgebung: „den Sack mache ich voll!“

Wie gesagt, so gethan: sofort füllten die Frauen den Sack bis oben an.

Es war also gegen 8 Uhr morgens, d. h. wir durften dort nicht rasten. Als wir nun wieder zu unseren Trägern kamen, riefen sie alle, die Sonne stehe schon zu hoch, und der Marsch sei noch lang; man müsse dableiben. Damit schien Mapilly recht einverstanden zu sein, und wir mußten nachgeben. Ubrigens kam dabei auch ein Ruhetag heraus, den die Träger recht gut brauchen konnten. Unser Gastgeber schenkte uns ferner zwei Hammel und dann noch einen fetten Ochsen; am Abend kamen noch frische Pataten, Milch und Pombe hinzu. Das war ein wahrer Segen. Der Ochse wurde sogleich geschlachtet und verteilt, und kaum ein Stündchen darauf brodelte es in allen Kesseln.

Während des allgemeinen Abkochens versügte sich Mapilly in unser Lager. Er lachte herzlich über die Freude, die er unsern Leuten mit seinem Ochsen gemacht hatte. Natürlich sangen diese sein Lob in allen Tonarten. Auf einem Karawanenzuge besingt ein Schwarzer eben alles und jedes.

Gegen Abend mußten wir unsererseits unser Geschenk machen. Der dasselbe überbringende Nyampara kam mit folgendem Bescheide Mapilly's zurück:

„Sage den Weißen, daß ich das nicht wegen eines Geschenkes gethan habe. Und wenn sie mir nichts gegeben hätten, so hätte ich es doch gethan. Denn es freut mich, wenn Weiße mit dem Lächeln auf den Lippen zu mir kommen.“

Offenbar hatten wir es mit einem Schwarzen zu thun, der manchen Weißen aufwog. Unsere Mitbrüder, die später auf dem Wege zu uns durchkamen, hat er gerade so liebenswürdig behandelt. Möge Gott ihm seinen Edelmut gegen die Missionare durch die Gewährung des Glaubenslichtes vergelten!

Die übrige Reise verlief ohne jeden Zwischenfall in aller Ruhe. Am 16. Februar langten wir in der Hauptstadt von Ushiroombo an. Der König empfing uns am Thore des Dorfes mit seinem ganzen Gefolge. Wir wurden gut, aber nicht ohne Scheu aufgenommen. Wie wir später erfuhren, fühlte sich der gute Mann nicht ganz sicher, und einer seiner Großen erzählte uns, wie er bei der Meldung unserer Ankunft vor Furcht zitterte. Allem Anscheine nach hatte er sogar 2 oder 3 Tage vorher Kundschafter zum Spionieren ausgesandt. Selbstverständlich hielt man uns für Deutsche und trotz aller gegenteiligen Versicherungen meinen die Leute noch heute, sie könnten ihre Angelegenheiten mit uns gerade so gut abwickeln, wie mit deutschen Offizieren. Wenn wir dann sagen, diese Dinge gehen uns gar nichts an, so halten sie das für bösen Willen. Indes verhalf uns der hartnäckige Irrtum wenigstens zu einigem Einfluß. Gott sei Dank sind wir ohne

Anfall am erhofften Reiseziele angelangt. Unser Mann in Busisi hatte uns aber nur die nackte Wahrheit gesagt. Die Hungersnot herrschte wirklich überall, und die Feinde standen nur eine Tagereise weit entfernt.

Unsere Ankunft beruhigte nun wenigstens die Leute im Lande. Noch vor kaum einem Monat sagten sie uns, unser Aufenthalt in ihrer Mitte hätte zweimal Krieg von ihnen fern gehalten.

Im ersten Monat unseres Hierseins schlug der Kriegstrommler mehrmals Alarm, aber jedes Mal war glücklicher Weise nichts los. Ein Schäfer brauchte nur etwas irgendwie Auffallendes zu bemerken, so schrie er gleich: die Wangoni, die Wangoni! Bei ihrem ewigen Schreden hatten die armen Leute schließlich alle Wege abgesperrt und so die Zufuhr von Lebensmitteln abgeschnitten. Die ersten Tage waren für uns peinlich genug. Einmal erörterten wir gar die Frage, ob es nicht doch geboten wäre, unser Glück anderswo zu versuchen. Denn trotz aller Mühe hielt es mitunter sehr schwer, den Lebensunterhalt für unsere Waisen zu erschwingen. Aber die Vorsehung wachte über uns. Eines Tages verbreitete sich das Gerücht, die Wangoni hätten sich soeben den Deutschen unterworfen. Sofort thaten sich die Wege auf, so daß wir wieder Lebensmittel bekamen. Überflüssig viel war es gerade nicht, aber doch das Unentbehrliche, und das mußten wir noch sehr teuer bezahlen. Wegen der Dürre und der Wangoni hatte man nämlich die Bestellung der Felder unterlassen müssen. Unseren Lebensbedarf müssen wir sonach noch auf lange hinaus aus der Ferne beziehen, und das bei den ohnehin schon so großen Kosten unserer Einrichtung und unseres Neubaus. Trotzdem lassen wir uns hier ohne Zaudern endgültig nieder, da alles auf eine reiche Ernte, wenn auch nicht sofort, so doch in ziemlich naher Zukunft hoffen läßt.

Die Landesbewohner sehen uns gern unter sich. Sie sind geistig begabt und hören gern auf unsere Worte. Zuversichtlich glauben wir, daß sie das Wort Gottes hören und verstehen werden. Sie erkennen bereitwillig die geistige Überlegenheit der Weißen an, und wir stehen bei ihnen in einer Achtung, die ihre Bekehrung nur beschleunigen kann. Fast alle Häuptlinge der Umgegend haben uns begrüßt und Geschenke bringen lassen. Fast alle sind hergekommen und haben uns gefragt, wie sie sich den Schutz der deutschen Behörden verschaffen könnten. Wenn sie mit einer Karawane fortziehen, dann müssen wir ihnen, wohl oder übel, ein paar geschriebene Zeilen mitgeben. „Ich habe einen Brief von den Weißen!“ Wie es scheint, versehen diese paar Worte niemals ihre abschreckende Wirkung auf die anderen raub- und plünderungswütigen Schwarzen. —

Der Herr Gouverneur von Tabora hat uns seiner Dankbarkeit versichern lassen und uns — ein Beweis seines Vertrauens — gebeten, zwischen ihm und den Wangoni vermitteln zu wollen. Das ist uns Gott sei Dank geglückt, und jetzt, wo ich diese Zeilen schreibe, befindet

sich eine Abordnung in Tabora, um sich mit dem Gouverneur zu verständigen. Ihr Häuptling Pangalolo hat unsere Abgesandten herzlich empfangen. Wir hatten schon bei unserer Ankunft einen solchen Schritt ins Auge gefaßt, waren aber an der Ausführung verhindert worden. Nachdem Pangalolo unsern Mann angehört hatte, erwiderte er ihm:

„Wenn eine solche Botschaft mir von diesen Weißen früh genug zugekommen wäre, so wären die 4 oder 5 Dörfer, die Du von hier aus siehst, weder erobert noch geplündert worden.“

Unserm Boten hat er eine junge Sklavin geschenkt. Der hat sie uns gegeben und sie wird augenblicklich von einer unserer Christenfrauen in der Religion unterwiesen. Leztthin hat Pangalolo wieder zu uns geschickt. Die Boten brachten ein zweites, acht- bis zehnjähriges Sklavemädchen mit. Sie versicherten uns, Pangalolo würde sich glücklich schätzen, wenn wir uns bei ihm niederließen. —

Bei dieser Gelegenheit möchte ich noch mitteilen, daß wir kürzlich das Glück hatten, zwei weitere Sklavinnen Räuberhänden zu entreißen. Die eine erlangte die Freiheit auf unerwartete und fast wunderbare Weise. Eines Morgens gegen 8 oder 9 Uhr vernahmen wir ein herzzerreißendes Geschrei und eine Männerstimme rufen:

„Schlag zu, schlag zu; sie will nicht voran, weil sie hier Baganda sieht.“

P. Lombard ließ die Kerle sogleich festnehmen und fragte, woher sie das Weib hätten.

„Ich habe sie einem Nyandu abgekauft,“ behauptete der eine.

„Ist sie Kriegsgefangene?“

„Nein.“

Der Pater fragte nun das Weib in der Rigandasprache, und nun stellte sich heraus, daß sie beim Holzspalten von einem Nyandu geraubt worden war.

„Da Du wußtest, daß sie geraubt worden war, so durftest Du sie nicht kaufen; nach den Gesetzen des Landes gehört sie Dir nicht. Wir werden die Angelegenheit vor die Deutschen bringen. Bei dieser Erklärung ließ der Mensch seine Beute fahren, und das Weib blieb in unsern Händen. Wir haben an Msgr. Hirth geschrieben, damit er den Mann der Unglücklichen benachrichtigen läßt. Die Arme konnte sich von ihrem Schrecken kaum erholen, beruhigte sich aber bald, als sie ihren brutalen Herrn fortrollen sah. Nach ihrer Versicherung hatte sie in der Vornacht von ihrer Befreiung geträumt. —

Möge der Herr uns die Gnade verleihen, mit Erfolg an der viel schwierigeren Befreiung der Seelen aus den Sklavenketten Satans zu arbeiten. Wir dürfen dabei wohl auf die nie nachlassenden Gebete der frommen und eifrigen Gläubigen zählen. In dieser festen Hoffnung leisten wir das Mögliche trotz aller Schwierigkeiten und trotz der sehr großen Ausgaben, die unsere Mission verursacht. —

P. Gerboin, apost. Provikar.

Aus dem Vereinsleben.

Osnabrück. [Zweigverein des Afrika-Vereins Harberberg-Nahne-Vogtrup.] Am 29. Juni nachmittags fand im Saale des Herrn Meyer am Schölerberge eine Versammlung des Afrikavereins statt, welche vom Dekanten Kigero mit einer Ansprache eröffnet wurde. Hierauf machte der Vorsitzende des Zweigvereins, Herr Lehrer Masbaum-Vogtrup, verschiedene Mitteilungen über die Vereinsthätigkeit. Die Einnahme in 1891 hat 465 M. 50 Pfg. betragen. Von der Zeitschrift „Gott will es“ sind 18 Exemplare für die Mitglieder in Zirkulation, doch hat sich diese Zahl als zu gering erwiesen und sollen deshalb 24 angeschafft werden. Herr Vikar Dr. Völker sprach sodann über die schwere Aufgabe der Missionäre, welche darin bestehe, die verkommenen und verrohten Völkerchaften erst zu Menschen zu machen, ehe sie das Werk der Christianisierung beginnen. Lebhafter Beifall folgte den Ausführungen des Redners. Es sprach sodann der Lehrer Masbaum über die Charakterbildung und knüpfte hieran verschiedene Bilder aus dem Leben. Herr Dekant Kigero hob in längerer Auseinandersetzung die Verdienstlichkeit der Nächstenliebe hervor, wie sie sich in den Liebeswerken, die armen Völker Afrikas aus den Banden der Verkommenheit und des Heidentums zu befreien, offenbare und forderte zur Ausdauer in den Bestrebungen des Vereins sowie zum Gebet für die unglücklichen Brüder auf. Herr Vikar Dr. Völker wies auf den Heidenapostel, den später heilig gesprochenen Petrus Claver hin, welcher so unendlich vieles für die Heidenbekehrung gewirkt habe. Herr Dekant Freund sprach dann über die christliche Liebe, welche durch das Werk des Afrikavereins gepflegt werde, und welches derjenige, welcher die göttliche Liebe auf die Erde gebracht habe, segnen werde. Herr Kaplan Dorf Müller forderte, die schrecklichen Zustände in Afrika hervorhebend, zu regem Anschluß an den Afrikaverein auf und bemerkte schließlich, daß die geringen Opfer, welche man der guten Sache bringe, leicht durch Sparsamkeit und Genügsamkeit erreicht werden könnten. Hiermit war die Reihe der Reden und Vorträge beendet, die sämtlich mit Beifall der Versammlung aufgenommen wurden. Es folgte nun die Wahl des Vorstandes des Zweigvereins. Der Vorsitzende Herr Masbaum-Vogtrup und der Kassierer Herr Entrup-Nahne wurden wiedergewählt. Zum Schriftführer an Stelle des nach Anikum veresteten Herrn Lehrers Niemann wurde Herr Lehrer Völkel-Harberberg als solcher gewählt. Sodann wurde die Versammlung durch Herrn Dekant Kigero geschlossen.

Blözsan-Verein Paderborn.

Im Monat Juni gingen beim Unterzeichneten ein: Paderborn (Martinker-Pfarre) 241 M. 50 Pfg., Olpe 10 M. 30 Pf., Paderborn 10 M., Egeln 10 M. 50 Pfg., Weithe b. Hamm 45 M., Paderborn 2 M., Warstein 102 M., Geschäftsstelle des „Westf. Volksbl.“ Paderborn 263 M. 30 Pfg., Daseburg 18 M., Berl 295 M., Paderborn, Erstkommunikanten des Gymnasiums, 20 M., Paderborn 3 M. Summa 1115 M. 60 Pfg.

Paderborn, den 2. Juli 1892.

Der Schatzmeister: F. Dicke.

Bischofjan-Verein Münster.

Vom 1. April bis 1. Juli gingen ein aus: St. Lönis 138 M., 70 Pfg., Cappenberg 34 M., Dülmen 200 M., Schaphuyjen 25 M., Nätterden 6 M., Alpen 13 M., Hohenholte 71 M., Waltrop 171 M., Gemen 57 M., Ahlen (alte Pfarrei) 195 M., Coesfeld (Jakobipfarrei) 314 M., 50 Pfg., Dinslaken 15 M., Münster (Servatin) 69 M., Rotteln 120 M., Wynen 50 M., Darup 35 M., Herzfeld 100 M., Werne 62 M., Gladbeck 50 M., Bochum 196 M., 20 Pfg., Eiten 96 M., 80 Pfg., Wadersloh 198 M., 50 Pfg., Rheurdt 44 Mark 90 Pfg., Heiden 60 M., Cleve 777 M., Hülm 23 M., Ahns 466 M., Düsselward 1 M., 50 Pfg., Vakum 81 M., 30 Pfg., Cappeln 3 M., Elfen 5 M., 75 Pfg., Lutten 10 M., Castrup 14 M., Barfel 188 M., 57 Pfg., Laer 24 M., 70 Pfg., Darjewinkel 50 M., Eppinghoven 31 M., Liesborn 30 M., Langenhorst 19 M., Rindern 81 M., Lüttelsforst 20 M., Vorken 170 M., Zwillbrod 29 M., 30 Pfg., Wulfen 11 M., 30 Pfg., Haltern 3 M., Hertn 11 M., Hörstel, bei Gabe, 75 M.

Münster, den 2. Juli 1892.

K r o p p, Schapmeyer.

Mannigfaltiges.

Als Lieutenant Herrmann zum Stationsvorsteher von Butoba ernannt war und mit einer größeren Karawane Ende 1891 von der Küste nach dem Innern abrückte, erhielt er eine längere Anweisung vom Gouverneur. Darin war u. a. gesagt: „Es ist nicht ausgeschlossen, daß bei ihrer Ankunft in Tabora Lieutenant Sigl den Wunsch äußert, den Zeitpunkt, wo sich dort gerade eine stärkere Macht beisammen findet, zur Ausführung irgend einer mit Rücksicht auf die Unzulänglichkeit der bisherigen militärischen Nachmittels unterlassenen Maßnahme der Eingeborenen gegenüber zu benutzen.“ Herrmann wird nun ermächtigt, sich hieran unter allen Umständen zu beteiligen. Nimmehr hat Lieutenant Herrmann darüber berichtet; er sagt, er habe mit Lieutenant Sigl und Dr. Schwesinger, dem neuen Stationschef von Tabora, alles erwogen; sie wären unter Berücksichtigung der Thatsache, daß Dr. Schwesinger mit 24 Soldaten allein dort bliebe, zu folgendem Schlusse gelangt: Die Araber und Eingeborenen verfügten über 300 Hinterlader und über 5000 Vorderlader, sowie über eine beträchtliche Menge von Munition, danach wäre von unserer Seite eine herausfordernde Haltung ausgeschlossen. Da die Araber und der einflußreiche Häuptling Sike einander feindlich gegenüber ständen, so müßten wir uns notwendigerweise an eine der Parteien halten und zwar an die Araber als handeltreibende, friedfertige und anständige (?) Leute. Das Verhalten der dortigen Araber wäre tadellos, besonders der Wali Sef bin Said könne nicht genug gelobt werden. Wenn nicht die leidige Sklavenfrage zwischen uns und ihnen stände, so könnte man ein besseres Einvernehmen sich kaum denken. Die Waniamwesi mitsamt ihrem Großsultan Sike wären dagegen eine räuberische Bande; mit diesen etwa gegen die Araber zu halten, wäre durchaus ausgeschlossen. Das Verhalten Sikes wäre daselbe wie früher; er selber lasse sich nicht sehen, sende aber von Zeit zu Zeit seinen Minister mit Geschenken. Dieses merkwürdige Verhältnis müsse natürlich künstlich aufrecht erhalten werden, bis die dortige Garnison eine ihrer Aufgabe entsprechende Stärke haben werde. Übrigens müsse anerkannt werden, daß im letzten Jahre keine Räubereien an Karawanen verübt wurden und die Umgegend von Tabora sicher sei.

Über die Sklavenausfuhr in Ostafrika und die Behandlung befreiter Sklaven entnimmt das „Deutsche Kolonialbl.“ einem Berichte des Frh'n. v. Soden folgendes: Die Sklavenausfuhr ist in letzter Zeit, besonders im Süden unseres Schutzgebietes, wieder mit ganz besonderer Frechheit betrieben worden. Die Länge und natürliche Beschaffenheit unserer Küste machen ihre Beaufsichtigung an sich schon schwierig; diese Schwierigkeiten werden erhöht durch die Knappheit der für eine wirksame Überwachung zu Gebote stehenden Mittel. Trotzdem ist es schon mehrfach gelungen, sowohl Karawanen wie auch Dhaus abzufassen, die mitgeführten Sklaven zu befreien und die Führer zur Verantwortung zu ziehen. Besondere Schwierigkeiten verursacht die Unterbringung und Beschäftigung der in Freiheit gesetzten Sklaven. Für die Kinder findet sich bislang noch eine Unterkunft in den Missionen; ob dies auf die Dauer der Fall sein wird, bleibt abzuwarten. Jedenfalls fallen die Erwachsenen schon zur Zeit dem Gouvernement zur Last, dem für Befreiung von Sklaven nicht mehr als 30 000 Mark zur Verfügung stehen. Daß mit dieser Summe nicht viel erreicht werden kann, bedarf wohl keiner weiteren Ausführung. Aus den befreiten Sklaven irgend einen nennenswerten Nutzen zu ziehen, woraus die Unterbringungs- und Unterhaltungskosten gedeckt werden könnten, ist nicht angängig. Denn erstens sind die Leute körperlich meist wenig leistungsfähig, sodann haben sie weder arbeiten gelernt, noch haben sie Lust dazu. Es bedarf also europäischer Beaufsichtigung und Anleitung, deren Kosten mit den Leistungen dieser Leute wieder in keinem Verhältnis stehen. Endlich sind derartige Arbeiten, wobei etwa befreite Sklaven zu verwenden wären, wie beispielsweise Straßenbauten, doch immer noch mit anderem Aufwand als dem bloß physischer Kräfte verbunden, und zu diesem Aufwande sind gleichfalls keine Mittel vorgeesehen. Dabei sind solche Sklaven mit Vorsicht zu behandeln, d. h. es darf von ihnen zunächst überhaupt nicht zu viel verlangt werden, damit sie die arabische Knechtschaft nicht der europäischen Freiheit vorziehen. Sie einfach zu befreien und dann laufen zu lassen, hat andererseits auch keinen Sinn, denn sie würden dann bloß von neuem den Sklavenhändlern in die Hände fallen und das nächste Mal am Ende gar nicht mehr befreit werden wollen. Eines der wirksamsten Mittel, dem Sklavenraub zu steuern, muß darin liegen, dem Handel mit Sklaven die Absatzgebiete zu nehmen. Der Absatz innerhalb unserer Grenzen ist doch immerhin beschränkt, und an der Küste wenigstens der damit verbundene Gewinn schon heut bei der bestehenden Rechtspraxis, wonach sich jeder Sklave stets ohne besondere Schwierigkeit selbst die Freiheit geben kann, höchst illusorisch. Das Verlockende für den Sklavenjäger ist und bleibt somit die Ausfuhr und die Verwertung im Auslande. Diese nach Kräften zu verhindern, muß das Bestreben einer zugleich praktischen und humanen Kolonialpolitik sein.

Vom Baron Fischer sind neuere Berichte aus Tabora anfangs April eingetroffen, welche die bereits anderweitig bekannt gewordenen Vorgänge in Uganda bestätigen, mit dem Hinzufügen, daß angeblich die englischen Soldaten in Uganda meutern sollten. Zugleich wird erwähnt, daß das Gerücht von neuem in Tabora aufgetaucht sei, Emin Pascha marschiere auf den Tanganjika zu. Von der nach der Küste gelangten Nachricht von dem angeblichen Tod Emin's ent-

hielten die Berichte nichts. Mit den Berichten sind sorgfältige Routenaufnahmen des Weges von der Küste bis nach Tabora nach der Emin-Stuhlmannschen Routenkarte eingegangen. Da der Baron dieser Aufnahme wegen absichtlich einen anderen Weg eingeschlagen hatte, als s. B. Emin Pascha und jetzt Lieutenant Herrmann, welcher seinen Marsch ebenfalls aufgenommen hat, und er mit Lieutenant Herrmann verabredet hatte, daß dieser über Ufongo, er aber über Msalala nach dem Viktoriassee gehe, so werden wir demnächst drei Routen kartographisch festgelegt haben und dadurch eine nicht unerhebliche Bervollständigung unserer Karten erhalten. In Tabora hatte Baron Fischer, wo er Anfang März eingetroffen war, seine ganze Expedition wieder vereinigt. Nachdem Steuermann Blott mit seiner Bootskolonie, bestehend aus 26 rückständigen Lasten des Bootes Nr. II, am 20. März und Lieutenant Meyer mit dem Rest der Expedition am 30. März in Tabora angekommen war, beabsichtigte der Baron, nur noch die 24 Lasten des von dem Agenten Sewa Hadji vorausgeschickten Bootes Nr. I, welche in Ujui lagern sollten, an sich heranzuziehen, um den Marsch nach dem Viktoriassee, auf welchen er 15 Tagemärsche rechnet, anzutreten. Am See wollte er dann sofort die beiden Liseboote zusammensetzen und einige Punkte astronomisch bestimmen, um eine Basis für die weiteren topographischen Aufnahmen zu gewinnen, mit welchen nach Fertigstellung der Boote begonnen werden sollte.

Der **Peters-Dampfer** ist am 25. Mai mit dem Ostafrika-Dampfer „Reichstag“ von Hamburg abgegangen; seine Ankunft an der deutsch-ostafrikanischen Küste wird dem Fahrplan gemäß noch in dieser Woche erfolgen. Dann kommt die Fortschaffung des Dampfers von der Küste bis zum Viktoriassee in Frage. Man hat sich zur Anwendung eines mechanischen Hilfsmittels entschlossen; auf derselben Werkstätte, welche den Dampfer gebaut hat, sind 50 eiserne zweirädrige Karren bestellt worden, auf denen die schwereren Teile von Eisen befördert werden sollen. Eine ähnliche Methode soll bei der Fortschaffung des Bismann-Dampfers, d. h. des zu ihm gehörigen Schleppdampfers auf dem Landwege am Schire angewendet werden. Ein solcher Schiffstransport von der deutsch-ostafrikanischen Küste bis zum Tanganjika ist schon einmal erfolgt. Die englischen Missionare haben 1882 ein Stahlboot von Saadani bis Udschidschi in 104 Tagen auf sechs von Schwarzen gezogenen Wagen geschafft. Halten die Esel, welche man hier verwenden will, auf dem ganzen Wege aus, so kann man in Übertragung des Entfernungs-Unterschiedes annehmen, daß sich der Transport bis zum Viktoriassee in 150 bis 180 Tagen bewerkstelligen ließe. Sollten aber die Esel, früheren Erfahrungen entsprechend, unterwegs zu Grunde gehen, so käme man in die Zwangslage, mitten im Wege noch eine größere Anzahl von Eingeborenen zum Ziehen der Wagen anzuwerben, eine Aufgabe, welche nicht leicht zu erfüllen ist, namentlich bei der Menge der zu gebrauchenden Leute. Das mit Kesselung für Holzfeuerung versehene Schiff bekommt außer einer Compound-Schraube von 80 indizierten Pferdekraften eine vollständige Zweimast-Schoner-Takelage. Der ganze Schiffskörper ist aus deutschem Stahl hergestellt, er hat eine Länge von 77 Fuß und eine Breite von 16 Fuß. Die meisten Teile des Schiffes sind so eingerichtet, daß sie eine regelrechte Trägerlast von 60 Pfund bilden. Das war aber nicht möglich bei der Maschine und anderen wesentlichen Teilen.

Das **Missionshaus in Steyl** entsendet am 17. Juli seine ersten Missionare nach Afrika. Der Herausgeber wird, so Gott will, der Feier beizuhelfen und seinen Lesern einen Bericht darüber liefern. — Der hochw. Herr Erzbischof von Köln wird dem feierlichen Akte präsidieren.

Bücherschau.

Missionskalender für kath. Christen, besonders für die Mitglieder des Afrika-Vereins deutscher Katholiken, 1892–1893. Preis 25 Pfg. Verlag des Herausgebers: W. Helmes in Münster i. W. Inhalt: Tabellarium für Juli 1892 bis Januar 1894. Kalendernotizen. Verzeichnis der regierenden Fürsten. — Die deutschen Bischöfe. — Post- und Telegraphentarif. Münztabelle. — Belehrendes und Unterhaltendes: Noahs Fluch, Christi Segen. — Papst Leo XIII. dem Befreier der Negerrasse (Gedicht). — Etwas über die Sklaverei in Afrika. — Das Los der Frau in Afrika. — Das Leben des Missionars. — Vorurteile der Schwarzen gegen die Taufe. — Schwarze Glaubensboten. — Ein Sklavenmarkt in Tabora. — Keta und Kolo, oder wie ein Missionar zwei Frauen vom Tode errettete. — Wie ein kleiner Neger seinen Vater bekehrte. — Losgekauft. — Welche Pflichten haben wir Katholiken angesichts der schrecklichen Zustände in Afrika? Welche Missionen müssen wir vor allem unterstützen? — Hilferuf der schwarzen Brüder. — Die Einführung der Kultur in Afrika (eine Humoreske in Bildern). — Dieser Kalender mit seinem hübschen, in Rot und Gold gedruckten Umschlag und seinen vielen Illustrationen ist ein gutes Agitationsmittel zu gunsten der Afrika-Vereine. Der Herausgeber ist gern zu äußerstem Entgegenkommen gegenüber jenen Zweigvereinen bereit, welche Partien davon unterbringen wollen.

Bei der Redaktion eingegangene milde Gaben.

1. Für den **Afrikaverein**: Pfr. Inzenhofer in Rögling 9 M. — A. W. in M. 1 M. — Ung. in Thorn 30 Pfg. — C. Wolf in Thorn 50 Pfg. Zusammen 10 M. 80 Pfg.
2. Für die **Väter vom heil. Geiste, Station Windthorst**: Von Rosen durch Hubert Kayser, Düsseldorf, 400 M. — F. Bl., Köln, für 3 Seelenmessen 3 M. — Ung., Fulda, 3 M. — Dekan Schneider, Stuttgart, für 33 hl. Messen (12 p. dfto., 21 p. dfta. ad meam int.) 33 M. — J. Sciesłowski, Thorn, 1 M. Zusammen 440 M.
3. Für **Anschaffung eines Harmoniums für die Station Windthorst**: Lehrer J. Br. in D. 1 M. 50 Pf.
4. Für die **Weissen Väter**: Hubert Kayser, Düsseldorf, für Loskauf von Sklaven 200. — S. B. Meyer 10 M. — Ung., Thorn, 50 Pfg. Zusammen 210 M. 50 Pfg.
5. Für die **Mission in Par-es-Salaam**: Hub. Kayser in Düsseldorf für Loskauf von Sklaven 200 M. — Ung., Thorn, 30 Pfg. Zus. 200 M. 30 Pfg.
6. Für die **Benediktiner-Schwester in St. Ottilien**: „Ludowikus“ mit der Bitte um eine Novene zum hl. Herzen Jesu und zur Immerwährenden Hilfe in einer drückenden Angelegenheit 6 M.

Die neuesten Nachrichten aus Uganda

konnten wir in dieses Heft nicht mehr aufnehmen. Wir wollen nur kurz erwähnen, daß die englischen Protestanten ihren Vernichtungskampf gegen die Katholiken fortsetzen. Was nicht protestantisch werden wollte, wurde niedergemacht, wenn es nicht flüchten konnte. Der katholischen Frau eines Häuptlings schnitt man den Hals ab, weil sie ihren Glauben nicht verleugnen wollte. Mit dem König Mnanga wollte man Frieden schließen, aber er sollte sich ganz den Protestanten ergeben. Als er nicht einwilligte, brachten die englischen Offiziere zwei Prinzen in ihre Gewalt, welche unter dem Schutze der Deutschen bei den weißen Vätern sich aufhielten. Der Bericht meldet, Lieutenant Langheld, der deutsche Kommandant von Bukoba, habe den Feldwebel Kühn angewiesen, die Kinder an die Engländer auszuliefern. Das wäre eine Ungeheuerlichkeit. Welches Recht hatten die englischen Mordbrenner auf die Kinder des Königs, und seit wann ist es Völkerrecht, daß man Kinder so in die Hände der ärgsten Feinde ihres Vaters ausliefert? Wir hoffen, daß ein deutscher Offizier sich nicht zum Helfershelfer jener Schurken gemacht hat, und daß dieser Punkt bald über allen Zweifeln klar gestellt wird.

Aus Dahomey wird gemeldet, daß am 8. Juli Badaguy von den Dahomeern erstürmt, und die katholischen Missionen niedergebrannt seien. Sechs belgische Patres und drei weiße Schwestern mußten den Feuertod erleiden. Die Dahomeer wurden von dem Truppenkommandanten Nion eingeholt und nach einstündigem Kampfe in die Flucht geschlagen. Hundert Dahomeer wurden getötet, dreißig verwundet. Die schwarzen Hilfstruppen köpften die Verwundeten. Der Kommandant Nion ist schwer verwundet. — Hoffentlich wird doch Frankreich nun endlich einmal Ernst machen. Es wäre eine Schande für Europa, wenn man des Bluthundes Behanzin nicht Meister werden könnte.

Dem Gebete der Missionare und ihrer Böglinge

empfehlen wir alle Anliegen, welche uns von unseren Freunden mitgeteilt wurden, ebenso alle Verstorbenen, Sterbenden, Kranken und Bedrängten aus ihnen.

Briefkasten der Redaktion.

Nach Düsseldorf: Für Ihre hochherzigen Gaben habe ich Ihnen einige Medaillen reserviert, besitze aber keine genaue Adresse. — **Heinrich Zimmermann**, Uhrenhandlung en gros, Schiffweiler: Der Remontoir, den Sie mir für einen Missionar gesandt, wird bald die Reise über See antreten. Herzlichen Dank. — **Nach Münster:** Das Ablaserverzeichnis zu den Medaillen wird bis zum Erscheinen dieses Heftes gedruckt sei. — **L. in G.:** Nicht meine Schuld. 50 000 Medaillen sind bestellt, aber erst 4000 fertig. Die Prägung geschieht in Mailand, dann gehen die Medaillen nach Rom zum hl. Vater, dann nach Münster und endlich in die Hände der Berechtigten. Dazu bedarf es Zeit. Also Geduld; ein jeder wird befriedigt werden. — **Frl. M. L. in A.:** „Schwester Luise“ können Sie durch jede Buchhandlung zur Hälfte des bisherigen Preises beziehen.

(Schluß der Redaktion am 12. Juli.)

Verantwortlicher Redakteur: W. Helmes in Münster i. W. — Druck und Verlag von A. Riffarth in M. Gladbach.

Gott will es!

Die Religion der Neger in Afrika.

IV.

Gotteßidee; religiöse Sagen der Nigritier und Bantu-Neger.

Bei den einzelnen Negerstämmen finden sich manche merkwürdige Sagen über den Urzustand der Menschheit, über das ursprüngliche Verhältnis zwischen den ersten Menschen und ihrem Schöpfer, deren Schuld und Strafe, besonders über die dunkle Schuld der eigenen Stammeltern und deren weiteren Schicksale. In manchen Zügen dieser Sagen zeigt sich eine überraschende Ähnlichkeit mit dem Berichte der hl. Schrift; einige der interessantesten Sagen wollen wir in kurzem Umriß unseren Lesern vorführen.

Von den Negern in Altalabar (Nordguinea) wird die höchste Gottheit Abasi genannt. Abasi hat die Erde erschaffen und sie überaus reichlich ausgestattet mit den verschiedensten Pflanzen und Kräutern und sie bevölkert mit Millionen von Tieren, Fischen und Völkern. Auch den Menschen hat Abasi erschaffen, derselbe wohnte aber nicht auf der Erde, sondern bei Abasi im Himmel. Der Mensch war der Freund und Liebling Gottes; so oft sich Abasi mit seiner Gemahlin Utai zur Mahlzeit niederließ, durfte auch der Mensch daran teilnehmen. Eine solche Begünstigung des Menschen gefiel aber der neidischen Utai nicht, und sie suchte ihn aus dem Himmel zu entfernen. „Sieh,“ sprach die Listige zu ihrem Gemahl Abasi, „wie schön und herrlich hast Du die Erde gemacht, mit welcher Pracht und Schönheit liegen da tief unter uns ausgebreitet die fruchtbaren Felder, die grünen Wiesen und all die Flüsse und Meere mit Millionen von Fischen. Aber niemand ist auf der Erde, der diese deine Herrlichkeit, Weisheit und Macht anstaune und bewundere. Darum rate ich Dir, versehe den Menschen, der hier bei uns im Himmel ist, auf die Erde, auf daß er dort Dich lobe und preise und zugleich daselbst Ordnung halte.“ „Weise und gut,“ erwiderte Gott Abasi, „ist Dein Rat, o Utai, nur eines fürchte ich, daß der Mensch auf der Erde seines Schöpfers und Wohlthäters bald vergesse.“ Lange sann Abasi nach, was zu thun sei, dann aber sprach er zu Utai: „Wohlan, es geschehe, wie Du gesagt, ich versehe den Menschen auf die Erde; damit er mich aber nicht vergißt, soll er täglich heraufsteigen und an meinem Tische seine Mahlzeit nehmen. Wenn aber der Mensch nicht zu uns heraufkömmt zur Mahlzeit, sobald

wir das Zeichen geben mit dem Tam-Tam, dann — ich, der große Abasi, schwöre es! — dann soll er sterben.“ Auf Atais Bitte gab dann Abasi dem Menschen eine Gehilfin auf Erden. Dieses erste Menschenpaar stieg nun drei Mal täglich, wenn der Tam-Tam im Himmel geschlagen wurde, zum Himmel auf, sättigte sich mit dem Götterpaar an Mais, Reis und Yamsknollen und trank dazu nach Herzenslust Pombe (Bier.) — Hiermit war aber der Zweck der ränkevollen Atai nicht erreicht; sie wollte die Menschen nicht im Himmel haben und sann daher auf ihr Verderben. Heimlich stieg sie hinab zur Erde, nahte dem Weibe des Menschen, stellte sich überaus freundlich und sprach: „Wie schön ist doch die Erde, die ihr bewohnt, und wie fruchtbar das Land; es bietet Euch reichliche Nahrung, und wie leicht könnt Ihr Euch selbst die Speise bereiten; wie thöricht seid Ihr da, täglich der Mahlzeit wegen eine so weite Reise in den Himmel zu machen!“ „Das ist wohl wahr,“ meinte das Weib, „aber Abasi wird uns dann strafen, er wird uns sterben lassen.“ „Von Abasi,“ versicherte Atai, „habt Ihr nichts zu fürchten;“ — dann giebt sie den Menschen Anweisung, wie sie das Land bebauen und sich selbst Speise bereiten können. Bald bringt ihnen das Land reiche Ernte und nun bereiten sie sich selbst ihre Speise und kehren zu Abasi nicht mehr zurück. Dieser aber erzürnt jetzt gewaltig und sendet Krankheit und Glend und zuletzt den Tod über die Menschen herab. — Alle Freude und aller Friede verließ nun das unglückliche Menschenpaar, selbst die eigenen Kinder, zwei Söhne und zwei Töchter, ließen die Eltern bald im Stich. Das eine Paar, die älteste Tochter und der jüngste Sohn, nahmen die Bücher ihres Vaters, worin sie alle Weisheit und Wissenschaft fanden, und flohen damit in den Wald; von ihnen stammen die weißen Menschen ab. Das zweite Paar dagegen, der älteste Sohn und die jüngste Tochter, nahmen die Werkzeuge ihrer Eltern, wie die Hacke und das Messer, und flohen damit, wie ihre Geschwister, in das Dickicht des Waldes; hier fällten sie die Bäume und zündeten sie an, wurden aber von dem Rauche so geschwärzt, daß sie, wie auch all' ihre Nachkommen, eine schwarze Hautfarbe bekamen.*)

In Loango (Südguinea) erzählt die Sage, daß das erste Menschenpaar von Gott erschaffen und weiß gewesen sei. Hiervon stammten auch die Ureltern der Neger ab, welche aber wegen einer sündhaften Neugier zur Strafe schwarz geworden sind, von Nambi eine schwarze Hautfarbe erhalten haben. — Nach einer Sage am Kongo haben die ersten Menschen an einem Brunnen gewohnt; morgens früh weckte sie ein Hahn durch sein Krähen und rief sie zur Arbeit. Der eine Sohn aber war sehr träge und stand zu spät auf; wie er dann zum Brunnen kam, um sich zu waschen, fand er das Wasser ganz trübe und unrein, weil die andern sich darin schon gewaschen hatten. Und wie

*) vfr. Schneider, a. a. O., S. 39, f.

er sich auch anstrengen mochte, rein zu werden, es nützte ihm nichts, die Haut war und blieb schwarz.*)

Merkwürdiger Weise läßt eine Sage bei den Vantu-Negeren am mittleren Sambesi die ersten Menschen schwarzhäutig erschaffen sein und im Mittelpunkte der Erde wohnen. Als sie dann auf Gottes Befehl aus dem dunklen Innern ans Tageslicht heraufsteigen sollten, mußten sie sich zunächst an einem Flusse waschen, um weiß und rein zu werden. Die Ureltern der Neger aber waren sehr träge, und als die anderen sich bereits im Flusse gewaschen hatten und rein geworden waren, schloßen sie noch ruhig weiter. Wie sie dann erwachten, liefen sie eilends zum Brunnen, sahen aber zu ihrem Schrecken, daß alles Wasser ausgetrocknet war und das Flußbett nur noch einige Pfützen enthielt. Beim Durchwaten fielen sie in ihrer Hast noch obendrein in die Pfützen und wurden so noch schwärzer.

Interessant ist die Sage bei den Maripas am Ufer des Tanganjika. Des Abends versammelt sich oft jung und alt am häuslichen Herd und im gemütlichen Geplauder erzählen die Alten der aufmerksam zuhörenden Jugend, was sich in der Urzeit zugetragen. Leza, sagen sie, hat die Erde erschaffen, mit allem, was sie trägt und in sich birgt, auch die Menschen. Leza war sehr gut, er liebte die Menschen und sorgte für sie, wie ein guter Vater für seine Kinder nur sorgen kann. Alle wollte Leza vor dem Tode bewahren, sie sollten niemals sterben, aber selbst hierüber bestimmen. Einst stieg Leza darum zur Erde hinab und stellte an die Menschen, auch an alle Tiere die Frage: „Wer will den Tod nicht sehen?“ Aber zu ihrem Unglück schloßen alle Menschen, auch die Tiere, die Schlange allein schloß nicht. Und darum antwortete sie allein: „Ich nicht, ich will den Tod nicht sehen.“ Die gespannt zuhörende Jugend ruft dann wohl naiv: „Das waren doch einsfältige Leute, unsere Vorfahren; wir hätten nicht geschlafen, und wenn Leza gefragt hätte: ‚Wer will nicht sterben?‘ dann hätten wir alle sofort gerufen: ‚Wir nicht, großer Leza, wir wollen nicht sterben!‘“**)

Wenn wir diese Sagen der Neger mit einander vergleichen, so ergibt sich die merkwürdige Erscheinung, daß alle, so verschieden sie in der Form sind, in ihren Grundgedanken eine große Ähnlichkeit und Verwandtschaft aufweisen. Gott hat die ersten Menschen erschaffen, von denen alle Menschen abstammen; Gott war überaus gut und wohlwollend gegen die Menschen; dieses freundliche Verhältnis hörte auf, als letztere sich gegen ihren göttlichen Wohltäter und dankbar zeigten: da wurden die Menschen von Gott verstoßen, fielen dem Glende und dem Tode anheim. Das ist der Grundgedanke, der mehr oder weniger in allen Sagen wiederkehrt und somit mit der hl. Schrift übereinstimmt. Auch in manchen Einzelheiten dieser Sagen wird man lebhaft an die biblische Erzählung erinnert. In der Sage, welche sich an Abasi anknüpft, wird

*) Daj. S. 45.

**) vfr. Rath. Mission 1890, S. 3, S. 51.

zuerst das Weib des Menschen verführt und genießt dann zugleich mit ihrem Manne die von Gott Abasi verbotene Speise. In der Sage der Masipas tritt die Schlange auf, welche durch ihre List triumphiert über alle anderen Geschöpfe. Bemerkenswert ist dann der Umstand, daß fast in allen Sagen die Trägheit und Schläfrigkeit der Neger, welche bekanntlich der ganzen Negerrasse angeboren ist, mit der dunklen Schuld der Voreltern in Verbindung gebracht wird.

Es drängt sich dem Leser die Frage auf: wie läßt sich dieser merkwürdige und unverkennbare Anklang an die hl. Schrift erklären? Haben die Negervölker von dem Text der hl. Schrift selbst Kenntnis erhalten, etwa durch die Araber oder durch europäische Christen, womit sie in neuerer Zeit in Berührung kamen, oder aber ist anzunehmen, daß die Uroffenbarung, die Geschichte von dem Sündenfall und der Erschaffung der ersten Menschen sich bei den Negern durch mündliche Überlieferung erhalten und dann allmählich die bis zur Unkenntlichkeit entstellte und verzerrte Form der Sagen angenommen hat? Bevor wir diese interessante Frage zu beantworten suchen, wollen wir zunächst sehen, welche Gotteserkenntnis und welche Sagen wir bei dem zweiten großen Zweige der Bantu-Neger, den Naffern in Südafrika, vorfinden.

H. T.

Fortsetzung folgt.

Die neue Apostolische Präfektur des Togolandes

steht im Begriffe, ihre ersten katholischen Missionen zu erhalten. Am 17. Juli war es, als sich im Missionshause St. Michael zu Steyl der feierliche Akt der Entsendung vollzog, und noch an demselben Abend traten die neuen Glaubensboten ihre weite Reise an.

Bereits am 16. abends, war der hochw. Herr Erzbischof von Köln in Steyl eingetroffen. Steyl gehört zur holländischen Diözese Roermond, aber das Missionshaus ist in den 17 Jahren seines Bestehens deutsch geblieben. Da es nun zum ersten Male geschah, daß der hochw. Herr Generalsuperior Janssen seine Söhne nach dem dunklen Erdteile, in deutsche Kolonien entsenden konnte, so war es natürlich sein Wunsch gewesen, daß diese Entsendung unter Teilnahme des Afrika-Bereins und dessen hohen Protectors geschehen möge. Diesem Wunsche wurde denn auch vom hochw. Herrn Erzbischofe in freundlichster Weise entsprochen, ebenso waren vom Zentralausschusse die Herren Reichensperger, Pünder und Horten erschienen.

Es war ein Tag ernster und hehrer Feier, der 17. Juli, ein Tag, der allen Beteiligten lange in Erinnerung bleiben wird. Vormittags 9 Uhr zelebrierte der hochw. Herr Erzbischof das Pontifical-Hochamt, in welchem einer der beiden für Togo bestimmten Priester die Abschiedspredigt hielt. Um 3 Uhr nachmittags vollzog sich nach dem sakramentalen Segen der eigentliche Akt, der hochw. Herr Erzbischof

segnete nach einer warmen herzlichen Ansprache die Kreuze, mit welchen ausgerüstet die neuen Sendboten des Evangeliums hinauszuziehen sollen in unbekannte Gegenden und hing sie denselben um. Mit einer Prozession durch die schöne Kirche endete die kirchliche Feier. Hieran schloß sich eine Abschiedsfeier im großen Speisesaale; deutsche und lateinische Ansprachen und Deklamationen wechselten mit sehr gut vorgetragenen Musik- und Gesangstücken ab, bis schließlich der neue apostolische Präfekt von Togo sich von seinen Brüdern und Anstaltsgenossen verabschiedete und der Herr Erzbischof den Scheidenden wie den Bleibenden seinen oberhirtlichen Segen spendete. Noch ein kurzer Besuch vor dem Altare der Muttergottes, bei dem aus voller Brust das Ave maris stella erklang, und der Wagen stand schon vor der Thür, um die neuen Apostel ihrem Bestimmungsorte zuzuführen. Auf Wiedersehen! Wo, das steht in Gottes Hand.

Die Namen der Mitglieder der ersten Mission sind: Apostolischer Präfekt Joh. Ev. Schäfer, geb. in Wiesenfeld, Diözese Würzburg; Priester Matth. Dier aus St. Medard bei Trier; Bruder Johannes Hopfer aus Maria Trost, Steiermark; Bruder Norbert Nienhaus aus Zwilbrock, Diözese Münster; Bruder Benanz Bektert aus Minschheim, Erzdiözese Freiburg.

So wäre denn der katholischen Kirche ein neues Gebiet in Deutsch-Afrika erschlossen worden. Dank dafür gebührt, wie der hochw. Herr Erzbischof in seinem Toaste bei der Festtafel hervorhob, besonders der Regierung, welche durch die Berufung unserer Missionare bewiesen hat, daß sie den Einfluß der Religion auf die Eingebornen, sowie die Dienste, welche die Boten des Christentums als Pioniere der Zivilisation leisten können, zu würdigen weiß. Erfreulich ist es, auch bei dieser Gelegenheit volles Einverständnis zwischen beiden höchsten Gewalten, dem Papste und dem Kaiser zu sehen; möge dieses Einverständnis, dieses harmonische Zusammenwirken sich auch für die Folgezeit erhalten, das war der Wunsch des hochw. Herrn Erzbischofs, das ist auch der unsrige.

Unsere ganz besondere Freude müssen wir darüber aussprechen, daß der hochw. Herr Generalsuperior der Gesellschaft des göttlichen Wortes nunmehr auch die deutsche Kolonien Afrikas in den Bereich seiner Thätigkeit gezogen hat. Hoffentlich wird Afrika allmählich der bedeutendste Schauplatz des Wirkens seiner geistlichen Söhne und Töchter werden. Die Entwicklung, welche die Anstalt aus ganz kleinen Anfängen genommen hat, ist eine wirklich großartige; sie legt Zeugnis ab für den schöpferischen Geist und das umsichtige Wirken ihres Leiters, aber auch für den Opferfinn der deutschen Katholiken, welcher die Mittel lieferte. Gottes Segen ruht sichtlich auf diesem Werke. Wir werden in nächster Zeit eine Ab- bildung der Hauptgebäude bringen, und dann etwas näher auf die Anstalt in Steyl eingehen. Außer dem Mutterhause in Steyl besitzt die Gesellschaft noch eine Zillale in Mödling bei Wien, welche in erfreulichem Aufblühen begriffen ist, ferner ein Haus in Rom, wo die theo-

logischen Studien absolviert werden. Das gesamte Personal der drei Anstalten zählt rund 600 Personen, darunter etwa 40 Priester. Seit kurzem ist ein Haus zur Ausbildung von Missionsschwester n hinzugekommen, so daß sich nunmehr wohl alles vereinigt, was man von einer solchen Pflanzschule wünschen kann.

Möge dem hochverdienten Leiter noch eine lange segensreiche Thätigkeit beschieden sein, möge sein Werk sich wie bisher weiter entwickeln, damit er alljährlich viele gläubenseifrige Apostel in ferne Welttheile entsenden könne. Möge Gott aber auch die jetzt neu zu gründenden Missionsanstalten in gleicher Weise segnen, dann werden wir bald mit größeren Kräften als bisher an die Eroberung des schwarzen Erdteils herantreten können.

Abschiedsgruß an die Scheidenden Missionare bei der Abreise aus dem Missionshause zu Steyl.

Zieht denn, Brüder! Gott geleite
Euch zum heil'gen Glaubensstreite
Nach dem fernem Heidenland,
Wo im Todeschatten wohnen
Viele, viele Millionen,
Die das Kreuz noch nicht erkannt.

Alle schuf die Vatermilde
Nach dem eignen Ebenbilde,
Für sie all' floß Jesu Blut,
Daß sie doch aus Sündenwehen,
Alle möchten auferstehen,
Erben Ihn, das höchste Gut.

Lebt denn wohl! Und soll's geschehen,
Daß wir nie uns wiedersehen
In der Erdenpilgerzeit,
Ob wir jubeln, ob wir weinen,
Jesu Herz soll uns vereinen
Hier und in der Ewigkeit!

Eilt denn Brüder! sie zu retten
Aus den schweren Sündenketten,
Führt sie treu dem Heiland zu!
Jesu Herz ist voll Erbarmen,
Möchte retten all' die Armen,
Eilt und gönnt Euch keine Ruh'!

Sind auch groß und viel die Mühen;
Unter'm Kreuz nur kann erblühen
Frucht für's ew'ge Paradies;
Seinen Engel giebt zur Seite
Euch der Herr im Glaubensstreite,
Der die Seinen nie verließ.

Afrikanische Post.

Nyamusua (portug. Mozambik), anfangs 1892.

Was soll ich Ihnen Interessantes schreiben über die Anfänge unserer demütigen, im Schatten des Kreuzes entstandenen Mission? Mein erster Gefährte, Bruder Moysius Van den Abbeele, hat am 7. Mai auf Christi Himmelfahrt dieses Thal der Thränen verlassen, um in seine ewige Heimat einzugehen. Leider war das schon ganz beim Beginn unseres Unternehmens. Unser Leben ist in der That ein Missionarleben mit all seinem Kreuz, seinen Mühsalen, seinen Schwierigkeiten, aber auch seinen Freuden und Tröstungen. Ich will nun ihren Wunsch

erfüllen und ihnen von einem Werke melden, welches reichliche Früchte verheißt . . .

Seit bald zwei Monaten weile ich in meinem neuen Wohnsitz St. Joseph zu Nyamusua, drei Meilen westlich von der Stadt Inhambane. Zwischen uns und der Stadt liegt eine wohl zwei Kilometer breite Bucht, in der die Packetboote vor Anker gehen. Somit muß ich jedesmal, wenn ich in die Stadt gehe, über den Meeresarm fahren, auf dem namentlich bei Südwestwinden die Schiffbrüche gar nicht ungewöhnlich sind. Fast nur Segelfahrzeuge befahren die riesige Bucht von Inhambane. Die riesige Wasserfläche bietet bei Wellenruhe einen wirklich interessanten Anblick mit den zahlreichen Barken, die mit geblähten Segeln sich sanft im Winde schaukeln.

Sie können sich leicht vorstellen, welche Schwierigkeiten man durchzumachen hat, bevor man unter den Schwarzen einen Fußbreit Landes sein eigen nennen kann. Fast ein viertel Jahr lang führte ich ein Leben fast wie die Eingeborenen; als Wohnung mußte mir eine elende gemietete Hütte dienen. Vorher war sie als Gefängnis für Landstreicher und für die Sträflinge des Militärpostens Bembe benutzt worden; sie war voll von Ratten und Ungeziefer. Oft regnete es in Güssen auf mich hinein, und in schönen Nächten konnte ich darin bequem die Sterne am Firmamente zählen. Indes war diese Hütte nicht etwa nur Wohnung für mich allein, da das anständigste, von einem Rohrzaun umschlossene Plätzchen in derselben jeden Morgen unserem göttlichen Heiland als Thron diente. Armlicher indes sah es auch in Bethlehem kaum aus.

Endlich am 2. September v. J. konnte ich mein Gefängnis in Bembe verlassen und von meinem neuen $\frac{3}{4}$ Stunde weit entfernten Posten Besitz ergreifen. Mein gegenwärtiger Aufenthaltort liegt im Gebiete des Duodezönigs Nyamusua, nach dessen Namen ich auch meine Mission benennen muß.

Auf Bergeshöhen zwischen dem Gebiete Nyamusuas und den lachenden Gestaden von Maschitsch, an denen ich fünf Monate lang weilte, fehlte es keineswegs an malerischen Stellen. Ein großes Hindernis ist indes der vollständige Wassermangel. Sogar in Maschitsche, angesichts der Hauptstadt, muß man, um Wasser zu bekommen, die Ebbe abwarten . . . Der Wassermangel macht jede Ansiedelung auf den Höhen, die eine außerordentlich schöne Aussicht auf das Meer und das riesige Gebiet der Watuah gewähren, unmöglich. In dem Lande, wenigstens in der von mir bewohnten Gegend, giebt es weder Steine noch Kalk. Den Letzteren bereitet man aus Muschelschalen, die man am Meeresstrande sammelt, oder läßt ihn aus Mozambik kommen. Zum Teil indes bekommt man ihn direkt aus Marseille durch die Geschäftsführer der französischen Faktoreien. Die Umgebungen von Inhambane sind sandig. Indes giebt es unmittelbar am Meere einen Steinbruch, der das Material für die Gebäude der Stadt liefert. Man

hat mir versichert, daß es in Inhambane sowohl im Norden, wie im Süden und auch im Innern überall sandig ist.

Da ich mich auf den Höhen nicht niederlassen konnte, so bin ich eben tiefer hinabgestiegen. Ich habe mir ein malerisches Plätzchen ausgesucht, nicht weit von dem Flüsschen Nyanombe, der sich leider wegen der Bäume an seinen Ufern für die Segelschiffahrt nicht eignet. Kürzlich versuchte ich auf einem Floß das mir sehr still vorkommende Wasser zu befahren. Kaum war ich aber in der Mitte des Flusses angelangt, als die Strömung so stark wurde, daß ich mit meinem schwarzen Schiffskentel weitab zwischen die Bäume und Ufergewächse trieb. Andere Fahrzeuge, als die sehr primitiven Flosse, giebt's hier an mehreren Stellen gar nicht.

Nachdem ich mir den Platz für die neue Mission ausgesucht hatte, ging es an die Urbarmachung des Geländes. Unter meiner Aufsicht wurde ein ziemlich hohes Haus aus Holz und Rohr mit einem Strohdach aufgeführt. Diese mühevollte Arbeit dauerte fast zwei Monate. Ich ging Tag für Tag auf den Werkplatz; in der Regel hatte ich 40 oder 50, mitunter noch mehr Schwarze an der Arbeit.

Aber sind das Leute, diese armen Schwarzen! Sie haben absolut keinen Begriff von unseren europäischen Gewohnheiten; namentlich aber zeichnen sie sich keineswegs durch Verständigkeit oder Anstelligkeit aus. Ihre ganze Kleidung besteht meistens nur aus zwei Tierfellen um die Lenden; in den Ohrläppchen tragen sie allerhand glänzende Säckelchen. Arme, Beine und Hals sind mit Metallringen, bisweilen auch bloß mit einfachen Strickchen oder Muschelschnüren verziert. Die Beschreibung der Frisur will ich Ihnen erlassen.

Ich mußte genau aufpassen. Die einen schlugen Pfähle ein, andere richteten Balken her, während noch andere Flechtwerk aus Rohr herstellten oder das Stroh für mein Palastdach herrichteten. So verbrachten wir unsere Tage im lieben Sonnenschein. Mitunter gab es einen ordentlichen Platzregen und fast jeden Morgen bis nach Sonnenaufgang dichten und feuchten Nebel.

Die Schwarzen, denen wir unsere Thätigkeit widmen sollen, gehören drei an Sprache und Sitten verschiedenen Stämmen an.

Die Eingeborenen, unter denen wir hier wohnen, sind Watonga. Sie hausen in der Umgebung der Bucht von Inhambane und stehen unter zwanzig Häuptlingen, die sich den Portugiesen unterworfen haben und ihnen Tribut zahlen. Nach Süden und am Meeresgestade und zwar bereits vom Militärposten Inharime ab, finden wir die Wandonge: sie sind abschreckend häßlich und mißgestaltet wegen der vielen Einschnitte im Gesicht, namentlich auf der Nase und über den Augen. Mehr nach dem Innern zu stoßen wir auf die tapferen und kriegerischen, aber wilden und barbarischen Horden der Watua. Ihr Häuptling heißt Gungunjana, unter dem zahlreiche andere Häuptlinge stehen. Außerdem giebt es im Bezirk von Inhambane noch eine vierte Völkerschaft, nämlich

die Walenge, welche den Westteil, nahe bei der Grenze von Transvaal, bewohnen. Von ihren Stammesbrüdern unterscheidet man sie leicht wegen der entsetzlichen Einschnitte, namentlich auf den Wangen.

Das wären die Völker, die wir für Christum gewinnen und zur Würde der Kindschaft Gottes erheben sollen. Aber wieviel Mühe das noch kosten wird, weiß Gott allein. Wir kennen nur die Größe der Aufgabe, die Bescheidenheit der zu Gebote stehenden Mittel und die Unzulänglichkeit der Arbeiter. Möchten doch edle Seelen den Beruf in sich fühlen und den Missionaren, die sich der Befehrung der Schwarzen im Bezirk von Inhambane widmen, zu Hilfe kommen! Es ist eine undankbare und mühevollte, aber sicher glorreiche Arbeit. —

Nach Errichtung einer, wenn auch sehr bescheidenen Heimstätte für die Missionare, bin ich nun seit beiläufig vierzehn Tagen mit der Ausführung eines geräumigen Hauses beschäftigt, das unsern künftigen Christen als Kapelle dienen soll. Abgesehen von meinem Koch und einem Knaben, der mir bei der hl. Messe dient, stecken all die armen Schwarzen in unserer Umgebung noch in der dichtesten Finsternis des Heidentums. Freilich haben einige schon die Predigten der amerikanischen Prediger aus Boston, die hier in der Gegend sechs oder sieben Posten haben, gehört; aber die Schwarzen haben nicht viel dabei profitiert. Mit Psalmen singen, Bibelvorträgen und allgemeinen Moralvorschriften schafft man keine überzeugungstreuen Christen. Dazu bedarf es der Gnade der Sakramente und eines ein für allemal feststehenden Kultus und Glaubens.

Unsere Pläne sind groß und unsere Wünsche gehen ins Riesengroße. Wer soll das Gelingen geben? Zunächst Gott und dann das Gebet derjenigen, denen die Ausbreitung des Reiches Christi am Herzen liegt. Wir unsererseits arbeiten fröhlich voran im Vertrauen auf die Vorsehung, welche diejenigen nicht im Stich läßt, die alles von ihrer freigebigen Hand erwarten. Noch eine andere Erwägung hält unsere Hoffnung aufrecht. Wie Sie wissen, haben wir die Erbschaft der ersten Väter der Gesellschaft Jesu, der Apostel des Kaffernlandes, übernommen. Wir treten in die Fußstapfen der ehrwürdigen P. Gonsalve da Sylveira, Andreas Fernandes, Andreas da Costa. Wir wandeln auf dem Schauplatz ihrer Kämpfe. Möchten wir doch unserer Vorgänger würdig werden! —

Zum Schluß möchte ich Ihnen zwei charakteristische Züge mitteilen. Seit meinem Hiersein muß ich so ungefähr alles leisten: ich bin Architekt, Zimmermeister, Katechet, Arzt, Gärtner. Eines Tages verordnete ich einer guten, etwas leidenden Alten eine Arznei, die ihr wieder ordentlich auf die Füße half. Voll von Erkenntlichkeit kommt sie eines schönen Morgens zu uns und bringt mir ein Geschenk, um mir, wie sie sagte, für meine freundlichen Bemühungen zu danken. Und wissen Sie, was sie mir mitgebracht hatte? Ein Duzend Maniowurzeln. Und nun raten Sie, was sonst noch! Nämlich ein paar

gebratene, in ein Bananenblatt eingewickelte Matten mit weißem und saftigem Fleisch. Der Versuchung, den Braten zu verspeisen, ließ sich nicht widerstehen. Um nun auch meinerseits erkenntlich zu sein, stelle ich ihr eine Tasse schwarzen, gut gezuckerten Kaffee mit ein paar hineingesteckten Biskuitsstücken zu. Sie bringt die Tasse an die Lippen, hat aber kaum daran genippt, als sie dieselbe mit einer nicht widerzugebenden Gebärde des Abscheues von sich stößt und dann in weinerlichem Tone zu mir sagt: „Ach, das ist aber schlechtes Zeug.“ Meine Enttäuschung können sie sich leicht vorstellen. Mehr und mehr leuchtete mir nun die Wichtigkeit einer Bemerkung ein, die ich einmal von einem Schwarzen am Bambeji zu hören bekam. Ich wollte einem Offizier des vielgenannten Bonga, der zur Nachtzeit uns in unserem Feldlager besuchte, eine Tasse Thee geben. „Herr Vater, meinte da der Schwarze, der Mund dieses Mannes ist nicht dazu gemacht, um aus der Tasse eines Weißen zu trinken.“ — Dann stand ich letzte Woche einer jungen Frau, die einer kaum vier- oder fünftägigen Krankheit erlag, in ihren letzten Stunden bei. Von ihrem Zustande erhielt ich erst Kenntnis, als schon alle Hoffnung vorbei war. Sie zählte zu unseren Katechumenen und wohnte jeden Sonntag der hl. Messe bei. Die wunderthätige Medaille, welche ich unter besonders eifrige verteilt hatte, hing um ihren Hals — sie hatte dieselbe sorgfältig aufbewahrt. Ich gab ihr in der hl. Taufe die Namen Marie Josephine.

Man kann sich nur schwer vorstellen, wie blutarm die armen Schwarzen sind. Die Kranke lag auf einer einfachen Matte, in einer rauchgeschwärzten Hütte. Sie hatte nicht einmal ein Kopfkissen und kein Betttuch, keine Decke, nichts als schmutzige Lumpen. In diesem Zustande starb sie, auf dem Erdboden mit dem Tode ringend. Glücklicherweise hatte Gott ihr die große Gnade der Wiedergeburt durch die hl. Taufe angedeihen lassen. Ihre Seele war geschmückt mit dem hochzeitlichen Gewande der Gnade und ging in die Wohnung des Friedens und Glückes ein.

Um ihren Verwandten einen Begriff von der hohen Würde eines Christen zu geben, beschloß ich, das Begräbniß so feierlich als möglich zu gestalten. Da sie gegen zwei Uhr des Nachmittags gestorben, so sagte ich den Verwandten, sie sollten bis zum andern Morgen warten. Aber ich hatte die größte Mühe, sie dazu zu vermögen. Nach ihrer Sitte wollten sie die Tote sofort beerdigen. Wer weiß, wieviel bei diesem System schon lebendig begraben worden sind! Es sei eine Sünde, sie auf ihre letzte Stätte warten zu lassen. Endlich folgten sie dann meiner Anweisung. Am folgenden Tage ließ mir der Vater der Verstorbenen sagen, ein Weißer könne nicht der Leichenbestattung eines Schwarzen beiwohnen. Ich kümmerte mich weiter nicht darum und nahm die Beerdigung vor. Zu meiner Überraschung gewährte ich kein Zeichen der Trauer. Die Tote war in einen groben, aus Baumrinde gefertigten Stoff gehüllt, aber so geschickt hineingewickelt, daß sie

ausah wie eine egyptische Mumie. Ich begleitete sie zum Friedhof, wo ich die Zeremonien vornahm. Am Abend hörte man dann das herkömmliche Wehklagen und Jammergeschrei. Die aus der Ferne herbeigekommenen Verwandten fangen zuerst an. Sobald sie sich dem Dorfe nähern und die Hütte der Verstorbenen sehen, schlagen sie sich an die Brust und stoßen Verzweiflungsschreie aus. Und dieses Wehklagen beginnt stets von neuem, wenn andere Verwandte die Familie zu besuchen kommen. In den ruhigen Zwischenräumen wird geschossen, und das geht wohl acht Tage so in einem fort. Dann schneiden sich Männer und Frauen zum Zeichen der Trauer das Haar ab, und die letzteren legen sich einen Kranz aus Palmblättern um den Kopf. Das ist aber auch alles; von eigentlichen Thränen, von Gebeten oder religiösen Gedanken, welche den Seelen der Lebenden wie der Toten zu Stärkung gereichen, keine Spur.

Als man die Tote zum Forttragen aufhob, sah ich, wie man ein Sorghogericht zubereitete. Ohne Zweifel war dasselbe für die Tote bestimmt und sollte ihr als Wegzehrung in der andern Welt dienen. Ich ließ die Leute gewähren, denn jede Bemerkung hätte doch nur Uebles angestiftet. Wenn die Kranken unrettbar vor dem Hinscheiden stehen, dann geht das Abschiednehmen vor sich, indem man Wasser auf den Sterbenden schüttet. Wer diese Douche erst bekommen hat, der hat nach den Begriffen der Schwarzen gebundene Marschroute und keine Hoffnung mehr auf Genesung. Der Mann der Verstorbenen sagte mir ganz naiv: „Sie brauchten der Kranken kein Wasser mehr auf den Kopf zu gießen. Wir andern hatten ihr schon genug über den ganzen Leib gegossen!“ —

Nun leben Sie wohl und vergessen Sie nicht den Negermissonar in Ihrem frommen Gebete. — P. Courtois.

Über die Vorgänge in Uganda

sind denn endlich auch Briefe von Lugard, dem Anführer, wenn auch nicht Anstifter der Mordbrenner, eingelaufen. Es ist zu schade um unseren Raum, diese Briefe abzudrucken. Lugard behauptet, die „französische Partei“ (die nur in seiner Einbildung existiert) trage alle Schuld, die Katholiken hätten den Anfang gemacht durch Ermordung eines protestantischen Häuptlings u. s. w. Von den Greuelthaten, die wir kennen, von der Verteilung von Hinterladern an die Protestanten verrät er nichts. Bekanntlich ist es vor Gericht dem Beschuldigten gestattet, sich herauszulügen; wir wollen auch den Herren Lugard, Williams und Genossen das selbe Recht einräumen, aber das können wir schon heute feststellen, die Richter, d. h. in diesem Falle die öffentliche Meinung,

wissen ganz gut, was sie davon zu halten haben. Weder in England noch in Deutschland oder Frankreich haben Lugard's Berichte Glauben gefunden — Herrn Dr. theol. Warnek und einige Gleichgesinnte wollen wir ausnehmen. Die Berichte der katholischen Missionare stimmen eigentümlich überein mit jenem von uns veröffentlichten Berichte des protestantischen, englischen Kaufmanns Magworthy, und daneben erscheinen die Berichte Lugard's als wirklich sehr armselige Versuche, sich rein zu waschen. Das letzte Wort in dieser Sache ist noch lange nicht gesprochen, und wenn es bei der großen Entfernung auch lange dauert, bis die Wahrheit voll zur Geltung kommt, Recht wird doch Recht bleiben. Eben sind wieder eine größere Anzahl englischer Missionare auf dem Wege nach Uganda. Wir fürchten ihre Thätigkeit nicht, denn Lugard selbst meldet es, daß er ganz Uganda gegen sich hat; nur durch eine Schreckensherrschaft kann er sich behaupten, aber — strenge Herren regieren auch dort nicht lange. Nicht der Katholizismus, nein, der Protestantismus hat in Uganda den Todesstoß erhalten. Sobald das Volk wieder aufatmen kann, wird es mit den eigentümlichen Glaubensboten schon fertig werden. Das Blut der Märtyrer ist stets der Samen neuer Christen gewesen; er wird es auch dort werden.

Herr Lieutenant Langheld, Chef der deutschen Station Bukoba, hat, wie unsere Missionare melden, die Verwandten Muangas nicht ausgeliefert. Wir konnten von vornherein schlecht daran glauben und freuen uns, einen deutschen Offizier gegen den Vorwurf der Mitschuld an jenen Vorgängen in Schutz nehmen zu können. Die Sache verhält sich folgendermaßen: Kapitän Williams hatte dem Lieutenant Langheld vorgestellt, die Nissen und Schwägerinnen Muangas würden wider ihren Willen in Bukumbi gefangen gehalten. Deshalb stellte der Lieutenant dem Feldwebel Kühn die nötigen Befehle zu. In Bukumbi verhehlte letzterer nicht, wie peinlich ihm der Auftrag sei. Der Pater Hauttecoeur stellte ihm vor, wie sehr ihn dieses Vorgehen verlege, da er und seine Ordensgenossen den deutschen Behörden wesentliche Dienste und Unterstützung geleistet, überhaupt beiderseitig das beste Verhältnis bestehe. Hierauf gingen Hauttecoeur und Kühn zu den Prinzessinnen und ihren Söhnen, um ihnen auseinander zu setzen, daß es ihnen freistehe, zu bleiben, daß sie in keinem Falle zum Fortgange nach Uganda gezwungen würden. Sie erklärten darauf, bleiben zu wollen,

bestanden auch auf diesem Entschlusse, als Williams in sie drang, um sie zur Abreise zu bewegen. Herr Kühn wiederholte dem Engländer hierauf, er habe nur Auftrag, ihm gegen die Missionare beizustehen, wenn diese die Prinzessinnen gegen deren Willen zurückhalten wollten, nicht aber dieselben zum Abzuge zu zwingen. Damit war die Sache erledigt. Herr Lieutenant Langheld hat also ganz gerecht gehandelt.

Wisemanns Ausbruch nach den Seen.

Erinnern wir uns noch, wie Wisemann, nach überraschend schneller Niederverwerfung des Aufstandes in Deutschostafrika nach Deutschland heimgekehrt, als die nächste Arbeit zur Eröffnung unserer Gebiete in Ostafrika die Installierung von Dampfbooten auf den drei großen Seen, die unsere Besitzungen nach Westen hin begrenzen, als das nun wichtigste Werk darstellte. Es ist bekannt, wie er selbst einen großen Teil der hierzu notwendigen Mittel, die das Reich selbst nicht bewilligen konnte, zusammenbrachte (25 000 Mark gab der Afrika-Verein deutscher Katholiken), wie er endlich, um seine Pläne ins Leben treten zu sehen, durch seinen Einfluß die Antislavereilotterie zu stande bringen half. Es ist ebenso bekannt, daß infolge der unglücklichen Schlappen, die wir nach Wisemanns Rücktritt in unserem Hinterlande erlitten, Wisemann die für seine Expedition nötige Macht vorenthalten wurde, und daß seine Krankheit ihn in Verbindung mit diesen Umständen zwang, das Unternehmen vorläufig zu unterlassen. Nach unseren unterdessen in Deutschostafrika gemachten Erfahrungen können wir den damals gewiß überall bedauerten Aufschub dieses Unternehmens jetzt gewissermaßen als einen günstigen Umstand auffassen, denn was hätte aus dieser Riesexpedition werden sollen bei der Hungernot nach der letzten Ernte? Liegen doch jetzt noch Hunderte von tausend Innere bestimmten Lasten in Mpyapwa, deren Weitertransport durch die Hungernot unmöglich gemacht wurde. Wisemann ist unterdessen hergestellt und steht jetzt unmittelbar vor der Ausführung seines großen Planes.

Trotz aller Widerwärtigkeiten werden doch noch — davon bin ich überzeugt, schreibt Herr Eug. Wolff aus Zanzibar an das „V. Tgbl.“ — wenn nicht äußere Umstände, die nicht in seiner Hand liegen, auf Wisemanns Unternehmen störend einwirken, seine Fahrzeuge bei weitem eher auf den zentralafrikanischen Seen schwimmen, als die des — man könnte beinahe sagen — Konkurrenz-Unternehmens des Dr. Peters. Wir sind berechtigt zu einer solchen Annahme, nachdem Wisemann seine wohlbekannten vier großen afrikanischen Unternehmungen, zwei Durchquerungen des Kontinents in seinen unbekanntesten Teilen, die Erforschung des letzten großen noch unbekanntes Flusses Afrikas und die Niederverwerfung des ostafrikanischen Aufstandes, mit erstaunlicher Schnelligkeit durchgeführt hat. Er hat uns durch seine zwölfjährige Thätigkeit

gelehrt, daß da, wo er allein die Verantwortung trug, wo er selbstständig, unbehindert und unbeeinflusst von fremden Beeinflussungen war, ihm der Erfolg nie gefehlt hat.

Wisemanns neue Expedition ist zusammengesetzt aus etwa 25 Europäern und 200 schwarzen Soldaten, Subanesen, Abessinern, Somalis, Wangwanas und Zulus. Der größte Teil der Europäer sind Schiffsbauingenieur und Seeleute zum Transport, zur Montierung und späteren Führung der Fahrzeuge. Die Expedition führt mit sich zwei Dampfer, den schon so oft besprochenen „Wisemann“ und den „Pfeil“, ferner zwei große Stahlboote, deren eines, mit einem Holzverdeck versehen, ein tüchtiges Segelfahrzeug ist, vier Leichter und eine Anzahl kleiner Boote, alle von Stahl. Wisemanns ganze Expedition wird von hier aus auf einem der Küstendampfer der deutschen Ostafrikalinie in die Ghinde-Mündung des Zambesi einlaufen; dort wird Wisemann ein größeres Lager errichten, die Expedition organisieren und das Material zur weiteren Verschiffung vorbereiten. Der Schleppdampfer „Pfeil“, die Leichter und Boote werden montiert und bringen zunächst in einer oder mehreren Fahrten allmählich die gesamte Expedition nach der zweiten Station, unterhalb der Murchison-Fälle des Shire-Flusses. Die Fälle wird Wisemann vermittelt seiner kleinen Feldbahn und der sonstigen, schon früher für die große Landtour vorbereiteten Landtransportmittel auf der etwa über zehn deutsche Meilen langen Strecke umgehen und alles nach der oberhalb der Fälle zu errichtenden Station bei Mtope bringen, von wo aus wieder zu Wasser der Weg nach dem Süden des Nyassa fortgesetzt wird. Nachdem Wisemann an der Mündung des Zambesi alles organisiert und die erwähnten Plätze für Stationen ausgesucht haben wird, nachdem der Transport der Dampfer in Bewegung gekommen ist, wird er die weitere Ausführung des Transportes Herrn v. Elz übertragen; er selbst wird dann nach dem Nordende des Nyassa-Sees vorausgehen, sich nach einem günstigen Ort für eine Station am Nord-Nyassa auf deutschem Gebiete umsehen und sich besonders über die Verhältnisse orientieren, unter denen später der Weitertransport des Wisemann-Dampfers vom Nordende des Nyassa-Sees hinüber zum Tanganjika-See zu erfolgen hat. Da, wie ich mich durch wiederholte Besichtigung überzeugt habe, auch der Schlepper „Pfeil“ ein Fahrzeug ist, welches dem Seegang dieser Inlandseen durchaus gewachsen zu sein scheint und die Ausrüstung mit einem Geschütz, sowie die Aufnahme einer militärischen Besatzung zuläßt, würde, wenn der „Wisemann“ zum Tanganjika-See hinübergebracht wird, der „Pfeil“ mit den großen Stahlbooten eine nachhaltige Überwachung der deutschen Küste des Nyassa-Sees gegen die Sklavenhändler durchführen können. Ebenso wird die Anlage einer Station im Norden des Nyassa den großen Vorzug haben, die dort in der Nähe errichteten deutschen Missionen eventuell zu beschützen, die den See nördlich umgehenden Sklavakarawanen abzufangen, die die friedliche

Bevölkerung vernichtenden Mafangwara im Schach zu halten und die von da aus in nur wenigen Tagemärschen zu erreichenden Wahehe auch von dieser Seite aus vorzunehmen.

Auffallend und gegen die vielen Expeditionen, die wir hier von der Küste ins Innere abgehen sehen, scharf abstechend ist die ruhige, geschäftsmäßige Ausrüstung und Organisation der Wisemann'schen Unternehmung. Man sieht und hört fast nichts von der in kürzester Zeit bevorstehenden Abreise einer so großen Truppe. Man sieht nicht, wie bei anderen Expeditionen, wilde Gestalten mit großen Kalabresern, mit Revolvern oder gar Hirschsängern bewaffnet umhergehen; man hört nichts über die in glühenden Farben geschilderten Gefahren und Schrecken, über deren Vorstehen die Europäer nicht eingehend genug jedem Landsmann, den sie fassen können, Haarsträubendes berichten; man hat eben den Eindruck, daß der Führer, der schon vor anderen, weit schwierigeren Aufgaben gestanden und sie gelöst hat, mit nüchterner Ruhe und Kaltblütigkeit, eine Folge seiner langjährigen Erfahrungen, genau weiß, was ihm bevorsteht und genau die Maßnahmen kennt, die er zu treffen hat.

Jedenfalls wird es besonders schwierig für Major v. Wisemann sein, sich genaue Pläne für seine Unternehmungen zu machen, bevor er nicht weiß, wie sich die kriegerischen Verhältnisse am Süden des Nyassa gestaltet haben, in die er, da er ja auf alle Fälle dort einige Zeit verweilen muß, nolens volens hineingezogen werden wird. Und so wünschen wir denn bei seinem Ausbruche von der deutsch-ostafrikanischen Küste dem Manne, der seine besten Jünglings- und Monnezjahre dem Vaterlande, der Wissenschaft und der allgemein menschlichen großen Aufgabe der Erschließung des afrikanischen Kontinents geopfert hat, der leider nicht mehr mit jener ungebeugten Kraft wie früher dem feindlichen Klima und den Strapazen und Entbehrungen, die seiner harren, entgentritt, ein schnelles glückliches Gelingen.

Das apostolische Vikariat Togo.

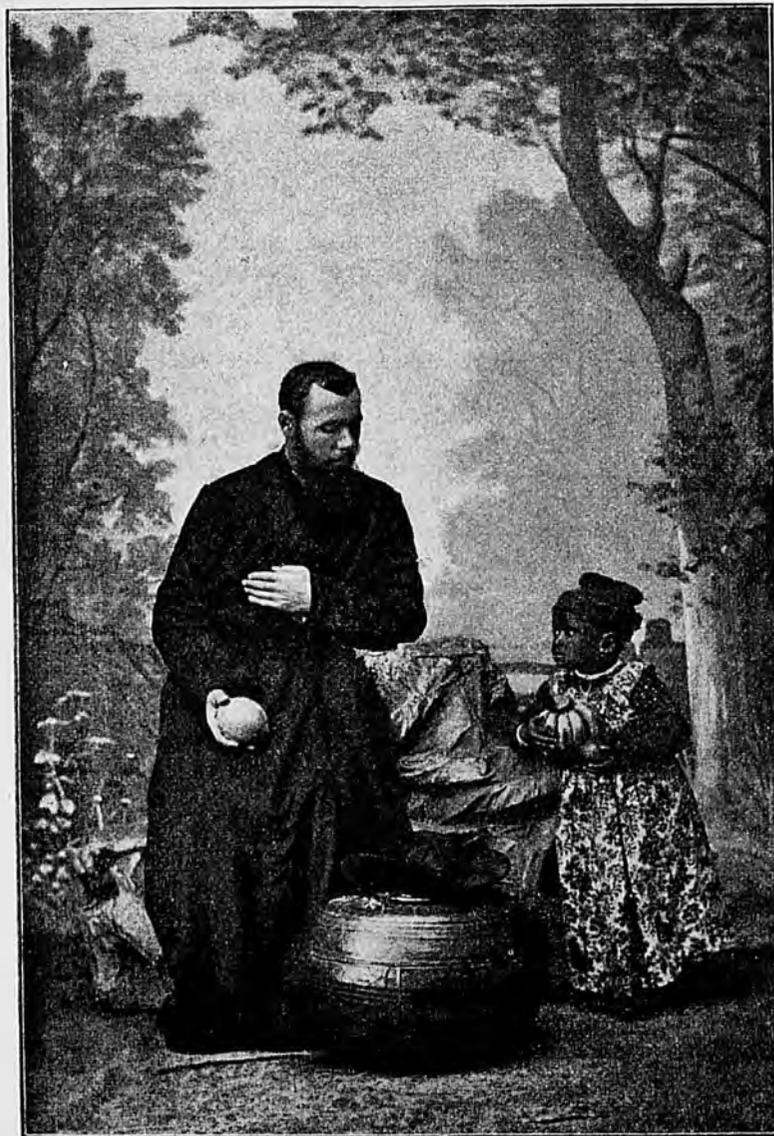
Während unsere Missionare auf der Reise nach Togo sind, wollen wir uns das Land etwas näher ansehen, in dem sie zu wirken berufen sind. Wir entnehmen die nachstehenden Schilderungen dem empfehlenswerten Werke: „Unsere Kolonien, Land und Leute,“ von Berthold Volz. Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Eine niedrige, gelbgraue Strandlinie, hier und da von dunkelgrünen Kokospalmen oder auch einem weiß schimmernden Faktoreidache unterbrochen, stellt sich dem Auge dar. Das ist die 52 Kilometer lange Meerfront unseres Togo-landes an der vor Zeiten übel berüchtigten Sklaventüste in Ober-Guinea. Gewaltig rauscht in lang ausgezogenen Wogen der Ozean gegen die eintönig-flache Küste. Das Bild ist wenig lockend, um so weniger, als es nicht ganz leicht ist, von dem

weitab in der flachen See sich fest legenden Schiffe an den fernem deutschen Strand zu gelangen. Kruburschen rudern mit kurzen, wie ein Entenfuß gestalteten Schaufelrudern das schwere Brandungsboot; mit gespanntem Blicke die gegen den Strand rollenden Wogen musternd, sitzt ihr Hauptmann am Steuer. Auf dem Nacken einer breiten Welle läßt er das Boot an Land reiten: umzischt von dem Schaume der Brandung, jaust es wie ein Pfeil dahin. Dann im Momente der Landung, während die Burschen, um dem letzten und stärksten, dem Landbrecher, zuvor zu kommen, mit höchster Anstrengung rudern, läßt er es schräg auf den Sand laufen; blischnell springen die Krus hinaus, reißen uns hinaus, eine kurze Strecke hinauf an den trockenen Strand: da schlägt auch schon, hoch aufsprühend, der Landbrecher über das Boot hinweg. Wie im Taumel betritt so der Neuling, er weiß selbst nicht wie, den Boden von Togo.

Der Strand ist ganz kahl, ohne Strauch und Kraut; Dünen giebt es nicht; es steigt nur landeinwärts ein wenig an. Nur ragt wohl einmal aus der gelblichen öden Sandfläche die leere Schale einer Riesenschildkröte hervor oder die kalkweißen Schulpn eines Tintenfisches, die das Meer ausgespült hat. Hier mündete einst, doch jedenfalls noch in historischen Zeiten, etwa in der Mitte der deutschen Strandlinie unweit des heutigen Ortes Porto Seguro, ein Fluß. Aber die gleichmäßig heranrollende Dünung, welche an der ganzen Sklaventüste die gefährliche Brandung bewirkt, baute langsam vor der Mündung eine Sandbarre auf, welche stetig anwachsend, endlich die Mündung ganz verschloß. Der aufgestaute Fluß breitete sich nun hinter der Barrenschranke aus, überschwenkte rechts und links weithin seine Ufer und bildete eine ausgedehnte Lagune.

Von den vier Handelsplätzen am Togo-Strande ist der östliche der weitaus bedeutendste. Das ist Anehó, das lediglich durch die Portugiesen zu dem den Eingeborenen ganz unbekanntem Namen Popó oder Klein-Popó gekommen ist. Bei Anehó erfährt der Fluß plötzlich nach der Seeseite hin eine lagunenartige Ausweitung, in welche von Ost und West mehrere vortragene Inseln während einige kleine Inseln die Wasserfläche unterbrechen. Die Strandnehrung aber ist hier so schmal, daß ein Durchsich ins Meer gemacht ist, der indessen künstlich offen gehalten werden muß, da ihn die Barrenbildung immer wieder zu schließen strebt. Auf dieser kaum 100 Meter breiten Nehrung von dem Durchsiche an erstreckt sich etwa 1 Kilometer lang das Negerdorf Anehó, d. i. Eidechsenzunge; aber gewöhnlich umfaßt man mit dem Namen den ganzen Kranz der Siedelungen, der sich in anmutigem Bilde um den Flußsee herumzieht. Da liegt jenseits des Durchsiches Ajido, etwas weiter zurück Messalope; auf der gegenüberliegenden Westseite lugen unter Kokospalmen die braunen Binsendächer von Badji herüber, während Degbenú die benachbarte, weit vorspringende Halbinsel einnimmt. Jenseits des Wassers auf dem 10 bis 12 Meter hohen, gelbroten Festlandsufer, zur Linken des ostwärts strömenden Flusses ragt das freundliche Gribji, und ostwärts von diesem an offenerem Wasser erhebt sich auf dem hohen Ufer Sebbe, von dessen Höhe der stattliche Palast des kaiserlichen Kommissars über das Wasser weg wie schüßend auf die ansehnliche Reihe der hellblinkenden Faktoreien hinabschaut, die auf der Nehrung den Anfang des Dorfes Anehó bilden. Und 2 Kilo-



P. Sorné und sein Pflegekind. (S. S. 475.)

meter hinter Sebbe schneidet, durch die Westspitze der Laguneninsel Bahel gezogen, der deutsch-französische Grenzmeridian das deutsche Gebiet ab.

Der Verkehr bringt es mit sich, daß in den Strandorten sich eine buntgemischte Bevölkerung aus verschiedenen Stämmen zusammenfindet, der im allgemeinen nicht viel Gutes nachzusagen ist. Jedoch bilden die Bewohner von Anehó, deren Zahl man auf etwa 4000 schätzt, eine rühmliche Ausnahme. Sie sind Abkömmlinge eines Stammes, der vor Zeiten aus dem weit westlich gelegenen Aktra ausgewandert und die Küste von Anehó bis Pla (Groß-Popó) besetzt, und haben sich noch etwas von der alten Kriegstüchtigkeit der Aktra-Leute bewahrt. Im Bunde mit ihren Landsleuten von Pla haben sie vor Jahren die Angriffe des Königs von Dahome und seines als sehr mutig gerühmten Weibercorps bei Agwé, 9 Kilometer von Sebbe, mit so blutigem Nachdrucke zurückgewiesen, daß der mächtige Fürst seitdem sich nicht wieder in die Nähe der Meeresküste gewagt hat.

Das deutsche Grenzland hinter der Hochfläche von Sebbe ist dicht bedeckt mit unzähligen kleinen Dörfchen und Gehöften, deren Bewohner sich sämtlich vom Ackerbau nähren. Breite, sorgfältig unterhaltene Wege durchziehen das Gelände, ein Zeichen des regen Verkehrs, der dies Binnenland mit der Küste verbindet. Zu beiden Seiten der Wege dehnen sich weite Felder aus, die mit Mais, Maniok, Jams, Erdnüssen, Bataten (sog. süßen Kartoffeln) und Pfeffer bepflanzt sind. Zwischen den Ackerfeldern liegt das Brachland, dessen rasch aufschießende Buschbestände den Antilopen und anderem Jagdwild Schatten und Schutz gewährt. „Hat der Boden lange genug geruht, so wird das Buschwerk abgeholzt, übereinander geschichtet und kurz vor Eintritt der Regenzeit verbrannt. Mann, Weib und Kind, die ganze Familie des Besitzers, begeben sich dann hinaus und bearbeiten das Land, indem sie dasselbe mit kurzen, selbstverfertigten Hacken durchwühlen und zugleich die durch den Brand gewonnene Asche mit der Krume vermengen. Sobald die ersten Regen fallen, wird der Boden noch einmal gesäubert, und dann gesät und gepflanzt. — Wenn der Neger für sich selbst ohne Zwang arbeitet, so wird er sich gewiß nicht überanstrengen. Hier aber zwingt die Dichtigkeit der Bevölkerung die Eingeborenen zu Anstrengungen, welche sonst der schwarzen Rasse fremd sind. Die Sorgfalt, mit welcher die Felder angelegt und bearbeitet sind, ist erstaunlich. Samen und Pflanzen werden ordentlich in Reihen gesetzt, die emporkommenden Pflanzen mehrere Male behäufelt, ja sogar das üppig wuchernde Unkraut ausgejätet. — Die Gehöfte selbst, aus Lehm und Stroh gebaut und sehr reinlich gehalten, sind von angepflanzten Kokospalmen und Bananen umgeben. Auf einem freien Plage vor dem Hause des Ältesten steht — wie die Dorstinde bei uns — so hier meist ein riesiger schattenspendender Affenbrotbaum. In der Nähe befindet sich ein meist gegrabener Brunnen, aus welchem die braunen Töchter des Hausherrn den vorüberziehenden Fremdling mit ganz trinkbarem Wasser erquicken.“

Völlig verschieden indessen ist das Bild, welches sich uns bietet, wenn wir von Anehó uns westwärts wenden. Wir sind am Strande, den kahler Sand umsäumt. Aber sobald das Gelände sich soweit hebt, daß es vom Meere nicht mehr überspült wird, siedelt sich auf dem trockenen, jedoch stark durchsalzten

Boden dorniges Gestrüpp an, undurchdringliches Buschwerk von $\frac{1}{2}$ bis 3 Meter Höhe, ohne alle Bäume, durch welches höchst beschwerliche, nur mannesbreite Pfade in unberechenbaren Windungen sich hindurchschlingen. Allmählich indessen wird durch das fallende Laub selbst, durch die vermodernden Pflanzen der Boden verbessert: eine stattlichere Vegetation entwickelt sich; selbst Bäume mit eßbaren Früchten gewinnen ihr Fortkommen. So findet sich von Porto Seguro bis Bagida ein kräftiger Baumwuchs, der wohl an deutsche Laubbäume erinnern kann, aber auf dem jüngeren Boden von Bagida bis Lome nur niedriges Buschwerk mit dicken, fleischigen Blättern. Indeß auch die Kokospalme, mit deren Anpflanzung man begonnen hat, kommt, wenn auch langsam, in dem salzhaltigen Sande fort.

Porto Seguro war vordem der Haupthafen für den Sklavenhandel, welcher der ganzen Küste ihren Namen gegeben hat. Hier reicht mit einer Verästelung — der alten Flußmündung — die große Togo-Lagune bis auf etwa 10 Minuten an den Ort heran. Daher konnten die (geraubten und gefesselten) Sklaven aus dem Binnenlande mit Kanoes leicht hierher geschafft werden, wo sie in festen Häuden (Barracoons) aufbewahrt wurden, bis fern auf der See die Sklavenschiffe erschienen, um die Menschenfracht einzunehmen. Heute ist mit diesem schmachtvollen Handel seine Bedeutung geschwunden, zumal die Überschwemmungen der Lagune die niedrigen Umgebungen des Ortes verjumpten und dadurch gefährliche Fieber wachrufen. Und die Unreinlichkeit der Bewohner trägt viel dazu bei, diese Gefahr noch zu vergrößern: zwischen den aus grauem Schlamm und Binsen hergestellten, runden oder viereckigen Hütten des Ortes sieht man ganze Berge überfließender Abfallstoffe lagern.

Auch Bagida war früher ein bedeutender Sklavenmarkt. Jetzt zählt das etwa zwei Kilometer vom Meere zurückliegende Dorf nur noch ungefähr 100 Einwohner. Der Handel hat sich ganz nach dem erst vor einigen Jahren am Meere entstandenen Orte Bagida-Strand gezogen, wo um die europäischen Faktoreien sich Eingeborene als Arbeiter und Handwerker angesiedelt haben.

Auf ähnliche Weise ist auch Lome entstanden, das an Handelsbedeutung Anehó nahe kommt. Die Anlage mehrerer Faktoreien am Meeresstrand wurde für die Eingeborenen der Nachbarschaft der Anziehung, ebenfalls dorthin überzusiedeln. So gaben die Bewohner des weiter landeinwärts gelegenen Dorfes Lome ihre alte Heimat ganz auf und übertrugen deren Namen auf die neue Siedelung. Aber dies Zusammenströmen verschiedenartigster Bevölkerung hat bewirkt, daß in Lome die schlechten Elemente sehr stark vertreten sind; und der Schmuggel, welchen sie mit deutschen Waren über die dicht hinter Lome anhebende deutsch-englische Grenze treiben, trägt auch nicht dazu bei, ihre Sitten zu bessern. Was indessen Lome seine eigentliche Bedeutung giebt, ist das fruchtbare und gut bewohnte Hinterland. (In Lome landen unsere Missionare.)

Man braucht nicht weit landeinwärts zu gehen, so erreicht man das Ende des Sandbodens. Das dornige Gestrüpp hört auf. In flachen Wellenformen zieht sich das Gelände unabsehbar hin. Anfänglich erheben sich diese Bodenwellen nur 15 bis 25 Meter; weiterhin aber steigen sie viel bedeutender an, bis zu 70 Meter und darüber. Sind sie auch keineswegs immer gleichlaufend, so

geben sie doch der Landschaft einen sehr eintönigen Charakter. Erst das Gebirge der Fetischberge bezeichnet die Binnengrenze dieser weit gedehnten Küstenlandschaft.

Die Grundlage des Bodens ist durchweg Laterit, eine sandhaltige, stark eisenküstige und dadurch rot gefärbte Thonerde, welche stellenweis thonigen Roteisenstein in dicken Knollen einschließt. Nirgends durchbrechen Felsen oder einzeln ragende Berge den mürben Boden. Steile Abstürze dagegen finden sich wohl, auch schroff eingeschnittene Furchen, welche das Wasser ausgepült hat.

Die Gestaltung des Küstenflachlandes ist für die klimatischen Verhältnisse von tiefgreifender Bedeutung: es wird dadurch ganz unter den Einfluß des Seewindes gestellt, der ungehemmt es bis an die Berge bestreichen kann. Mit Tagesanbruch erhebt sich die Brise aus Südsüdwest, wird stärker gegen Mittag und schläft gegen Abend ein, um für die Nacht der Windstille und schwachen Luftströmungen vom Binnenlande her Platz zu machen. Diese regelmäßige Brise bewirkt eine erhebliche Abkühlung der Luft. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt daher noch nicht 27 Grad C., die Durchschnittstemperatur auch der heißesten Monate nicht über 29 Grad. In den Nächten macht sich dagegen eine Abkühlung wenig bemerkbar. Andererseits vergrößert aber die Brise sehr erheblich den Feuchtigkeitsgehalt der Luft. Das zeigt sich in der starken Schweißbildung, in dem schnellen Verschimmeln alles Holzes und Leders, in dem leichten Rosten der Metalle. Kurz vor Sonnenaufgang triefen Dächer und Pflanzen von Tau.

In den Monaten April bis Mitte August, sowie im Oktober und November weht die Seebrise stärker, bringt größere Feuchtigkeitsmengen mit und bedingt dadurch die Regenzeiten, während in den übrigen Monaten nur ausnahmsweise Regen fällt. Zwar hält auch in der Regenzeit der Regen täglich nur — meist am frühen Nachmittage — höchstens vier Stunden an, aber die dann herabstürzende Regenmenge ist sehr bedeutend. Die Regenzeit geht drei bis vier Wochen anhaltend, die Tornadozeit voraus. Dann bricht täglich gegen Abend ein von gewaltigen Regengüssen begleiteter Orkan los, der indes in weniger als einer Stunde sich ausgetobt hat.

Ziemlich plötzlich erfolgt zu Anfang des Dezembers ein starker Umschlag des Wetters. Dann weht etwa sechs Wochen lang der Harmatan, der heiße Nordwind. Er erhöht die Tagestemperatur um 4 bis 6 Grad, da er die Seebrise zurückdrängt. Auch die Brandung an der Küste besänftigt er. Die Nächte sind wolkenlos, und daher viel kühler als sonst: eine Erquickung nach den jetzt so viel heißeren Tagen. Aber zugleich führt dieser Landwind seinen rötlichen Staub mit sich, der den Himmel in Dünste hüllt, jeden Fernblick ausschließt und die Sonne als eine blaßrote Scheibe am Himmel erscheinen läßt. Dabei wird durch den Harmatan die Luft so trocken, daß Thüren und alles Holzgerät einschrumpfen, Möbel sich verziehen, ja selbst den Menschen an Lippen und Händen die Haut aufspringt.

Das ist gewiß nicht angenehm; aber in Summa befinden sich doch Europäer in dem Klima von Togo durchaus wohl; denn die Seebrise und der gute Anbau des Landes wirken zusammen, es zu einem wirklich gefunden zu machen.

Sobald man, vom Strande kommend, den Lateritboden betritt, ändert sich völlig die Vegetation des Landes. Das dornige Dickicht hört auf, und in überraschender Fülle und Abwechslung erscheint der Pflanzenwuchs. Von Lome bis zu der „heiligen Fetischstadt“ Be sind nur 4 Kilometer Wege; aber auf dieser kurzen Strecke kommt man bald durch büschelförmig wachsendes Schilfrohr, bald durch höheres Buschwerk, bald durch Gruppen von Kokospalmen, Ölpalmen und anderen hohen Bäumen, bald durch Savannen mit üppig wucherndem Graswuchs.

Die Fetischstadt Be ist dem Kriegsgotte Njtpla geweiht, dem mächtigsten aller Untergötter, der zu Pferde sitzend und in europäischer Kleidung dargestellt wird. Sie ist ein Dorf mit winkelig engen Gassen, welche durch übermannshohe Zäune gebildet werden. Durch die Thore derselben blickt man auf die Höfe, auf denen die Wohnhütten stehen. Diese sind zwar, wie überhaupt in Togo, aus rotem, mit Schilf vermishtem Thon aufgeführt, aber nicht wie anderwärts viereckig, sondern rund, mit ihren spitzen Dächern wohl 10 Meter hoch. Kokospalmen und Buschwerk überragen fast jeden Zaun und machen dadurch den Anblick des Ortes etwas freundlicher. Den Besuch ihres großen Fetischtempels aber gestatten die Priester keinem Europäer.

Gleich nordwärts von Be gelangt man an das äußerste Westende der Togo-Lagune, welches dem Lande schon wieder zurückgewonnen ist. Denn es stellt sich als eine 100 Meter breite, flache Thalmulde dar, deren tiefste Rinne sumpfiger Untergrund zeigt, während jenseits der Boden wieder zu einer 20 bis 25 Meter hohen Landwelle sich erhebt. Allein wenig weiter östlich tritt in diese Thalmulde der Sio ein und bewahrt selbst in der Trockenzeit in dem dichten Rohrlicht sich einen offenen Wasserlauf von so viel Breite, daß ein Kanoe darauf fahren kann. Das unterscheidet ihn von den Küstenflüssen der Landschaft, welche in der trockenen Jahreszeit völlig versiegen. Aber er hat auch seinen Ursprung in den Fetischbergen und durchfließt in ihrer ganzen Breite als ein stattlicher Strom — in Reue ist er 40 Meter breit und 1 Meter tief — die Küstenlandschaft. In dem Sio wird man daher auch denjenigen Fluß zu sehen haben, dessen alte Mündung vor Zeiten bei Porto Seguro das Meer durch die Barre schloß. Auch die Linie seines Laufes weist darauf hin, daß er es besonders gewesen ist, der die Togo-Lagune geschaffen hat, an deren Südseite er jetzt entlang zieht.

Die Togo-Lagune ist eine Wasserfläche, welche etwa 10 Kilometer von Ost nach West und etwa 10—11 Kilometer von Nord nach Süd sich ausbreitet. Ihre Tiefe beträgt im Durchschnitt nicht mehr als 3 Meter. Das Wasser ist süß und nur in der Nähe des Durchflusses bei Aneho etwas brackig. Durchgehends zeigt es eine graue Farbe, ohne indessen trübe zu sein. Der Reichthum an Fischen ist sehr bedeutend; manche Arten derselben übertreffen an Wohlgeschmack die Ereffische. Die Abläufe der Lagune sind daher von den Anwohnern mit Reusen gesperrt, aus denen sie die Fische mit den Händen herauszuschöpfen. Niedrige Höhenzüge umschließen rings die weite Wasserfläche, über welche Reiher und Habichte hinstrecken, während Krähen die Ufer beselen. Hier und da lauert ein träges Krokodil, kaum mit den Augen blinzeln, auf vorwipige Beute.

Das westliche Ufer der Lagune ist öde. Denn ein 1½ bis 2 Kilometer

breites Dickicht von Schilfrohr und Wasserpflanzen ist ihm vorgelagert, durch welches nur schmale Wasserpfade in zahllosen Windungen bis an das Land heranzuführen. Einsam liegt hier Obome am Ufer, ein „Markt“ von wenig Hütten; alle größeren Siedelungen sind erheblich, manchmal bis zu einer halben Stunde landeinwärts gerückt.

Auch das Nordende der Lagune verperret ein dichtes Röhricht, durch welches Boote nur mühsam mit Stangen hindurchgeschoben werden. Ja, näher nach dem Lande zu wird die Fülle der Wasserpflanzen und herrlich blühenden, riesengroßen Wasserblumen so überwältigend, daß sie jeder Schiffahrt Halt gebietet. Mühsam nur und mit vielen Windungen bricht sich der Saho eine Bahn hindurch, der hier von Norden her einmündet. Mächtige Laubbäume, mit Schlinggewächsen bekleidet, beschatten die 3 bis 4 Meter hohen Ufer, zwischen denen, bald bis zu 40 Meter sich ausdehnend, bald bis auf die Hälfte sich zusammenziehend, im Durchschnitt 3 Meter tief, der Fluß ganz gemächlichen Schrittes der Laine zuzieht. Freilich in Hochwasserzeiten steigt er um 1½ Meter und fließt dann mit rascher Strömung dahin. Es ist grauer Laterit, der die Uferböschungen bildet; denn den die sonst rote Färbung bedingenden Eisengehalt hat der Fluß hinausgewaschen. Tief dunkel erscheint auch weiter aufwärts im Waldesschatten der Wasserlauf. Hier und dort sperren ihn umgestürzte Baumstämme, an anderen Stellen beugen sich elegante Palmen hinüber und herüber, allerwärts aber spenden laubreiche, von Lianen überwucherte Tropenbäume Schatten und Kühlung.

Büßig verschieden von dem westlichen erscheint das Ostufer der Lagune. Mit steiler Böschung erhebt sich hier, im Südosten gar bis zu 12 und 16 Meter, der rote, harte Lateritboden, in welchen zahllose Stücke knollenartigen Eisensteins eingelagert sind. Hier und da sind durch die Gewalt der Regenwasser tiefe Rinnen in diesen Klippenrand eingeschnitten. Ein flacher Strand, mit großen Stücken des Knolleneisensteins übersät, den einzigen Steinen, die es in der Küstenlandschaft giebt, ist vorgelagert. Das offene Wasser tritt an diesen heran, in den Tornadozeiten mit starken Wellen nicht selten ihn weit hinaus überspülend. Dorf reiht sich auf der Höhe an Dorf, selbst unten am Strande liegen nicht selten Hütten. Zuerst kommen die beiden Seva, Seva-Dorf und Klein-Seva, denen 500 Meter landeinwärts Groß-Seva sich anschließt. Dann folgen in nicht großen Zwischenräumen die fünf Dörfer, welche zusammen den Namen Togo führen. Allenthalben erkennt man den Fleiß und Ordnungssinn der Bewohner. Die Ölpalmen sind in Reihen gepflanzt, die Mais- und Maniokfelder sorgfältig bearbeitet und mit dichten Hecken eingefast. Ein wenig abseits von den Wegen sind große Götterbilder, welche mit vielem Geschick ausgemerkelte, menschliche Gesichtszüge zeigen, unter Schutzbälgen aufgestellt; und reichliche Opfergaben, Lebensmittel und Kaurimuscheln, vor den Fetischen dargebracht, bezeugen den frommen Sinn der Dörfler. Affenbrotbäume in großer Zahl geben der Landschaft ein eigenartiges Gepräge; und häufig erheben inmitten der Felder sich kerzengerade Melonenbäume (*Carica Papaya*), die, vielfach ohne Blätter, mit ihren Bündeln kugelrunder Früchte einen wunderlichen Anblick gewähren. Sonst treten in der die Dörfer umgehenden Pflanzenfülle besonders Kotospalmen, Bananen, Bambus, wilde Baumwolle und wilder Indigo hervor.

Togo, d. i. jenseit des Sees, das Fünfdorf, dehnt sich 2½ Kilometer am Ufer hin. Es macht einen behäbigen und durch seine Sauberkeit sehr ansprechenden Eindruck; sorgfältig werden selbst von Graswuchs die Dorfstraßen rein gehalten. Zu täglichen Bädern bietet bequem die nahe Lagune sich dar; das junge Volk pflegt sogar zwei Mal, nach Sonnenaufgang und vor Sonnenuntergang, zu baden. Die Ortschaft zählt etwa 3000 Einwohner und ist bedeutend genug, um dem ganzen Lande den Namen zu geben.

Die Wasserstraße führt um Togo herum weiter hinein in den ostwärts auf Aneho zufließenden Fluß; ein viel betretener Landweg aber über den hinter Togo bis zu 40 Meter ansteigenden Höhenzug in nordöstlicher Richtung nach dem Markte Wo. Nirgendwo auf diesem Landwege trifft man noch Urwald an; Ackerfelder wechseln mit oft mannshehem Brachbusch, den 2 oder 4 Meter dicke Affenbrotbäume überragen. Auch das Wild hat sich vor der Kultur zurückgezogen; aber die Körnerfrucht lockt dafür in erstaunlicher Menge das Geflügel herbei. Kleine rote Tauben, Elstern, Schlangenhalsvögel, Krähen, Habichte, Reiher sieht man in Unzahl. Höchst sauber zusammengestellte, zylindrische Mais-schober künden in der Erntezeit die Nähe der Ortschaften an. Auf einer Anhöhe liegt das große Dorf Oba, in dessen Nähe Orangen trefflich gedeihen. Dann folgen, gleichsam sich stauend, dicht aufeinander die Bodenwellen, oben mit Buschwerk, weiter abwärts mit Rohr und Schilf, in der Tiefe der Thalung mit Gras bewachsen. Hier haben in den fettigen Thonboden die Umwohner Brunnen bis zu 25 Meter Tiefe gegraben, die auch in der Trockenzeit ein zwar grau gefärbtes, aber wohl-schmeckendes Wasser liefern.

Bergauf, bergab gelangt man so nach Wo. Der Markt enthält nur wenige Häuser, aber ein sehr großer, ganz mit Palmenkernen überfäeter Platz schließt sich an, der Zeugnis giebt von dem ungemeinen Verkehr, der an den Markttagen sich hier entfaltet. Dann (an jedem fünften Tage) strömen mehrere Tausende von Menschen hier zusammen, so daß mitunter an einem Markttag bis zu 3000 Gallonen (135 Hektoliter) Palmöl umgefeßt werden. Die Neger aus dem Binnenlande bringen es hierher, und die Verkäufer verfrachten es dann auf bequemem Wasserwege nach Aneho. Denn bis nach Wo reicht die schmale, aber lang ausgezogene Soholo-Lagune hinaus, welche bei Gridji in nordwestlicher Richtung von dem Flusse sich abzweigt. Auch von dieser Lagune ist das westliche Ufer spärlich bewohnt und etwas swampig; auf dem östlichen dagegen liegen dicht am Wasser mehrere kleine Dörfer bis zu der tief in das Land einschneidenden Ausbuchtung hin, welche bei dem Dorfe Soholo der Druck des Wassers gegen das Ostufer gebildet hat. Von Soholo an aber reiht sich fast Dorf an Dorf, durch welche vortreffliche, reitwegähnliche Pfade an der Lagune hin und schließlich durch eine mit Palmen bestandene Niederung nach Sebba führen.

Indes dies Lagunenland bildet nur den kleinen Südostteil der Küstenlandschaft; der weitaus größere Teil derselben dehnt sich von den Lagunen nach Norden und Nordwesten sanft ansteigend gegen das Gebirge der Fetischberge hin. Die deutsch-englische Grenze ist hinter Lome am Strande nur auf eine ganz kurze Strecke nordwärts gezogen, landeinwärts aber wendet sie sich unter 6 Grad 20' scharf nach Westen bis zu dem kleinen Dikawe-Flusse, den sie aufwärts ver-

folgt, um unter 6 Grad 47' mit nochmaliger Weitwendung den Volta bei der Einmündung des Deine-Flusses zu erreichen. Demnach giebt die schmale Strandfront keinen Begriff von der Binnenlandsbreite des Schutzgebietes. Freilich die natürliche Westgrenze des deutschen Gebietes wäre erst der Lauf des mächtigen Volta, den jetzt in seinem Unterlaufe auf beiden Ufern die Engländer den ihren nennen.

Wendet man von der Togo-Lagune sich nach Nordwesten, so sieht man das Land in langen Bodenwellen sich endlos hindehnen. Befindet man sich in den Thalungen, so ist man von dichtem Pflanzenwuchs umgeben, der jede Aussicht abschneidet; steigt man zum Rücken der Bodenwelle hinauf, so bietet sich ein freier Ausblick ringsum. Die Ortschaften liegen immer in kleine Gruppen aneinandergedrängt; aber jede Gruppe ist von den nächsten durch 20 bis 40 Kilometer breite Streifen unbauten Landes geschieden. Daher stellt sich der größte Teil des Landes als unkultivierte Savanne dar, bestanden mit hohem Grase, dichtem Busch und einzelnen Bäumen. Allein in der Nähe der Flüsse geht die Buschsavanne in eine üppige Urwaldvegetation über, in der das Laub, die Luftwurzeln, die Lianen, welche sich von Ast zu Ast schwingen, so dicht verwebt sind, daß selbst beim höchsten Sonnenstande der Fluß durch ein geheimnisvolles Dunkel dahinkrauscht. Tritt man aus diesem Galerien-Urwalde heraus, so kommt man zu wohlgepflegten Feldern oder zu Ortschaften, die stets die Nähe der Flüsse suchen. Die Wege sind durchweg nur mannsbreit, denn das reicht für das Bedürfnis des Negers aus. Aber sie werden durch Gemeindegarbeit der Dörfler ordentlich an den Seiten abgestochen und sorgfältig geebnet, so daß man, zwischen dem manushohen Grase dahinschreitend, meinen möchte, durch ein üppiges Kornfeld in Deutschland zu wandern.

Das Gebiet des mittleren Sió ist die Landschaft Löwe. An diese grenzt etwas weiter fromauf die Landschaft Kéwe, welche an landschaftlicher Schönheit, sowie an Güte und sorgfältiger Bebauung des Bodens Löwe noch übertrifft. Aber der Preis gebührt doch der Landschaft Agotime, welche hinter Kéwe allmählich gegen das Gebirge hin ansteigt, ebenso schön, wie wohl bewässert und fruchtbar. Hart an der Grenze der Landschaften erhebt sich ein breiter felsiger Grat, der, schroff und kahl, etwa einen halben Kilometer lang sich hinzieht. Es ist der Ziegenrücken, wie man wegen seiner sonderbaren Gestalt ihn genannt hat. Seine höchste Erhebung ist die am Nordende gelegene Heinrichshöhe. Die steile, kahle Felseshöhe erhebt sich zwar nur etwa 50 Meter über die Umgebung, die hier eine Meereshöhe von ungefähr 200 Meter hat, aber auch so schon gewährt sie bei der großen Ebenheit des Landes einen herrlichen, weitumfassenden Rundblick: nach Südosten rückwärts bis zu dem tiefblauen Meere, vorwärts nach Nordwesten und Norden auf das in mächtigen Formen am Horizonte auftauchende Gebirge. Indes einen größeren Eindruck als die doch noch ziemlich fernnen Felsberge macht der gleich jenseit des nahen Todshi-Flusses sich gegen Westen erhebende Adakli, dessen isoliert aus der Ebene sich aufbauende Kegelform wolkenhoch zu sein scheint, obgleich sie in Wirklichkeit nicht mehr als 820 Meter Erhebung hat.

Vom Ziegenrücken an bildet Agotime eine weite Thalung, welche südwestlich zum Todshi entwässert, welcher 10 Meter breit und ziemlich 1 Meter

tief, von dichtem Galleriewalde überschattet, mit der Schnelligkeit eines Gebirgsflüßchens südwärts der englischen Grenze zustrebt. Fruchtbare Savanne wechselt in dem Thal von Agotime mit dichtem Urwalde an den Flußläufen; Dorfgruppen lagern sich dazwischen; immer üppiger und wilder wurde der Pflanzenwuchs, das Gras erreicht auf dem humusreichen Boden die Höhe von 5 Meter, bis wir in dem Dorfe Suggé, das durch Sorgfalt in der Ackerbestellung und im Hausbau, sowie durch Zucht und Ordnung der Bevölkerung sich auszeichnet, das Ende der Landschaft Agotime und den Fuß des unvermittelt aus der Ebene aufsteigenden Gebirges erreichen.

Das edelste Jagdwild der Küstenlandschaft ist der glücklicherweise sehr seltene Leopard, der sich indessen auch im Gebirge findet. Dagegen bevorzugt das Wildschwein entschieden die Ebene; es ist größer als das zahme Schwein und mit rötlichen, kurzen, dichten, glatt anliegenden Haaren bedeckt. Antilopen trifft man in ganzen Rudeln an. Besonders reichhaltig ist aber die Vogelwelt vertreten. Tauben giebt es in mannigfaltigen Arten; auch der kleine, grüne Papagei ist sehr zahlreich. Die größte Vogelart der Landschaft ist ein mehr als meterhoher Kranich, der, mit schwarzem Hals und Kopf und rostrotem Schwanz, auf dem Stirnpolster eine hohe, rostrote Krone trägt.

Aus dem Vereinsleben.

Sutthausen (Diözese Osnabrück). Ähnlich wie vor etwa drei Wochen der Afrika-Zweigverein Hardeberg-Nahne-Vortrup in Nahne eine Versammlung abhielt, geschah es auch hier. Auch uns beehrten und erfreuten mehrere geistliche Herren mit ihrem Besuche. Der Vorsitzende des Zweigvereins, Herr Baron von Porff, veranlaßte zunächst die Rechnungsablage, derzufolge unser Verein seit seiner Gründung (1889) eine ständige Einnahme von etwa 150 Mk. jährlich und eine entsprechende Mitgliederzahl hatte. Hieran schloß sich ein schöner Vortrag des Herrn Domvikars Rhodert-Osnabrück, der in einigen Worten der Anerkennung für unseren Zweigverein uns zum Festhalten an dieser guten Sache ermunterte und deshalb verwies auf die erst in der Jetztzeit erfolgte und erfolgende Entdeckung insbesondere Mittel-Afrikas und unsere daraus herzuleitende Aufgabe, ähnlich dem Columbus die neuentdeckten Länder und Völkerschaften für das Christentum zu gewinnen, sowie auf den Heldennut der Missionäre und deren Erfolge. Sodann redeten Herr Bitar Dr. Völker, Herr Kaplan Dorfmußler und Herr Bitar Möller — sämtlich aus Osnabrück, in teils ernsten, teils scherzhaften Worten, indem sie anregten und ermunterten, wie der erste Redner, und unter Anspielung auf das Sonntags-Evangelium je einen der „sieben Körbe“ herbeischafften und lehrten. Der Herr Vorsitzende stellte schließlich den Inhalt der „Körbe“ zusammen, dankte den Herren Rednern und schloß nach rascher Erledigung einiger geschäftlichen Angelegenheiten die Versammlung. Möge der Afrika-Verein hier und überall ferner blühen, wachsen und gedeihen! Es sei noch bemerkt, daß die Zeitschrift „Gott will es“ hier in 21 Exemplaren gehalten wird, von denen 15 unter den Vereinsmitgliedern zirkulieren. Mit den hierfür aufzuwendenden Kosten ist indessen die Vereinskasse nicht mehr als statutarisch erlaubt belastet. — Wir möchten den verehrlichen Zweigvereinen empfehlen, bei solchen Gelegenheiten

unseren Missionskalender unterzubringen. Dann nehmen die Teilnehmer eine gute Anregung mit nach Hause und der Mehrerlös über die Kosten kommt der Kasse zu gute. Wir liefern den Kalender für solche Zwecke das 100 zu 12,50 Mark portofrei, also zur Hälfte des gewöhnlichen Preises. Die Redaktion.)

Afrika-Verein deutscher Katholiken.

7. Liste der eingegangenen Gaben.

Vom 23. Juni 1892 bis 26. Juli 1892.

	Mark		Mark
Transport	53 921,59	Übertrag	56 264,24
Zw.-B. Schönau-Wiesenthal, Baden	120,—	Diözese Freiburg i. Br.:	
Expedition des „Gott will es!“ M. Gladbach	823,60	Zw.-B. Freiburg M. 176,—	
Zw.-B. Urbach bei Wahn, Def. Mülheim am Rhein	55,—	„ Heidelberg „ 215,—	
Zw.-B. Vindlar, Def. Wip- perfürth	40,—	„ Effenburg „ 107,—	
Zw.-B. Weckenheim-Rheinbach	126,—	„ Walldorf- Walldorf „ 5,75	
Zw.-B. Weisweiler-Deichs- weiler	20,—	„ Wiesloch- Baden „ 5,—	
Expedition der „Schlesischen Volkszeitung“, Breslau	155,45	Kindheit Jesu- Verein	41,25
Bischof J. H. Leuchter, Stoppen- berg, Def. Essen, für ein Negerkind, zu taufen Joseph	21,—	Zw.-B. Unkel am Rhein	75,40
Zw.-B. Fremmersdorf bei Merzig	30,—	Walter Helmes, Münster in Westf.	250,—
Zw.-B. Gierath, Def. Grevens- broid	33,—	Zw.-B. Kerpen, Def. Kerpen	275,—
Diözese B. Trier	49,—	Zw.-B. D'hon, Def. Deichs- weiler	40,—
Zw.-B. Bergen, Oberbayern	47,—	Zw.-B. Wegberg, Def. Erkelenz	150,—
Zw.-B. Rohlscheid, Defanat Burtscheid	23,40	Diözese B. Bausen, Königreich Sachsen	800,—
Zw.-B. Sinnerath, Defanat Montjoie	30,—	Zw.-B. Schöneberg, Defanat Uckerath	4,80
Gefangenauflöser Kapusta in Lublin (Schlesien)	25,—	Zw.-B. Pfarre Maria im Kapitol in Köln	11,—
Aus St. Johann „Zu Hilfe der Katholiken in Uganda“ von Th.	10,—	Angenannt aus Krefeld, aus- gehändig von Oberpfarrer Schmiß	100,—
Zw.-B. Mettmann, Defanat Elsfeld	27,—	Expedition des „Gott will es!“ M. Gladbach	416,—
Redaktion des „Gott will es!“ Münster in Westf.	703,30	Zw.-B. Aachen	919,40
Aus Kofe von einem Leoleser	3,90	Redaktion des „Gott will es!“ Münster in Westf.	868,70
Zu übertragen 56 264,24		Zw.-B. Neuß	450,—
Köln, den 27. Juli 1892.		Zw.-B. Defanat Kerpen	86,28
		Zw.-B. Brandt, Def. Burtscheid	30,—
		Zw.-B. Weilenkirchen	80,—
		Zw.-B. Alsdhoven	8,—
		Summa	61 378,82

Heinrich Sorken,

Schlagmeister des Afrika-Vereins deutscher Katholiken, Köln, Neumarkt 3.

Mannigfaltiges.

P. Horné und sein Pflegekind. (Siehe Abbildung auf Seite 465.)
Mancher schönen Leserin wird eine Thräne des Mitleides — deren sie sich nicht zu schämen braucht — in's Auge steigen beim Anblick des Bildes auf Seite 465, wenn sie hört, was es damit für ein Bewandnis hat und wie der Missionar zu seinem schwarzen Pflegekind gekommen ist. P. Horné, aus der Genossenschaft der Väter vom hl. Geiste, Missionsoberer von Mogofo in Ostafrika, weilt gegenwärtig in Europa und hat an verschiedenen Orten sehr interessante Vorträge über seine Mission gehalten. Bei dieser Gelegenheit kam er auch nach Münster und schenkte dem Herausgeber des „Gott will es“ die Photographie, welche als Originalvorlage zu dem auf Seite 465 wiedergegebenen Bilde diente. Das Bild stellt den Missionar P. Horné vor in Gesellschaft eines dreijährigen Negerkindes, welches mit rührender Dankbarkeit an seinem Wohlthäter hängt. Und der kleine Negerknabe hat auch allen Grund dazu, denn der Missionar hat ihn von einem qualvollen Tode errettet. Das Kind sollte wegen eines körperlichen Gebrechens — der Kleine ist taubstumm — von seinen schwarzen Stammesangehörigen getötet werden. Im Augenblick der höchsten Gefahr kam der hochw. P. Horné dazu und kaufte das arme Wesen los für einen Sack Salz. Dann nahm er den Kleinen mit nach Europa und brachte ihn in das Taubstummens-Institut des hochw. Herrn Prälaten Jacoutot in Straßburg, wo derselbe sich als ganz außerordentlich begabt zeigt und große Fortschritte macht. — Der runde Gegenstand, worauf der Hut des Missionars liegt, ist eine afrikanische Trommel, sie ist mit Menschenhaut überzogen. Dieses schredliche Instrument befindet sich gegenwärtig im Besitze des hochwürdigsten Herrn Bischofs von Limburg.

P. Alexander Le Roy, einer der thätigsten und eifrigsten Missionäre aus der Gesellschaft der Väter vom hl. Geiste, ist im letzten Konsistorium vom hl. Vater zum Bischof von Alinda in part. inf. präkonisiert worden. Er hat als Wirkungskreis das apostolische Vikariat Gabun erhalten. Mgr. Le Roy ist erst 38 Jahre alt, geboren 1855 in St. Sémier de Beuvron in Frankreich. Unsere Leser kennen ihn aus Schrift und Zeichnung; er beschrieb uns z. B. seine Reisen mit Mgr. de Courmont nach dem Kilima-Ndscharo. In zahlreichen Kreuz- und Quertügen hat er das ostafrikanische Küstenland durchforcht und überall die bemerkenswertesten Punkte und Vorkommnisse auch im Bilde festgenommen. Seine Illustrationen, welche wir in vielen Zeitschriften, besonders in Missionschriften finden, zeugen von großem Talente. (Unser Missionskalender bringt eine Reihe packender humoristischer Bilder von seiner Hand.) Seine bekannte Schrift: „Mehr Licht in die Zustände des dunkeln Erdteils“ (Münster i. W., Heinrich Schöningh, 25 Pfg.) hat seiner Zeit Aufsehen erregt und zählt heute noch zu den besten, was jemals über jenes Land geschrieben wurde. Bischof Le Roy ist ein Apostel im eigentlichen Sinne des Wortes, unermüdet, unerschrocken und von glühendem Missionseifer befeuert. Eine robuste Körperkonstitution hat es ihm bis jetzt ermöglicht, allen Angriffen des mörderischen Klimas zu trotzen. Der Wille Gottes und des hl. Stuhles ruft den verdienten Mann jetzt nach Westafrika; möge es ihm beschieden sein, dort lange Jahre zu wirken und Großes zu

leisten. Hoffentlich werden wir noch öfter Gelegenheit haben, über seine fernere Thätigkeit zu berichten.

Ein Schreiben des verstorbenen Kapitän Stairs giebt Einzelheiten über den Tod des Königs M'Siri. Stairs fand bei seiner Ankunft in Katanga, daß Lieutenant Le Marinel und Kapitän Via den König noch nicht hatte bewegen können, die Flagge des Freistaates aufzuhissen. Überall hatte Stairs von der Grausamkeit M'Siris gehört, welcher die Eingeborenen in beständigem Schrecken erhielt. Für den alten König war es etwas Gewöhnliches, ein halbes Duzend Menschen vor seinen Augen hinschlachten zu lassen, nur, um seinem Blutdurst zu fröhnen. Stairs machte dem König deshalb Vorstellungen und erklärte ihm, daß das in Zukunft nicht gestattet werden könne. Schließlich nach langem Hin- und Herreden versprach M'Siri, die Flagge des Staates aufhissen zu lassen und Blutsbrüderschaft mit Kapitän Stairs zu schließen. M'Siri erschien aber zu der Feierlichkeit nicht. Stairs sandte deshalb Kapitän Bodson mit 100 Mann zu ihm und ließ ihn um eine Erklärung seines Benehmens bitten. M'Siri war von seiner gewöhnlichen Wohnung nach einem eine halbe Stunde entfernten Kraal gezogen. Er empfing Kapitän Bodson mit der größten Frechheit und sagte, wenn Stairs ihn, den König, sehen wolle, so solle er zu ihm kommen. Kapitän Bodson bestand darauf, daß der König sein Versprechen einlöse. Darauf erteilte M'Siri seinen Leuten Befehl, ihre Gewehre auf Bodson und dessen Begleiter zu richten, und M'Siri zog selbst sein Schwert. Bodson erschoss den König auf der Stelle, erhielt aber selbst eine Kugel in die Magengegend. Wenige Stunden später gab auch er seinen Geist auf. Darauf entspann sich ein kurzer, aber heftiger Kampf. Auf beiden Seiten gab es mehrere Tote, bis M'Siris' Krieger schließlich die Flucht ergriffen. Stairs übernahm die Regierung Katangas, befestigte die Residenz und versorgte dieselbe gegen die herrschende Hungersnot. Erkrankt trat er mit Bouchamps die Rückreise nach der Küste an, auf der er an der Mündung des Sambesiflusses verstarb. Bouchamps spricht sich über den ihm durch die deutschen Offiziere in Bagamoyo gewordenen Empfang äußerst anerkennend aus, erklärt dagegen betreffs der englischen Missionare in Uganda und dem äquatorialen Afrika, daß dieselben eher den Eindruck von Beamten, als von Religionsdienern machen.

Aber die Behandlung befreiter Sklaven hat im vorigen Monat der Gouverneur Frhr. v. Soden einen von uns wiedergegebenen Bericht eingesandt. Dieselbe Frage beschäftigte auch die Besitzer anderer Gebiete, und überall sucht man nach Abhilfe der Mißstände. So hat der Kongostaat eigene Kinderkolonien eingerichtet. Nach einem amtlichen Reglement ist für jede derselben ein Direktor eingesetzt, dem ein europäischer Unteroffizier beigegeben werden soll; der letztere ist dazu bestimmt, die Kinder militärisch einzüben und ihnen Zucht beizubringen; jede Kolonie darf höchstens 500 Kinder umfassen; von seiten des Staates erhalten sie Wohnung und Nahrung, welche auf gleicher Stufe mit jenen für die Kongo-Miliz stehen sollen. Die Leiter dieser Kinderkolonien erhalten vom Staate das nötige Land, um auch die für die Ernährung der Bewohner erforderlichen Anpflanzungen machen zu können. In die Kolonien sollen Kinder unter 12 Jahren nicht aufgenommen werden, sie müssen gesund und wohlgebaut

sein. Die Tagesarbeit soll folgendermaßen verteilt werden. Drei Stunden für militärische Übungen und Unterricht, zwei Stunden für andere Unterweisungen und religiösen Unterricht und zwei Stunden für Handarbeiten. Drei Jahre lang soll der Unterricht dauern, die Schüler werden in drei Abteilungen zergliedert. Sie sollen innerhalb der drei Jahre sowohl französisch, als eine eingeborene Sprache lesen und schreiben, sowie die vier Spezies der Arithmetik lernen. Die für den Militärdienst bestimmten sollen theoretische und praktische Übungen erlernen, wie sie von Sergeanten der dortigen Miliz verlangt werden. Auch sollen einzelne geeignete für den Verwaltungsdienst und die Verwendung bei den öffentlichen Arbeiten ausgebildet werden. — Solche Kinderkolonien sind unserer Ansicht nach nicht das Nützlichste; man gebe das Geld, das sie kosten, den Missionen, und diese werden jedenfalls besseres leisten.

Die Behandlung der Neger ist eine der wichtigsten Fragen bei der Erschließung Afrikas; an zahlreichen Beispielen läßt sich nachweisen, daß gerade die Unerfahrenheit in dem Umgange mit Eingeborenen und ganz äußerliche Dinge den Anlaß zu den schlimmsten Kämpfen und zu langen Verwickelungen gegeben haben. Auch spielen die Phantasie und die gehörten Erzählungen eine große Rolle bei afrikanischen Dingen. Recht lehrreich schildert diese Erfahrungen und Erscheinungen der Dr. Wager y von der hodisterischen kaufmännischen Expedition der Katanga-Gesellschaft. In seinem Tagebuch schildert er die Fahrt auf dem Lomami, dem Parallelfluß des Qualaba: In Belgien (sagt er) sind die beunruhigendsten Gerüchte über den Lomami verbreitet; alle Fahrzeuge werden dort von den Uferbewohnern mit Pfeilschüssen empfangen. Das ist richtig für diejenigen, welche den ersten Pfeil, der neben dem Schiffe niederfällt, mit Flintenschüssen beantworten. Die ersten Pfeile sind nur eine Aufmerksamkeit, die Leute wünschen nicht, daß wir weitergehen, sie haben kein anderes Mittel, um dies uns klar zu machen, als ihren Pfeil. Wenn man darauf mit Flintenschüssen antwortet, so ist alles aus; dann hat man Krieg, alle Tage und den ganzen Fluß entlang. Wir haben bei unserer Fahrt ein anderes Verfahren eingeschlagen; wir haben sie schießen lassen, ohne zu antworten; bald sahen die Eingeborenen ein, daß wir nicht auf ihre Pfeile achteten, und hörten auf zu schießen. Die Folge war, daß auch die nächsten Ortschaften uns nicht angriffen; mit der Hülfe der Trommeln, durch welche sie weithin Signale geben, telegraphierten sie ihren Nachbarn immer, daß wir friedliche Leute wären. Im Lager hörten wir auf einmal einen Lärm; man sagte uns, es wäre ein Kind aufgespießt worden, unter schrecklichem Geschrei; es stellte sich bald heraus, daß die Eingeborenen nur einen Tanz mit Gesang aufgeführt hatten, dann meldete einer, er habe den Leichnam im Wasser schwimmen sehen; die Untersuchung ergiebt, es war ein Eingeborener, dessen Leiche seine Angehörigen nach alter Gewohnheit in den Fluß geworfen hatten. Allen solchen Gerüchten gegenüber muß man seine Ruhe bewahren.

Heuschreckenschwärme haben in Nord- und Südafrika in den letzten Jahren vielen Schaden angerichtet, in Algerien kämpft man seit langen Jahren mit großen Mühen und Kosten dagegen, ebenso kamen im verfloßenen Sommer Klagen über Heuschreckennot auch aus Deutsch-Südwest-Afrika; nunmehr kommt aus Algier die Meldung, daß ein Wurm auftritt, der die Eier der Heuschrecken

in großen Mengen vertilgt; an zahlreichen Stellen Algiers ist sein Erscheinen festgestellt. Nach den angestellten Beobachtungen ist der Wurm die Larve der *Idia fasciata* Meigon. Diese Fliege umschwärmt die Heuschrecken; sobald die letzteren ihre Eier gelegt haben, bringt sie ihre eigenen Eier an dieselben heran, die Larve schlüpft bald aus und verzehrt die Heuschreckeneier. In den Haufen der Heuschreckeneier betragen die Larven oft 50 bis 75 Prozent. Das wäre ein Glück, wenn die Natur bei der Zerstörung dieses gefährlichen Insektes behülftlich wäre; alle menschlichen Mittel haben sich bisher als machtlos erwiesen.

Bücherschau.

Schwester Luise. Antisklaverei-Roman von M. du Campfranc. Deutsch von Humanus. Der Preis dieses Buches, das in der Afrika-Literatur noch einzig dasteht, ist nunmehr um die Hälfte herabgesetzt: Broschierte Exemplare 80 Pfg., gebundene 1 Mark. Hat das Werk schon bei dem doppelt hohen Preise innerhalb Jahresfrist mehrere Tausend Abnehmer gefunden, so wird sich sein Leserkreis jetzt sicher noch bedeutend erweitern. Verlag von Heinrich Schöningh in Münster. Zu beziehen durch jede Buchhandlung, durch die Expedition und Redaktion des „Gott will es“.

Thoemes, Nikolaus, Dr., „Anteil der Jesuiten an der Preussischen Königskrone von 1701.“ Eine Preussische und Deutsche Studie. Nach den Akten des Geheimen Staatsarchives. Mit einem Vorwort von Ernst Lieber, der Rechte Dr. VIII+112 S. gr. 8°. 2 Mark. Berlin, Märkische Volkszeitung.

Heute können wir unseren Lesern ein eben erscheinendes ganz neues, überaus interessantes Werkchen ankündigen: **Meine Brüder, die Neger in Afrika,** ihr Wesen, ihre Befähigung — ihre jetzige traurige Lage — ihre Hoffnungen. Ein erstes Wort an Europas Christen, von einem Neger, früheren Sklaven, jetzigen Missionair. Mit Portrait des Verfassers. Preis 60 Pfg., portofrei 70 Pfg. Münster i. W., Verlag von W. Helmes. Dieses Werkchen ist das erste, was ein Neger selbst geschrieben hat über die Lage seiner Rasse, und zwar ist es der vielen unserer Leser wohlbekannte hochw. Herr P. Daniel Sorur Bharim Den, apostolischer Missionar des Sudan, der sich zum Worte meldet. Wir haben schon viel gelesen über die Neger, was und wie sie sind, wie ihnen geholfen werden kann, damit sie zu geistiger Höhe gelangen, aber klarer und sachlicher hat noch niemand diese Fragen behandelt. P. Daniel schreibt aus Patriotismus, aber das hindert ihn nicht, seine Brüder unparteiisch zu beurteilen; was er sagt, besonders über die Bildungsfähigkeit des Negers, beweist er durch seine eigene Person wie sein Werk. Pater Daniel hatte seine Abhandlung in der ihm geläufigen italienischen Sprache abgefaßt; ein Verdienst des hochw. Herrn Defans Schneider in Stuttgart ist es, diese hervorragende geistige Arbeit eines unserer schwarzen Brüder ins Deutsche übertragen zu haben. Möge die Mühe nicht umsonst gewesen sein; möge die Schrift jene Beachtung finden, welche sie verdient. — Man kann dieselbe erhalten direkt durch den Verleger in Münster i. W., sowie durch jede Buchhandlung und unsere Expedition in M. Gladbach. (Buchhandlungen wenden sich an die Verlagshandlung von Heinrich Schöningh in Münster i. W.)

Auf dem Kriegspfad gegen die Massai. Eine Frühlingssahrt nach Deutsch-Ostafrika. Von Friedrich Kallenberg. Brosch. 4.80, geb. 6 Mk. München C. S. Beck'sche Verlagshandlung. Wir haben hier unstreitig eines der interessantesten Werke über Ostafrika vor uns. Der Autor hat im Jahre 1891 die Expedition mitgemacht, welche Major von Wissman gegen die Massais entsandte. Mit dieser Expedition reisten auch die Patres Rohmer und Blanchard, um zu ihrer Mission Windthorst am Kilima-Ndscharo zu gelangen. Herr Kallenberg erzählt das von ihm Erlebte, arg jaugen mit seiner Abfahrt von München, in wirklich anziehender Weise, er zeigt eine scharfe Beobachtungsgabe und gesundes Urteil, seine Zeichnungen, an denen das Werk sehr reich ist, sind hoch interessant und durchweg dezent. Da augenblicklich die Lage am Kilima-Ndscharo wieder kritisch ist, so empfiehlt es sich um so mehr, dies Buch zu lesen, besonders die Kapitel, in denen von den Wadschaggas und ihrem Sultan Roschi die Rede ist. — Die Ausstattung ist sehr gut, der Preis nicht zu hoch.

Bei der Expedition eingegangene milde Gaben.

1. Für die Station Windthorst: Pfarrer Lebel, Wischnitz, für 99 hl. Messen nach bestimmten Meinungen der Geber 100 M. — Vikar Woesthoff, Meppen, für 20 hl. Messen pro defunctis; 7 hl. Messen pro defuncta; 10 hl. Messen pro defuncto; 55 hl. Messen ad int. cant. 92 M. — Dr. Liedtke, Frauenburg, gef. von der Exp. der Erml. Zeitung zu Braunsberg, 370 M. 10 Pfg. — Dr. Rein, Trier, für 20 hl. Messen pro defunctis nach besonderer Intention 24 M. — B. v. d. Bede, Antum, 7 M. — John Niepmann, Camp, für 5 hl. Messen in best. Meinung 5 M. — Derselbe für u. l. Frau in Afrika 6 M. — Derselbe für die armen Katholiken in Uganda 6 M. — C. Hein, Worms, ca. 30000 Briefmarken und Staniol. Zusammen 610 M. 10 Pfg.

2. Für die Welken Pater in Marienthal: J. S. T. Wipplingen 45 Pfg. — N. Durbe, Einig, für 3 hl. Messen zu Ehren des hl. Josef und der hl. Barbara zur Erl. einer gl. Sterbestunde; 15 hl. Messen für die Verstorbenen, davon 5 zu Ehren der hl. fünf Wunden 18 M. — Schmuhl, Gemünd, 3 hl. Messen zu Ehren des hl. Josef für einen verst. Onkel und in best. Anliegen 3 M. — Bertha Hoppe, Zoppot, für 3 hl. Messen in best. Intention 3 M. — Th. Droste, Oberkirchen, für 32 hl. Messen in bestimmter Absicht 43 M. — Fr. B., M. Gladbach, für 2 hl. Messen in best. Meinung 2 M. — Ung., Elsum, für 10 hl. Messen für Verstorbene in best. Meinung; 2 hl. Messen für verstorbene Eltern 15 M. Zusammen 84 M. 45 Pfg.

3. Für die Mission am Sambesi: Fr. Kramer, Trier, 20 M. — Kaplan Barentkamp, Rüttenbrock, 2 M. — M. S., für ein Heidentind, zu taufen „Maria“, 21 M. — Ung. aus dem Pusterthal 5 M. 12 Pfg. — M. Br., Düsseldorf, für ein Heidentind, zu taufen „Siegfried“, 21 M. Zusammen 69 M. 12 Pfg.

Durch unsern Agenten Jos. Vogel in Stolberg bei Aachen gingen ein:

1. Für den Afrika-Verein: Von Köhl, Stolberg-Mühle, 1 M. — **2. Für die Pater vom hl. Getse:** Von Ungenannt, Stolberg-Mühle, für 50 hl. Messen für bestimmte Abgestorbene 50 M. — **3. Für die welken Pater:** Fr. F. Kette, 1 Messe für die Verstorbenen, 1 M. — Herm. Jos. Zimmermann, Bergstraße, für 1 Messe zu Ehren Maria v. d. immerwähr. Hilfe 1 M., für 1 Messe zu Ehren der lieben Frau vom hl. Herzen 1 M., für 1 Messe zu Ehren des hl. Josef 1 M., für 1 Messe zu Ehren des hl. Antonius 1 M. — Frau Jordans, Münsterbusch, für 1 Messe für die armen Seelen 1 M. — Frau Thümmen, Kleefeld, für 1 Messe für die armen Seelen, die zunächst der Seligkeit sind, 1 M.

und für 2 Messen für bestimmte Verstorbene 2 M. Frau Ortman, Gracht, für 2 Messen für bestimmte Verstorbene 2 M. Jak. Moriz für 1 Messe für die Belehrung der Sünder 1 M., für 1 Messe für die verstorbenen Eltern 1 M., für 1 Messe zu Ehren der Mutter Gottes 1 M. Frau Sch. für 1 Messe zu Ehren der Mutter von der immerwährenden Hilfe 1 M. Bon Braun in Nordamerika für 2 Messen für einen bestimmten Verstorbenen 2 M. Frau W., Jordansgasse, für 2 Messen für die verstorbenen Eltern 2 M. und für 1 Messe zu Ehren der hl. Mutter Gottes 1 M. Wilh. Gr., Klatzerstr., für 2 Messen für besondere Anliegen 2 M. Frau Auler für 1 Messe zum Troste der armen Seelen 1 M. Frau L., Hammer, für 1 Messe zu Ehren aller Heiligen 1 M. Frau Gr., Klee- feld, für 1 Messe für das Messebündnis 1 M. Frau Scheidt für 2 Messen für best. Abgestorbene 2 M. Gr. für 1 Messe zu Ehren der Mutter Gottes 1 M., für 2 Messen für best. Abgestorbene 2 M. Frau B., Hamm, für 2 Messen in bes. Meinung 2 M. Frau Bonnie, Münsterbusch, für 2 Messen für die verst. Frau 2 M. Maria Kaletin für 1 Messe 1 M. Frau Mohren für 6 Messen für einen best. Abgestorbenen 6 M. Jak. Moriz für 2 Messen in bes. Meinung 2 M. Frau Kitch, Schelle, für 3 Messen 3 M. Frau K. K., Hammer, für 1 Messe für ein bes. Anliegen 1 M. — Ung. für 1 Messe für die Abgestorbenen 1 M. und für 1 Messe zu Ehren des hl. Josef 1 M. Zusammen 100 M.

Ferner für verschiedene Zwecke, die in dem nächsten Heft speziell aufgeführt werden, 150 M.

Dem Gebete der Missionare und ihrer Zöglinge

empfehlen wir alle uns angemeldeten frommen Anliegen, sowie die Seelen der Verstorbenen aus unserem Leserkreise.

Briefkasten der Redaktion.

4. Dr. Br.: Br. S. Duntiere Ihnen dankend die erhaltenen 56 Mt. 78 Pfg. für den Postauf einer kleinen Kamerunerin. — **An unsere Freunde in der Schweiz.** Damit auch die Schweiz etwas thue für die armen Neger, hat der hochw. Herr Domkapitular Herzog in Solothurn das Amt eines Generalförderers der Frommen Missions-Gesellschaft übernommen. Ihm stehen helfend zur Seite die Herren Hauptbeförderer Seminarlehrer Spielers in Diktirch und Zentral- kassierer der katholischen Männer-Vereine Anton Blum in Dersikon bei Zürich. Man wende sich an genannte Herren um das notwendige Material zur Förderung der schönen Sache. — **Nach B.:** Ew. Hochw. Brief kommt leider erst nach Thorichluß; spare ihn für nächste Nummer auf. Besten Gruß! — **Nach Ddorf.:** Die 400 Mt. sind entsprechend Ihrer Angabe im letzten Briefe verwandt. Jeder Wohltäter, der zur Errichtung der neuen Missionsanstalt 300 Mt. spendet, hat Anspruch auf eine hl. Messe 100 Jahre lang. Sie dürfen sich den Tag auswählen und besondere Meinung angeben. Diese Botivmessen sollen in der ersten zu errichtenden Klosterkirche, deren Patron der hl. Petrus Claver sein wird, gelesen werden. Bitte also um Nachricht. Auch habe ich für Sie eine Anzahl Medaillen reservirt, über welche Sie verfügen wollen.

Berichtigung.

Auf Seite 419 im letzten Heft hat sich ein Irrtum eingeschlichen: Das Altarprivilegium für Priester, welche der Frommen Missionsgesellschaft aggregirt sind, ist für zwei mal wöchentlich (nicht drei Mal) genehmigt worden, und zwar auf die Dauer von fünf Jahren.

(Schluß der Redaktion am 28. Juli.)

Verantwortlicher Redakteur: W. Selmes in Münster i. W. — Druck und Verlag von A. Riffarth in M. Gladbach.

Gott will es!

Die Religion der Neger in Afrika.

V.

Gottesidee bei den Neger-Negern. Geschichtliche Vorbemerkung.

Der Sambesi-Fluß bezeichnet im allgemeinen die Grenze zwischen Mittel- oder Zentral-Afrika und Süd-Afrika in ethnographischer wie geographischer Hinsicht, indem wir hier andern Völkergruppen begegnen, und von hier, etwa vom 17° südl. Br., der schwarze Kontinent sich allmählich verengert und das große südafrikanische Dreieck bildet. Um die religiösen Verhältnisse der Eingeborenen dieses Landes in etwa verstehen und würdigen zu können, müssen wir auf die geschichtlichen Ereignisse und Vorgänge in Südafrika während der letzten zwei Jahrhunderte einen kurzen Rückblick werfen.

Im Küstengebiet von Süd-Afrika wohnte früher ein zahlreiches, friedliches Hirtenvolk, der viehzüchtende Stamm der Hottentotten; nördlich von diesen, teilweise auch unter ihnen zerstreut, wohnte ein anderes Volk, die Buschmänner, welche meistens von der Jagd sich näherten und ein friedliches, ruhiges Leben führten. Dann kamen um die Mitte des 17. Jahrhunderts kalvinistische Holländer, genannt Boeren (spr. Buren, d. h. Bauern) nach Süd-Afrika und ließen sich am Kap nieder. Mit den wehrlosen Eingeborenen wurde kurzer Prozeß gemacht: mit Gewalt wurden sie aus ihren fetten Weidgründen vertrieben und ihrer Herden beraubt; wie wilde Tiere wurden Tausende getötet, andere zu Sklaven gemacht. Von dem einst so zahlreichen Volke der Hottentotten ist nur mehr ein armer Rest übrig geblieben: etwa 18000 Seelen wohnen noch an der Westküste, nördlich vom Oranje-Fluß unter britischer Oberhoheit, während von den Buschmännern nur etwa 10000 übrig geblieben sind, welche in der Kalahari-Wüste ein kümmerliches und armeliges Dasein führen. „Es giebt kaum mehr einen Hottentotten (und Buschmann). Glende, durch alle Laster der Europäer degradierte und durch den heillosen Genuß des Branntweins im Keime vergiftete Mischlingsgeschlechter sind ihre unglücklichen Nachfolger.“¹⁾ Die Hottentotten wie die Buschmänner sind indes keine Neger, sondern bilden eine eigene, der malajischen verwandte Klasse.

Wir wenden uns darum einer zweiten Gruppe, der der Eingeborenen Südafrikas zu, welche früher nördlich und östlich von den Hottentotten

¹⁾ P. Spillmann S. J., „Vom Kap zum Sambesi,“ S. 4.

und Buschmännern wohnten; dann aber vielfach das unglückliche Los derselben teilten: das ist die große Kaffernfamilie, die mit ihren unzähligen Zweigen zu den Bantu-Negern gehört.

Als die Engländer Anfang dieses Jahrhunderts nach dem Kapland kamen, nahmen sie die von den Boeren gemachten Eroberungen in Besitz und unterwarfen sich dann weiter das Ländergebiet nördlich bis zum Dranjesfluß, vertrieben hier die Kaffernstämme, die Betschuanen, Amakosa u. a. mit unerbittlicher Härte und Grausamkeit. Unzählige wurden getötet, die Überlebenden und Zurückbleibenden durften auf dem Gebiete der britischen Eroberer sich niederlassen, mußten aber deren Oberherrschaft anerkennen und in deren Dienst arbeiten. Ebenso erging es den östlichen Kaffernstämmen, den Zulus, welche an der Ostküste in Natal von den Boeren und dann von den Briten unterjocht und tyrannisch unterdrückt wurden. Während jetzt die Engländer die von ihnen unterworfenen Kaffern im ganzen milder behandeln, verschahren die selbst halb verwilderten Boeren in der von ihnen gebildeten Transvaal-Republik zwischen dem Vaal- und Limpopo-Fluß noch fortwährend ganz grausam und tyrannisch gegen die unglücklichen Eingeborenen.

Unter diesen Umständen darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn wir die Kaffern-Stämme auf einer höchst niedrigen Kulturstufe erblicken; es ist das schon die naturnotwendige Folge einer so blutigen Verfolgung und so lange fortgesetzten grausamen Mißhandlung. „Zwei Jahrhunderte langer Druck und Herabwürdigung unter der tyrannischen Herrschaft des weißen Mannes hat auf den Charakter des Kaffern einen unseligen Einfluß ausgeübt. Erniedrigt in seinen eigenen Augen hat er allmählich mit stumpfer Entsigung sich in sein Schicksal gefunden, nichts anderes sein zu dürfen, als ein mit Sprache begabtes Tier.“¹⁾ Und so kommt es, daß man fast überall, wie die Missionare versichern, unter den Kaffern religiösem Indifferentismus begegnet, daß man sich um religiöse Dinge wenig oder gar nicht kümmert. Was an religiösen Vorstellungen und Gebräuchen sich unter diesen Stämmen kümmerlich erhalten hat, wird größtenteils nicht mehr verstanden. Aber aus diesem kümmerlichen Reste geht deutlich hervor, daß diese Kaffern-Neger in früheren Zeiten eine bessere, klarere Gotteserkenntnis, eine bessere Vorstellung von Gott und göttlichen Dingen sowie über den Urzustand der Menschen gehabt haben. Fangen wir an mit den östlichen Stämmen, den Zulu.

Gottesidee und religiöse Sagen bei den Zulu und Matabelen.

Von den Zulu, wie von allen Kaffern läßt sich im allgemeinen sagen, daß sie an ein höchstes Wesen oder an eine höhere Macht glauben, die alles, auch die Menschen erschaffen hat. Früher mag man diesem höchsten Wesen auch bei den Kaffern einen eigenen nur ihm zukommenden Namen gegeben haben, der aber dann später dem Namen des ersten

¹⁾ Kathol. Missionen 1890, S. 9, S. 197.

Stammvaters oder oft auch eines mächtigen verstorbenen Häuptlings weichen mußte. So erzählt eine Sage unter den Zulu an der Ostküste: Utixo, der Schöpfer, sei von Unkulunkulu versteckt, und weil man jetzt nur noch Unkulunkulu sah, nannte man diesen Gott, den Schöpfer aller Dinge. — Daß man aber Unkulunkulu zuerst als den ersten Menschen ansah, ist ohne Zweifel, denn dieses Wort bezeichnet in der Zulusprache soviel als der Uralte (ulu alt), Urahn. Jetzt ist Unkulunkulu ein Zwitterwesen: „er gilt zwar als der Geber alles Guten“, und zugleich der Anstifter alles Bösen, er ist der Gegenstand ernstest, ehrfurchtsvollen Nachdenkens und trivialen Spottes, der ehrwürdige Urvater und ein Popanz zum Schrecken der Kinder.“¹⁾ — Daß die Sage den ersten Menschen, den Schöpfer Utixo verstecken läßt, wonach jener dann selbst als Gott verehrt wird, erinnert unwillkürlich an die Erzählung der hl. Schrift, wie der erste Mensch sich gegen Gott versündigt in dem stolzen Wahne, dadurch Gott gleich zu werden; eine dunkle Erinnerung an die Güte Gottes gegen die ersten Menschen, an die Undankbarkeit dieser gegen ihren göttlichen Wohltäter, dürfte man ebenfalls in dieser Sage finden, worin Unkulunkulu der „Geber alles Guten“ und zugleich der „Anstifter alles Bösen“ genannt wird.

Eine andere Sage der Zulu erzählt, wie Inkosi pezulu, König des Himmels, einst in einer Wolke zur Erde hinabfuhr, der Wohnung des Unkulunkulu. Hier verweilte die Gottheit einige Zeit, fuhr dann wieder hinauf in den Himmel und ist seitdem nicht mehr gesehen. Seine göttliche Macht und Herrlichkeit offenbart Inkosi aber noch oft im Gewitter, im Sturm und Blitz. Wenn es donnert, so spricht Inkosi; wenn jemand vom Blitz erschlagen wird, so hat Inkosi ihn getötet; hagelt es, so schleudert Inkosi seine Geschosse, um Beute zu bekommen. Dann rennt und wetteifert alles, um Inkosi zu willfahren: „Das Korn in den Hütten wird zurecht gestellt, das Vieh schnell in den Kraal getrieben, damit der Herr nur zugreifen könne, gleich als wolle man ihm sagen: der Herr nehme nach Wohlgefallen, nur unser selbst möge er schonen.“²⁾

Östlich von den Zulu wohnen die ihnen verwandten Matabelen, wie jene ein sehr wildes, kriegerisches Volk, das sich unter dem Häuptling Mosilikatzi um 1840 ein von den Boeren unabhängiges, freies Reich gründete zwischen dem Limpopo und dem Sambesi. Seit 1870 herrscht in diesem großen Negerstamme König Lo Bengula, ein Tyrann und Wüterich, der mit blutiger Strenge und Grausamkeit sein Volk regiert, fast jedes Vergehen, jede Unbotmäßigkeit gegen seine Person mit dem Tode bestraft. Wie die Missionare berichten, steht dieser Negerstamm auf der Stufe fast tierischer Stumpfheit und sittlicher Verwilderung. „Zhr Gewissen,“ schreibt der Jesuitenpater Cronenberg aus der Sambesi-Mission, „scheint völlig abgestumpft; sie haben beinahe

¹⁾ Schneider, a. a. O. S. 66.

²⁾ Daf. S. 68.

keine Idee von Gerechtigkeit, von Sünde, von moralischer Schuld.“¹⁾ Ohne alle Religion ist aber auch dieses unglückliche Volk nicht. „Je mehr ich,“ versichert der genannte Missionar, „die Sitten und Gebräuche der Matabelen studiere, desto mehr gewahre ich Spuren einer ursprünglichen, aber durch zahlreiche Irrtümer entstellten Religion.“²⁾ Die Matabelen wissen von einem großen Geist, den sie Molimo nennen. Bei der Feierlichkeit des Regierungsantritts So Bengulosa, welche uns ein Missionar eingehend schildert, wurden mehrere schwarz und weiß gefleckte Kinder als Opfer für Molimo, den großen Geist, dargebracht. Was die Matabelen sich aber unter diesem großen Geist vorstellen, ob sie ihn für einen guten oder bösen Geist halten, erfahren wir nicht; auch über die näheren religiösen Begriffe dieses Volkes, über eine andere Verehrung der Gottheit, als die angeführte, wissen die Missionäre, obwohl sie so viele Jahre unter diesen Wilden zugebracht haben, nichts zu berichten.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Kilima-Ndscharo,

wo am 10. Juni die Abtheilung des Lieutenant von Bülow das so unglückliche Gefecht mit den Leuten des Sultans Meli hatte, sind jetzt amtliche Berichte veröffentlicht worden. Wir wollen das Wichtigste daraus in unsere Hefte aufnehmen. Das Meiste ist durch die Zeitungen bereits bekannt geworden, aber man wird diese ausführlicheren Schilderungen doch mit Interesse lesen.

Über das unglückliche Gefecht am 10. Juni hat der beteiligte Unteroffizier Bartel folgendes zu Protokoll gegeben:

Ich war seit 15. Mai 1892 auf der Kilima-Ndscharo-Station. Mitte April schickte Lieutenant Wolfrum 2 Mann — 1 Sudanese und 1 Suahili — zur Ablösung des Postens bei Sultan Sinna von der Kilima-Ndscharo-Station ab. Die beiden Soldaten marschierten durch das Kiroogebiet. Auf dem Wege gerieten sie mit einer Anzahl Kirooaleuten in einen Streit, der zum Kampf ausartete. Der Sudanese tötete 2 Kirooaleute und verwundete einen dritten. Beim Weitermarsch werden die beiden Soldaten verfolgt. In der Nähe von Meli's Hütten tötet der Sudanese noch einige Kirooaleute. Er selbst wird erschossen. Der Suahili entkommt, den ganzen Vorgang haben die Melikente mit angesehen, ohne den Soldaten zu helfen. Einige Tage später, Anfang Mai, kamen die Kirooaleute zur Kilima-Ndscharo-Station und baten um Frieden. Sie wollten 10 Ochsen und 2 Elfenbeinzähne geben. Lieutenant Wolfrum bewilligte den Frieden nicht. Es war die allgemeine Ansicht, daß die Kirooaleute von Meli beauftragt waren, den beiden Soldaten den Durchmarsch nach dem Sinnagebiet zu verlegen. Meli hat einem Engländer aus Taveta, Fraser mit Namen, gesagt, er habe die Deut-

¹⁾ Spillmann, a. a. D., S. 418.

²⁾ Spillmann, a. a. D., S. 412.

schen am Kilima-Ndscharo satt, er werde sie herauswerfen. Während dieser Vorfälle war Kompagnieführer von Bülow in Klungu (Gondja). Auf den Bericht des Lieutenant Wolfrum marschierte Kompagnieführer von Bülow mit 50 Mann zur Kilima-Ndscharo-Station ab. In Klungu blieb 1 Unteroffizier und 28 Mann. Kompagnieführer von Bülow trat sofort mit Sinna in Unterhandlung. Er schickte Anfang Juni, ich glaube am 1. den Suahili Effendi Mohando zu Sinna. Am 6. oder 7. Juni kam Mohando mit der Nachricht zurück, daß Sinna am 10. mit den Deutschen gegen Meli kämpfen wolle. Er brachte 3 Sinna Akidas mit.

In der Zeit vom 1. bis 6. Juni, genau kann ich den Tag nicht angeben, ließ Meli durch den Sultan Mareale den Krieg erklären. Er ließ außerdem sagen, er wolle Herrn von Bülow schlagen und die anderen Europäer an der Kette nach Taveta zu den Engländern bringen lassen. Kurz ehe wir von Klungu herauf kamen, hatte Lieutenant Wolfrum einen Meli Akida festnehmen lassen, der sich in der Nähe der Kilima-Ndscharo-Station herumgetrieben hatte. Derselbe war in Ketten gelegt. Als der Akida eines Morgens ins Freie geführt wurde, warf er plötzlich seine Ketten weg und machte einen Fluchtversuch. Er wurde vom Schaulich, der ihn bewachte, erschossen. Bald darauf kam die schon oben erwähnte Kriegserklärung des Meli. Am 2. oder 3. Juni kam der Pater Romer von der katholischen französischen Missionsstation mit der Nachricht, daß jeden Tag Kirooaleute sich bei ihm einfänden und ihn bäten, für sie bei den Deutschen um Frieden bitten. Sie wollten eine deutsche Flagge haben. Dem Pater wurde eine deutsche Flagge mitgegeben. Gleichzeitig wurden die Kirooaleute zum Schaulich bestellt. Am nächsten Tage kamen auch acht Leute. Herr von Bülow bewilligte ihnen den Frieden gegen Lieferung von 40 Ochsen und 10 Elfenbeinzähnen. Sie brachten aber nichts. Zwei Tage nachher erfuhren wir durch einen Akida des Sultans Mareale, daß der Friedensschluß der Kirooaleute nicht ernst gemeint sei. Die Deutschen sollten nur veranlaßt werden, auf dem Marsche durch das Kiroogebiet zu ziehen, bei dieser Gelegenheit sollten sie dann im Rücken von den Kirooaleuten angegriffen werden. Die Kirooaleute hatten auch noch gebeten, in einem Kriege mit Meli die Kilima-Ndscharo-Station zu besetzen. Das wurde von Herrn von Bülow abgelehnt.

Herr von Bülow wollte Meli von der Ebene aus angreifen. Mohando Effendi hatte daher mit Sinna einen Platz verabredet, wohin er die 300 Leute schicken sollte. Am 9. Juni früh 5 Uhr marschierten Kompagnieführer von Bülow, Lieutenant Wolfrum, Unteroffizier Bartel, Unteroffizier Wittstock, Lazarethgehilfe Wiest und 110 Mann sowie das Schnellfeuergeschütz von der Kilima-Ndscharo-Station ab. Wir marschierten bis zur Dunkelheit. Wir bezogen südwestlich von Mochi 20 Minuten von Meli's Schamba ein Lager. Links neben uns, etwa 10 Minuten entfernt, lagen die Sinnaleute. Um die Sinnaleute kenntlich zu machen, wurde dem Sinna Akida rotes Tuch gegeben. Der Akida ging Abends, von drei Soldaten begleitet, zum Sinnalager.

Am 10. Juni 5^{3/4} Uhr wurde vom Lager aufgebrochen. Borne marschierten zwei Freiwillige, dann kam eine zehn Mann starke Spitze unter dem Effendi Mohando, dahinter der 1., 2., 3. Zug, zwischen dem 2. und 3. Zug das Geschütz. Rechts und links marschierte eine Seitenpatrouille von je drei Mann. Nach zehn

Minuten Marsch kamen wir an ein verlassenes Lager der Melileute. In demselben hatten ungefähr 50 Mann gelegen. Gleich darauf sahen wir rechts und links vor uns einige Melileute im Gebüsch verschwinden. Um 6³/₄ ungefähr bekamen wir das erste Feuer, das uns aber keine Verluste verursachte. Gegen 7 Uhr bekamen wir starkes Feuer auf 50 Meter Entfernung. Es wurde Kompagnie-Kolonnie formiert und zur Linie aufmarschiert. Es wurden ungefähr acht Salven abgegeben. Ein Soldat und einige Jüngens wurden verwundet. Die Melileute gingen zurück. Wir marschierten in der Kompagnie-Kolonnie in hohen Maisfeldern weiter. Während des Marsches wurden wir durch einzelne Schüsse belästigt. Auf 1500 Meter an Moschi herangekommen, mußten wir wieder in Reihen zu 1 marschieren. Wir bekamen von beiden Seiten heftiges Feuer, sodaß wir nur sehr langsam weiter kamen. In der Höhe von Meli's Hütten wurde gehalten und drei Granaten in dieselben geschossen. Dieselben krepiereten nicht. Bald darauf kamen wir wieder in offenes Gelände. Hier wurde wieder Kompagnie-Kolonnie formiert, zur Linie links eingewentt und drei Salven in Meli's Schamba abgegeben. Wir marschierten dann noch circa 50 Meter weiter und hielten auf einer vorspringenden Bergnahe unterhalb Moschi, um die Leute etwas ruhen zu lassen. Während dieses kurzen Marsches hatten die Kiroaleute von rechts ebenfalls das Feuer eröffnet. Von der Bergnahe aus wurde wieder ein Schuß nach Meli's Hütten abgegeben. Dieser Schuß ist nicht krepieret. Plötzlich wurden wir von allen Seiten mit Geschossen förmlich überschüttet: von Moschi, von Meli's Hütten, von den Kiroaleuten von rechts und hinten. Es wurde schnell ein Karré formiert und das Feuer nach allen Seiten eröffnet. Lazarethgehilfe Wiest gab auf Befehl des Lieutenants Wolfrum noch einen Schuß mit dem Geschütz nach Meli's Hütten ab. Die Granate krepierete auch nicht. Während des Feuers ging die Station Moschi in Flammen auf. Die beiden englischen Missionare standen vor ihrer Mission und sahen sich die Sache an.

Gleich im Anfang fiel Lieutenant Wolfrum. Er hatte einen Pfeilschuß in der Stirn, einen Schuß durch das Herz und einen Schuß in den Unterleib. Kompagnieführer von Bülow bekam einen Schuß in den rechten Unterarm. Er hatte starken Blutverlust. Lazarethgehilfe Wiest verband Herrn von Bülow. Dabei erhielt Herr von Bülow einen zweiten Schuß in denselben Arm. Zu derselben Zeit erhielt ich einen Schuß in den linken Unterarm, gab noch zwei Salven ab und ging zu Wiest um mich verbinden zu lassen. Ich übergab Mohando Essendi den Zug. Als ich zu meinem Zuge zurückkehrte, bekam ich den zweiten Schuß in den linken Oberarm.

Den Leuten ging jetzt die Munition aus. In den Thälern rechts und links sammelten sich die Feinde zum Speerangriff. Von den Höhen wurde zu gleicher Zeit stark geschossen. Lazarethgehilfe Wiest erbrach die fünf Kisten Munition und warf den Jüngen die Patronenschachteln zu. Inzwischen waren die Kiroaleute mit den Speeren bis auf 15 Schritt an meinen Zug herangekommen. Die Leute meines Zuges sprangen auf, schrien Hurrah und feierten dann mit solchem Erfolg, daß der Speerangriff abgeschlagen wurde. Ich habe die Feinde zu drei und vier übereinander liegen sehen. Wir schätzen der Verlust des Feindes auf 600–700 Mann.

Da die Munition zu Ende ging, ordnete ich den Rückzug an. Herr von Bülow lag an der Erde. Er ließ sich seinen Revolver geben. Wiest und ich holten die Leiche des Lieutenants Wolfrum herbei, um sie mitzunehmen. Die Träger wurden aber zweimal erschossen. Die Leiche blieb zurück. Herr von Bülow wurde in eine Hängematte gelegt und vom Kampflaz getragen. Die Träger nahmen das Geschütz auseinander. Zuerst wurden die Träger der Lafette erschossen. Die Lafette blieb liegen. Nur ein Rad nahmen wir mit. Dann fielen die Träger des Rohrs. Das Rohr stürzten wir in einen tiefen Graben. Alle Lasten gingen verloren. An Munition sind 18 Granatpatronen zurückgeblieben, Gewehrmunition nur sehr wenig, das meiste war verschossen. Den Rückmarsch deckte der Suahili Essendi Mohando in der vorzüglichsten Weise. Ohne denselben wären wir kaum entkommen. Wiest und ich blieben bei Herrn von Bülow. Derselbe erhielt während des Rückzuges aus großer Nähe, in der Hängematte liegend einen Schuß in die Niere. Wir wurden bis zur Dunkelheit verfolgt und beschossen.

Wir marschierten auf demselben Wege, den wir gekommen waren, bis Nachts 11 Uhr. Dann machten wir Halt und schickten Unteroffizier Wittstock mit 25 Mann zur Kilima-Ndscharo-Station mit dem Auftrag, die Station unter allen Umständen zu halten und uns bald Verbandzeug, Decken und einige Eßlasten zu schicken. Wir behielten 20 Mann bei uns. Kompagnieführer von Bülow befahl Wiest und mir, so schnell wie möglich, nach der Küste zu marschieren.

Am 11. Morgens 6³/₄ starb Kompagnieführer Freiherr von Bülow. Um 7¹/₂ kamen die Träger von der Kilima-Ndscharo-Station an. Sie brachten die Nachricht mit, daß Mareale geflüchtet und das Wasser der Station abgeleitet sei. Wir waren von allen Seiten von Feinden umschwärmt. Wir schickten 15 Mann nach allen Seiten vor, um eine Kette um unser Lager zu bilden. Wir beerdigten dann Herrn von Bülow.

In der Nacht vom 10. zum 11. kamen die drei Sudanesen, die am 9. Abends dem Sinna Akida mitgegeben worden waren, zurück. Sie meldeten, daß das rote Zeug, das Herr von Bülow dem Akida gegeben hatte, nicht verteilt worden sei. Beim ersten Schuß seien alle Sinnaleute in der Richtung auf das Sinnagebiet weggelaufen. Ich halte es nicht für ausgeschlossen, daß Sinnaleute gegen uns gekämpft haben.

Nach der Beerdigung des Herrn von Bülow traten wir den Rückzug an. Wir wurden nicht mehr verfolgt. Als wir uns sicher fühlten, schickten wir den den Sudanesen Essendi mit 19 Mann nach der Kilima-Ndscharo-Station. Jeder bekam 30 bis 40 Patronen. Wir gaben unsere Patronen bis auf 5 pro Mann ab. Am 12. Abends kamen wir nach Manamate. Hier erfuhren wir, daß ein Meli Akida beim Sultan von Manamate gewesen wäre und ihn aufgefordert habe, die Deutschen nicht durchzulassen und ihnen nichts zu essen zu geben. Der Sultan habe zur Antwort gegeben, er habe gegen die Deutschen nichts. Wir besetzten die Station mit 1 Ombascha und 3 Mann. Am 14. Abends langten wir in Kiswani an. Es waren 2 Mann dort. Wir ließen noch 4 Mann zurück. Am 15. trafen wir 2 Herren der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft. Wir teilten

ihnen alles Nötige mit und baten sie, ihre Patronen dem Unteroffizier Brodelt, der von Zungu (Gonga) nach der Kilima-Ndscharo-Station geschickt werden würde, abzutreten. Am 15. Nachmittags kamen wir nach Zungu. Am 16. marschierte Unteroffizier Brodelt mit 24 Mann nach dem Kilima-Ndscharo ab. Er nahm 3000 bis 4000 Patronen mit. Wir ließen 6 Mann in Zungu, 4 Mann blieben von der alten Besatzung krankheitshalber zurück. Am 17. kamen wir nach Kihungui. Der alte Kihungui erzählte uns, daß die Sembojas Krieg gegen die Deutschen wollten. Sie schickten auch Pulver nach dem Kilima-Ndscharo. Am 17. seien noch 8 Faß abgegangen. Am 19. kamen wir in Masinde an. Der alte Semboja schenkte uns einen Ochsen. Am 24. trafen wir in Tanga ein.



Gefährliche Passage. (S. S. 500.)

Über die Aufgabe der Kilima-Ndscharo-Station Marungo liegt der Bericht des dort befehligenden Unteroffiziers Wüper vor. Er lautet:

Zungu, den 21. Juni 1892.

Am 11. d. M., Nachts 1 $\frac{1}{2}$ Uhr, erschien der Unteroffizier Wittstock mit 30 Askaris vor der Station und teilte mir den unglücklichen Verlauf des Gefechts mit; da ich natürlich annehmen mußte, daß der Feind den Sieg ausnützen und bald nachdrängen würde, so verteilte ich sofort die Mannschaften, jedoch verlangten sofort alle nach Patronen, da sie zum größten Teil alles verschossen hatten; ich verteilte die an die Besatzung ausgegebenen Patronen gleichmäßig, jedoch kamen im Laufe des Tages immer mehr Versprengte und Verwundete, sodaß die Patronenzahl bedenklich herab sank, und als am 12. und 13. noch

Mannschaften kamen, war jeder Mann nur noch etwa mit 60 Patronen ausgerüstet.

Am 13. d. M. erschien ein Alida von Mareale, welcher mir in Gegenwart des Suaheli Effendi Mohando mitteilte, daß sämtliche früher befreundete Häuptlinge zu Meli übergetreten seien, und zwar Bacharia, Malamia, Zumba, Kirua, Arufchanju und Sinna, und nur er und der kleine Häuptling Miao deutschfreundlich gesinnt seien, ferner, daß Meli am 14. oder 15. mit etwa 6000 Mann beabsichtige die Station anzugreifen. Ich nahm daher noch am Abend desselben Tages den Unteroffizier Wittstock, sowie die schwarzen Offiziere Mohamed und Mohando Effendi zusammen und teilte ihnen mit, daß ich, nachdem der erste Angriff abgeschlagen sei, Patronenmangels halber gezwungen sei, abzumarschieren und ob einer von denselben dann einen Weg wüßte; die Effendi sagten jedoch, daß der Feind nach dem ersten Angriff alle Wege besetzen würde, und ein Abmarsch dann unmöglich wäre, und die Patronen zur weiteren Verteilung nicht mehr vorhanden wären, es daher besser wäre, wir marschierten heute Nacht ab. Ich sagte jedoch, daß ich erst abwarten wollte, ob der Feind wirklich sich um die Station sammelte, es sei dann noch immer der Weg durch Mareale's Schamben frei und mit den vorhandenen Patronen müßten wir uns dann durch Meli's Leute, falls diese den Weg in der Ebene sperren sollten, durchschlagen. Doch schon am folgenden Abend, den 14., sahen wir auf den Höhen ringsum feindliche Wachtfeuer, ebenso war uns am Tage der Bach oberhalb der Station gesperret, sodaß momentan Wassermangel auf der Station eintrat; jedoch gelang es einem Mareale-Mann, das Wasser wieder zu öffnen.

Ich sah nun ein, daß ich eingeschlossen war und durch mein Bleiben unnötig die Besatzung und Station opferte und daher gezwungen war, bei diesem Mangel an Patronen mich auf dem Wege durch Mareale nach der Ebene zurückziehen zu müssen, um noch bei einer eventuellen Sperrung des Weges durch Meli-Leute mich erfolgreich durchschlagen zu können. Ich teilte meinen Entschluß, abends 11 Uhr abzumarschieren, dem Unteroffizier Wittstock und den Effendis mit, konnte jedoch keine Lasten aus dem Magazin mitnehmen, da ich keine Träger hatte; ich ließ fünf Askaris zurück mit dem Befehl, die Station durch die vorhandenen Fackeln anzuzünden, in der Weise jedoch, daß der Brand erst nach dem Herunterbrennen der Fackeln entstände, damit die Askaris ungefährdet zurück könnten. Ich erreichte auch unangefochten die Ebene, welche unbesetzt war, um am Morgen des 15. am Nashornhügel hinter dem Pandani zu lagern, wo auch die zurückgelassenen Askaris eintrafen.

Am 13. mußte ich die Schwerverwundeten unter Deckung der Leichtverwundeten nach Laweta schicken, da zum Teil noch die Kugeln in den Wunden saßen, die meisten Verwundeten unverbunden waren, oder sich selbst mit den blauen Beinbinden verbunden hatten, wodurch die Wunden nur verschlimmert wurden, und ich nicht genügend Verbandmittel besaß, um alle Verwundeten zu verbinden, während in Laweta der englische Missionsarzt sich aufhielt.

Die übrigen Verwundeten nahm ich mit mir, und war dadurch gezwungen langsam zu marschieren, welche Vorsicht sich am 17. d. M. als dringend notwendig zeigte, da am genannten Tage die Verwundeten mit der Bedeckung durch

Manguero-Leute (einen Tagemarsch von Manamata) angegriffen, diese jedoch durch einige Schiffe der Verwundeten sowie der Bedeckung zurückgejagt wurden.

Ich erreichte am 10. Kistwani, wo ich den Unteroffizier Brodelt traf, welcher mir mit 23 Mann zu Hülfe kommen wollte. Von hier aus schickte ich einen Schaulisch und einen Askari, die nach meiner Ansicht leicht verwundet waren, zur Behandlung nach Tanga.

Mit Unteroffizier Brodelt marschierte ich sodann nach der Station Stungu, wo wir heute, den 21. d. M., eingetroffen sind, und ich ganz gehorsamt weiteren Befehlen entgegenstehe.

Die Lage war derartig, daß Dr. Peters die Unteroffiziersposten von Aruscha und Uferi einzog, die für die Befestigung unseres Einflusses im Kilima-Ndscharo-Gebiet ohnehin von keiner großen Bedeutung waren und bei plötzlich eintretenden Verwickelungen nur Geiseln in den Händen unserer Gegner gewesen sein würden. Der Unteroffiziersposten in Moschi wurde aber dort belassen, und blieb auch der Verkehr des zeitweilig dort anwesenden weißen Unteroffiziers mit Meli bis in die letzte Zeit ungestört; kleinere Reibereien, die es zuerst gegeben hatte, waren durch das Einschreiten des Dr. Peters bald ausgeglichen.

Freiherr von Bülow ist bei seinem Eintreffen bei uns von Dr. Peters über die politische Lage eingehend mit Mitteilungen versehen worden. Ihm wurde besonders empfohlen, jedem Konflikte bei Zeiten sorgfältig auszuweichen, so lange er nicht an der Spitze einer militärischen Macht stehe, die eine Niederlage im Kampf mit einem der Stämme ausschloß. Eine gemeinsame Aktion der Stämme gegen uns war nicht zu besorgen.

Was die Frage der Bewaffnung der Leute Meli's mit Hinterladern betrifft, so mag im Lauf der Zeit eine ganze Menge dieser Waffen in ihre Hände gelangt sein. Daß ihnen durch den englischen Major Kanrid, der neuerdings in den Zeitungen erwähnt worden ist, bei seinem Zuge nach dem Kilima-Ndscharo Waffen zugeführt worden sind, halte ich für unbedingt ausgeschlossen. Der Major ist fünf Tage unser Gast gewesen und würde als Ehrenmann einer solchen verräterischen Handlung nicht fähig sein. Trotz des Entgegenkommens des Dr. Peters ist es zu einem Verkehr zwischen den englischen Missionaren und uns nicht gekommen. Der englische Stationschef in Taweta Mr. Hamelton, mit dem Dr. Peters auf bestem Fuße stand, schickte uns einmal in Fesseln einen eingeborenen Boten, einen Moichimann, der von den Missionaren in Moschi nach Taweta geschickt war, um dort Waffen und Munition einzukaufen. Mit dem Mann schickte Mr. Hamelton ein Schreiben des Mr. Baxtor, einer der Missionare in Moschi, in welchem dieser den Stationschef von Taweta ersuchte, den Leuten bei dem Eintauf von Waffen und Munition keine Schwierigkeiten zu machen.

Zur Erklärung des Unschwunges in der Stimmung der Eingeborenen in Moschi, die zuerst am Kilima-Ndscharo die deutsche Flagge angenommen hatten, dient die Aussage des Premier-Lieutenants von der Reserve des Königlich bayerischen 2. Infanterie-Regiments Kronprinz, Freiherr von Pechmann, welcher in Begleitung des Dr. Peters

im Juli v. J. nach dem Kilima-Ndscharo marschiert war und dort bis Ende Januar d. J. verblieben ist. Diefelbe lautet:

Ich bin in Begleitung des Kaiserlichen Kommissars Dr. Peters im Juli v. J. in Moschi angekommen und bis zum Abgange des Dr. Peters am 1. Februar d. J. mit ihm am Kilima-Ndscharo verblieben. In dieser Zeit hat sich nach meinen Wahrnehmungen die politische Stellung der Station am Kilima-Ndscharo verschlechtert, obwohl am Schluß meiner dortigen Zeit die militärische Macht gegen den Anfang sich um ein kleines vermehrt hatte. Von ca. 50 Bewaffneten war die Zahl auf 60 gewachsen, in der Zwischenzeit war die Zahl zu einer Zeit auf 120 Gewehre gewachsen. Der Kompagnieführer von Bülow sollte nach unserm Abgange eine Verstärkung von 100 Mann erhalten.

Am nachtheiligsten wirkte auf die Stellung der Deutschen am Kilima-Ndscharo der Tod des alten Mandara in Moschi im November v. J. ein. Der mächtige und kluge Häuptling sah in der deutschen Station in seinem Gebiete einen wesentlichen Zuwachs seines Ansehens und hatte deshalb ein Interesse daran, sich mit uns gut zu stehen. Unser Empfang bei ihm ließ nichts zu wünschen übrig, und die Beziehungen zwischen uns blieben auch die denkbar besten, nachdem Dr. Peters die Hauptstation von Moschi nach Marangu verlegt und im ersteren Orte nur einen Unteroffiziersposten belassen hatte. Zu dieser Verlegung bestimmten lediglich militärische Gründe. Diesen Vorteilen gegenüber mußte die Rücksicht auf Mandara zurückstehen, der allerdings vielleicht die Besorgnis gehegt hat, daß das, was er durch die Verlegung der Station verlor, seinem Unterhäuptling Mareale, in dessen Gebiet die neue Station lag, zu gute kommen würde. Wir konnten hoffen, durch die fortgesetzte Pflege eines freundlichen Verkehrs mit ihm, ihm den Grund zur Beunruhigung zu nehmen. Noch zu seinen Lebzeiten war in seinem Stamme eine einflußreiche (englische?) Partei gegen unsere Interessen thätig. Diese Partei hatte unzweifelhaft schon vor unserm Fortgange den Nachfolger Mandaras, den vierzehnjährigen Meli, in ihre Hand bekommen. Anzeichen dafür waren verschiedene Vorfälle unfreundlicher Natur, über die uns teils von der in Moschi zurückgebliebenen Station, teils von Mareale und endlich nicht zum geringsten von Sinna, dem mächtigen Häuptling im westlichen Kilima-Ndscharo-Gebiet und Erbfeinde Mandara's, Berichte zugehen. Diese Vorfälle waren uns im allgemeinen zwar Warnungen, änderten aber nichts in der vorsichtigen, auf die Pflege friedlicher Beziehungen bedachten Haltung des Dr. Peters. Nur ein Vorfall bedarf besonderer Erwähnung, wo die Handlungsweise des Dr. Peters allerdings geeignet war, dem Ansehen Meli's Abbruch zu thun. Es war dies die Entsetzung des Unterhäuptling Malamia, dessen Wohnplatz nur durch einen Wasserlauf von der neuen Station getrennt war. Zu dieser Entsetzung war Dr. Peters genötigt worden durch die herausfordernde Haltung Malamia's uns gegenüber, zu der wir keine Veranlassung gegeben hatten, zu der er meiner Ansicht nach nicht anders als durch die Kriegspartei in Moschi aufgestachelt war, und die darin ihren Ausdruck fand, daß er uns durch Mareale-Leute sagen ließ, er würde nicht mehr auf die Station kommen, wer etwas von ihm wolle, möge zu ihm kommen, mit den Deutschen wolle er in seinem Lande nichts zu thun haben. Dieser Malamia war von dem alten Mandara unter Übergehung

seines älteren Bruders zum Unterhauptide eingesezt worden. Mit der Unterstützung der Partei dieses Bruders wurde er nach unbedeutender Gegenwehr von Dr. Peters verjagt und sein Bruder an seine Stelle gesezt. Diese Vorgänge spielten sich Ende Dezember ab.

Die vorstehenden Berichte sind amtlich und im „Reichsanzeiger“ veröffentlicht. Aus nichtamtlichen Privatnachrichten geht mit ziemlicher Gewißheit hervor, daß wir diese Schlappe den Engländern zu verdanken haben. Wohl kaum den englischen Offizieren, aber den englischen protestantischen Missionaren. Gerade wie in Uganda haben sie am Kilima-Ndscharo gehetzt und den ausgehezten Stämmen Waffen und Munition geliefert. Die Hinterlader, deren Verkauf an Eingeborene überhaupt verboten ist, können nur aus dem benachbarten englischen Gebiete gekommen sein. Sehr bezeichnend ist auch, daß Meli gedacht hat, sobald er mit den Deutschen fertig sei, wolle er die katholische Mission zerstören und die Missionare gefangen nehmen. Bis zum Beweise des Gegenteils können wir nur annehmen, daß er dem Einflusse der Engländer gehorchte; sahen doch die englischen Missionare dem Gesechte bei Moschi ganz ruhig zu. Sie wußten natürlich, daß sie von ihren Freunden nichts zu befürchten hatten.

Augenblicklich hat Freiherr von Soden alle verfügbaren Truppen nach dem Kilima-Ndscharo entsandt, um die Auführer zu bestrafen. Hoffentlich wird keine neue Niederlage uns daraus erwachsen. Es kann aber, sobald die dortigen Stämme wieder zur Ordnung zurückgeführt sind, nicht schwer fallen, die eigentlichen Urheber zu ermitteln. Bestätigt sich dann unser Verdacht gegen die englischen „Glaubensboten“, so werden sie hoffentlich zum letzten Male ihr verruchtes halb politisches, halb fanatisch-sektiererisches Handwerk dort getrieben haben.

Afrikanische Post.

Über die Lage in Uganda liegen bis zur Stunde keine neueren Nachrichten vor. Eine Nachricht, wonach sich der König Mwanga, um seinen Thron zu retten, an die Engländer ausgeliefert hätte, bedarf noch der Bestätigung, wie alle englischen Nachrichten.

Wichtiger erscheint uns ein Brief Mgrs Livinhac's, des Generals der Weißen Väter, früheren apostolischen Vikars von Uganda, welcher an die englische Regierung gerichtet ist. Der Brief datiert vom 17. Juli 1891, ist also gut sechs Monate vor den traurigen Ereignissen geschrieben. Der Bischof hatte denselben an den verstorbenen Kardinal Manning gerichtet, welcher ihn zweifellos dem englischen Ministerium mitgeteilt hat. Daß dieses trotzdem nichts that, um das von Mgrs Livinhac vorhergesagte Unheil abzuwenden, bildet jetzt einen schweren Vorwurf gegen dasselbe. Der Brief lautet nach der „Köln. Volkszeitung“:

Eminenz!

Se. Eminenz Kardinal Lavignerie beauftragt mich, Ihr sehr geehrtes Schreiben vom 4. d. M. zu beantworten und Ihnen für die Schritte zu danken, welche sie im Interesse der Christen Uganda's bei Lord Salisbury gütigst unternahmen. Da ich selbst die zwölf schönsten Jahre meines Lebens am Viktoria-Nyanza zubrachte, nahm ich den lebhaftesten Anteil an allem, was diese junge Kirche betrifft. Sw. Eminenz mögen mir gestatten, Ihnen auch meinerseits meinen lebhaften Dank auszusprechen. Nachdem Lord Salisbury in seinem Briefe die Versicherung gegeben, daß England die Katholiken Uganda's schützen werde, empfiehlt er den Missionaren dringend, sich nicht in politische Angelegenheiten zu mischen und das Vorgehen der Britisch-Ostafrikanischen Gesellschaft nach Kräften zu unterstützen.

Gestatten Sw. Eminenz, Ihnen einige Aufklärungen zu geben über den Stand der Dinge in Uganda und über die Ursache des Streites, der in diesem Augenblick zwischen Katholiken und Protestanten besteht, damit Sie, wenn nötig, Lord Salisbury zu informieren imstande sind, der diese Frage nur nach den Berichten der protestantischen Missionare kennt. Ich werde nichts behaupten, dessen ich nicht unbedingt sicher bin, sei es, daß ich es selbst gesehen und mit erlebt, sei es, daß ich es von meinen Mitbrüdern erfahren habe.

Es steht unzweifelhaft fest, daß die katholischen Missionare sich niemals als Vertreter Frankreichs ausgegeben haben. Sie haben immer behauptet, daß sie ihre Sendung nur vom Papste hätten, daß sie gekommen seien, nicht um im Namen einer Regierung zu verhandeln, sondern um die Völker zu unterrichten. Wir erklärten dies insbesondere dem König Mtesa 1879, als er uns das Anerbieten machte, uns an der Spitze einer Gesandtschaft nach Paris zu schicken, um dort das Protektorat zu verlangen. Wir haben niemals unsere Religion die Religion der Franzosen, sondern einfach die katholische Religion genannt; wir haben sogar dieses Wort in die Sprache des Landes aufgenommen: „Eklezia katolika“. Die protestantischen Missionare waren es, welche sagten, wir lehrten die Religion der Franzosen. Von 1879 bis 1889 herrschte Eintracht zwischen Katholiken und Protestanten, obgleich von Zeit zu Zeit die letzteren sich beklagten, daß einige von ihnen zu unserm Glauben übergingen.

Als wir alle, Katholiken und Protestanten, gegen Ende des Jahres 1888 durch die Haupturheber der Revolution, welche den König Mwanga (Porträt in unserem nächsten Heft) entthronten, aus dem Reiche vertrieben waren, flüchteten sich unsere Christen unter der Führung des katholischen Generals Nyonyi-Ntono nach Ussagara, einem Uganda benachbarten Stamme. Eine große Zahl Protestanten vereinigte sich mit ihnen, indem sie Nyonyi-Ntono auch als ihren Führer anerkannten und so anfangen, mit unsern Christen eine Partei zu bilden. Da einige von ihnen den Wunsch geäußert hatten, zum Katholicismus überzutreten, schlugen ihre protestantischen Herren dem General vor, den Religionswechsel zu verbieten und mit 25 Stockschlägen diejenigen zu bestrafen, welche dieses Verbot verlegen würden. Nyonyi-Ntono weigerte sich, ein solches Verbot zu erlassen und erklärte, daß er in diesem Punkte einem Jeden volle Freiheit lasse.

Als in den ersten Monaten des Jahres 1889 die katholischen und protestantischen Flüchtlinge in Ussagara erfuhren, daß ihr König Mwanga im Süden

des Viktoria-See's in unserer Missionsstation sich befinde, schickten sie eine Gesandtschaft mit dem Anerbieten, ihn auf seinen Thron zurückzuführen, wenn er verspräche, seinen Untertanen die religiöse Freiheit zu gewähren. Herr Maday von der Church Missionary Society widersetzte sich diesem Plane aus allen Kräften. Er schrieb mir, daß er den Protestanten verbieten würde, für den entthronten König Partei zu ergreifen. Der König Mwanga, der von dieser Opposition unterrichtet war, zögerte einen Augenblick, sich nach Uganda einzuschiffen; aber in der Hoffnung, wie sie auch erfüllt wurde, daß die Protestanten, im Verlangen, den mohammedanischen Usurpator Karema zu vertreiben und in ihr Land zurückzukehren, das Verbot Maday's nicht beachten würden, reiste er schließlich ab, und nach einem Jahre von Kämpfen eroberte er sein Reich wieder dank der vereinigten Hilfe der Katholiken und Protestanten. Inzwischen hatten diese letzteren, infolge der Anweisungen Maday's nicht aufgehört, sich mißtrauisch zu zeigen. Mehrere Male hatten sie dem Könige gedroht, ihn zu verlassen, und sie hatten sich erst entschieden zu bleiben, nachdem die katholischen Häuptlinge und Mwanga geschworen hatten, sie nicht aus dem Lande zu vertreiben, wenn man sich desselben bemächtigt hätte. Sie ließen sich auch versprechen, den Baganda es frei zu stellen, den Protestantismus anzunehmen und ihnen die Hälfte der großen und kleinen Ämter des Königreichs zu übertragen, angefangen vom Amte des Katekiro (ersten Ministers). Mwanga versprach alles, und er hat sein Wort gehalten. Auf diese Weise ist die Partei des Katekiro entstanden, eine Partei, welche nicht aufhörte, dem Ansehen des Königs entgegen zu wirken und ihm ihren Willen aufzudrängen; eine Partei, welche eben so wenig aufhörte, sich den Katholiken feindlich zu bezeigen. Diese letzteren sind es also nicht, denen der Ursprung der Parteien in Uganda zuzuschreiben ist.

Als die Christen Herren des Landes waren, gingen sie an die Verteilung der Ämter. Jetzt begannen lebhaftere Streitigkeiten als jemals früher. Unaufhörlich beklagten sich die Protestanten, verletzt zu sein. Der Klage endlich müde, erklärten die katholischen Häuptlinge: „Da ihr uns anklagt, daß wir die Regierung der wichtigsten Provinzen für uns nähmen, so sind wir bereit, euch unsern Teil abzutreten und den eurigen zu nehmen, der nach euern Klagen so viel geringer ist.“ Die protestantischen Baganda, welche eine solche Antwort nicht erwarteten, weigerten sich und zeigten dadurch, wie unberechtigt ihre Klagen waren.

Ein solches Verfahren war nicht der Art, die Katholiken zu beruhigen, und man kann verstehen, daß sie seit dieser Zeit ein gewisses Mißtrauen gegen die protestantischen Baganda und vor allem gegen die englischen Missionare hatten, welche den Eingeborenen Anweisung gaben. Einige Monate zuvor waren sie sehr fern von diesem Mißtrauen, als sie Jackson, den Sendling der Britisch-Ostafrikanischen Gesellschaft, einluden, den Frieden in Uganda zu beschützen. Aber als sie die Forderungen und die Intoleranz der protestantischen Baganda sahen, fragten sie sich, ob ihre Landsleute nicht die Anwesenheit der englischen Agenten benutzen würden, um ihnen die religiöse Freiheit zu nehmen und sie aus dem Lande zu vertreiben. Das erklärt ihr Zögern, als Jackson das englische Protektorat vorschlug; das erklärt den Eifer, mit welchem sie die Vorschläge des

Dr. Peters annahmen, die ihnen Freiheit versprachen. Nichtsdestoweniger nahmen sie, als Lugard ankam, um mit Mwanga zu verhandeln, den Protektoratsvertrag an, indem sie sich begnügten, in den Vertrag einen besondern Artikel aufzunehmen, der die religiöse Freiheit und ihre bürgerlichen Rechte sichern sollte.

Nach den Nachrichten, welche ich seitdem erhielt, ist diese Klausel von den protestantischen Häuptlingen nicht gehalten worden. Sie haben die von ihnen abhängigen Katholiken von ihren Gütern weggejagt, indem sie ihnen erklärten, daß, wenn sie bleiben wollten, sie ihrem Glauben entsagen müßten. Sie haben außerdem etwa dreißig katholische Häuptlinge absetzen lassen, um sich an ihre Stelle zu setzen. Alles dies ist sicher nicht zur Beruhigung des Landes geschehen. Unsere Missionare raten zur Geduld, und ihnen ist es zu verdanken, wenn die Katholiken nicht die Gewaltthätigkeit mit den Waffen zurückgewiesen haben. Aber was wird geschehen, wenn solche Ungerechtigkeiten fortgesetzt werden?

Ich habe im Vorstehenden die Ursache des Übels klar gelegt. Ew. Eminenz mögen Urteilen, welches Heilmittel nach meiner Ansicht anzuwenden ist. Der Vertreter Englands muß feierlich vor versammeltem Hofe erklären, daß er zu keiner Partei gehört, daß er keine Parteiungen im Reiche haben will, daß alle Untertanen Mwanga's frei der Religion folgen können, welche sie wollen, daß bei der Verteilung der Ämter keine Rücksicht auf das religiöse Bekenntnis genommen werden soll, daß er, wenn sich eine Streitigkeit erhebt, beide Parteien hören und sich nur von der Gerechtigkeit bei Fällung des Urteils leiten lassen will. Er darf sich nicht mit diesen Versicherungen begnügen, sondern muß auch durch Thaten beweisen, daß solches seine Absichten sind.

Eine Maßregel, welche die Beruhigung beschleunigen und zugleich die englische Herrschaft sichern würde, wäre noch die, einen katholischen Gouverneur zu senden. Die protestantischen Baganda würden sehen, daß man Katholik und Engländer zugleich sein kann, und würden weniger anmaßend gegen die Katholiken auftreten. Die Letzteren ihrerseits würden mehr Vertrauen zu einem solchen Gouverneur haben, und diese unglückliche Spaltung, welche Uganda verwüstet, würde zum Nutzen aller aufhören!

Wenn man diese Mittel vernachlässigt, so kann man unmöglich voraussehen, was geschehen wird. Die Katholiken sind bei weitem die zahlreichsten. Ein Bürgerkrieg würde für den englischen Einfluß von unheilvollen Folgen sein: siegen die Katholiken, so wird man das Land mit Gewalt der Waffen wiedererobern müssen; unterliegen sie, so werden sie und auch die noch heidnischen Baganda in Masse auswandern.

Ich bitte Ew. Eminenz um Verzeihung, daß ich auf all' diese Einzelheiten eingegangen bin. Aber ich kenne Ihre große Liebe für die Kirche, und ich weiß, was Ihre hohe Stellung und der Einfluß, den Sie in England haben, für die Christen Uganda's zu erreichen vermag. Genehmigen Ew. Eminenz, usw.

Leo Livinhac, Bischof von Jacando,
jetemaliger apostolischer Vikar des Viktoria-Nyanza.

Belgische Antisklaverei-Expeditionen

sind, wie unsere Leser wissen, Ende vorigen Jahres nach dem Kongo-gebiete abgegangen. Kapitän Jacques, welcher der deutschen Grenze am nächsten geblieben ist, hat mehrere Berichte gesandt, deren erster, datiert vom 16. Februar 1892, recht erfreuliches berichtet über die Art und Weise, wie er mit seinen Leuten den Sklavenjägern zu Leibe gegangen ist. Leider ist der Rückschlag nicht ausgeblieben. Die Araber, welche



Speerangriff auf eine Expeditions-
truppe.

(Aus Kallenberg „Auf dem Kriegspfad“.)

sich ernstlich bedroht sehen, machen große Anstrengungen, um die europäischen Expeditionen, besonders Foubert's und Jacques's, zu vernichten. Diese sind zu schwach, um gegen eine zwanzigfache Überzahl aus-
halten zu können. Bereits ist ein Adjutant von Jacques, der Lieutenant Brithoff, gefallen und von den Wilden gefressen worden, dasselbe Schicksal droht allen Europäern, auch den Missionaren. Jacques fordert dringend Verstärkung und Hinterlader; die belgische Antisklavereigesellschaft erläßt einen Aufruf, um die Gelder dafür zu erhalten. Aber bis die Hilfe hinkommt, wenn sie überhaupt ans Ziel gelangt, was kann inzwischen sich alles ereignet haben. Gewiß war es ein heldenmütiges Unternehmen, daß einige tapfere Offiziere sich mitten in jenes Land wagten, um gegen die Sklavenhändler zu kämpfen, aber es scheint doch fast, als ob sie die Gegner unterschätzt hätten. Wenn die Araber und die Menschenhandel treibenden Negerhäuptlinge sich vereinigen, was können dann vier



Schlafender Massaitrieger. (Aus Kallenberg „Auf dem Kriegspfad“.)

europäische Offiziere gegen solche Übermacht ausrichten? Sie fallen auf dem Felde der Ehre, aber ihr Tod ist auch der Untergang der von ihnen beschützten Missionen; ihre Niederlage wird die Araber frecher machen, als sie es je waren. Der Kampf gegen jene Banditen ist gewiß ein verdienstvolles Werk, aber er darf nicht eher begonnen werden, als bis man so stark ist, daß jede Niederlage ausgeschlossen ist. Mit kleinen Mitteln ist kein dauerhafter Erfolg zu erzielen. Wir sehen ja in Ostafrika daselbe. Wenn man den Sklavenhandel und die Menschenjagden hindern will, so bedeutet das einen Kampf auf Leben und Tod mit dem Islam und seinem Gefolge, den arabisierten Negern. Dazu gehört aber eine ganz bedeutende Macht. Möge Gott alles zum besten lenken, aber aller Aussicht nach nimmt die belgische Expedition ein schlimmes Ende.

Die gegenwärtige Lage am Tanganjika erinnert uns lebhaft an das, was P. Le Roy, jetzt apostolischer Bischof von Gabun, vor 3 Jahren schrieb:

„Ein Irrtum ist es endlich, wenn man auf Grund der Worte eines Missionars am Tanganjika-See annehmen will, es genügte einige hundert Soldaten zur Zerstreung aller Sklavenhändler. Offenbar hat jener Missionar damit alle Sklavenhändler gemeint, welche in der Umgebung seiner Mission ihr Handwerk treiben. Aber selbst von diesen redet er nur in ganz bedingter Weise, in dem Sinne, daß, wenn dreihundert europäische Soldaten, wohl bewaffnet, wohl verproviantiert, wohl ausgerüstet mit Lokalkennntnis, wohl gelitten von der Bevölkerung und besonders recht kräftig, ausdauernd und gewandt, wenn also diese dreihundert Soldaten in Reih und Glied dreitausend Sklavenjägern gegenüberstünden, so sei es wahrscheinlich, daß letztere rasch auseinandergesprengt würden. Und welchen Erfolg würde diese Waffenthat haben? Zerstreut, aber nicht vernichtet, würden die Sklavenjäger nur um so glühender verlangen, in Zukunft allen Europäern auf allen Punkten Innerafrikas den größtmöglichen Nachteil zuzufügen. Geteilt in mehrere Trupps würden sie bald hier, bald dort austauschen, gefährliche Begegnungen vermeiden, die europäischen Karawanen anhalten und das Eindringen für die Zukunft ganz unmöglich machen. Diese Räuber haben überdies unschätzbare Vorteile auf ihrer Seite; sie leben von wenig mehr als nichts, kennen alle Pfade, haben vom Klima nichts zu fürchten, sind behende wie die Antilopen, und wenn sie dann obendrein mit irgend einem kriegslustigen Stamme ein Bündnis schließen und mit ihm vereint eine militärische Station angreifen, so wird diese dem Verderben schwerlich entgehen. . . . So lange diese militärische Posten im Innern nicht hinter sich, also an der Küste, eine gesicherte Operationsbasis, einen festen Rückhalt besitzen, wird ihr Eingreifen weit mehr gefährlich sein für die von ihnen verteidigte Sache, als es ihr nützen kann. Wenn die Antisklaverei-Gesellschaften über Leute verfügen, d. h. über Leute von Opferwilligkeit und Hinge-

bung, ernsten, ruhigen, umgänglichen Charakters, Leute, welche wenig bedürfen zu ihrem Unterhalte, ein Herz haben für Unglückliche, die Schwarzen als Brüder lieben und entschlossen sind, Gott und Afrika ihr Leben zu weihen — solche Leute scheinen zahlreich zu sein, sind aber erfahrungsmäßig sehr selten —, so können diese wirklich gute Dienste leisten in gewissen Missionen. Sie können dort die Schwarzen lehren, wie man sich verteidigt und wie man einen Angriff zurückweist. Vielleicht könnte eine solche kleine Abteilung sogar Gelegenheit finden, einem angegriffenen benachbarten Stamm Hilfe zu leisten, vielleicht endlich eine Sklaven-Karawane, die sich in ihre Nähe wagt, angreifen. Aber man darf nicht aus dem Auge verlieren, daß augenblicklich in allen Gegenden von Ost- und Äquatorial-Afrika, in Zanzibar wie an den Seen die Zeit zu unglücklich gewählt wäre, um derartige Versuche zu machen. Das steht fest, wenn eine einigermaßen starke europäische Truppe in diesem Augenblicke in das Innere Afrikas eindringe, dann Unglück über die Missionen, über alle Missionen. Wir würden dann sagen müssen: „Die Sklaverei wollte man vernichten, statt dessen hat man den ersten Schritt zur Freiheit rückgängig gemacht.“ („Mehr Licht in die Zustände des dunklen Erdteils.“ Münster i. W. Heinr. Schöningh 1890.)

Vorstehendes schrieb P. Le Roy vor zwei Jahren. Man hätte vielleicht besser gethan, wenn man die Erfahrungen eines so bewährten alten Afrika-Missionars einer ernsteren Beachtung gewürdigt hätte. Wir haben seitdem häufig Gelegenheit gehabt, mit Missionaren zu verkehren, alle aber sprechen sich gegen militärische Hilfe aus, von welcher sie nichts Gutes erwarteten. Bevor man den Arabern im Innern zu Leibe gehen kann, muß an den Küsten die Herrschaft der Europäer solide etabliert sein, und dann muß man etappenweise vorgehen. Man muß ferner an das Klima gewöhnte Soldaten haben, und solche erhält man dadurch, daß die Missionen die jungen Neger zur Freiheit erziehen und ihnen lehren, wie man Gewehr und Säbel zu seiner Verteidigung gebraucht. So kann man allmählich, schrittweise, dazu kommen, Afrika von seinen Pentern zu befreien. Jedes andere Verfahren ist mit den größten Gefahren verknüpft.

Bei den Wadschagga am Kilima-Ndscharo.*)

Um zehn Uhr marschierten die Patres Rohmer und Blanchard mit ihren Missionarshilfen und Trägern direkt nach Kilema ab, nachdem wir uns noch herzlich verabschiedet hatten. Beide Herren litten indessen am Fieber. Von ihnen sah ich später nur Blanchard wieder,

*) Entnommen aus dem hoch interessanten Werke von Kallenberg: „Auf dem Kriegspfad gegen die Massai“, München, Beck'sche Verlagsbuchhandlung, dem auch unsere heutigen Bilder entstammen.

welcher von Kilema nach dem nahe gelegenen Moschi gekommen war, um über den Zustand der Mission günstiges zu berichten. Die Väter werden dort nicht allein unter deutscher Flagge ein Dorf gründen mit Hilfe von in ihrer Mission erzogenen Negern und vertragsmäßig in deutscher Sprache unterrichten, sondern auch Versuchs-Plantagen anlegen, um erst nach zweijähriger gründlicher Erfahrung aufmunternde Schritte nach dieser Richtung hin zu thun. Es wird sehr gut sein, wenn wir in Deutschland die Ergebnisse dieser durchaus sachkundig und mit großen Opfern eingeleiteten Unternehmung abwarten, ehe dann am Kilima-Ndscharo irgend welche Kolonisationsversuche gemacht werden.

Zu Beginn unseres Marsches mußten wir abermals zwei jener tunnelartigen Bomathore überwinden; dann kamen wir an einen Fluß, woselbst die vorausgegangenen Massaiweiber das Unglück gehabt hatten, mit dem Gangbrett einzubrechen, und wir nun in sehr kunstvoller Weise an der schwankenden, aus dem Stamm der Raphiapalme gefertigten Geländerstange hinüberturnten, jeder nach seiner Façon (s. Bild auf S. 488). Weiterhin wanderte die Expedition in grauenvoller Hitze durch die Kilima-Ndscharo-Ebene; der Vortrupp sah dreißig Strauße, welche in einfältiger Verwirrung unter die Leute liefen, Zebra, Antilopen und Büffel. Der Marsch dauerte mit nur kurzer Unterbrechung, und ohne daß wir vom frühen Morgen ab etwas zu uns genommen hätten, bis vier Uhr Nachmittag.

Um diese Zeit erreichte die Expedition, am zweiunddreißigsten Tage nach dem Abmarsche von Pangani, ihr Endziel, die von Wischmann vor wenigen Monaten errichtete Militärstation Moschi, viertausend Fuß über dem Spiegel des indischen Ozeans und Residenz des Wadschagga-Fürsten Mandara. Der letzte Teil unseres Weges gestaltete sich überaus beschwerlich, denn das Gelände stieg fast unvermittelt und steil aus der Ebene auf, war mit Felsstrümmern und scharfkantigen Steinen übersät und verlief gegen die Station hin in eine sehr tiefe Schlucht, an deren steilen Wänden der Pfad gefährlich und in häufigen Windungen entlang führte. Weil wochenlang in der Ebene zu gehen gewohnt, fiel den Soldaten und Trägern diese Strecke sehr sauer, obwohl sie doch alle das Ziel der weiten Wanderung und mehrere Masttage vor sich sahen.

Das deutsche Fort Moschi ist mit sehr geringen Hilfsmitteln auf einem nach Ost, Süd und West steil und circa zweihundert Meter tief abfallenden Hügel erbaut. Auch gegen Norden setzt ein etwas weniger steiler Abhang, welcher in unmittelbarem Konnex mit dem Kilima-Ndscharo-Massiv steht, an die Umzäunung an. Die äußere Umgebung wird von einer doppelten Ballisadenreihe, zwischen welcher aus der nächsten Umgebung herbeigetragene Steine in Brusthöhe aufgeschüttet sind, gebildet. Der Zugang ist im Südosten, nachdem man zwischen Felsstrümmern etwa eine Viertelstunde lang mühsam emporgellettert. Hier befindet sich die Hauptwache. Ein kleinerer, mit einer vierfachen

Pfahleinzäunung geschützter Eingang ist auf der Nordwestseite, gerade gegenüber der Plantage und Residenz des Sultans Mandara, welche durch eine tief eingerissene Schlucht vom Fort getrennt ist. Das letztere liegt bedeutend höher als Mandaras Dorf, wie es überhaupt, was sich ja bei militärischen Befestigungen von selbst versteht, die nächste Umgebung vollkommen beherrscht. Auf der Nordseite, im Angesichte des hier in herrlicher Klarheit seiner Felsengliederung, Schneefelder und Eiswände zu sehenden Kibo, hat Wischmann innerhalb des Fortgürtels einen Rundbau aus starkem Pfahl- und Astwerk konstruiert, dessen Parterreräume als Munitionskammern dienen und dessen flaches Dach von der deutschen Reichsflagge überschattet wird. Die Umzäunung ist zehn Fuß hoch und kann nur überblickt werden, indem man an denselben emporlettert, so eng und fest stehen die Pfähle beisamen. Das Fort hat einen sehr geringen Umfang; es kann bequem nur ungefähr fünfundzwanzig Mann, zwei Offiziere, drei Unteroffiziere und deren Bedienung beherbergen. Die Gebäude sind nichts weiter als Lehmhütten mit Strohdächern, welche indessen, wie ich mich selbst überzeugte, auch sehr starke und andauernde Regengüsse parieren. Die Verlegung der deutschen Station von Arusha nach Moschi wurde teils aus politischen Gründen, teils weil im Lande Mandaras die Verproviantierung eine reichlichere ist, vorgenommen; es mögen dabei jedoch noch andere, mir nicht bekannt gewordene Rücksichten mitgewirkt haben.

Was nun die rein landschaftliche Situation von Moschi anbelangt, so ist sie über alle Vorstellung umfassend und großartig, und ich gerate in ernste Verlegenheit, indem ich an die Schilderung derselben herantrete. Die *pièce de résistance* bildet natürlicherweise der die Höhe des Mont Blanc um viertausend Fuß überragende, in seinen Umrissen einen glockenförmigen Rundbogen von majestätischem Schwunge darstellende Gipfel des Kibo. Im oberen Drittel überzieht Eis und ewige Schnee, gleich einer blütenweißen Haube und nur an ganz wenigen Stellen von Felszacken unterbrochen, diese einsame mitten in der Tropenwelt aufgebaute Höhe. Weiter nach unten fällt der Schneemantel durch immer kräftiger und schärfer sich einschneidende *Rouloirs* in reizvoller, höchst malerischer Gliederung gegen die Thalsohle ab. Die in der Entfernung dunkelblauen Felszacken und Schründe kontrastieren lebhaft mit den sie umgebenden Schneewehen. Mit dem Mawenzi, dessen beispiellose Zerklüftung auch Dr. Hans Meyer hervorhob, steht der Kibo in mäßiger Schwingung durch einen Sattel in Verbindung. In der Mitte desselben sind zwei Erhebungen, die sogenannten Aschenhügel, sichtbar, welche — ein seltener Zufall — mit Schnee bedeckt waren. Die Entfernung zwischen den beiden Gipfeln beträgt, in der Luftlinie gemessen, acht Kilometer. Von der in einer Linie vom Roten Meere bis zur Merugruppe streichenden Reihe vulkanischer Erhebungen ist der Kilimandscharo der höchste, er mißt

6010 Meter*). Der Ostgipfel, Mawenzi genannt, erhebt sich heute nur noch bis zu 5355 Meter; seine den Kibo bei weitem übertreffende Zerklüftung läßt jedoch den Schluß zu, daß er früher höher gewesen ist, als dieser. Die Westseite des Kibo ist durch eine ungeheurere, teilweise von Gletscherbrücken überspannte Kluft gespalten, an welche sich in westlicher Richtung der über 3500 Meter hohe Schirakamm anschließt, den man fast als selbständiges Gebirge betrachten kann. Auf dem Mawenzi fehlen die Eisbildungen; an seinen furchtbar zerrissenen, von Vertikalspalten durchzogenen Steinwänden kann auch der Schnee nur in geringen Mengen haften bleiben. Der ganze Südbhang des Kilima-Ndscharo bis weit in die Nyktasteppe hinein ist mit zerstreuten Eruptivbildungen von 20 bis 150 Meter Höhe besetzt. In zahlreichen Stufen bauen sich die Abhänge des Gebirges aus ausgeworfenem Material und aus den übereinander geschichteten Lavaströmen auf. Der Nordabhang ist, weil vom Passatwinde nicht bestrichen, trocken, wasserlos und daher unfruchtbar. Für den Plantagenbau kommen also nur der Südwesten, Süden und Südosten in Frage. Auch hier reicht die Steppe sehr nahe an die Basis des Gebirges. Urgestein findet sich am Kilima-Ndscharo nirgends; am Kibo ist das Grundgestein Nephelinbasanit, am Mawenzi Feldspatbasalt. Der Name „Kilimandscharo“ ist nach Dr. H. Meyer eine Suaheli-Bezeichnung und bedeutet „Berg des Geistes Scharo“. Der Geist Scharo ist eine Art afrikanischer Mäbezahl, der auch einen Berg in Bondei bewohnt und diesem gleichfalls den Namen „Kilima-Ndscharo“ gibt, an dessen Fuße die Plantage Lewa liegt, und der auch als Landmarke den Schiffern dient. Die Wadschagga haben übrigens keinen zusammenfassenden Namen für das Gebirge, sondern sie bezeichnen den eisbedeckten Westgipfel mit „Kibo“, d. i. „der Helle“, den eisfreien Ostgipfel mit „Mawenzi“, „der Dunkle“. — Die Besteigung des Kibo kann nicht auf einfachem Wege geschehen. Es gehört zu diesem Unternehmen eine sorgfältige und umfassende alpine Ausrüstung: Eispickel, Seil, Bergschuhe, Alpstock, ein warmes Zelt und ebensolche Decken. Sie nimmt drei Tage in Anspruch, und es müssen zwei Höhenlager in 4000 und 5000 Meter bezogen werden. Da eine fast senkrechte, 70 bis 80 Meter hohe Eiswand den Gipfel des Kibo umschließt, so vermögen nur geübte Alpinisten mit Erfolg an das Unternehmen heranzutreten. Bis heute ist dasselbe nur Dr. H. Meyer und seinem bewährten Alpenführer Purtscheller gelungen. Der schnee- und eisbedeckte Krater des Kibo hat einen Durchmesser von 2000 Meter und ist längst erloschen. —

Lassen wir nun den Blick nach Südwesten schweifen, so treffen wir auf eine nicht minder interessante Berggruppe. Es ist der Meru mit seinen Ausläufern, 15 700 Fuß hoch, in den Konturen dem Besuw gleichend, sechs Tagemärsche von Moschi entfernt. Dieser Gebirgsstock

*) Der Kenia mißt 5600 Meter, der Ruwenzori nach beiläufiger Messung Stanleys 5650 Meter.

ist noch gar nicht erforscht; die Ersteigung des Meru ebenso wie des im Norden vom Kilimandscharo gelegenen Kenia muß günstigeren, aber hoffentlich nicht allzu späten Zeiten vorbehalten bleiben. Zwischen dem Kilimandscharo und Meru dehnt sich, von einzelnen Galleriewäldern durchzogen, in der Ferne in grauen und violetten Tönen erscheinend, die Massai-Steppe aus, begrenzt im Süden von den Vitemabergen, den Landschaften Raha, Aruscha und dem Ugueno-Gebirge. Auch der nördlichere Teil des Zipesees, nach Osten hin die Taita-Ebene mit den gleichnamigen Bergzügen vermögen wir zu erkennen. Aber man muß sehr vom Glück begünstigt sein, wenn die fast das ganze Jahr besonders über der Meru-Gruppe gelagerten Wolkenschleier sich lüften und die imposante Landschaft in ihrem vollen Umfange sichtbar werden soll. Für uns blühte dieses Glück kaum eine Stunde lang und zwar in der Frühe des 22. März von halb vier Uhr bis halb fünf Uhr. Ich mußte all mein zeichnerisches Können und meine volle Kaltblütigkeit aufbieten, um diese seltenen Landschaftsbilder sicher und klar dem Skizzenbuche einzuverleiben. Es gelang mir, das ganze Panorama des Meru in Verbindung mit der Massai-Steppe, den Dschagga-Hügeln, der Herrschaft des Fürsten Mandara, bis herab nach Moschi aufzunehmen.

Die Wadschagga kamen zu uns, teilweise in braune, feinhaarige Felle vom Klippdachs gekleidet, da die kühle Jahreszeit bereits eingetreten war. Ihr einziger Schmuck besteht aus einem blauen Perlenhalsbande und jenen verschiedenartigen Ohrenanhängseln, zumeist Eisenkettchen, wie sie auch von den Massai und Kahaleten getragen werden. Nirgends in Afrika habe ich schönere und kräftigere Menschen gesehen. Ihre Hautfarbe ist ein mattes, ins Graue spielendes Chokoladebraun, das Haupthaar kurz und wollig, das Profil durchaus angenehm, der Mund abweichend vom Negertypus, klein und hübsch geformt. Die Mädchen tragen sich gleich jenen in Raha. Alle zeichneten sich durch ernstes, anständiges Benehmen aus. Obgleich ihnen die Natur sehr vieles bietet, beschäftigen sich die Wadschagga dennoch fleißig mit Ackerbau und Viehzucht, überall finden wir Gemüsegärten, und diese sowie die Viehweide besorgen die Weiber. Verschanzungen und Wasserleitungen durchziehen nach allen Himmelsgegenden die Dschaggaländer, welche, in vierzehn Landschaften eingeteilt, den Kilima-Ndscharo umgeben. Ehemals führten diese Landschaften fast beständig Krieg gegeneinander, indessen haben seit einer kurzen Reihe von Jahren ruhigere Verhältnisse Platz gegriffen, und die Anwesenheit der deutschen Flagge wird viel zur Sicherheit des Landes beitragen. Das Dschaggaland unterhält Beziehungen zu Wapare, Waaruscha, Taveta und Massai-Stämmen; mittelbar über Aruscha sogar nach dem Seeengebiet. Mag das Klima in Moschi selbst auch nicht besonders gesund sein, so sind doch andere Teile des Dschaggalandes zweifellos höchst angenehm, für die Ansiedlung in jeglicher Form geeignet und jetzt schon von handgreiflichem Werte für die deutsche

Kolonisation. Hier sehen wir einmal ausnahmsweise eine Landschaft, die sich auch nach Verzicht Englands für uns brauchbar erweist.

Zur Zeit unserer Ankunft hatte Herr v. Elz, ein Mann von liebenswürdigem Charakter, reicher Afrikaerfahrung und bekannt als vorzüglicher Schütze, ehemals in Diensten der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, die Station Moschi als Chef inne.

Am 22. März, vormittags 10 Uhr, fand die feierliche Übergabe der Station Moschi an v. Wipleben statt, während v. Elz mit uns nach der Küste gehen und in den Verwaltungsdienst eintreten sollte. (Zu-



Sultan Mandara von Moschi. (S. S. 505.)
(Aus Kallenberg „Auf dem Kriegspfad“.)

zwischen sind v. Elz und de la Frémoire von Major v. Wismann für das Seeunternehmen gewonnen worden.)

Nachmittags 4 Uhr begab sich Chef Johannes mit von Elz, von Wipleben und mir zum Sultan Mandara. Der Weg nach seiner Residenz führt quer über eine tiefe Schlucht, auf deren Grund ein armseliges Bächlein, woraus ganz Moschi seinen Wasserbedarf deckt, dahinfließt. Auf der Höhe des jenseitigen Geländes angekommen, betritt man nach Passieren einer schwachen Voma sogleich den Hofraum, in welchem der Kraal Mandaras steht. Es ist ein höchst anspruchsloser

Parterreräum von etwa vierzig Fuß Länge und zwanzig Fuß Breite, welcher sich von den umliegenden Hütten nur durch seine viereckige Form unterscheidet. Mandara baut sich aber jetzt dicht daneben ein kleines Haus europäischer Konstruktion, dessen Dachstuhl zur Zeit unserer Anwesenheit schon aufgerichtet war.

Wir fanden den Schaggasfürsten auf einer sehr großen, mit wollenen Decken belegten Kitanda, von seinen zwei Lieblingsweibern umgeben, ruhend. Ein paar gut dressierte, hübsche Jagdhunde begrüßten uns schweißwedelnd beim Eintritt.

Auf den ersten Blick erkennt man in Mandara (S. Bild S. 504) den bedeutenden Menschen. Sein Alter schätzten wir auf fünfzig Jahre, Baron von der Decken sah ihn als zwanzigjährigen Jüngling im Herbst 1862. Die Züge sind intelligent, die Gestalt von imponierender Größe. Er spricht ruhig, fast leise, aber rasch, und bewies während unserer Unterredung, welche in Mjuahele geführt wurde, viel Schlagfertigkeit. Herr v. Elz, der jahrelang mit ihm intim verkehrte, rühmt denn auch seinen großen Verstand und politischen Scharfsinn; Fragen politischer Natur behandelt er sehr geschickt, und da er den Deutschen aufrichtig zugethan ist, so kann man ihm auf diesem Gebiete Vertrauen schenken. Ich weiß wohl, daß dieses Urteil über Mandara in direktem Gegensatz zu der Schilderung steht, welche Dr. Hans Meyer von ihm gegeben, indessen unsere Eindrücke konnten zu keinem anderen Resultate führen. v. Elz hob besonders den Umstand hervor, daß er nun schon so viele Geschenke von Mandara erhalten habe, ohne sich anders als durch Versprechungen revanchieren zu können, und daß trotzdem sein Benehmen ein immer gleichmäßig liebenswürdiges geblieben sei. Der Sultan empfing uns freundlich, obwohl ihm die Gicht sichtbar Schmerzen verursachte. Johannes stellte ihm den neuen Stationschef vor, während v. Elz sich verabschiedete. Solange die beiden Chefs sich mit Mandara unterhielten, zeichnete ich ihn in mein Skizzenbuch, woran er keinen Anstoß nahm. Der Sultan sprach noch den Wunsch aus, zu den Gewehren, welche ihm von unserem Kaiser gespendet worden waren, neue Patronen zu empfangen. An der Wand erblickte ich den aus gleicher Hand geschenkten Revolver, welcher indessen am Kilima-Ndscharo ein thatenloses Dasein führte. Nachdem noch unsere Gespräche mit den Massai des Langen und Breiten erörtert worden waren, nahmen wir von Mandara herzlichen Abschied.

An Herrn Dr. theol. Warneck.

Zanzibar, 22. Juni 1892.

Ich lese eben zufällig ein deutsches protestantisches Blatt, in welchem ein gewisser Warneck bereits im Anfang Mai zu beweisen sucht, die Katholiken seien es gewesen, welche den Krieg in Uganda entfacht hätten.

Ich vermute, daß dieser Warneck derselbe ist, den Sie vor länger als einem Jahre so gründlich abfertigten, als er gegen die katholischen Missionäre loszog. Ich will auch in diesem Falle es Ihnen und den Thatsachen überlassen, Herrn Warneck zu berichtigen; ich habe nicht Zeit, mich mit ihm zu befassen. (Wir haben dem Herrn unsere Meinung schon gesagt. Die Red.) Nur Eines kann ich nicht mit Stillschweigen übergehen. Herr Warneck zieht meinen verehrten Superior, den sel. Pater Horner, in die Sache hinein und unterschiebt ihm Dinge, die ich nach meinem Wissen und in vollster Kenntnis der Sachlage als unrichtig erklären muß. Herr Warneck macht es nämlich den Weißen Vätern zum Vorwurf, daß sie überhaupt nach Uganda gegangen seien, wo die Protestanten sich kurz vor ihnen niedergelassen hatten. Herr Warneck schreibt nämlich Folgendes:

„Man hatte evangelischerseits, um solche Stürme (wie in Uganda) zu vermeiden und schieblich, friedlich neben einander zu arbeiten, mit dem Ehrw. Pater Horner in Bagamoyo die Übereinkunft getroffen, sich gegenseitig keine Konkurrenz zu machen und sich nicht dort niederzulassen, wo bereits die Mission der anderen christlichen Konfession Fuß gefaßt habe.“

Das alles ist eine pure Dichtung. Eine solche Übereinkunft hat weder mündlich noch schriftlich je bestanden. Der beste Beweis liegt wohl darin, daß die englischen Protestanten und dann die deutschen Protestanten sich in Zanzibar niederließen, lange nachdem bereits katholische Missionen hier bestanden und nach der angeblichen Übereinkunft. Wenn aber diese Übereinkunft in Zanzibar von den Protestanten nicht beachtet wurde, mit welchem Rechte fordert dann Herr Warneck, daß sie in dem fernem Uganda von den Katholiken gehalten werden sollte?

Ich will die Thatsachen richtig stellen, in der Hoffnung, daß Herr Warneck sich dann verpflichtet sieht, dasselbe zu thun. (Da verlangt unser Herr Korrespondent zu viel von dem Mann; wir haben Herrn Warneck vor Monaten der offensbaren Fälschung überwiesen, er kann es aber anscheinend sehr gut mit seiner Ehre und mit seinem Stande vereinbaren, daß er nichts berichtet. Die Red.) Der anglikanische Bischof Mackenzie kam, als er am Nyassasee nichts ausgerichtet hatte, vor Jahren nach Zanzibar. Bevor er sich hier aber niederließ, fragte er meinen damaligen Oberen, den hochw. Pater Horner, ob dieser nichts dagegen einzuwenden hätte. Er versprach dabei, gute Freundschaft zu halten. Pater Horner erwiderte ihm, daß er absolut nichts gegen Mackenzies Niederlassung einzuwenden habe. Was konnte er auch anderes antworten, wie hätte er den englischen Bischof hindern können, sein Vorhaben auszuführen? Überdies war Pater Horner ein sehr toleranter Mann, an dem sich Herr Warneck ein Muster nehmen könnte.

Ein Übereinkommen, wie das von Warneck behauptete, ist niemals in Frage gewesen. Die Protestanten ließen sich nach und neben den Katholiken in Zanzibar nieder, gerade wie es in Uganda ebenfalls geschehen ist. Pater Horner hätte ein solches Abkommen aber auch nicht abschließen können, denn es widerspricht dem Geiste der katholischen Kirche. Die katholische Kirche heißt katholisch, allgemein, weil sie alle Nationen im Auge hat, alle umschließt oder doch danach streben soll, alle an sich zu ziehen. Wollte ein katholischer Missionar freiwillig ein bestimmtes Gebiet an eine andere Konfession überlassen, so würde er sich sehr schwer verjündigen und dem Irrglauben in die Hände arbeiten. Schon aus diesem unbestreitbaren Grunde geht klar und deutlich hervor, daß das fragliche Abkommen zwischen den englischen Protestanten und Pater Horner eine Erfindung ist, offenbar dazu gemacht, die Katholiken in Uganda zu verdächtigen. Eigentümlicherweise ist dies Übereinkommen erst in ganz neuester Zeit aufgetaucht, obwohl es doch älteren Datums sein müßte. Vielleicht kann Herr Warneck Auskunft geben über dessen Ursprung.

Überaus komisch berührt es, wenn Herr Warneck in demselben Artikel, in welchem er seinen Lesern solche Ungereimtheiten vorsetzt, sich als einen „gründlichen Kenner der afrikanischen Zustände“ aufspielt und sich folgenden Satz leistet: „Es wird heute vielfach ein verkehrtes Urteil in diesen Fragen gefällt, weil man mit den Thatsachen entweder gar nicht oder nur sehr unvollkommen vertraut ist.“

Ganz recht, Herr Warneck, dies Urteil ist das einzige, was wir in Ihrem Reichsboten-Artikel als zutreffend anerkennen, und dies Urteil richtet sich in erster Linie gegen — Sie selbst.

Pater Aker.

Herr Dr. theol. Warneck, der genaue Afrika-Kenner, die viel selbstgepriesene Autorität auf dem Gebiete des Missionswesens, hat jetzt das Wort.

Die Redaktion.

Mannigfaltiges.

Die Süd-Expedition in Kamerun. Dem in Nr. 15 des „Deutschen Kolonialblattes“ enthaltenen Berichte des Führers der Süd-Expedition in Kamerun, Kompagnieführers à la suite der Kaiserlichen Schutztruppe Kamfay, entnehmen wir folgendes: Der Marsch über Ibia nach Mangambe verlief ohne bemerkenswerten Zwischenfall. Der Weg ist im allgemeinen gut; er führt durch dichten Urwald, der nur durch die Dörfer und die dazu gehörigen Anpflanzungen unterbrochen wird. Zahlreiche über den Weg gefallene Baumstämme erschweren stellenweise das Vorwärtstommen. Besonders war dies der Fall, wo die Eingeborenen zu neuen Anpflanzungen Rodungen vorgenommen hatten; an solchen Stellen hatten die Träger eine schwere Arbeit. In dem Walde sollen Elephanten sehr zahlreich sein. Ich glaube aber nicht, daß die Eingeborenen bei ihrer

Furchtsamkeit welche erlegen. Mangambe ist eine reich bevölkerte Gegend. Auf dem nördlichen Ufer des Sannagastromes fand ich Ansiedelungen eine halbe Stunde vom Flusse entfernt. Hier nannten sich die Leute zum ersten Male Befot (Bafoko). Auf die Frage, warum sie nicht an die Küste gingen, antworteten sie, daß sie von den weiter westlich wohnenden Leuten gewaltsam daran gehindert würden. Der Sannaga, der hier an der Fähre ungefähr 250 Meter breit ist, ist flussaufwärts und abwärts nicht schiffbar. Wenn der Weg von Idia nach Balinga gebaut wird, müßte hier ein gutes Fährboot stationiert werden. Leider erkrankte kurz vor dem Weitermarsch der Unteroffizier Gansow so heftig, daß er zurückgelassen werden mußte. Am 5. März brach ich mit 224 Personen auf und bin, im allgemeinen der Morgenschen Route folgend, am 17. März in Balinga mit 209 Personen angekommen. Der Marsch führte in den ersten Tagen in dichtem Urwald, in dem wir zahlreiche Elefantenspuren fanden, unmittelbar am Sannaga entlang; die Ortschaften waren verlassen, und nur in einzelnen Fällen gelang es mir durch vier Balingaleute, die seit der Morgenschen Expedition an der Küste waren, und die jetzt mit mir gingen und mir als Führer und Dolmetscher ausgezeichnete Dienste leisteten, mit den Eingeborenen in Verbindung zu treten. Infolgedessen war die Verpflegung ziemlich mangelhaft. Die Lagerplätze waren: am 5. März Songo, am 6. Dungen, am 7. Beimbibi (Dogodje der Morgenschen Karte), am 8. Dungen, am 9. Makembe. Hier waren die Eingeborenen an einer Stelle, wo große Felsblöcke von einem zum anderen Ufer des Flusses einen Übergang ermöglichten, auf das südliche Ufer des Sannaga geschlüpft. Ein Balinga, der an den Fluß gegangen war und die Leute aufforderte, ohne Furcht in das Lager zu kommen und Lebensmittel zum Verkauf zu bringen, wurde von den Eingeborenen herübergelockt, gefangen und ist ohne jeden Grund ermordet worden. Am 10. März kamen wir nach einem für meine Leute anstrengenden Marsche in die stark bevölkerte und vorzüglich angebaute Landschaft Lukumessan; auch hier waren die Eingeborenen im Begriff, die Flucht zu ergreifen, blieben jedoch, als ich mit dem kleinen, beweglichen und ganz verständigen Häuptling Snogassi, in dessen Dorf ich Lager bezog, ruhig gesprochen und ihnen gut zuredete hatte. Allmählich kamen auch die Weiber und Kinder zurück, und wir konnten ziemlich reichlich Lebensmittel einkaufen. Ich mußte hier einen unfreiwilligen Ruhetag machen, da auf dem letzten Marsche mehrere Leute mit ihren Lasten liegen geblieben waren und erst am Ruhetage im Lager ankamen. Am 12. März verließen wir den Fluß und kamen in eine Gebirgslandschaft. Viele Lukumessan-Leute begleiteten uns bis zu dem nächsten Lagerplatz Salukung (Salun der Morgenschen Karte), bei dem wir den höchsten Punkt der ganzen Tour erreichten. Die Eingeborenen standen auf den rings herum liegenden Höhen und Abhängen und baten schon von weitem um Frieden; die Herren Kessel und Weiler von der ersten Handelsexpedition hatten hier mit den sehr diebischen Leuten Streitigkeiten gehabt. Diese Landschaft Salukung und die Landschaft Salobogo (Janobo nach der Morgenschen Karte), die wir am 13. März durchzogen, sind außerordentlich stark bevölkert und vorzüglich angebaut. Die Anpflanzungen bedecken alle Hügel bis zu den höchsten Spitzen hinauf. Die Leute machen aber einen sehr schlechten, habgierigen und hinterlistigen Eindruck.

Diözesan-Verein Paderborn.

Im Monat Juli cr. sind eingegangen aus: Magdeburg-Neustadt 152 M. 50 Pfg., Henglar 2 M., Kirchhunden 189 M. 70 Pfg., Dekanat Paderborn (Kirchenkollekte) 192 M., Sövelhof 15 M., Paderborn 2 M., Körbele o. d. Möhne 6 M. 50 Pfg., Arolsen 3 M., Geiese 103 M., Paderborn 5 M., Stendal 20 M., Eiserfeld 40 M., Berlar 5 M. Zusammen 735 M. 70 Pfg.
Paderborn, den 1. August 1892. Der Schatzmeister F. Dike.

Bei der Redaktion eingegangene milde Gaben.

1. Für den Afrika-Verein: Von der Exped. des Westpr. Vbl. 22 M. 20 Pfg.
2. Für die Väter vom hl. Geiste: (Station Windthorst): Ung., für 20 hl. Messen pro + Ida eiusque marito 20 M. — Ung., für ein Heidenkind, Josef oder Maria 21 M. — Jos. Habeler, Düsseldorf 50 Pfg. — M. S., Charlottenburg 20 M. 5 Pfg. — Det. Schneider, Stuttgart 3 M. — Bauer, Weckay 50 Pfg. Zusammen 65 M. 5 Pfg.
3. Für Par-es-Salaam: Aug. Ehler, Wornsditt, 3 M.

Durch unsern Agenten Jos. Rogel in Stolberg bei Aachen gingen ein:

1. Für die Weißen Väter: Von Fr. W., Hammer, 1 Messe zu Ehren der Mutter Gottes 1 M. Von Fr. B., Hammer, 1 Messe zu Ehren der Mutter Gottes 1 M. Von Ung. 1 Messe zu Ehren des hl. Josef 1 M. Von Ung. 2 Messen zu Ehren der hl. Mutter Gottes in bes. Anliegen 2 M. Von Frau K., Coquerillstr., 1 Messe zu Ehren des hl. Josef 1 M., 1 Messe zu Ehren d. r. hl. Mutter Gottes 1 M., 1 Messe zu Ehren der hl. Margaretha 1 M., 1 Messe zu Ehren des hl. Leonard 1 M. Von Köhl, Coquerillstr., 2 Messen zu Ehren des hl. Josefs 2 M. und 2 Messen für bestimmte Abgestorbene 2 M. Von Ung. 1 Messe zu Ehren der Geburt Christi 1 M., 1 Messe zu Ehren des hl. Josefs 1 M., 1 Messe in besond. Anliegen 1 M. Frau Cr., Mühle, 2 Messen in bes. Meinung 2 M. Jaf. Moriz 2 Messen zu Ehren der hl. Mutter Gottes 2 M., 1 Messe zu Ehren der hl. Apollonia 1 M., 1 Messe zu Ehren des hl. Josefs 1 M., 1 Messe in besond. Anliegen 1 M. J. Breuer, Schart, 1 Messe für einen best. Abgestorb. 1 M. C. J. J., Stolberg, 2 Messen für verstorb. Angehörige 2 M. Jaf. Sauer 1 Messe in bestimmter Meinung 1 M. Frau Kampfs, 1 Messe zu Ehren der hl. Mutter Gottes 1 M. Frau C., 1 Messe in besond. Anliegen 1 M. Frau K., Stielsgasse, 3 Messen für best. Abgestorbene 3 M., 1 Messe für das Messenbündnis 1 M. Fr. P., 5 Messen für best. Abgestorbene. 2. Für die Mission Windthorst: Frau L., Münsterbusch, 1 Messe für best. Abgestorbene 1 M., 1 Messe zu Ehren des hl. Josefs 1 M. Ung., Lammersdorf, 10 Messen für best. Abgestorbene 10 M. und 2 Messen in besond. Meinung 2 M. Frau S., Krone, 1 Messe in besond. Meinung 1 M. Frau Crombach, Hamm, 1 Messe zu Ehren der Mutter Gottes 1 M. Frau Keischgens, Hamm, 1 Messe zu Ehren der Mutter Gottes 1 M. Friedr. Wolff, Rogelshäuser, 1 Messe in bes. Meinung 1 M. Haas 1 Messe 1 M. Jaf. Moriz 2 Messen zum Troste der armen Seelen 2 M. und 2 Messen zu Ehren der hl. Mutter Gottes 2 M. und 1 Messe für eine best. Abgestorbene 1 M. Frau Janien, Schneidmühle, 1 Messe in bes. Meinung 1 M. Frau Hermanns, Münsterbusch, 10 Messen für den verstorb. Mann 10 M. H. Schönen 1 Messe in bes. Meinung 1 M. Thevisen, Kohlbusch, 1 Messe zu Ehren der Mutter Gottes 1 M. und 1 Messe zu Ehren des hl. Antonius 1 M. Frau Crombach, 1 Messe zu Ehren unserer lieben Frau vom hl. Herzen 1 M. Frau Haas, 1 Messe in besond. Meinung 1 M. Frau S., Kette, 30 Messen für die lebende und verstorb. Familie 30 M. Fr. H. Schart, 1 Messe zu Ehren des hl. Josefs 1 M. und 1 Messe für die verst. Eltern 1 M. Frau W., Hammerfeld, 1 Messe für die verst. Schwester 1 M. Frau H., Hammerfeld, 1 Messe zu Ehren des hl. Josefs

1 M. Jaf. Moriz, 1 Messe zu Ehren der hl. Mutter Gottes 1 M., 1 Messe zu Ehren aller lieben Heiligen Gottes 1 M., 1 Messe für best. Abgestorbene 1 M. Frau L., Klatzerstr., 1 Messe für den verstorb. Mann 1 M. Zimmermann, Bicht, 3 Messen für die Verstorbenen 3 M. Frau Esser 3 Messen für den verstorb. Mann 3 M. Ung., Coqueritstr., 3 Messen für best. Abgestorbene 3 M. Ung., Hammerfeld, 2 Messen für best. Abgestorbene 2 M. Hübener 1 Messe 1 M. Scholl, Birtengang, 1 Messe in best. Meinung 1 M. Frau B., Kette, 3 Messen für best. Abgestorbene 3 M. Frau D., Rogelshäuser, 2 Messen für best. Abgestorbene 2 M. Frau S., Dammgasse, 1 Messe zu Ehren des hl. Josefs 1 M., 1 Messe zu Ehren der Mutter von der immerwährenden Hilfe 1 M., 1 Messe für best. Abgestorbene 1 M. Frau Scheeren, Stich, 2 Messen zu Ehren der Mutter Gottes 2 M. und 1 Messe für die verstorb. Eltern 1 M. Frau Klubberg 2 Messen für die armen Seelen 2 M. und 2 Messen zu Ehren der Mutter Gottes 2 M. Frau M., Münsterbusch, 1 Messe zu Ehren der hl. Mutter Gottes 1 M. und 2 Messen für die Verstorbenen 2 M. Frau Weidmann, 2 Messen für best. Abgestorbene 2 M. A. Sch., 1 Messe für die Abgestorbenen 1 M., 1 Messe zu Ehren der hl. Mutter Gottes 1 M. Zusammen 150 M.

Letzte Nachrichten vom Kilima-Ndscharo.

Kilima, 28. Juni 1892.

Seit einiger Zeit wird's ungemütlich, die Gemüter sind erhitzt, überall Krieg. Ein deutscher Offizier (Herr von Elz) hatte sich bei Mandara, dem großen Häuptling, niedergelassen. Sie vertrugen sich gut und das Land war ruhig. Herr von Elz ist fortgegangen, ich weiß nicht warum, der Mandara ist gestorben, und die Deutschen haben seinen Sohn Meli verlassen, wahrscheinlich weil sie ihm, einem jungen Burschen von kaum 17 Jahren, keine Bedeutung beimäßen. Sie sind zu dem Häuptling Mareale gezogen und haben zu ihm gesagt: Mareale, verlaß Deine Hütte und gehe anderswo hin. Mareale ist denn auch eine Strecke weitergezogen. Es giebt da aber eine englische Mission; und die Deutschen haben ihre Hütten in Maruum (Marungu) zwischen der englischen Mission und Mareales neuer Wohnung gebaut.

Alles ging recht gut. Neulich begaben sich nun zwei deutsche Soldaten zu Meli, dem Sohne Mandaras. Sie kamen durch das Gebiet des Sultans Tignati. Dort begegneten sie zwei Kindern, welche Pataten trugen. Die Soldaten wollten sich der Pataten bemächtigen, die Kinder fingen an zu schreien, es gab einen Auflauf und die Leute des Sultans kamen herbei. Die deutschen Soldaten wollten Widerstand leisten; kurz, einer von ihnen wurde getötet, der andere rettete sich durch die Flucht. Das geschah kaum zehn Kilometer von Melis Residenz.

Natürlich machte der entkommene Soldat Bericht. Sofort wurden Verhandlungen eingeleitet mit Tignati. Herr v. Bülow war abwesend. Tignati brachte Herrn Wolfrum zehn Ochsen und einen Elefantenzahn. Dieser nahm an, wollte aber der Entscheidung v. Bülows nicht vorgehen. Wir glaubten, die Sache sei im Reinen.

Einige Zeit darauf ging Dheringo, der Akida (erste Minister) Melis, zu den Deutschen, um seine Flinte gegen eine solche, wie die Deutschen sie haben, einzutauschen. Die Deutschen nahmen Dheringo fest und sperren ihn ein. Dies erklärt sich daraus, daß Meli kurz vorher die von Deutschen erhaltene Fahne zerrissen hatte. Es ist unbegreiflich, wie sein Minister unter solchen Umständen so vertrauensselig zu den Deutschen gehen konnte. Dheringo versuchte zu fliehen, wurde aber dabei erschossen. Meli erfuhr es und sagte vorerst nichts, sann aber auf Rache.

Inzwischen kam Herr v. Bülow zurück. Tignati aber, der gesehen hatte, wie Dheringo sein Leben verlor, fürchtete sich zu kommen. v. Bülow sandte ihm eine deutsche Fahne mit dem Auftrage, sie zu hissen und zu kommen, um sich Verzeihung zu erbitten. Tignati, immer noch in Furcht, sandte seinen Akida, dieser verständigte sich mit Herrn v. Bülow, nahm die Flagge an und ging befriedigt heim.

Aber Meli, Mandaras Sohn, sagte: „Wir machen Krieg gegen die Deutschen; warum haben sie meinen Akida getötet? Ich will nicht, daß Tignati die deutsche Flagge nimmt.“ Und er schickte ihm Leute, welche die Flagge in Stücke reißen sollten. Tignati, erschreckt, berieth sich mit den Oberen unserer Mission. „Glaubst Du,“ fragte er den Vater, „daß v. Bülow als Genugthuung für die Beschimpfung der deutschen Flagge zwei Elefantenzähne und zehn Ochsen annehmen wird“. Der Vater forderte ihn auf, zu Herrn v. Bülow zu gehen, in der Hoffnung, daß dieser Tignati wenigstens verzeihen werde. v. Bülow weigerte sich. Er war nicht böse auf Tignati, aber um so mehr auf Meli, innerhalb zehn Tagen werde er diesen angreifen, erklärte er. Die Deutschen hatten aber nur ungefähr 100 Mann und Melis Land, wenn es auch nur klein ist, besitzt viele streitbare Männer. Zwei Tage lang hat man gekämpft, v. Bülow und Wolfram sind tot, viele Deutsche fielen noch auf der Flucht.

Mareale, Meli, Tignati, alle die großen Sultans am Kilima-Ndscharo haben viele Schnellfeuergewehre.

Zwei Tage nach der Niederlage der Deutschen rief Meli den Sultan Jumba von Kilima. „Warum hast Du im Kampfe gegen die Deutschen nicht geholfen?“

„Ich führe keinen Krieg,“ entgegnete Jumba.

„Gut so bezahlst Du für die Toten und gibst mir 300 Ochsen und 300 Ziegen.“

Jumba wollte sich aber nur zu 30 Ochsen verstehen. Nimmt Meli diese nicht an, sagte er zu P. Gommenginger, so giebt's Krieg, und dann kannst Du nicht hier bleiben. Halte Dich also bereit.

Und wieder ging Jumba zu Meli. „Warum duldest Du die Weißen bei Dir?“ fragte dieser. „Es sind doch Deutsche; die sollst Du vertreiben.“

„Aber Du hast ja selbst Weiße bei Dir,“ antwortete Zumba. „Warum schickst Du sie nicht auch fort?“

„Die Weißen, die ich bei mir habe (englische Missionäre), unterrichten mein Volk und pflegen die Kranken.“

„Die Meinen thun dasselbe, und deshalb behalte ich sie,“ antwortete Zumba.

Meli wußte nichts dagegen zu sagen als: „Ich will aber nicht, daß Deine Weißen Briefe von den Deutschen erhalten.“ Er nahm den Tribut von Zumba und scheint ihn, wie auch die katholische Mission in Ruhe lassen zu wollen. Er schickte nun seine Leute sofort zu dem Sultan Mareale mit der Forderung, Mareale solle ihm alles ausliefern, was die Deutschen in den verlassenen Stationen zurückgelassen hätten. Mareale weigerte sich; er trage vor den Deutschen die Verantwortung für die Sachen, sagte er.

Meli erklärte ihm den Krieg, den Mareale annahm. Dieser sandte das Eigentum der Deutschen, sowie seine Frauen und Kinder nach Drumbo zu dem Sultan Kinapo, zwei Tagemärsche weiter nördlich. — So stehen die Dinge.

Meli ist ein junger Brausekopf, genießt aber dank des Ansehens seines verstorbenen Vaters großen Einfluß. Er hat viele Leute verloren in dem Kampfe, aber trotzdem sind ihm die meisten kleinen Sultane und Häuptlinge am Kilima-Ndscharo mehr oder weniger unterthan. Sina, welcher anfangs mit Herrin v. Bülow hielt, hat sich hernach Meli unterworfen und ihm als Tribut 300 Ochsen geliefert.

Ob 1000 Mann genügen werden, um die Herrschaft der Deutschen wieder herzustellen? Man kann gelinden Zweifel darein setzen. Möge der liebe Gott unsere Missionäre beschützen. E.

Dem Gebete der Missionare und ihrer Zöglinge
empfehlen wir alle uns angemeldeten frommen Anliegen, sowie die Seelen der Verstorbenen aus unserem Leserkreise.

Briefkasten der Redaktion.

Wiederholt gehen dem Herausgeber Gaben für Kamerun oder die Patres Pallottiner zu von Ungenannten. Da alle für diese Kongregation eingehenden Gaben per Brief quittiert werden unter Beifügung von Aufnahmeschein und Medaille, so bitten wir, doch stets genaue Adresse anzugeben. Deshalb können wir doch Verschwiegenheit wahren. In letzter Zeit gingen uns wiederholt Paramente und Kirchenwäsche zu, für welche der Obere der Pallottiner ganz besonders danken läßt. Es fehlt ja so vieles, wenn man ganz neue Anstalten einrichten muß. Paramentenvereine werden freundlichst gebeten, gütige Hilfe zu leisten.

(Schluß der Redaktion am 11. August.)

Verantwortlicher Redakteur: W. Selmes in Münster i. W. — Druck und Verlag von H. Riffarth in W. Gladbach.

Gott will es!

Die Religion der Neger in Afrika.

VI.

Die Kaffern-Neger (Fortsetzung): Die Betschuanen — Vorbemerkung — Gottesidee: Gottesnamen und religiöse Sagen.

Im Innern von Südafrika, westlich von den Zulusstämmen und östlich von der Kalahari-Wüste wohnt die zweite große Kaffernfamilie, die der Betschuanen. Zu diesen gehören zahlreiche Stämme, wie die Basuto, Barolong, Bakuenas u. v. a. Wir dürfen aber nicht denken, daß die Betschuanen ein bestimmtes, abgegrenztes Terrain bewohnen, sie wohnen vielmehr größtenteils zerstreut in den weiten, ihnen von den Europäern entrissenen Ländern: im Oranje-Freistaat (Republik der Boeren), in Transvaal (von den Engländern den Boeren entrissen); auf britischem Gebiet finden wir ferner die Basuto, westlich von der Kolonie Natal; nördlich vom Oranjesfluß, ebenfalls auf britischem Gebiet, die Stämme der Barolong, Bakuenas, Baharotse u. a. — Die Betschuanen treiben meist Viehzucht und sind im Ganzen ein ruhiges, friedliches Volk, zeigen nicht jene kriegerische Natur, jenen wilden und grausamen Charakter, wie ihre östlichen Stammesbrüder, die Zulu und Matabelen. Man sollte daher erwarten, bei den Betschuanen eine höhere Kultur, eine bessere Vorstellung von Gott, ein besseres sittliches Verhalten zu finden. Aber dies ist keineswegs der Fall: für göttliche und übersinnliche Dinge zeigt der Betschuane durchaus keinen Sinn und kein Verständnis, in fast tierischer Stumpfheit schleppt er sein armseliges Dasein hin.

Diese Erscheinung ist aber durchaus erklärlich: Zwei Jahrhunderte lang sind die Betschuanen wie die andern Eingeborenen Südafrikas von den „christlichen“ Erobern grausam geknechtet und wie Sklaven behandelt; außer einigen Stämmen im Norden am Ngami-See, wie die Bamangwato, haben alle Betschuanen ihre Selbstständigkeit verloren und arbeiten als Hörige oder Pächter im Dienste ihrer weißen Herren. Die Engländer behandeln die untergebenen Schwarzen jetzt im Ganzen milder und humaner und gewähren ihnen auch mehr Freiheit und selbst bürgerliche Rechte, nicht aber so die Boeren, welche gegen die armen Schwarzen dieselbe Härte und Grausamkeit zeigen wie früher, sie nur als Lasttier betrachten, die nur dazu da sind, um sich im Dienste ihrer tyrannischen Herrscher abzuquälen. — Als eine kleine Illustration hierzu mag eine Begebenheit dienen, die uns der Missionar P. Delplace

aus dem Oranje-Freistaat erzählt. Ein mit seiner Herde durchziehender Boer kam zur Station dieses Paters und verlangte Wasser. Als der Pater erwiderte, sein Brunnen sei vertrocknet, sagte der Boer barsch: „Da ist ja Wasser“. „Freilich,“ gab der Pater zur Antwort, „aber es gehört nicht mir, sondern den Kaffern und ich werde nicht dulden, daß ihnen ein Unrecht geschieht.“ — „Was“ schrie der Boer, „es soll Wasser geben für diese elenden Kreaturen und keines für einen Menschen?“ Als der Pater nun entgegnete, auch der Kaffer sei ein Mensch, zog jener scheltend und fluchend fort. *) —

Diese Jahrhunderte hindurch fortgesetzte lieblose und grausame Behandlung hat auf das religiöse Gemüt und den sittlichen Charakter des Kaffern einen unseligen Einfluß ausgeübt. Wie alle Neger sind besonders auch die Kaffern in Sinnlichkeit versunken, suchen im sinnlichen Genuß ihre einzige und höchste Seligkeit und halten jede Störung erblicken sie nicht das Walten der göttlichen Vorsehung, die gerade hierin ihre Liebe gegen die Menschen bekundet, sondern schon darin nur die Strafe der zürnenden Gottheit. Und so ist nach Ansicht der Buschmänner Gott schuld an all dem Unglück und Elend, das die fremden Eroberer über sie gebracht haben; in all diesen Leiden und Drangsalen erblicken sie den Ausbruch des göttlichen Zornes und Hasses. Ebenso trägt Gott die Schuld an Krankheiten und Seuchen, an Mißernte, langer Dürre, Übersutungen u. dgl., wodurch er die Menschen straft, und darum sieht man nicht mit Liebe, sondern nur mit Furcht und Grauen zu ihm auf. Der Reisende Chapmann sah 1854 zur Zeit eines Erdbebens bei den Bakwena, wie auf einmal „alle Weiber mit Keulen und Hauen auf der Straße erschienen, um nach dem Himmel hinauf zu drohen und Gott unter den schrecklichsten Ausrufen zu fluchen. Derselbe sah auch, wie Bamangwato-Frauen, die ein Maisfeld abernteten, bei einem Gewitter mit erhobenen Hauen scheltend „Morimo! Morimo!“ ge'n Himmel schrieen, weil sie von Morimo in der Arbeit gestört wurden.**)“ Und so ist der Geist dieser unglücklichen Neger so umnachtet, daß sie Gott nicht wie die nördlichen Bantuneger für einen guten, sondern für einen bösen Geist halten, von dem sie nichts Gutes, sondern nur Böses zu erwarten haben. Als ein Missionar einen Kaffernhäuptling auf die Güte und Barmherzigkeit Gottes hinwies, wurde dieser unwillig und erwiderte erregt: „Wollt ihr von einem guten Gott reden, so gebet ihm einen Namen aus eurer Sprache, aber saget nicht, daß unser Gott Molimo gut sei.“ ***)

Wohl bei keinem Negervolk tritt das Gefühl der Gottverlassenheit so stark hervor, wie bei den Betschuanen; Gott verläßt die Neger, er haßt und verfolgt sie mit seinen Strafen — das ist die Vorstellung,

*) Kathol. Miss. 1890, 9, S. 197.

**) Schneider a. a. D. S. 71.

***) Schneider a. a. D. S. 74.

welche sich diese Negerstämme von Gott machen. Diese Wahnvorstellung hat aber diese armen Schwarzen allmählich zu einem völligen religiösen Indifferentismus geführt, hat jenen Stumpfsinn in ihnen erzeugt, dem fast alles Gefühl für Sittlichkeit abhanden gekommen ist; ja viele von diesen Unglücklichen sind, wie sie wenigstens behaupten, dahin gekommen, daß sie nicht mehr an das Dasein eines göttlichen Wesens glauben. Und so müssen die Missionare zu ihrem Schmerz gestehen: „den alten Kaffern hier von Gott, von einer Seele und von der Ewigkeit sprechen, heißt durchweg tauben Ohren predigen. Schon oft habe ich den Versuch gemacht; nie konnte ich auch nur das geringste sichere Zeichen wahrnehmen, daß meine Worte irgend welchen Eindruck gemacht hätten.“ *) So P. Delplace. Und sein Genosse P. Temming schreibt über dieselben Betschuanen: „Sie sagten einem ganz offen ins Gesicht: ‚Es gibt keinen Gott;‘ ‚Re ipopilo‘, d. h. wir haben uns selbst gemacht . . . Die Jüngeren dagegen, nachdem sie unterrichtet und überzeugt waren, sagten mir oft, daß auch die Alten sehr wohl an Gott glauben. Wenn sie am Abend krank sind, jagte mir einmal einer, dann rufen sie: Gott kann mir helfen! Fühlen sie aber am nächsten Morgen sich wieder wohl, dann sprechen sie wieder Gotteslästerungen aus und sagen: Es gibt keinen Gott.“ **)

Als heilige Namen finden wir, wie schon erwähnt, bei den Betschuanen die Namen Molimo, Morimo, Modimo, was soviel heißt, wie ‚der da oben‘ (mo bezeichnet die Einzahl; imo = oben). Somit scheint man ursprünglich mit diesen Benennungen das höchste Wesen bezeichnet zu haben, welches seinen Wohnsitz im Himmel habe. Diese Vorstellung ist noch nicht ganz geschwunden: zuweilen bemerken die Missionare, wie diese Schwarzen beim Aussprechen jener heiligen Namen zum Himmel ausblicken, oder wie sie, gefragt, wo Gott, der Schöpfer der Menschen und aller Dinge, wohne, nach oben zeigen. Im Ganzen haben die Betschuanen die Bedeutung jener Gottesnamen verloren; sie haben die Namen bewahrt, verstehen aber meistens ihren Sinn nicht: die Namen Modimo, Morimo gibt der Betschuane oft jedem beliebigen Gegenstande, jeder ihm auffallenden Erscheinung, der seine Phantasie eine geheimnisvolle, übernatürliche Kraft beilegt. So ist ihm jeder große Fluß Modimo, jedes große Gebirge ist Modimo, die Trommel ist Modimo. ***)

Diese Gottesnamen, deren Bedeutung die Betschuanen-Neger meistens nicht mehr verstehen, lassen unzweifelhaft erkennen, daß die Vorfäter dieser Neger einen besseren Gottesbegriff hatten; deutlicher noch geht dies aus den Sagen hervor, von denen sich bei den Betschuanen-Stämmen einige dürftige Reste erhalten haben. Die ersten Menschen, erzählt die Sage, sind aus einem Rohrdickicht hervorgegangen. Der Tod aber ist also über die Menschen gekommen: Gott schickte einen

*) Kathol. Miss. 1890, 9, S. 198.

**) Kathol. Miss. 1890, 9, S. 198.

***) Schneider a. a. D. S. 73.

Boten an die Menschen mit der Nachricht, daß sie sterben, aber wieder auferstehen würden. Dieser Götterbote war aber ein Feind der Menschen und darum sprach er zu ihnen: „Gott verkündet euch, ihr werdet sterben und nicht auferstehen.“ Zu ihrem Unglück glaubten die Menschen dem Lügner und fielen so dem Tode anheim. — Hier findet man einen dunklen Anklang an die Erzählung der hl. Schrift, wie der Teufel zu den ersten Menschen spricht: „Ihr werdet nicht sterben sondern sein wie Gott“ — und durch diese Lüge das Gesetz des Todes über alle Menschen und alles irdische Leben gebracht hat. — Eine Sage bei den Basuto erzählt, wie Hubeane, Sohn des Gottes Modimo, die Menschen aus einem Sumpfe habe hervorgehen lassen; hierüber stolz geworden, habe er sich gegen seinen Vater empört. Eine andere Sage nennt Hubeane den Sohn eines Weibes; während alle Menschen von einem Ungeheuer verschlungen wurden, blieb Hubeane allein mit seiner Mutter verschont. Hubeane aber läßt sich, um jene zu befreien, ebenfalls von dem Ungeheuer verschlingen, bohrt dann mit einem Messer ein Loch in dessen Bauch und schlüpft nun mit allen Menschen, die früher verschlungen waren, heraus.* — In Hubeane wird man an den biblischen Adam erinnert, welcher, vom Teufel verführt, sich gegen Gott empört und ihm ungehorsam wird; ferner erinnert die Sage an Noah, welcher sich und seine Familie in die Arche rettet, während alle übrigen Menschen und Tiere in der Sündflut unterkommen.

(Fortsetzung folgt.)

Aktenstücke über Uganda.

In Nachstehendem geben wir eine Anzahl noch nicht mitgeteilter Schriftstücke, aus denen sich der Leser ein Bild von den Zuständen machen kann, welche in Uganda seit 2 Jahren herrschten.

Wir beginnen mit Auszügen aus dem Tagebuche der Mission von Rubaga.

15. Mai 1890. Jackson hat soeben Uganda verlassen und läßt als Ersatz und als Stellvertreter der englischen Gesellschaft Wedges hier. — 25. — 31. Mai. Am Pfingstsonntage hatte der König einen Handstreich seitens der Protestanten befürchtet, die ihn nach seiner Aussage entführen wollten, während die Katholiken der hl. Messe beiwohnten. Eine beträchtliche Anzahl unserer Christen bleibt da, um den König in der Hauptstadt zu bewachen. Wedges und Gordon (englische Missionare) versuchen sich zu rechtfertigen. Wedges beklagt sich darüber, daß unsere Christen ihn als ihren Feind betrachten; wir versprechen ihm, unsere Christen zu einem Besuche zu veranlassen. Wir gestatten uns gegenüber Gordon und Wedges die Bemerkung, daß unsere Christen nicht England, sondern die englischen Schwarzen, die protestantischen Baganda fürchten. Sept, wo sie erst geringe Macht

*) Sieh Schneider S. 75.

besitzen, fangen sie unaufhörlich mit den unsrigen Händel an, sei es wegen der Religion oder der Abgaben oder der Ländereien; Niemand kann sie im Zaum halten. Wenn nun erst England Herr des Landes ist, werden dann die englischen Weißen mächtig genug sein, um die protestantischen Schwarzen in den Grenzen der Gerechtigkeit zu halten? Unsere Christen befürchten, das werde nicht gelingen und man werde sie vertreiben. Gordon, der zu allem erbötig ist, wenn nur Uganda an England kommt, verspricht, seinen Schäflein Duldung zu predigen. Der König läßt alle Weißen zu einer großen Sitzung ein: die Protestanten haben sich nämlich beklagt, wan wolle sie töten, und Mwanga will sie öffentlich beruhigen. Er hält eine lange und rührende Ermahnungsrede zum Frieden, an deren Schluß er sagt: „Alle eure Streitigkeiten kommen von der Landverteilung her, und doch befiehlt euch eure Religion die Verachtung der Güter dieser Welt; befolgt also eure Religion, und Alles wird gut gehen.“ Ein Pfarrer hätte nicht besser sprechen können. In derselben Sitzung kommt der Rechtsstreit gegen einen Protestanten vor, der einen unserer Christen gewaltsam aus seiner Besitzung vertrieben und sich selbst dann dort einquartiert hat. Er wird zur Herausgabe und Gefängnis verurteilt. Aber der König wagt nicht, die Hand an den protestantischen Dieb zu legen oder ihn aus seinem Besitztum zu vertreiben.

1. — 5. Juni. Allem Anscheine nach ist Gordon seiner Leute nicht mehr recht Meister. Er hat gut Duldung predigen, sie hören nicht auf ihn. Nduta, der Ratgeber des Katikiro und Schüler Maday's, will den Katholiken nichts mehr zukommen lassen und findet nur zu viel gelehrige Nachfolger. 6. — 14. Juni. Die Engländer haben eben versucht, sich der Person eines jungen, nach Bulingugwe gezogenen Prinzen zu bemächtigen, um ihn an Mwanga's Stelle zum König einzusetzen. Im Namen des Katikiro sind drei Engländer zu Zumba gekommen mit der Drohung, ihn in den See zu werfen, falls er ihnen die Auslieferung des jungen Prinzen verweigere. Da ihrer aber nur drei waren, wurde Zumba bald mit ihnen fertig, und der junge Prinz wurde in Sicherheit gebracht. 20. — 26. Juli. Wedges' Wangwana haben auf dem Markte einen Mann Gabriel's, des Anführers des augenblicklich auf einem Kriegszuge befindlichen Heeres, auf dem Markte überfallen. Er hatte einen Ochsen, der anscheinend einen solchen von Wedges gleich, getötet. Sofort benachrichtigt, läßt Vexterer ohne Verhör oder Voruntersuchung den Mann Gabriel's fesseln und die Besitzung seines Herrn durch Wangwana plündern. Alle bei Gabriel vorgefundenen Männer, Frauen und Kinder wurden ihrer Kleider beraubt, in Ketten gelegt und zu den Engländern gebracht. Alles im Hause wird die Beute der raubgierigen Wangwana, nichts bleibt zurück. Der König wagt keinen Einspruch zu erheben, der Katikiro jubelt. Gerade wollten wir Wedges auffuchen, als wir hören, daß er angesichts der Augenfälligkeit der Tatsachen nachgegeben hat. Der Ochse gehörte nicht ihm; er hat die Gefangenen freigelassen, aber den angerichteten Schaden nicht ersetzt. Derartige Barbareien sind nicht geeignet, auf unsere Christen einen guten Eindruck auszuüben und bei ihnen die englische Herrschaft beliebt zu machen. Auch ist sehr zu befürchten, daß solche Ungerechtigkeiten noch zum Blutvergießen führen und die Missionare in Lebensgefahr bringen, da die Baganda ein hitziges Volk sind.

1.—3. August. Samstag um 9 Uhr Abends läßt Kimbugwe uns benachrichtigen, daß sich die Protestanten in Waffen bei dem Minister versammeln und leicht während der Nacht die Hauptstadt angreifen könnten, da sie eingeständener Maßen den König töten wollen. 3.—9. August. Der Sonntag vergeht in der größten Angst. Katholiken und Protestanten stehen unter den Waffen. Die Protestanten haben vor den Katholiken Furcht wegen der gegen die Letzteren begangenen Ungerechtigkeiten, und die Katholiken vor den Protestanten, weil diese in Einem fort von Krieg reden, von allen Seiten Gewehre heranholen und sich unaufhörlich zum Angriff bereit halten. Gegen Abend sucht uns Gordon auf, um uns zu versichern, daß die Seinigen „unmöglich“ einen Angriff beabsichtigen. Unsererseits gaben wir ihm die Versicherung, daß ebenso die Unsrigen niemals angreifen werden. Umsonst setzten wir ihm auseinander, daß Alles von den Quälereien seiner Leute herkommt, umsonst zählten wir ihm mehrere Fälle auf, in denen den Unsrigen Frauen von den Seinigen geraubt, Wohnungen mit Gewalt weggenommen wurden u. s. w. — er will ihr Unrecht nicht einsehen.

* * *

P. Denoit an den hochwü. Herrn Bischof Livinhac.

Rubaga, 14. August 1890.

Hier ist das Verhältnis zu den Protestanten bei deren unerträglichem Ansprüchen und unerträglichen Quälereien noch um nichts besser geworden. Der hier gebliebene Engländer von der Mombas-Gesellschaft trägt zur friedlichen Gestaltung der Lage wahrlich herzlich wenig bei. Unter der Hand wollte er mit Gewalt zum Schaden des Königs und der Christen die von den Arabern auf Bestellung des Königs mitgebrachten Schieß- und Waarenvorräte aufkaufen. Der desfallsige Brief des Engländers an die Araber wurde Zumba zur Beförderung übergeben und gelangte durch diesen in die Hände des Königs, der so hinter die Schliche kam und gleich energisch eingriff und der Sache kurzer Hand ein Ende machte. Unter dem Vorwande, daß dessen Leute ihm einen Ochsen gestohlen hätten und verzehrten, ließ der englische Offizier eines Tages durch seine Wangwana das Haus des in den Krieg gezogenen Obersten Gabriel Mjasi plündern. Nun zeigten die Leute die Haut des Ochsen, die nicht von dem seinigen herrührte, und obendrein noch den Verkäufer, von dem sie den Ochsen erstanden hatten. Half nichts: der Befehl wurde ausgeführt. Christliche Frauen und Kinder fielen in die Hände der Wangwana, die ihnen zum Spotte Medaillen und Rosenkränze abrißen. Ein Kind, das überdies krank war, wurde in roher Weise mit Stöcken geschlagen, weil es seinen Rosenkranz nicht hergeben wollte. Selbstverständlich kann es so nicht ruhig bleiben, und wenn die Katholiken dabei gewesen wären, so wäre es sicher zur Schlacht gekommen.

Die Protestanten haben die Anwesenheit der starken Karawane Jackson's, des Vertreters der Mombas-Gesellschaft, zu benutzen verstanden, um ihren Ansprüchen Nachdruck zu geben. Bei seinem nach zwei unruhigen Jahren leicht begreiflichen Friedensbedürfnis schlug der König dem Vertreter der englischen Gesellschaft, der nach der Küste abziehen wollte, vor, mit seiner Karawane eine aus Katholiken und Protestanten bestehende Abordnung ziehen zu lassen, die mit dem englischen Konsul in Sansibar unterhandeln sollte. Die Abordnung sollte ihr

Möglichstes zur Wahrung der Kultus- und Handelsfreiheit thun. Jackson ging darauf ein und belieh zur Aufrechterhaltung der Ordnung und Wahrung der Interessen bis zu seiner Rückkehr, Gedges bei Mwanga.

Einige Wochen hindurch schienen sich die Protestanten zu beruhigen. Aber bald fielen sie wieder in ihrem gewohnten Fanatismus zurück: sie drohten, bewaffneten sich und rotteten sich zusammen, wie zu einem Angriff. Indes schienen Gedges und die englischen Prediger diese Unduldsamkeit und diese Mänke zu mißbilligen. Aber ihre Leute kümmerten sich nicht im Mindesten um die Vorstellungen ihrer geistlichen Vorgesetzten, (die sie wohl nicht ernst nahmen), ebensowenig wie um die Befehle Mwanga's, ihres rechtmäßigen Königs. Im Stillen haben sie unter einander ihre Pläne vereinbart, suchen unaufhörlich Händel mit den Katholiken und vertreiben dieselben überall, wo sie nur können — kurz und gut sie lassen nur zu deutlich durchblicken, daß sie bald Herrn und zwar alleinige Herren in Buganda sein wollen.

Da sie nun ihren Zweck nur dann erreichen können, wenn sie an ihrer Spitze oder vielmehr in ihrer Gewalt einen Prinzen von königlicher Abstammung haben, so begaben sie sich auf die Suche nach einem Enkel Mtesja's, der vielleicht dem von dem Thronräuber Karema angestifteten Blutbade entronnen wäre, und entdeckten endlich einen vierjährigen Sohn Kiewa's, eines Sohnes des Mtesja. Sie wollten sich seiner bemächtigen und ihn zum Könige ausrufen, als der rechtzeitig benachrichtigte Mwanga den an der Sache natürlich ganz unschuldigen kleinen Thronprätendenten auf die Insel Bulingwa bringen und der Obhut des Admirals Zumba übergeben ließ. Der Ratikiro (Premier-Minister), einer der ehrgeizigsten Protestanten, den seine Glaubensgenossen dem Mwanga aufzwangen und der so das Haupt des Protestantismus und der Auführpartei geworden ist, wollte ihn nun durch bewaffnete Leute heimlich entführen lassen. Aber Zumba ließ sich nicht überrumpeln, und nahm die Anführer des schlaunen Planes gefangen. Da der Ratikiro nun eine Hochverratsanklage befürchtete, so ließ er dem Admiral die Freilassung der Gefangenen befehlen, widrigenfalls er in den See geworfen werden solle. Zumba wagte nicht, der Rache des schrecklichen Ministers zu trotzen, ließ aber den König von den gegen ihn geplanten Anschlägen benachrichtigen. Ob aus Klugheit oder aus Furcht, kurz Mwanga wagte nicht, die Sache bis zum Bruche zu treiben, sondern begnügte sich damit, seinen jungen Neffen zu zuverlässigen, weit von Buganda wohnenden Christen bringen zu lassen. Dort wird es dem kleinen Prinzen an nichts fehlen, namentlich auch nicht an der unschätzbaren Wohlthat einer christlichen Erziehung. Wäre so etwas unter den heidnischen Königen vorgekommen — das unglückliche Kind wäre ohne Erbarmen ermordet worden.

* * *

Brief des P. Brard.

Rubaga, 21. Januar 1891.

Hochwürdigster Herr Bischof!

Die Lage ist noch immer sehr gespannt und daran hat die Ankunft der Engländer nichts geändert.

Die protestantischen Schwarzen triumphieren, ohne daß aber alle ihre Hoffnungen in Erfüllung gegangen wären. Sie hatten nämlich darauf gerechnet, die

Unsrigen vollends aus Uganda vertrieben zu sehen. Da sie ihren Zweck nicht erreichen konnten, so kommen sie unaufhörlich mit Klagen gegen die Katholiken, als wollten dieselben sie austreiben und die Engländer töten. Während weniger Tage haben sie mehr als 50 Katholiken auf allen Wegen ausgeplündert, ihnen ihre Medaillen und Rosenkränze abgenommen und mit Füßen getreten. Sie wollten eben, die Unsrigen sollten sich verteidigen und mit ihnen handgemein werden und so ihnen ihr Ziel erreichen helfen. Wie wahre Streiter Christi haben die Unsrigen geduldig Alles gelitten und sich damit begnügt, die Namen der Räuber dem Kapitän Lugard mitzuteilen, der sie dann dem anglikanischen Bischof übermittelte. Der Letztere hat mir gesagt, die Protestanten hätten übel gehandelt. Aber von Schadenersatz ist gar keine Rede.

8. Juni 1891. — Der Oberbefehlshaber der Flotte, Gabonga, hat drei vom Könige zur Vertreibung eines Protestanten aus seinem Bezirk ausgesandte Leute getödet. Der König will den Gabonga, der, selbst Protestant, sich nach Kampala in das englische Fort flüchtet, hinrichten lassen. Der Kapitän nimmt ihn in seinen Schutz und wirft sich selbst zum Richter in der Sache auf. Er verurteilt den Oberbefehlshaber zu einer lächerlich geringen Geldbuße an den König, der aber den Protestanten Gabonga in seinem Gebiete belassen soll.

24. Juni. — Der Herr Bischof reist nach Nyagwe ab. Kapitän Williams stattet uns auf der Mission einen sonderbaren Besuch ab. Er behauptet, der König und die katholischen Großen wollten die französische Fahne aufpflanzen. In seiner Wut verlangte er nun von uns, solches Vorhaben im Keime zu ersticken. Mit leichter Mühe brachten wir dem Kapitän bei, daß er sich den Schlaf durch grundlose Gerüchte stören lasse. In Zanzibar ging es übrigens einmal genau gerade so. Dem englischen Admiral verfolgte das Wespenst der dreifarbigen Fahne: überall erblickte er die französische Flagge als Helfershelferin des Sklavenschmuggels. Der Kapitän will um jeden Preis dem Religionszwist ein Ende gemacht sehen. Er sei, sagt er, entschlossen, eine der beiden Parteien mit Gewalt zu vernichten. Und das werde nicht die katholische Partei sein, versichert uns der lebenswürdige Herr, da wir am zahlreichsten und stärksten seien; er selbst werde noch katholisch werden, wenn der Friede nur um diesen Preis zu haben sei! Der Ränkeschmied! Beim Fortgehen ließ der Kapitän einige Worte des Erstaunens darüber eingleiten, daß der Herr Bischof ohne vorherige Einholung seiner Erlaubnis nach Nyagwe gegangen sei. Wir erwidern, der Herr Bischof habe wahrscheinlich geglaubt, es sei dem Kapitän nur lästig, wenn er ihn jedesmal vor dem Fortgehen störe.

29. Juni. — Ein Brief des P. Streicher teilt uns mit, daß die Protestanten in Buddu die Niederlassungen der Katholiken plündern. Die Patres sind in Gefahr und machen sich zur Flucht nach Kofi oder Sese bereit.

16. Juli. — Um Mitternacht weckt man uns. Die Protestanten haben die Kriegstrommel gerührt. Unsere Christen mit Oberst Gabriel an der Spitze rüsten sich, die königliche Residenz, die mit Tagesanbruch angegriffen werden soll, zu verteidigen. Der König hatte für heute die Errichtung des hohen Mastes beschlossen, auf dem seine Flagge wehen soll. Die Protestanten erklärten aber, wenn Mwanga das thäte, dann würden sie die Flagge der Queen (englischen

Königin) aufziehen. Sie behaupten, Mwanga's Fahne sei die Fahne der katholischen Partei, und gerade deshalb wollen sie eine protestantische Fahne. Wenn der Kapitän Williams mit alledem im Stillen einverstanden ist, so ist er offenbar gerade kein politisches Genie. In der Nacht zieher Eilboten aus allen Himmelsgegenden zur Benachrichtigung der in ihren Bezirken zerstreuten katholischen Häuptlinge ab. Am Morgen langen die Häuptlinge aus Nyagwe mit ihren Soldaten und Gewehren an. Große Aufregung in der ganzen Hauptstadt. Indefß die Sonne geht auf, ohne daß es zum Schlagen kommt. Der Katikiro begiebt sich zum Hof, um sich in gewohnter anmaßender Weise zu entschuldigen. Die mit Gewehren und Lanzen bewaffneten katholischen Truppen bedecken alle Wege. Man erwartet, was bei dem Besuche des Premierministers herauskommen wird. . . . Heute wird es nicht mehr zum Schlagen kommen. Die angeammelten Gruppen zerstreuen sich, aber Alles bleibt unter den Waffen.

18. Juli. — Mittags neuer Lärm. Im Nu haben sich die Katholiken um die Residenz des Königs und auf allen Wegen zur Hauptstadt gesammelt. Wieder sind es die Protestanten, welche die Kriegstrommel gerührt haben. Vorgestern hat der Katikiro dem König gesagt, ein Betrunkener habe die bekannte Lärmtrommel geschlagen; welche Entschuldigung mag er wohl heute vorbringen? Auf einmal stürmt eine Menge Krieger mit geschwungenen Waffen in gestrecktem Lauf zum Hause des Premierministers hinaus. Katholiken in unserer Nähe bitten uns dringend, ja auf unsere Rettung bedacht zu sein für den Fall einer Niederlage der Katholiken, und eilen dann fort, um sich mit ihren Brüdern zu vereinigen. Wir befehlen uns in die Hände des lieben Gottes und der heiligen Jungfrau. P. Guillermain begiebt sich um 1 Uhr Nachmittags eiligst in die Kapelle unten am Hügel und nimmt die heiligen Hostien fort. Er bringt alle heiligen Gefäße mit, die wir in einem großen Loch mitten in einem unserer Zimmer verbergen.

Nach Verlauf einiger Zeit lehren unsere Katholiken zurück, ohne daß es zum Schlagen gekommen wäre. Die Protestanten haben sich gefürchtet und in Masse nach dem Fort Kampala geflüchtet. Der Kapitän soll ihre Ausnahme verweigert haben. Er hätte sich auch gar zu arg bloßgestellt, und der Ruf seiner Unparteilichkeit, an die übrigens Niemand glaubt, wäre in Scherben gegangen.

20. Juli. Wieder Kriegslärm. — 21. Juli. Neuer Kriegslärm morgens um 5 Uhr. Man sagt, diesmal sei die Sache ernst. Die Trommeln dröhnen, überall hört man wildes Geschrei. Aber die Protestanten, die Urheber des Tumultes, wagen keinen Angriff. — 22. Juli. Walker und Basterville reisen heute Nacht nach Buddu ab. Über diese Abreise wird viel geredet. Pilkinton bleibt allein an der Spitze der protestantischen Mission zurück. — 23. Juli. Nach vielem Schreien und Drohen setzen die Protestanten die Teilung der Sese-Inseln durch. Der König bekam Angst vor ihrer Drohung mit einer Massenauswanderung nach Buddu. Mit dieser Teilung ist es eine sehr traurige Sache. Viele Basese lassen sich im Christentum unterweisen. Alle auf den der protestantischen Partei zugewiesenen Inseln Ansässige wird man entweder vertreiben oder zum Abfall zwingen. Das Alles ist ein Werk des Kapitäns. Er hat sich dessen sogar beim Herrn Bischof gerühmt und betrachtet diese Teilung als das Meisterwerk seiner

Verwaltung. — 25.—26. Juli. Die Streitigkeiten unter den beiden Parteien wegen der Inseln dauern fort. Der Kapitän legt sich ins Mittel, aber nur zu Gunsten seiner Glaubensgenossen. — Ankunft Louis Katabarwa's, des größten katholischen Häuptlings in Buddu. Der protestantische Häuptling Pokino soll ebenfalls nächstens eintreffen. Die beiden schon seit langem in Buddu miteinander in Streit liegenden Häuptlinge sind auf Verlangen des Kapitäns, der den katholischen Häuptling verurteilen lassen möchte, in die Hauptstadt aufgefordert worden.

27. Juli. Wie wir hören, hat Pokino sich die Abreise Katabarwa's zu Nutzen gemacht und die Niederlassungen der Katholiken in Brand gesteckt. Der Kapitän schiebt bei einem Besuche bei uns alle Schuld auf die Letzteren. Inzwischen schweben die Patres in Buddu in der größten Gefahr.

30. Juli. Ein Meuchelmörder schleicht sich bei Nacht in die inneren Höfe des Palastes Mwanga's. Er durchheilt mehrere seiner Gemächer. In der Absicht, den König zu töten, befühlt er das Gesicht des eingeschlafenen Vorstehers der Edelknaben. Dieser erwacht und schlägt Lärm. Der Meuchelmörder entflieht. Man spricht viel über diesen bei den Baganda unerhörten Mordversuch, da hier die Person des Königs als geheiligt gilt. — 31. Juli. Der König läßt seine Häuser mit zwei neuen Palisadenreihen umgeben und verdoppelt die Zahl der Wächter. — 20. September. Es wird jemand verhaftet, der sich in Besitze eines kostbaren, beim Könige zur Zeit des Mordversuchs gestohlenen Stoffes befindet. Jetzt findet man den wirklichen Dieb heraus, nachdem der Stoff bereits durch 5 oder 6 Hände gegangen ist. Der Ausführer des Mordversuchs gegen Mwanga ist ein gewisser Simeon Mutjagondscha, ehemaliger und vom König entlassener Vorsteher der Edelknaben. Nach seiner Entlassung hatte der Unselige seine Religion verleugnet und war zum Protestantismus abgefallen. Als Protestant flüchtete er sich in das Fort Kampala unter den Schutz des Kapitäns. Was wird noch Alles kommen?

Brief des hochw. Herrn Bischofs Hirth an den hochw. Oberen Bischof Livinhac.

Kubaga, 24. Juli 1891.

Schon seit langem von den Protestanten mehr oder weniger verdeckt bekämpft, sehen wir uns nunmehr von neuem mit heftiger und blutiger Verfolgung bedroht, und das preßt mir den Notschrei aus. Vor ungefähr 1½ Jahren haben die Katholiken Mwanga wieder auf den Thron gebracht und zwar nach einem heldenmütigen Kampfe gegen die seitdem vertriebenen mahamedanischen Araber, die das Land übrigens kaum ein Jahr lang besetzt hatten. Katholiken und Protestanten hatten mit vereinten Kräften Schritt für Schritt ganz Uganda zurückerobert. Die Katholiken waren doppelt so zahlreich, als die Protestanten; aber bei der Verteilung des Landes ertrugten die Andersgläubigen durch ihre Anmaßung und ihr allem Recht höhnsprechendes Auftreten für sich mehr als die Hälfte der Provinzen. Die Teilung ging in der Weise vor sich, daß jeder Häuptling, gleichgültig ob groß oder klein, einen Unterhäuptling des anderen Bekennnisses unter sich hat. In Uganda ist alles derartig verteilt und gerechelt, daß alle, vom ersten bis zum letzten, irgend ein Amt verwalten. Bei dem

glühenden Bekehrungsseifer der Baganda mußte ein derartiger Stand der Dinge notwendig zu Streitigkeiten führen, um so mehr, als die Protestanten an ihrer Spitze den Katikiro oder Premier-Minister haben, einen Mann von grenzenlosem Ehrgeiz. Unter dem Berwande des Eifers für die Religion strebt er nach der unumschränkten Herrschaft über ganz Uganda. Eine Zeitlang hofften die Protestanten, die überall unter den Katholiken verstreut wohnen, Letztere verführen oder durch Einschüchterungen zum Abfall bringen zu können. Aber das Gegenteil traf ein. Viele aufrichtig gesinnte Andersgläubige wurden von den Unsrigen gewonnen, und die Zahl der die protestantischen Irrtümer Abschwörenden wächst täglich. Da nun der Katikiro seine Partei im Nachteil sieht, so führt er, namentlich seit einem halben Jahre, einen erbitterten Krieg gegen uns. Die Ankunft der ersten englischen Offiziere mit ihrem kleinen Küstenheer steigerte seine Verwegenheit um ein ganz erhebliches. Alle zum Katholizismus Übertretenden werden unerbittlich aus ihren Stellen vertrieben und nicht allein ihrer Ämter, sondern sehr oft auch ihres persönlichen Eigentums beraubt. Doch alles hat aber die Gnade Gottes auf ihrem Wege nicht aufhalten können, da die Bekehrungen fort dauern.

Leztlich haben die Protestanten ihre Anzahl feststellen wollen. Ihre gesammelten Truppen haben sich um den Katikiro geschaart, und gelegentlich der am Hofe erfolgten Errichtung eines großen Mastbaumes mit dem ehemaligen Banner Moses brachen die Unruhen aus. Des Königs Feinde erklärten dasselbe verarbeiteter Mähen für eine katholische Fahne. Auch Mwanga sah sich gezwungen, seine ihm treu gebliebenen Leute, d. h. die Katholiken, um sich zu vereinigen, und so hören wir seit einigen Tagen am Fuße uneres Hügelns nur mehr Kriegsgeschrei und rasenden Trommellärm. Freilich sind die Katholiken in der Überzahl, aber dafür sind die Protestanten um so verwegener. Übrigens scheint ihnen auch kein Mittel zu schlecht zu sein, wenn nur der Protestantismus im ganzen Lande triumphiert. Ihrer Schwäche wohl bewußt, haben sie sofort Mwanga gedroht, gemeinsame Sache mit den Muhamedanern machen zu wollen, die sich noch in einer Stärke von ungefähr 10 000 Mann an den Grenzen von Uganda aufgehoben. Dieses Vorgehen soll das Werk der protestantischen Prediger sein. Vereint mit den Muhamedanern sind die Protestanten stärker als die Katholiken, und so hat denn Mwanga aus Furcht klein beigetragen. Der nur mit ein paar Mann Besatzung in Uganda verbliebene englische Offizier hat dann auch von ihm für die Protestanten die Hälfte der bislang fast ausschließlich katholischen Sese-Inseln erlangt. Die Besitzergreifung durch die Protestanten hat sofort mit der Vertreibung aller Katholiken begonnen. So versteht man unter unserer Regierung die in dem Vertrage zwischen Mwanga und dem ersten nach Uganda vorgebrungenen englischen Offizier gewährt leistete Kultursfreiheit. Die Sese-Inseln waren für die Katholiken der letzte Zufluchtsort im Falle einer Niederlage auf dem Festlande, und nunmehr hat uns der Feind richtig den Rückzug abgeschnitten. Ermutigt durch ihre ersten Erfolge kennen die Protestanten keinen Einhalt mehr. Tag für Tag wird ihr Geschrei wüthender. Sie denken gar nicht daran, abzurufen. Vielmehr steht der Krieg bevor. Die Muhamedaner dringen ihrerseits auch wieder in Uganda ein. Sie haben eben

gesehen, daß alle unsere Streitkräfte sich in der Hauptstadt anammelten, und so können sie jetzt die Provinzen ungestraft verwüsten. Armes Uganda! Wann wird doch endlich dein Unglück ein Ende nehmen? Pest und Hungersnot haben dieses Jahr fast ein Drittel deiner Bewohner hingerast, und jetzt droht ein neuer Krieg, ein Vernichtungskrieg mit der Hälfte der Gebirgen aufzuräumen! Und du, heilige katholische Religion, hast du denn nur deshalb schon so viele heilige Befenner und Blutzengen hervorgebracht, haben nur deshalb so viele Missionare, die vor der Zeit ihrer harten Arbeit erlagen, für dich ihr Leben gelassen, damit du heute schimpflich durch die verwegene Häroffe und den satanischen Ehrgeiz einiger Parteihäupter verjagt werdest? Nichts vermag diese Leute zurückzuhalten. Zunächst haben die englischen Prediger, die Erzieher so würdiger Schüler, uns schon vor einem Jahre selbst eingestanden, man sei ihnen über den Kopf gewachsen und sie seien nicht mehr Herr über ihre Leute. Sie bedachten nicht, daß die Neger einmal die unabweislichen Folgerungen aus der von ihnen verbreiteten Lehre ziehen würden. Übrigens predigen sie selbst kaum mehr, sondern haben diese Obliegenheit ihren schwarzen Diakonen übertragen. — Auch der englische Resident gesteht ein, daß er mit dieser Rotte von Aufzählern, die keine Vernunft mehr annimmt und für Recht und Gerechtigkeit gar kein Verständnis hat, nicht mehr fertig werden kann. Die allein richtige Politik hätte in mindestens gleicher Gerechtigkeit für alle Parteien bestanden. — Und auf den König achtet man so gut wie gar nicht mehr. Noch ein paar Tage und er befindet sich in der Gewalt seiner gegen ihn verbündeten protestantischen und muhamedanischen Untertanen.

So wird dann das Königreich des großen Mtesa verschwinden! Auf welche Seite sich die wenigen, den Kampf überlebenden Katholiken stellen werden, das weiß Gott allein! Übrigens ist die bevorstehende Entscheidung keine entgeltliche für die Landstriche am Nyanza. Denn die Muhamedaner gewinnen auch wieder Boden. Ihre Streitkräfte und ihre Waffenmacht wachsen von Tag zu Tag. Wo soll ich von jetzt an beim Eintritt der Gefahr eine Zuflucht für die Missionare finden? Die Inseln hat man uns genommen; und so bleibt uns nur wieder die Verbannung nach dem Süden des Sees in Aussicht. Möge Gott in Gnade auf uns bedacht sein! Wir sind in Seiner Hand. Sollte indeß unser Blut nötig sein, so werden wir es trotz aller unserer Unwürdigkeit gerne vergießen. Denn wir wissen gar wohl, daß unter unsern Schwarzen der Baum der wahren Religion zu seinem Gedeihen des Blutes bedarf. — Gott sei unsere Stärke und unser Halt.

Mubaga, 15. Oktober 1891.

Eminenz!

Besonders schmerzliche Ereignisse entpressen heute unseren Baganda Angst- und Notschreie. Es droht ihnen der Verlust ihres Königs, dessen Person ihnen als geheiligt und als die einzige Stütze ihrer Partei gilt; es droht ihnen namentlich der Verlust ihres von Tag zu Tag heftiger verfolgten und rücksichtsloser aus ihrem Lande verdrängten Glaubens.

Ew. Eminenz kennt die ganze Geschichte Ugandas seit 1889 und weiß namentlich auch, wie schwer Gottes Hand auf dem Lande lastet. Ew. Eminenz ist

nicht unbekannt, unter welchen Anstrengungen die Christen und vorab unsere Katholiken Mwanga wieder auf den Throne gebracht haben. Gegen Ende Dezember 1890 erschienen die ersten englischen Offiziere mit einer kleinen Wangwanatruppe von der Küste. Man kündigte uns freilich eine Aera des Friedens und des Wohlstandes an. Besser hätte man uns das schrecklichste Unheil in Aussicht stellen sollen. — Dem König wurde bald von den Agenten der englischen Gesellschaft ein Vertrag aufgenötigt, dessen Annahme die protestantischen Baganda durch einige Drohungen erzwangen. Der zwei Jahre gültige Vertrag enthält die schönsten Versprechungen für den König und alle seine Untertanen ohne Unterschied. Bei der unverfälschten Einfalt ihres Glaubens glaubten unsere Christen einen Augenblick lang, sich auf das Wort jedeswedes Europäers verlassen zu können; sie sollten bald enttäuscht werden. Nach den Bestimmungen des Vertrages sollte die englische Gesellschaft dem Könige bei der Vertreibung der Muhamedaner behilflich sein. Im April 1890 zog man auch scheinbar gegen sie zu Felde. Aber im Grunde begleiteten die englischen Offiziere das Heer Mwangas nur zu dem Zwecke, um die Muhamedaner vor der Vernichtung zu retten. Die Weißen unterhandelten mit den Aufzählern und führten ihnen den Besitz der reichsten Provinz des Königreiches zu. Damit bestätigte man sie gleichzeitig in dem Rechte, ihre Raubzüge und Plünderungen in dem ganzen übrigen Lande Mwangas fortzusetzen. Heute sind die Muhamedaner mit ihrem König Mbogo, dem letzten Bruder Mtesas, fest ansässig und haben den ganzen Handel von der Küste nach Tabora dem Nyanza zu an sich gezogen. Sie sind reich an Eisen, Stoffen, Waffen und Schießbedarf, und ihre alle drei oder vier Monate wiederkehrenden Streifzüge im Bagandaland liefern ihnen so zu sagen regelmäßige Einkünfte. Nach annähernder Schätzung haben ihnen die letzten zehn Monate allein mehr als 2000 Sklaven, namentlich Kinder und Frauen eingebracht.

Ew. Eminenz kennen die Abscheulichkeiten des Sklavenhandels und werden begreifen, was eine solche Sklavenzahl, zumal sie einem verhältnismäßig so kleinen Lande entflammt, besagen will. Und das Verfahren der Muhamedaner ist noch nicht einmal das größte Verderben für unser Uganda. Die Protestanten werden noch ganz anderes Unheil über das Land bringen. Seitdem die Macht der Gesellschaft im Norden des Sees begründet ist, kennen die protestantischen Baganda, die allein ihnen den Eintritt in das Land verschlossen zu haben behaupten, keinen Zaum und keinen Zügel mehr. Die Massenbekehrung zum Protestantismus betrieben sie mit den Mitteln der Gewalt, und wenn einer der andersgläubigen Häuptlinge, von der göttlichen Gnade erleuchtet, Annäherung an den Katholizismus merken läßt, so wird er sofort seiner Herrschaft, seiner Güter und seines ganzen Vermögens beraubt. Mehr bedarf es zur Verlangsamung der Bekehrungsbewegung nicht. Noch viel tiefer wird das Land augenblicklich aufgeregt durch die Bemühungen aller unserer Protestanten, sich in den besten Gegenden gruppenweise anzusiedeln und die Katholiken in ein paar unergiebigte Bezirke zurückzudrängen, wo man sie dann zusammenpferchen und lichten will. Freilich sind unsere Neger nicht die Urheber einer so teuflischen Politik, aber sie haben die Erfolge eines solchen Vorgehens sehr wohl begriffen. Das Ganze wird in die Wege geleitet durch eine Unmenge von Prozessen, in denen die Katholiken immer

verlieren müssen, weil die Protestanten die Urteile des Königs nicht mehr anerkennen und sich deshalb immer direkt an die englischen Offiziere wenden. Trotzdem treten unsere Katholiken vor der englischen Obrigkeit für ihre Angelegenheiten ein, aber natürlich vergebens, da sie von vornherein nie Recht bekommen sollen.

Um seinen Thron zu retten, läßt sich unser König zu freilich ganz nutzlosen Zugeständnissen herbei. So hat er kürzlich der protestantischen Partei den besten Teil der Seeinseln sowohl in Rücksicht auf das fast ganze Steuereinkommen, als auch auf die Religion überlassen. Schon vorher hatten die Andersgläubigen das Recht bejessen, überall ihre Predigten zu halten. Da sie aber sahen, daß ihre Glaubenssätze nur durch Gewalt und Zwang sich einwurzeln konnten, wollten sie unumschränkte Herren der Inseln sein. Man hat ihnen die Inseln nun gegeben, und gleich darauf fiel eine Menge armer Einwohner, Große und Kleine, die erst zu kurze Zeit die Glaubenswahrheiten vernommen und noch nicht hatten getauft werden können, ab oder wurden mit brutaler Rücksichtslosigkeit verjagt und ausgeraubt.

So macht sich unter religiösem Vorwande das unverdächtigste Raubsystem an hellem Tage breit, seitdem die Agenten der Gesellschaft sich im Lande festgesetzt haben.

Allen diesen Ungerechtigkeiten hat man kürzlich die Krone dadurch aufgesetzt, daß man Hand an den König selbst legte. Hier, wie überall, sieht der Protestantismus alle seine Früchte reifen, nur mit dem Unterschiede, daß unsere Sonne dieselben schneller zeitigt. Noch vor kaum einigen Jahren galt der König als geheiligte Person, vor der sich die größten seiner Untertanen anbetend in den Staub warfen. Heute glaubt mancher Protestant ein gutes Werk zu thun, wenn er den König gar tötet. Nach verschiedenen erfolglosen Vergiftungsversuchen ist ein Meuchelmörder des Nachts in den Palast Mwangas eingedrungen; aber durch gnädige Fügung der Vorsehung wurde er ergriffen. Seine Absicht blieb für niemand ein Geheimnis, aber weil er gerade Protestant war, so legte sich der englische Resident ins Mittel und setzte seine Freilassung durch. Es ist dies das fürchterlichste Argerniß, welches je das Land in Betrübnis versetzte. Das allgemeine Entsetzen vor der angeblichen „Schutzmacht“ ist auf den höchsten Grad gestiegen. Schon seit einiger Zeit war die Todesstrafe thatsächlich im Lande abgeschafft, aber man glaubte trotzdem nicht, daß die schrecklichsten aller Übelthaten ungestraft hingehen könnten.

J. J. Hirth.

Nachsch. — Ein sehr bezeichnender Vorfall bestätigt meine Befürchtungen. Soeben kamen unsere Mitbrüder aus Usoga bei uns an. Sie haben ihre Mission, wo ich ihr Leben nicht länger den Anzettlungen der Protestanten ausgesetzt sein lassen durfte, verlassen müssen.

Und trotzdem stehen wir erst im Anfang der Verfolgung. Deus, ad adiuvandum nos festina!

Hier ist der früher veröffentlichte Bericht über die Mezeleien vom Ende Januar nachzulesen. Dann wird weiter berichtet:

Nach der Schlacht oder vielmehr dem Gemegel bei Bulingugwe haben die Agenten der englischen Gesellschaft den Krieg gegen die katholischen Häuptlinge der entferntesten Provinzen ohne die geringste Herausforderung seitens derselben fortgesetzt. So haben sie Sikibobo angegriffen, der auf einem großen Umwege durch den Norden Buganda verlassen wollte, und machten hunderte von Sklaven unter den Frauen und Kindern, die ihm folgten. So haben sie die Insel Seje, auf der wir 4000 Katechumenen hatten, mit Feuer und Schwert heimgesucht. Doch lassen wir den P. Achte reden, der gerade auf der Insel das Christentum verkündigt hatte:

Von der Grenze von Kagera, 1. März 1892.

Am 19. Februar sind die Protestanten unter der Anführung Molondo's oder Wakenzi's und des Kapitäns Williams, der sein Stahlboot bestiegen hatte, auf der Insel Seje mit einer Mitrailleuse und einem Trupp nubischer Soldaten gelandet. Bald kam es zum Kampf, und alles versichert, er sei in den die Insel bedeckenden Wäldern schrecklich und erbittert gewesen. Sewaia und Semuggala wurden besiegt, d. h. sie mußten sich in den Wäldern verbergen. Am Tage blieb nichts anderes übrig, als der Rückzug. — Die ganze Insel wurde eingenommen und alle unsere katholischen Häuptlinge durch protestantische ersetzt. Der noch heidnische Sekalala erklärte sich als Protestant und ließ den Kapitän zu sich rufen. Ohne Zweifel sind unsere Häuser zu Bugama und Bumongi niedergebrannt worden.

Es kam zu Schenßlichkeiten wie in Bulingugwe. Anastasie, der Frau Hilaire's, wurde, da sie sich weigerte, den Protestanten als Sklavin zu folgen, der Kopf abgehakt. Man könnte Schandthaten mitteilen, die an Schenßlichkeiten den ärgsten Leistungen der arabischen Sklavenhändler gleichkommen, und das alles geschah noch von Protestanten unter Beihilfe und unter den Augen des Agenten des Forts Kampalas an Frauen und getauften christlichen Kindern. Wenn die Kapitäne in ihrem amtlichen Berichte die Wahrheit sagten, so würde die englische Regierung sie ohne Zweifel zum Rangverlust verurteilen, denn Offiziere einer gebildeten Nation und Räuberhauptmann zugleich sein, das paßt doch zu wenig zu einander.

* * *

Nach Eroberung der Insel Seje begab sich Kapitän Williams nach der deutschen Station, um Mwanga zu entführen oder, wie Andere wollen, mit ihm zu unterhandeln. Die Herren fühlen in der That die Schwierigkeit, wenn nicht Unmöglichkeit, sich in Buganda zu halten, ohne den rechtmäßigen König oder doch wenigstens einen Prinzen aus königlichem Geblüt bei sich zu haben. Mehrmals haben sie den Katholiken gedroht, einen schon bejahrten Bruder Mtejas, Mbogo, den Häuptling der muhamedanischen Baganda auf den Thron setzen zu wollen. Aber der arme Alte besitzt allem Anscheine nach nicht viele Sympathien, selbst unter den Protestanten. Man suchte also Mwanga zur Rückkehr zu bewegen. Lassen wir uns das Vorgefallene durch den hochw. Herrn Bischof Hirth erzählen:

Bukoba, 8. März 1892.

Gestern habe ich einen Absteher nach Bukoba unternommen. Das englische Stahlboot mit dem Kapitän Williams war angekommen. Ich bekam Mitteilungen über unsere teuren Gefangenen in Kampala, aber keinen Brief. Man hat mir einfach gesagt, es gehe ihnen gut und das Fort sorge für ihre Bequemlichkeit. Der Kapitän kam von seinem Feldzuge gegen Sese zurück und die bei der Gelegenheit errungenen Erfolge haben ihn fast unzugänglich gemacht. Fürwahr eine traurige Aufgabe, mit Leuten zu thun zu haben, die durch ihre Gewehre und Kanonen hier allmächtig werden und mit der festen Absicht gekommen zu sein scheinen, der Religion alles nur mögliche Leid anzuthun. Kalten Blutes und ohne alle Umschweife erklärte er mir, in seinen Augen seien die Heiden den Christen tausendmal vorzuziehen u. s. w. Endlich hat er mir, Gott sei Dank, versprochen, er werde dennoch mit Mwanga unterhandeln, aber nur allein mit Mwanga, dessen Schwäche und Habgier er nur zu gut kennt.

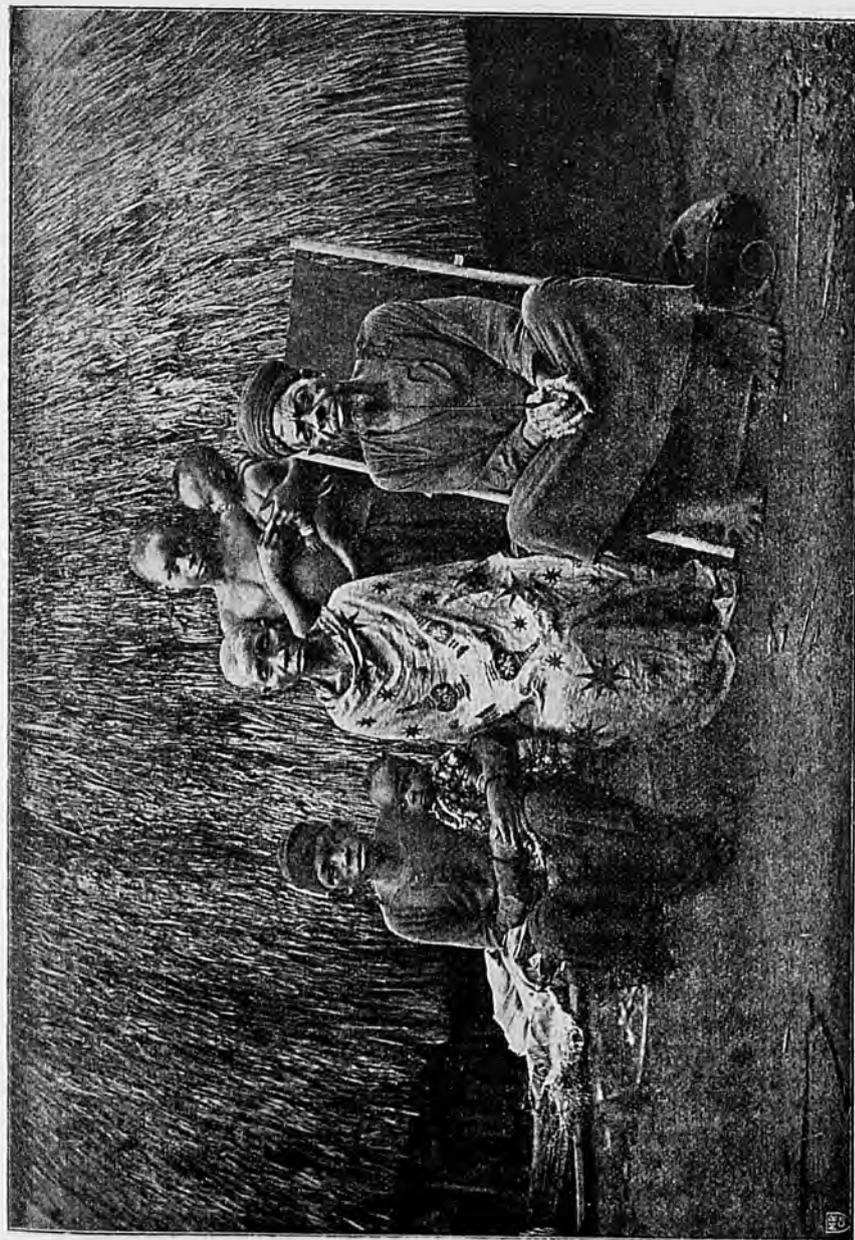
Folgendes sind die einzelnen Vertragspunkte, die er ihm aufzwingen will:

1. Der Kapitän verbietet ihm strengstens, sich Katholik zu nennen und während eines Jahres Religionsunterricht zu nehmen. Seine Umgebung darf nur aus Heiden bestehen. Seine Leibwache (d. h. seine Kerkermeister) soll aus Nubiern, die dem Emin-Pascha weggenommen sind, bestehen. — 2. Das Land soll in zwei Teile geteilt werden. Den größten Teil mit allen Inseln sollen die Protestanten haben, welche zwei Siege über die Katholiken davongetragen haben. — 3. Die Hauptstadt soll zwischen den beiden Provinzen liegen. — 4. Die Missionare dürfen dort keine Kirche bauen; einer oder höchstens zwei können dort wohnen. — 5. Der König und die Katholiken zahlen die Kriegskosten. — 6. Kein Häuptling darf aus irgend einem Grunde seiner Stelle entsetzt werden. — 7. Der König nimmt die Fahne der Gesellschaft an und erklärt sich in feierlicher Sitzung nicht bloß für einen englischen Untertan, sondern für einen Engländer (d. h. nach der in Uganda gebräuchlichen Redeweise für einen Protestanten.) — 8. Niemals darf eine Missionsstation gegründet werden ohne vorherige Genehmigung der Direktoren der Ostafrikanischen Gesellschaft, welche Genehmigung in London eingeholt werden muß. — 9. Kapitän Williams hat mich dringend gebeten, bis auf eingehendere Anweisungen seiner Vorgesetzten in Uganda nur Mitbrüder englischer Nationalität anzustellen u. s. w. — — —

Wir werden wohl alle diese Bedingungen über uns ergehen lassen müssen. Ev. Gnaden werden leicht einsehen, wie dieselben von denjenigen, die die Gewalt auf ihrer Seite haben, ausgelegt werden können.

Ich wiederhole, wenn man in Europa nichts für uns thut, so wird es nach menschlichem Ermessen mit dem Katholizismus am Nyanza aus sein."

Nach Stellung dieser Bedingungen setzte Williams seinen Weg nach dem Süden fort. Da er Mwanga's nicht recht sicher war, so suchte er die Hand auf zwei junge, mit ihren Müttern nach Bukumbi geflüchtete Prinzen zu legen. Der eine ist ein Sohn Kitwewa's, der Andere Karema's, zweier 1888 gegen Mwanga aufgestandener und seit zwei Jahren verstorbener Brüder. Da sich aber die beiden Prinzen auf deutschem Gebiete befanden, so konnte er sie nicht ohne die Genehmigung Langfeld's, des Oberbefehlshabers von Bukoba, entführen. Um



Wesfchuanen-Begegn.

seinen Zweck zu erreichen, wußte er ihm beizubringen, Mütter und Kinder seien in Gefangenschaft bei unsern Mitbrüdern und er wolle sie befreien. Thatsächlich erlangte er ein Schreiben, laut dessen er sie mit Gewalt wegnehmen durfte, wenn wir sie ihm nicht ausliefern wollten. Hören wir hierüber den P. Hauttecoeur, Superior der Station Bukumbi;

Kamoga, 2. April 1892.

Am 23. März bekam ich einen Besuch, der mir sehr wenig Freude machte. Kapitän Williams kam mit Herrn Kühn, dem Vorsteher der deutschen Station in Mwanza. Die Herren zeigten ein Schreiben des Lieutenant Langfeld, Kommandoinhabers der Nyanzastationen, vor. Zu dem Schreiben erhielt ich den Befehl, die Frauen Karema's und Kiwewa's, die mit ihren Kindern hier sind, von Williams allein verhören zu lassen. Der englische Kapitän beabsichtigte, die jungen Prinzen zu entführen und nach Bukoba, (d. h. nach Uganda) zu bringen. Auf diese Weise konnte er in Uganda Alles in Ordnung bringen, ohne sich um die Kotholiken bekümmern zu müssen. Von meinem ersten Erscheinen beim Anblick des Kapitäns, der sich viel betretener fühlte, als er merken ließ, erholte ich mich bald. Ich bat ihn, mit in mein Zimmer zu gehen. Dort teilte er mir den Zweck seines Besuches mit und sagte mir in äußerst hochfahrendem Tone: „Ich will die Frauen und die jungen Prinzen sofort sehen,“ und wiederholte dann noch mehrmals das Wort: „sofort.“ Ich bemerkte ihm, er sei doch nicht hier zu Hause, die Mission liege auf deutschem Gebiet und ich würde nur einem Befehle der deutschen Behörden mich fügen.

Ich bat Herrn Kühn, mich in ein anderes Zimmer zu begleiten und fragte ihn, was denn das Alles zu bedeuten habe. Er zeigte mir nun ein Schreiben des Lieutenant Langfeld, welches den Kapitän zu der Forderung berechtigte, und teilte mir außerdem noch mit, er habe Befehl, die Kinder und ihre Mütter mit Gewalt wegzunehmen, falls ich mich weigerte. Herr Kühn, der sich immer sehr gut gegen uns bewies, war von dem ihm gewordenen Auftrage sichtlich wenig erbaut. Ich bemerkte nun, die Frauen seien keine Sklavinnen und dürften sich deshalb sehr wohl weigern. „Wenn sie sich weigern,“ erwiderte er, „so ist die Sache abgemacht; sie werden dann natürlich nicht abreißen.“

Ich bat ihn nun, die beiden Frauen erst selbst zu verhören, bevor sie den englischen Kapitän zu sehen bekämen. Er stimmte zu und begleitete mich. Ich führte ihn in die Behausung der Prinzeßinnen und fragte sie, ob sie fortgehen wollten. Dreimal weigerten sie sich nun, und zwar auf das allerentschiedenste. „Was nützt es denn nun noch,“ sagte ich zu Herrn Kühn, „sie zu dem Kapitän zu führen? Ihre Antwort lautet ja ganz bestimmt.“ „Nein,“ sagte er, „es ist besser, er fragt sie selber und hört ihre Weigerung.“

Ich veranlaßte nun die beiden Prinzeßinnen, mit mir zu gehen. Sie betraten das Zimmer, in welchem sich der Kapitän befand. Ich sagte ihm ganz ruhig, die Sache sei abgemacht. „Ich will sie selbst fragen, und allein fragen.“ Ich mußte fortgehen.

Das Verhör dauerte nicht lange. Das Vorgefallene erfuhr ich nachher von den Prinzeßinnen. Der Kapitän suchte ihnen auf alle Weise die Vorteile einer Rückkehr nach Uganda auseinanderzusetzen. Sie würden dort, wenigstens eine

von ihnen, Königinnen sein, und mit Geschenken überhäuft werden, während sie hier Sklavinnen (!) seien, und ihr ganzes Leben hindurch Pataten, Mais u. s. w. anbauen müßten.

Aber all das verlockte weder die eine noch die andere. Darauf versuchte es der tapfere Engländer mit Drohungen und meinte, mit seinen Kanonen könne er uns alle, wenn es ihm nur beliebt, in Grund und Boden schießen u. s. w. Aber auch dieses Mittel versing so wenig, wie das erste. Endlich fragte er sie nach ihren Namen. „Wir haben keinen.“ „Wie nennt man Euch denn?“ „Hier nennt man uns Frauen.“ „Und wie heißen diese Kinder?“ „Die haben keinen Namen.“ „Aber wie nennt man sie denn?“ „Man nennt sie Kinder.“ Da nun mit den querköpfigen Frauen rein gar nichts anzufangen war, so entschloß er sich, sie in Ruhe zu lassen, und die beiden Prinzeßinnen blieben mit ihren Kindern da. Ich kam gerade wieder ins Haus; der Kapitän sah mißmutig drein. Er dachte sie zu fangen wie Mäuse in einer Falle und mußte nun unverrichteter Dinge wieder abziehen. Er redete dann ein Langes und Breites über die Verantwortung, die ich auf mich läde. Ich dankte ihm verbindlich für seine wohlgemeinten Ratschläge und fragte ihn, ob wir bald die Freude haben würden, die Freilassung unserer Mitbrüder zu erfahren. Er schwur sozusagen, sobald er wieder in Uganda sei, werde er sie entweder nach Bukoba oder hierhin zurückbringen. Da er mir sagte, sie hätten keine Decken, so erklärte ich mich bereit, ihnen solche zukommen zu lassen, was er auch annahm. Sogleich ließ ich sechs Decken und einen Hut — einer der Patres hat keinen mehr — in einen Sack packen und übergab Alles dem englischen Kapitän, der die Übermittlung versprach.

Ich lud da auf Herrn Kühn und den Kapitän zu unserem bescheidenen Mittagessen ein. Der Kapitän entgegnete, er habe alles Erforderliche mitgebracht. Auf mein Bitten nahm Herr Kühn gern an, und der Kapitän sah sich nun genötigt, ihm in unser Speisezimmer zu folgen, was ihm gar nicht besonders zu behagen schien. Er bat mich um Chinin, wovon ich ihm ein Fläschlein voll gab. Als er dafür bezahlen wollte, wies ich dies ab mit dem Bemerkten, daß Europäer in Innerafrika sich das Chinin nicht einander verkaufen. Er nahm es nun ohne Begehr an. Darauf belehrte ich ihn über den Preis der Stoffe, die er von einem Beamten Sewas kaufen wollte, und bewahrte ihn so vor einem Verluste von 2 Pfaster (Mt. 6,40) auf die Dora (Stück Baumwolle) wofür er mir sehr dankbar war. Nach dem Essen überkam den Vertreter der englischen Gesellschaft ein Fieberanfall, so daß er sich auf mein Bett legen mußte. Endlich gegen 3 $\frac{1}{2}$ Uhr nachmittags ging er in Gesellschaft des Herrn Kühn fort. Der Engländer hatte in Bukoba mit Mgr. Hirth gesprochen und sich wohl gehütet, Sr. Gnaden zu sagen, er gehe nach dem Süden, um die Mitnahme der beiden jungen Prinzen zu versuchen. Seitdem habe ich an Herrn Kühn geschrieben und ihm mein Erscheinen darüber ausgedrückt. Nächster Tage werde ich Lieutenant Langfeld auffuchen, der soeben aus Bukoba angekommen ist, und mir von ihm einige Punkte aufklären lassen.

Ein solches Vorgehen gegen uns scheint mir doch etwas gewaltthätig zu sein, da wir diesen Herren alle möglichen Dienste erwiesen haben und noch tag-

täglich erweisen. Nur infolge eines Mißverständnisses kann Herr Langfeld dem Kapitän Williams das in Rede stehende Schreiben mitgegeben haben."

Auf einem kleinen, unmittelbar vor Abgang der Eilboten geschriebenen Zettel giebt uns P. Hauttecoeur die neuesten Nachrichten aus Uganda, die hier folgen.

Kamoga, 7. April 1892.

Auf ihre wiederholten, dringenden Bitten sind die 6 Mitbrüder am 8. März in Freiheit gesetzt worden und nach einer zweiwöchentlichen, höchst beschwerlichen Reise in Kiziba angelangt.

Auf den Rat der Missionäre ist der König zur Annahme der harten, von den Siegern gestellten Bedingungen bereit. Er ist wieder nach Buddu abgereist. Als Vertreter der Katholiken ist Kimbugwe nach dem englischen Fort zum Abschluß des Friedensvertrages geschickt worden. Der hochw. Bischof hat die Patres Brard und Roche nach Kampala mit dem Auftrage gesandt, dort die wenigen aus dem Brande vom 24. Januar geretteten Habseligkeiten zu sammeln.

Uziba, 25. April 1892.

Der Protestantismus und die Hölle jubilieren. Der Krieg läßt sich nachgerade satanisch an. Allem Anscheine nach bestand die Hauptabsicht des Kapitän Lugard und seiner Protestanten darin, den Belehrungen zum Katholizismus, die hier zu Lande in so großartigem Maßstabe vor sich gingen, einen Riegel vorzuschieben.

Alle Kirchengewänder und heiligen Gefäße der Mission sind von den Protestanten gestohlen worden, und die Kelche und Ciborien dienen ihnen jetzt bei ihren Trinkgelagen.

Die Protestanten ließen ihre teuflische Wut ebenso an allen äußeren Abzeichen los, welche nur an die Fortschritte des Katholizismus unter den hiesigen Stämmen erinnern konnten.

Bevor unsere Missionäre die Eingebornen zur heiligen Taufe zulassen, müssen die Letzteren eine Vorbereitungszeit (Katechumenat) von vier Jahren bestehen. Am Ende des ersten Jahres erhalten die Katechumenen eine Medaille, und alle tragen dieselbe mit Stolz nach außen sichtbar. Nach zwei Jahren kommt ein Kreuz an die Stelle der Medaille, nach drei Jahren ein Rosenkranz und nach vier Jahren ein Skapulier. Die Katechumenen tragen diese Abzeichen stets nach außen sichtbar. Die Anzahl der Eingebornen, die dergestalt öffentlich ihre Sehnsucht nach der hl. Taufe an den Tag legten, war sehr groß geworden. In ihrer Wut haben nun die Protestanten den armen Leuten alle diese religiösen Auszeichnungen vom Halse gerissen und die Kreuze und Medaillen ihren Hunden an den Hals gehängt!

Kapitän Lugard mag sich seiner Großthaten rühmen! Mordthaten hat man begangen an Frauen und Kindern, Diebstähle und Entweihungen — und das Alles ist sein Werk! Ich fürchte wirklich, diese entsetzlichen Unthaten werden bald die Rache des Himmels oder sicher doch schreckliche Widervergeltung heraufbeschwören. Die Missionäre befinden sich augenblicklich mit 10000 Christen und Katechumenen in Uziba. Die Christen sind erbittert und die Katechumenen und Heiden

nicht minder. Hier fanden die Väter eine Bevölkerung von 30000 Schwarzen vor, von denen sie mit der größten Zuverlässigkeit aufgenommen worden sind. „Bleibet bei uns, hieß es, wir werden Euch verteidigen.“ Unglücklicher Weise ist man mit den Lebensmitteln elend daran. Die Missionäre und ihre Pflegebefohlenen haben zur Nahrung nur Bohnen und mitunter Bananen und als Getränk nur schlechtes Wasser.

Im ganzen Lande herrscht ein tiefer Groll gegen die Protestanten. Die Missionäre vermögen wohl die Christen im Zaum zu halten. Aber die nicht so geduldigen Heiden könnten den Engländern und ihren Spießgesellen ihre Unthaten noch schwer vergelten.

Damit müssen wir heute abbrechen. Erwähnen wollen wir aber, daß der in die Enge getriebene König sich den Räubern unterworfen hat und jetzt als „König“ ein Sklavenleben führt. Vier Siebentel des Landes ist den Protestanten zugesprochen, zwei Siebentel haben die arabischen Menschenhändler für ihre den Protestanten geleistete gute Hilfe erhalten, nur ein Siebentel, Buddu, steht den Katholiken zur Verfügung. Und das nennt man Kultusfreiheit! Hoffentlich wird die neue englische Regierung bald ein kräftiges Wort mitreden.

Afrikanische Post.

Zumbo (Zambezi), 21. März 1892.

Da ich seit meiner Rückkehr nach Afrika so lange geschwiegen habe und leicht für undankbar gehalten, und zum Nachteile der armen Zambezi-Neger vergessen werden könnte, so will ich von Zumbo aus abermals einige kurze Nachrichten senden, um die Leser mit der Lage und den Verhältnissen unserer neu zu errichtenden St. Claver-Station bekannt zu machen.

Wie Boroma so hat auch Zumbo, das über 700 Kilometer von Quilimane (fast in derselben Entfernung von Boroma, wie diese Station von Quilimane), südwestlich im Innern Afrikas liegt, eine sehr schöne und bedeutend wildromantischere Lage. Es ist von allen Seiten ringsum von hohen und sehr schön geformten Gebirgsketten umgeben und liegt nahe am Einflusse des Anunga in dem Zambezi. Es ist zwar die Menge und die Nähe der Gebirgsketten für Zumbo in dessen gegenwärtigen Verhältnissen wenig vorteilhaft, da dieselben von Negern verlassen und nur von wilden, reißenden Tieren bewohnt werden, und der König dieser Tiere, der kede afrikanische Löwe verläßt nicht selten seine Behausung auf den Gebirgen und kommt nach Zumbo, um hier unter den hilflosen Negern seine Beute zu suchen. Kurz nach unserer Ankunft in Zumbo hat dieser kühne Beherrscher des Waldes ganz in der Nähe des Ortes und am helllichten Tage eine Negerin samt ihrer kleinen schwarzen Tochter zerrissen und sich ein beliebtes Mahl bereitet. Wie Zumbo so ist auch die nächste Umgebung recht wildromantisch und wegen des einstens hier stattgefundenen regen Verkehrs und Treibens der zahlreichen Negerstämme höchst interessant. Überall stößt man auf Ruinen

längst verfloßener, besserer Zeiten, unter denen sich besonders die der einstigen Konvente und Kirchen auszeichnen. Freilich hat der Zeitraum von mehr als einem Jahrhunderte dieselben fast unkenntlich und unsichtbar gemacht, da riesenartige Bäume, üppiges Gesträuch und hohe Schlingpflanzen dieselben einschließen und überwuchern, aber sie gleichen und dienen dennoch als ebenso viele Grabsteine, die auf den Trümmern des einst in dieser Gegend blühenden christlichen Lebens, der Zivilisation der armen Neger und der Kultur des Landes, zum ewigen Vorwurfe und gleichzeitig zum Spott und zur Schande der Vernichter und Totengräber zurückgeblieben sind. Der giftige Sturm des Unglaubens, welcher in dem letztverfloßenen Jahrhunderte in Europa so manche segenspendende und heilbringende Einrichtung und Anstalt vernichtete, wehte mit höllischem Getöse und unheilbringendem Verderben auch nach Afrika und hat auch hier die schöne Erde Gottes verwüstet und in ein Thal der Thränen verwandelt. Tausende von armen Negern, die einstens durch die Mühen und Opfer der Missionäre zur Erkenntnis der Wahrheit gelangt, zivilisiert und belehrt waren, und unter deren väterlicher Leitung und Fürsorge ein geordnetes, glückliches Leben führten, sind abermals in den unglücklichsten Zustand der Verwilderung, des rohesten Aberglaubens und des finsternen Heidentumes versunken und in der ganzen Umgebung von Zumbo findet man außer den traurigen Ruinen auch nicht die geringste Spur einstiger Zivilisierung und christlicher Sitten und Gewohnheiten.

Als wir in Zumbo ankamen, hörte ich, daß sich hier das Grab des letzten Dominikaner-Paters, Frei Pedro, befindet, welches von den Negern noch stets in großer Verehrung gehalten werde, und daß außerdem eine Familie anzutreffen sei, welche ein wunderbar wirkendes Öl, das Öl des Frei Pedro, bereite und als wirksames Heilmittel gegen Rheumatismus verkaufe. Ich trachtete sobald als möglich mir über Beides nähere Kenntnis zu verschaffen und freute mich über die Anhänglichkeit der Neger an ihrem einstigen letzten Missionär; hoffte aber auch zugleich hierbei einige Spuren des einst verbreiteten Christentumes zu finden. Der seeleneifrige P. Frei Pedro, der in den letzten stürmischen Zeiten der Verfolgung und Ausrottung des Christentumes hier wirkte, hatte sich um die armen Zambezi-Neger überaus verdient gemacht. Er sorgte nicht bloß für deren ewiges Heil, sondern stand denselben auch in ihren zeitlichen Nöten väterlich bei, und rettete durch seine Fürsorge Tausende vom Hungertode. Er bewährte sich zugleich als ein sehr wohlthätiger Arzt und bereitete aus den hiesigen Pflanzen mehrere heilsame Arzneien, unter denen das „Frei Pedro“-Öl zur Heilung der Wunden, und namentlich der Sichts- und Rheumatismus-Krankheiten noch heutzutage unter den hiesigen Negern bekannt und verbreitet ist. Die Zubereitung dieses Oles soll nach der Aussage der hiesigen Neger ein Geheimnis des Frei Pedro gebildet haben, der dieser erst bei seinem Tode seinem treuen, schwarzen Sakristan anvertraut hat. Nach dem Hinscheiden des guten Paters erzeugte jenes Öl einzig und allein der im Besitze des Geheimnisses sich befindende Sakristan, welcher dieses dann auf seine Familie vererbte, welche dasselbe streng verwahrte und einem einzigen Sprößlinge mittelste. Gegenwärtig ist es ein Greis, dessen Alter schwer zu bestimmen ist, der dieses Öl bereitet.

Beim jüngsten Besuche, den mir der Greis hier abstattete, frug ich nach seinem Alter, worauf er zur Antwort gab, er wisse nicht, wann er geboren sei, aber es ist schon lange, sehr lange her, und er blickte nach den Bäumen, um gleichsam dort einen Vergleich für sein hohes Alter zu suchen. Von dem einst hier blühenden Christentume und von dessen heilsamen Lehren hat der Negergreis gar keine Ahnung und auch nicht die geringste Spur. Er bereitet das Öl nicht eben aus frommer, höherer Absicht, um seinen armen Mitmenschen hilfreich beizustehen, wie es der gute Frei Pedro that, sondern einzig und allein, um hieraus einigen Gewinn zu ziehen, da er dieses einst sehr berühmte und wunderbar wirkende Öl eben nicht billig verkauft; aber es scheint, daß mit der Gewinnsucht des Alten auch das Öl seine heilsame Wirkung verloren habe, sei es, daß der Greis die rechte Art der Zubereitung nicht mehr verstehe oder beobachte, oder was wahrscheinlicher ist, daß der liebe Gott demselben seine Heilkraft entzogen habe, da ja jede sündhafte Handlung, die hier in der Habgier und in der Ausbeutung des Nächsten besteht, stets den Verlust der Gnaden und des göttlichen Beistands mit sich führt. Ein portugiesischer Kaufmann aus Tete, der hier in Zumbo weilte und als Rheumatismus-Leidender vom Öle des Frei Pedro hörte, beeilte sich dieses Heilmittel anzuschaffen und kaufte drei Flaschen von demselben, jede im Preise von mehr als 30 Francs. Er machte wie er mir sagte, Gebrauch von demselben, ohne jedoch die gewünschte Linderung zu finden. Daß hier das Öl des frommen Frei Pedro leider kein Resultat erzielen konnte, sah ich sehr leicht ein, da sowohl der schwarze Apotheker als auch der nur äußerlich weiße Patient der Wirkung desselben große Hindernisse in den Weg legten, und es wäre wahrlich ein vielfaches Wunder, wenn dasselbe auch noch in dergleichen Verhältnissen gewirkt hätte.

Auch mit der Verehrung des Grabes des seeleneifrigen Frei Pedro verhält es sich auf gleiche Weise. Es ist darin auch nicht die geringste Spur von religiösem Gefühle und von höherer, übernatürlicher Dankbarkeit zu finden. Das Andenken an sein geistliches, religiöses Wirken als Glaubensbote, der ihnen den Weg zum Himmel zeigte und sie zu Kinder Gottes machte, ist längst verschwunden und vergessen und sie wissen nichts mehr von ihm, als daß er für das zeitliche Leben ihrer Vorfahren gesorgt und sie von Hungertode errettet habe. Sie ehren sein Andenken und sein Grab auf gleiche Weise, wie sie das mit ihren verstorbenen Häuptlingen thun. Sie tragen seinem Geiste, der in einem Löwen wohnt, recht fleißig Essen und Trinken auf sein Grab und nehmen besonders zur Zeit der Not ihre Zuflucht zu ihm, wie sie das allerorts am Zambezi zu den Geistern ihrer verstorbenen Häuptlinge praktizieren. Ob der selige Frei Pedro über den traurigen Verfall, über die Verwilderung und heidnische Verehrung seiner so heiß geliebten Neger nicht eher Mitleid und Schmerz als Freude empfinden mag, ist kaum zu bezweifeln. Doch ich bin überzeugt, daß sowohl der selige Frei Pedro als auch alle heldenmütigen Glaubensboten, die eine lange Reihe von Jahren unter den hiesigen Negern gewirkt, viel Mühsal und Leiden ausgestanden und selbst ihr Leben für deren Wohl geopfert haben, auch gegenwärtig derselben mit Liebe eingedenk sind und für diese im Himmel eifrig Fürsprache einlegen.

Die Seligen im Himmel erkennen es viel besser als wir, daß der Rückfall der armen Neger und all das Übel und Elend, was infolgedessen über die armen Zambezi-, Kongo- und andere Negerstämme, die einst schon bekehrt waren, gekommen ist, nicht den armen Negern, sondern den glaubenslosen Parteiführern im aufgeklärten Europa und deren teuflischem Bestreben zuzuschreiben ist. Obgleich das arme Afrika dem erleuchteten Europa gegenüber der dunkle Kontinent und schwarze Erdteil benannt wird, so hat dennoch gerade Europa das Licht des Glaubens hier ausgelöscht und abermals die Finsternis des rohen Aberglaubens und des wildesten Heidentums verbreitet. Der jetzige abermals heidnische Kongostaat und der ins rohste Heidentum tief versunkene Zambezi mit seinen einstigen christlichen Denkmälern sind hierfür der unleugbarste Beweis.

Bei einer Durchreise durch Mopen, das sich fünf Tagereisen oberhalb Quilimane befindet, gestand mir der dortige portugiesische Kapitän Mör (Befehlshaber), der mit ein paar Duzend schwarzer Soldaten Tausende von Negern beherrschte, daß es für die wilden Untertanen seines Distriktes nicht schwer wäre, in einer einzigen Nacht seine ganze Macht zu vernichten und sich abermals ganz unabhängig zu machen. Zum Glück aber fügte er hinzu, fehlt es den Negern an Fähigkeit, und sie fügen sich selbst da, wo sie bei einigem Nachsinnen leicht die Überhand gewinnen könnten. Die Neger bedürfen sie eines Führers und Leiters und können nur auf diese Weise zum thatkräftigen Wirken angeeifert werden. Gemäß den Prinzipien ihres Führers sind dann auch ihre Handlungsweise und ihre Thaten. Werden sie ihrer Führer und ihrer Ratgeber beraubt, dann fallen sie sehr leicht und bald von jeglicher Stufe der Zivilisierung und Bildung abermals in den tiefsten Abgrund der Unwissenheit und des Heidentums zurück. Einen untrüglichen Beweis hierfür liefert der Zambezi, wo einst Christentum und Zivilisation blühte, wo hunderte von heroischen Glaubensboten ihre Gesundheit und ihr Leben aufgeopfert haben, und wo gegenwärtig leider nur traurige Ruinen und wildes rohes Heidentum anzutreffen sind. Die wehrlosen Neger, ihrer geistlichen Väter und Lehrer beraubt, gleichen einer schutzlosen Herde ohne Hirten, die sich, abermals von Wölfen verfolgt, schnell in den Wäldern zerstreuten und in ihre vormalige Roheit und wildes Heidentum verfälen.

Wegenwärtig befinden sich diese Armen abermals in der Gewalt von heidnischen Negerfürsten, welche dieselben tyrannisch beherrschen und einzig und allein zur Befriedigung ihrer unersättlichen Habgier und ihrer niedrigen Leidenschaften ausbeuten. Es ist für uns Missionäre keine leichte Aufgabe, diese arg mißhandelten und zugleich überaus verblendeten Heiden neger abermals aus der Gewalt ihrer rohen Beherrscher und von ihren Vorurteilen und kraffen Aberglauben zu befreien. Unvergleichlich weit mehr als die sinnlichen Mohamedaner gestatten auch die in allerlei Laster tief versunkenen Negerhäuptlinge ihren verwilderten Untertanen alle Ausschreitungen, besonders gegen das 5., 6. und 7. Gebot und erreichen hierdurch, daß sie nicht nur jedes edlere Gefühl in den Herzen derselben töten, sondern sie auch zugleich zu jeglicher schändlichen Gräueltat fähig und bereitwillig machen. Es ist traurig zu sehen und es thut dem christlichen Herzen wehe, wenn es die Lage der armen heidnischen Neger, besonders

hier am Zambezi, betrachtet; hätte man ihnen ihre geistlichen Väter und Lehrer gelassen, so wären sie nie in jene traurige Lage versunken, in der sie gegenwärtig anzutreffen sind. Sie haben abermals keinen Begriff vom lieben Gott, keine Kenntnis vom jenseitigen Leben und wandern zu Tausenden und Millionen auf der Bahn des Lasters, den Weg zur Hölle! Wer wird wohl alles dies einst verantworten?! Gleiches gilt auch auf der Westseite Afrikas im Reiche des Kongo.

Ich will für jetzt meine ernsthaften Betrachtungen über den bedauernswürdigen Zustand Afrikas und dessen arme Bewohner nicht fortsetzen. Europa ist ja unter großen Opfern und mit aller Kraftanstrengung eifrigt bestrebt, den dunkeln Kontinent zu erleuchten und den armen Negern abermals hilfreich beizustehen. Wir Missionäre, die wir die Lage und Verhältnisse Afrikas und seiner schwarzen Bewohner recht gründlich und begründet kennen, wünschen nur eines, nämlich: daß diese Erleuchtung Afrikas hauptsächlich durch und im Lichte des Glaubens geschehe, da alle anderen Bestrebungen ohne diesem eitel und vergänglich sind. Ist der Neger Afrikas einmal für den wahren Glauben gewonnen und christlich zivilisiert, dann kann man seinem Worte trauen und überzeugt sein, daß er als guter Christ nebst dem Herrn des Himmels auch seine Nebenmenschen lieben und achten und nicht nur ein und das andere, sondern alle 10 Gebote Gottes getreu beobachten wird. Wie wichtig diese Missionsthätigkeit besonders unter den armen Negern ist, die stets der Führung und des Rates bedürfen, kann man am besten sehen, wenn man sich längere Zeit in Afrika aufhält und das Leben und die unheilbringenden Thaten betrachtet, welche die armen Heiden neger, bewußt oder unbewußt, in ihrer jetzigen traurigen Lage vollführen. Es fehlt ihnen zwar auch jetzt nicht an Führern und Ratgebern, aber leider sind diese nicht von Oben, sondern zum Unglück und ewigen Verderben der armen Neger gleichsam aus dem Abgrund der Hölle inspiriert. Mich Ihrem frommen Gebete empfehlend verbleibe ich ihr ergebenster Diener

P. Zimmermann, S. J.

Aus dem Vereinsleben.

Strasburg, 3. Aug. Wenige Abteilungen des Afrika-Vereins deutscher Katholiken werden so oft durch den Besuch und die Vorträge afrikanischer Missionäre erfreut, wie die hiesige. Der Grund liegt darin, daß weitaus die meisten dieser Pioniere christlicher Gesittung Söhne des Elsasses sind. So nahmen an der gestrigen 9. General-Versammlung nicht weniger als vier afrikanische Missionäre teil; P. Bauer, der berühmte Gründer der Mission von Bagamoyo, eine ehrwürdige Greisengestalt, ferner sein Freund P. Horne, der Superior der Mission von Mrogoro, P. Wieder, Superior der Mission von Joa Angola, und P. Albert. Der Letztere hielt einen kulturgeschichtlich hochinteressanten Vortrag über seine Missionsthätigkeit an der Goldküste, wobei Land und Leute in meisterhafter Weise geschildert wurden. Dann erzählte P. Wieder in äußerst humorvoller Weise seine Erlebnisse in Joa Angola, oft unterbrochen von stürmischer Heiterkeit. Beide Vorträge wurden durch eine Menge von afrikanischen Natur- und Kunst-

erzeugnissen, Waffen, Fettschen, Webe-Arbeiten u. s. w. illustriert, unter denen namentlich das Bett und die „Kleidung“ des Königs von Joa Angola großen Jubel erregten. Die Sammlung erhielt der Afrika-Verein zum Geschenk. Mit lautem Beifall begrüßt nahm dann P. Horne das Wort und schilderte in ergreifender Weise die Not der Schwarzen in Afrika, sowie den Glaubenseifer der Bekehrten. P. Horne hat, wie der Leiter der Versammlung, Dr. Barth, in einem Schlußvortrag bemerkte, auf seiner neulichen Rundreise durch Deutschland dem Afrika-Verein nicht weniger als 12000 neue Mitglieder zugeführt und die rührendsten Beweise von dem Opferfinn der deutschen Katholiken erfahren. Arme Arbeiter und Dienstmädchen brachten ihm ihre Schmucksachen und oft recht bedeutende Summen, und beschämten den Vater, der sie bat, das doch für den Fall einer Krankheit zurückzulegen, durch das Gottvertrauen, mit dem sie antworteten: die Schwarzen in Afrika seien noch ärmer als sie, und in Krankheiten werde Gott sie nicht verlassen, auch wenn sie nichts besäßen. In zündenden Worten forderte Redner dann die Versammlung auf, mit ganzer Kraft dafür einzutreten, daß die Väter vom hl. Geist, deren Unerfügung die Deutschen in Afrika sich so gern gefallen ließen, auch wieder in Deutschland zugelassen würden, und sprach die Hoffnung aus, daß die Mainzer Katholiken-Versammlung auch diese Forderung laut betonen werde. Mit einem dreifachen Hoch auf die anwesenden Missionare wurde die zahlreich besuchte Versammlung geschlossen.

Wir entnehmen diesen Bericht aus der „Köln. Bztg.“ Es wäre uns weit angenehmer und jedenfalls der Sache auch dienlicher, wenn uns über alle derartige Versammlungen ein möglichst interessanter Bericht zugesandt würde. Unseres Erachtens nach hat das Vereinsorgan einen Anspruch darauf. Man sollte deshalb, sobald eine solche Versammlung veranstaltet wird, seitens des Vorstandes auch sofort feststellen, wer den Bericht für „Gott will es“ zu liefern habe. Wir übernehmen gern die Verpflichtung, alle Nachrichten, die uns aus dem Vereinsleben zugehen, soweit sie überhaupt der Sache dienen können, aufzunehmen, werden aber von jetzt ab keine derartigen Mitteilungen mehr aus anderen Blättern nehmen. Den sehr verehrlichen Vorständen der Diözesan-Vereine möchten wir auch das Beispiel Paderborns und Münsters zur Nachahmung empfehlen. Diese veröffentlichten in regelmäßigen Zeiträumen die Liste der bei ihnen eingegangenen Gaben.

Mannigfaltiges.

Im **Missionshause St. Gabriel** in Mödling bei Wien vollzog sich letzter Tage eine erhebende Feier. Der hochw. Herr Generalvikar Erzbischof Dr. Angerer hatte die Güte, einer Bitte des Hausobern Herrn Rektors Johannes Janssen von Steyl zu willfahren und in der Kapelle des Hauses vierzehn Alumnus die Tonsur und die niederen Weihen und dreizehn Minoristen die Subdiakonats- und Diakonatsweihe zu erteilen. Schon der Vorabend des Festes hatte eine Anzahl Besucher herbeigezogen, welche der Gelübde-Ablegung eines der Kleriker, eines Rechtsanwaltes, der sich nach langjähriger Praxis dem Dienste des Herrn weihte, beiwohnten. Die übrigen Kleriker erneuten bei dieser Gelegenheit ihre schon früher abgelegten Gelübde. An den beiden folgenden

Tagen traf der hochw. Herr Erzbischof gegen 7 Uhr früh in St. Gabriel ein und begab sich sogleich in die Hauskapelle, um die heiligen Funktionen vorzunehmen. Sie vollzogen sich in würdevoller Feierlichkeit, zur Erbauung der Hausbewohner und der zahlreich herbeigeströmten Fremden. Möge es dem Missionshause vergönnt sein, noch recht oft solche festliche Tage zu begehen!

Ein letzter Brief. Eine Woche vor seinem Tode hat der am 10. Juni im Gefecht bei Moschi am Kilimandscharo gefallene Kompagnieführer der deutschen Schutztruppe, Freiherr von Bülow, einen Brief an einen in Berlin wohnenden Offizier gerichtet, der mancherlei interessante Einblicke in ostafrikanische Verhältnisse gewährt. Wir geben deshalb folgende Auszüge wieder:

„Sie werden es wohl, wenn dieser Brief bei Ihnen eintrifft, recht warm haben. Anders ich. Neulich an einem heißen Tage hatte ich hier 16 Grad R. zu Mittag. Als ich am 29. Februar die eine Spitze des Kilimandscharo bestieg, hatte ich an einem Tage Eis und Palmen. Augenblicklich übe ich meine Kompagnie fleißig. Ich habe die 1. Kompagnie. Leider habe ich nie die ganze über 200 Mann starke Kompagnie zusammen, sondern muß eben mit den Kräften, die mir zur Verfügung stehen, prügeln, so gut ich kann. Meine Sudanesen sind aber gute, tüchtige Soldaten. Ich bin sehr froh darüber, denn in wenigen Tagen werde ich meine Kompagnie gegen den mächtigsten Häuptling des Kilimandscharo führen, der mir an Zahl wohl zwanzigfach überlegen ist. Doch das ist mal so unser Loos. Wir kämpfen oft da, wo nur völliger Untergang oder Sieg zu erwarten ist, und kein Hahn kräht danach. Der Häuptling Meli, der mich schon erwartet, hat vor, mich an einem äußerst unangenehmen Gebirgspass zu überfallen. Was nicht niedergemacht wird, fällt in den Abgrund. Meine taktische Ausbildung beruht auch nur auf der Praxis und der Fall ist schwierig. Der Weg zu Meli führt eben mal durch den Paß. Aber einen alten Augustaner soll der Herr schon nicht fangen. Nebenbei hat mir Herr Meli schon sagen lassen, daß er die Absicht habe, mich zu schlachten. Meinethalben. Auch das Eigentum der Station hat er schon unter sich und seine Bundesgenossen verteilt. Meine Soldaten exerzieren und schießen recht gut, es sind brave Leute, und ich denke, ich werde mich nicht umsonst auf die guten schwarzen Kerls verlassen. Auch ein Schnellfeuergeschütz wandert mit der Kompagnie. Die ganze Sache setzt sich ungefähr, da ein Arzt und ein Leutnant zur Zeit noch fehlen, so zusammen: Drei Büge. Zugführer, 1 Leutnant und 2 deutsche Unteroffiziere, 1 Geschütz, 1 Lazarettgehilfe und so und so viele Träger, welche das Geschütz (zerlegt), Geschützmunition, Gewehrmunition, Zelte, Kochgeschirr u. auf ihren wertvollen Köpfen tragen. Ein Unteroffizier (Deutscher) mit 30 Mann hält die Hauptstation Itungu im Pare-Gebirge, 1 deutscher Feldwebel mit 20 Mann hält Massinde, dann sind Posten in Kistwani und Manamata, einige Leute unterwegs mit Post, so daß also dem armen Kompagnieführer sehr wenig übrig bleibt, um zu fechten. Über Mangel an Abwechslung kann ich mich nicht beklagen. Es giebt jeden Tag etwas Neues. Außer meinen Geschäften als Kompagnieführer bin ich noch stellvertretender kaiserlicher Kommissar für das Kilimandscharo- und Pare-Gebiet und habe als solcher auch genug zu thun.

Dann habe ich noch in Tanga ein kleines Gut mir angeschafft, auf dem ich eine Kalkbrennerei habe. Ich lasse Baumwolle, Kokospalmen u. s. w. pflanzen. Auf dem Meere habe ich einige Fahrzeuge, welche den Verkehr zwischen meiner Insel Zamba bei Tanga und meinem Hafengrundstück vermitteln. Wenn mir einmal die ewige Lauferei zu viel wird, dann setze ich mich still auf meine Insel und treibe dort Ackerbau und Viehzucht. Wer erst, wie ich, sieben Jahre in Afrika gesehnen hat, dem behagt das europäische Klima nicht mehr, der bleibt in Afrika, nota bene, wenn ihn Niemand totschlägt. Noch eins: Am 7. April sah ich das erste Doppelnashorn dicht bei mir und kam auf Büffel zu Schuß. Und — last not least — am 10. April, 10 Uhr 45 Minuten Vormittags, sah ich den ersten Löwen in der Freiheit. Bevor ich zu Schuß kam, war das Tier im Busch. Ich ging dem Vieh mit einem Sudanefen-Offizier, zwei Soldaten und einem Diener nach — die andern hatten keine große Lust dazu, konnte aber das Tier nicht mehr sehen. So mußte ich leider unverrichteter Sache wieder abziehen. Nur eines weiß ich jetzt, daß, wenn man einem solchen Tier plötzlich gegenübersteht, man nicht an Gefahr, sondern nur an das Erlegen des Tieres denkt. Mit Nashörnern kam ich noch später in Berührung. Unten in der Ebene, drei Stunden von hier, kann man unangenehme Begegnungen mit Nashörnern haben, wie vor einigen Tagen einer meiner Unteroffiziere, der — nie mehr allein in der Ebene auf Jagd gehen will. Ihr Anerbieten, mir, wenn ich etwas brauche, etwas zu besorgen, ist sehr liebenswürdig von Ihnen. Ich werde, wenn ich wirklich einmal etwas nötig habe, mich an Sie wenden. Auf der Hauptstation habe ich genug — hier ist jetzt Schmalhans Küchenmeister und jetzt auch Kellermeister. Auf der Hauptstation hab' ich herrliches Pfungstädter Bock-Wein, und hier lebe ich von Wasser und Thee. Also in einigen Tagen werde ich ein voraussichtlich sehr ernstes Gefecht haben. Grüßen Sie die Kameraden von ihrem Kameraden Freiherrn v. Bülow."

Ein schwerer Verlust ist der am 2. Juli in Njeseji am Viktoriassee erfolgte plötzliche Tod des Barons Fischer von Nagy-Szalotnya. Zugleich mit dieser Trauerbotschaft lief die Meldung ein, daß Lieutenant Meyer bei den weiteren Gefechten in der Umgegend von Tabora eine leichte Verwundung davongetragen hat, die Expedition aber jetzt unbeeinträchtigt in Tabora liege. Der verstorbene Baron Ludwig Fischer v. Nagy-Szalotnya war geboren am 28. Februar 1855 zu Pavia als Sohn des k. k. österreichischen Oberst Alexander Freiherr Fischer v. Nagy-Szalotnya und der Reichsgräfin Elisabeth Serényi de Kis-Serényi. Durch Professor Dr. Schweinfurth erfuhr er von der Ausrüstung der Vor-Expedition des deutschen Antisklaverei-Komitees im Sommer 1891, trat zunächst als Freiwilliger in dieselbe ein und wurde nach dem plötzlichen Tode des Führers derselben, des Bauinspektors Hochstetter mit der Leitung derselben beauftragt. Dieses Auftrages hat er sich mit größtem Geschick und bestem Erfolg entledigt, bis ihn der Tod an den Ufern des Viktoriassees plötzlich und unerwartet ereilte.

Gravenreuth-Denkmal. Für das dem gefallenen Hauptmann Frhrn. v. Gravenreuth in Kamerun zu errichtende Denkmal sind an Beiträgen bis jetzt

7725 M. eingegangen. Mit Zustimmung der Familie des Verstorbenen ist die Herstellung des Denkmals dem Professor v. Miller, Erzgießerei in München, übertragen worden. Hr. v. Miller hatte, dem D. Kolonialblatt zufolge, die Ausführung des Denkmals in der Weise vorgeschlagen, daß sich ein Postament aus kararischem Marmor auf zwei Stufen erheben soll, auf dessen Vorderseite das Medaillon des gefallenen Frhrn. v. Gravenreuth in Bronze, umgeben von einem Lorbeerkranz in Bronze, angebracht ist. Auf dem Postamente ruht in sitzender Stellung ein Löwe („Löwe der Küste“), mit erhobenem Kopfe in die Ferne sehend und mit den Vorderpfoten die deutsche Kriegsflagge schützend, welche sich zum Teil über dem Postamente entfaltet. Das Ganze wird eine Höhe von etwa 3,60 Meter erhalten und daher von weiter Ferne gesehen werden können. Die Ausführung des Denkmals in der vorgeschlagenen Weise durch den Professor v. Miller wird ein an Größe und Schönheit des Verstorbenen wie unseres Vaterlandes würdiges Monument schaffen.

Vom Kilimandscharo. Nach einer langen Pause von mehr als 14 Tagen hat der Telegraph berichtet, daß der Kompagnieführer Johannes mit seiner Vortruppe von nahezu 100 Mann die völlig unversehrte Kilimandscharo-Station bei Marangu ohne jeden Kampf besetzt hat. Das wirkt ein Licht auf die Zustände an jenem Gebirgskopf. Zunächst hat Chef Johannes mit seiner Kompagnie den Marsch von 300 bis 400 Kilometern bemerkenswert rasch gemacht; er kam am 20. Juni mit seinen Leuten in Tanga an und schon am 29. Juli, also nicht viel als einen Monat später, hatte er die Hauptstation am Gebirge erreicht. Das war nur möglich dadurch, daß die Bevölkerung auf dem Wege dahin sich ruhig verhielt. — Unsere Missionare befinden sich in Sicherheit, mußten sich von Melli aber Brandschäden lassen.

Vom Tanganika-Lualaba und den aufständischen Arabern kommen zahlreiche Nachrichten aus Brüssel. An erster Stelle steht die Thatsache, daß eine Anzahl von Europäern, welche mit der Expedition Hodiester dahin kamen, getötet, eine größere Anzahl derselben verwundet worden sind. Dies ist der erste Fall, daß die Araber in jener Gegend so gewaltsam gegen die Europäer vorgehen; selbst als die Araber 1886 die Fallsstation verbrannten, kam der Engländer Deane nur dadurch um, daß er auf der Flucht von einem Felsen abglitt und im Kongo ertrank. Der Aufruhr und der Kampf ist also ein sehr ernster, er erinnert an den Araberaufstand in Deutsch-Ostafrika vor zwei Jahren und ist auch nur als eine Fortsetzung desselben anzusehen. Die Araber sehen sich in ihren Lebensbedingungen bedroht und setzen alle Rücksichten bei Seite, zumal sie mit Europäern dort noch nicht in einen offenen Kampf gekommen sind. Die einzigen Handelsartikel, welche sich in jenen Gegenden noch lohnen, Sklaven und Elfenbein, sollen ihnen genommen werden, das können sie nicht ertragen. Die schon besser unterrichteten Vertreter Tippu-Tips, sein Sohn Sefu und sein Neffe Raschid mit ihren Leuten halten sich fern von dem Kampfe, obwohl Tippu-Tip in Sansibar seine Unzufriedenheit mit den Belgiern vielfach und kräftig zu erkennen gegeben hat. Möglicherweise finden die bedrängten Belgier in den Niederlassungen der Leute Tippu-Tips noch einigen Schutz. Hodiester hatte sowohl am Laufe des Vomami, als

des Qualaba eine Anzahl von Handelsfaktoreien errichtet, und in den meisten derselben nur einen europäischen Vertreter zurückgelassen. Auch diese Stationen, welche so recht in das bisher den Arabern allein gebliebene Handelsgebiet hineingeschoben worden sind, scheinen zunächst angegriffen und zerstört worden zu sein, wobei ihre Leiter wohl den Tod fanden. Hodster, der Chef, soll ebenfalls tot sein.

Zur Lage in Dahomey schreibt man aus Paris, 24. Juli: Im Marineministerium glaubt man, daß sich die Lage in Dahomey erheblich gebessert habe. Oberst Dodds hat gegenwärtig seine Truppen vollständig in der Hand, er hat durch dieselben eine Reihe von Kommunikationen herstellen lassen und die einzelnen Abteilungen sind nunmehr zu einem einheitlichen Körper verbunden und von festem Vertrauen zu ihrem Führer erfüllt. Oberst Dodds hat an König Behanzin die Aufforderung gerichtet, das linke Ufer des Ueme und die Umgebung von Kotonu zu räumen. Der König hat dieses Verlangen in einem höchst seltsamen Briefe zurückgewiesen, worauf der Oberst seine Vorposten weiter vorschob. Als die Dahomiten dies bemerkten, zogen sie sich langsam zurück, und den Franzosen wurde hierdurch die Möglichkeit geboten, sich mit einigen Vasallen des Königs von Dahomey in Verbindung zu setzen, die dem gegenwärtigen Kriege abhold und durchaus nicht gewillt sind, den Kampf gegen einen weitaus stärkeren Gegner, dem sie schließlich unterliegen müssen, aufzunehmen. Nach der ersten ernstlichen Niederlage dürfte wohl Behanzin Frieden anbieten, sobald jedoch die französischen Truppen das Land wieder verlassen hätten, würde er ohne Zweifel seine Einfälle wieder von Neuem beginnen. Hier ist man jedoch entschlossen, sich nicht mehr auf den guten Willen des Königs zu verlassen, sondern will ihn ein für allemal bändigen. Die Operationen scheinen an Ausdehnung zu gewinnen. Man hat 3000 Träger eingeeilt und ernste Vorbereitungen zu einer energischen Offensive getroffen. Oberst Dodds hat die ausgedehntesten Vollmachten. Wenn es notwendig werden sollte, wird er nach Abomey, der Hauptstadt Behanzins vordringen. Allerdings wurde bisher schon so viel Zeit verloren, daß der Feldzug innerhalb der trockenen Jahreszeit, d. h. noch im Laufe des Oktober, kaum beendet werden dürfte. — Hoffentlich wird es endlich ernst.

Über die kleine Ferida, die Tochter Emin Paschas, die in Bagamoyo zurückgeblieben ist, wird der Zeitschrift des Deutschen Frauenvereins für Krankenpflege in den Kolonien, „Unter dem roten Kreuz“, von zuständiger Seite berichtet, daß sie sich in letzter Zeit recht erholt und ihr früheres sehr schüchternes Wesen fast ganz verloren habe. Sie trägt jetzt europäisches Kleidchen und Hut. Das Köpfchen ist geschneitelt, das krause Haar, wohl mit vieler Mühe, entwirrt und in ein Zöpfchen geflochten. Wenn man ihr sonst in den Straßen begegnete, zog sie mit ihrer immer weiß verschleierten Erzieherin und großem Gefolge von Skabinnen und deren Kindern durch die Stadt, jetzt spaziert sie meist nur mit den Kindern des Dolmetschers, Herrn Mariano, bei dem ihr Vormund, der Bezirkschef von Tanga, Herr von St. Paul Maire, sie in Pflege gegeben; gewöhnlich trägt sie ihre Puppen, auch wohl ein kleines Täschchen oder Körbchen, am Arm. An die europäische Lebensweise sich zu gewöhnen, hielt ziemlich schwer, da ihr schwacher, durch die arabischen Säu-

teiten verwöhnter Magen sich zuerst mit der nahrhaften Kost nicht abzufinden vermochte. Aber, wie bereits anfangs erwähnt, geht es ihr jetzt in allem vortrefflich.

Die Kongo-Eisenbahn ist bis zu einem wichtigen Abschnitte vollendet worden. Bekanntlich ist der erste Abschnitt auf einer Strecke von 50 km der schwierigste der ganzen Linie, er macht nicht nur die bedeutendsten Erdbewegungen und Kunstbauten nötig, sondern dort muß auch die größte Brücke gebaut werden. Diese Brücke über den Mpozo ist nun fertiggestellt und am 9. Juli dem Verkehr übergeben worden. Der eiserne Überbau derselben hat eine Öffnung von 60 Metern Weite, sie ist 8 km von Matabi, dem Anfangspunkte, entfernt, und nunmehr ist die Bahn bis auf 17 km fertig. Weiter darüber hinaus wird an zwei Stellen schon gearbeitet, nämlich bei Kilometer 35 und 94; am 6. September geht von Antwerpen wieder eine Menge Material ab.

Über die Wassertiefe des Viktoriasees macht der Afrikareisende Dr. Baumann in einem an die Ausführungskommission der deutschen Antisklavereiloterie gesandten Bericht über seine Expedition folgende Mitteilungen: „Die Peilungen haben zweifellos ergeben, daß der Speke-Golf, obwohl wahrscheinlich ein leichter Teil des Viktoriasees, für Fahrzeuge von 2 Meter Tiefgang vollkommen schiffbar ist. Die nächste Umgebung von Katoto ist allerdings durch die Kuwaramündung stark versandet: bis $\frac{1}{2}$ Kilometer vom Ufer erreicht die Wassertiefe durchschnittlich 1 Meter, dann folgt eine 2–3 Kilometer breite Zone mit Wassertiefen von 1,75 bis 2 Meter, von da sind größere Tiefen von 4–6 Meter vorherrschend. Das genannte Gebiet ist jedoch eine Ausnahme: sonst überall im Speke-Golf, wo die Hügelzüge bis nahe an den See treten, fand ich an der Küste bis auf durchschnittlich 200 Meter Entfernung Tiefen von 2– $2\frac{1}{2}$ Meter, weiter außerhalb meist bei 7 Meter keinen Grund und nirgends leichte Stellen. Im Golf von Butumbi findet man Wassertiefen von 7–10 Meter bis knapp an das Ufer. Lieutenant Langhe'd hat Lotungen in der Richtung gegen Bukoba und in der Umgebung dieser Station ausgeführt und überall genügende Wassertiefen bis ans Ufer gefunden.“ Nach Ansicht des Dr. Baumann ist darnach der Viktoriassee für einen Dampfer von 2 Meter Tiefgang fahrbar. Dagegen ist Brennholz in größeren Mengen sehr schwer erhältlich, und deshalb würde ein großer Dampfer den geringen Holzvorrat des Landes in wenigen Jahren erschöpfen. Daher würden nach Ansicht von Dr. Baumann eine Dampfmaschine und einige Segelbote für den See genügen.

Bücherschau.

Das Weimarer Geographische Institut, das die Pflege der Kartographie Afrikas zu einem Hauptarbeitsfelde seiner Tätigkeit gemacht hat, teilt uns mit, daß in diesen Tagen in seinem Verlage die erste Nummer einer neuen Zeitschrift erscheinen wird, unter dem Titel „**Afrikanische Nachrichten**“. Das wöchentlich einmal erscheinende Blatt widmet sich ausschließlich der Länder- und Völkerkunde Afrikas, mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Interessen; sein Hauptziel ist, in einer wöchentlichen Rundschau über alle Vorgänge auf geographischem und kolonialpolitischem Gebiete, soweit sie Afrika betreffen, eine

übersichtliche, schnelle und zuverlässige Orientierung zu geben. Das Blatt soll vollständig unabhängig und unparteiisch, sowohl gegenüber der Regierung wie gegenüber den Kolonialvereinen und afrikanischen Unternehmungen sein.“ Wir werden nach Erscheinen darauf zurückkommen. Hoffentlich wird das Blatt auch gegenüber den verschiedenen Konfessionen unparteiisch sein.

Als im Jahre 1885 das dreibändige Werk Hugo Zöllers über seine Forschungsreisen im Kamerungebiete erschienen, war dieses deutsche Schutzgebiet, das vielleicht unsere beste und einträglichste Kolonie wird, in den weitesten Kreisen noch völlig unbekannt. Seitdem haben zahlreiche deutsche Offiziere und Gelehrte das Land im Süden und im Norden, bis weit in das Innere gründlich durchforscht und namentlich das reiche Hinterland aufzuschließen versucht. Eine zusammenfassende, übersichtliche und eingehende Darstellung dieser neuen Forschungen und Entdeckungen hat bisher gefehlt. Um so größeres Interesse dürfte, weit über unsere kolonialen Kreise hinaus, das Werk finden, das demächst Premier-Lieutenant Morgen über seine beiden Reisen im Kamerungebiete während der Jahre 1889—1891 herausgeben wird. Der jetzt im Auswärtigen Amt beschäftigte kühne Offizier hat auf seinen Reisen besonders Glück gehabt; er hat den Lauf des mächtigen Sudansflusses entdeckt, tief im Innern des Landes die Station Kaiser Wilhelmsburg gegründet, unter großen Gefahren Adamaua von Süd nach Nord durchqueren und vor allem die Sperre der auf ihr Handelsvorrecht eifersüchtigen Küstenneger durchbrochen. Seine Reisebeschreibungen werden durch treffliche Zeichnungen des Malers Hellgrewe ergänzt werden; ebenso wird dem Werk eine Karte beigelegt, zu welcher nicht allein die Ausnahmen des Reisenden, sondern alles bisher vorhandene Material verwandt worden ist; sie wird somit die vollständige Geländedarstellung Kameruns und seines Hinterlandes der Öffentlichkeit übergeben.

Wegen Raum Mangels werden die milden Gaben im nächsten Heft veröffentlicht.

Dem Gebete der Missionare und ihrer Zöglinge empfehlen wir alle uns angemeldeten frommen Anliegen, sowie die Seelen der Verstorbenen aus unserem Leserkreise.

Briefkasten der Redaktion.

Wilh. K. in Swerth: Brief an Sie kam als unbestellbar zurück, da Straße und Hausnummer fehlt. — **A. in C.:** Die nächste Expedition von Missionaren und Schwestern reist am 5. Oktober nach Kamerun. Wer Gaben, Kleidungsstücke oder dergl. mitgeben will, sende alles an die Redaktion dieses Blattes in Münster in W. — **B. B.:** Ein Gelehrter in Prag wünscht Käfer und dgl. aus den Kolonien gegen gute Vergütung zu erwerben. — Herr **Dr. Warnke** in **Rothenkirchenbach:** Ihre „Berichtigung“ hält sich wenig in dem preßgesetzlichen Rahmen; trotzdem wird es uns ein besonderes Vergnügen sein, dieselbe in der nächsten Nummer abzu drucken und natürlich wieder zu berichtigen. Für dies Heft kam sie zu spät. Alle größeren Einsendungen müssen 14 Tage vor Ausgabe eingelaufen sein. — **Nach B.:** Leider zu spät für dies Heft. Besten Dank und Gruß!

(Schluß der Redaktion am 29. August.)

Verantwortlicher Redakteur: W. Helmes in Münster i. W. — Druck und Verlag von H. Hoffarth in M. Gladbach.

Gott will es!

Die 39. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands

hat eben in Mainz getagt. Über unsere Bestrebungen hat sich diese bedeutendste Versammlung der Vertreter des katholischen Volkes in folgenden Worten ausgesprochen:

„Der Wunsch und das Bestreben des Hl. Vaters, den tief erniedrigten heidnischen Bewohnern des dunkeln Weltteils die Wohlthaten des Christentums und wahre Zivilisation zuzuführen, veranlaßt die Generalversammlung der Katholiken Deutschlands die werthtätige Unterstützung der verschiedensten katholischen Missionsgesellschaften, welche sich in den Dienst dieser Bestrebungen gestellt haben, auf's Wärmste zu empfehlen. Insbesondere erkennt die Generalversammlung im Afrika-Verein deutscher Katholiken die geeignete Organisation zur Unterstützung derjenigen Missionsgesellschaften, welche so segensreich im Deutschen Schutzgebiete Afrika's wirken, und empfiehlt die Ausbreitung und den Beitritt zu genanntem Verein.

Diese Anerkennung hat unser Streben ehrlich verdient. Der Afrika-Verein ist einer der wichtigsten Vereine, seine Bestrebungen, die deutschen Kolonien so viel als möglich für den Katholizismus zu gewinnen, haben eine hervorragend große Bedeutung. Wir müssen deshalb streben, zu immer größerer Wirksamkeit zu gelangen. So viel wir auch erreicht haben, das läßt sich nicht leugnen, genug ist es noch lange nicht. Andere Vereine, die allerdings auch länger bestehen, übertreffen uns unendlich weit an Einnahmen. Wir wollen hier nur feststellen, daß z. B. der Bonifazius-Verein in der Diözese Münster im letzten Jahre eine weit größere Einnahme hatte, als der Afrika-Verein in ganz Deutschland. Ohne Zweifel werden an die Börse der Katholiken sehr hohe Ansprüche gestellt, aber es werden ja von uns auch keine großen Summen von dem Einzelnen gefordert. Was wir Katholiken in Deutschland freiwillig für religiöse Zwecke thun, reicht lange nicht an das heran, was unsere Glaubensgenossen in jenen Ländern leisten müssen, wo ihnen alle Kosten für Kirche und Schulen obliegen. Wir wollen nur Amerika nennen.

Wir haben nun die Erfahrung gemacht, daß unsere Katholiken zum größten Teile recht gern geben, wenn Ihnen die betreffende Sache recht warm ans Herz gelegt wird. Das aber muß geschehen, sei es

durch das lebendige Wort, sei es durch entsprechende Schriften. Ja, wenn wir, wie so häufig, uns berichten lassen müssen, daß in einer Gemeinde seit Jahren der Afrika-Verein keine Versammlung hatte, daß die Vereinschrift „Gott will es“ nicht zirkuliert, daß nicht einmal die Beiträge regelmäßig eingezogen werden, dann wundern wir uns über nichts mehr. Wenn man oben anfängt lau zu werden, so friert unten das Interesse zu Eis.

Wir haben dies Thema nur ungern berührt, aber wir halten es für nötig, denn wir wollen, daß unsere Sache gedeihe, daß unsere Missionen vorwärts kommen. Der Afrika-Verein, an dem unser hl. Vater ein so reges Interesse nimmt, der an unsern großen Windthorst einen so lebhaften Verteidiger fand, der sich zum Ziel gesetzt hat, Millionen Unglücklicher zum Lichte des Glaubens und zur Freiheit zu führen, soll sein Ziel auch erreichen, er soll nicht sein Dasein mühsam hinschleppen, er soll wachsen und immer Größeres leisten. Dazu heißt es aber: alle Mann auf Deck! Jeder muß an seinem Platze thätig sein und keine Gelegenheit vorübergehen lassen, um anregend zu wirken.

Was ist denn in dieser Beziehung geschehen? Sehr wenig. Man kann sie leicht zählen, die Städte und Ortschaften, wo regelmäßig wenigstens im Jahre eine Versammlung abgehalten wird. Und was geschieht zur Verbreitung der einschlägigen Schriften? Von Seiten der Vorstände vielfach sehr wenig oder gar nichts. Nicht von Allen gilt das, aber die Ausnahmen bilden ein gutes Beispiel für die übrigen. Wenn die Agitation vernachlässigt wird, so geht's eben nicht. Wir selbst haben in diesem Jahre einen speziellen Kalender herausgegeben, welcher lediglich den Afrika-Verein und die in Afrika wirkenden Missionen fördern will. Wir haben diesen Kalender den verehrlichen Vorständen der Zweigvereine mit 50 % Rabatt angeboten, damit er leicht verbreitet werden könne und noch Überschuß für die Kasse ergebe. Was war denn bis jetzt der Erfolg? Wir wollen darüber schweigen. Viel, sehr viel haben wir von dem Kalender bereits abgesetzt, ihn zu Hunderten an viele eifrige Freunde unserer Sache versandt, aber wenig noch an jene Stellen, deren erste Aufgabe es wäre, das Interesse für unsere Sache durch Wort und Schrift zu fördern. Und dies Interesse ist in der großen Masse des Volkes noch so gering, es ist heute leider geringer, als es war zur Zeit der Gründung des Afrika-Vereins, es wird

nicht wachsen, sondern es wird noch mehr abnehmen, wenn wir nicht alle Anstrengungen machen, es neu zu beleben.

Nehmen wir uns ein Beispiel an anderen Konfessionen. Vergleichen wir einmal die Summen, welche unseren Missionaren zufließen, mit jenen, die den andersgläubigen zur Verfügung stehen. Was wir dann sehen, ist wenig tröstlich. An heldenmütigen Männern und Frauen, welche Gut und Blut für die Befehung der Neger zu opfern bereit sind, hat es der katholischen Kirche zu keiner Zeit gefehlt, es fehlt ihr auch heute nicht daran; woran es fehlt, das ist das Geld, der armselige Mammon, ohne den nun leider einmal nichts zu machen ist, am wenigsten in Afrika. Errichtung und Unterhalt von Missionsanstalten kosten Geld, und selbst die armen Menschen, denen das Wort Gottes gepredigt werden soll, kosten Geld: sie müssen zumeist zuvor losgekauft werden aus der Sklaverei, sie müssen bekleidet und ernährt werden. Und das alles soll der Afrika-Verein bestreiten mit einer jährlichen Einnahme, die in diesem Jahre schwerlich 200 000 Mark übersteigen wird. (Sie betrug am 26. Juli erst 61 378 M. 82 Pfg.!) deshalb noch einmal, sehen wir alle unsere Kräfte ein, daß das Werk, was wir begonnen haben, voranschreite. Wo es aber nicht möglich ist, die Opferwilligkeit der Katholiken für diesen Zweck in Anspruch zu nehmen, ohne andere Interessen, andere fromme Zwecke zu benachteiligen, da bedenke man, daß unsere deutschen Gebiete uns vor allen auswärtigen Missionen am nächsten liegen. Es wäre politisch vor allem eine Thorheit, wollten wir eifrig für die Mission fremder Gebiete in Amerika, Asien u. s. w. sorgen, unsere deutschen Kolonien aber in den Händen des Islams und Heidentums lassen, oder sie dem Irrglauben ausliefern. Es wäre ja eine schöne Sache, wenn wir die Mittel hätten, um alle Welt glücklich zu machen. Wir haben sie aber nicht, wir müssen uns nach der Decke strecken, und diese reicht noch nicht einmal hin, um außer unseren inländischen Missionen auch noch jene von Deutsch-Afrika und der Südsee genügend einzuhüllen. Begnügen wir uns also damit, unseren Boden zu bebauen, und lassen wir anderen Nationen das Übrige, wenn es nicht anders geht.

Der Neger unter dem Islam. *)

Die schlimmen moralischen Grundsätze des Islam sind die zweite Hauptursache des traurigen Zustandes der Neger in Afrika und Asien. Der Muhamedanismus erlaubt und begünstigt einmal die Sklaverei, und zwar zu dem doppelten Zweck, um die Neger seiner Herrschaft unterwerfen, und sodann um sie zu Werkzeugen der Leidenschaften seiner Anhänger und zu Arbeitstieren herabwürdigend zu können. Es werden deshalb jährlich wenigstens 100 000 Neger geraubt und aus ihrer Heimat fortgeschleppt. Aber auch in den Negerländern selbst sucht der Islam mit nicht geringerem Eifer Propaganda zu machen. So nehmen viele Neger, entweder als Sklaven der Araber oder in der Heimat, meist gezwungen, den Muhamedanismus und mit ihm auch dessen Schlechtigkeiten und Laster an, welche der Koran, Muhameds religiöses und bürgerliches Gesetzbuch, geradezu heiligt.

Es wird wohl niemand, der gesunden Menschenverstand besitzt, leugnen wollen, daß der Islam den Menschen notwendig entmenschlichen muß, da er ihm die schändlichsten Handlungen erlaubt. Die menschliche Seele, welche nach einem bekannten Wort Tertullians von Natur aus christlich, d. h. zur wahren Religion und Sittlichkeit angelegt oder veranlagt ist, scheut vor gewissen Handlungen zurück, eben weil dieselben ihrem sittlichen Gefühl widersprechen. Wird aber auf die Schlechtigkeit das Siegel der Religion gedrückt, so begeht sie der Mensch ohne den geringsten Gewissenskrampf, ja er ist fest überzeugt, damit einen verdienstlichen Akt zu vollbringen. Heißt es aber nicht den Menschen tief erniedrigen, wenn man ihm gestattet, zu leben schlimmer wie das unvernünftigste Tier? Und das thut gerade der Islam: er duldet, gestattet, ja sanktioniert geradezu alles Unreine und was damit zusammenhängt. Wer den Geist des Islam kennt, bedarf keiner Beweise für diese Behauptung. Nur einige Stellen aus dem Koran seien angeführt.

Bekanntlich gab Muhamed vor, der Koran sei unter göttlicher Eingebung verfaßt und die in ihm enthaltenen Vorschriften seien für alle Muselmanen streng verbindlich. Hören wir nur einige derselben. In der 4. Sure spricht Gott also zu Muhamed: „Du kannst Dir soviel Weiber nehmen, als Dein Vermögen gestattet, ausgenommen die schlechtesten und wollüstigen. Wer aber kein genügendes Vermögen besitzt, um freie und gläubige Frauen heiraten zu können, der nehme Sklavinnen, die gläubig geworden sind.“

In derselben Sure spricht Muhamed im Namen Gottes zu seinen Anhängern:

„Wenn ihr fürchtet, eure Kinder nicht genügend ausstatten zu können, so nehmt nur eine, zwei, drei oder höchstens vier Frauen; wer

*) Entnommen dem eben erschienenen Werte des P. Daniel Sorur Pharim den: „Meine Brüder, die Neger in Afrika. Preis 60 Pf. (Zu beziehen durch jede Buchhandlung, sowie durch die Redaktion des „Gott will es.“)

aber auch so nicht auszukommen glaubt, der nehme nur eine Frau und lebe mit geraubten Sklavinnen.“

Ich weiß nicht, ob es mehr dem Mangel an richtigem Urteil oder an Glauben und sittlichem Gefühl zuzuschreiben ist, wenn man in Büchern und Zeitungen zu behaupten wagt, der Islam sei für den Neger die rechte Religion; er sei geeignet, ihm als Vorbereitungs- oder Durchgangsstadium für das Christentum zu dienen, indem er den Neger auf eine höhere Stufe erhebe, als es die im Heidentum eingenommene sei.

Diese Behauptung ist grundfalsch. Wie schon oben bemerkt, soll die Religion ihrer Natur und Bestimmung nach hinstreben auf Verbollkommnung und Heiligung des Menschen, indem sie ihn die ungeordneten Leidenschaften bezähmen lehrt und auf den Weg zum ewigen Ziel hinweist. Nichts von all dem findet sich aber im Islam. Die „moralischen“ Vorschriften des Koran sind keineswegs geeignet, zu einem sittlichen Leben anzuleiten. Die verschiedenen äußeren Werke der Barmherzigkeit, Gebets- und Bußübungen, die wir verrichten sollen, sind nicht Kern und Wesen der Sittlichkeit, sie sind vielmehr bloß Mittel, um die Leidenschaften des Hasses, des Stolzes, der Grausamkeit und Fleischslust leichter unter die Herrschaft der Vernunft beugen zu können. Der Muselman übt zwar all jene äußeren religiösen Werke, und vielleicht in viel strengerem Maß und größerem Umfang als sehr viele Christen. Aber was ist die Frucht davon? — Ein Leben der Ausschweifung, Haß gegen den Nebenmenschen, sei er Freund oder Feind, unersättliche Gier nach fremdem Eigentum, Rachsucht und überhaupt alles, was der bösen Begierlichkeit entspricht, diesem traurigen Erbteil der gefallenen Menschennatur. Was nützt es mir, Gott tausendmal in einer Minute anzubeten, wenn ich mich gleich nachher in tausend Laster stürze? Welchen Wert hat es für mich, alle Güter an die Armen auszuteilen und mein Brot von Haus zu Haus zu erbetteln, wenn ich dabei vom Neid gegen die Reichthümer anderer fast verzehrt werde und es mir zum Verdienst anrechne, sie mit rechten oder unrechten Mitteln um ihre Habe zu bringen? Was kann es mir nützen, meinen Leib mit Fasten und Kasteiungen aller Art zu züchtigen, wenn ich gleichzeitig auf Rache gegen meine Beleidiger sinne? Soll das Religion sein, dann ist mir ein Atheist viel lieber, der mit seinem Nebenmenschen bloß nach dem Grundsatz lebt: „Was du nicht willst, daß man dir thu', das füg' auch keinem andern zu.“

Der Islam ist also nicht gut und sittlich an sich. Aber ist er vielleicht doch gut für den Neger? In dieser Frage ist die dogmatische und moralische Seite zu unterscheiden. Insofern der Islam den monotheistischen Gottesbegriff hat, d. h. die Lehre von dem Einen Gott, dem Schöpfer, Erhalter und letzten Ziel aller Dinge, steht er allerdings höher als der Fetischdienst; denn es ist offenbar besser, eine klare Idee von Gott, dem Urheber unseres Daseins und Wesens, zu haben, als

eine verworrene oder gar keine zu besitzen. Dies ist selbstverständlich und braucht nicht in Büchern und Zeitungen weitläufig auseinandergesetzt zu werden. In dem angegebenen Sinne kann der Satz wohl zugegeben werden: Der Islam ist jedenfalls besser für den Neger als der Fetischdienst. Ganz anders gestaltet sich die Sache, wenn wir sie von der moralischen Seite betrachten. Der Muhamedanismus kann nie und nimmer den Neger zum Christentum und zur Zivilisation vorbereiten, denn er trägt gar kein religiöses Moment in sich, außer dem Monothetismus. Es ist aber weit besser, man habe eine weniger bestimmte Idee von Gott und lebe nach dem Naturgesetz, als man habe eine solche und lebe nach der Moral des Islam.

Oder soll dieser vielleicht in sozialer Beziehung eine Vorbereitungsstufe für die Zivilisation bilden können? Dieses ist ebensowenig möglich. Denn jede geordnete Gesellschaft ist auf das Prinzip der Gerechtigkeit gegründet und auf dasselbe angewiesen; dieses fehlt aber gerade der Religion des Islam. Wesentliche Grundlagen jedes gesellschaftlichen und staatlichen Lebens sind ehrbare Sitten, Redlichkeit im Handel und Verkehr und gegenseitiges Vertrauen zwischen Vorgesetzten und Untergebenen. Man nehme dies alles weg, und das ganze Gemeinwesen löst sich auf in eine Herde von Böcken, in eine Bande von Lügnern und Räubern, in eine wahre Hölle des nacktesten Kommunismus: eben dies ist das treueste Bild des Islam. Der religiöse Fanatismus, der Haß und das in die Hand des einzelnen gelegte Recht der Blutrache bilden doch alles andere, nur nicht ein vorbereitendes Element für zivilisatorischen und sozialen Fortschritt.

Untersuchen wir endlich, ob der Islam zur politischen Wohlfahrt der Völker führe, so zeigt sich derselbe in seiner ganzen schauerlichen Gestalt. Halten wir einen kurzen geschichtlichen Rückblick. Ehe der Muhamedanismus in die Negerländer eindrang, hatte er schon in Mesopotamien, Ägypten, Tripolis, Algier, Marokko, Südspanien, Palästina, Syrien, Kleinasien, der europäischen Türkei u. s. w. festen Fuß gefaßt. Niemand wird leugnen wollen, daß Religion und Kultur in all diesen Ländern entweder in schönster Blüte standen oder doch nicht gänzlich verschwunden waren. Heute ist alles weggesegelt, so immer der Islam festen Fuß gefaßt hat.

Es ist ferner ungemein schwer, sich aus dem Islam zum Christentum zu erheben, wegen der Polygamie, des Fanatismus, des Fatalismus und der Blutrache. Dies zeigt wiederum die Geschichte. Als der Islam in Westasien und Nordafrika eindrang, war dort die christliche Religion schon vorbereitet. Durch die Religionskriege seit Muhammed wurden viele Völker gezwungen, die Religion desselben anzunehmen. Die Kirche unterließ es niemals, in jenen Ländern das Evangelium predigen zu lassen, seitdem der Zutritt in dieselbe wieder offenstand, aber mit welchem geringem Erfolg, ist bekannt. Ja, ich bin fest überzeugt, daß selbst ein Europäer, der einmal den Islam angenommen,

um so schwerer sich wieder bekehren wird, je mehr die Schlechtigkeit und Unsitlichkeit dieser sogenannten Religion sein ganzes Wesen ergriffen und vergiftet hat. Um wieviel schwieriger muß es also sein, den im Muhamedanismus aufgewachsenen Neger für das Christentum zu gewinnen, der niemals bessere religiöse Grundsätze gekannt hatte? Die größte Schwierigkeit bereitet offenbar die Polygamie. Diese findet sich nun allerdings auch bei den heidnischen Stämmen und Völkern, und bildet auch hier für die Missionäre meist das größte, wenn nicht einzige Hindernis, und zwar deshalb, weil man jenen nicht nachweisen kann, die Polygamie widerspreche geradezu dem Naturgesetz. Aber der muhamedanische Neger läßt noch weniger davon ab, da der Islam die Polygamie sogar mit einer religiösen Weihe umgiebt. Überhaupt hatte der Prophet von Mekka klug berechnet, daß ihm die Ausbreitung seiner neuen Sekte am besten gelingen werde, wenn er seinen Anhängern im Namen Gottes alles Sittliche und Gemeine gestatten würde. Und so wird durch den Islam das ganze Menschenwesen in seinem innersten Grund verdorben, vergiftet, verrotzt und vertiert, die Vernunft verfinstert, der Wille gelähmt und abgestumpft, so daß beide Seelenkräfte für alles Höhere unempfänglich gemacht werden.

Muhammed, wohl überzeugt von der Falschheit seines Religionsystems, verbot seinen Anhängern das Studium überhaupt, insbesondere aber das Studium jeglicher von der seinigen verschiedenen Religion, sowie auch den Besitz irgend einer religiösen Schrift außer dem Koran. Dieser, ein Durcheinander von Heidentum, Judentum und Christentum — aber von allem nur die Außenseite —, ist ganz und gar ungeeignet, Vernunft und Willen zu richtigem Denken und Leben anzuleiten. Daher der Zustand der Unwissenheit, Unsitlichkeit und des Fatalismus, welcher schon so viele Jahrhunderte hindurch bei den dem Halbmond unterworfenen Völkern andauert und auch fernerhin andauern wird. Diese Mißerfolge des Islam dürften doch aufs klarste seine zivilisatorische Ohnmacht beweisen, sowie seine gänzliche Unfähigkeit, den Menschen auf das Christentum vorzubereiten.

Allerdings stand in der Periode der Religions- und Eroberungskriege die Intelligenz und Energie der Muhamedaner noch in voller Kraft. Als aber Friede in ihrem Reiche eintrat und das tödtliche Gift der schmutzigen Lehre des Propheten von Mekka auf die siegreichen Araber wie auf die besiegten Völker zu wirken begann, zeigten sich die Symptome der Erschlaffung, der Entsittlichung und des Zerfalles. Einige Jahrhunderte lang hatten sie Philosophen, Astronomen, Mathematiker, Geschichtsschreiber und Dichter; allein jenes schwache Licht, das die schauerliche Nacht des Irrtums, des Wahns und der sittlichen Verkommenheit noch ein wenig erhellte, mußte allmählich erlöschen. Heute hat der Geist des Islam den ganzen Organismus des osmanischen Reiches verwüftet, und wenn der türkischen Macht noch nicht aller Lebensodem ausgegangen ist, so dankt sie dies der Zerrissenheit der

europäischen Politik, welche ihr letztes Stündchen zum Schaden und zur Schande der Menschheit immer noch etwas hinauschieben hilft.

Im ersten Kapitel haben wir den niedrigen Zustand des Negers in seiner Heimat betrachtet, wo er ohne Kultur und Religion lebt, weil niemand ihn unterrichtet. Suchen wir nun zu erforschen, welche Fortschritte ihm die Religion des Islam gebracht habe.

Er bringt ihm die Sklaverei im fremden Lande. Der Neger in der afrikanischen und asiatischen Türkei ist Sklave. Sein Herr zwingt ihn, den Muhamedanismus anzunehmen, oder der Neger nimmt denselben vielmehr freiwillig an, um sich nicht immer mit dem Namen „ben el Kafer“ d. h. „Sohn des Ungläubigen“, beschimpfen lassen zu müssen. Dieser Religionswechsel ist also lediglich ein Produkt der Furcht, nicht der Überzeugung. Des Negers ganzer religiöser Unterricht besteht nur darin, daß er eine höchst unbestimmte Idee von Gott bekommt und Muhamed als dessen Prophet kennen lernt, nach der bekannten Glaubensformel: „La ilah illa Allah wa Muhammed rassul Allah“, d. h. „Es giebt kein göttliches Wesen außer Gott und Muhamed ist der Prophet Gottes.“

Dagegen wird er in kurzer Zeit mit allen Schlechtigkeiten seines neuen Herrn bekannt und wird selbst schlecht, jedenfalls schlechter als er vorher war. Denn er wird lügnerisch, diebisch, träge, meineidig, unzüchtig in der aller schlimmsten Bedeutung des Wortes, und eignet sich überhaupt alle guten Eigenschaften eines rechten Muselmannes an! Man glaube nicht, er handle im allgemeinen aus Unkenntnis über die innere Verwerflichkeit jener Taster, da ja sein eigenes Gewissen dagegen Zeugnis ablegt; er bedient sich ihrer vielmehr als bequemen Mittels, um zwei Herren dienen zu können, nämlich Gott, da der Koran dieselben für verdienstlich erklärt, und seinen Leidenschaften.

Die Negerklaven werden zum Handel, zu Haus- und Feldarbeiten verwendet. Ein Teil der Sklaven wird zur Bewachung der Harems bestimmt, und um jede Gefahr der Pflichtvergessenheit abzuschneiden, müssen sich diese der ebenso schmerzlichen als erniedrigenden Operation der Entmannung unterziehen; sie werden Eunuchen. Ein Teil der Sklavinnen werden Rebweiber ihres Herrn, oder dieser entehrt sie, giebt sie feil, damit sie auf die allerschmutzigste Weise Geld verdienen.

(Schluß folgt.)

Die Religion der Neger in Afrika.

VII.

Gottesidee, Rückblick. Ursprung der religiösen Sagen.

Mit den Kaffern sind wir zu der letzten Negergruppe in Afrika gekommen und haben somit alle Negervölker berührt, die wir in den Kreis unserer Darstellung zu ziehen hatten. Wir stehen also

am Ende unserer Wanderung durch den dunklen Erdteil; wenn wir auf jene zurückschauen, so überrascht es uns, in dieser Nacht des Heidentums, worin die Negervölker sich befinden, in ihren Vorstellungen von Gott neben so tiefem Schatten doch so viele Lichtseiten, neben so viel Irrtum so manche Wahrheit zu finden. Wir sehen da, wie mehr oder weniger alle Negervölker an Ein höchstes, göttliches Wesen glauben, welches an Macht und Einfluß alle andern Wesen überragt, welches alle Dinge, auch die Menschen, erschaffen hat. Dieses höchste Wesen, sagen die Neger, ist gut, kümmert sich aber um die Menschen nicht, erweist ihnen nichts Böses, aber auch nichts Gutes; andere sagen, das höchste Wesen war erst gut gegen die Menschen, dann aber, als sie ungehorsam wurden, hat er sie verstoßen und dem Elend überlassen; gegen die Weißen ist Gott aber noch gut, aber nicht gegen die Schwarzen. Diese Anschauungen der Neger über Gott treten uns besonders, wie wir gesehen haben, in ihren Sagen entgegen; zeigen diese Sagen oft auch ein verworrenes, zuweilen kaum mehr verständliches Bild, so finden wir darin doch manchen auffallenden und unverkennbaren Anklang an die Offenbarungs-Wahrheiten, in manchen Zügen werden wir lebhaft erinnert an die Erzählung der heiligen Schrift. Wie ist diese merkwürdige Erscheinung zu erklären? woher haben die Neger diese ihre Gottesidee?

Fassen wir zunächst ins Auge, daß Afrikaforscher jene Sagen bei Negerstämmen vorfanden, deren Land bis dahin noch keines Weißen Fuß betreten hatte; daß sie ferner bei jenen Stämmen, die im Herzen von Afrika, also fern vom Verkehr mit Europäern, wie im Mabunda-Reich, wohnen, den Gottesbegriff am meisten erhalten fanden. In den Küstengebieten kamen die Neger freilich seit Jahrhunderten mit europäischen Kaufleuten und Kolonisten in Berührung, aber diese Berührung hatte auf die Kultivierung, auf die religiöse Bildung der Schwarzen bekanntlich einen nichts weniger als günstigen und heilsamen Einfluß. Was die Neger diesem Verkehr mit jenen Europäern von jeher zu verdanken haben, kann man kurz dahin zusammenfassen: Die Europäer kamen zu den afrikanischen Küsten, nicht um die Eingeborenen zu kultivieren und zu beglücken, sondern um sich selbst zu bereichern, das eigene Interesse, die Habsucht ließ sie dort landen; man nahm den Eingeborenen ihr Land und ihre Freiheit, ohne ihnen das Christentum dafür wiederzugeben, statt mit dem Segen des Christentums machte man sie bekannt mit dem Laster schlechter Christen. Wo die Europäer ihr Hauptgebiet hatten für Handel und Kolonien, wie in Nord-Guinea, Süd-Afrika, da finden wir unter den Negern die ärmste, dürftigste Vorstellung von Gott.

Verdanken die Neger ihre Vorstellungen und Begriffe von dem höchsten Wesen etwa den Arabern? Es ist bekannt, wie erst die berühmten englischen und deutschen Afrika-Reisenden, wie Livingstone, Stanley und Wismann u. a. wider ihren Willen den Arabern das

Innere von Zentral-Afrika erschlossen; wie diese jenen kühnen Forschern auf dem Fuße folgten und so in ihnen bis dahin ganz unbekannte Ländergebiete gelangten. Es ist dann ferner allzubekannt, wie schrecklich die arabischen Horden, diese blutgierigen Wüteriche hier hausten, wie sie überall Verwüstung und Verderben säeten, wie sie, statt den schwarzen Eingeborenen die wahre Gotteserkenntnis, die sie übrigens selbst nicht haben, zu geben, alles thun, um diese Unglücklichen Gott noch mehr zu entfremden und sie in Verzweiflung zu stürzen. — Abgesehen hiervon steht auch die Gottesidee der Neger der Anschauung des Islam durchaus entgegen. Jeder Moslim, d. h. Gläubige, welcher nämlich an Allah (Gott) und seinen Propheten Muhamed glaubt, wird selig werden; mag der Moslim gut oder lasterhaft leben, so wird er doch nach seinem Tode unfehlbar von Allah ins ewige Paradies aufgenommen, während jeder Ungläubige unrettbar verloren geht. Bei den Negern findet sich dagegen durchgehends die Vorstellung, daß Gott zwar gut ist, aber nicht für sie, die Schwarzen, sondern nur für die Weißen, daß sie, mögen sie an Gott glauben oder nicht, von ihm nichts Gutes zu erwarten haben.

Es bleibt somit nur die folgende einzig mögliche Erklärung übrig: jene Vorstellungen über das höchste göttliche Wesen, jene Sagen über die Schöpfung und die Urgeschichte der Menschheit haben die Neger auf dem Wege mündlicher Überlieferung von ihren Vorfahren erhalten; sie entstammen jenen wahren Berichten, welche die Vorfahren oder der Stammvater der Neger aus der Urheimat mitgenommen haben. Diese Urheimat der Neger wie aller Menschen überhaupt ist bekanntlich Chaldaea oder Mesopotamien. Hier stand die zweite Wiege der Menschheit, indem Noa mit seiner Familie allein aus der Sündflut errettet und so der zweite Stammvater aller Menschen wurde. Bekanntlich ist der jüngste Sohn des Noa, Cham, der Stammvater der Neger geworden. Mit seiner Familie verließ er die Heimat: viele seiner Nachkommen wandten sich nach dem Mesopotamien, andere nach dem westlichen Chanaan, die meisten Chamiten aber wanderten nach Süden aus, verbreiteten sich über Arabien, Aegypten, Aethiopien und die übrigen Länder des weiten afrikanischen Kontingentes.

Es fragt sich nun, konnte Noa, Vater des Cham, die Vorgeschichte der ersten Menschen, ihre Erschaffung, ihr Leben im Paradiese, ihre Bestrafung u. s. w. genau und wahrheitsgetreu wissen? Ist dieses anzunehmen, zumal nach Erschaffung der ersten Menschen bis zu Noa eine Zeit von 1056 Jahren verfloßen war? Sehen wir näher zu. Wie aus der genealogischen Angabe der hl. Schrift (i. Mos. 5) sich ergibt, lebte Adam noch bis zum 56. Lebensjahre des Lamech, Vaters des Noa, während dieser 126 Jahre nach dem Tode des Adam geboren wurde. — Adam erreichte ein Alter von 930 Jahren und zwar verblieb er bis zu seinem Tode bei den sethitischen Völkern (Nachkommen seines frommen Sohnes Seth, nicht bei denen des gott-

losen Cain). So viele Jahrhunderte hindurch war er ihnen somit ein lebendiges Zeugnis für die Vorgeschichte der Menschheit: er konnte sie seinen Kindern und Kindeskindern erzählen bis ins zehnte Glied. Aus dem Munde des Adam vernahm der Vater des Noa, wie glücklich jener mit seinem Weibe Eva im Paradiese gewesen, wie wohlwollend, wie gut und liebevoll sich Gott gegen sie gezeigt, wie sie dann wegen ihres Ungehorsams gegen Gott bestraft und so unglücklich geworden seien. Wie mußte nicht diese Erzählung des greisen Ahnherrn, der als Augenzeuge über jene ewig denkwürdigen Vorgänge im Paradiese seinen Nachkommen berichtete, auf diese einen tiefen, unvergeßlichen Eindruck machen, zumal sie ihn, ihren Stammvater, sein ganzes Leben hindurch in Trauer und Buße zubringen sahen.

Daß aber die Kenntniss der Urgeschichte sich bis zu den fernsten Geschlechtern, zu Noa und weiterhin in ungeprübter Reinheit erhalten konnte, dazu dienten außer Adam so viele andere fromme Väter (der Sethiten), die ebenfalls ein sehr hohes Alter erreichten. Erwähnen wir den frommen Seth, diesen Liebling Gottes, welcher 912 Jahre alt im 10. Lebensjahre des Noa starb; Enos, Sohn des Seth, welcher bis zum 84. Lebensjahre des Noa lebte; Henoch, welcher, wie die hl. Schrift sagt, vor Gott wandelte, wurde 69 Jahre vor der Geburt des Noa von der Erde hinweggenommen. — Lamech, Vater des Noe, konnte sich also von Adam selbst, Noa von dessen Sohn Seth und bis zu seinem 84. Jahre von Enos, dem Enkel des Adam die Geschichte aus der Urzeit erzählen lassen. Noa ist nun als das Haupt seiner Familie, insbesondere als der zweite Stammvater des Menschengeschlechtes weiter der Träger und getreue Verkünder jener heiligen Überlieferung geworden. Zu seinem Schmerze sah Noa, wie die Sethiten mit den gottlosen Chamiten sich immer mehr vermischten und damit dem Laster und der Gottlosigkeit immer mehr anheimfielen. Und da hat der fromme Patriarch Noa gewiß unablässig die Geschichte der ersten Menschen seinen Kindern und Kindeskindern erzählt und tief eingepreßt, sie warnend hingewiesen auf die göttliche Gerechtigkeit, welche die Sünde der ersten Menschen im Paradiese so strafe. Diese Erzählung und Warnung des frommen Noa mußte auf seine Nachkommen um so tieferen Eindruck machen, als sie das von ihm so lange und so oft angekündigte neue Strafgericht Gottes an der gottlosen und unbußfertigen Menschheit zuletzt durch die Sündflut in so furchtbarer Weise in Erfüllung gehen sahen.

Als dann die Familie des Noa sich bald zahlreich vermehrt hatte und eine Trennung erfolgen mußte, wanderten viele von dem Chamiten wie bereits erwähnt, nach Süden, um hier in Arabien, Aegypten, Aethiopien und weiterhin in Afrika sich neue Wohnsitze zu suchen. Wie die übrigen Völker nahmen die Chamiten aus ihrer Heimat zwar kein schriftliches Verzeichniss, aber eine gewiß recht lebendige Erinnerung an die eigenen Erlebnisse in der Heimat, besonders die Sündflut und an

die Geschichte aus der Urzeit mit sich. Und diese Erinnerung sollte nicht mehr ersterben, auf dem Wege mündlicher Überlieferung sollte sie sich forterben auf die folgenden Geschlechter — und jetzt nach Jahrtausenden tritt sie uns hier bei den Negern in Afrika im Gewande der Sage entgegen, freilich einem Gewande, das recht dürftig und armseelig ist, das aber immerhin auf eine bessere Vergangenheit dieser Völker schließen läßt, nämlich auf eine bessere Gotteserkenntnis ihrer Vorfahren. —

T.

(Fortsetzung folgt.)

Herr Prediger D. Warneck

beehrt uns mit nachstehendem Schreiben:

Rotheneschirmbach, den 23. August 1892.

Geehrter Herr!

Ich danke Ihnen, daß Sie mir in Ihrer Ned.-Nachschrift S. 507 ausdrücklich das Wort geben zur Erwiderung auf den in „Gott will es“ S. 505—507 an meine persönliche Adresse gerichteten Artikel. Ich darf daher annehmen, daß Sie meine Antwort in der nächsten Nummer Ihrer Zeitschrift unverfälscht veröffentlichen werden, ohne daß ich nötig habe, dies unter Berufung auf das Pressegesetz zu verlangen.

Was zuerst die von Herrn Aker bestrittene Verabredung mit Pater Horner betrifft, so bemerke ich, daß dieselbe durchaus nicht „erst in ganz neuester Zeit aufgetaucht“ ist. Schon 1880 habe ich sie in der Allg.-Miss. Zeitschrift“ S. 42 und wiederum in meiner „Protestantischen Beleuchtung der römischen Angriffe auf die evangelische Heidenmission“ S. 337 unter Angabe der Quelle mitgeteilt und bis heute hat keine katholische Stimme die Richtigkeit bestritten. Meine Quelle ist der Church Miss. Intelligencer 1879 p. 709. Hier schreibt Rev. Wilson d. d. Rubaga d. 11. März 1879 — ich führe die Worte englisch an, Sie selbst mögen Sie Ihren Lesern übersetzen — Mackay then asked M. Lourdel if Père Horner had not told him of an agreement they had made, that they would not intrude on our missions nor we on theirs, and M. Lourdel replied that he had told him, but that Père Horner belonged to a differend order, and that they were not bound by his promise.

„Pater Horner war ein sehr toleranter Mann;“ in diesem Urteil stimme ich mit Herrn Aker überein. Die Algerischen Missionare dachten anders. Sie erklärten „wir dürfen dieses Arbeitsfeld — die ostafrik. Seen — nicht den — vorher dagewesenen — protestantischen Missionaren überlassen“ (Kath. Miss. 1879, 167). Beiläufig bemerkt steht auf derselben Seite, in demselben Berichte die ungeheuerliche Behauptung, daß die Londoner protest. Mission „auf halbem

Wege zu unserm Reiseziel“ ein Haus für „eine Million Mark“ erbaut haben soll — eine Notiz, welche charakteristisch ist für die Glaubwürdigkeit katholischer Mitteilungen über protestantische Missionen.

Zweitens macht sich Herr Aker eines Irrtums schuldig, indem er behauptet, der anglikanische Bischof Mackenzie habe sich in Sansibar niedergelassen. Mackenzie ist am 31. Januar 1863 am Schire gestorben und hat nie Verhandlungen mit Pater Horner gehabt. Ob sie sein Nachfolger, Bischof Toper, gehabt hat, ist mir unbekannt, aber nicht unwahrscheinlich. Haben sie stattgefunden, so beweisen sie, daß Pater Horner ein „sehr toleranter“ und Bischof Toper ein sehr höflicher Mann gewesen ist. Jedenfalls spricht dieser Präzedenzfall nicht für, sondern gegen die Behauptung des Herrn Aker: daß vom Church Miss. Int. berichtete Übereinkommen sei eine „Erfindung,“ nur „dazu gemacht, die Katholiken in Uganda zu verdächtigen.“

Zum dritten spreche ich meine Verwunderung darüber aus, daß meine wiederholten Erwiderungen in der „Allg. M. Z.“ auf Ihre Angriffe (zuletzt 1892, 320 ff.) Sie nicht abgehalten haben, in einer Redaktions-Zwischenbemerkung sich Äußerungen zu erlauben, die — ich will mich mild ausdrücken — bis an die Grenze der persönlichen Beleidigung gehen. Das ist keine ehrliche Polemik. Ich habe in der zitierten Erwiderung ausdrücklich darum gebeten, meine Antwort in „Gott will es“ ebenso in extenso abgedruckt, wie ich in der Allg. M. Z. Ihren Angriff auf mich voll abgedruckt habe. Dies ist bis heute nicht geschehen. Widerlegen Sie mich sogleich, wenn Sie können, aber unterlassen Sie künftig die persönlichen Beleidigungen.

Auf die sonstigen hämischen Bemerkungen über meine „selbstgepriesene Autorität“ und dergleichen erwidere ich selbstverständlich kein Wort. Durch solche Art der Polemik thun Sie bei allen einsichtigen Männern der Sache, die Sie vertreten, einen schlechten Dienst.

D. Warneck.

So Herr D. Warneck. Als erwiesen wollen wir nach seiner Angabe hinnehmen, daß er selbst wiederholt in der „Allg. Miss.-Zeitschrift“ behauptet hat, es bestehe zwischen den katholischen und protestantischen Missionen in Ostafrika eine Verabredung, nach welcher Niemand in dem von dem Anderen in Besitz genommenen Missionsgebiet arbeiten solle. Daß Herr Warneck das geschrieben, ist nach seiner Angabe zweifellos; wir glauben ihm auch, daß er seine Wissenschaft aus dem angeführten protestantischen Blatte geschöpft hat. Für den wirklichen Bestand des fraglichen Übereinkommens ist damit aber absolut nichts bewiesen.

Die oben angeführten englischen Sätze lauten auf deutsch:

„Mackay fragte darauf Herrn Lourdel, ob P. Horner ihm nicht von einem Übereinkommen gesprochen habe, dahin lautend, daß sie nicht in unsere Missionen und wir nicht in die ihrigen eindringen sollten.“

Herr Lourdel antwortete, derselbe habe ihm davon gesagt, aber P. Horner gehöre einem andern Orden an, sie seien durch sein Versprechen nicht gebunden."

Ein englischer, protestantischer Missionar, der über die katholische „Konkurrenz“ ungehalten ist, legt da dem verstorbenen P. Lourdel drei Worte in den Mund, die dieser höchst wahrscheinlich gar nicht gesagt hat, die er, logisch gedacht, gar nicht sagen konnte. P. Lourdel wußte jedenfalls nichts von dem angeblichen Vertrage und hat dem anglikanischen Reverend ausweichend geantwortet, Pater Horner gehöre nicht seinem Orden an, und er (Lourdel) habe sich nur an die Weisungen seiner eigenen Oberen zu halten. Das wäre ganz korrekt gewesen. Die Behauptung Wilsons oder Mackays, als ob P. Lourdel zugegeben habe, er kenne das Abkommen, scheint uns eine Behauptung, der jede Unterlage fehlt.

Der Beweis also für das Bestehen eines solchen Vertrages ist außerordentlich schwach; er beruht ganz auf der Glaubwürdigkeit der beiden Engländer, und was die Engländer in Verläumdungen, Verdrehungen und Entstellungen leisten können, hat die neueste Zeit wieder einmal bewiesen. Um so leichter ist es aber, den Beweis vom Gegenteil zu liefern. Wir behaupten, daß der sel. P. Horner niemals ein ähnliches Übereinkommen mit einem englischen Missionar geschlossen hat, heiße er nun Mackenzie oder Tooper, denn

1. hatte P. Horner dazu absolut kein Recht; ein solches Feilschen um die Seelen würde sündhaft, ein solcher Vertrag im Widerspruch mit seiner apostolischen Sendung gewesen sein. Der Papst selbst kann niemals freiwillig oder durch Abkommen auf irgend einen Teil des Erdtreffes verzichten, denn er ist der Stellvertreter dessen, der gekommen ist, die ganze Welt und alle Menschen zur einen wahren Kirche Gottes zu führen;

2. Niemand von der katholischen Mission in Ostafrika weiß etwas über den angeblichen Vertrag;

3. Tatsache ist es, daß die englischen Protestanten sich gerade dort niedergelassen haben, wo bereits eine katholische Mission sich befand, unmittelbar unter den Augen des P. Horner. Hätten sie also wirklich den behaupteten Vertrag geschlossen gehabt, so wären sie ja die ersten gewesen, die ihn gebrochen und annulliert hätten, und die Missionare in Uganda träge dann erst recht kein Vorwurf. Es bestand aber kein Vertrag; die Protestanten kamen nach Zanzibar, ließen sich dort nieder, ohne Widerspruch zu finden, und leben bis heute im besten Einvernehmen mit den Katholiken.

Daß unsere sachliche Wiederlegung, die hoffentlich auch Herrn D. Warnock überzeugen wird. Der Herr legt Gewicht darauf, daß seine wiederholten Angaben bis heute von katholischer Seite niemals bestritten wurden. Die Erklärung ist sehr einfach. Wir sind derartige Angriffe von der gegnerischen Seite so sehr ge-

wöhnt, daß wir absolut kein Gewicht darauf legen, wenigstens so lange nicht, als sie nicht in die große Öffentlichkeit treten. Die Missionszeitschrift des Herrn D. Warnock lesen wir grundsätzlich nicht, nach dem bekannten Sprichwort: „Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß.“ Erst wenn Herr Warnock politische Blätter benutzt, um uns anzugreifen, dann wird Abwehr zur Pflicht.

Herr D. Warnock giebt uns hier eine gute Gelegenheit, die — Bescheidenheit der englischen Reverends, Politiker und Handelstreibenden — sie sind alles in einer Person — zu beleuchten. Diese Herren nehmen ganz unversiforen das ganze große Uganda für sich allein in Anspruch, und das zu einer Zeit, wo kaum erst einige von ihnen ihre Hütten dort gebaut hatten. Sie lassen sich aber ganz ungeniert unmittelbar bei der katholischen Mission in Zanzibar nieder. Das letztere wollen wir gar nicht tadeln, aber ein ganzes kaum betretenes Land als ihre Domaine zu erklären, dazu gehört eine gute Portion Unverschämtheit. Wo in aller Welt haben denn jemals protestantische Missionare sich gescheut, in bereits vollständig katholische Gegenden einzudringen? Haben sie nicht in Osterreich, Italien, Spanien u. s. w. ihre Niederlassungen errichtet, wo es gar keine Heiden zu bekehren gab, wo alles christlich ist? Wir wollen sie ja gar nicht deshalb verurteilen, aber wenn sie gehen, wohin es ihnen beliebt, so sollen sie uns dasselbe Recht lassen, und wenn sie, wie jetzt in Uganda, zu Gewalt, zu Mord und Brand übergehen, nur um die Erfolge der katholischen Missionare zu vernichten, so werden wir in ihnen natürlich nicht mehr Boten des Evangeliums, des Friedens sehen können, sondern sie nach ihren Früchten, nach ihren Thaten beurteilen. Herrn D. Warnock beneiden wir nicht um seine Rolle als Verteidiger der englischen „Glaubensboten“ und — Mordbrenner.

Nun zu der anderen Sache. Herr D. Warnock will in seinem Missionsblatte auf unsere Anklage erwidert haben, die darin ging, daß er den bekannten Brief des P. Achte verstümmelt und ihm einen falschen Sinn unterlegt habe. Wir glauben, wenn er etwas Stichthaltiges darauf hätte erwidern können, so hätte er es gethan in jenen politischen Blättern, in welchem wir ihm zu Leibe gegangen waren, weil er darin auch den P. Achte angegriffen hatte. Auch in dieser Angelegenheit haben wir sachliche Beweise gebracht, nämlich den Wortlaut des Achte'schen Briefes. Will Herr D. Warnock ehrlich handeln, so drucke er den Brief ohne jede Änderung in seiner Zeitschrift ab; dann werden die Leser sehen, daß der Pater nicht der fanatische, kriegslustige Protestantenfresser ist, zu dem ihn Herr W. in der Kreuzzeitung und anderen Blättern zu stempeln versuchte. Wir wiederholen es hier nochmals: Herr Prediger Warnock hat aus einem Briefe des P. Achte einige Zeilen herausgerissen und zwar so, daß man daraus den Schluß ziehen konnte, als ob P. Achte den brutalen Kampf mit den Waffen gegen die Protestanten wollte; und daß er dies wollte, hat Herr W.

ausdrücklich hervorgehoben. Jedes Kind mußte aber beim unbefangenen Lesen des Briefes die Überzeugung gewinnen, daß P. Achte nur von dem geistigen Ringen der Missionare um den Besitz der Seelen sprach, daß er Krieg mit den Waffen gegen die Protestanten nicht bloß nicht wünschte, sondern ihn fürchtete. Wir haben mehrere Briefe von P. Achte und seinen Brüdern aus den letzten Jahren gelesen und alle atmen denselben Geist; nirgends eine Spur von Angriffsgedanken. (Vergl. im vorigen Hefte die Altentstücke über Uganda.) Freilich, wenn Herr W. um jeden Preis seine englischen Freunde auf Kosten der Katholiken Ugandas rein waschen will, so muß er eben auch zu sehr zweifelhaften Mitteln greifen und das hat er gethan, als er den Brief des P. Achte verstümmelte und dem Vater Absichten zuschrieb, an welche dessen Herz nicht dachte. Eine Sache, welche man auf solche Weise retten will, steht verzeifelt schlecht.

Und nun erwarten wir, daß Herr D. Warnack auch Vorstehendes, sowie den Wortlaut des P. Achte'schen Briefes (S. 294 ff. d. Jahrganges) in seiner Missions-Zeitschrift abdruckt. Seine Leser werden dann selbst in der Lage sein, sich ein richtiges Urteil bilden zu können.

Wenn dann ferner Herr W. die Güte haben will, sich um die Missionen seiner Konfession zu kümmern und unsere Missionare in Ruhe zu lassen, so wird er uns in Zukunft die Mühe ersparen, ihm antworten zu müssen. Wir haben ohnehin wenig Zeit und Raum dazu. Hiermit schließen wir die Debatte.

Afrikanische Post.

Zanzibar, 9. Aug. 1892.

Herr Dr. Stuhlmann, Emin Paschas Begleiter, welcher nach seiner Rückkehr nach der Küste fieberkrank in unser Spital kam, schwebte wohl zehn Tage lang zwischen Leben und Sterben. Dank guter Pflege seitens unserer Schwestern und des Herrn Dr. König hat er sich aber wieder erholt und wird bald nach Deutschland zurückkehren.

Herr Dr. Stuhlmann hat an den Ufern des Viktoria-Sees persönlich mit dem Hauptmann Lugard (dem Anstifter des Blutbades von Uganda) verkehrt und mit ihm gesprochen. Für ihn unterliegt es keinem Zweifel, daß es die Engländer waren, welche den blutigen Krieg hervorriefen, um sich die Katholiken vom Halse zu schaffen, da sie sich durch diese sehr geniert fühlten. Als vor drei Jahren Mwanga alle Christen vertrieb, da retteten sich die protestantischen Missionare in den ihnen bereitwilligst zur Verfügung gestellten Booten der katholischen Mission. Jetzt haben sie auf ihre Weise den Dank dafür abgestattet. Notiz für Herrn W. D. Red.)

Herr Dr. Stuhlmann erzählt: „Am Tage vor dem Losbruch sind zum Zwecke der Vertilgung der Katholiken Schnellfeuergewehre an die



Mwanga, König von Uganda. (S. S. 563.)

protestantischen Bagandas ausgegeben worden.“ — „Sind Sie dessen gewiß?“ fragte ich. — „Ob ich dessen gewiß bin! Die Engländer selbst

erzählen es ja jedem, der es hören will.“ Ein geringschätziges, spöttisches Lächeln umspielte bei diesen Worten die Lippen des Dr. Stuhlmann, gleichsam als ob er spotten wolle über Jene, die etwas anderes behaupten oder glauben. Dann fuhr er fort: „Wenn die Katholiken die Absicht gehabt hätten, Krieg zu beginnen, so hätten sie einen Monat früher begonnen. Damals war Lugard abwesend (er holte Verstärkung zum Kampfe gegen die Katholiken. D. Red.), die Protestanten hatten damals noch keine Snibergewehre und keine Munition dazu, und Hauptmann Williams (der würdige Kumpan Lugards. D. Red.) saß mit nur 15 Soldaten im Fort Kampala.“

So urteilt Herr Dr. Stuhlmann. (Der Mann irrt sich aber doch, Herr D. Warneck wird ihm schon beweisen, daß das gerade Gegenteil wahr ist von dem, was er gesehen und gehört. D. Red.) Herr Dr. Stuhlmann kennt auch ganz genau die Bedingungen, welche Lugard den Katholiken und dem Könige aufgezwungen hat. Wie er hier berichtete, dürfen die Katholiken nur in einem Teile der Provinz Buddu, (zunächst dem deutschen Gebiete) wohnen. Ganz Uganda ist von Lugard in drei ungleiche Teile geteilt worden: $\frac{3}{6}$ für die Handvoll Protestanten, $\frac{2}{6}$ für die (von den Christen herausgetriebenen und von den Protestanten als Bundesbrüder wieder ins Land geholten) Muselmänner und $\frac{1}{6}$ für die Katholiken. Herr Büttner (englischer Missionar) wird jubeln, alle seine Wünsche sind erfüllt, ja übertroffen. In dem den Katholiken zugewiesenen Sechstel wird Lugard (er ist auf der Reise nach Europa. D. Red.) oder sein Stellvertreter Befestigungen anlegen, die Katholiken dürfen keine Waffen tragen. Sie dürfen nicht die ihnen angewiesenen Grenzen überschreiten. Dagegen können die Protestanten und Muselmänner sich frei in ganz Uganda, also auch in Buddu bewegen.

So stehen die Dinge in Uganda, bis hoffentlich die englische Regierung sich zum Eingreifen entschließt.

Herr Dr. Stuhlmann hat Emin Pascha am Albert-See gelassen. Die Blattern waren in seiner Karawane ausgebrochen und Emin (der bekanntlich Arzt ist) widmete sich der Pflege seiner Leute. Sobald diese geheilt sind, wird er zur Küste kommen. Er selbst hat niemals die Blattern gehabt, aber sein Augenlicht ist noch mehr geschwächt.

Vor etwa 14 Tagen haben wir vom englischen Konsulate acht befreite Sklaven zugewiesen erhalten und in letzter Woche vom deutschen Gouvernament 76, Männer, Frauen und Kinder. Gestern bekam ich abermals 31 dieser Unglücklichen vom englischen Konsulat. Auf diese Weise hat unsere Anstalt von Bagamoyo in wenigen Wochen 115 Esser mehr erhalten. Wahrscheinlich sind das nicht die letzten. Abweisen können wir sie nicht. Es gilt ihr Seelenheil! Ich zähle auf die Hilfe unserer Freunde unter Ihren Abonnenten. Auf unsere Katholiken fällt die Verantwortung, wenn ich eines Tages den Bankerott ankündigen muß. Doch der liebe Gott und gute Leute helfen immer; sie werden auch Brot für unsere Schützlinge beschaffen.

Am Kilima-Ndscharo scheint sich alles wieder beruhigt zu haben. Gott sei Dank!

P. A.

Die jetzige Lage der Katholiken in Uganda.

Kiziba, den 25. April 1892.

Nach dritthalb Monaten voll der Unruhen hat man endlich für Uganda einen neuen modus vivendi oder besser einen leibhaftigen modus moriendi gefunden. Ew. Eminenz weiß, daß am 24. Januar d. Js. die Protestanten, geführt durch die englische Festung, welche ihnen die Waffen lieferte und sogar direkt in den Kampf eingriff, die Katholiken überrumpelten, von denen ein großer Teil in den Provinzen zerstreut war, um die im Aufstande begriffene heidnische Partei zu bekämpfen. Die Katholiken, zuerst Sieger über die Häretiker, dann aber durch die überlegenen Waffen der englischen Festung überwältigt, wurden in die Provinz Buddu zurückgetrieben. Erst nachdem man sie allmählig aus allen anderen Provinzen und selbst von den Inseln des Nyanza verjagt hatte, beliebte es den vereinigten Engländern und protestantischen Bagandas, die Waffen niederzulegen. Man zog den König Mwangi (siehe Bild S. 561) und die Katholiken in die Festung, unter dem Vorwande, dem Streite ein Ende zu machen und das Land ehrlich zu teilen. Einmal des Königs habhaft geworden, diktierten die englischen Offiziere oder besser gesagt, die protestantischen Bagandas ihre Wünsche. Die auferlegten Bedingungen zeigen zur Genüge, in welcher Absicht dieser Vernichtungskrieg geführt wird. Hier folgen einige dieser Bedingungen.

Das Land wird in drei Teile geteilt. Die Protestanten, bisher den Katholiken gegenüber in der Minderzahl, erhalten davon einen, welcher vier Siebentel von Uganda, mitinbegriffen die Inseln des Nyanza, ausmacht. Die muselmännischen Bagandas wurden von Unyoro zurückgerufen und werden zwei Siebentel des Landes besitzen, so daß den Katholiken nur ein Siebentel verbleibt. In den auf diese Weise zerschnittenen drei Teilen hat sich die heidnische Partei, welche sich aus denen zusammensetzt, die keine Religion wollen, erhoben und zählt viele Anhänger. Die Protestanten nahmen die englische Festung und die Maxim-Mitrailleuse zu Hilfe, um die Heiden zu bändigen. Die Muselmänner ihrerseits werden die Beschneidung verfügen dürfen. Einzig und allein den Katholiken ist es ausdrücklich verboten, die Heiden zu bekämpfen, welche doch über die Hälfte von Buddu, des ihnen offiziell zugestandenen Teiles, innehaben, wo sie frei und offen alle verfolgen, die sich unterweisen lassen. Die Katholiken werden nach Buddu verbannt bleiben, das mehrere Tagereisen entfernt ist von der Hauptstadt, in welche sie sich ohne vorher eingeholte Erlaubnis nicht begeben dürfen. Der König Mwangi wurde angesichts des ganzen Landes als Engländer erklärt, was nach dem Sprachgebrauch der Häuptlinge und des Volkes so viel heißt, als Protestant. Die Katholiken, die ihn früher umgaben, wurden durch Protestanten ersetzt. Auf diese Art hofft man das Land schnell für die Häresie zu gewinnen. Alles, was von Katholiken in den übrigen Provinzen verbleibt,

wird verfolgt und zum Abfall verleitet. Alle unsere Missionen außerhalb Buddu, sowohl auf dem Festlande, wie auf den Inseln sind zerstört, die katholischen Häuptlinge, Buddu ausgenommen, von ihren Sigen verjagt. Es ist uns verboten, selbst in den zu Buddu gehörigen Territorien, Propaganda für unsere Religion zu machen, ohne vorher eingeholte Erlaubnis. Es sind Maßregeln getroffen und mehrere sehr strenge Gesetze erlassen worden, um die Katholiken nach und nach zu entwaffnen, während den Protestanten ihrerseits alle Hülfsmittel der Festung zur Verfügung stehen u. s. w.

Meine Feder sträubt sich, dieses Gewebe von Ungerechtigkeiten niederzuschreiben und begnüge ich mich heute einige der traurigen Folgen anzudeuten, welche für unsere unglücklichen Äquatorialgegenden und in näherer oder fernerer Zukunft für das übrige heidnische Afrika dieser brutale Triumph nach sich ziehen wird, den die Gottlosigkeit im Bunde mit der Häresie soeben erungen hat. Eine große Menge ausgezeichnete Waffen hat man den fanatischen Schwarzen in die Hände gegeben, welche im Taumel ihres Triumphes bald eine wirkliche Gefahr für alle Nachbarstaaten bilden werden, in die der Protestantismus demnächst mit Waffengewalt einzubringen hofft. Die Offiziere, die sie bewaffnet haben, sind jetzt nicht imstande, sie im Zaume zu halten; die anglikanischen Geistlichen sind schon seit viel längerer Zeit besetzt und kalt gestellt. Selbst unsere europäischen Offiziere würden es trotz ihrer Abneigung gegen die katholische Religion (sie sind Freimaurer) nicht gewagt haben, ähnliche Bedingungen vorzuschreiben; sie haben es uns eingestanden. Die einsichtsvollsten katholischen Häuptlinge hat man systematisch beseitigt, ohne Zweifel, um auf dem Felde der Wahrheit Elemente der Eiferjucht und Zwietracht zu säen. Die schauerhaften Entweihungen und Gottesfrevel, deren Zeugen wir waren, lassen uns ahnen, welche weitere Kämpfe für uns die Zukunft in ihrem Schooße birgt. Man singt, namentlich gegen den Papst, schändliche Couplets, hängt Rosenkränze und Medaillen den Hunden um den Hals, schmückt sich öffentlich mit unseren Messkleidern u. s. w. Die Herren Prediger und Offiziere beschränken sich darauf, darüber zu lächeln.

Der englische Resident beginnt mit Recht bereits die Forderungen der Partei, die er selbst so stark macht, zu fürchten; er hielt es daher für geraten, ihr einen möglichst großen Teil der Provinzen zu entreißen, und mußte zu diesem Zwecke die seit einem Jahre beinahe besiegten und vertriebenen muselmännischen Bagandas zurückrufen. Sie werden zwischen den Katholiken und Protestanten ihren Platz haben und ihre Aufgabe scheint es zu sein, beide gleichmäßig zu überwachen. Man läßt ihnen ihren König. Ihnen die Sklavensjagden, die ergiebige Quelle ihres Reichthums, zu verbieten, ist augenblicklich ein Ding der Unmöglichkeit. Der Sklavenhandel wird demnach noch mehr überhand nehmen. So werden denn an diese Muselmänner zu allererst die Tausende von Frauen und Kinder verkauft werden, die man den Katholiken seit einem Vierteljahr geraubt hat. Der Vorstand der deutschen Station in Bukoba hat mir diese Woche etwa hundert dieser armen Sklaven zurückgeschickt, deren Befreiung ihm gelungen ist. Die Freude, welche ich darob empfand, daß ich diese Unglücklichen ihren Familien zurückgeben konnte, versetzt mich nur um so mehr in Trauer über

geistigen und leiblichen Tod so vieler anderer, die nie mehr einen Priester, nie mehr ihr Vaterland sehen werden.

Die muselmännische Religion scheint unter der gegenwärtigen Regierung Staatsreligion zu werden. Die Offiziere der Festung fördern die muselmännischen religiösen Zeremonien aufs Möglichste. Der Vorbeter ist einer von ihren Somalis und von der englischen Gesellschaft besoldet. Die Beschneidung wird als Anlaß zu fröhlichen Festen benutzt und der Aufruf zum Gebet wie auch die Gesänge erschallen wie in den großen Moscheen; auch Schulen gibt es. Alles dies ist in Uganda neu und erst von den Engländern eingeführt. In dem uns aufgezwungenen Vertrage macht man jedoch stets kräftige Versprechungen von „Freiheit für alle Religionen“, während es in gegenwärtiger Stunde kein Land der Welt giebt, wo allen Verträgen und Kongressen zum Hohn die Wahrheit in gleicher Weise verfolgt wird. Es ist unmöglich, sich in Europa eine genaue Vorstellung zu machen von dem schrecklichen Drama, das sich in diesem Augenblick vor unseren Augen abspielt. Man muß drei Jahrhunderte auf den Beginn des Protestantismus zurückgehen oder gar auf die Bilderstürmer, um bei angeblich religiösen Menschen einen ähnlichen Haß gegen unseren heiligen Glauben zu finden.

Man kündigt uns von Europa einen mächtigen Nachschub protestantischer Prediger an. Wenn sie im übrigen Afrika daselbe Feuer ansachen wie in Uganda, dann ist es um die wahrhafte Zivilisation geschehen. Die Bagandas liefern uns den Beweis, was die Kühnheit, wenn sie sich in den Dienst des Irrthums stellt, in diesen Ländern vermag. Dieses Beispiel wird Nachahmung finden. Wer wird daran denken, Widerstand zu leisten? Im Hinblick auf die vielen Tausende von Katechumenen, denen künftighin die Möglichkeit benommen ist, zur Taufe zu gelangen, im Hinblick auf die vielen Millionen anderer Schwarzer, welche unänderlich dazu verurteilt sind, in der Häresie auserzogen zu werden, werden sich Ew. Eminenz meine Traurigkeit und meinen Schmerz erklären. Es wird sie nicht Wunder nehmen, daß ich wie Rachel untröstlich bin über den Verlust meiner Kinder: *Plorans filios suos et noluit consolari, quia non sunt.* Ich bin hier zu weit von Europa entfernt, um mich über die öffentliche Meinung im Laufenden zu erhalten; ich wage es aber, Sie zu bitten, gütigst an das Berechtigkeits- und Billigkeitsgefühl gerade der Königin von England appellieren zu wollen. Weniger feindselige Residenten können einigermassen das unermessliche Unglück gutmachen, welches hier über die katholische Kirche und die Zivilisation hereingebrochen ist, vorausgesetzt, daß sie nicht zu spät kommen. Wie herzerreißend auch das Gemälde ist, welches Ew. Eminenz vor Augen zu führen ich mich für verpflichtet hielt, so darf ich doch behaupten, daß es noch unter der Wirklichkeit steht.

Bischof Hirth.

Bericht des Kapitäns Jacques an die Kongo- verwaltung.

Albertville, 15. Mai.

Mit möglichster Eile habe ich die Errichtung eines besetzten Postens am rechten Westufer des Tanganjika betrieben. Der Posten, dem ich den Namen Albertville gegeben habe, liegt 3 Wegstunden von Lukuga, ungefähr unter dem 6. Grade südlicher Breite. Der Platz ist schon durch seine Lage sehr stark; er liegt nämlich oben auf dem Hügel einer kleinen Bergkette, welche den See auf ungefähr 600 Meter weit umschließt und sich allmählig bis nach Lukuga hinab-senkt. Er besteht zunächst aus einer Palisade von 200 Meter im Umfang, welche die erste Schutzlinie bildet, im Innern dann aus 2 beiläufig 2 Meter höher liegenden Wohnhäusern für Europäer und aus einer überdachten und feuerfesten Tembe, in welcher unsere Vorräte untergebracht sind und außerdem ein Teil der Besatzung. Mit den Häusern für die Weißen bildet die Tembe ein zweites rechtswinkeliges, ganz geschlossenes, und für den Fall eines Rückzuges eingerichtetes Fort, welches ein Gewehrfeuer über die Boma hinaus gestattet. Sobald die Baumstämme drinnen durch Mauerwerk ersetzt sind, ist der Platz, den wir mit einem Weissen und 50 Mann besetzen werden, uneinnehmbar.

Ein recht einträglicher Küchengarten versieht uns seit einem Monat mit genügendem Gemüse für den täglichen Bedarf. Die zum Anbau geeigneten Ländereien sind sehr ausgedehnt und der Boden ausgezeichnet. Dem Unkraut haben wir schon 4 Hektare abgerungen, die augenblicklich mit Mais, Maniok, Sorghum und süßen Pataten bepflanzt sind. Mit solchen Ergebnissen können wir ganz zufrieden sein, zumal mit Rücksicht auf die bei unserer Besitzergreifung (30. Dezember 1891) schon weit vorgerückte Regenzeit. Das Erdreich ist derartig fruchtbar, daß, wenn ich auch nur 3 Monate früher hier hätte ankommen und die nötigen Anstalten zum Anbau treffen können, es mir möglich gewesen wäre, schon vom nächsten August an, zumal ich mich um das ungefähr nur einen Monat erfordernde Bauen nicht zu kümmern brauchte, die Hälfte unseres Postens mit den Erträgen unserer Felder zu ernähren und zwei Jahre lang vom „Pocho“ d. h. dem Solde für ein Jahr, zu leben. —

Auf dem Gebiete der Politik habe ich festgestellt, daß die Araber eine regelrechte Besetzung des Landes und zwar vom Norden bis zur Grenze Marungu's, wo sie vom Kapitän Joubert in Schach gehalten wurden, in Angriff genommen hatten. Gerade als wir am See anlangten, warben sie Nuga-Nugas am Ostufer an, um einen entscheidenden Schlag gegen den Kapitän zu führen. Wäre ihnen der gelungen, so wäre das ganze Land in ihre Hände geraten. Überall, wo die Gegend nur bevölkert ist, haben sie, wie auch am Kongo zwischen den Aruwimi und den Falls (Wasserfällen), festen Fuß gefaßt. Nur haben sie, statt in jedes Dorf 2 oder 3 Mann zu legen, hier Bomas errichtet und Besatzungen von 20 bis 30 Wehren hineingelegt. Der erste Posten von Mpala aus ist der zu Kafengere, $\frac{1}{2}$ Meile weiter hinaus befindet sich ein kleiner Posten aus einer besetzten Boma im nördlichen Lukuga und in der Nähe von Lugumba unter dem Kommando des Fundi Wwete; unmittelbar an der Grenze von Lukuga

zwei Posten ungefähr 2 oder drei Tagereisen vom Beginn des Seeabflusses entfernt und unter dem Oberbefehl Miketo's und Muina's; in Mtowa giebt es ein von Ali-Muendeh verteidigtes Boma. Alle soeben aufgezählten Posten gehören Kimaliza, d. h. Mohamed Ben Halsan, dem einflussreichsten Araber in Ubschidschi.

Oberhalb Mtowa's giebt es 7 nicht so starke Posten unter dem Kommando von Nyamparas und Sklaven Broana Nassoro's, eines anderen Arabers in Ubschidschi. Im nördlichen Kibanga trifft man wiederum die Leute Kimaliza's an, deren Posten sozusagen dicht hinter einander stehen. Auf seinem Durchzuge nach Mtowa geriet Ali-Muendeh nicht wenig in Aufregung, als er mich beim Landvermessen antraf, und erkundigte sich nach dem Zweck meines Hierseins. Als ich ihm nun mitteilte, daß ich mir einen Bauplatz aussuchen wolle, erklärte er mir sofort, er könne mir die Erlaubnis dazu nicht erteilen (ich habe ihn selbstverständlich auch gar nicht darum gebeten) und ich hätte mich an Kimaliza zu wenden, der der Oberherr des Landes (in seiner Einbildung natürlich) sei. Hätte ich mich sothanem anmaßenden Ansinnen gefügt, so hätte ich noch 1 oder 2 Monate und am Ende noch länger warten müssen, da Kimaliza, wie auch augenblicklich noch, sich im Kriege mit Stämmen oberhalb Uwiras befand. Mit 100 Wehren hätte ich dem Araber Argwohn eingeflößt, und höchst wahrscheinlich hätte man mir dann die in Rede stehende Genehmigung versagt. Ich beschränkte mich darauf, Ali-Muendeh zu erwidern, daß es mir sehr erwünscht wäre, Kimaliza zu sehen, und daß er mir bei einem etwaigen Besuche willkommen sein sollte, daß ich aber mit dem Bauen unmöglich bis zu seiner Rückkehr warten könne. Unverzüglich schickte Ali-Muendeh Boten nach dem benachbarten Posten. Man beratschlagte dort über die Ereignisse des Tages, und die mir überbrachte Entscheidung lautete: Wenn der Weiße bei uns im Lande bauen will, so kommt es zum Schlagen. Nachdem ich Kenntnis von dieser Drohung genommen, setzte ich meine Reise fort. Das Land ist stark entvölkert und Hungernot herrscht in diesen Gegenden, die sonst als die Kornkammer des Tanganjika galten. Viele einst bewohnte und angebaute Ebenen sind jetzt mit hohem Gras bewachsen; um nur etwas Ruhe zu bekommen, haben sich die Bewohner nach dem Innern zurückgezogen. Diejenigen, welche an ihrer Scholle kleben und am Ufer verblieben, haben zunächst den Siegern bedeutenden Tribut zahlen müssen, ohne daß damit ihrem Elende ein Ziel gesetzt wäre, da sie unaufhörlich von den bei ihnen einquartierten und aus der Hefe der Sklaven der obengenannten Araber bestehenden Posten belästigt und geplündert werden. Ich gebe nachstehend eine kurze Aufzählung ihrer Klagen, die sie mir jedesmal anvertrauten, wann sie mich ohne Furcht vor Aushörchern und Spionen sprechen konnten. Die armen Eingeborenen müssen es mit ansehen, wie ihre Fruchttäder von diesen zum Arbeiten zu faulen Elenden beständig geplündert werden. Gefällt eine Frau oder eine Tochter einem ihrer ausgedrungenen Gäste, so wird sie ohne Weiteres als Sklavin entführt. Fehlt es auf der Reise nach Manyema einer Karawane an Trägern, so holt man die Unglücklichen mit Gewalt aus ihrem Dorfe, und mit der Kette am Hals müssen sie dann die überzähligen Lasten bis zur Grenze von Manyema schleppen. Wenn einen der „wüthigen Herren,“ deren Tyrannei sie über sich er-

gehen lassen müssen, die Lust zu einem Besuche in der Nachbarschaft anwandelt, dann haben die armen Eingeborenen die Pitroquen und Ruderer zu stellen. Für alle solche Leistungen bekommen sie so gut wie nichts und die armen Opfer müssen noch froh sein, wenn sie ohne Stockschläge oder gar Messerstücke bei etwaigem Sträuben davontommen. Die unmittelbare Folge solches sauberen Vorgehens ist der völlige oder doch nahezu vollendete Ruin des Landes. Was sich nur herauspressen läßt, haben die Sieger herausgepreßt; die Unglücklichen lassen die Arme und den Mut sinken, da sie doch nicht wohl ihre Felder in erster Linie zum Nutzen Fremder bestellen mögen. Im laufenden Jahre allein sind Tausende Hungers gestorben.

Unsere Festhergreifung sollte nicht so ganz glatt ablaufen. Ich habe 3 am Tage nach unserer Ankunft im Lager ertappte Spione erschießen lassen müssen. Übrigens war denselben auch der Diebstahl zweier Uhren und eine Entführung nachgewiesen worden. Die politischen Begebenheiten haben sich so abgewickelt, wie ich vorausgesehen. Ich fasse dieselben kurz zusammen: Der kleine Posten Fundi Bwete's auf unserer Ebene hat sein Standquartier sofort in der Nacht nach dem Aufschlagen unsers Lagers verlassen. Von panischem Schrecken bei der Rückkehr seiner Frauen ergriffen, hat Fundi Bwete gleichfalls Fersengeld gegeben und seine große Boma im Stich gelassen. Ich benutzte die Gelegenheit unverzüglich, um den Häuptling Mormy mit einer kleinen Abteilung Militär und der Staatsflagge wieder einzusetzen. Ein paar Tage hernach kam ein Mann Rahengerej's und versicherte mir, derselbe habe seine Boma mit allen seinen Leuten verlassen. Sogleich ließ ich diese Nachricht auf ihre Richtigkeit hin prüfen. Es stellte sich nun heraus, daß sie nur halb wahr war, da Rahengerej freilich für seine Person mit seinen Frauen und Sklaven abgezogen war, aber ziemlich viele mit Gewehren bewaffnete Leute zurückgelassen hatte. Die Boma sah in der That ganz menschenleer aus, aber ich war kaum noch 60 Meter davon entfernt, als die Verteidiger uns ihre Anwesenheit durch eine gehörige Gesehsalbe kundgaben. Eine Kugel hat meinen rechten Halbstiefel durchbohrt und die Sehne leicht gestreift. Die verdiente Strafe folgte auch auf dem Fuße nach; wir stiegen über die Boma her und waren eine Stunde später Herren der Lage. Der Vorfall, den wir keinesfalls veranlaßt hatten, lief insofern sehr glücklich für uns ab, als er uns von dem letzten der im südlichen Lufuga eingekisteten Wanwana erlöste und mir die Wiedereinsetzung des alten Häuptlings Tambwa mit der Staatsflagge anstatt des rotweißen Lappens der Araber ermöglichte.

Kurz darauf erfuhr ich, daß ein kleiner Posten bei Muny, der ehemaligen Boma Fundi Bwete's, im Kampf begriffen sei mit den vereinigten Kräften Miketo's, Monima's und Ali-Muendeh's, die es auf die Wiedereroberung des verlorenen Gebietes abgesehen hatten. Sogleich eilte ich den Meinigen zu Hilfe. Es war allerdings zu einem kleinen Scharmützel gekommen, dessen Bedeutung man aber übertrieben hatte. Das Ganze beschränkte sich auf einen geringfügigen Kugelwechsel zwischen Nachzüglern der Truppe Ali-Muendeh's, welche die Felder Muny's heimsuchen wollten, und den von Leptereim aufgestellten Feldhütern. Doch hatte mein schnelles Eintreffen meinen Leuten bewiesen, daß ich sehr wohl in der Lage sei, ihnen zu helfen, und das mußte diejenigen, welche etwa Feind-

seligkeiten gegen die, durch die belgische Flagge geschützten Dörfer, planten, zu heilsamem Nachdenken anleiten. Für uns ist das Wichtigste, daß Ali-Muendeh sofort sein Boma in Utowa verließ, während Miketo mit seinen Leuten den Posten Muina's verstärkte. Diese günstigen Umstände machte ich mir gleich zu Nutzen und nahm die Wiedereinsetzung der Häuptlinge Kassenga und Kavalja mit der Staatsflagge und der Übergabe einiger Gewehre vor. Anfangs Februar kam eine Abordnung von Unterthanen Simba's, des großen Häuptlings in dem drei Tagereisen nördlich von Utowa belegenen Gebiete, zu mir und flehte mich um Schutz an. Ich war leider gerade bettlägerig und mußte mich damit begnügen, ihnen einen Nyampara mit 7 Gewehren und der schützenden Flagge mitzugeben, versprach ihnen aber zugleich meine Unterstützung für den Fall weiterer Quätereien. Die blaue (belgische) Fahne weht also Achtung gebietend über den größeren Teil des Seegebietes. — —

Auf mir lastet eine außerordentlich große Verantwortlichkeit. Meine Gehülfen haben sich noch nicht genug an das Klima gewöhnt und sind deshalb oft krank. Obgleich dem Fieber und den tropischen Krankheiten überhaupt so gut wie unzugänglich, mußte ich doch einmal bei akutem Seitenstechen, an dem ich beinahe 25 Tage darniederlag, dem Tode ins Auge schauen. Seit 14 Tagen bin ich wieder auf den Füßen, die Krankheit hat freilich weiter keine Spuren zurückgelassen, aber doch möchte ich es nicht auf mich nehmen, einen meiner Gehülfen allein zu lassen. Zwei Europäer für einen Posten ist wahrlich nicht zu viel. Ohne Zweifel verfügt die Antisklaverei-Gesellschaft über die nötigen Mittel zur Verstärkung unserer Stellung am See, und die Besetzung von Utowa steht, falls nicht etwa Gegenbefehl erfolgt, an der Spitze meines Programms.

Die Sendung einer Verstärkung zum Zwecke der Besetzung von Utowa ließe sich am billigsten folgendermaßen bewirken: 1. Man müßte mir einen Weißen schicken. Ein Unteroffizier würde genügen, vorausgesetzt, daß er an das Klima gewöhnt ist, einige praktische Erfahrung besitzt und den nötigen Mundvorrat wenigstens für seinen und seiner Leute Unterhalt mitbringt. 2. Der Weiße müßte 20—25 Berufssoldaten mitbringen, seien es nun Haussa, Suda-nesen oder Manyangas (aber nur keine Zanzibarer!). Die Hauptsache ist, daß jeder Posten seine wenn auch kleine Anzahl Fremder hat, die die Sicherheit des befehlshabenden Europäers gewährleisten und ihn vor den Anzettelungen schützen, wie sie immer unter Genossen von einem und demselben Stamme vorkommen. An waffenfähigen und für das Waffenhandwerk hinlänglich fähigen Leuten fehlt es hier nicht. Wenn der Weiße 30—40 Gewehre mitbringt, so ist seine Abteilung bald vollständig ausgerüstet. Noch gestern habe ich acht prächtige Merle aus Utowa, die sich freiwillig anboten, in Dienst genommen. 3. Der ganze Trupp müßte sich in Kassonga vereinigen. Ich würde die Leute dann persönlich dort abholen und mit Waffen und Gepäck hierhin führen. Auf die Weise würden wir am billigsten zu unserer Verstärkung kommen und dann in Utowa die Herren sein. Wenigstens hoffe ich das. (Verstärkung ist unterwegs. Die Red.)

Die beunruhigenden, seitens der aus unserer unmittelbaren Nähe davongegangenen Flüchtlinge verbreiteten Gerüchte könnten manche Kaufleute zu einer schiefen Auffassung unserer Festhergreifung veranlassen. Ich benutze jede Gelegen-

holt eintreten, daß sie entladen, auseinandergenommen und über Land getragen werden müssen; was das an Kosten und Zeitaufwand bedeutet, das bedarf keiner Erklärung. Schon von Anfang an stellen sich noch besondere Schwierigkeiten heraus; namentlich der in ganzem Zustande mitgenommene Schleppdampfer bereitet die größten Hindernisse; ein in Deutschland für ihn besonders gebauter Wagen ist von dortigen Afrikanern als nicht verwendbar unter den örtlichen Verhältnissen bezeichnet worden. Genau wie bei der Feldbahn in Deutsch-Ostafrika! Die Dampfer dort sind mit Rädern, besonders wie bei den Mississippi-Dampfern, nur hinten als Sternweeler gebaut, ohne Kiel und gehen knapp zwei Fuß, und selbst diese kommen nicht überall durch; wie viel weniger (so ruft E. v. Gronow aus) wird dies ein auf den Kiel gebauter Schraubendampfer, zumal wenn in den nächsten Monaten die Wassermenge immer mehr abnimmt.

Major v. Wischmann hat die ganze Expedition, welche sich aus 23 Deutschen und 230 Farbigen zusammensetzt, in drei Abteilungen zerlegt. Mit der ersten Abteilung, die aus genau drei Zehnteln des Ganzen besteht, ist er am 14. Juli mit dem Schleppdampfer, einem Leichter-Schiff und vier Stahlbooten den Ghinde-Arm hinaufgefahren. Dr. Bumiller, der unterdessen das Lager befehligt, sollte Anfang August mit der zweiten Abteilung nachfolgen, und 14 Tage später sollte Chef v. Ely mit der dritten sich in Bewegung setzen.

Vom Kongo. Bezüglich der traurigen Vorgänge im Kongo-Staate schreibt der „Courrier de Bruxelles“: „Wir brauchen uns keine Hoffnungen mehr zu machen. Die Wirklichkeit ist noch grausamer, als die Ereignisse uns durch die Depeschen geschildert worden waren. Unser Spezial-Korrespondent aus Boma schildert uns die Lage als höchst bedauerlich. Nicht nur Hofmeister und seine Begleiter sind niedergemetzelt, sondern der Lieutenant Legat, der Kapitän Stairs, Kapitän Via, Alexandre del Commune und alle Weißen des Katanga sind vom Njangobe und Lurambo isoliert und von den wilden Araberhorden umzingelt, deren Stärke bis 20000 Gewehre beträgt. Das ganze zivilisatorische Unternehmen ist bedroht, wenn diese Lage andauert.“ Das genannte Blatt veröffentlicht sodann zwei längere Unterredungen beim Kapitän Hink und beim Staatssekretär Wanters, deren Aussagen die Ansichten des „Courrier“ völlig bestätigen.

Wie heiß ist es in Afrika? In Karfas am Ued-Saura, so berichtet Gerhard Rohlf, beobachtete ich am 31. Juli 1864 im Schatten 41° C., ein der Sonne ausgelegtes Thermometer zeigte 69° nachmittags; ebendasselbe zeigte am 2. August desselben Jahres die Zimmerwärme 41°, das Wasser in der Kulla (ein ausschöpfender Wasserkrug) zeigte 24° und in der Sonne das Thermometer 70°. In Marfa in Tuat zeigte am 9. August 1864 das Thermometer im Zimmer 34°, der Sonne ausgelegt 53°. In Kauar zeigte das Thermometer fast den ganzen Tag zwischen + 40 und 50° im Schatten, und die Sonnenstrahlen hatten eine so intensive Macht, daß eine Stearinkerze, die man vergessen, fortzunehmen, nach einigen Stunden bis auf den Docht zusammengeschmolzen war. Nachmittags wies ein in den Sand gestelltes Thermometer 63°, der Sonne ausgelegt 74° und im Schatten 43° auf. In Kebabo vermerkte ich am 15. August 1879, 3 Uhr nachmittags 40,2° C. und am 1. Juni 1879 zwischen Farea und

Dzadabia um dieselbe Zeit 41°. Das Wasser des Roten Meeres hat immer Baden-Temperatur + 28°. Nördlich von Massauah in einer Entfernung von etwa 120 Kilometer war am 16. November 1880 vor Sonnenaufgang bei + 28° Lufttemperatur die des Seewassers + 29°. Wie anstrengend für Küche und Heizer eine Fahrt auf dem Roten Meer ist, wird durch folgende Angaben klargelegt: Am 16. November 1880 betrug vor Sonnenaufgang die Temperatur in der Küche des Dampfers + 40°. Am selben Tage um 7 Uhr morgens war im Vorraum zur Maschinen-Abteilung die Luft 35° warm, näher am Kessel + 45° und vor dem Heizraum, wo geheizt wurde, + 56° notiert. Wasser und Luft halten im Freien um dieselbe Zeit die gleiche Temperatur von 29°. Um 9 Uhr vormittags war aber die Luft schon + 30,5°, und um dieselbe Zeit arbeitete man in der Küche bei 52°. Was würde aber ein Münchener dazu sagen, wenn man ihm 26° warmes Bier vorsehen wollte? Bis auf diese Temperatur gelang es unser Flaschenbier herabzustimmen durch Umwicklung von feuchten Tüchern und Hin- und Herschwenken in nassen Säcken, bei einer Lufttemperatur von 30° oder mehr, in Massauah, und es schmeckte durch diesen geringen Temperatur-Unterschied wie vollkommen abgekühltes Bier. Und doch kann man so hohe Hitzegrade, heißer als 37,5°, also die Blutwärme des Menschen ertragen, weil durch die Ausdünstung der Haut diese auf einer beständigen Kühle erhalten wird, die man auf 25°, auch wohl bei ganz hohen Temperaturen von über 50° auf 30° bemessen kann.

Die Grippe im Togosande. Die Grippe, welche im Vorjahre durch ihr epidemisches Auftreten sich recht unangenehm fühlbar machte, hielt ihren Einzug auch in unsern afrikanischen Schutzgebieten und rief natürlich bei den Eingeborenen Angst und Schrecken hervor. Lieutenant Perold giebt in seinem sehr ausführlichen Bericht über seine letzte Expedition nach der Stationsmission Amedsowe in Avatime, der in Nr. 11 des „Deutschen Kolonialblattes“ soeben veröffentlicht wird, u. a. recht interessante Schilderungen über die Mittel und Wege, welche die Eingeborenen anwandten, um von dieser bösen Zauberei befreit zu werden. Sie schrieb die Krankheit dem schädlichen Einflusse lebender oder abgestorbener Wesen zu, welche ihnen besonders böse gesinnt seien. Das Austreiben aller bösen Geister aus Dorf Amedsowe war verhältnismäßig recht gemüthlich und lustig. Einem Tages mußten alle Bewohner des Dorfes in ihren Hütten bleiben, damit der vorzunehmende Zauber nicht dadurch wirkungslos werde, daß durch jemand, welcher während des Austreibens — busu yi — zufällig abwesend, böse Geister und Krankheiten im Dorfe blieben. Einige Älteste trafen, gemüthlich ihr Thonpfeifen schmauchend, die Vorbereitungen zum busu yi. In der Hergeltliche war folgendes zu sehen: ein Topf Palmwein, eine Kalebasse mit röthlichem Mehle, einige am Stamm der Ölpalme wachsende Farrenkräuter, Blätter des Tokumibaumes, junge Palmenschößlinge, mehrere Bunde Kletterianen zum Gebrauche als Stricke, eine große, widerliche Kröte, welche an einer Baumwurzel festgebunden war. Das Austreiben der bösen Geister und Krankheiten erfolgt durch folgende Prozedur: An einem in die Erde gesteckten Pfahle werden oben mit Benutzung der Rankenbunde als Stricke genannte Farrenkräuter, Blätter des Tokumibaumes und Teile von Palmenschößlingen festgebunden, während zur gleichen Zeit ein Ältester alle bösen Geister und Krankheiten nennt, die es giebt, und ein zweiter

gleichzeitig und fortgesetzt von dem Palmwein an den Pfahl gießt, von dem rötlichen Mehle daran streicht und daran spuckt, indem er ebenfalls Geister beschwört. Der Sinn dieser Beschwörung ist, daß die Eingeborenen sich vorstellen, die sie plagenden bösen Geister hätten Hunger und Durst, deshalb giebt man ihnen Palmwein und Mehl, welche mit ihnen und allen bösen Krankheiten festgebunden werden. Nachdem an allen Ausgängen und im Orte diese Prozedur vollzogen, zertrümmert man die dicke Kröte in lautem Aufzuge durch alle Gassen des Dorfes, während ein Altester, welcher folgt, nach rechts und links zu diesem Zwecke geweihtes Wasser sprengt, so das Dorf reinigend. Man ist der Ansicht, daß alles Böse in die Kröte fahre und sich in ihr konzentriert, welche man nach beendetem Zauber schließlich außerhalb des Dorfes in den Busch schleudert und wähnt, mit derselben auch alle bösen Krankheiten aus dem Dorfe entfernt zu haben.

Bücherschau.

Weiß, Dr. J. B. von, k. k. Hofrat, **Weltgeschichte**. 3. verbesserte Auflage. Lieferung 55—60. Graz und Leipzig 1892. Verlagsbuchhandlung „Civica.“ Preis der Lieferung 50 kr. = 85 Pfg.

Mit vorliegenden Lieferungen wird der 7. Band des im großen Maßstabe angelegten Geschichtswerkes beendet und der 8. Band begonnen. Es ist eine tiefbewegte Epoche im Leben der Menschheit, die darin geschildert wird. Eine neue Zeit ist durch die Entdeckung Amerikas angebrochen, alte Anschauungen vom Weltgebäude brechen zusammen. Zu all dem die Reformation. Gestalten, wie Luther, „der Mönch von Wittenberg,“ und Karl V., „in dessen Reich die Sonne nie unterging,“ erscheinen auf der Bildfläche. In meisterhafter Weise werden die Wirren und Kämpfe der einzelnen Völker dem Leser vorgeführt und ist die Behandlung des gewaltigen Stoffes eine solche, die dem Verfasser nur zur Ehre gereicht. Mit seltenem Fleiße ist alle auf diese Zeit bezugnehmende Literatur benützt, die Sprache eine fließende und schöne, so daß das Studium des ganzen Werkes das Angenehme mit dem Nützlichen in des Wortes bester Bedeutung verbindet. Auch in technischer Beziehung läßt sich nur das Beste sagen. Die Verlagsbuchhandlung hat keine Kosten gescheut, „Weiß' Weltgeschichte“ in würdiger Ausstattung herauszugeben. Papier und Druck sind vorzüglich. Geschmackvolle Einbanddecken in Halbleder mit Golddruck sorgen für die äußerezierde. Wir können daher, wie wir schon früher gethan, das herrliche Werk nur empfehlen. Schon der Umstand spricht dafür, daß „Weiß' Weltgeschichte“ bereits in dritter Auflage herausgegeben wird (wovon einzelne Bände bereits wieder vergriffen sind), bei literarischen Erscheinungen dieses Umfanges wohl eine Seltenheit. Das ganze Werk wird in 150 Lieferungen vollständig sein.

Ein polychromes Madonnenbild der Beuroner Malerschule: **Mater divinae gratiae**, so nennt sich ein herrliches in zwölf Farben prachtvoll ausgeführtes Bild der Beuroner Kunstschule, welches im Verlag von Hermann Kitz zu Saulgau (Württemberg) erschienen ist und in kurzer Zeit eine außergewöhnlich weite Verbreitung gefunden hat. Das Bild reiht sich den schönsten Madonnenbildern aller

Zeiten ein und wird den Lesern wärmstens empfohlen. — Wir fügen noch bei, daß der Preis des Bildes ein sehr mäßiger ist, nämlich auf weißem Karton 43 und 31 Ctmtr. 2 Mk., portofrei 2,10 Mk., in schwarzem Holzrahmen mit vergoldeter Einfassung und Glas 5,50 Mk., porto- und verpackungsfrei 6,30 Mk.

Diözesan-Verein Paderborn.

Im Monat August sind beim Unterzeichneten eingegangen: Paderborn 1 M., Breslau 30 M., Berge bei Arncliffe 50 M. 80 Pfg., Dekanat Arnberg, Kirchentolle 410 M. 14 Pfg., Hamersleben 24 M., Neuentkirchen 6 M. 30 Pfg., Ottbergen 43 M. 80 Pfg., Schönholthausen 370 M. Zusammen 945 M. 4 Pfg. Paderborn, den 3. Septbr. 1892. Der Schatzmeister F. Dick.

Bei der Redaktion eingegangene milde Gaben.

1. Für den Afrika-Verein: Ahmann in Castrop 1 M. — M. N. in Spellen 1 M. — Fr. Zurstraßen, Lippborg 3 M. — Ung., Altenberge 70 Pfg. Zusammen 5 M. 70 Pfg.
2. Für die Patres vom hl. Geiste: P. R. S. 2 M. für 2 hl. Messen zu Ehren der hl. Herzen Jesu und Maria.

Bei der Expedition eingegangene milde Gaben.

1. Für den Afrika-Verein: Vitar Woesthoff, Meppen, 20 M.
2. Für die Station Windthorst: Vitar Woesthoff, Meppen, für 25 hl. Messen in bestimmten Intentionen 25 M. — Dr. Reis, Trier, für 20 hl. Messen pro defuncti ad int. 24 M. — Frau Förster Kump, Boos, für 18 hl. Messen für ihre Verstorbenen 20 M. — P. Krings, Friedrichsthal, für 80 hl. Messen für Verlebene und für 10 hl. Messen in bestimmter Meinung 100 M. — Th. St., Duisburg, für ein Negerkind, zu taufen „Maria Josephine“, 21 M. — M. C. C. für 5 hl. Messen in bestimmter Meinung der Betr. 7 M. 50 Pfg. — M. C. C. für 15 hl. Messen im Sinne des Gebers 22 M. 50 Pfg. — Ungen. für 1 hl. Messe zu Ehren des hl. Joseph 2 M. — J. aus R. für 1 hl. Messe um Genesung für eine Kranke 1 M. — Durch Pfarrer Dolman, Nevrath für Heidenkinder 1 M. — A. B. für 1 hl. Messe zu Ehren des hl. Joseph in bef. Anliegen 1 M. — R. S. Th. für 13 hl. Messen für die armen Seelen, und zwar 10 hl. Messen zur Abwehr der Cholera von unserem Haus, 1 hl. Messe für 2 P., 1 do. für M. S., 1 do. für C. F. in B. 13 M. — E. S., R. für Heidenkinder, zu taufen auf die Namen „Paul“ und „Maria“, 100 M. — Th. Droste, Overtkirchen, J. S. für 2 hl. Messen für ein gutes Examen 2 M. — F. S. für 1 hl. Messe in bestimmter Meinung 1 M. — F. P. für 3 hl. Messen für verst. Vater und Sohn 3 M. — Fr. Steriges, Oberforpe, für 1 hl. Messe für verstorb. Eltern; 1 do. zum hl. Herzen Jesu; 1 do. zur Mutter Gottes 3 M. Zusammen 347 M.
3. Für die weißen Pater in Marienthal: M. L., Uebach, für 3 hl. Messen für verstorb. Bruder 3 M. — A. R., Hilben, für 1 hl. Messe für ein befond. Anliegen 1 M. — Kaplan Humpert, Hörter, zum Loskauf eines Heidenkinds, zu taufen „Maria“, 60 M. — M. Lenthoff, Bochum, für 1 hl. Messe für die Abgestorb. 1 M. — A. P., F., für 2 hl. Messen für verstorb. Vater und

1 do. zu Ehren der Mutter Gottes 3 M. — F. S., Göttingen, für 1 hl. Messe für den verstorb. Lehrer L. 1 M. 20 Pfg. Zusammen 69 Mark 20 Pfg.

4. Für die Mission am Jambesi: P. Zimmermann, Buchholz, zum Ankauf eines Sklavenskindes, zu taufen „Peter Josef“, 50 M. — P. Thilges, Ehiernach, zum Kaufe von Heidentindern 100 M. Zusammen 150 Mark.

5. Für St. Ottilien: L. N. in B. für 1 Novene zur Mutter von der immerwährenden Hilfe in vier schweren Anliegen 1 M.

Dem Gebete der Missionare und ihrer Zöglinge

empfehlen wir alle uns angemeldeten frommen Anliegen, sowie die Seelen der Verstorbenen aus unserem Leserkreise.

Briefkasten der Redaktion.

Nach B.: Bitte diese No. gut zu lesen. **Dr. B. in Str.:** Ihr Beispiel verdient Nachahmung. Niemand hat ein Ähnliches gethan für die Verbreitung unserer Schriften, Niemand aber auch ähnliche Erfolge erzielt. — **L. in S.:** Von „Schwester Luise“ können wieder Ex. in feinen Einbänden à 1,25 M. abgegeben werden. Seit der Preisherabsetzung mehrt sich die Nachfrage. — Wir suchen einen Sol. Schulte in Holtshausen und Robert Schubert in Bischdorf. Beide sind von der Post nicht zu finden, wohl weil die Poststation nicht genau angegeben ist. Bischdorf giebt es z. B. drei, alle Poststationen. Da muß man also stets beisehen, in welchem Kreise. — **Nach Bayern:** Größere Geldebeträge in einfachem Briefe zu senden, ist immer mißlich. Zudem beträgt der Portounterschied nur 10 Pfg. Von 3 M. ab nehme man also stets Postanweisung. — **M. in N.:** Sie haben Recht. Wir werden für die Kongregation der Patres Pallottiner Quittungsmarken à 20 und 50 Pfg. einführen; sie sind bereits im Druck. Dürfen wir ihnen für 20 M. senden. Es ist leichter etwas zu erhalten, wenn man sofort Quittung geben kann. Diese Marken sind auch famos für den Spieltisch. Jeder Spieler sollte gehalten sein, seinen Gewinn in Quittungsmarken anzulegen. So verbindet man mit dem Angenehmen ein gutes Werk. — **Frl. J. in P.:** Bisher hat es uns ziemlich schlecht gegangen mit den Medaillen; es wurden mehr verlangt, als die Fabrik lieferte. Der Uebelstand ist jetzt gehoben. Verlangen Sie nur für alle Ihre Mitglieder. Besten Gruß! — **Pfr. R. in O.:** Der Obere der deutschen Pallottiner-Niederlassung wird in diesem Monate noch in Deutschland eintreffen. — **C. Burg in S.:** Erkundigen Sie sich bei Ihrem Herrn Pfarrer, der wird ihnen den sichersten Aufschluß geben können. — **P. A. in Stuttgart.:** Die hl. Messen sind besorgt.

(Schluß der Redaktion am 12. September.)

Briefkasten der Expedition.

Herrn A. in A.: Von dem Bildchen P. Horné und sein Pflegekind aus „Gott will es“, Heft 15, sind die auf vielfachen Wunsch angefertigten Separatabdrücke mit Text auf der Rückseite soeben fertig geworden. Preis derselben auf feinem Illustrationspapier pro 100 Stück 3 Mark. Zu beziehen durch jede Buchhandlung und von der Expedition des „Gott will es“.

Verantwortlicher Redakteur: W. Helmes in Münster i. W. — Druck und Verlag von A. Niffarth in M. Gladbach.

Gott will es!

Zu erstem Nachdenken

zwingen die Ereignisse der letzten Monate in Afrika. Noch vor einem Jahre schien Alles ruhig. Der Aufstand gegen die Deutschen war erstickt, der Kongostaat schien an seinen inneren Ausbau gehen zu können, in Uganda herrschte das Christentum. Wie sieht es heute aus?

Traurig genug. Das deutsche Regiment befindet sich noch in der verhältnismäßig besten Lage, denn es verfügt über die meisten Kräfte; aber auch die deutsche Herrschaft ist nicht weiter solide besetzt, als die Gewehre schießen. Ein 16jähriger Bengel, Meli, sand den Mut, eine ganze deutsche Abteilung zu vernichten, und wir fürchten sehr, daß man deutscherseits nicht wagt, der Schlange den Kopf zu zertreten.

In Uganda ist dank des Fanatismus und der Herrschaft der englischen Prediger das Christentum zerstört; die Araber hat man wieder ins Land geholt, Christen haben mit ihnen gewetteifert im Handel mit menschlicher Ware, im Morden und Brennen. Wenn die englische Regierung sich nicht entschließt, das Land vollständig zu annektieren, so wird die jetzt dort noch wirtschaftende englische Handelsgesellschaft sich ende des Jahres aus dem Staube machen, die englischen Protestanten, die so vieles auf dem Kerbholz haben, werden sich ihnen anschließen und dann wird ein Kampf auf Leben und Tod entbrennen zwischen dem Halbmond und dem Kreuze Christi. Wer Sieger bleiben wird, Gott allein weiß es!

Jenseits des Tanganyika-Sees, im Gebiete des Kongostaates, tobt ein großer Aufruhr. Vielleicht halten sich die tapferen Kreuzritter Hauptmann Joubert und Jacques noch, aber die weiter westlich sich aufhaltenden Weißen befinden sich in bedrängter Lage. Die Expedition Hodister ist vernichtet, mehrere andere Abteilungen können nicht weiter. Tod und Verderben droht Ihnen. Der Bischof Msgr. Mugouard am Ubanghi spricht sich in seinem letzten Briefe sehr bedenklich aus. Wir glauben nicht, daß die besetzten Punkte des Kongostaates in die Hände der Araber fallen werden, aber was ist gewonnen, wenn sie bloß auf ihre Verteidigung angewiesen sind?

Alles in Allem betrachtet, sind wir von dem gesteckten Ziele noch sehr weit entfernt. Wir glauben sogar, daß wir es auf dem bisherigen Wege nicht erreichen werden. Der Islam in Afrika ist eine Macht, die ganz bedeutend unterschätzt wurde. Der Islam ist die große Krankheit Afrikas, er ist der Vampir, der dem unglücklichen Lande das Blut aussaugt. Er muß unbedingt unterdrückt, ja ausgerottet werden, will man je Afrika zu einem zivilisierten Lande machen. Das Arabertum beherrscht und bedrückt nicht allein das Land, er verdirbt auch die Neger, unterwirft sie seinem Einflusse und benützt sie zum Kampfe gegen uns, ihre Befreier. Deshalb halten wir es für eine Thorheit, mit den Arabern auf freundschaftlichem Fuße leben, mit ihnen Handel treiben zu wollen. Mit der ihnen angeborenen Schlaueit machen sie uns so lange gute Miene, als sie das für praktisch halten, sie werden aber sicher alle Europäer vernichten, sobald sie den geeigneten Moment für gekommen erachten.

Wie ist aber der Kampf gegen den Islam mit Erfolg zu führen? Niemals auf die Weise, wie man bis jetzt es gethan hat. Man läßt an der Küste die abgefäimten glatten Schurken in Ruhe, ja man schmeichelt ihnen, feiert sie und sendet gleichzeitig Expeditionen tief ins Land, um dort ohne Stütze und Rückhalt das schändliche Hauptgewerbe der Araber zu bekämpfen. Derselbe Araber, der an der Küste schön thut mit den Europäern, arbeitet unter der Hand an der Vernichtung der christlichen Streifzüge im Innern!

Es wäre doch gar zu naiv, zu glauben, daß der Araber geneigt wäre, die Europäer sich ganz ruhig in den Besitz Afrikas setzen zu lassen. Sein oder Nichtsein, das ist für den Araber jetzt die Frage. Wir sind überzeugt, gerade jene Araber, welche sich als die wärmsten Freunde der Deutschen, Belgier u. s. w. aufspielen, sind die schlimmsten Feinde. Und das darf man ihnen nicht einmal übel nehmen, denn es ist für sie ein verdienstliches Werk, dem Ungläubigen zu schaden, ihn zu vernichten. Man erwidere uns nicht, daß selbst die Missionare der aufrichtigen Freundschaft mancher Häuptlinge Anerkennung zollen. Jene Häuptlinge sind meistens Neger, keine Araber; gegen die Araber selbst hegt der Missionar stets ein wohlbegründetes Mißtrauen.

Soll aber der Widerstand des Islam gebrochen werden, so gehe man systematisch und entschieden vor. Man bekenne offen Farbe und proklamiere dort, wo man die Macht hat, kurz und bündig: hier ist kein Raum

für die perfiden hinterlistigen Anhänger des Propheten. Man gehe aber auch nicht rascher vor, als man vermag, ohne sich in die Gefahr einer Niederlage zu bringen, endlich wende man die nötige Macht an und lasse so lange alle Nebenzwecke, wie z. B. den Handel Nebensache sein, als man ein besetztes Gebiet nicht vollständig dem Einflusse des Islam entrisen hat. So lange unsere Industrie dem Neger Schnaps, und dem Araber Pulver und Blei liefert, verdienen unsere Bestrebungen nicht den Namen „humanitär“.

Von allen Küsten aus ist Afrika mit einem Gürtel von europäischen Stationen eingeschlossen. Von dieser Operationsbasis muß ausgegangen werden. Staffelförmig muß die Kultur und das Christentum fortschreiten. Voran die Missionäre, ihnen auf den Fersen, zu ihrem Schutze die militärischen Stationen, so daß Eins das Andere stützt, nur so läßt sich Afrika erobern. Ohne Überstürzung, ohne unnötige Härte muß europäische Kultur überall vordringen, dort, wo sie ihren Einzug hält, den Islam kalt stellen und die Neger an sich ziehen. Bei allen diesen Bestrebungen aber muß der Eigennuß zu Hause bleiben; der Opfergeist, das warme Interesse für die schwarze Masse allein kann Erfolge erzielen.

Mit den abenteuerlichen Zügen tief ins Innere ist nichts anderes zu erreichen, als die Aufregung solcher Völkerschaften, welche noch nicht vorbereitet sind auf die nahende Erlösung. Kommen solche Abteilungen von Europäern dann obendrein, um Elfenbein oder andere Marktwaren zu holen, so bringen sie damit die Sache der Civilisation in Verruf und Schaden weit mehr als sie nützen können.

Ein alter Missionär sagte uns einmal: es wäre besser gewesen für uns, wir hätten niemals einen Soldaten gesehen. Der Mann kann recht haben. So angenehm es für den Missionar ist, wenn er in seiner Nähe eine militärische Station hat, so sehr kann aber auch das allzu weltliche Element dem Missionszweck Eintrag thun. Wollen die Mächte sich an der Civilisation des dunklen Erdteils beteiligen, wollen sie sich dort Kolonien schaffen, so müssen sie mit unwiderstehlicher Kraft vorgehen und den Islam rücksichtslos verdrängen; sind sie dazu nicht im Stande, so unterlasse man besser alle halben Maßregeln, welche nichts dauerhaftes schaffen, sondern nur die Missionen in Gefahr bringen.

Man hatte Anfangs vielfach geglaubt, es würde möglich sein,

kleine Expeditionen von Freiwilligen zu organisieren, diese an die wichtigsten Punkte zu senden und durch sie den Sklavenraub zu bekämpfen. Der Gedanke fand besonders in Belgien begeisterten Anklang. Indes war die Begeisterung doch nicht groß genug, um die Mittel zu liefern. Zu einem solchen Unternehmen hätte man jährlich 2 Millionen bedurft. Die belgische Antisklavereigesellschaft wird sich wahrscheinlich auflösen und ihre Rechte und Pflichten an den Kongostaat abtreten. Leider verfügt dieser auch nicht über volle Kassen.

Kriegerische Unternehmungen in jenem Lande dürfen nicht von Privaten ausgehen; nur die Staaten können solche beginnen und mit Nachdruck fortsetzen. Sache der Völker ist und bleibt die Missionsthätigkeit, die wichtigste Aufgabe von allen. Der Missionar ist der Pionier der Zivilisation, er wirkt, wenn er mit den notwendigen Mitteln arbeiten kann, weit mehr, als alle Gewaltmaßregeln. Einer militärischen Station geht der Eingeborene aus dem Wege, eine Missionsstation zieht ihn an und erzieht ihn. Das beste Mittel, Afrika seiner Wiedergeburt entgegen zu führen, ist die Einrichtung einer großen Anzahl von Missionen, denen man von Seiten der Regierungen Schutz und Hilfe gewahren müßte, falls sie desselben überhaupt bedürfen. Wenn das Volk einmal zum größten Teil dem Christentum gewonnen ist, wenn es die Europäer als seine Wohltäter kennen und lieben gelernt hat, dann wird es auch instande sein, mit unserer Hilfe die Herrschaft des Islams abzuschütteln. Deshalb sorgen wir zunächst für Ausbreitung der Missionen; sie müssen die Saat austreuen, aus welcher nicht allein das Christentum, sondern auch die Freiheit aufsprössen wird. Bischof Augouard schreibt ganz neulich vom Ubanghi: „Die afrikanische Frage ist nicht so leicht zu lösen. Es scheint mir, man geht um so sicherer, je langsamer man vorgeht. Wenn man in Paris auch die große Trommel schlägt, hier in Afrika macht das keinen Eindruck.“

Der Neger unter dem Islam.

(Schluß.)

In welchen Sumpf des größten physischen und moralischen Elends die armen Neger nunmehr versinken, kann man sich wenigstens annähernd vorstellen. Kann es noch eine schlimmere Schule jeglicher Gemeinheit geben? Sehen wir auch den Fall, der Herr würde ohne Erben der Güter und Sklaven sterben und diese somit die Freiheit erlangen, was

ist dann für sie gewonnen? Da sie sich auf ehrliche Weise ihren Lebensunterhalt nicht verdienen können und auch sonst niemand für sie sorgt, erscheint ihnen als leichtestes und bequemstes Auskunftsmittel die Fortsetzung ihres unsittlichen Gewerbes.

Nichts ist trauriger und trostloser, als einen Negerklaven im Hause eines Arabers zu sehen. Aus der Mitte seiner Eltern, Geschwister und Verwandten weggerissen und aus der Heimat fortgeschleppt, wie eine gewöhnliche Marktware durch tausend Hände gegangen, gelangt er endlich an den Bestimmungsort. Der Araber, der ihn zuletzt gekauft, rechnet ihn zu seinem Kapital. Solange sein zartes Alter noch keine schwereren Arbeiten gestattet, bleibt er im Hause des Arabers, der ihn schlechter behandelt als seinen Hund, da diesem wenigstens die Liebe des Herrn nie mangelt. Er muß alle häuslichen Geschäfte besorgen: die Zimmer reinigen und herrichten, Wasser holen, die Strohmatte zum Gebet ausbreiten, Kaffee kochen und servieren, alles zur bestimmten Stunde; wehe ihm, wenn er etwas vergißt oder den geringsten Fehler macht! Vor und nach der Mahlzeit muß er sich pünktlich einfinden, um seinem Herrn die Hände zu waschen und ihn zu bedienen. Kann der Araber während der Nacht nicht schlafen, so muß der Sklave ihm Kaffee bereiten, den Körper abreiben, oder auch eine Sklavin nach der andern rufen, zur Befriedigung tierischer Lüfte. Wenn der Araber zu Besuchen ausgehen will — und dies kommt so oft vor, als Tage im Jahre sind —, so muß der Neger mit dem gesattelten Pferd oder Kamel bereitstehen, selbst aber rasch den ganzen Tag zu Fuß hinter ihm dreinlaufen. Die Nahrung ist gerade genügend, ihn vor dem Hungertode zu bewahren. Des Abends darf er einen Winkel auffuchen, um dort die Nacht zu verbringen und einige Stunden zu ruhen. Ist er soweit erstarkt, daß er größere Strapazen ertragen kann, so schickt man ihn aufs Feld, damit er mit den übrigen Sklaven die Grundstücke seines Herrn bebaue, oder er muß um Tagelohn arbeiten; was er verdient, gehört aber nicht ihm selbst, sondern dem Herrn. Für ihn giebt es keine Gerechtigkeit; der Araber kann über Leib und Leben seiner Sklaven frei verfügen, wann und wo es ihm beliebt. Für ihn giebt es keine Barmherzigkeit; keine auch noch so geringfügige Verschuldung wird ihm verziehen, sondern aufs strengste, mitunter sogar mit dem Tode bestraft!

Solange der Sklave gesund und stark ist und dem Araber Gewinn bringt, sorgt dieser gerade so für ihn, wie ein Eseltreiber für seinen Esel, ja noch weniger, da der letztere wenigstens an den Tagen Ruhe hat, an welchen er nicht arbeiten kann. Erreicht er zu seinem größten Unglück ein höheres Alter, wo es ihm seine Kräfte nicht mehr gestatten, ein Stück Brot zu verdienen, so jagt man ihn aus dem Hause; und wird er krank, so schleppt man ihn in die Wüste hinaus, wo die wilden Tiere, mitleidiger als die Menschen, das traurige Dasein der Armen abkürzen, wenn nicht Gift ihnen zuvorgekommen ist!

Noch trauriger ist das Schicksal der Sklavinnen, insbesondere der Mädchen. Haben sie noch nicht alle Schönheit verloren, so werden sie dem Harem einverleibt. Die einen müssen den ganzen Tag für Sklaven und Herrn Speisen zubereiten; die anderen werden in die Häuser der Unzucht geschickt oder zu schweren Arbeiten verwendet. Des Nachts müssen sie, anstatt dem Körper die nötige Ruhe zu gönnen, der Wollust des Arabers dienen. Wehe ihnen, wenn sie sich weigern oder den geringsten Widerstand leisten: dies würde als Majestätsbeleidigung angesehen werden. Ich will nur ein einziges Beispiel anführen. Als ich mich noch in der Stadt El-Obeid in der Sklaverei befand, kamen wir eines Morgens an den Brunnen Fatis, des Bruders meines Herrn Muhamed Achmed Dafa-Allah, um Wasser zu schöpfen. Unter den anwesenden Sklaven befand sich auch ein Mädchen, eine Landsmännin von mir, von ungefähr 15 Jahren. Ich sah, daß sie mit noch frischen Wunden ganz bedeckt war und fragte sie teilnehmend, wer sie denn mißhandelt habe. Sie antwortete: „Mein Bruder, frage mich nicht; Du weißt ja, wem ich diene. Da unser Herr vergangene Nacht nicht schlafen konnte, ließ er uns alle in sein Schlafgemach holen. Ich hatte mich versteckt und war nicht bei den übrigen. Er suchte mich und da er mich nicht fand, ließ er im Schlaßaal der Sklavinnen nach mir suchen. Man führte mich zu ihm und das weitere siehst Du.“ Das sind keine Übertreibungen; ich habe vieles selbst erduldet und vieles erdulden sehen in meiner bloß zweijährigen Sklaverei. Wem ein so furchtbares Los beschieden ist, der ist versucht, den Tag und die Stunde seiner Geburt zu verfluchen!

Jetzt kennen wir die Art und Weise, wie uns der Islam auf die christliche Religion und Kultur vorzubereiten versteht! Jetzt wissen wir, was der Islam zur geistigen und sittlichen Hebung der Negerrasse thut in dem berühmten 19. Jahrhundert, dem Jahrhundert der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit! Nicht wahr, ihr großen Philanthropen und Doktoren Europas, solange ihr hinter dem Ofen sitzt, umgeben von einer fröhlichen Kinderchar, und mit dem alten, römischen Dichter sprechen könnt: „Quam juvat immites ventos audire cubantem“ — „Wie schön ist es, im warmen Bett den rauhen Winden zu lauschen!“ — habt ihr gut schwätzen und schöne Hypothesen aufstellen? Aber probiert es einmal, die Sache in der Nähe anzusehen und jenes Leben selbst mitzumachen, das ich eben geschrieben, und ihr werdet, einer wie der andere, eure Ansicht gleich am ersten Tage ändern.

Aber der Islam korrumpiert den Neger nicht bloß in der Sklaverei, sondern auch in seiner Heimat. Hören wir darüber Männer, welche die türkische „Zivilisation“ im Herzen Afrikas aus eigener Anschauung kennen gelernt haben. So sagt Doktor Schweinfurth mit Bezug auf den ägyptischen Sudan: „Die Verhältnisse (im muhammedanischen Sudan) führen dem Beobachter so recht das Bild vor Augen, welches der Islam im Großen und Ganzen bei seiner Beeinflussung anderer Völker in

retrograder Kulturrichtung zu erkennen giebt. Wie im zentralen Sudan in Bornu und den Tsadsee-Ländern, so äußert auch bei dem Bongovolle der erobernde Islam seine zerstörende Gewalt, welche in verhältnismäßig kurzer Zeit alle Gewerthätigkeit unterdrückt, überall Wüsten schaffend in seinem Gefolge. Unter dem Deckmantel einer jeder Moral entbehrenden Religion betrachtet er alle Räubereien, welche er an fast wehrlosen Wilden begeht, als Heldenthaten, für welche ihm die Freuden des Paradieses winken.“ (Im Herzen von Afrika. I. S. 228).

Ein Beispiel, das P. Horner berichtet, wird genügen, um zu beweisen, wie unter dem Islam nicht bloß die Kultur der Neger rückwärts geht, sondern auch die Sittlichkeit, nicht etwa gehoben, vielmehr verschlechtert wird. Der Missionar erzählt von dem König Kingaru von Ukami, einem Vasallen des Sultans von Zanzibar, und sagt: „Aus Furcht ohne Nachkommen zu sterben, machte Kingaru ein Gesetz von empörender Unsitlichkeit. Jeder Familienvater mußte ihm nämlich seine Töchter ausliefern, sobald sie in das Alter der Reife gekommen waren. Gesah ein Mädchen dem Könige, so behielt er es, im andern Falle schickte er es zurück oder verkaufte es als Skavin. In dieser Weise gelang es ihm, einen Harem von achthundert Frauen zu erhalten. Der Sultan von Zanzibar wurde schließlich eifersüchtig und verbot dem Könige die weitere Vermehrung seines Harems.“ (Schneider, die kathol. Mission von Zanguebar, S. 233.) Kingaru aber ist Muhammedaner, wie überhaupt alle die kleinen afrikanischen Könige, welche zu arabischen oder türkischen Herrschern in Beziehung stehen, oder von solchen abhängig sind.

Was die sittliche Verderbnis, insbesondere die Prostitution betrifft, so ergiebt eine Vergleichung der heidnischen Negerbezirke mit den unter türkischer Herrschaft stehenden Ländern, daß es in den letzteren weit schlimmer aussieht, als in den ersteren. Bei den Arabern ist ein Kind von kaum vier oder fünf Jahren schon mit jeglicher Gemeinheit vertraut, so daß man sich unwillkürlich des Wortes des hl. Augustinus erinnert: „Tantillus puer et tantus peccator“ — „ein so junges Kind und ein so großer Sünder!“ Ich gebe zu, daß die Neger in diesem Punkte auch nicht die besten sind; aber ich appelliere an die Wahrheitsliebe der Missionäre und Forscher, die unter heidnischen und, vom Islam niemals angesteckten Negerstämmen gelebt haben. Sie mögen sagen, ob sie dort je eine solche Sittenverderbnis gefunden haben, wie man ihr in allen moslemitischen Städten begegnet. Sie sollen bezeugen, ob sie bei den sogenannten Wilden im Sudan jene furchtbaren Krankheiten, die notwendigen Folgen der Prostitution, gefunden haben, wie sie in muhammedanischen Städten an der Tagesordnung sind — und wollte Gott, sie wären es bloß in diesen! Sie mögen bezeugen, mit welcher zahlreicher Nachkommenschaft die Ehen der heidnischen Neger gesegnet sind im Vergleich zu jenen, die sich zum Islam „bekehrt“ haben. Der Ehebruch gilt dort als ein verabscheuungswürdiges Verbrechen, wie es unter gesitteten

Völkern sein sollte, und wird aufs strengste bestraft, wenigstens bei den Dinka; ebenso die Blutschande. Man hat noch nie gehört oder erlebt, daß derartige Verbrechen, welche schon das natürliche Gefühl des Abscheus und der Scham, das den Menschen von solchen unsittlichen Handlungen abzuhalten pflegt, wird von der Religion Muhammeds vollständig erstickt, und so erlaubt man sich Dinge zu thun, die man vorher, wenigstens öffentlich, niemals zu thun gewagt hätte; ja, man hält sie sogar für verdienstliche Werke, da ja Muhammed ein Paradies dafür verheißt, welches glücklicherweise nur den Jüngern des Propheten von Mekka zuteil wird.

Daß selbst die in kraßes Heidentum versunkenen Neger im Punkte der Sittlichkeit sich häufig vorteilhaft von den Muhammedanern unterscheiden, läßt sich aus manchen Berichten von Reisenden im Innern Afrikas beweisen. Wie soll denn der Muhammedanismus die Religion sein, durch die der Neger aus seinem Kulturend erhoben werden soll? Der Muhammedanismus ist absolut unfähig zur Zivilisation, wie sein Wesen, die Geschichte und Erfahrung beweisen. „Nur christliche Nationen vermögen dieser Pflicht zu genügen. Der Islam, der in Afrika seit Jahrhunderten herrscht und immer weiter vorwärts dringt, kann und will nur das Gegenteil bewirken. Menschlichkeit und religiöses Gefühl fordern mit Macht, diese Völker aus ihrer Barbarei herauszureißen. In welcher Weise die zivilisierten Nationen dies auch versuchen mögen, das Christentum muß wesentlich dabei mitwirken. Aber der Apostel solcher Völkerschaften zu werden, ist die That eines Opfergeistes, welcher allein aus der Gnade Gottes mitgeteilt werden kann, ein Heldennut, den die christliche Welt bewundert, ein Werk der Humanität, das von kommenden Geschlechtern gesegnet werden wird.“ (Schneider, Kath. Miss. in Sanguebar, S. 62, 63.)

Aktenstücke über die Ereignisse in Uganda.

Brief des P. Guillermain an den hochwürdigsten Bischof Vivinhac.
Buziba, 31. März 1892.

Ew. Gnaden werden die Trauerkunde schon erhalten haben. Jetzt lasse ich eine eingehende Schilderung unserer unglücklichen Lage und unserer Gefangenschaft in Kampala folgen. Meinerseits schätze ich mich glücklich, für unseren Herrn und Heiland gelitten zu haben. Mein Leben hatte ich bereitwillig und rückhaltlos für die Sache unserer heiligen Religion aufgeopfert; der liebe Gott hat das Opfer nicht gewollt. Vielleicht ist es für später aufgespart. — Das hoffe und ersehne ich. Im Tagebuch über unsere Leiden habe ich fast Alles verzeichnet, ohne dabei die Leute, welche unsere Missionen zu Grunde gerichtet haben, gerade sehr zu schonen. Es kommt eben gar viel darauf an, daß Ew. Gnaden genau wissen, mit was für Menschen wir es zu thun haben.

Was wird jetzt aus uns werden? Wir warten vorläufig die Ergebnisse der Verhandlungen in der Hauptstadt ab. Sehr zu befürchten steht, daß der König, der erst in den Anfangsgründen der Religion unterwiesen wurde und der Glaubensfestigkeit noch sehr entbehrt, den Verheißungen und Drohungen unserer Feinde nachgiebt und uns im Stiche läßt, um sich den Protestanten und Heiden zuzuwenden. (Ist geschehen, D. Red.) Welche Bedingungen wird man für die Rückkehr der Katholiken nach Uganda stellen? Kapitän Williams hegt einen unverzöhnlichen Haß gegen unsere heilige Religion im Herzen; jetzt kann er ihn nach Gutdünken befriedigen und sich alles gegen sie erlauben. Indes Gott verläßt die Wut der Bösen. Unsere Katholiken haben einen bewunderungswürdigen Glaubensmut an den Tag gelegt. Viele unter ihnen sind als wahre Blutzeugen gestorben. Der liebe Gott wird sie nicht verlassen. Augenblicklich stecken wir tief im Elend, wie von allen verlassen kommen wir uns mitten in dem Ländchen Kayoza vor. Wie viel Verluste, wie viel Ruinen in ein paar Tagen! Alle die Gebäude in Rubaga, die ich Ew. Gnaden in meinem letzten Briefe schilderte, unsere zahlreichen Kapellen, alles liegt vernichtet am Boden. Von unserer so mächtig großen Kirche ist kein Pfeiler stehen geblieben. Was die Feuerbrunst vom 24. Januar verschonte, das haben die Protestanten Stück für Stück fortgeholt, um damit zu heizen. Die Hauptstadt ist wie verüdet. An Stelle der schönen Bisakati (Palissaden aus Bambusrohr), die auf dem Hügel standen, steht man nur mehr die öde Leere und ein paar schwarz gebrannte Stümpfe von Bananenbäumen. Nur die Kirche der Protestanten und das Fort Kampala allein ragen noch in der Ferne über den Ruinen empor. O, wie gerne hätten wir die Gegend, deren trauriger Anblick uns schier das Herz abdrücken wollte, sobald wie möglich verlassen! Hätten wir indes gewußt, daß die Katholiken mit den Siegern zu unterhandeln beabsichtigen, so wären wir doch in Kampala geblieben, um Kimbugwe und den anderen mit unserem Räte beizustehen und die schriftliche Abfassung des Friedensschlusses zu überwachen. Da wir aber ohne jegliche Nachricht gelassen und zudem durch die verkehrtesten Gerüchte irre geführt wurden, so hielten wir die Beschleunigung unseres Fortzuges aus Kampala für ein Gebot der Klugheit. Möge denn Gottes heiliger Wille geschehen. — Ich lasse jetzt das Einzelne nach meinen tagtäglichen Aufzeichnungen im Tagebuche folgen:

19. Januar 1892. Kapitän Lugard schreibt zum zweiten Male an den König und fordert ihn zur Annahme der englischen Flagge auf. Der Brief droht den Katholiken Tod und Vernichtung an. Zum vielleicht hundertsten Male antwortet ihm Mwanga, die Katholiken wollten lieber sterben, als eine Flagge annehmen, die den Protestanten als Religionsbanner gelte. — 20. Ein katholischer Moami (Hauptling) wird in seinem Hause überfallen, verteidigt sich und tötet dabei einen der Begelagerer. Die Protestanten lassen das Kriegsgeheul erschallen.

Beide Parteien begeben sich zum König. Kapitän Lugard kommt ebenfalls hin. Ohne sich durch die Drohungen seiner Feinde einschüchtern zu lassen, giebt Mwanga dem Katholiken recht, da er sich lediglich in seiner eigenen Behausung verteidigt habe. Der Kapitän geht wütend fort. — 21. Um 9 Uhr abends schlagen die Protestanten die Kriegstrommel. Unheil drohendes Geschrei dringt von allen Seiten durch die stockfinstere Nacht an unser Ohr. Wird es nun morgen Krieg geben? Vielleicht. — 22. Wir lesen die hl. Messe um 5 Uhr morgens. Nur wenige Christen kommen dazu nach Rubaga hinauf. Tiefes Schweigen lagert über der Hauptstadt; es ist die Stille vor dem Ausbruche des Gewitters. Der Katechismus-Unterricht findet wie gewöhnlich statt. Um 10 Uhr stecken die Protestanten die Häuser Mwambyas, eines katholischen Häuptlings, in Brand und plündern alle seine Ernten. Obgleich ihnen die Geduld ausgeht, verhalten sich die Katholiken angesichts dieser Raubthat noch ruhig. — 23. Der katholische Oberhäuptling Kimbugwe kommt auf die Mission. Er ist nicht entmutigt, aber traurig. Er teilt uns mit, Kapitän Lugard habe mehr als 200 Schnellfeuergewehre nebst Schießbedarf unter den Protestanten verteilen lassen und zwar durch Vermittelung des Katikiro (Premier-Ministers.) Kimbugwe war vorsichtig genug gewesen, Kundschafter um das Fort aufzustellen, die dann sahen, wie die Waffen gegen 11 Uhr nachts zum Fort hinausgebracht wurden. Über diesen schwerwiegenden Vorfall wundern wir uns gar nicht. Möge Europa sein Urteil darüber fällen. Aber der Kampf wird ungleich werden. Thut nichts; unsere Katholiken sind fest entschlossen, für die Verteidigung ihres Glaubens und ihres Königs zu sterben.

Am Abend stellt Kapitän Lugard an den hochw. Herrn Bischof das schriftliche Ansinnen, den katholischen Häuptling, der vor 3 Tagen einen Protestanten „ermordet“ habe und vom Könige freigesprochen worden sei, bestrafen zu lassen. Wenn Seine Gnaden sich weigere, so werde der Krieg ausbrechen. Für letzteren Fall bietet uns der Kapitän eine Zuflucht im Fort Kampala an. Der hochw. Bischof stellt in seiner Antwort den Thatbestand richtig und bemerkt, es sei ihm unmöglich, einen Unschuldigen verurteilen zu lassen. Unser Rückzug würde sich jedenfalls schwierig gestalten, wenn der Kapitän uns nicht $\frac{1}{2}$ Stunde, bevor er das Signal zum Kriege gebe, benachrichtigen ließe. — 24. Alles strömt in die erste hl. Messe. Zur Predigtmesse kommt fast niemand. Im Laufe des Vormittags begeben wir uns wie gewöhnlich zum Katechismus-Unterricht an den Hof. P. Moullec begleitet mich. Kaum haben wir die Mission verlassen, als 3 Flintenschüsse aus dem Hause des Cyprian Kauta knallen. Im Nu bedecken sich die Straßen der Hauptstadt mit Kriegerern, die auf ihre Posten eilen. Der Bischof läßt uns zurückrufen und wir kehren wieder in die Mission zurück. Bald darauf erfahren wir, daß Leute des

Katikiro einem Katholiken sein Gewehr haben gewaltsam wegnehmen wollen, und daß dieser sich dann in das Haus seines Herrn Cyprian Kauta geflüchtet habe, der dann die Protestanten durch seine Leute habe vertreiben lassen. Letztere schossen dabei dann auf die Räuber. Einer derselben blieb tot auf dem Platze. Der Katikiro ist gleich schnell nach Kampala gelaufen und berichtete den englischen Offizieren das Vorgefallene, natürlich in seiner Weise. Wahrscheinlich wird der Kapitän Lugard diese Gelegenheit benutzen, um das Zeichen zum Kampf zu geben. — Um 11 Uhr schickt der Kapitän eine Abteilung Soldaten auf die protestantische Mission. Unter ihrem Schutze schlagen die Prediger mit ihren Ochsen die Richtung nach Kampala ein. Gegen Mittag erhalten wir vom Kapitän ein paar Zeilen, die uns den unmittelbar bevorstehenden Ausbruch des Krieges mitteilen (mithin hat er auch Befehl zum Beginn gegeben. D. Red.) und uns zugleich einladen, uns auf das Fort zu begeben. Der Herr Bischof antwortet, daß wir ganz allein Rubaga nicht verlassen könnten, da die Wege von bewaffneten Protestanten besetzt seien, die sich verschworen hätten, uns zu allererst zu ermorden. Es genüge übrigens vollauf, wenn die Engländer nur ungefähr ein Duzend Soldaten auf die Mission schickten, die Protestanten würden sich dann wohlweislich hüten, uns anzugreifen, da sie die Leute aus Kampala nur zu gut kennen. Um $1\frac{1}{2}$ Uhr ist die erbetene Hilfe noch nicht da. Wir lassen nun alle Ritzen in das backsteinerne Vorrathshaus bringen und warten die Entwicklung des schon so lange dauernden Dramas ab. Um 2 Uhr beginnt das Gewehrfeuer in der Hauptstadt; dann wird fast im selben Augenblicke auf unserm Hügel Rubaga zum Angriff auf uns übergegangen. Unsere rings um unsere Häuser zerstreuten Kinder trotzen tapfer dem Feuer und halten die Protestanten auf. Der Bischof, P. Levesque, P. Gaudibert und Fr. Amans flüchten sich in unsere einzig aus Backsteinen aufgeführte Bastion. P. Moullec, P. Houffin, P. Bréas, P. Toulze und ich schließen uns in das Vorrathshaus ein. Viele Frauen und Kinder verbergen sich mit uns in den beiden Gebäuden. Cyprian, eines unserer Kinder, stürzt, von einer Kugel am Schenkel getroffen, zu Boden; man trägt ihn ins Vorrathshaus. Der Arzt und Katechet François Gogé sinkt, mitten ins Herz getroffen, tot vor unserem Hause nieder. Von allen Seiten kommen die Kugeln gepfiffen. Auf einmal steigt eine riesige Flamme am Himmel auf — unsere große, aus Rohr gebaute Kirche brennt. Dann vernimmt man deutlich das schnell hinter einander folgende Abfeuern der Maximkanone. Die englischen Offiziere helfen den Protestanten. Auf unserem Hügel hat das Gewehrfeuer aufgehört, aber unsere Gebäude bilden nur mehr einen kolossalen Blütherd. Das Vorrathshaus ist rings von Flammen umgeben; wir ersticken fast vor Rauch. Von Zeit zu Zeit merken wir an einem Flintenschuß, daß die Protestanten uns umzingelt halten, und nur warten, bis das Feuer alles verzehrt

hat. Alsdann verlassen der Herr Bischof und die in die Bastion geflüchteten Patres ihren Schlupfwinkel, durchschreiten den Hof und kommen in das Vorrathshaus, welches größere Sicherheit gegen die Flammen bietet. Ungefähr 50 Frauen und Kinder drängen sich mit uns darin zusammen. Das Feuer hat alle unsere Häuser erfaßt; sogar das Dach des Vorrathshauses brennt, freilich wegen der darauf liegenden Erdschicht langsam. Unsere losgekauften jungen Leute fanden den Zugang zu unseren Häusern durch die viel zahlreicheren Protestanten abgeschnitten und mußten sich deshalb in einer anderen Richtung entfernen. So sind wir denn nun fast ganz allein mit kleinen Kindern und Frauen, rings umgeben von Flammen, hinter denen die Protestanten auf der Lauer liegen, um uns zu töten. François Gogé liegt tot hingestreckt fast hart vor der Thür des Vorrathshauses; die Flammen sind schon nahe gekommen, daß sie seine Kleider befecken, die nun auch zu brennen anfangen. Armer François! — Der hochw. Herr Bischof öffnet die Thür des Vorrathshauses und will selbst das Feuer, welches seine Leiche zu verzehren droht, löschen. In diesem Augenblick vernimmt man einen Knall und eine Kugel pfeift über das Haupt Seiner Gnaden hinweg. Wir bitten Hochdenselben inständig, doch auf seine Sicherheit bedacht zu sein. Er begiebt sich wieder in das Vorrathshaus. Alsdann opfern wir alle unser Leben auf. Der Herr Bischof erteilt uns die Lossprechung und tauft die Kinder und die Frauen, die das hl. Sakrament der Wiedergeburt noch nicht empfangen haben. Nicht ein Laut, nicht eine Thräne — die Baganda wissen zu sterben. Die Wut der Flammen läßt inzwischen nach, da sie fast nichts mehr zu verzehren finden. Nun gewahren wir von Zeit zu Zeit die Banditen, die uns aufauern. Wir schlagen Seiner Gnaden vor, die Engländer durch ein paar Zeilen zu bitten, uns doch von der Umzingelung zu befreien. Wer wird aber das Schreiben hintragen und dem Tode entgegen gehen wollen? Zwei unserer Kinder, Martin und Emanuel, erklären sich mutig bereit. Der Herr Bischof erteilt ihnen die letzte Lossprechung; die Thür des Vorrathshauses geht auf und sie eilen schnellen Laufes mitten durch die rauchenden Ruinen hindurch. Sie sind nicht bemerkt worden, da sich kein Gewehrknall hören ließ. Möge die heilige Jungfrau sie bis zum Ende beschützen!

Nunmehr will ich kurz schildern, was in der Hauptstadt vorging, während man uns daheim überfiel. Auf beiden Seiten kam es zum wüthenden Kampfe. Gabriel, der Oberbefehlshaber des katholischen Heeres, warf die ihm gegenüberstehenden Protestanten mit Wucht bis an den Fuß des englischen Forts zurück. Darauf eilte er dem soeben am Schenkel verwundeten Kimbugwe zu Hülfe. Ich sage noch einmal: er schlug die Protestanten bis zum Fort Kampala zurück und trotzte dabei dem Feuer der Magimetanone, welche auf die Katholiken ihre Kugeln zu Hunderten ausspie. Als Kapitän Williams die Protestanten trotz der am Tage vorher erteilten Snidergewehre besiegt sah, rückte er

selbst an der Spitze seiner sudanesischen Soldaten aus. Gabriel zog sich schon in guter Ordnung zurück, da ihm die Patronen ausgegangen waren; er hatte 68 verbraucht. Der Kapitän selbst steckte die Behausung des Cyperan Kauta in Brand, den er seiner späteren Aussage nach persönlich verabscheute. Mit eigener Hand wollte er den katholischen Oberhäuptling töten. Aber derselbe war, nachdem er eine Kugel ins Bein bekommen hatte, geflüchtet. Sogleich machte sich der Kapitän nach den Häusern des Königs auf in der Hoffnung, sich Mwangas bemächtigen zu können. Aber der König hatte die Absicht des Kapitäns gemerkt und war mit der Hauptmacht des katholischen Heeres nach dem Nyanza-See entflohen. Nach seiner Ankunft in der königlichen Wohnung ließ der englische Offizier die Flagge, die auf dem hohen Maste flatterte, herabnehmen. Von den Häuptlingen der Katholiken waren mehrere getödtet oder verwundet. Einer von ihnen, Mmwuliriza, der erst Katechumen war, wurde auf die barbarischste Weise umgebracht. Gleich anfangs am Bein verwundet, wurde er von seinen Leuten vom Schlachtfelde fortgetragen. Da kam Kapitän Williams mit seinen Soldaten herzu. Als er sah, daß Mmwuliriza im besten Zuge war, ihm zu entrinnen, schickte er einige Wangwana mit dem Befehle, ihm den Garau zu machen. Diese holten ihn ein, und durchbohrten den auf den Schultern der Träger Liegenden mit Kugeln.

Aber jetzt nach Rubaga zurück. Als nach 2 Stunden qualvollster Angst noch immer keine Hülfe kommen wollte, beschließen wir, zusammen aufzubrechen und den Weg nach Kampala einzuschlagen. Als wir gerade fortgehen wollen, erscheint der Kapitän mit seinem Soldatentrupp auf unserem Hofe. Er sagte uns, er habe, als er unsere Häuser in Flammen aufgehen sah, geglaubt, wir hätten uns fortgeschlichen, und deshalb sich mit der Hülfe nicht so sehr beeilt. (?) Ohne unser backsteinernes Vorrathshaus wären wir inzwischen sicher alle umgebracht worden, da an Flucht nicht zu denken war; denn die Baganda laufen wie die Gazellen. Nun, trotz Allem und Allem sind wir doch noch sämtlich am Leben. Welch einen Anblick bietet die noch vor wenigen Augenblicken so lachende Hauptstadt dar! Alles brennt und der Rauch ist so dicht, daß man die Sonne nicht sehen kann. Bald kommt Kapitän Lugard selbst heran und mit ihm an 50 mit Gewehren bewaffnete Wangwana. Man versucht nun, dem Feuer Einhalt zu thun, welches langsam das Dach des Vorrathshauses und unsere noch im Bau begriffene Backsteinwohnung verzehrt. Eine schwierige Arbeit, da es an Wasser fehlt und das Feuer sich in das Innere des Daches, mitten in den Rohrbelag, auf dem eine dicke Schicht Erde liegt, den Weg gebahnt hat. Doch gelingt es, das Vorrathshaus zu retten, aber das andere stürzt stückweise zusammen. Gegen Sonnenuntergang begeben wir uns mit den Leuten, die eine 16 Mann starke Wache beim Vorrathshaus zurücklassen, zum Fort. — 25. Kapitän Lugard ersucht den Herrn

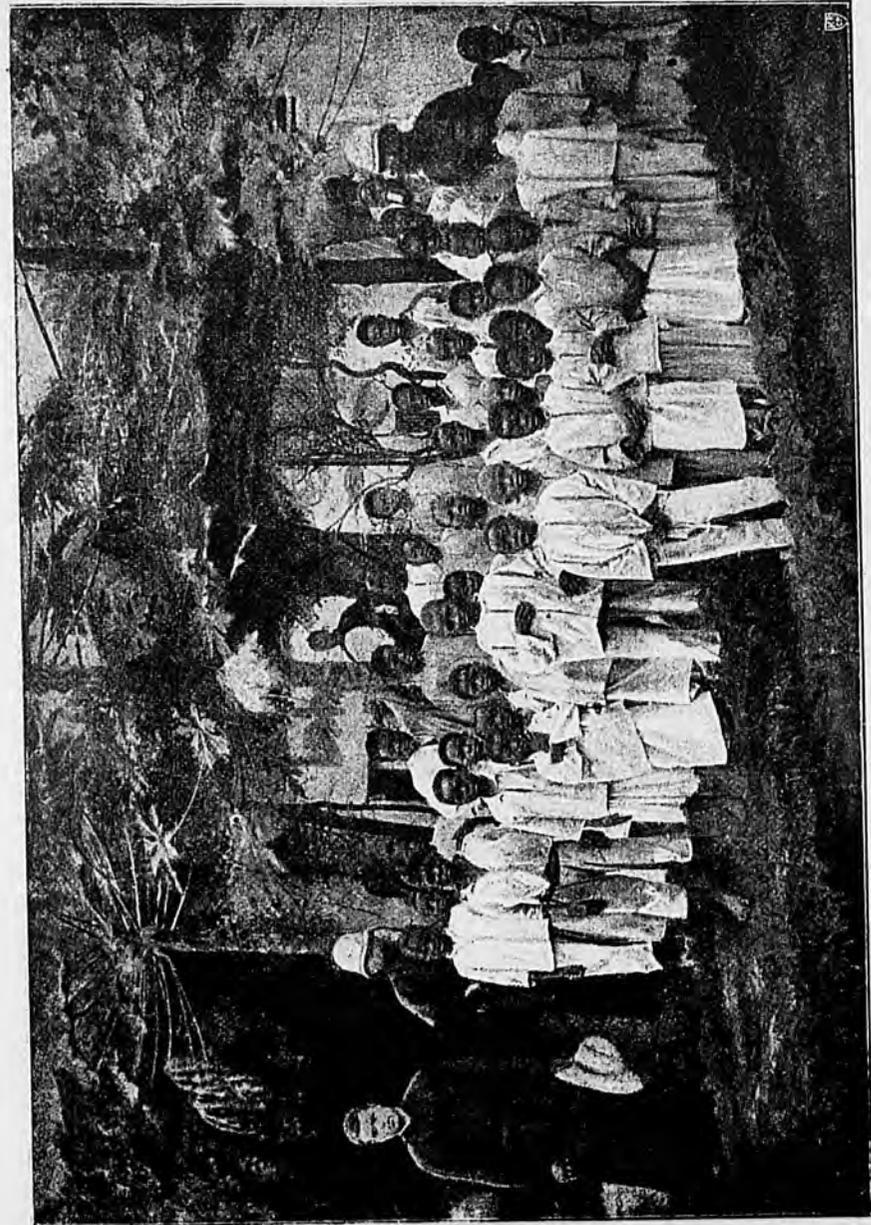
Bischof, von zwei Patres den König aussuchen und zur Rückkehr nach Mengo bestimmen zu lassen. Die Patres Guillermain und Moullec ziehen demzufolge unter Schutzbedeckung nach Mumjonyu. Sie finden die kleine Insel Bulingugwe voll von Katholiken. Wie dieselben ihre Patres erkannt haben, schicken sie ein Boot, auf dem sie zur Insel kommen sollen. Bulingugwe liegt einen Büchschuß weit von der Küste Ugandas. Dort verweilte Mwanga 4 Monate, als er aus Bukumbu kam, um den Muhammedanern sein Königreich wieder zu entreißen. Die Väter landen auf der Insel und finden einen unbeschreiblich begeisterten Empfang. Die armen Leute meinten, wir lägen alle tot in den Flammen. Der König läßt sich den Brief vorlesen und dann dem Kapitän schreiben, er wolle auf der Insel die Ankunft der Häuptlinge abwarten, um ihre Meinung über die Vorschläge aus Kampala zu hören. Die Herren Engländer verlangen, Mwanga solle in seine Hauptstadt nur in Begleitung seiner paar Edelknaben wieder einziehen und, 2 bis 3 Ausnahmen abgerechnet, sollen alle katholischen Oberhäuptlinge abgesetzt werden. Gegen Abend langten die beiden Patres wieder in Kampala an. — 26. Nach vielen Bitten wollen uns die Herren nun die Abreise nach Bulingugwe zu unseren Kindern gestatten. Alles aus dem Brand gerettete bleibt solange unter der Obhut der Offiziere des Forts, bis wir es später bequem anderswohin schaffen können. — 27. Neues Schreiben des Kapitäns an den König. Seine Vorschläge lauten nun etwas anders. Mwanga darf alle seine Großen, nur etwa 1 oder 3 ausgenommen, mitbringen. Der König weigert sich und entschließt sich zur Flucht nach Buddu. Unglücklicher Weise kommen die Boote nicht schnell an. — 28. Eine Bark, die nach Ntebe fährt, nimmt den seit mehreren Tagen erkrankten P. Toulze mit. Von da will der Pater Sese zu erreichen suchen. Unverhoffte Ankunft des P. Nchte. Er hat von dem entsetzlichen Unglück gehört und möchte nun nähere Erkundigungen einziehen. Er hat 20 Boote mitgebracht. Noch am selben Morgen hatte er die hl. Messe für unsere Seelenruhe gelesen. Im ganzen Lande hält man uns für tot. — 29. Der hochw. Herr Bischof schickt den P. Nchte in Begleitung des P. Bréas unverzüglich nach Sese zurück. — 30. Um 10 Uhr geht der Herr Bischof und erbittet vom Könige 4 Boote zur Abfahrt mit 4 Patres nach Sese. Se. Gnaden und die Patres treffen ihre letzten Vorbereitungen. Die Patres Guillermain und Gaudibert werden auf der Insel zurückbleiben. Auf einmal taucht am Gestade von Uganda ein Trupp Protestanten auf. Unter ihnen befindet sich Kapitän Williams. Unverzüglich begiebt sich der hochw. Herr Bischof zum Könige. Kaum ist er dort angelangt, als eine entsetzliche Ladung aus der Maximkanone die Insel in Schrecken und Angst stürzt. (Williams schoß also auf Wehrlose. D. Red.) Alles eilt nach der den See gegenüberliegenden Seite der Insel, wo sich die Boote befinden. Alle bewaffneten Katholiken begeben sich nach der Spitze der Insel, um die protestantischen Boote, auf denen sich

mit Schnellfeuerbewehren ausgerüstete Protestanten und Wangwana befinden, zurückzuschlagen. Es entspinnt sich nun ein schreckliches Gewehrfeuer. Wir unsrerseits lassen unsere paar Habseligkeiten im Stich und flüchten uns unter einem wahren Hagel von Kugeln, eilen in das Dickicht und kommen nach einem viertelstündigen Gilmarsch auf die entgegengesetzte Inselseite an. Der Kapitän läßt in einem fort die Kanonen abfeuern und seitens der protestantischen Boote will auch das Gewehrfeuer gar nicht aufhören. Aber der Ausgang kann nicht zweifelhaft sein, denn die Katholiken zählen kaum 200, und ihr Schießvorrat ist ausgegangen. Ihre Feinde beziffern sich auf beinahe 500 und sind alle mit Snidergewehren, sowie reichlich mit Patronen versehen. Eine Menge Frauen und Kinder drängt sich am Gestade vor ungefähr 10 durchlöchernten und zu Grunde gerichteten Booten auf. O, welch eine Verzweiflung! Der Hauptbestand der Boote liegt in der Nähe der Wohnung des Königs. Eines nach dem andern bindet man vom Ufer los, und gedrängt voll von Menschen eilen sie in die Ferne davon. Wir denken, der hochw. Herr Bischof befindet sich in einem und demselben Boote mit Mwanga. Das Flintengeknatter scheint näher zu kommen. Die Frauen klammern sich an uns an und beschwören uns um Rettung. Wir können weiter nichts thun, als zu ihnen vom Himmel und von der heiligen Sache reden, für die wir alle in den Tod gehen. O, wie traurig ist das doch, o Gott, wie traurig! Einen Augenblick schweigt das Gewehrfeuer; Gabriel kommt herbeigeeilt und sagt uns, er habe die protestantische Flottille zurückgeschlagen. Er sucht ein Boot, aber vergebens. Da er nun alle Hoffnung fahren lassen muß, kehrt er wieder um zum Kämpfen und Sterben. In der That läßt sich einen Augenblick später das Flintengeknatter wieder hören, und noch fürchterlicher als vorher; die Maximkanone speit in einem fort ganze Kartätschenladungen aus. Die Gewehrschüsse kommen näher; die Kugeln kommen durch die Baumzweige gepfiffen. Es ist kein Zweifel mehr möglich; die feindlichen Boote sind gelandet und bald, in ein paar Minuten geht eine entsetzliche Schlächterei los. Drei Missionare und zahlreiche Christen flüchten sich auf einen mit Felsen und Gestrüpp bedeckten Hügel. Allen Christen um mich herum erteile ich die letzte Losprechung, und wir machen uns alle mit dem Rosenkranz in der Hand auf den Tod gefaßt.

In diesem Augenblick erscheint Jundi Kisule, einer unserer besten katholischen Häuptlinge, oben auf dem höchsten Felsen. Er schwingt sein Gewehr mit dem Rufe: „Wer für seine Religion sterben will, der komme zu mir!“ 10 bis 15 Baganda, den Rosenkranz und das Kreuz auf der Brust, springen über die Felsen hinab und eilen in das Feuer. Unsererseits warten wir, ruhig zwischen den Felsen sitzend, ab, ob der liebe Gott das Opfer unseres Lebens annehmen will. Endlich kommen die Protestanten an und bemerken die von Frauen und Kindern umringten Väter. Da stehe ich auf, gehe ihnen entgegen und rufe ihnen

laut zu, es seien Wehrlose Frauen und Kinder da. Mit sichtlichem Widerstreben senken die Protestanten ihre Waffen. Die Rücksicht auf das eigene Interesse überwiegt den Haß und rettete den Missionaren das Leben. Es befanden sich nämlich gerade ein Angestellter der englischen Gesellschaft am See und außerdem 2 Prediger in Buddu, und alle drei konnten im Handumdrehen den Katholiken in die Hände fallen. Die drei Väter schlagen die Richtung nach dem Gestade ein, wo sich Protestanten in Menge heruntreiben und sich um die Beute zanken, die man vor Mwanika, dem Anführer des Zuges, aufstapelt. Die Unglücklichen, welche uns folgen, drängen sich angsterfüllt zu uns heran. Wir verteidigen sie energisch gegen die Raubgier dieser Tiger in Menschengestalt. Aber was sollten wir machen? Jeden Augenblick legt man auf uns an. Am Ufer angelangt, sollten wir selbst ausgeplündert werden. Mit der äußersten Brutalität entreißt man uns unsere Hüte, die Taschen unserer Ganduras, unsere Breviere, kurzum Alles, was nur eben ihre Habgier reizen kann. Man schimpft uns und verfehlt uns sogar Faustschläge. Endlich kommen wir am See an, man stößt uns hinein und zeigt dabei auf ein 5-6 Meter vom Ufer haltendes Boot. Im Wasser bis auf die Brust erreichen wir es. Wir retten mehrere Frauen, die wir angesichts der Gewehre der auf uns anlegenden Protestanten selbst in das Boot hineinziehen. Das Boot fährt ab und stößt ein paar Minuten später an die Klüste von Buganda. Wir müssen $1\frac{1}{2}$ Meter tief ins Wasser springen und unter den Hohnblicken einer unzähligen protestantischen Menge bis ans Land waten. Wie ein unbesiegbarer Kriegsheld steht Kapitän Williams da hinter seinen Maximkanonen. Der Ehrlose! Auf einer Insel, von der es kein Entfliehen gab, hat er Frauen und Kinder niederzukartätschen verstanden!! Er überantwortet uns der Obhut Pokino's, unseres ärgsten Todfeindes, nachdem er uns zuvor in frostigstem Ton erklärt hat, wir seien seine Gefangenen.

Unsere drei in mitten der Menge bei den zu Grunde gegangenen Booten zurückgebliebenen Mitbrüder mußten noch viel empörendere Auftritte bis zu ihrer Ankunft bei uns erleben. P. Levesque mußte mit ansehen, wie man Frauen und Kinder vor seinen Füßen tötete; auf P. Moullec legten einmal 5 Gewehre gleichzeitig an. Wenn wir den so mörderisch rings um uns herum wütenden Kugeln entgangen sind, so verdanken wir das lediglich dem ganz besonderen Schutze der hl. Jungfrau. Jeder Wangwana auf dem englischen Fort und jeder Protestant hat sich einer oder mehrerer katholischer Frauen als Sklavinnen bemächtigt. Wieviel zerrissene Ehebande giebt das! Wie entsetzlich, o Gott, wie entsetzlich! Erst nach Sonnenuntergang ziehen wir in mitten von Soldaten in Begleitung des Arztes der englischen Nation nach Kampala ab. Da unsere Kleider von Wasser triefen, wird uns der Marsch sehr beschwerlich. P. Moullec lag vor dem Unglücksereignis am Fieber krank darnieder und ist nunmehr gänz-



Kinder der Missionschule zu Bagomoyo.

lich erschöpft. Wir können ihm wohl beim Gehen behülflich sein, haben aber Nichts zur Löschung seines quälenden Durstes. O mein Gott, nimm doch die Leiden Deiner armen Missionare als wohlgefälliges Opfer entgegen!

Nach 3 Stunden tödtlicher Qual treffen wir endlich im Fort ein. Frostiger und einsilbiger Empfang. Kapitän Lugard fordert uns unser Ehrenwort ab, daß wir nicht entfliehen werden. Und wohin denn entfliehen? Etwa zu den Irrgläubigen, die dem Kapitän William Vorwürfe machten, weil er sie gehindert hatte, uns zu töten? Wir nehmen eine Tasse Thee zu uns, und strecken uns dann ohne Decken und, was noch viel beschwerlicher ist, in unseren triefend nassen Kleidern auf einer Binsenbürde aus. — 31. Eine traurige Nacht fürwahr haben wir zugebracht! Wie kann man sich auch die blutigen Auftritte des gestrigen Tages aus dem Gedächtnis schlagen? Und obendrein befinden wir uns mitten zwischen den Hütten der sudanesischen Soldaten, die bis Mitternacht heulen und die Trommel rühren. Ohnedies benahm uns die Kälte alle Lust zum Schlafen, und zu unsern nassen Kleidern kam noch, daß wir in einer allen Winden offenstehenden Hütte lagen. Jeden Augenblick bringt man Frauen und Kinder herbei; die in einem Erdhause zusammengesperrt werden. Das Blutbad in Bulingugwe wüthet noch gerade so entsetzlich wie gestern fort! Viele der Unglücklichen konnten sich im Gestrüpp verbergen und dort die Nacht verbringen; aber ihre Feinde begaben sich mit Tagesanbruch wieder auf die Jagd. Wie wir hören, hat Gabriel, nachdem alle seine Patronen verschossen waren, sich der Wut seiner Feinde in einem Versteck im hohen Gras entziehen können; in der Nacht hat ihn dann ein Boot aufgenommen. Gott sei Lob und Dank! — Am Nachmittage werden 40 Wangwana-Soldaten mit Remingtongewehren von hier aus auf den König fahnden. — 1. Februar. Noch immer bringt man katholische Frauen und Kinder als Sklaven auf das Fort. Man erzählt uns, daß viele Katholiken im Nyanzasee ertrunken sind, da mehrere überbelastete Pirogen auf dem See unterliefen. Vor unseren eigenen Ohren hat sich Kapitän Williams gerühmt, sechs Boote mit seiner Maximkanone in den Grund gebohrt zu haben! Welch eine Wut gehört doch dazu, so viele Unglückliche, die nicht einmal waffenfähig waren, in die Sklaverei zu schleppen oder niederzumetzeln! — Da die Gefangenen in Kampala zu zahlreich werden, schiebt man sie in die jetzt öden und verlassenen Häuser des katholischen Oberhäuptlings Kago. P. Moullac leidet stark an Fieberfällen. Makambwa, der einzige lebendig gefangen genommene katholische Oberhäuptling, wird auf das Fort gebracht und im Wachtlokal eingesperrt. Wie wir erfahren, ist kein einziger der katholischen Oberhäuptlinge bei dem Unglücksereignis auf der Insel gefallen. Allen gelang es, unter dem Schutze der Nacht zu entkommen. — 2. Heute ist Maria Lichtmess. Da manches von den erforderlichen Gerätschaften gerettet wurde, so kann P. Levesque die

hl. Messe lesen. Während des Vormittags sagt uns Kapitän Williams ganz zornentflammt, er wolle alle Katholiken niederhauen lassen. Zu dem Zwecke sendet er Wangwana mit Snidergewehren aus. Diese sollen Sekibobo, dem Häuptling von Rhagwe, den Weg abschneiden. Letzterer hat nämlich seinen Bezirk verlassen und will auf dem Wege nach Norden sich zu der Hauptmesse der nach Buddu geflüchteten Katholiken begeben. Ein Mann bringt uns Donatilla, eines unserer Kinder, und erhält als Belohnung eine hübsche Weste europäischer Façon, die wir in einer unserer geretteten Kisten vorfanden. Man baut für uns eine Gefängnishütte außerhalb des Lagers mitten im Quartier der Wangwana. Wir lassen sie mit einem Rohrzaun einfriedigen, um doch etwas unter uns sein zu können. — 3. Ein wohlgesinnter Protestant bringt uns Maria, unsere eingeborene Ordensschwester wieder. Wir erhalten eine Zuschrift von Gabriel, der sich in Kiteli versteckt hält. Er möchte gern seine Frau, die Schwester des Königs, wieder haben; aber niemand weiß wo man sie gelassen hat. Wir suchen die Sache bei Kapitän Williams zur Sprache zu bringen. Er erwidert, Bubaga befinde sich bei Bokino unter scharfer Bewachung in einem Häuschen, das sie nicht verlassen dürfe; sie sei aber nicht Sklavin! — 4. Wir schicken einige unserer Kinder nach Buddu; in Anbetracht der düstern und ungewissen Zukunft wollen wir nicht zuviel Leute bei uns behalten. In Begleitung von drei Soldaten begeben sich P. Gaudibert und P. Guillermain nach Mengo, der einstigen Residenz Mwanga's. Es sind dort viele Gefangene zusammen gesperrt. Wir treffen dort zwei Frauen aus der Mission, die wieder mit uns nach Kampala gehen. Alle Frauen vom königlichen Hofe sind gefangen genommen worden und werden von protestantischen Wächtern beaufsichtigt. — Wiederum ein Brief von Gabriel. Ich berichte ihm, was ich über Bubaga in Erfahrung gebracht habe, und beschwöre ihn zu fliehen, da man ihn im Falle einer Entdeckung töten werde. — 5. Wieder ziehen einige Baganda nach Buddu ab. Der im Wachtlokal gefangen gehaltene Misule läßt uns sagen, Sekibobo sei von den Soldaten des Forts eingeholt worden und habe sich tapfer geschlagen; vor den Schnellfeuergewehren und den Patronen der Engländer habe er aber die Flucht ergreifen müssen. Mehrere Hundert Frauen und Kinder sind in die Sklaverei geschleppt worden. Sekibobo ist über Katonga nach Buddu entkommen. — 7. Am heutigen Sonntag empfangen 13 Christen und Christinnen die heil. Kommunion in unserer ärmlichen Rohrhütte, die durch unsere paar Kisten und unsere 6 Lagerstätten noch enger wird. Wie arm und elend sieht es hier doch aus! War man im Stalle zu Bethlehem noch schlimmer daran? Wir sind fürwahr wieder mitten in der Katakombenzeit. Mit Stillschweigen müssen die Christen mitten durch Muhammedaner und Protestanten, von denen sie beschimpft werden, zu uns ins Gefängnis kommen. Kapitän Williams, bei dem wir uns Klarheit über unsere Lage zu verschaffen suchen, entgegnet uns mit der rücksichtslosesten

Nochheit, jetzt sei keine Zeit zum Abreisen, und er werde gleich Sese bombardieren und alle Katholiken niederhauen lassen. So eine Prahlerei nimmt sich nur zu gut aus im Munde eines Kerkermeisters, der seine Opfer beschimpft. Wir opfern unsern Herrn und Heiland all unser Herzleid auf für das Seelenheil unserer Peiniger. — 10. Wir erhalten den Besuch der Prediger Ashe und Walker, die uns ihre Aufgebrachtheit gegen das Fort durchaus nicht verhehlen. In dem von ihren eigenen Landsleuten herausbeschworenen Kriege haben sie eine riesige Menge Bibeln und eine kleine Buchdruckerei eingebüßt. Sie erklären einen Prozeß gegen die englische Gesellschaft von Mombas anstrengen zu wollen, und möchten uns auch dazu veranlassen. (Heuchelei!) Sie verlangen eine vollständige Scheidung der Katholiken und der Protestanten. — 11. Heute schlagen uns die Herren Kapitäne vor, Mwangana aufzusuchen und in seine Hauptstadt zurückzubringen. Das Land solle dann in zwei große Bezirke geteilt werden. Zwischen beiden solle sich als Grenzscheide ein breiter Landstreifen von Mengo, der königlichen Residenz, bis nach Unyoro, wobei Singo rechts davon liegen bleibe, hinziehen. Wir nehmen den Vorschlag an, und vier von uns rüsten sich zur Abreise. Im Laufe des Tages erwidern wir den protestantischen Predigern ihren gestrigen Besuch. Die beiden Herren bürgen die ganze Verantwortung für den Krieg dem Kapitän Williams auf. Einige Katholiken sagen uns sogar, Kapitän Williams habe auf den Kopf des hochw. Herrn Bischofs einen Preis gesetzt! . . . Das zu glauben, können wir nicht über uns bringen. (Sieht dem Burschen ganz ähnlich. Die Ned.)

Abends um 8 Uhr betritt Kapitän Williams plötzlich unser Gefängnis und teilt uns mit, daß er mit den Protestanten über den Plan von heute morgen gesprochen habe, daß diese sich aber weigern, die Väter abziehen zu lassen. „Zuvor, sagt uns der Kapitän, will ich die Katholiken noch zur Ader lassen; das wird die Verhandlungen erleichtern! Und dabei machte der Engländer den Arzt nach, wie er mit seinem Instrument einem Kranken in den Arm sticht. — 12. P. Gaudibert und ich suchen den Kapitän Lugard auf, mit dem man doch etwas besser fertig werden kann, als mit seinem Kollegen. Aber Letzterer, der uns kommen sieht, folgt uns und läßt sich in einer Ecke des Zimmers nieder. Ich frage den Kapitän Lugard, aus welchem Grunde der gestrige Plan verworfen worden sei. Kapitän Lugard entgegnet, die protestantischen Häuptlinge hätten sich demselben widersetzt, und wollten den Krieg fortsetzen; darauf verlange ich das Verbleiben der Maximkanonen, wie auch der Snibergewehre und der Schießvorräte des Kapitän auf dem Fort. Williams erwidert, das gehe nicht an, weil dann die Protestanten von den Katholiken besiegt werden würden. Nun gebe ich meinem Erstaunen darüber Ausdruck, daß die Herren Engländer, da sie doch durch einfache Sperrung ihres Kriegsbedarfs den Krieg verhindern könnten, dies nicht thun und

ich jage dem Kapitän Lugard, daß vor dem Richterstuhle Europas die Verantwortung für alles vergossene Blut auf ihn fallen werde. In französischer Sprache entgegnet Williams, daß sie allerdings die volle Verantwortung für den Krieg auf sich nähmen. „Dann, meine Herren, erwiderte ich, sind Sie Europäer es also, die hier Krieg gegen die katholischen Baganda führen?“ — „Ja!“ antworten einstimmig die beiden Kapitäne und bringen dann allerhand belanglose, oft den Stempel der Lüge an der Stirn tragende Einzelheiten vor, die den Beweis erbringen sollen, daß der Krieg lediglich zu dem Zwecke begonnen sei, um eine dem Kapitän Lugard im königlichen Palaste zugefügte persönliche Beleidigung zu rächen. — Die englischen Offiziere haben also einen neuen Kriegszug beschlossen. Sie wollen — verlieren wir das nicht aus dem Auge! — die Katholiken einfach ausrotten. „Aber Er, der die Rut der Wogen zu bändigen weiß, wird auch die Ränke der Gottlosen zu Schanden machen können!“ — Schon heute beginnt man mit den Zurüstungen zum Krieg. Die protestantischen Häuptlinge kommen auf das Fort, wo man ohne alle Verheimlichung die Verteilung der Gewehre und der Patronen vornimmt. Viele Protestanten dringen in unsere Umzäunung vor, zeigen uns ihre Waffen und beschimpfen uns unter Todesdrohungen gegen die Katholiken. Ihren Auszug verschieben unsere Feinde lediglich bis zur Ankunft der englischen Kaufherrn Bagg, der seit 6 Monaten auf dem Nyanzasee umherirrt. — 13. Täglich kommen Christinnen, die bei Protestanten in der Hauptstadt in Gefangenschaft sind, heimlich zu uns und klagen ihr Leid. Es ist herzerreißend. Viele der jungen Frauen werden ganz entseßlich verfolgt, weil sie sich nicht entehren lassen wollen. Man schlägt sie, man legt sie in Fesseln, man beschimpft sie unter entseßliche Lästerungen gegen die hl. Jungfrau und sogar gegen Jesus Christus. — 15. Von Krieg wird nicht gesprochen. Die Anmaßung der Wangwana in unserer Umgebung wird ganz unerträglich. Sie beschimpfen uns maßlos unter den Augen der Schildwachen. Hohngrinsend sagen sie, die Franzosen seien Hunde; uns werde man nach Mombas bringen und dort werde uns der englische Konsul die Köpfe abschlagen. Sie wagen nachgerade jetzt Alles zu sagen. Hat uns an dem Tage, wo die Protestanten und die Wangwana uns auf der Insel gefangen nahmen und als Gefangene in seine Hände überlieferte, Kapitän Williams nicht unter seinen Augen ins Gesicht schlagen und schändlich beschimpfen lassen? O, wie unser Herz unter solchen Beschimpfungen namenlos leidet! — 16. Ankunft Bagg's mitten in der Nacht. Jetzt steht dem Kriegszuge gegen die Katholiken nichts mehr im Wege. Gleich am Morgen ruft der Wangwana-Häuptling seinem Trud zu, alle diejenigen, die zu rudern verstehen, sollten aus Reihe und Glied treten. An 50 Schwarze treten vor und erhalten Befehl, sich zum Abzuge nach Sese, der großen Insel der Katholiken, bereit zu halten. Die Trommeln dröhnen. Rubier und Wangwana scharen sich

um das Fort und ziehen schließlich nach dem See zu ab. Kapitän Williams selbst zieht gegen Mittag mit seiner Maximkanone ab. Wir beten zur hl. Jungfrau um Erbarmen mit unsern armen Christen, ut inimicos ecclesiae humiliare digneris. Pokino, der protestantische Oberhäuptling, zieht zu Lande mit einer Heeresabteilung in der Richtung nach Buddu ab. — 17. Man erzählt uns, die Protestanten hätten die Gräber des P. Denoit und des Fr. Pierre, die vor 8 Monaten starben, geschändet. Die Raubgesellen hofften daraus Stoffe stehlen zu können. — 20.—22. Unsere Tage verlaufen ziemlich eintönig. Es fällt uns schwer, mitten in all dem Lärm, mit dem uns die Soldaten des Forts erfreuen, zu studieren. Wir trösten die paar Christen, die bis zu uns kommen können; wir hören ihre Beichte und erteilen ihnen einige Ratsschläge. Wir haben 15 Kinder bei uns, die fast überall herum auf dem Boden schlafen. Die Frauen — es sind ihrer 7 — bewohnen mit unserer eingeborenen Ordensschwester eine elende, ein paar Schritte von der unsrigen besetzten Hütte. Wir können es nicht über das Herz bringen, die kleine, aus Furcht um uns zusammengedrückte Heerde wieder mitten unter die Wölfe zu schicken. Aber tagtäglich fällt es schwerer, Nahrung herbeizuschaffen. Die Felder der Katholiken, von denen sich bislang die Soldaten des Forts und eine Mengo Hungeriger genährt haben, sind nahezu erschöpft. In der ganzen Umgegend der Hauptstadt treibt man offenbar keinen Ackerbau. In Nyagwe verheeren die zu einem regelrechten Heere vereinigten Hanfraucher (Araber) Alles und bedrohen die Engländer in ihrem Fort. Aus der Straße nach Buddu, auf der sich unaufhörlich kämpfende Banden umhertreiben, wird noch eine von Gestrüpp überwucherte Wüste werden. Ziegen und Hammel, Alles hat man verzehrt. Zu verschiedenen Malen bereits sprachen wir mit Kapitän Lugard von der Notwendigkeit unserer Abreise, da es uns an Lebensmitteln fehle und wir am notwendigsten Mangel leiden (wir haben Jeder nur ein Hemd, ein Oberkleid und sind mit Ungeziefer bedeckt), namentlich aber weil die Baadi heranrücken, die uns ganz sicher umbringen würden. Auf all das erwiderte der Kapitän, der geeignete Zeitpunkt sei noch nicht gekommen, die Wege seien unsicher u. s. w., während zwei von seinen Soldaten uns doch hinreichenden Schutz vor den Protestanten auf allen Wegen gewähren würden. — 23. Was ist dies Kampala doch für ein ekler Sumpf! Die verrufensten Laster legen sich hier nicht die allergeringste Zurückhaltung auf. Die Trunkenbolde heulen; die Hanfraucher kreischen wie vertierte Wahnsinnige, während man kaum 2 Schritte von unserm Gefängnis ein paar fromme Muhammedaner ihren Koran in einer Moschee singen hört, die Einem eher als Stall vorkommen möchte. Und aus solchen Zuständen soll die Zivilisierung dieses armen Buganda hervorgehen! Übrigens hat uns Kapitän Williams wiederholt schon gesagt, in Sachen der Zivilisierung der Eingeborenen zähle er weit

mehr auf die Muselmänner, als auf die Christen. — 40 Baadi treffen in Kampala ein. Die Muhammedaner haben den Trupp Mboga's verlassen, weil sie sich nicht nach Herzenslust betrinken durften. Hier können sie einer größeren Gewissensfreiheit sicher sein; denn Williams sagte uns noch gestern, er habe den Hanfrauchern geschrieben, sie möchten doch nur nach der Hauptstadt kommen, wo Niemand sie belästigen werde, wenn sie nun einmal Gefallen daran fänden, in den goldenen Träumen ihrer Giftpfeife der Vertierung zu verfallen. Die Lehre muß den Rauchern ziemlich neu vorgekommen sein, da sie wohl wissen, daß Mtesa jeden Mganda, der erwiesener Maßen das Giftkraut geraucht hatte, lebendig verbrennen ließ. — 27. Lugard teilt uns mit, daß ihm Vorschläge seitens der Baadi zugekommen seien. Sie wollen nach Buganda zurückkehren. Der Kapitän erklärt uns, wenn Mwanga die ihm vorgeschlagenen Bedingungen nicht annehme und nicht in seine Hauptstadt zurückkehre, so werde er, Lugard, selbst mit den Muhammedanern unterhandeln und ihren König Mbogo auf den Thron bringen. Der Muhammedaner Mbogo ist der Bruder Mtesa's. Ist es nicht merkwürdig? In Europa berät ein Kongress nach dem andern über die Vernichtung der muhammedanischen Macht in Afrika, und einer der offiziellen Vertreter der englischen Regierung giebt sich redlich Mühe, im Herzen ebendesselben Afrika ein muhammedanisches Königreich zu schaffen, welches bei dem nun einmal vorhandenen Volkscharakter der Baganda in genanntem Weltteil sich unfehlbar zum mächtigsten Bollwerk des Islam ausgestalten würde!

Wie wir hören, ist auf dem Wege von Nyagwe nach Buddu ein Trupp Katholiken ausgeraubt und niedergemetzelt worden. 80 Frauen sind in die Sklaverei geschleppt worden. Sie waren ihrer 150 und wollten in Nachtmärschen, während sie sich tagsüber in den Wäldern versteckten, zu ihren Brüdern stoßen. Ein Kind hatte sie an den Katikiro verraten, der sogleich einen Trupp Bewaffneter gegen sie ausziehen ließ. Ohne den Befehl oder mindestens ohne die Genehmigung des Kapitäns ist nichts geschehen — daran zweifeln wir nicht. Einer der Gefangenen sucht uns in Kampala auf und teilt uns die erschütterndsten Einzelheiten über das Gemetzel mit, in welchem Alles niedergehauen wurde, was sich nur zu verteidigen suchte. Wie auf der Insel Bulingugwe, so wurden auch hier Frauen und Kinder von dem Räubergesindel niedergeschossen, daß die entsetzlichen Lästerungen gegen die hl. Jungfrau und Gott selbst ausstieß. Mehrere Katholiken wurden gefangen genommen, dann zur Verläugnung ihres Glaubens aufgefordert und auf ihre hochherzige Weigerung hin mit Flintenschüssen tot niedergestreckt. — 28. Zwei Väter gelingt es, zur Schwester des Königs ins Gefängnis zu gelangen. Sie ist traurig, aber ergeben und mutig. — 1. März. P. Levesque begiebt sich zum Kapitän. Er setzt ihm unsere elende Lage auseinander und ersucht um unsere Freilassung. Lugard macht den

Vorschlag, vier Missionare zum König zu schicken, die ihn zur Rückkehr bewegen und ihm mitteilen sollen, daß im Weigerungsfalle Mboga statt seiner herrschen werde. Zwei Väter will der Kapitän als Geiseln in Kampala zurückbehalten. In einer Beratung darüber entscheiden wir, daß die Patres Guillermain, Moullec, Gaudibert und Fr. Amans hinreisen und die Patres Levesque und Houffin als Geiseln zurückbleiben sollen. Wir treffen unsere Vorbereitungen, um am andern Morgen in aller Frühe abreisen zu können. — 2. Mittwoch. Heute, als am ersten Tage der hl. Fastenzeit, treten wir eine aller Voraussicht nach recht mühselige Reise an. Wir werden auf dem feuchten Erdboden schlafen müssen. Es fehlt uns an Decken, und wir haben keine Kleider mehr. Um Mittag ziehen wir mit Briefen des Kapitäns versehen ab. Er läßt uns von 6 bewaffneten Wangwana, die den Protestanten den erforderlichen Respekt einflößen sollen, begleiten. — 3.—6. Unsere sehr mühselige Reise geht mitten durch Wälder und Sümpfe, wo wir oft stundenlang bis an den Gürtel im Wasser stecken. Am Lagerplatz angelangt finden wir nichts, um die Kleider wechseln zu können. Hochbeglückt müssen wir uns noch vorkommen, wenn wir die Nacht bei Eingeborenen in Hütten zubringen können, in denen es von Läusen und Wanzen wimmelt. — 7. Wir verlassen den ungangbar werdenden Landweg und schlagen die Richtung nach dem See ein. — 8.—10. Seereise. Wir lagern am Gestade unter einem alten zerfetzten Zelt. In der Nacht vom 10. auf den 11. entfährt ein heftiges Gewitter dasselbe wie einen Strohalm und schleudert es weit weg. Mitten in der Finsternis und unter wolkenbruchähnlichem Regen raffen wir unsere Matte auf und suchen tastend unsere Schuhe und Hüte, wobei wir noch über unser Mißgeschick lachen können. — 11. Als wir gerade ins Boot steigen wollen, gewahren wir in der Ferne eine Piroge, die auf uns zuzusteuern scheint. Wir warten und haben ein paar Minuten später die Freude, unsere beiden in Kampala zurückgelassenen Mitbrüder in unsere Arme schließen zu können. Nach Empfang eines Schreibens, worin ihm Mwanga seine nahe bevorstehende Rückkehr in die Hauptstadt anzeigte, hat nämlich der Kapitän sie abziehen lassen. — 12. Wir lagern auf Bunyato, einer an der Grenze von Uganda und Buddu gelegenen Insel. Um 9 Uhr Abends sagt uns ein Mann, der Katikiro habe Protestanten zu unserer Verfolgung ausgeschiedt und Letztere seien an der Lagerstelle angekommen, die wir am Morgen verlassen hätten. Sie haben Befehl, uns an der Überschreitung des Katongroflusses, der die Katholiken und Protestanten von einander trennt, zu hindern. Schnell lassen wir die in den Hütten auf der Insel zerstreut wohnenden Ruderer holen, versprechen ihnen eine gute Belohnung und um Mitternacht flüchten wir geräuschlos über den spiegelglatt daliegenden See. Unsere Flucht begünstigt der Vollmond. Heute ist Samstag, der der hl. Jungfrau geweihte Tag. Nach 6 Stunden Ruderns langten wir in dem katholischen Lande Bud-

schadschu an. Unsere Christen empfangen uns mit überströmender Freude. — 14.—17. Reise über den Nyanzasee, ohne alle Zwischenfälle. — 18. Ankunft in Kasengi, wo sich der König aufhält. Wir überbringen ihm die Schreiben des Kapitäns. Abreise nach Kaggya, wo wir zu unserer großen Freude den hochw. Herrn Bischof samt unsern Mitbrüdern antreffen und warten, bis die gütige Vorsehung uns wieder die Thore Ugandas öffnet.

* * *

Damit haben wir die Reihe der Darstellungen über die englisch-protestantischen Grenel wohl erschöpft. Natürlich berichten Lugard und die englischen Missionare ganz anders, aber sie finden keinen Glauben in der Presse, hoffentlich auch nicht bei der englischen Regierung. Kürzlich ist ein Engländer, Herr Vaughan, aus Afrika zurückgekommen, wo er die genauesten Erkundigungen über die Krise in Uganda einzog. Herr Vaughan hat nun in der „Hall Mall Gazette“ ein Resumé der beiden widersprechenden Berichte des Kapitäns Lugard und des Bischofs Hirth veröffentlicht und im Anschlusse daran die selbstgestellte Frage: In welchem Berichte liegt die Wahrheit? mit dem Sage beantwortet: In dem Berichte des Bischofs Hirth. Die Begründung dieses Endurteils faßt Vaughan in fünf Punkte zusammen:

„1. Der Bericht des Bischofs Hirth ist klar, vollständig, ins Einzelne gehend und seinem Tagebuche entnommen, dessen Abschrift ich vor Augen gehabt habe, während die Erzählung des Kapitäns Lugard unbestimmt und eine stylistische Arbeit ist. Die Namen und Daten fehlen häufig, gewisse sehr wichtige Thatsachen sind ausgelassen, da doch gerade ihre ausdrückliche Erwähnung einen ganz anderen Eindruck über die Ursachen des Krieges hervorruft.

2. Bischof Hirth ist mit den Eingeborenen und ihrer Sprache vertraut. Er kennt die Vorgänge aus eigenem Verständnisse, nicht durch die Vermittlung feindlich gesinnter Dolmetscher, während Kapitän Lugard die Landessprache nicht versteht und die Nachrichten nur aus dem Munde seiner muhammedanischen Soldaten erfährt, denen man nicht trauen kann und die als Feinde des christlichen Namens und als Rivalen der Eingeborenen bekannt sind.

3. Des Weiteren ist der Bericht des Bischofs Hirth unparteiisch. Er hat kein Interesse daran, die Thatsachen zu entstellen, denn er heißt die englische Flagge willkommen, in dem Glauben, daß unter ihrem Schutze die Katholiken Freiheit und Gerechtigkeit genießen werden. Der Bericht des Kapitäns Lugard hingegen gleicht, wie die „Débats“ bemerken, einer von der Ostafrika-Gesellschaft zur Verteidigung ihrer Agenten sorgfältig und breitspurig ausgearbeiteten Urkunde.

4. Bei meinem Aufenthalt in Zanzibar, dem Generalquartier der Nachrichten aus Zentralafrika, konnte ich mich überzeugen, daß die politischen Kreise und Konsularbehörden nur einer Meinung darüber

waren und daß in Aller Augen Kapitän Lugard und seine Leute als die Angreifer gelten.

5. Endlich haben mich der Marquis von Beauchamp, der Doktor Moloney und S. Robinson, die einzigen Weißen, welche die Expedition von Katanga überlebt haben und meine Reisegefährten an Bord des „Ave“ waren, versichert, daß nach der allgemeinen Ansicht aller Unparteiischen, und zwar in allen Teilen Zentralafrikas, die sie bereisten, Lugard und seine protestantische Expedition für den Krieg in Uganda verantwortlich seien.“

Von langer Dauer wird die Herrschaft der Protestanten in Uganda nicht sein. In wenigen Monaten zieht die Kolonial-Gesellschaft mit ihren Truppen zurück, die Missionare sind dann auf sich allein angewiesen. Sie haben sich bereits an die Regierung Englands gewandt um Schutz, aber diese scheint keine Lust zu haben, sich mit der Verantwortung für die Zustände in Uganda zu beladen. Sie hat damit sicher Recht.

Aus dem KongoStaate.

Boma, 23. Juli 1892.

Ohne Zweifel wird ihnen schon auf telegraphischem Wege die erschütternde Kunde von der Niedermordung Hodisters und aller Europäer seines Zuges zugekommen sein. Sollte auch sonst noch keine amtliche Depesche in Brüssel angelangt sein, so weiß ich doch wenigstens, daß Lieutenant Hink nach seiner Rückkehr aus Bena-Kamba am Bomami sofort bei seiner Ankunft im Gebiete der Bangala einen besonderen, zu möglichster Beschleunigung angehaltenen Eilboten an Monet, den Vorstand der Hauptvorrathshäuser in Boma, abgeschickt hat, mit der dringenden Bitte, die Nachricht von dem schrecklichen Gemetzel unverzüglich über Saint-Paul in Loanda nach Belgien zu drahten. Bereits vor Monatsfrist sagte mir Ectors, der den Oberen Fluß hinuntergekommen war, daß in der Gegend der Stanleyfälle und von Nyangwe keine Ruhe herrsche. Weder ihm, noch Hink — Beide sollten im Auftrage des Brüsseler Antisklaverei-Vereins einen neuen Weg von Nyangwe nach dem Tanganjikasee bahnen — ist das Vordringen nach Manyema gelungen. Nur unter großen Schwierigkeiten vermochte Ectors in einer Piroge den Kongo von den Stanleyfällen bis nach Niba-Niba hinaufzuschiffen, mußte aber dann unverzüglich mitten durch Sumpfebenen, wo ihm das Wasser bis an die Hüften ging, sich wieder nach Bena-Kamba durchschlagen. Bei seiner Ankunft auf dem Posten trifft er den Zug Hodisters an und bekommt zu hören, daß derselbe das ganze Gestade des Lomami entlang auf seiner Reise flußaufwärts mit einem wahren von allen Seiten durch unsichtbare Feinde geschleuderten Hagel vergifteter Pfeile überschüttet wurde. Daß man Ballen mit Stoffen und

Perlenketten zum Zeichen des Friedens und der Freundschaft am Lande hingelegt hatte, half nichts. —

Die Sache kam vor im letzten April. Vor einigen Tagen teilte man mir aus dem Gebiete der Bangala brieflich den erschütternden Tod Roblesse's und Michiel's mit — sie wurden in der Gegend zwischen dem Lomami und dem Kongo ermordet. Der Brieffschreiber fügte noch hinzu, man sei recht beunruhigt wegen des Schicksals der übrigen, ganz und gar umzingelten Reisegefährten Hodisters. Zudem ging das Gerücht, daß die Araber in Eilmärschen nach dem Matumbasee in die Nähe der Äquatorstation vorrückten.

Vorgestern ist Hink, der die Stanleyfälle am 4. Juni verlassen hat, in Matadi und heute in Boma angekommen. Aber wehe! Die ersten Nachrichten blieben noch weit hinter der Wirklichkeit zurück. Hodister ist mit samt allen seinen Weißen von den Arabern niedergemetzelt worden; seine Waarenvorräte, sowie seinen ganzen Schießbedarf hat man geraubt und seine schwarzen Dienstkleute in die Sklaverei verkauft. Wir haben es geradezu mit einem ohne jede vorhergehende Ansagung dem Kongostaat aufgedrungenen Kriege, mit einem Aufstand der Muselmänner und ihrer mohammedanisirten Schwarzen gegen die Weißen zu thun. 40 000 Mann sollen mit Schnellfeuergewehren, Revolvern und Dolchmessern ausgerüstet sein. Woher kommen wohl alle diese Waffen? Das wissen wir freilich nicht oder vielmehr nur zu gut. Die können nur von der deutschen, englischen oder portugiesischen Küste gekommen sein. Es fehlen eigentlich nur noch Krupp'sche Kanonen. Und das alles nach und trotz der feierlichen Sitzungen und bündigen Abmachungen des internationalen Brüsseler Kongresses!

Daß von irgend einer einflußreichen und mächtigen Seite das Lösungswort ausgegeben worden sein muß, beweist schon der Umstand, daß die Sklavenjäger sich gerade an einen Mann vergriffen haben, der sich seiner Freundschaft mit ihnen rühmte. Der Regierungsvertreter bei den Fällen, Tobbac, hatte Hodister gewarnt. „Gehen Sie nicht weiter,“ jagte er zu ihm, „es könnte Ihnen sonst übel bekommen; im ganzen obern Flußgebiet ist Alles in Aufregung.“ „Macht wenig aus,“ meinte Hodister, „ich bin ja kein Staatsbeamter und kenne übrigens die Leute da drüben.“ Freilich war er schon seine 9 Jahre am Kongo gewesen und glaubte die Araber, für deren Verbündeten er sich ausgab, durch und durch zu kennen. Noch im vorigen Jahr lasen wir in der Zeitschrift „Mouvement géographique“ eine lange Abhandlung, in der Hodister die jetzt natürlich Lügen gestrafte Ansicht verteidigte, die Gefügung der Schwarzen müsse durch die Muhammedaner (!!) erfolgen. Die haben es ihrem unbedachten nur zu gefälligen Sachwalter schön heimgezahlt!

Wie die Sache nun liegt, ist es mit dem vom Syndikat in Katanga ausgerüsteten Zuge, an dessen Spitze Hodister gestellt wurde, aus und vorbei. Lieutenant Legat, der mit seinen 100 Mann auf Befehl

Le Marinel's zu Bufeja bei M'ire geblieben ist, Kapitän Stairs, Kapitän Via, Alexander Delcommune, von dem sein Bruder nach selbst-eigener Aussage schon seit 1½ Jahren nichts mehr gehört hat, kurzum alle Weißen in Katanga sehen sich jetzt durch die Muhammedanerhorden, die nunmehr das ganze Zwischengebiet beherrschen, von Nyangwe und Usambo (am Sankuru) abgeschnitten, so daß ihnen der Rückweg nach Leopoldville auf dem Kassai, dem Lomami, dem Sankuru und dem Kongo unmöglich gemacht ist. Von einer Rückkehr über den Tanganjikasee kann erst Recht gar keine Rede sein. Manyema wird von den Sklavenjägern und ihren schwarzen, auf die Menschenjagd abgerichteten Bundesgenossen bekriegt und verwüstet. Die Notrufe Foubert's und Jacques' bezeugen hinlänglich die peinliche Lage sogar dieser beiden tapfern Kriegshelden. Es gäbe also nur mehr einen Ausweg aus Katanga, nämlich über den Zambezi nach der portugiesischen Küste am stillen Ozean. Ist dieser Weg auch nicht kürzer, als der über den Kongo, so ist er doch gesunder, leichter und sicherer. Auch lassen sich da leichter Lastträger aufreiben, als am linken Ufer des Qualaba. Briefe von Stairs sind auf diesem Wege in 5 Monaten nach Belgien gekommen.

Wer wird der heranstürmenden Sündflut der fanatischen Anhänger des Koran Widerstand leisten können? Ganz offen läßt man verlauten, daß sogar der mit Leuten, Waffen und Schießbedarf so wohl versehene Van Kerthove auf die Dauer kaum widerstands- und verteidigungsfähig bleiben dürfte, Jedenfalls aber liegt für ihn die Unmöglichkeit eines Vorstoßes klar zu Tage. Duffart hat aus dem Usamba fliehen müssen und hat sich in aller Hast nach Popocabacca am Caongo gerettet, nachdem er in Lunda, einem kürzlich von den Portugiesen abgetretenen Gebiete, noch 18.000 Patronen hat draufgehen lassen. Kaum ist der Aufstand der Eingeborenen in Mahombe gestillt und die scheußliche Verstümmelung Rousseau's gerächt, so kommt von den Süd- und Ostgrenzen des Staates das leider nur zu glaubwürdige Gerücht einer allgemeinen Schilderhebung uns zu. Ein Unglück wie der Untergang des Zuges Hodister ist noch nie dagewesen, da Stanley, Wislmann, die beiden Le Marinel, Van Gele und so viele Andere niemals Verluste von diesem Umfange zu verzeichnen hatten. Wir können uns nicht verhehlen, daß der Kongostaat in schweren Verwicklungen steckt. Möge er sie mit Ehren überstehen, sonst kommt die eingeborene Bevölkerung um ein halbes Jahrhundert in der Zivilisierung zurück. Wer weiß, ob nicht am Ende die Araber, wenn ihnen erst der Kamm durch ihre Erfolge gehörig geschwollen ist, die armen Schwarzen binnen kurzer Frist lichten oder gar ganz vertilgen?

Der kürzlich von seinem Zuge nach Katanga zurückgekehrte Le Marinel erzählte mir selbst, daß er, ohne in 2 Jahren auch nur einen einzigen Mann einzubüßen, den Arabern schwere Schlappen beigebracht habe. Auch weiß man, daß Kapitän Descamp, den ich vor zwei Wochen

bei seiner Abreise nach Europa sprach und der unter Le Marinel eine Abteilung befehligte, denselben nach einem erbitterten Kampfe mit einem Schlage 1000 Sklaven entriß. Van Kerthove und seine Offiziere haben ebenfalls eine zahlreiche Sklavenjägerbande aus Ubanghi zum Rückzuge gezwungen. Aber dormalen müssen wir uns eine Vorherjagung Bekers ins Gedächtnis zurückrufen: „Hängt den ersten Araber und ihr habt den Aufstand im ganzen Kongogebiet.“ Einer der Gebrüder Delcommune, aus Leopoldville zu uns gekommen, bestätigt alle Hiobs-posten und versichert, keiner einmal im Dienste der Araber gewesene Eingeborene werde jemals auf diese schießen. Trotz aller Abscheulichkeiten des Sklavenhandels lassen allem Anscheine nach die Söhne Muhammeds, wie sie sich selbst der Lebensweise der Einheimischen anbequemen, so den Letzteren in sittlicher Beziehung weiten Spielraum und erlauben den unter ihre Fahnen Eingereichten Mord und Plünderung. Die armen halb vertierten Schwarzen haben Angst vor ihren Herrn und ziehen das Beutemachen der Zivilisierung vor.

Wir gehen also einer düster umwölkten Zukunft entgegen. Allem Anscheine nach haufen in Manyima 2 oder 3 muhammedanische Häuptlinge, die an Macht dem Tipo-Tip nicht nachstehen; sie teilen sich mit ihm in den dortigen Handelsbetrieb und sind offenbar sehr unzufrieden damit, daß nur ihr Wettbewerber vom unabhängigen Kongostaate anerkannt und bezahlt wird. Schon die aufeinander folgenden Niederlagen am Sankuru und am Ubangi genügten, den Funken ins Pulverfaß zu werfen. Wird man nun in Belgien daraus folgern, man müsse die Verfolgung der Menschenfleischhändler einstellen und ihnen ihr Elfenbein lassen? Aber dann hätte man die Berliner Akte und das völkerrechtliche Übereinkommen zu Brüssel nicht zu unterzeichnen brauchen. Was müßte dann nun aber geschehen? Nun, man müßte eben ganz anders vorgehen, als die Franzosen in Tonking. Noch heute erzählt mir ein Augenzeuge, daß der französische Befehlshaber zu Hanoi wegen Mangel an Soldaten seinen Anordnungen nicht den nötigen Nachdruck zu geben vermochte und deshalb mitunter in eine ebenso lächerliche als abhängige Lage geriet. In seinem Garten hatte er einen Kiosk errichten lassen, in welchem allsonntäglich die Militärmusik ihre Weisen ertönen ließ. Infolge seiner notgedrungenen Zauderpolitik war nun den Tonkinesen dermaßen der Kamm geschwollen, daß sie eines schönen Samstag-Abends unter den Augen des Befehlshabers dessen Kiosk auf eine hier nicht näher anzudeutende Art über und über verzierten. Und der arme Man mußte nun erst aus Paris die telegraphische Erlaubnis zu einem kräftigen Ausfall einholen, um so die erwiesene Liebenswürdigkeit wieder wett machen zu können. So zornentsammt er auch gern sofort dreingefahren wäre, er durfte ohne vorherige Zustimmung der Pariser Kammer den Degen nicht aus der Scheide ziehen. 50.000 tapfere Soldaten haben die schandbaren Schlangenvindungen einer solchen Politik mit ihrem Leben bezahlen müssen. In Dahome ist es kürzlich ähnlich ergangen.

Was wird nun Belgien thun? Wird es seine bedrohten Söhne ebenfalls ihrem Schicksale überlassen? Ach! Lebten wir doch noch in Zeiten, wo ein hochherziger Gedanke ein ganzes Volk zur Begeisterung zu entflammen vermochte — Die Frage wäre bald gelöst! Nur 1000 Freiwillige, ja am Ende nur 500, brauchten sich dem Kongostaate oder der Antisklaverei-Gesellschaft zur Verfügung zu stellen, und mit der Barbarei im Staate wäre es für immer vorbei. Alles steht jetzt für uns auf dem Spiel — es bedarf der höchsten Eile, damit ein entscheidender Schlag schnellstens geführt werden könne.

Vorstehender Bericht, speziell die Ermordung Hodister's, ist seitdem auch noch durch einen Augenzeugen, den Maler Doré, welcher die Expedition mitmachte, bestätigt worden. Doré befand sich bei der unter Führung Jouret's stehenden Kolonne der Hodister'schen Expedition, welche nach Nyangwe vordringen und dortselbst eine Handelsstation gründen sollte; die zweite Kolonne unter Führung des Agenten Noblesse, bei der sich auch der Agent des Staates, Lieutenant Michiels befand, rückte im gleichen Auftrage nach Niba-Niba vor, während Hodister mit dem Kern der Expedition in Bena-Kamba verblieb. Doré erzählt, daß Jouret bei den Arabern von Stanley-Falls, von Kasonge, von Kassoka und Niba Niba überall günstige Aufnahme fand. Erst in Nyangwe stieß er bei dem Häuptling Mohara auf heftigen Widerstand gegen die Errichtung einer Handelsstation. Während Jouret noch mit Mohara unterhandelte, traf in Nyangwe die Nachricht von einem Kampfe zwischen Truppen des Staates und Arabern ein, in welchem viele der letzteren getötet worden seien. Schon ohnehin aufs Äußerste gereizt durch die Verluste, welche seine Karawane in Uellegeba von Seiten der Expedition Van Kerkhove erlitten, befahl Mohara jetzt den Agenten, sofort zurückzukehren, und erklärte dem Kongostaate den Krieg. Während die Boote der Expedition stromabwärts fuhren, begegneten sie zahlreichen Flottillen mit bewaffneten Eingeborenen, die sich Alle nach Nyangwe begaben. Als die Reisenden in Niba-Niba landen wollten, wurden sie von Banden bewaffneter Araber daran verhindert, und nur Dank einbrechender Dunkelheit gelang es ihnen, den sie verfolgenden Booten zu entkommen. Jouret starb auf der weiteren Flucht an Brechdurchfall, Doré und Page trafen am 30. Mai in Stanley-Falls ein. Am 15. Juni landete in Stanley-Falls auf kleinem Boote ein 14jähriger Negerknabe, welcher den Lieutenant Michiels als Diener nach Niba-Niba begleitete. Der Knabe erzählte, daß Michiels, weil die Araber die Gründung einer Station nicht dulden wollten, dieselben mit dem Revolver bedroht habe, wobei es zum Kampfe kam, in welchem Michiels und der Agent Noblesse getötet wurden. Der Negerknabe entging dem Schicksale seines Herrn nur dadurch, daß er den Arabern versicherte, er sei der Diener des Häuptlings Nachid, worauf sie ihn ziehen ließen. Vor seiner Abreise aus Niba-Niba sah der Junge noch die abgeschnittenen Köpfe Hodister's, des Dr. Magery und der Agenten Desmedt und Goed-

seels, welche von arabischen Vorposten dem Häuptling N'Zerara als Siegestrophäen gebracht wurden. Auf die Nachricht vom Tode Michiels' war Hodister mit seinen drei Gefährten von Bena-Kamba nach Niba-Niba geeilt; in der Nähe von letzterer Stadt stießen sie auf arabische Vorposten (Mangema-Sklaven), welche Feuer gaben. Hodister verbot seinen Gefährten, zu schießen, und rief den Vorposten zu, er sei ein Freund der Araber. Die Mangemas antworteten mit einem Kugelregen, unter welchem die vier Europäer den Tod fanden. Als N'Zerara den abgeschnittenen Kopf Hodister's, mit dem er auf sehr gutem Fuße stand, erblickte, geriet er in große Bestürzung und beklagte dessen Tod. Die Vorposten erklärten, daß sie die Karawane Hodister's für eine Expedition des Staates gehalten und darum auf dieselbe geschossen hätten. Von den 18 Europäern, die sich bei der Expedition Hodister's befanden, sind 2 an Krankheit gestorben, einer verlor durch einen Unfall das Leben und sieben wurden von den Arabern getötet. Die Expedition Van Kerkhove, befindet sich gegenwärtig, wie das „Mouvement Geographic“ meldet, in Wadelai, der ehemaligen Residenz Emin Paschas am Nil. Was sie dort sucht, ist noch nicht aufgeklärt.

Mannigfaltiges.

Das **Missionshaus der Patres Pallottiner** in Limburg a. d. Lahn kann diesen Herbst eröffnet werden. Die Genehmigung der Königlichen Regierung ist endgültig erteilt worden, wofür wir ihr gern unsere Anerkennung aussprechen. So ist denn das Werk des sel. Vinzenz Pallotti auch nach Deutschland verpflanzt worden. Es ist ein Bäumchen, das eben gesetzt wird, das aber unter der Sonne der christlichen Liebe rasch erstarben wird. Zunächst ist für die Unterbringung der jüngeren Böglinge der gräflich Walderdorff'sche Hof in Limburg gemietet worden. Für die Theologie-Studierenden und die Schwestern ist noch nichts vorhanden. Der Herausgeber dieses Blattes hat es nun unternommen, auch die Theologie-Studierenden und die Schwestern unterzubringen, natürlich unter der Voraussetzung, daß unsere Freunde wacker helfen. Rund 10 000 Mark hat er für diesen Zweck bereits auf der Bank liegen, 90 000 fehlen noch, aber auch diese werden kommen so gewiß, als es noch gute Katholiken in Menge giebt, die gerne Anteil nehmen an einem so hervorragenden frommen Werke. Bereits ist ein passendes Grundstück in Aussicht genommen, auf welchem sich, angesichts der ehrwürdigen Domthürme einer alten Bischofsstadt, ein Kapellchen zu Ehren des sel. Petrus Claver, des Negerapostels, erheben soll, und daneben sollen die Schwestern ihr Heim aufschlagen, sich ausbilden in Kindererziehung und Krankenpflege. Gegenüber, nur wenige Schritte davon durch eine Straße getrennt, werden die älteren Böglinge der Kongregation ihr Haus haben von wo aus sie sich zu den akademischen Vorlesungen begeben können. So weit wäre alles bestens vorbereitet, es fehlen nur noch die Mittel, und diese, verehrte Leser, hoffe ich von Euch zu erhalten. Also laßt Euch nicht lange bitten, das Werk ist notwendig, es ist verdienstlich für diejenigen, die es begründen helfen und damit sich einreihen in die Zahl der Söhne und Töchter des sel. Vinzenz Pallotti.

Wohlfahrtsstipendien wolle man nach Möglichkeit den Missionaren zuweisen. Diese bilden das einzige Einkommen derselben, da sie ja ein Gehalt von niemandem beziehen. Das Erzbischöfliche Ordinariat von Köln hat angeordnet, daß in der Erzdiözese Köln Wohlfahrtsstipendien unter 1 Mark 50 Pfg. nicht mehr angenommen werden sollen. Diese Verfügung ist sehr berechtigt, sie entspricht nur den Zeitverhältnissen. In Frankreich, Belgien u. s. w. werden 2 Francs = 1 Mark 60 Pfg. vergütet. Es würde uns freuen, wenn man sich bei Bestellung von hl. Messen, in den Missionen zu lesen, recht freigebig zeigen wollte, doch weisen wir auch 1 Mark für diesen Zweck nicht zurück.

Bücherschau.

Meine Brüder, die Neger in Afrika. Ein ernstes Wort an Europas Christen von einem Neger, früheren Sklaven, jetzigen Missionar. Münster i. W. W. Helmes, 60 Pfg. — Der „Büchermarkt“ beurteilt das Werkchen folgendermaßen: Bei all' unseren Bemühungen für die Ausbreitung der Missionen in Afrika kommt uns immer wieder die Befürchtung, daß doch alles vergebens, daß auf einen dauernden Erfolg, eine wirkliche Christianisierung und Civilisierung des dunklen Erdteils nicht zu hoffen sei. Es thut not, daß wir solche Gedanken bekämpfen, damit nicht wir selbst und die übrigen deutschen Freunde der Missions Sache in dem ruhigen, bisher schon erfolgreichen Eifer erlahmen. Recht zu loben ist es daher, daß ein Neger selbst, der das Joch der Sklaverei getragen hat und dann Christ, Priester, Missionar geworden ist, an der Hand der denkbar genauesten Kenntnis seines Vaterlandes und seiner Landsleute sich eingehend über der letzteren Wesen, Befähigung, traurige Lage und Hoffnungen verbreitet. Das italienisch geschriebene Werkchen des P. Daniel ist durch Stefan Schneider in Stuttgart recht geschickt verdeutscht worden und wird gewiß dazu beitragen, manches Vorurteil und manche Sorge hinsichtlich der Möglichkeit kultureller Erfolge in Afrika zu zerstreuen. Man wird dem Negerpater nur beispielden können, wenn er die materielle und moralische Hebung der Rasse davon abhängig macht, daß auswärtige Mächte durch gesetzliche Anordnung und durch wohlorganisierten Schutz gegen die Araber die Eingeborenen dahin bringen, ihre angeborenen Fähigkeiten zu entwickeln. Wenn diese erst zu dem Bewußtsein kommen, daß sie nicht mehr für die Araber, sondern für sich selbst arbeiten dürfen, so werden sie den Widerwillen gegen geregelte Arbeit, der zum Teil ja in dem auch ihnen recht empfindlichen heißen Klima begründet ist, überwinden und für Gewerbe, Handel, Wissenschaft Verständnis gewinnen, wie das bei den Ackerbauern von Witu, den Eingeborenen am Nyassasee u. a. der Fall ist, die selbst für den höchsten Preis keine Sklaven verkaufen, weil sie ihre Leute zur Bräderung des Landes selbst gebrauchen. Das mit dem Bildnis des P. Daniel gezielte, hübsch ausgestattete Schriftchen sei allen Freunden der afrikanischen Missionen zur Lesung und Verbreitung empfohlen.

Dem Gebete der Missionare und ihrer Zöglinge empfehlen wir alle uns angemeldeten frommen Anliegen, sowie die Seelen der Verstorbenen aus unserem Leserkreise.

(Schluß der Redaktion am 27. September.)

Verantwortlicher Redakteur: W. Helmes in Münster i. W. — Druck und Verlag von H. Mißfeldt in W. Gladbach.

Gott will es!

Die Religion der Neger in Afrika.

VIII.

Uberglaube. Vorbemerkung.

Bei den Negern haben sich, wie wir sahen, einige dürftige Reste aus der Offenbarung durch mündliche Überlieferung erhalten; es ist dies — namentlich der Glaube an ein höchstes göttliches Wesen — ein matter Lichtschein, welcher die geistige Nacht, worin wie alle Heiden so auch besonders die Negervölker in Afrika sich befinden, einigermaßen erhellt. Hat aber dieser Lichtschein irgend welchen heilsamen Einfluß auf das Gemüt und die Gesinnung des Negers? — Wenn die Sonne am westlichen Horizonte bereits verschwunden ist, erscheint der abendliche Himmel noch eine Zeit lang erhellt in roter, funkelnder Glut: es ist der Wiederschein der untergegangenen Sonne. Und der so erleuchtete Himmel entsendet einen blassen, bleiernen Schimmer (Abenddämmerung) zur Erde, ohne diese erhellen und erwärmen zu können; allmählich aber trübt sich und erblaßt diese Dämmerung vor dem grauen, dicken Nebel, der von der Erde aufsteigt und wie ein dunkler Schleier sich über dieselbe ausbreitet, und zuletzt verschwindet sie in der langen, finstern, alles überschattenden Nacht. Der Gottesbegriff der Neger, ihr Glaube an das Dasein eines höchsten Wesens ist ein matter Wiederschein jenes Lichtes der göttlichen Offenbarung, das die Stammeltern der Neger in der Urheimat erleuchtete; dieser matte Wiederschein vermag den vom tiefsten Aberglauben unnachteten Geist der Neger nicht zu erhellen, ihr ganz aus Irdische gefesseltes Herz nicht zu Gott zu erheben und für ihn zu erwärmen, kann auf ihre geistige Bildung und Gesinnung durchaus keinen veredelnden Einfluß ausüben. Der Glaube an ein höchstes Wesen hat sich bei den meisten Negerstämmen erhalten — einige jedoch, besonders in Südafrika, wie bei den Betschuanen, haben auch diese Vorstellung bereits verloren —, die Natur dieses höchsten Wesens kennen sie nicht. Die Vorstellung, welche sich die Neger von Gott machen, dient nur dazu, sich immer mehr von ihm zu entfernen. Gott, sagen sie, hat uns verlassen, er ist unser Wohlthäter nicht mehr; wir haben zwar nichts Böses, aber auch nichts Gutes von ihm zu erwarten. — Nun ist aber der Neger ein Sinnenmensch, dessen ganzes Streben dahin geht, seine irdischen, sinnlichen Wünsche und Bedürfnisse zu befriedigen, der in dieser Befriedigung seine ganze Seligkeit sucht. Hoffnung auf irdischen Besitz und Genuß, und Furcht, daß ihm dieser entzogen oder nicht zu teil werde, ist beim Neger die

einzigste Triebfeder seines Handelns. Wir finden es somit begreiflich, daß der Neger aus seiner Vorstellung vom höchsten Wesen, daß dieses sich um ihn, um sein irdisches Wohl und Wehe nicht kümmere, den Schluß zieht, daß er also durchaus keinen Grund habe, sich seinerseits um dieses göttliche Wesen zu kümmern, es anzurufen und zu verehren.

Wir finden zwar einige Negerstämme, welche sich eine bessere Vorstellung von Gott bewahrt haben, wie z. B. die Neger in Ober-Guinea von Nonkompon, der auch den schwarzen Menschen Wohlthaten spendet und darum auch angerufen und verehrt wird. So erzählt der französische Missionar Loyer von den Aschanti, daß dieselben oft des Morgens, mit gefalteten Händen zum Himmel aufblickend, beten: „O mein Gott, gieb mir diesen Tag Reis und Yams (Knollen), gieb mir Gold, Sklaven und Reichthümer; gieb mir Gesundheit, auf daß ich möge hurtig sein und schnell!“*) — Aber dies sind höchst seltene Erscheinungen; durchgehends herrscht bei den Negern die Ansicht, daß die höchste Gottheit müßig in seinem himmlischen Palast thront, unbekümmert um das Schicksal der Menschen, die er ganz der Gewalt und Herrschaft der niederen Götter überlassen hat.

Diese unsichtbaren, der höchsten Gottheit untergeordneten Geister führen das Regiment auf Erden; hier schalten und walten sie nach Willkür: von ihnen hängt das Wohl und Wehe ab; ihnen verdanken sie Glück oder Unglück, Segen oder Verderben. Diese Geister sich nun geneigt zu machen durch Gebete und Opfer, sich so alles Heil und allen Segen zu erkönnen, und jegliches Unheil von sich abzuwenden, ist die beständige Sorge der Neger. Ihr „Gottesdienst“ ist also in Wahrheit ein Götzen- oder Teufelsdienst. Wir haben somit jetzt zu handeln über den

Geisterglauben und die Geisterverehrung der Neger.

Allgemeines.

Die unsichtbaren Wesen, diese Götter niederer Ordnung, bilden nach der Anschauung des Negers die Mittelstufe zwischen der höchsten Gottheit und den Menschen; mit Zulassung des höchsten Wesens leiten und bestimmen sie das Geschick der Menschen. Ihrer Natur nach sind die Geister sehr von einander verschieden: es gibt gute und böse Geister; erstere stehen den Menschen schützend und helfend zur Seite (Schutzgeister), während die bösen Geister nur darauf ausgehen, die Menschen zu quälen und zu verfolgen, ihnen Unglück und Verderben zu bereiten. Dann gibt es neckende Kobolde, Feen und Nixen, die nächtliche, harmlose Spiele und Tänze aufführen und allerlei Kurzweil treiben.

Jede auffallende, räthelhafte Erscheinung, die dem Neger gerade keine Furcht einflößt, aber unverständlich und überraschend ist, hält er für das Werk eines neckenden, launenhaften Koboldes. Hat der Neger

*) Schneider a. a. D. S. 47.

Glück im Kriege und auf der Jagd, erhält er zur rechten Zeit Regen, hat er Segen an Rinder und Sklaven und viel Vieh, so erkennt er daran das wohlthätige Walten der ihm günstigen guten Geister; wird er aber vom Unglück heimgesucht, wird er vom Feinde besiegt, ereilt ihn eine Krankheit, tritt lange Dürre ein, hat er Mißernte u. s. w. so ist stets ein böser, feindlicher Geist hieran Schuld. Von sich selbst, von seiner Stimmung und seinem Befinden, seinem Glück oder Unglück, seiner Freude oder Trauer, Gesundheit oder Krankheit schließt der Neger auf die Natur der ihn umgebenden Geister, ob sie ihm gut oder böse, freundlich und wohlwollend, oder aber tückisch und feindselig gesinnt sind.

Die guten Geister sind die Freunde und Wohlthäter der Menschen, so lange sie von diesen verehrt und angerufen werden; wird aber der Mensch hierin nachlässig, erzeigt er seinen Schutzgeistern nicht den üblichen Tribut der Verehrung, so verlassen sie ihn und hören auf, ihm Wohlthaten zu spenden. Durch viele Opfer und Gebete sucht nun der Neger die beständige Gunst der guten Geister sich zu erhalten. — Aber auch die bösen Geister werden von dem Neger nicht weniger verehrt, als die guten; obschon nämlich jene den Menschen feindlich gesinnt sind und ihm überall nachstellen, so lassen sie sich doch versöhnen durch Opfer, Weisependen und Gebete. — Die wahre Natur der bösen Geister, die unverzöhnlich sind in ihrem Haffe gegen Gott und gegen die Menschen, kennt der Neger also nicht, ebenso wenig wie die Natur des höchsten Wesens. — Der Neger bringt darum den unsichtbaren Wesen, den guten wie den bösen, jedes Opfer, mag es seiner sinnlichen, habgierigen Natur noch so schwer werden, erzeigt ihnen alle Verehrung, wodurch er glaubt, sie versöhnen oder ihre Güte erhalten zu können. Die irdischen Geister haben irdische Bedürfnisse, verlangen wie der Mensch nach Speise und Trank, und der Neger giebt es ihnen; überall an allen Orten, auf öffentlichen Plätzen, an den Wegen, auf dem Felde, in den Wäldern, Einöden giebt es Weiheplätze, wo allerlei Speisen und Getränke in Gefäßen und Krügen aufgestellt wird, wie Fleisch, Mais, Reis, Maniok, Hirse, Palmöl, Pombe u. m. dgl., damit die Götter sich sättigen und erquickten können.

Allen Geistern bezeigt der Neger seine Verehrung, aber während er mit vollem Vertrauen und kindlicher Zuversicht zu den Schutzgeistern fleht, wendet er sich mit Furcht und Grauen an die bösen Geister. Die Verehrung der Schutzgeister bildet einen besonderen Zweig des heidnischen Aberglaubens in Afrika, einen eigenartigen Götzenkult, den sogenannten Fetischismus, wie wir später noch näher sehen werden.

Wir haben nun kurz die Grundgedanken angegeben, wie sie den Negervölkern in ihren Vorstellungen über die Natur und das Walten der Geister sowie in der Verehrung dieser Wesen mehr oder weniger gemeinsam sind. Nur die Namen der Geister wechseln bei den einzelnen Völkern, auch bringen die örtlichen Verhältnisse natürlich manche Ver-

schiedenheit mit sich in den äußeren Gebräuchen, in den Zeremonien bei diesem Geisterkult. Im Folgenden wollen wir uns einige dieser Geister vorführen, wie sie nach den uns bekannten Berichten von einzelnen Negerstämmen besonders geehrt und verehrt werden; unsere Leser erhalten dann ein besseres Verständnis dieses oben nur allgemein dargelegten Aberglaubens, einen tieferen Einblick in die geistige Verirrung unserer armen schwarzen Mitbrüder. T.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Bekämpfung des Sklavenhandels.*)

Von P. Asmussen.

Die Lage in Ostafrika hat sich in mancher Hinsicht günstiger gestaltet, als sich vor drei Jahren, da wir Deutsche den Kampf gegen das Arabertum zuerst ernstlich aufnahmen, erwarten ließ. Der anfängliche Führer des Aufstandes, Buschiri, hat seine verdiente Strafe empfangen. Bana-Heri, der dann eine Zeit lang des Hingerichteten Rolle weiter spielen zu wollen schien, machte dabei trübe Erfahrungen und hat es vorgezogen, seinen Frieden mit Deutschland zu machen. Und was wichtiger ist, die eingeborenen Häuptlinge scheinen mehr und mehr einzusehen, daß die Deutschen den Arabern an Macht überlegen sind.

Allerdings wäre es unklug, nun zu glauben, daß unser ostafrikanisches Schutzgebiet nach diesen Erfolgen bereits dauernd beruhigt sei. Nicht aus gutem Willen, sondern nur der Not gehorchend, haben sich die Araber unterworfen, und bei guter Aussicht auf Erfolg werden sie es schwerlich unterlassen, wieder einmal die Fahne des Aufruhrs aufzustecken. Es wäre grundfalsch, die Schuld am Aufstande allein den Fehlern zuzuschreiben, die sich etwa Beamte unserer ostafrikanischen Gesellschaft haben zu schulden kommen lassen. Diese Fehler spielten vielmehr nur die Rolle eines Funken im Pulverfaß. Der Zündstoff war früher da, nur die Gelegenheit zum Auslösen des Aufstandes fehlte. Zum Ausbruch wäre der Aufstand früher oder später doch gekommen, und daß der frühe Ausbruch von zweien Übeln das kleinere war, leuchtet ohne Mühe ein; hätte doch ein späterer wahrscheinlich weit größere Opfer an Menschenleben und Eigentum gekostet. Die eigentliche Ursache des Aufstandes war, das leugnet nun wohl niemand mehr, der Umstand, daß den Arabern die wachsende Macht der Europäer und namentlich auch der Deutschen in Ostafrika fühlbar wurde. Die Araber hatten bis dahin unbestritten die erste Rolle gespielt und, im Besitze einer höheren Kultur, die Landeseingeborenen ihren Interessen

*) Entnommen der I. Nr. der „Afrikan. Nachrichten“ (Weimar, Geogr. Institut.)

dienstbar zu machen gewußt. Namentlich hatten sie von der ganzen Zanzibarküste aus einen schwunghaften Sklavenhandel betrieben, zu denen ihnen Jagden im Binnenlande der Küste das Material boten. Nun sollte es mit diesem Erwerbszweig ein Ende haben: sie sahen sich in ihrer Existenz bedroht — was lag ihnen da näher, als ein Kampf gegen ihre Schädiger?

So kam es zum Aufstande. Nun dieser niedergeworfen, erwartet man auch in Deutschland ein energisches Vorgehen gegen Sklaverei, Sklavenhandel und Sklavenjagden. Allerdings sieht man in Afrika Sklaverei und Sklavenhandel mit ganz anderen Augen an, als bei uns, und das darf uns wenig wundern. Hat man doch im christlichen Europa die Sklaverei der Neger mit Gründen der Religion nicht nur entschuldigen, sondern geradezu befürworten und den Neger als von Gott zur Sklaverei bestimmt erklären wollen! Die Sklaverei sollte eine Folge des Fluchs sein, den Noah über diesen seinen ungerateneren Sohn aussprach, und eine Folge des göttlichen Strafgerichts über das frevelhafte Gebahren der hamitischen Ruchiten in Babel. Ubrigens ist ja noch kein Jahrhundert verflossen, seitdem die Europäer in den Kolonien sich entschlossen haben, den Negerhandel als etwas Menschenunwürdiges aufzugeben. Umsoweniger darf man in Europa mit der Miene sittlicher Entrüstung den Neger verdammen, wenn er die Sklaverei als einen zu Recht bestehenden Zustand ansieht. Daß der Kriegsgefangene Sklave wird, ist ihm die natürlichste Sache von der Welt. Im Großen und Ganzen behandelt weder der Neger noch der Orientale seine Sklaven schlecht. Grausamkeiten, wie sie vor reichlich einem Menschenalter aus den Südstaaten der nordamerikanischen Union gemeldet wurden, sind hier selten. Dennoch schwebt ein hartes Geschick über dem Haupte der Sklaven. Die persönliche Freiheit entbehrt der Neger un schwer, da er unsere Begriffe vom Werte derselben nicht teilt. Dagegen ist der Sklave vor dem Verkaufwerden keinen Augenblick gesichert. Sobald einem afrikanischen Despoten die Waren ausgehen, deren er benötigt zu sein glaubt, sobald er nach einer von den Händlern mitgebrachten Sache Verlangen spürt, sind seine Sklaven der Gefahr des Verkaufwerdens ausgesetzt. Wenn einmal in der Steppe die Nahrung knapp wird, entledigt man sich der Sklaven als unnützer Fresser, indem man sie entweder tötet oder verkauft. Endlich sind die massenhaften Abschachtungen beim Tode eines Despoten immer in erster Linie den Sklaven gefahrbringend.

Ist die Sklaverei in Afrika eine „normale“ und gleichsam durch das Alter geheiligte Einrichtung, so dürfen wir keineswegs hoffen, sie mit einem Schlage zu ändern. Sklaverei wird es voraussichtlich noch sehr lange in Afrika geben. Dagegen muß es unser Bestreben sein, sobald als möglich dem Sklavenhandel ein Ende zu machen. Dieser liegt, wie schon angedeutet, heute durchweg in den Händen der Araber. Sie begnügen sich nun keineswegs damit, die schwarze Ware

im inneren Afrika aufzukaufen und an die Küste zu fördern. Das Geschäft wirkt ihnen zu wenig ab und wird nur gelegentlich einmal betrieben, denn im Inlande wird die Ware auch teurer. Der Neger weiß nachgerade seine Landeserzeugnisse und auch das Menschenmaterial dem Werte nach gut genug zu schätzen und das Nehmen ist ihm lieber als das Geben. Dazu geht an der Küste ein bedeutender Prozentsatz der Ware zu Grunde, die Begleitmannschaft des Sklavenhändlers verlangt ihren Lohn, und wenn die Sklaven schließlich an der Küste eingeschifft sind, kann das Schiff immer noch einem europäischen Kreuzer in die Hände fallen, der dann die Ladung, ohne Entschädigung zu gewähren, beschlagnahmt. Man sieht, der Sklavenhändler hat bedeutende Auslagen und ein nicht geringes Risiko bei seinem Geschäft. Kein Wunder also, wenn er seine Ware so billig als möglich zu erlangen strebt, wenn er, um es kurz zu sagen, Sklavenjagden veranstaltet. Zu dem Zwecke setzt er sich mit mehreren Genossen in Verbindung, wirbt eine bewaffnete Bande zur Begleitung und begiebt sich in das Innere des dunklen Erdteils, wo geeignete Dörfer überfallen und ausgeraubt werden. Was sich zur Wehr setzt, wird unbarmherzig niedergebrennt und die etwa vorhandenen Vorräte mitgenommen. Das gefangene Menschenmaterial wird nicht immer sämtlich an die Küste befördert. Personen, für die ein angemessener Kaufpreis voraussichtlich nicht zu erzielen ist, werden oft schon an Ort und Stelle getötet. Dasselbe Schicksal trifft oft die gesamte männliche Bevölkerung eines Dorfes, weil diese in der Regel kein besonders gefügiges Sklavenmaterial abgiebt.

Die Greuel der Sklavenjagden sind unseren Lesern aus den Werken der Afrikareisenden bekannt. Alle Reisenden stimmen darin überein, daß der Neger zumeist harmlos ist und Fremde ohne Mißtrauen aufnimmt, so lange ihm Sklavenjagden, auch vom Hörensagen, unbekannt sind; Ausnahmen kommen natürlich vor. Hat aber der Neger einmal von einer Sklavenjagd und ihren Greueln gehört oder eine solche selbst erlebt, so verhält er sich den Fremden gegenüber mißtrauisch, ja feindselig, weil er in jedem derselben einen Sklavenjäger glaubt sehen zu müssen. Daß im allgemeinen die Neger Erzeugnisse europäischer Kultur gern annehmen, wenn man sie ihnen schenken will, ist bekannt. Aber das unverschämte Fordern, die Unzufriedenheit mit dem, was der Reisende aus freien Stücken geben will, ist doch am stärksten da zu finden, wo regelmäßig oder von Zeit zu Zeit Sklavenhändler durchpassieren. Diese eben verwöhnen den Neger mit Geschenken, um sich des Schutzes des schwarzen Despoten, den sie nun einmal nicht entbehren können, zu versichern. Denn es liegt in ihrem Interesse, sich die Wege zur Küste jederzeit freizuhalten und dieselben stets ungefährdet bereisen zu können.

Will man dem Sklavenhandel mit Erfolg entgegenreten, so ist dazu

eine genaue Bewachung der Küsten erforderlich. Das eigentliche Gebiet der Sklavenjagden liegt freilich im Innern des Kontinents; auch werden in Afrika selbst Sklaven aus einer Gegend in die andere verkauft. Aber dieser Handel innerhalb des Erdteils ist der minder gefährliche, weil eigentlich in ganz Afrika Sklaven für den Haus- und Privatbedarf allenthalben vorhanden sind und deshalb der Handel sich nicht sonderlich lohnt, also auch jedenfalls nicht in besonderem Umfange betrieben wird. Sodann aber läßt sich dieser Binnenhandel vorläufig nicht unmöglich machen, da im Innern Afrikas die Macht der Europäer noch eine beschränkte ist. Dagegen wird der Sklavenhandel einen schweren Stoß erleiden, sobald die Ausfuhr der Menschenware aus Afrika unmöglich gemacht wird. In früheren Zeiten war Westafrika von der Senegalmündung bis zu den portugiesischen Distrikten von Niederguinea hinab Hauptausfuhrgebiet für Negerklaven, die zum größten Teile nach Amerika gingen. Heute dürfte von Westafrika kaum noch ein Sklavenschiff ausgehen; heute ist das Hauptausfuhrgebiet die Zanzibarküste und die Küste des Roten Meeres. Die Ware geht zum meist nach Arabien und Persien und von da weiter in den mohammedanischen Orient hinein. Weil nun aber die Zanzibarküste, die heute zum größten Teil unter deutschem Einflusse steht, hervorragend am Sklavenhandel beteiligt ist, so erwächst uns daraus die unabweißbare Pflicht, an der Unterdrückung dieses Handels mitzuwirken, ganz abgesehen davon, daß die arabischen Sklavenhändler und Sklavenjäger auch auf kolonialisatorischem und wirtschaftlichem Gebiet unsere Hauptgegner in der neuen Kolonie sind.

Die Bewachung der Küste kann auf zweierlei Weise geschehen: vom Lande und von der See aus. Bevor Wismann eine sichere Operationsbasis auf dem Festlande sich geschaffen, mußte eine Blokade der Küste durch die Marine ihn unterstützen, einmal, damit die Marine, wo es not war, dem Landheer zu Hülfe kommen konnte, sodann, damit sie die mit Sklaven beladenen Dhaus der Araber abzufangen imstande war. Es hält für die Marine nun aber äußerst schwer, letztere Aufgabe genügend zu erfüllen. Vor jeder Küstenbucht, in welcher sich ein Sklavenschiff verbergen könnte, ein Kriegsschiff zu stationieren, geht schon der Kosten halber nicht. Auch die Unkenntnis mit dem Fahrwasser an der teilweise seichten, teilweise rissigen Küste zwingt die Kriegsschiffe zur Vorsicht, die der besser mit den örtlichen Verhältnissen bekannte und Fahrzeuge von geringerem Tiefgang benutzende Dhauschiffer nicht in dem Maße zu üben braucht. So kann die Überwachung der Küsten durch Kriegsschiffe immer nur eine unvollkommene sein. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß trotz der gewissenhaft ausgeführten Blokade noch Sklavenschiffe durchgeschlüpft sind. Die Blokade ist eben nur Notbehelf gewesen und wurde bekanntlich am 1. Oktober 1889 aufgehoben, als Wismann ihrer nicht mehr bedurfte.

Es ist vorgeschlagen worden, eine Art von Kreuzzug gegen

die Sklavenhändler am Tanganjika und Njassa zu unternehmen. Uns erscheint der Vorschlag allzu abenteuerlich. Europäische Kreuzfahrer würden sich, abgesehen von einzelnen Schwärmern, schon aus Gesundheitsrückichten wenige finden. Man würde also ein Heer von Landeseingeborenen anwerben und europäische Offiziere zu gewinnen suchen. Soweit würde, vorausgesetzt, daß das nötige Geld zusammenkäme, die Sache keine Schwierigkeiten machen. Nun aber dürfen wir uns die Araber, wo sie auch immer in den Negerländern wohnhaft sein mögen, keineswegs als sesshafte Bewohner vorstellen, wenn sie auch Haus und Hof besitzen. Sie würden sich, wenn ein ihnen überlegenes Heer gegen sie herangezogen käme, keinen Augenblick besinnen, ihr Heim zu verlassen und weiter zu ziehen. Der Kreuzzug gegen die Araber würde weiter nichts bezwecken, als sie aus ihren gegenwärtigen Sitzen zu verjagen. Sie zu vernichten, würde auf diesem Wege nicht gehen.

Auch die Errichtung genügend starker Streifkorps und militärisch besetzter Stationen würde nicht zur sofortigen und völligen Vernichtung des Sklavenhandels, noch weniger zur Unterdrückung der Sklavenjagden dienen. In das Gebiet dieser letzteren würden die Streifkorps nur in vereinzelten Fällen eindringen. Aber solche Einrichtungen würden Sklavenhandel und Sklavenjagd zu etwas Gefährlichem und wenig Rentablem machen. Denn wenn ein Transport abgefangen würde, so müßten nicht nur die Sklaven auf freien Fuß gesetzt, sondern die Händler und ihre Helfershelfer müßten empfindlich gestraft werden. Einem solchen exemplarischen Verfahren gegenüber würden auch die Händler, so verwegene sie sonst immer sein mögen, zur Vernunft kommen. Freilich genügt es nicht, wenn Deutschland allein in diesem Sinne vorgeht. Die Araber würden dann nur anderswo die Küste zu erreichen suchen und den Handel in gleich schwunghafter Weise weiter treiben. Alle Kolonialmächte müssen in gleicher Weise vorgehen. Da die hier in Betracht kommenden Küstenländer Afrikas in europäischen Händen sind, läßt die Sache sich durchführen. Jedenfalls haben die Mächte, die die Hand nach afrikanischem Gebiet ausstrecken, nun auch die unabweisbare Pflicht, mit allen Kräften solchem fluchwürdigen Handel in ihren Macht- und Interessensphären entgegenzutreten.

Da es nun, wie bereits erwähnt, trotz aller Vorsicht sich kaum vermeiden läßt, daß auch in Zukunft noch Sklavenhändler ihre Ware an die Küste bringen, wenn auch die Fälle ganz vereinzelt vorkommen mögen, so muß die Möglichkeit vorhanden sein, auch bereits eingeschifft Sklaven noch zu befreien. Das ist aber nur möglich, wenn alle Kulturstaaen darin einwilligen, verdächtige Schiffe, einerlei, unter welcher Flagge sie fahren, von den stationierten Kreuzern untersuchen zu lassen.

Eine noch weitere unerläßliche Bedingung für die Beseitigung des Sklavenhandels ist die Schließung der Sklavenmärkte, die auf dem Wege des diplomatischen Verkehrs erstrebt werden muß. Es ist eine

bekannte Thatsache, daß im Gebiet des Staates Tripolis und zu Djeddah in Arabien noch bedeutende Sklavenmärkte abgehalten werden. Nun stehen aber sowohl das Großsherifat von Mekka, als auch Tripolis unter der Oberhoheit des türkischen Sultans. Auf diesen wäre also in erster Linie einzuwirken, um die Schließung jener Märkte herbeizuführen.

Da nun einmal der muhammedanische Orient die wichtigste Quelle für alle aus Afrika ausgeführten Sklaven ist, und da die orientalischen Herrscher kaum die Macht haben, die Einführung von Sklaven in ihre Staaten zu hindern, so würde die Schließung der Sklavenmärkte allein noch nicht genügen. Es muß der Sklavenhandel und das Sklavenhalten gesehlich verboten werden. Freilich darf hier nicht allzurash vorgegangen werden, denn es gilt, eine Einrichtung zu beseitigen, die von alters her im Orient gang und gebe gewesen ist und die die Religion Muhammeds geheiligt hat. Die endgiltige Abschaffung der Sklaverei muß hier sehr allmählich vorbereitet werden, womit es allerdings nicht in Widerspruch steht, daß der Sklavenhandel dort sofort zu unterdrücken ist, wo der Herrscher imstande ist, solche Unterdrückung vorzunehmen. Überhaupt wird man hier, mit den thatsächlich bestehenden Verhältnissen rechnend, viele Nachsicht und Geduld üben und sich wenigstens anfangs damit begnügen müssen, daß die Herrscher ernstlich den guten Willen kund thun, in der Sache Wandel zu schaffen, und daß sie diesen guten Willen vorsichtig zur Ausführung bringen, so viel das in ihrer Macht steht.

Was wir also zur Bekämpfung des Sklavenhandels für nötig halten, ist: die Absperrung der Sklavenjäger von der Küste; das Recht, ungehindert alle verdächtigen Schiffe, einerlei, welche Flagge sie führen, auf offenem Meere anzuhalten und zu durchsuchen; endlich die muhammedanischen Herrscher des Orients zu bewegen, in ihren Reichen den Sklavenhandel zu verbieten und die Sklaverei nach und nach aufzuheben. Letzteres ist namentlich auch deshalb wichtig, weil dadurch erst dem Sklavenhandel der Charakter eines lohnenden Geschäftes genommen wird. Würde man sich mit den erstgenannten beiden Maßregeln begnügen, so würden die Sklaven im Orient bedeutend im Preise steigen und der Schmuggelhandel würde zu einem zwar gefährlichen, aber lohnenden und deshalb schwer zu beseitigenden Gewerbe.

Es ist jetzt noch übrig, zu untersuchen, was mit den befreiten Sklaven anzufangen ist. Es wird sich nicht um „ungezählte Tausende“ handeln, aber doch steht zu erwarten, daß wenigstens in den ersten Jahren von den Kolonialtruppen und von den Kreuzern nicht wenige aufgefangen werden. In der Zeit vom 1. Juli 1886 bis 30. Juni 1888 haben englische Kreuzer 529 Sklaven befreit, wobei aber zu bemerken ist, daß wegen mangelhafter Küstenkontrolle eine viel größere Zahl unbemerkt durchschlüpfte. Was nun mit diesen Leuten beginnen? Nur mit den bestehenden Verhältnissen Unkundige können raten, sie un-

gehindert in die Heimat zu entlassen. Die Mehrzahl der Befreiten steht in jugendlichem Alter; und selbst, wenn alle erwachsen wären, ginge das nicht an. Manchmal sind sie aus ganz verschiedenen Gegenden zusammengerlaubt, und ihre Heimat liegt so weit von der Küste entfernt, daß sie, sich selber überlassen, überhaupt schwerlich dorthin zurückgelangen würden. Thatsächlich würde es auch den befreiten Sklaven wohl gar nicht einfallen, die alte Heimat wieder zu suchen. Die freigelassenen und sich selbst überlassenen Sklaven würden sich weit eher zu Banden von Tagelöhnen und Buschleppern zusammenthun, als den beschwerlichen und gefährlichen Weg in die verwüsthete Heimat zu suchen. Sie würden also ihren Befreiern lediglich eine Last sein.

Daß die Heimsendung nicht angehe, wußte auch bereits Sir Samuel White Baker, als er es unternahm, die Länder am Weißen Nil für Agypten zu erobern und dem hier schwungvoll betriebenen Sklavenhandel ein Ende zu machen. Mit den befreiten Sklaven wußte er nichts weiter anzufangen, als daß er sie zwangsweise für die Regierung arbeiten ließ, wobei sie, allerdings wohl größtenteils gegen sein Wissen und gewiß gegen seinen Willen, viel schlechter behandelt wurden, als wenn ihre Händler sie nach dem Orient verkauft hätten. Statt Sklaven von Privatpersonen waren sie Sklaven der Regierung geworden, einer Sklaverei waren sie entnommen, um in eine andere zu fallen. Es läßt sich ja nicht leugnen, daß bei diesem System die Befreiten es als Regierungs-skaven besser haben können, denn als Sklaven von Privatleuten. Würde man sie in Ostafrika dazu machen, so wären sie doch sicher, nicht mehr verkauft zu werden und eine humane Behandlung zu finden. Aber die Regierung hat als solche ja keine Plantagen und braucht keine Arbeiter, und den Kolonialgesellschaften und Plantagenbesitzern kann man doch nicht gestatten, Sklaven zu halten, wenn man den Arabern solches verbietet.

Geht es also einerseits nicht an, die Befreiten einfach laufen zu lassen, und andererseits noch weniger, sie als Unfreie, als Sklaven zurückzubehalten, so muß ein Mittelweg eingeschlagen werden. An zweierlei fehlt es bekanntlich in unseren Schutzgebieten: an Kolonialmilitär und an Arbeitern.

Vielleicht wären gerade die körperlich kräftigsten der befreiten Sklaven geeignet, unter das Schutzmilitär gesteckt zu werden. Schwächliche Personen nehmen die Sklavenhändler überhaupt nicht mit, weil sie ihnen nutzlose Ware sind; an geeignetem Menschenmaterial wird unter den Befreiten kein Mangel sein. Sie entstammen der größten Mehrzahl nach Gegenden, deren klimatische Verhältnisse ähnlich denen in den deutschen Schutzgebieten sind.

Von größerer Wichtigkeit ist die Regelung der Arbeiterfrage den afrikanischen Kolonien. Daß in Ostafrika in erster Linie die Plantagenwirtschaft betrieben wird, wird allgemein eingeräumt, ebenso auch, daß Europäer in dem Klima ohne großen Schaden für ihre Gesundheit

keine solche Arbeit verrichten können, wenigstens gegenwärtig noch nicht. Weitere praktische Erfahrungen werden ja mit der Zeit lehren, was für eine Lebensweise für dortige Gegenden die der Gesundheit meist zuträglich ist. Vorläufig aber ist jeder europäische Arbeiterzug fern zu halten, soweit das möglich ist, und für die Arbeit muß man einheimische Kräfte erziehen.

Erziehen ist da wohl der rechte Ausdruck! Freilich giebt es auch bebaute, sogar sorgfältig bebaute Landstrecken im Innern des dunklen Erdteils, und die sprichwörtliche Faulheit der Neger schwindet, wenn er weiß, daß er arbeiten — muß. Feldbau und andere Sachen betreibt im größten Teil Afrika die Frau und der Sklave. Der Neger liebt im allgemeinen eine dauernde, mit einiger Arbeit verbundene Anstrengung nicht. Höchstens das Verlangen nach den Erzeugnissen europäischen Kunstfleißes, die er sich nicht bereiten kann, aber trotzdem besitzen möchte, dürfte ihn antreiben, es mit der Arbeit zu versuchen, und so könne man ihn ganz allmählich an die Arbeit gewöhnen, aber der Weg zum Ziel ist lang, wiewohl auch hier viel gewonnen ist, wenn man erst einen kleinen Stamm von Arbeitern gewonnen hat.

Diesen Stamm nun könnte man aus den befreiten Sklaven wählen. Auch wenn sie aus den Händen der Sklavenhändler befreit sind, wird es den Negern gar nicht einfallen, zu denken, daß sie nun thun und treiben könnten, was sie wollen, sie werden vielmehr ihren Befreiern das Verfügungsrecht über ihre Person als etwas Selbstverständliches einräumen. Man gründe nun Stationen mit Plantagenbetrieb und verteile die Befreiten an die Stationen, wo sie als Arbeiter zu fungieren haben. Da der Grundbesitz in Afrika Stammes-, nicht Privateigentum ist, wird es Kolonialgesellschaften und Privatleuten, die zur Anlage solcher Stationen Lust und Geld haben, nicht schwer werden, geeignetes fruchtbares Land käuflich zu erwerben. Die befreiten Sklaven sollten nach Maßgabe der eingegangenen Gesuche und des Bedarfes unentgeltlich verteilt werden. Sie erhalten auf der Station ihr Haus und einen Acker, der groß genug ist, sie und ihre Familie zu ernähren, und werden von den Europäern in der Ruhbarmachung desselben unterwiesen. Daneben werden sie angehalten, einige Tage in der Woche Plantagen-Arbeit zu thun, worin ja keine Härte liegt, da von Haus aus die Frauen die Feldarbeit zu thun gewohnt sind und somit die Männer für die Plantagen-Arbeit zur Verfügung stehen. Die Arbeit wird den Negern natürlich bezahlt, zuerst mit europäischen Waren, deren Wert ihnen reell berechnet wird. Ohne einen gewissen Arbeitszwang wird die Sache sich wenigstens in der ersten Zeit nicht machen lassen. Die härteste Strafe ist schließlich völlige Entlassung, mit der der Entlassene auch sein Anrecht an Haus und Acker einbüßt.

Ein Hauptzweck ist bei solcher Unternehmung, auch andere freie Neger zur Ansiedelung bei der Station und zum Eintritt in das Arbeiterverhältnis zu bewegen. Es muß darum auch der gezahlte Lohn

nach dortigen Verhältnissen ein lockender sein. Ein wenig militärische Schulung der Arbeiter ist nicht zu vermeiden; die Station wird dadurch eben in den Stand gesetzt, sich etwaiger räuberischer Überfälle zu erwehren, zumal, wenn jede Station einen besetzten Platz erhält, wohin sich die sämtlichen Bewohner flüchten können, wenn Gefahr im Anzuge ist. Besonders fleißige und geschickte Leute können dadurch belohnt werden, daß man ihnen mehr Land zuweist und sie nach und nach völlig selbständig werden läßt.

Wir Europäer, die wir uns die wirtschaftliche Erschließung Afrikas zur Aufgabe gemacht, haben nun auch die Aufgabe, den Neger zu erziehen. Die Abschaffung oder wenigstens die bestmögliche Unterdrückung des Sklavenhandels ist dazu der erste Schritt, und in den Sklaven haben wir das beste Material, um solche Erziehung vorzunehmen und dem freien Neger zu zeigen, was wir ihnen zu bringen gekommen sind. Gewöhnen wir aber den Neger daran, aus eigenem Antriebe zu arbeiten, so werden unsere Kolonien Erträge abwerfen. Der Segen, den wir dem Neger schaffen, kommt auch wieder uns zu gute.

Afrikanische Post.

Kribi (Kamerun), den 17. Aug. 1892.

Hochwürdiger und lieber Mitbruder!

Ihre, sowie P. Whitmees freudige Nachricht: die Bewilligung einer Niederlassung in Deutschland habe ich erhalten. Deo gratias! Meinen Brief, der Ihnen Br. Esterbauers Tod meldete, werden Sie erhalten haben. R. i. p. Ein neues Unglück hat uns getroffen. Sie wissen, ich habe voriges Jahr bei Aufgabe der hiesigen Farm das derselben gehörige Boot für 300 Mark gekauft, und mittelst desselben schaffte ich von hier alle Sachen, die von Europa kamen und für Marienberg oder Edea bestimmt waren, an ihren Bestimmungsort. Vor kurzem wurde das Boot repariert und man fand, daß es schlechter war, als man geglaubt hatte. Indessen thaten wir unser möglichstes, und jeder glaubte, das Boot könne noch wohl ein Jahr mitmachen. Am 8. August er. schickte ich dann dasselbe ganz beladen (in letzterer Zeit waren viele Sachen gekommen, unter anderem Tabak, ein Ballen Zeug von mehreren 100 Mark Wert, Glasperlen etc.) nach dem Malimba. Es sollte jedoch nie dort ankommen, es schlug nahe bei Klein Batanga, in der Nähe der Mündung des Soconje-Flusses, um und begrub Alles in den Wellen. Unsere Schwarzen kamen glücklich alle an's Land. Einige Kisten und Sachen sind nun zwar an's Ufer geschwemmt, aber fast ganz verdorben, so z. B. zwei Kisten Maccaroni. Leider muß ich sagen, daß öfters Sachen verdorben hier ankommen infolge schlechter Verpackung. Wären die Maccaroni eingelötet gewesen, wie es in den Tropen notwendig ist, so würden sie nicht ver-

dorben sein. So bekamen wir vor einiger Zeit Würste als Geschenk zugeschickt und nur in einer Holzkiste verpackt. Auch diese waren vollständig verdorben, so daß wir sie wegwerfen mußten. Auch ein großes Faß italienischen Weines kam hier als Essig an. Das Faß war schlecht; von außen zugespicht und viel war ausgelaufen und der Rest war Essig. Unser Boot wurde mit einem großen Loch an's Ufer geworfen und ist nicht mehr seetüchtig zu machen. Infolge dessen ist unsere Verbindung mit Marienberg und Edea unterbrochen, oder ich muß über Kamerun. Die Reise aber von hier und zurück über Kamerun kostet 80—90 Mark und dann noch zwei Tage im Boote nach Marienberg. Sie sehen, das geht nicht, und was machen? Wissen Sie keinen Rat? Ich meine, Sie könnten mal an Herrn Helmes schreiben, den eifrigen Redakteur des „Gott will es“, und ihm unser Unglück mitteilen. daß er für uns sammelt, d. i. für ein neues Boot. Haben Sie dann doch die Güte, und bestellen eins. Es geschieht am besten bei Woermann-Hamburg. Es muß aber groß und recht stark sein. Ein kleines, schwach gebautes, hält es hier nicht lange aus und kentert zu leicht. Das alte, von Herrn Beesen gekaufte Boot soll neu hier 1250 Mark gekostet haben. Davon gehen 200 Mark an Fracht von Hamburg nach hier ab. Da ein altes Boot dieselbe Fracht kostet, ist es am besten, wenn eben möglich, ein neues zu schicken. Gebe Gott, daß Sie einen Weg finden, uns recht bald ein neues Boot zu beschaffen. Teilen Sie Herrn Helmes auch den Tod des Br. Esterbauer mit. Ich habe so wenig Zeit. Brevier beten und Briefe schreiben muß ich stets nachts besorgen, da ich Tags über Gott weiß was alles besorgen muß. Schule halten und Schule bauen; Arbeiter beaufsichtigen u. s. w. O wie sehne ich mich nach der Ankunft eines Priesters und einiger Brüder sowie der Schwestern. Schicken Sie nur recht viel Chinin, aber keine Zitronen mehr. Hier wachsen genug, wenn auch nicht so schön, doch genießbar. Die geschickten waren fast alle verdorben. Mit dem Boote sind auch 4 Nummern des „Gott will es“ verloren gegangen, die in Marienberg und Edea noch nicht gelesen waren. P. Breitner ist nie recht gesund. Hätte ich nur mal Zeit einen Bericht zu schreiben. Sorgen Sie doch, daß bald Leute kommen, wenn auch nur einige, dann könnten sich die Schwachen und Kranken mehr schonen. Beten Sie für uns und Kamerun.

Mit Brudergruß und Glück auf! in Deutschland.

Ihr dankbarer

P. J. Vieter, Ap. Praef.

*
*
*

Vorstehender Brief ist an den hochw. Herrn P. Kugelmann gerichtet, gilt aber viel mehr für uns. Für ein neues Segelboot sind 1200—1500 Mk. erforderlich. Es ist das keine große Summe, wenn viele sich darin teilen. Wir bitten diejenigen aus unserm Leserkreise,

welche noch nicht Mitglieder der Kongregation sind, uns einen Beitrag zu senden. Sie erwerben sich dadurch die Mitgliedschaft sowie eine schöne vom hl. Vater gesegnete Medaille mit Sterbeablaß und vielen anderen Ablässen. Das ist doch ein kleines Opfer wert. Im Vertrauen auf die Güte unserer Freunde haben wir bereits ein Boot in Hamburg bestellt und demselben den Namen: „Ave Regina Apostolorum“ gegeben.

Mhonda, den 1. August 1892.

Euch, liebe Leser des „Gott will es“, hat das hl. Herz Jesu von Mhonda einige Worte zu sagen. Vom hl. Herzen Jesu trägt nämlich die kleine Kapelle der Station Mhonda den Namen.

Mit großer Freude teilen wir vier Missionare, welche hier arbeiten, Euch mit, daß der Segen Gottes auf unserer Station und der kleinen Herz-Jesu-Kapelle ruht, und daß unsere mühseligen Arbeiten öfters durch reine Freuden versüßt werden.

Ist es nicht eine Freude, zu sehen, daß fast jede Woche unsere christliche Heerde vergrößert wird, und neue Christen zum ersten Mal den Leib unseres Herrn Jesu Christi genießen können?

Durch die große Trockenheit, die hier ausgebrochen ist, haben wir leider eine große Hungersnot, besonders auf der Karawanenstraße, die in das Zacharaland zieht.

Hier und da finden wir noch halbtote Neger auf den Karawanenstraßen oder in der Wüste, welche von den herzlosen durchziehenden Arabern verstoßen und den wilden Tieren übergeben werden. Mehrere dieser Neger gehen nach empfangener Taufe zum Himmel ein und beten für ihre Wohlthäter. Andere können wir mit großer Mühe dem Tode entreißen.

An das große, mächtige Kreuz, welches wir an den Eingang des Dorfes gestellt haben, ist in der vorigen Woche ein großer eiserner Corpus Christi befestigt worden, welcher den armen Heiden die Stunde der Befehung verkündet. Das ganze Nguru (so heißt hier die Gegend) ist aufgewacht und scharenweise strömen die Neger herbei, das Wort Gottes zu hören. 35 starke Männer brachten mit vieler Mühe das Kreuz an Ort und Stelle, 7 Meter hoch ragt es in die Luft, umgeben von stechenden Dornen.

Kommen wir nun wieder zurück auf die Herz-Jesu-Kapelle, welche vergrößert werden soll, um jedem Christen einen kleinen Platz beim hl. Messopfer zu bieten. Schon längst ist sie zu klein geworden für unsere 500 Seelen.

Der zwei Minuten davon brausende Bach liefert uns die Steine; sie kosten aber zuerst viele Mühe, um sie brauchbar zu machen. Das durch einen kleinen Kanal dahingeleitete Wasser fließt neben der Kapelle vorbei und befeuchtet zugleich den von der Sonne verbrannten Garten. Helles frisches Wasser ist unser Getränk bei den schweren Arbeiten.

Der eine halbe Stunde weiter entfernt gelegene schöne Wald, dessen Stämme hoch und gerade in die Lüfte ragen, liefert uns das nötige Holz. Es ist eine Freude, so viele fleißige Negerhände arbeiten zu sehen. Einige tragen Steine herbei, die andern Holz, während wieder andere mauern, schreineren oder zimmern. Alle diese schon längst gut angelehrten Handwerker helfen uns fleißig, doch überall müssen unsere Hände und Augen mitthun, und vieles selbst machen.

Schon ragen die Mauern aus dem Boden heraus für die Kapelle, welche, wie wir hoffen, bald 7—800 Seelen aufnehmen kann. Diese Woche haben wir nun die Grundsteine gelegt für den Turm, worauf wir alsdann die Glocken besetzen werden, um alle Gläubigen herbeizurufen, das Wort Gottes zu hören. Um nun die Spitze des Turmes zu schmücken, fehlt uns ein schönes Kreuz. Wir wenden uns deshalb an den Afrika-Verein deutscher Katholiken, sie mögen uns diese Bitte gewähren und uns ein eisernes Kreuz schicken, verguldet oder versilbert, welches die Spitze des Turmes bilden wird.

Möge diese unsere Bitte Erhörung finden. Mit herzlichem Danke und dem Versprechen, unserer lieben Wohlthäter stets im Gebet zu gedenken mit all unsern Jünglingen, grüßt
Ihr dankbarer
B. C.

Streifzüge in Kamerun.*)

Am 9. November vorigen Jahres, als Kamerun noch von dem Abo-Siegesjubel des Hauptmann von Gravenreuth widerhallte und dieser schon wieder ausgezogen war, um den Botaniker Dr. Preuß aus seiner wenig beneidenswerten Lage im Missionshause in Buea zu befreien, war der „Professor Wolermann“ draußen in der Mündung des Kamerunflusses vor Anker gegangen. Außer ca. 8 Europäern wurden noch 15 Haussa-Soldaten ausgeschifft, die wir von Togo mitbrachten und jetzt den Stamm der Voltzeitruppe in Kamerun ausmachen, alles kernige und gut geschulte Leute, während die auf dem Schiffe zurückgebliebenen 300 Dahomeleute, die wir in Weydah als Deckladung für den Kongostaat erhielten, uns mit fragenden Blicken nachsahen, unbewußt des Schicksals, das ihrer harrete. Ich ahnte jedoch nicht, daß ich schon am folgenden Tage mit eben solchen elenden Gestalten mich auf den Marsch begeben, ja sogar eine unter Umständen recht schwierige Aufgabe lösen sollte.

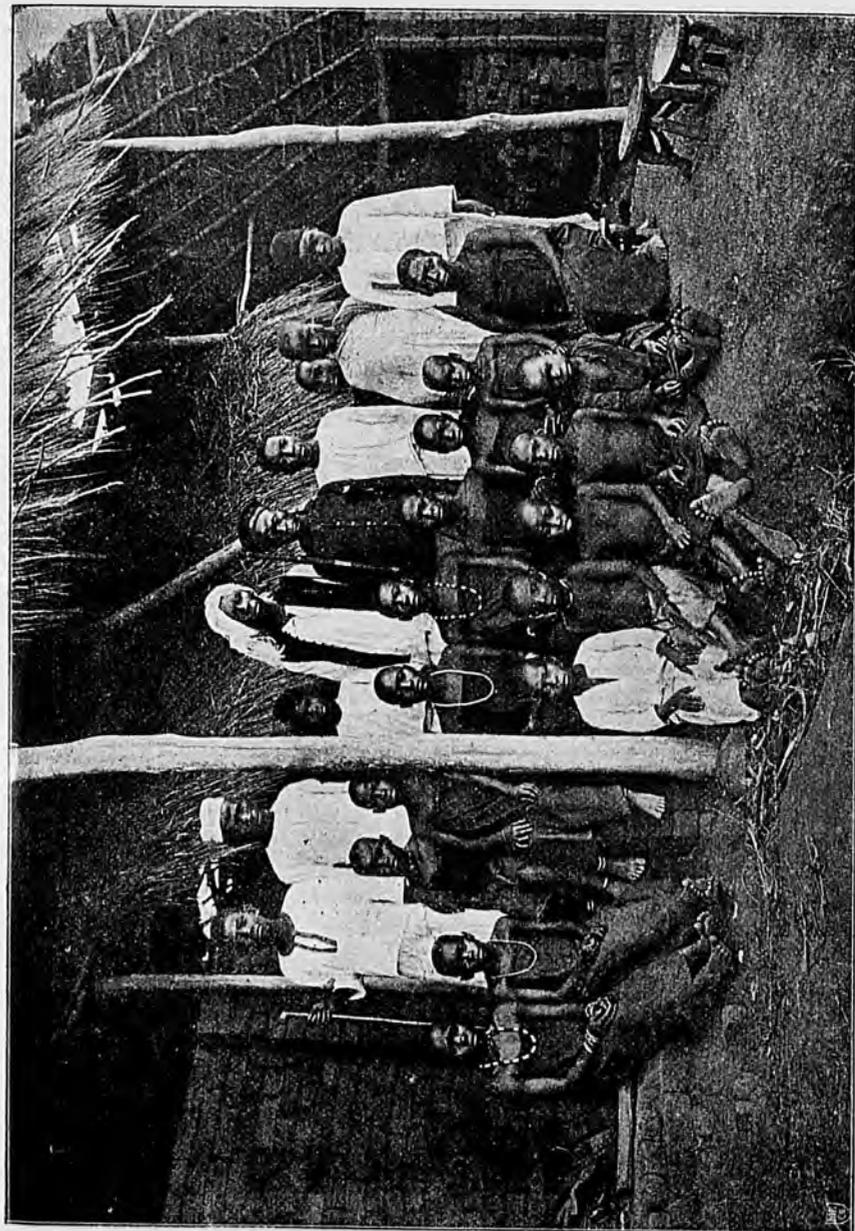
*) Der Herr Verfasser war in den Jahren 1886—1890 als Kaffeepflanzer in Kiballo am Kongo und bei Luli in Mozambique thätig, betrieb dann im Berliner Königl. botanischen Garten im Winter und Frühjahr 1890—91 die Anzucht für die Kolonie bestimmter tropischer Pflanzen und wurde zur Vornahme von Kulturarbeiten für die Zintgraf'sche Expedition bestimmt. Da aber wegen Mangel an Arbeitern eine praktische Thätigkeit unmöglich war, ist er nach Deutschland zurückgekehrt und veröffentlicht Nachstehendes in der „Kolonialzeitung.“
D. H.

Als ich mich im Gouvernement vorstellte, bemerkte ich bei allen Beamten, die noch dort waren, eine recht gedrückte Stimmung, denn die Expedition von Grabenreuth war schon seit 8 Tagen fort und bisher noch keine bestimmte Nachricht von ihr eingetroffen. Dagegen hatten die Kameruner allerlei zweifelhafte Gerüchte verbreitet, auch hatte man vor 3—4 Tagen — der Kamerunberg hatte sich einmal von seiner dichten Nebelhülle befreit — starke Rauchsäulen aufsteigen sehen und man befürchtete nach diesem allen ein Unglück. Der Herr Kanzler Leist machte mich gleich damit bekannt, daß ich mich zur Abfahrt nach Bimbia resp. Viktoria bereit halten möchte, da eine Entsatzkolonne zur Aufsuchung von Grabenreuth im Laufe des Nachmittags abrücken sollte. Leute waren genug dort, aber alle mit irgend einem Fehler behaftet; Krüppel, Lahme, Kranke, auch ein Paar Spitzbuben mit Halsseisen zusammengekoppelt, kurzum ausrangirte Kerle, die an ihren eigenen Knochen genug zu schleppen hatten. Der Materialienverwalter Späte, der die untersten Regionen des Kamerunberges kannte, übernahm die Führung, aber die Frage war noch zu erledigen, wie man nach Viktoria kam. Die Woermann'sche Dampfschiffen wurde schon seit 11 Uhr geheizt, aber der Kessel hielt keinen Dampf und den Schaden zu flicken, dazu waren keine Leute vorhanden. Der Flußdampfer „Soden“ war nach dem Mündensee und sollte dort die Expedition Grabenreuth erwarten, und von der Stationsdampfschiffen S. M. Schiff „Habicht“ war der Kessel zum Zweck der Reinigung zerlegt. Wir mußten also warten bis zum andern Morgen, an dem die Stationsdampfschiffen wieder klar war. Den ganzen Tag standen wir unter Waffen, jeder mit 50 Patronen in Tasche und 75 in Reserve.

Am nächsten Morgen, den 10. November früh 4 $\frac{1}{2}$ Uhr, schifften wir uns ein, Herr Späte, der Landwirt Kirstein und ich mit den 15 obengenannten Haussa-Soldaten, die einzigen, auf die wir rechnen durften, und ca. 25 von dem Rest der Grabenreuther-Expedition, im ganzen 43 Mann, und nahmen auch ein Maximengeschütz mit.

Die Fahrt ging glücklich durch die Mangrove-Krieks nach Bimbia, wo wir um 1 Uhr nachmittags ankamen. Der Faktorist des dortigen Hauses von C. Woermann, Herr Paulsen, reichte uns einige Erfrischungen und empfing uns sehr freundlich, aber nach einer viertel Stunde Raft ging es weiter.

Ich betrat hier zum erstenmal den eigentlichen Wald im Kamerungebiete; ein afrikanischer Urwald war mir nichts neues, aber was ich hier sah, das habe ich selten gefunden — eine Üppigkeit der ganzen Vegetation, die mich wirklich überraschte. Die Gegner der deutschen Kolonien, welche unterschiedslos alles unter die Begriffe von Wüste, Steppe oder Sumpf, in dem man bis in den Hals im Wasser wadet, zusammenfassen, sollten nur einmal einen solchen prächtigen Urwald sehen, um von der Bedeutung und Produktivität des Landes, ganz abgesehen von der Schönheit, einen andern Begriff zu bekommen. Hier



Befreite Sklaven.

in Bimbia war erst vor kurzem eine Kaffeepflanzung angelegt, die ich wegen der Kürze der Zeit nicht in Augenschein nehmen konnte, doch kann man der Umgebung nach das Beste erwarten.

Wir marschierten weiter, der Wald blieb derselbe, hier und dort mußten wir einen seichten Bach durchwaten. Trotzdem die Luft heiß war und eine neblige Schwüle uns umgab, die sich besonders bei unsern tapfern Dahomeleuten fühlbar machte, so daß ich sie öfter mit einem lauten Marsch-marsch antreiben mußte, schritt ich unter dem Eindruck dieses Pflanzenlebens so frisch und frei dahin, als wenn ich zu Hause im Spätsommer durch ein unter seiner Last wogendes Kornfeld dahin marschierte. Ich hätte fast vergessen, daß ich ja in den Krieg ziehen sollte, wenn mich nicht ein fürchterliches Krachen und dumpfe Schläge, die von einer Art oder ähnlichem Gerät herrühren mußten, plötzlich unwillkürlich nach meiner Büchse hätte greifen lassen. Ich war etwas zurückgeblieben, da ich die Ursache eines lieblichen vanilleartigen Geruches entdecken wollte, jedenfalls von einer mir unsichtbaren Orchidee entstammend — jetzt wurde es plötzlich heller um mich, — die Schläge klangen nicht mehr fern und bald darauf traten wir auf eine große Lichtung. Die Arbeiter, Krus- und Akraneger, sahen uns verwundert an, als wir über die gefällten Waldriesen hinwegkletterten und die Maximkanone unter großen Schwierigkeiten nachschleppten. Doch was 8 unserer Dahomeleute nicht schafften, das machten hier 2 Krujungen von gewöhnlichem Schlage, die wohl eingesehen hatten, daß ihre schwarzen Brüder besser eine Schüssel Reis essen, als das Geschütz tragen könnten. Die Schwierigkeiten waren dann bald überwunden. Wir beschritten jetzt einen geebneten Weg, rechts und links lagen noch größtenteils schon angefaulte Stämme, ein geübtes Auge sah außer einigen vereinzelt stehenden Tabakpflanzen, die gerade hervorkeimenden Kakaopflänzchen, bald darauf hörten die wildliegenden Stämme ganz auf und man gelangte an ein großes Quartier Kakaopflanzen, die vorjährige Aussaat. Als schattenspendende große Bäume standen hauptsächlich die Ölpalme, auch Kokospalmen, hier und dort einige Eriodendron und Bananen. Die Wege waren abwechselnd mit Limonen und Bananen bestanden. Je weiter man kam, desto größer und schöner wurden die Bestände; hier reinigten die Arbeiter mit Hacken und Rechen die einzelnen Quartiere; dort nahmen sie die reifen Früchte ab; andere schüttelten sie in kleine Wagen aus und wieder andere holten die vollen Wagen ab und fuhren sie nach der Farm. Denen schloß ich mich an; meine Soldaten benutzten ebenfalls die Gelegenheit und packten das Maximgeschütz auf die so impopulierte fahrbare Lafette. Ich war erfreut über diesen schlauen Einfall, denn wundern darf man sich bei diesen Leuten nicht, selbst wenn sie den Wagen auf dem Kopfe weiter tragen. Ich schritt als Geschützführer hinterher. Diese ganze kriegerische Gruppe machte auf dem großen Hofraum halt, das Geschütz und die Mannschaften ruhten sich aus, um bald darauf wieder

zu aggressiver Thätigkeit zu erwachen. Ich ging in das Hauptgebäude, wo die andern Herrn von der Expedition bereits bei einer Erfrischung saßen, um Herrn Eduard Teusz, den Direktor der nach ihm benannten Farm, zu begrüßen. Da meine Stimmung noch immer keine so kriegerische war, um an der Unterhaltung meiner Kameraden besonderen Gefallen zu finden, ging ich unbemerkt nach dem Hofraum zu meinem Geschützwagen mit den Kakaofrüchten. Diese waren inzwischen unter Dach gebracht, woselbst die Kapseln — ich hatte noch nie solche Früchte von solchem Umfang gesehen — von Arbeitern aufgeschlagen und die Bohnen auf Haufen zusammengeworfen wurden, von unzähligen kleinen Fliegen umschwärmt. Später kommen die Bohnen in die auf dem Hof befindlichen cementierten Waschtröge, werden gereinigt und dann auf die großen Trockenböden gelegt. Hier schien aber der Platz nicht zu reichen, denn im Hof selbst waren große Segel gespannt, auf den eine Menge Bohnen zum Nachtrocknen lagen. Auf dem Speicher standen bereits eine Menge Säcke mit Kakaofrüchten gefüllt, bereit zur Verschiffung. Die vor zwei Jahren angelegte Kaffeepflanzung konnte ich wegen der geringen Zeit, die ich zur Verfügung hatte, leider nicht in Augenschein nehmen, doch sagte mir der Herr Direktor Teusz, daß dieselbe sehr gute Fortschritte machte und der Liberiakaffee hier besonders gut gedeihe, wie einige ältere Bäume zeigten. Sonst macht die ganze Pflanzung den besten Eindruck. Herr Teusz hat hier in dieser Waldidylle schon über sechs Jahr bei scheinbar guter Gesundheit gelebt.

Aber wir wollen ja Krieg führen und mußten jetzt fort, um Viktoria noch vor Anbruch der Dunkelheit zu erreichen. Unsere Soldaten hatten sich jetzt etwas erholt und wir erreichten nach einer Stunde Viktoria. Es waren hier auch keine Nachrichten über den Verbleib der Expedition eingegangen, doch trafen wir den Expeditionsmeister Scadok, der Fieber bekommen hatte, als die Expedition abmarschierte, und durch den Gärtner Pfeil ersetzt war. Sechs Kisten Patronen und etwas Rotwein war zurückgeblieben, welches wir am nächsten Morgen mitnahmen. Wir schloßen die Nacht in der englischen Faktorei, aber als am nächsten Morgen noch immer keine Nachricht angekommen war und wir bis um 10 Uhr gewartet haben, marschierten wir ab. Der Aufstieg auf den Kamerunberg war sehr trübselig. Die Leute waren kaum eine halbe Stunde marschiert, als sie ihre Last, die sie außer Gewehr, Messer und Patronentasche trugen, wegwarfen und erklärten, sie könnten nicht mehr. Ich bemerkte bei den meisten Fußwunden, zwei Mann hatten Dysenterie, aber es gelang mir mit der größten Anstrengung jedoch, mit den andern Fühlung zu behalten. Wir machten jede Stunde eine Rast von 20 Minuten.

Der Weg bereitete etwas mehr Schwierigkeiten, als am Tag vorher. Anfangs ging es durch niedriges, nasses, leicht bewaldetes Gelände, bald aber wurde der Wald dichter, wir überschritten den

Viktoriabach und der Weg fing an leicht zu steigen. Der Boden wurde trockener, der Weg steiler, dann wieder durchschritten wir eine Thalsenkung, überall von dichtestem Wald und dem üppigsten Pflanzenwuchs umgeben. Auf den verschiedensten Haltepunkten versuchte ich mit dem Messer die Erde aufzuwühlen, und fand überall einen durchlässigen rötlichen Lohm, stark mit verwitterten Pflanzenteilen durchsetzt. Das Unterholz bestand meistens aus buschartigen und Schlingpflanzen und starkstieligen Gräsern, alles auf die größte Fruchtbarkeit und Produktionsfähigkeit des Bodens hindeutend. So wie hier ist der Kamerunberg in seiner ganzen Ausdehnung mit Ausnahme der nordöstlichen Abdachung, wo man das Gestein und den Sand in die Sonne flimmern sieht und von Pflanzenwuchs keine Spur ist. Dieses schöne Land liegt noch immer brach, trotzdem es schon so lange bekannt ist und so dicht am Meer und an der Verkehrsstraße liegt.

Um 5 Uhr Nachmittag erreichten wir das größere Dorf Bondjongo, nachdem wir schon einige kleinere Bordörfer durchschritten hatten. Das Volk, zu den Bakwiris gehörend, nährt sich von Viehzucht, etwas Landbau und Handel. Der Viehstand ist hier am Kamerunberg allgemein besonders gut.

Die Baseler prot. Mission hat hier eine Schule unter einem schwarzen Lehrer eingerichtet, Schulhaus und Lehrerwohnung sind aus Wellblech gebaut. Die Eingeborenen brachten uns Wasser, das besonders kühl und kristallhell war, gegen Tabak.

Hier hörte man Verschiedenes über die Expedition, aber um jedoch Bestimmtes zu erfahren, schickten wir den Häuptling von Bondjongo, und den Lehrer mit einigen Leuten, um möglichst weit vorzudringen und Erkundigungen einzuziehen. Nach zwei Tagen kamen dieselben mit der Nachricht zurück, daß die Expedition nach Bibundi zu abgegangen sei; sie hätten einen Weißen verloren, doch sei Dr. Preuß glücklich gerettet.

Wir hatten die beiden Tage und Nächte einen sehr strengen Wachtdienst eingerichtet, bei Tage standen ein Posten vor Gewehr und des Nachts drei Mann, einer von uns Europäer wachte auch und löste die Posten alle drei ab.

Hier oben befindet sich eine sehr umfangreiche Kakaofarm, sie scheint vor zirka 6-7 Jahren von der englischen Mission angelegt zu sein, ist jetzt jedoch von Unkraut überwuchert und verwildert. Doch gewahrte ich hier und dort ganz gute Früchte, die von den Eingeborenen gesammelt und in der englischen Faktorei in Viktoria verkauft werden. Obwohl die Leute nun einen bedeutenden Gewinn hierdurch haben, sind sie doch zu faul, um die Pflanzen zu reinigen. Auch die Baseler Mission, die jetzt Eigentümerin ist, scheint den Lehrer nicht zu veranlassen, sich der Pflanzung anzunehmen, wie es überhaupt auf mich den Eindruck macht, als ob dort seitens der Mission wenig geschieht.

Am nächsten Morgen marschierten wir zurück. Es hatte die ganze Nacht geregnet und regnete auch jetzt noch schwer. Darum empfahl es sich nicht, den sogenannten wasserdichten Überwurf umzuhängen, denn derselbe hätte nur fünf Minuten genügt, um völlig durchnäßt einen nur zu belästigen, sondern wir gingen alle in der Bluse. Bei der Glätte fielen die Soldaten sehr oft, doch erreichten wir gegen Mittag Viktoria.

In der Nacht darauf kam Herr Pfeil von Bibundi und requirierte den „Habicht“. Derselbe dampfte bald darauf ab, um die Reste der Expedition von Bibundi zu holen, wir schifften Soldaten und Gepäck in zwei Böten ein, damit wir, wenn der „Habicht“ zurückkam, gleich an Bord gehen und mit nach Kamerun zurückfahren konnten. Der „Habicht“ fuhr jedoch vorbei und so mußten wir bis zum andern Morgen warten, bis uns die Pinasse abholte.

Nun hatten wir Zeit genug, uns Viktoria genauer anzusehen, und so lenkte ich meine Schritte zuerst nach dem botanischen Garten. Man geht die sehr schöne Hauptstraße entlang, überschreitet den Viktoriabach, der hier mündet und den Garten von einer Seite begrenzt, über einer Holzbrücke und betritt den Garten durch eine Gitterthür. Rechts vom Eingange befindet sich der Vermehrungs- und Gemüsegarten mit einigen Glaskästen, in denen Stecklinge von im Garten befindlichen Nutzpflanzen in Sand und anderes Vermehrungsmaterial gesteckt sind, und junge, schon bewurzelte Pflänzchen heranwachsen. Das schönste europäische Gemüse, besonders schöne Gurken, Bohnen, Salat, Rettige und Radisheschen, werden hier gezogen.

Der botanische Garten liegt an einem Bergabhang, der hier mit dem ganz kurzen sogenannten Viktoriagrass bepflanzt ist, das einen grünen Rasenteppich bildet, in dem außer Rosen und Pelargoniengruppen eine Kollektion der verschiedenartigsten tropischen Nutzpflanzen verteilt ist, die fast ausnahmslos gut gedeihen. Links vom Eingang aus wächst auf einem Quartier liberianischer Kaffee, der sehr gut ausfieht. Weiter hinten nach der See steht das Gefängnis und ein Taubenschlag mit Brieftauben. Der größte Teil des Berges, der von dem Bezirksamtmannshaus gekrönt, ist mit Kakao bestanden, der mit Früchten reich beladen war. Nach dem Kamerunberg im Westen zu ist der Wald schon gerodet, und sind in letzter Zeit einige Tausend Kaffeebäume gepflanzt. In der ganzen Anlage herrscht die größte Ordnung und Sauberkeit. Dann ging ich in die Basler Mission, wo der Vorsteher derselben, Herr B i z e r, gerade mit dem Pflanzen von Kaffee beschäftigt war, und in dem Vorgarten auch das schönste Gemüse zog.

Wenn auch die Hütten der Eingeborenen so elend, schmutzig und klein sind, wie ich sie später in anderen Teilen Kameruns nicht mehr gesehen habe, ist der Ort doch wohl der schönste an der ganzen Küste. Der Bauinspektor S c h r a n, welcher hier lange thätig war, hat sehr

viel für die Verschönerung Viktorias gethan und sich ein bleibendes Verdienst erworben.

Am Abend nahmen wir ein kühles Bad im Viktoria, schliefen unsere Kriegstruppen aus und dampften am nächsten Morgen nach Kamerun, wo wir am 15. November wieder eintrafen.

C. Böckner.

Mannigfaltiges.

Der Zentral-Vorstand des Afrika-Vereins hat am 4. d. Mts. eine Sitzung gehalten. Ein Bericht war uns bis zum Schlusse der Redaktion leider noch nicht zugegangen. In den Zeitungen finden wir einen Bericht, der uns aber nicht genau scheint. So ist die Einnahme vom 1. Januar bis zum 1. Oktober d. Js. auf nur 10 349 M. 67 Pfg. angegeben, was entschieden falsch ist. So schlecht steht es denn doch noch nicht. Seit 26. Januar sind verausgabt 102 266 M. 10 Pfg.; wofür, ist nicht erläutert. Warten wir also den ausführlichen Bericht ab. Wir haben ein großes Interesse daran, genau und eingehend berichtet zu werden, wie unsere Sachen stehen und können mit Druckfehlern der Zeitungen nicht rechnen.

Nach Kamerun befinden sich 1 Pater, 3 Brüder und 6 Schwestern unterwegs. Sie haben sich am 4. Oktober in Liverpool eingeschifft. Die Schwestern werden teils nach Marienberg, teils nach Kribi gehen und dort sich der Erziehung der kleinen Negerinnen widmen. Hoffentlich hören wir bald noch mehr von ihnen.

Von Steyl ist wieder ein Pater nach Westafrika gesandt worden, wahrscheinlich zur Unterstützung der drei Herren, über deren Abreise wir berichteten.

Ausbildung und Erziehung von Negerknaben. Auf Veranlassung der Aktien-Gesellschaft für Monierbauten in Berlin hat der Bauführer Wüsten mit letzter Post aus Kamerun einen Duallajungen „M'bende Epo“ nach Berlin mitgebracht, um ihn in den für Monierbauten notwendigen Handwerken unterweisen zu lassen. Die Lehrzeit soll ungefähr drei Jahre betragen. Auch die Firma Schmidt bildet auf ihren Werkstätten mehrere Duallaknaben zu Handwerkern aus, um sie später bei den Bauarbeiten in Kamerun zu verwenden. Außer diesen jungen Kamerunern, welche zu tüchtigen Arbeitern herangebildet werden sollen, befinden sich noch zwei Duallaknaben in Alsen in Württemberg, welche auf Veranlassung des Gouverneurs dem Lehrer Desterle zur Erziehung und wissenschaftlichen Ausbildung überwiesen sind. Tube, der jetzt 11 jährige Sohn des Dolmetschers Netom in Kamerun, hatte bereits nach einjährigem Unterricht die deutsche Sprache vollkommen erlernt und die dortige Vorschule mit gutem Erfolge besucht. Derselbe soll nach dem Wunsche seines Vaters Medizin studieren. Ein weiterer Schüler des Lehrers Desterle ist der jetzt im 17. Jahre stehende Dualla Bell, der Enkel des Häuptlings Bell, welcher in Alsen die Volksschule besucht und daneben in der Landwirtschaft und verschiedenen praktischen Fächern unterwiesen wird, deren Pflege für ihn von besonderer Wichtigkeit ist, da er später dazu berufen sein dürfte, die Würde eines Häuptlings im Kamerungebiet zu be-

kleiden. — Wir sind der Ansicht, daß in Einzelfällen wohl ein Neger in Europa ausgebildet werden kann, daß aber für die Ausbildung der großen Massen in den afrikanischen Missionshäusern etwas gethan werden muß. Könnte das Reich dafür nicht jährlich eine Million auswenden? Es würde sich damit tüchtige Beamten und Soldaten heranziehen.

Jesuiten-Mission am Kongo. Die erste Abteilung von Mitgliedern der neuen Mission, die dem Jesuiten-Orden übergeben ist, besteht aus 4 Priestern und 3 Laienbrüdern; an der Spitze steht P. Em. van Henezthoven. — Der apostolische Provikar des belgischen Kongo, P. Huberland von der Kongregation zu Scheut, ist nach Brüssel zurückgekehrt; er hat über den Stand seiner Mission folgende Mitteilungen gemacht: Am unteren Kongo zu Nemlao besteht eine Niederlassung zur Erziehung der Knaben mit gutem Erfolge; zu Moanda ist ein Krankenhaus für Ordensangehörige und eine Anstalt für kleine Mädchen, die von Ordensschwestern geleitet wird. Zu Boma haben die Väter eine Dampfsägemühle errichtet, außerdem eine vollständige Kirche erbaut, in welcher der Gottesdienst wie in der Heimat vor sich geht. Zu Matadi und an der ganzen Eisenbahnlinie entlang ist der religiöse Dienst vollständig organisiert. Zu Bangala am oberen Kongo, wo eine Station des Staats besteht, ist eine neue Niederlassung errichtet, dort befinden sich 400 Kinder. Das Zentrum der Mission von Scheut befindet sich zu Berghe-Sainte-Marie bei Kwamonth (der Mündung des Kassa in den Kongo); sie befindet sich in guter Entwidlung. Zu Luluaburg ist schon eine Ortschaft vorhanden, deren Einwohner aus Katechumen bestehen, dajelbst sind 20 Haushaltungen entstanden. Dort hat man die kleinen Mädchen untergebracht, welche den Sklavenhändlern im Süden entnommen worden sind. Diese liefern sie als wertlose Waare dugendweise; auch eine Anzahl kleiner Jungen hat dort Aufnahme gefunden; im ganzen sind 300 Personen dajelbst. Endlich haben die Missionare von Scheut die Absicht, zu Djabbir am Uelle, des durch van Gèle bekannt gewordenen Seribe, eine Niederlassung zu errichten.

Som Kilimandscharo sind in den letzten Wochen lauter günstige Nachrichten eingetroffen; der Kompagnieführer Johannes ist ganz unbehelligt über das Gebiet des Häuptlings Meli hinaus bis zur Kilimandscharo-Station marschiert und hat sie wieder besetzt. Die Station war, gleich nachdem sie von dem Unteroffizier Wuger geräumt worden, von dem uns befreundeten Häuptling Mareale, in dessen Gebiet sie liegt, besetzt und mit allen darin zurückgelassenen Vorräten wohl verwahrt worden. Ein Angriff oder eine ernstliche Bedrohung war von keiner Seite erfolgt, woraus hervorgeht, wie übereilt und unnötig die damalige Räumung war. Auch die übrigen Häuptlinge am Kilimandscharo, insbesondere der mächtige Sinna, halten sich zu uns. Mit Meli werden noch Unterhandlungen gepflogen; von einem Angriff auf seine Residenz Moschi ist vorläufig noch Abstand genommen worden. Wie ungefährlich aber die gegenwärtige Lage dort sein muß, geht daraus hervor, daß der Oberführer, Major v. Mantouffel, der mit der Hauptmacht nachgerückt war, nachdem er sich an Ort und Stelle über die Verhältnisse unterrichtet, Johannes mit 200 Mann auf der Kilimandscharo-Station zurückgelassen und mit dem übrigen Teil der Truppe den Rückmarsch nach der Küste angetreten hat. Er ist bereits in Masinde angelangt und wird binnen

wenigen Tagen in Tanga wieder eintreffen. Die Sicherheit der Karawanenstraße nach dem Kilimandscharo ist vollständig wieder hergestellt, und es ist zu erwarten, daß auch Meli sich in der nächsten Zeit unterwerfen wird. Die englischen Missionare in Moschi haben jetzt das deutsche Gebiet geräumt. Freiwillig werden sie es nicht gethan haben, sondern wahrscheinlich hat man ihnen bedeutet, daß man ihr Ränkespiel satt hat.

Aus Uganda berichtet uns unser Zanzibarcorrespondent, daß der König Mwanga sich nach seiner Rückkehr in seine Hauptstadt wieder als Katholik bekannt habe. Er sei nur der Gewalt gewichen, als er den von Lugard ihm aufgezwungenen Vertrag annahm. Den Engländern wird der Boden dort allmählich warm. Lugard hat Tausende der früher vertriebenen Muselmänner wieder ins Land geholt, diese verbünden sich nun mit den noch heidnischen Negeren, um wieder Herren des Landes zu werden. Die englische Kolonial- oder Ausbeutungsgesellschaft wollte Uganda am 31. Dezember verlassen, oder die englische Regierung sollte ihr mit Geld zu Hülfe kommen. Das hat die letztere nun gethan, aber nur schwach. Das englische Ministerium ist offenbar nicht sehr erbaut von den englischen Heldenthaten, es hat nur so viel bewilligt, daß die Gesellschaft ihren Rückzug ruhig vorbereiten kann, und diese wird nun bis zum 1. April bleiben. Was dann kommen wird, weiß der Himmel. Wie es heißt, wollen die englischen Reverends mit Herrn Williams und unter dessen Schutze abziehen. Ob dann die Katholiken allein mit den Arabern fertig werden, müssen wir einmal abwarten. Gott verläßt die Seinen nicht.

Kapitän Lugard ist in England eingetroffen, hält sich aber bis jetzt sehr still.

Der **anglikanische Bischof Tucker** ist, wie aus Sanibar gemeldet wird, nach Uganda abgereist. Bischof Tucker ist begleitet von Dr. Bagter, dem Pastor Crabtree und den Herren Millar, Seakey und Fisher. Dr. Bagter ist Arzt, die übrigen sind Missionare.

Die **belgische Antisklaverei-Gesellschaft**, hieß es neulich, sei nicht mehr lebensfähig; sie werde ihre Unternehmungen an den Kongostaat abtreten. Uns wird nun aber von sehr guter Seite mitgeteilt, daß die Gesellschaft alle Anstrengungen macht, um über Wasser zu bleiben. Vom Kongostaat will sie aus guten Gründen nichts wissen. Möge sie Erfolg haben. Von allen Expeditionen, die nach dem Innern Afrikas gesandt wurden, verdienen jene dieser Gesellschaft das meiste Interesse. Die dritte von der Antisklaverei-Gesellschaft ausgerüstete, von dem Artillerielieutenant Long geführte Expedition durchschreitet gegenwärtig Deutsch-Ostafrika, um dem schwer bedrängten Kapitän Jacques am Tanganjikasee Hilfe zu bringen. Vor kurzem waren der Antisklaverei-Gesellschaft Berichte Longs zugegangen, welche meldeten, daß er Ende August Tabora zu erreichen hoffe, er sich dort mit der von dem Lieutenant Moriamé geführten Nachhut zu vereinigen und im Oktober Karema am Tanganjikasee zu erreichen gedenke. Diese in Brüssel mit Befriedigung aufgenommenen Nachrichten werden sich aber nicht so rasch verwirklichen; ein späterer eingegangener Bericht des Lieutenants Long meldet, daß der Vormarsch seiner 2000 Köpfe zählenden Karawane eine wesentliche Verzögerung erleidet, weil sich der Bezirk Tabora „im Kriegszustande“ befindet. Nähere Aufschlüsse giebt ein Privatbrief Longs, welchen er unter dem

19. August aus Mehanj an einen Brüsseler Offizier gerichtet hat. In diesem Briefe heißt es: „Wir werden also in der kommenden Woche in Tabora eintreffen. Ich habe soeben erfahren, daß die Verhältnisse in diesem Gebiet eine schlimme Wendung nehmen. Der deutsche Befehlshaber ist am Beine verwundet; ein Weißer ist getötet worden. Ich schicke Duvivier mit 30 kräftigen Soldaten, um sich zur Verfügung der deutschen Obrigkeit zu stellen. Das wird dem Befehlshaber gestatten, vollständig Tabora zu entblößen und über seine ganzen Kräfte zu verfügen. Es liegt in unserem Interesse, daß der Krieg schnell endet. So lange der Friede nicht wieder hergestellt sein wird, werden wir auch nicht einen einzigen Träger finden können.“

Die **Kongo-Eisenbahn** schreitet nach neueren Mitteilungen aus Brüssel in ihrem Bau kräftig fort. Bei allen Arbeiten an der in Angriff genommenen Strecke waren danach im vorigen Monate 2500 Arbeiter beschäftigt. Nachdem die größte Brücke der ganzen Linie, die über den Mpozo (von 60 Metern), im Juli vollendet und dem Verkehre übergeben war, hatte man den Bau von drei weiteren Brücken von 25, 25 und von 40 Metern in Angriff genommen, mit deren Vollendung bereits 15 Kilometer in Betrieb sein werden. Am 2. September kamen 295 farbige Arbeiter aus Barbadoes (Kleine Antillen in Westindien) an, bei deren Ausschiffung in Matabi eine kleine Revolte entstand. Das ist nicht nur die erste Anwerbung im Bereiche des amerikanischen Kontinents, sondern besonders bemerkenswert ist, daß die dortigen englischen Behörden nicht, wie anderwärts, die Anwerbung und Verschiffung gehindert haben. Die Leute sind meistens alle Eisenbahn-Arbeiter aus Mittel- und Südamerika, sie erhalten Nahrung, Wohnung, ärztliche Hülfe in Bedarfsfällen, sowie einen Tageslohn von 2 Frs. 80 Cts. täglich — Große Sendungen von allerhand Eisenbahn-Material sind neuerdings wieder nach dem Kongo von Antwerpen aus abgegangen, nämlich zwei eiserne Brücken, acht große Wagen für die Erdarbeiten, 10 Kilometer tragbare Schienen, und eine Menge dazu gehörenden fahrenden Materials, dann sind fertiggestellt zur Verschiffung noch 8000 Tonnen Schienen, welche für 100 Kilometer Bahn ausreichen, auch sind noch 20 000 eiserne Schwellen und 2 Arbeitslokomotiven im Bau. Der Generaldirektor der Eisenbahn-Gesellschaft Thys hat nach seiner Ankunft am Kongo eine Vereisung der abgesteckten Bahnlinie auf eine Länge von 120 Kilometer vorgenommen; die ganze Strecke bis zum Stanley-Pool wird eine Länge von etwa 380 Kilometer erhalten.

Aus **Brazzaville** (Kongo) eingetroffene Privatnachrichten melden von einem Überfall, welchen ein beim Dorfe Deila gelandetes Transportboot zu erleiden hatte. Die Eingeborenen hatten die Mannschaft, unter welchen sich mehrere Scandinavier befanden, eingeladen, an Land zu gehen, und dieselben dann während des ihnen gegebenen Gastmahles plötzlich hinterlistig überfallen, wobei sieben sofort getötet wurden und nur zwei Mann schwer verwundet entkamen. Die an Bord zurückgebliebene Besatzungsmannschaft wurde erst durch die angezündeten Freudenfeuer auf die Szene aufmerksam gemacht und entsandte sofort eine unter Befehl eines Dänen stehende Expedition, um die Kannibalen zu bestrafen. Das Dorf wurde jedoch gänzlich verlassen gefunden und außer Weibern und Kindern nur fünf Männer angetroffen, welche letztere sofort enthauptet

wurden. Die Expedition zog 'odann weiter ins Innere, um die Spur der Geflüchteten zu finden und hat seitdem kein weiteres Lebenszeichen von sich gegeben.

Wieder einer. Am 15. September verstarb zu Berlin an den Folgen einer im Hinterland von Togo erworbenen Darmerkrankung der zum Auswärtigen Amt kommandierte Hauptmann Kling, à la suite des Württembergischen Feld-Artillerie-Regiments Nr. 29, Prinz-Regent Luitpold von Bayern. Kling hat sich um die afrikanische Forschung, insbesondere die Erschließung des Hinterlandes des deutschen Togogebiets, anerkanntswerte Verdienste erworben. In Würdigung derselben wurde ihm u. a. der Rote Adler-Orden vierter Klasse mit Schwertern sowie von seiner Majestät dem König von Württemberg das Mitterkreuz erster Klasse des Friedrichs-Ordens mit Schwertern verliehen. Sein ehrenvoller, braver Charakter werden ihm bei allen, die ihn kannten, ein dauerndes freundliches Andenken bewahren. Seine Erfolge auf dem Gebiete der Forschung hatte er, nächst seiner sorgfältigen Vorbereitung und Ausdauer, dem Umstande zu verdanken, daß es ihm leichter wurde als anderen, das Vertrauen und die Zuneigung der Eingeborenen zu gewinnen; zum Gewehr griff er nur im äußersten Notfall, dann aber mit Nachdruck. In zwei Abschnitten, nämlich 1888/89 und 1891/92, hat er sich nahezu vier Jahre im Togogebiet aufgehalten und mannigfache Beobachtungen meteorologischer, geographischer und ethnologischer Art gemacht. Dabei kam er bis in jene Gebiete, welche an Dahomey stoßen und teilweise von demselben beansprucht werden. Hauptmann Kling stand etwa im 38. Jahre; er war, als er seine erste Reise antrat, Premier-Lieutenant, wurde aber nach seiner Rückkehr vom König von Württemberg zum Hauptmann ernannt.

Kapitän Ménard †. Der nach dem Nigerbecken entsendete Kapitän Ménard ist im Kampfe gestorben. Er war von Groß-Bassam ausgegangen und hatte sich über Kong und Sakhala nach Kalabian begeben. Der Häuptling dieses Landes, Fakuru-Bemba, belagerte das aufständische Dorf Segela. Die Aufständischen hatten von Sekuba, dem Unterbefehlshaber Samorys, Hilfe verlangt. Dagegen bat Fakuru seinerseits den Kapitän um Unterstützung, da ja die Franzosen mit Samory im Kriege sind. Ménard zögerte nicht. Er besetzte einen kleinen besetzten Posten mit 10 senegalesischen Tirailleurs. Fünf derselben wurden jedoch, als sie ihr Gepäck holen wollten, von den Soldaten Sekubas getötet. Fakuru unternahm einen Sturm, jedoch ohne Erfolg, seine Truppen flohen. Ménard, welcher krank war, konnte sich nicht zurückziehen und beschloß, zu sterben. Da er keine Patronen mehr besaß, schickte er die 5 Tirailleurs zurück und leistete mit zwei Revolvern den Feinden Widerstand. Er stredte 29 nieder. Da das Dach zu brennen begann, stürmte er, schon an der Schulter verwundet, hinaus, stieß, unaufhörlich feuernd, 100 Meter weit, gelangte an einen Bach und erhielt daselbst durch einen Säbelhieb oder eine Kugel die Todeswunde. Er zählte erst 31 Jahre.

Über den Dienst in der kaiserlichen Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika entnimmt das Deutsche Kolonialblatt den Mitteilungen eines unlängst in Ostafrika eingetroffenen Offiziers folgende Angaben: „Der Dienst macht mir ungemessenes Vergnügen, ist aber natürlich anstrengender als zu Haus, da man dem

einzelnen Manne die Übungen mittelst Zeichensprache beibringen muß. Wenn ich auch in Uleia schon eine Menge Vokabeln und Grammatik gelernt habe, gerade das, was ich zum Dienst brauche, hat in meinen Lehrbüchern nicht gestanden. Außerdem sind eine Anzahl Leute dabei, die gar nicht Kisuaheli verstehen. Täglich überseze ich ein Stückchen vom Exerzierreglement ins Kisuaheli, immer etwa die Erklärung eines Griffes, gehe mein Opus dann mit meinem Feldwebel, der fließend, wenn auch nicht grammatikalisch richtig, spricht, durch und belehre dann die Unteroffiziere und Gefreiten. Es ist spaßig, zu sehen, welches Vergnügen den Leuten diese Instruktion macht, bei der ich den Zettel in der Hand halte, um ab und zu meinem Gedächtnis auszuweichen zu können. Kommt gar mal ein ihnen nicht geläufiger Ausdruck vor — die Leute sprechen selber nicht richtig, sondern nach besonderen Gewohnheiten —, so verbessern sie mich voller Eifer. Zum Beispiel heißt nach meinen Lehrbüchern „rechte Hand“ „mkono wamkuume“. Das verstand kein Mensch. Als ich nun meine Hand vorzeigte und erklärte, das wäre „mkono wamkuume“, schrien sie alle voll Entzücken „mkono mkusa“, d. h. „die Hand, mit der man isst“. Heute nachmittag wurde ich durch die Nachricht aufgeschreckt, die Sulu der zweiten Kompagnie wären in hellem Aufstande, ständen mit aufgezogenem Seitengewehr im Kasernenhofe und hätten ein paar Soldaten halbtot geschlagen. Ich machte natürlich, daß ich nach der Kaserne kam und fand tiefsten Frieden vor. Die Sulu waren, als ich sie antreten ließ, nüchtern und vernünftig, und der ganze furchtbare Aufstand erwies sich als eine Privatprügelei, bei der etwas Blut geflossen war. So, sagte ich mir, entstehen in Afrika die Gerüchte.“

Vom Kriegsschauplatz in Dahomey kommen gute Nachrichten. Für den 4. Oktober, vergangenen Dienstag, war eine Entscheidungsschlacht in Dahomey erwartet worden. Diese hat stattgefunden. Oberst Dodds hat bei Boguessa gesiegt, 19 Tote und 22 Verwundete verloren, den Dahomeern aber angeblich zweitausend Krieger getötet. Nach einem dreistündigen erbitterten Kampf seien die Dahomeer geflohen.

Über den durch die letzten Ereignisse am Kilimandscharo in den Vordergrund getretenen **Sultan Meli von Moschi** schreibt der bekannte Reisende Otto Ehlers: „Meli, der Sohn und Nachfolger Mandaras, dessen Name im Zusammenhang mit der Vernichtung der Expedition v. Bülow jetzt vielfach genannt wird, steht heute etwa im 16. Lebensjahre. Während meines mehrmonatigen Aufenthaltes in Moschi im Jahre 1888 besuchte mich Meli häufig, meist begleitet von seinem Gouverneur, zwei seiner jüngeren Brüder und einigen Gespielen, um ein Schaf oder andere Geschenke von seinem Vater zu überbringen und Gegengaben in Gestalt von Perlen, Reifen und andern Kleinigkeiten in Empfang zu nehmen. Es war mir dabei stets interessant, zu beobachten, wie ausgeprägt bei dem damals etwa zwölfjährigen Jungen das Bewußtsein des Wertes seiner Persönlichkeit als „Kronprinz“ war. Trotz eines Vertreters Mandaras, der diesen Titel für sich allein in Anspruch nahm, ließ sich Meli, wenn sein Vater nicht in der Nähe war, stets Wangi (Hoheit) titulieren, und ich entsinne mich, daß er, als ich eines Tages seinem Gouverneur einen Stuhl angeboten hatte, diesen ohne viel Federlesens vom Sitz stieß, sich

selber mit den Worten: „Da gehöre ich hin!“ niederlassend. Gab ich seinen Brüdern Geschenke, so nahm er ihnen dieselben in der Regel sofort ab; beim Fortgehen gab er ihnen doch alles zum Tragen. Trotz seiner Jugend trug er Züge tierischer Grausamkeit an sich, und einmal Krieg führen und auf Vieh- und Sklavenraub ziehen zu dürfen, war sein sehnlichster Wunsch. Schon als elfjähriger Knabe hatte er, wie mir Mandara mit Vaterstolz erzählte, eines schönen Tages mit seinen Freunden ein benachbartes Gehöft überfallen und ausgeplündert und war dann mit seinem Raub und dem erbeuteten Vieh stolz wie ein junger Cäsar heimgekehrt. Als ich seinem Vater vor etwa zwei Jahren im Auftrage des Kaisers Geschenke überbrachte, erhielt Meli als Gegen Geschenk für einen Holzspeer, den er unserem kleinen Kronprinzen nach Berlin geschickt hatte, von letzterem neben einem Dreirad auch eine Küraffierrüstung. Er untersuchte diese eingehend, bevor er sie anlegte, und sagte dann: „Wenn ich jetzt in den Krieg gehe, so verwundet mich kein Speer — meinte er, sich fragend an mich wendend —, aber können Kugeln mich verwunden?“ Als ich ihm erklärte, er sei nunmehr hieb-, stich- und schußfest, bat er Mandara, ihn mit nach Marangu — einem Nachbarstaate, mit dem Moschi gerade in Fehde lag — ziehen zu lassen. Welche Rolle Meli, der nunmehrige Sultan, Fürst, Häuptling oder wie immer man ihn nenne, von Moschi in dem letzten Drama am Kilimandscharo gespielt hat, darüber ist mir bisher nichts bekannt geworden. Unter allen Umständen aber wird man gut thun, den Jungen unschädlich zu machen, denn er ist eine kleine Bestie, die selbst Mandara nicht zu bändigen vermochte. Sein jüngerer Bruder dagegen ist mir als einer der liebenswürdigsten, wohlherzogensten kleinen Afrikaner in Erinnerung. Die Verlegung der deutschen Station von Moschi nach Marangu habe ich nie für eine glückliche Idee gehalten. Mandara und die Bewohner Moschis mußten sich dadurch, daß man sie verließ, um zu ihren Feinden überzustedeln und diese auf solche Weise zu stärken, schwer verlegt fühlen. Daß Mandara der mächtigste und einflußreichste Häuptling am Kilimandscharo war, darüber sind sich fast alle Reisenden und Missionare einig. Durch seine Bundesgenossenschaft mit den Massais war er als Freund wie als Feind eine nicht zu unterschätzende Persönlichkeit. Meliare, der Häuptling von Marangu, hingegen ist ein von Mandara mehrfach besiegter und aus seinem Lande vertriebener Schwächling, ein gegen Reisende zwar stets sehr zuvorkommender Mann, aber keine Macht, wie der Herrscher von Moschi es war.“

Ein achtzehnjähriger Negerprinz, der Sohn und Thronfolger von King Aqua in Kamerun, befindet sich zur Zeit in Kiel, um im Geschäft von Johannsen und Schmielau seine weitere Ausbildung zu erhalten. Der junge Aqua ist der deutschen Sprache vollkommen mächtig, gehört der katholischen Kirche an und wird in Kiel beim katholischen Pfarrer Wohnung nehmen. Der schwarze Königssohn befand sich bisher in den großen Verkaufshäusern von Braun u. Comp. in Hamburg. Ihm soll jetzt im Lager der Eisen- und Kurzwaarenhandlung von Johannsen und Schmielau Gelegenheit geboten werden, auch diese Branche kennen zu lernen, um später die erworbenen Kenntnisse in Kamerun

verwerten zu können. Zwei seiner Landsleute sind bereits in Kiel und arbeiten beim Schiffsbau auf der Kaiserlichen Werft.

Einer der Überlebenden der **Expedition des Majors J. B. Hodister** giebt einen aufregenden Bericht über die Schicksale der Expedition. Seine Mitteilung lautet: „Ein Zweck der Expedition war die Errichtung einer Handelsstation zu Nebi-Nebi, einem arabischen Dorfe am obern Kongo, ungefähr eine Wochen-Reise von den Stanley-Fällen. Die Mehrzahl der Teilnehmer wurde von Schwarzen und Arabern ermordet. Ein junger Beamter des Kongo-Freistaates besuchte das Dorf und erklärte, daß der Staat das Dorf zur Handelsstation machen wolle. Der Distrikt wurde thatsächlich von einem Neffen des Tippo-Tip regiert, der von der Stadt abwesend ist. Der arabische Häuptling jagte dem Offizier, daß man ihm nicht erlauben würde, den Platz zu besetzen, worauf letzterer erwiderte, er werde mit 2000 Mann zurückkommen und ihn nehmen. In der That kehrte er zurück, allein mit nur fünfzehn Schwarzen, und auf die Anfrage des Araberhäuptlings, wo die 2000 Mann wären, bemerkte der Offizier, daß sie auf dem Marsche seien. Die Araber fielen über die kleine Truppe her und töteten sie, und warfen, nachdem sie den Leichen die Köpfe abgeschnitten hatten, die Körper den Schwarzen als Speise zu. Die Araber waren bisher freundlich gesinnt, aber entschieden dagegen, daß die Weißen direkt mit den Eingeborenen Handel trieben. Major Hodister, der mit zahlreichen Begleitern anrückte, war gut bekannt unter den Einwohnern. Seine Expeditionsmacht umfaßte zwölf Weiße, eine große Anzahl Eingeborener und deren Weiber und Kinder. Sobald sie ankamen, eröffneten die Araber im Glauben, daß es die in Aussicht gestellten 2000 Mann seien, Feuer auf dieselben. Major Hodister war zu Fuß und führte sein Pferd, und als die Araber feuerten, wollten seine Begleiter das Feuer erwidern, er eilte jedoch vor deren Front, und seine Arme ausstreckend, gebot er ihnen nicht zu schießen. Er ging hierauf vorwärts in der Richtung der Araber, in der Absicht, mit ihnen zu reden, und im Glauben, daß seine Gegenwart weiteres Blutvergießen verhindern würde. Allein, er war kaum ein wenig vorwärts gegangen, als die Araber wiederum feuerten. Unglücklicherweise wurden Major Hodister und einige Andere niedergeschossen, und diejenigen, welche nicht entkamen, wurden entweder erschossen, oder auf andere Art getötet, da die Araber einen wütenden Angriff auf die Truppe machten. Von den dreizehn Weißen wurden sieben ermordet; die Araber schnitten den Erschlagenen die Köpfe ab und gaben deren Körper den Schwarzen als Kriegsbeute. Major Hodister war einer der zuerst Enthaupteten, und sein Leichnam wurde gleichfalls den Kannibalen überliefert, die ihn fraßen. Diejenigen, welche Aussicht auf Flucht hatten, versuchten zu entkommen. Die sechs Weißen, welche übrig geblieben waren, rannten zum Fluß und flüchteten sich auf einem Kanoe. Sie hatten eine lange und mühsame Reise auf dem Wasserwege in der Richtung nach Stanley Pool vor sich. Einer der Flüchtlinge wurde während der Fahrt von Dysenterie ergriffen und erlag, ein Zweiter wurde vom Wahnsinn erfaßt und sprang über Bord. Die Übrigen erreichten nach einer schrecklichen Reise Matadi. Es verlautet, daß, als die Araber einsahen, was sie gethan hatten, deren Führer aus Furcht vor dem Zorne des Neffen des Tippo-Tip sein Bedauern über die

Schlächterei ausdrückte und sich erbot, eine Entschädigung an Elfenbein für die Niedergemetelten zu zahlen.

Die Karawanenstraße in Deutsch-Ostafrika von der Küste aus nach Tabora hatte nach wiederholten Mitteilungen in letzter Zeit namentlich dadurch gelitten, daß die Eingeborenen sich mehr und mehr davon entfernten und infolge dessen die Karawanen immer stärkeren Mangel an Lebensmitteln erlitten. Der hauptsächlichste Grund dieser Erscheinung war der, daß durchziehende Expeditionen häufig Ortschaften überfielen, Lebensmittel gewaltsam raubten, oft große Verwüstungen anrichteten und selbst das Leben der Anwohner gefährdeten. Solche Überfälle wurden einerseits in der unumgänglichen Notwendigkeit, für die Hungernden Lebensmittel zu beschaffen, den widerwilligen Eingeborenen gegenüber gemacht, andererseits aber in der Zuchtlosigkeit, die in den Karawanen einriß. Ein solches Beispiel zeigt die ehemals Vordererische Expedition, welche nach Weggang des Führers und nach Erkrankung der europäischen Handwerker beim Eintreffen des Grafen Schweinitz westlich von Mpwapa das Bild äußerster Zuchtlosigkeit zeigte und erst langsam in ihre Ordnung zurückgebracht werden konnte, worauf sich der Marsch leichter und im Frieden mit den Landesbewohnern fortsetzen ließ. Wollte man den Zustand fort dauern lassen, so würde bald die so besuchte Straße für größere Expeditionen als geschlossen, bzw. nicht gangbar erscheinen. Verschwinden die Eingeborenen ganz aus jenen Gegenden, so ist das für Karawanen schlimmer, als feindselige Haltung der Leute. Der Gouverneur will daher systematische Abhilfe dagegen schaffen; es sollen, ebenso wie es der Kongostaat auf dem meist begangenen Wege von Malabi bis zum Stanley-Pool gethan hat, auf der ganzen Straße in regelmäßigen Abschnitten Verpflegungsstationen errichtet werden. Dazu werden einerseits die vorhandenen Stationen benutzt, andernteils neue hergestellt; auf jeder derselben wird eine Art Etappen-Kommandant seinen Sitz erhalten. Derselbe sorgt zunächst dafür, daß die Eingeborenen Lebensmittel bringen, zugleich bezahlt er sie dafür in landesüblicher Weise. Die Expeditionen finden daher immer beim Eintreffen an den Stationen hinreichend Nahrungsmittel, die Räubereien hören auf, sowohl seitens der Expeditionen als seitens der Häuptlinge, welche oft die Karawanen als melkende Kühe ansahen, denen sie möglichst viel abnehmen müssen. Vor allem wird durch eine solche Maßregel die Grundlage gegeben zur Herstellung weithin gültiger Marktpreise, während man jetzt über alle Kleinigkeiten unendlich hin und herhandeln muß. Die geplante Einrichtung dürfte auch dazu beitragen, die Trägerfrage zu regeln. Dort an den Stationen werden sich Leute, welche Dienst nehmen wollen, einfinden, auch für sie wird eine Preistage entstehen, die bisherigen Schwierigkeiten in Anwerbung der Leute werden sich bald verringern, wie dies am untern Kongo der Fall war.

Bücherschau.

Der dritte Band von **Brockhaus' Conversations-Lexikon** reißt sich, sowohl was die Ausstattung, als was den Text angeht, den beiden ersten Heften würdig an. Leider auch in Bezug auf seine Haltung dem Katholizismus gegen-

über. Auch dieser Band enthält eine Unmasse Irrtümer in Bezug auf katholische Lehre und katholische Anschauungen. So z. B. behauptet er, die Bischöfe seien nur Stellvertreter des Papstes und übten ihre bischöfliche Gewalt nicht kraft eigener Vollmacht, sondern nur im Auftrage des Papstes aus; beim Bußsakrament vergißt er einen Hauptteil, den Vorsatz, spricht statt von der unvollkommenen von der „unvollständigen“ Reue, was einen ganz falschen Sinn giebt, und i. f. Ganz entschieden müssen wir aber mit dem „Brockhaus“ wegen des Artikels „Bismarck“ ins Gericht gehen. Der Kulturkampf, so wagt er zu behaupten, sei Bismarck durch die „antinationale Haltung des Centrums aufgedrungen“ worden. Die Kulturkampfgesetze seien gegen „kirchliche Übergriffe“ und von Bismarck „nur schweren Herzens“ (!) veranlaßt worden. In gleicher Weise ist der übrige Lebenslauf des Altreichstanzlers behandelt. Im Artikel „Giordano Bruno“ wird wieder einmal behauptet, derselbe sei verbrannt worden. Es ist zu bedauern, daß das so schön ausgestattete Werk sich nicht besser von tendenziöser Färbung frei halten kann.

Abyssinien und seine Bedeutung für unsere Zeit. Aus dem Nachlasse von E. F. A. Münzenberger, Geistl. Rat u. Stadtpfarrer von Frankfurt a. Main., herausgeg. von Jos. Spillmann SJ. Mit 38 Abbildungen u. 1 Karte Fb., Herder. 1892. VIII, 161 S. M 3; gebd. 5. Der sel. Verfasser hat die reiche ihm zu Gebote stehende Literatur des Landes, für welches er immer ein besonderes Interesse hatte, zu einem höchst belehrenden Gesamtbild verarbeitet. Mit Wehmut erfüllt es den Leser, daß Münzenberger den Druck seiner wertvollen Arbeit nicht mehr erlebt hat; und auch Janssen, der sie als M's Testaments-Vollstrecker den geübten Händen P. Spillmann's anvertraute, weiß schon nicht mehr unter den Lebenden. Der Herausgeber fand nach eigener Angabe nur Weniges zu ändern. Die trotz empfindlichster Mißerfolge niemals aufgegebenen Versuche des heil. Stuhles, der Kirche den verlorenen Posten am roten Meere wiederzugewinnen, die Thaten und Martyrien der Glaubensboten aus den verschiedensten Genossenschaften werden den anderwärts üblichen Entstellungen gegenüber besonders gründlich behandelt.

Die äußere Religionsübung, vielfach noch an die katholische erinnernd, wird auf Grund eingehender Berichte, besonders aus neuerer Zeit, geschildert. Die Schattenseiten des abessin. Volks-Charakters, von denen auch der koptische Klerus nicht frei ist, mehrfach hervorhebend, nimmt der Verfasser doch den Letzteren, und zwar auf Grund protestantischer Zeugnisse, gegen übertriebene Anschuldigungen in Schutz. Das Schlußkapitel bespricht „Abyssiniens heutige politische Bedeutung“.

Der Bilderschmuck ist mit Verständnis so ausgewählt, daß die landschaftlich wichtigsten Pflanzen u. Tiere, die Herrscher und Missionare der neuesten Zeit, die prächtigeren Gebäude (es sind deren nicht viele) in bezeichnenden Typen vorgeführt werden. Die Karte (1:5 000 000) ist aus Stieler's Handatlas entnommen. Der mehrfarbige Umschlag weist eine Abbildung der Obelisken von Assum mit einem Boabab auf, die von dem schönen Liliengewächs *Gloriosa superba*

durchrankt wird; außerdem ist das Siegel des Regus Johannes u. s. w. angebracht.

Wir bezweifeln nicht, daß die schöne Arbeit des verstorbenen Frankfurter Pfarrherrn auch die gebührende Anerkennung finden wird.

Bei der Redaktion eingegangene milde Gaben.

1. Für den Afrika-Verein: Frau Mothenfuser, Dachau 1 M.
2. Für die Pater vom hl. Geiste: Joh. Haderer in Düsseldorf für 1 hl. Messe in bes. Meinung 1 M. — Aus Handorf durch die Exp. d. Westf. Merkur für die Windthorst-Station 6 M. — Ang., für 4 hl. Messen in bes. Mtl. 5 M. — Viktor Nigdtinger, Stuttgart, für 32 hl. M. pro def., 8 do. pro def. Victoria und 10 do. pro def. nach Meinung des Gebers. — Dekan Schneider, Stuttgart, pro def. Henrico, Albino, Martino je 1, pro def. in gen. 4, pro def. ad intent. 1; pro vid. et. def. 1, in hon. B. M. V. 1 hl. Messe 10 M. Zusammen 72 M.
3. Für die Weissen Pater: Gymnasiast P. R. für 1 hl. M. in hon. B. M. V. et S. Jos. um Fortschritt im Studium und die Gnade, ein guter Missionar zu werden 2 M.

Dem Gebete der Missionare und ihrer Zöglinge

empfehlen wir alle uns angemeldeten frommen Anliegen, sowie die Seelen der Verstorbenen aus unserem Leserkreise.

Briefkasten der Redaktion.

Nach St. Eugène. Wir zweifeln selbst, daß jene Carratur wirklich den König der Bugandas vorstelle. Dankbar wären wir Ihnen, wenn Sie uns ein echtes Portrait von ihm lieferten. — **Herrn B.:** Wir können uns nicht entschließen, die Kreuzbandendung zu öffnen. Zudem sehen wir keine Veranlassung, auf eine vollständig erledigte Sache zurückzukommen. — **M. G. in St. Wendel:** Sie wünschen die Bedingungen zu kennen zur Aufnahme in die Fromme Missions-Gesellschaft. Dieselben sind längst in „Gott will es“ bekannt gegeben. Teilen Sie uns Ihre Adresse mit, so erhalten Sie das Weitere. Lesen Sie den Brief aus Kribi in diesem Hefte. — **Nach Bred:** Für die Mission sind gute neue Kleiderstoffe, bunt und kräftig, ebenso Leinen, recht erwünscht, ebenso Perlen, Schmucksachen, nur keine alten Kleider oder abgenutzte Gegenstände. Eine Kiste bis Kamerun kostet mit Verpackung leicht 50 Mark und mehr, dementsprechend muß auch der Inhalt Wert haben. — **Frl. Gr. in S.:** — Brief und Gabe mit herzlichstem Dank erhalten. Nächstens mehr brieflich. — **Frau M. in O.:** Eine solche Zuwendung könnten wir sehr gut gebrauchen. — **L. O. in B.:** Besten Dank und Gruß!

(Schluß der Redaktion am 14. Oktober.)

Verantwortlicher Redakteur: W. Helmes in Münster i. W. — Druck und Verlag von H. Kiffarth in M. Gladbach.

Gott will es!

Afrika-Verein deutscher Katholiken.

Siebente Sitzung des Zentralvorstandes,

gehalten im Erzbischöflichen Palais zu Köln
am 4. Oktober 1892.

Am 4. Oktober fand in Köln die in den Satzungen vorgehene halbjährige Versammlung des Zentralvorstandes des Afrika-Vereines unter dem Voritze des Ehrenpräsidenten, des hochwürdigsten Herrn Erzbischofs von Köln, statt.

Der Vorsitzende des Verwaltungsausschusses, Herr Landesgerichtsdirektor Reichensperger, gedachte zunächst des großen Verlustes, den der Afrika-Verein durch das am 16. Mai d. J. unerwartet schnell erfolgte Hinscheiden seines ersten Präsidenten, des Herrn Justizrats Sieger, erlitt; er widmete ihm einen ehrenden Nachruf, indem er besonders den unermüdlischen Eifer des Verstorbenen für alle guten Werke, seine tiefe Frömmigkeit und seine liebenswürdige, sympathische Persönlichkeit schilderte, die ihm überall Freunde, keinen Feind erstehen ließ. Durch den Todesfall ist eine Änderung in dem Ausschusse notwendig geworden und haben die stattgehabten Wahlen unter Zustimmung des hochw. Herrn Erzbischofs den zeitigen Vorsitzenden bestimmt und den Herrn Oberlandesgerichtsrat Pänder in den Ausschuß eingeführt, und zwar als zweiten stellvertretenden Vorsitzenden.

Nunmehr berichtete der Vorsitzende über die Lage des Vereins. Die Zahl der im Anfang des Jahres 1892 bestandenen 10 Diözesanvereine hat sich nicht vermehrt, ein Zusammenschluß der Einzelvereine in den Diözesen Freiburg, Straßburg, Bamberg, Breslau und Kulm zu Diözesanvereinen ist bisher nicht erfolgt; es bleibt zu wünschen und anzustreben, daß die sämtlichen deutschen Diözesen Zweigvereine entstehen und Diözesanvereine sich bilden sehen, damit alle Diözesen in dem Zentralvorstand ihre statutgemäße Vertretung finden und die Mittel reichlicher fließen, damit den immer stärker werdenden Anforderungen genügt werden kann.

Seit seinem Bestehen (Oktober 1888) hat der Verein bis zum 1. Oktober d. J. insgesamt eingenommen 788 127,84 Mk. und verausgabt in dem gleichen Zeitraum von rund 4 Jahren im ganzen 569 120,52 Mk. Wenn auch die Einnahmen in den Jahren 1890 und 1891 fast die gleiche Höhe innegehalten hatten, so läßt die bisherige Einnahme der neun ersten Monate d. J. mit 99 349,67 Mk. kaum

hoffen, daß die letzten Jahreseinnahmen in 1892 noch erreicht werden. Es seien zwar die Diözese Rottenburg, welche allein im ersten Vereinsjahre 28 000 Mk. beisteuerte, ebenso wie eine Anzahl anderer bisher regelmäßige Zuschüsse gewährender Orte noch rückständig, allein die Hoffnung, daß eine Minderung ausbleiben werde, sei gering. Mit Recht habe schon in der letzten Vorstandssitzung der damalige Herr Präsident darauf hingewiesen, daß der Mindestbetrag von 1 Mk. im Jahre ein so unbedeutender sei, daß er von allen geleistet werden könne, ohne irgend andere Vereinsseinnahmen zu schmälern und ohne eigene nennenswerte Belastung. Die Not der Regier in Afrika und die stets wachsende segensreiche Thätigkeit der Missionen müsse immer und immer wieder in das Gedächtnis zurückgerufen und dieserhalb in der Presse wie in Versammlungen das Interesse an dem Afrikaverein lebendig erhalten werden.

Mit bestem Erfolge habe im Laufe dieses Sommers P. Horné von den Vätern vom hl. Geiste, Superior der Mission Mrogoro, durch seine Schilderungen aus dem Missionsleben in Afrika das Interesse für die unglücklichen Schwarzen geweckt.

Die Katholiken-Versammlung in Mainz hat durch einstimmige Annahme einer Resolution zu gunsten des Afrikavereins — dessen Aufgaben P. Horné in öffentlicher General-Versammlung geschildert und empfohlen hatte — sich ausgesprochen und seine Ausbreitung als höchst erwünscht bezeichnet. In dieser selben Versammlung wurde mitgeteilt, daß die Frau Gräfin Steinlein wiederum — zum Andenken an ihren verstorbenen Sohn — 1000 Mk. als besondere Spende für besondere Zwecke dem Afrika-Verein zugewendet habe.*)

Hierauf erstattet Herr Schatzmeister Horten den Kassenbericht:

Einnahme vom 1. Januar cr. bis inklusive 1. Oktober 1892.

Erzdiözese Köln	Mk. 25 809.95
Diözese Münster	19 500.—
Aus der Diözese Münster	7 757.69
Diözese Paderborn	19 300.—
Aus der Diözese Paderborn	300.—
Diözese Trier	5 717.78
Aus der Diözese Trier	41 10
Erzdiözese Freiburg i. Br.	3 300.—
Diözese Hildesheim	3 000.—
Diözese Limburg a. Lahn	2 370.—
Aus der Diözese Limburg a. Lahn	4.—
Diözese Osnabrück	1 000.—
Diözese Fulda	868.58
Aus der Diözese Fulda	40.—
Diözese Breslau	53.—
Diözese Bamberg	660.—

Zu übertragen Mk.

*) Diese edle Dame ist nicht einmal eine Deutsche. Um so mehr Lob verdient das Interesse, welches sie dem Afrika-Verein zuwendet. Die Red.

	Übertrag	Mk.
Apostolisches Vikariat in Sachsen-Bautzen	"	800.—
Estpreußen	"	2 470.28
Schlesien	"	1 228.91
Oldenburg	"	365.25
Großherzogtum Baden	"	301.—
Württemberg	"	244.—
Bayern	"	125.—
Amerika-Brooklyn	"	24.95
Rußland-Mitau	"	10.—
Österreich-Schönberg	"	8.53
Hessen	"	2.—
Zinsen laut Zinsen-Konto	"	4 047.65
1891 bis 1. Oktober	Mk. 151 724.73	Mk. 99 349.67

Es sind im Ganzen eingegangen:

1888 vom 12. November bis 31. Dezbr. 1889	Mk. 340 531.65	
" 1. Jan. 1890 " " " 1890	" 173 153.93	
" 1. " 1891 " " " 1891	" 170 092.59	
" 1. " 1892 " 1. Oktbr. 1892	" 99 349.67	Total Mk. 783 127.84
Dagegen wurden im Ganzen verausgabt	" 569 120.42	

Reiben Mk. 214 007.32

Das Vermögen des Afrika-Vereins besteht in:

3½ % Deutscher Reichsanleihe zum Nominal-Wert	Mk. 190 000.—
Guthaben	" 24 007.32
Total	Mk. 214 007.32

Dagegen ist in Abzug zu bringen:

Die dem Episkopate zur Verfügung gestellte		
Summe von	Mk. 100 000.—	
Resguthaben der Pallotiner	" 7 384.21	
" " St. Benediktus-Miss.-Gen.	" 2 703 95	" 110 088.16
Es verbleiben demnach noch zur Verfügung	Mk. 103 919.16	

Seit der letzten General-Versammlung am 26. Januar 1892 sind verausgabt worden Mk. 112 266.10.

Herr Kanonikus Hesperus berichtet sodann über die Arbeiten und Fortschritte der katholischen Missionen in den deutschen Schutzgebieten.

Deutsch-Ostafrika. I. Apostolisches Vikariat Nord-Sansibar. Die Missionsgenossenschaft der Väter vom h. Geist, welcher dieses Vikariat anvertraut ist, hatte 1892 in demselben: 1 apostolisches Vikar, 22 Priester, 19 Brüder, 19 Schwestern, 10 Stationen, 13 Kirchen und Kapellen, 9 Schulen, 9 Waisenhäuser, 9 Handwerker-schulen, 7 Ackerbau-schulen mit im Ganzen 690 Kindern. Von den 10 Stationen liegen 3 auf englischem Gebiete, die übrigen: Bagamoyo, Mhonda, Mandera, Mrogoro, Tununguo, La Longa, Kilema in Deutsch-Ostafrika. Auf Vorschlag des apostolischen Vikars wird in nächster Zeit das Vikariat in zwei geteilt, so daß die Stationen der deutschen Besitzungen ein selbständiges Vikariat bilden und Bagamoyo die Residenz des Bischofs wird.

In den meisten Stationen konnte die Missionsarbeit ruhig ihren Fortgang nehmen. Der apostolische Vikar beendete seine bischöfliche Visitationstour, die ihn

zu allen Stationen, mit Ausnahme von Kilema am Kilima-Ndscharo, führte. Er konnte überall ein erfreuliches Wachstum des Wertes feststellen, indem er in allen Stationen zahlreiche feierliche Taufen und Firmungen vornahm.

Nur die 1891 gegründete Station Kilema, die sich kräftig entwickelte, wurde in ihrer Wirksamkeit durch die Niederlage von Bülow's bei Moschi gehemmt. Eine Zeit lang schwebte die Station in größter Gefahr. Doch konnten die Missionare unter dem Schutze des ihnen günstigen Häuptlings Fumba in Kilema bleiben. Da man aber einen Angriff des Sultans Meli von Moschi fürchtete, verbargen sie alle wertvollen Gegenstände, namentlich alles, was zum Kultus diente, bei dem Häuptling Fumba. Da Chef Johannes die Militärstation Kilima-Ndscharo in Marngu wieder besetzt hat, so scheint die Gefahr jetzt glücklich überwunden zu sein. Der apostolische Vikar traf Anfangs September seine Vorbereitungen, um zum Kilima-Ndscharo zu gehen. Dort, so schreibt er vom 1. September 1892, scheint jetzt alles beruhigt zu sein.

Als der apostolische Vikar in der Missionsstation La Longa verweilte, verhandelte er mit einer Gesandtschaft des Ober-Sultans der Wahehe über die Unterwerfung unter die deutsche Herrschaft. Die Gesandten schienen bereit, die Friedensbedingungen des deutschen Gouverneurs anzunehmen und kehrten zum Sultan zurück. Doch zwei Häuptlinge, welche unter dem Einflusse arabischer Sklavenhändler standen, schüchterten die Gesandten ein, so daß nur einer derselben, Kitrassa, mit neuen Aufträgen des Sultans in der Mission erschien. Die Missionare überredeten denselben, zum Sultan zurückzukehren, denselben über die Böswilligkeit der beiden Häuptlinge aufzuklären, und ihn zu bestimmen, eine Gesandtschaft zum Zeichen der Unterwerfung an den deutschen Gouverneur zu schicken. Der Erfolg ist noch unbekannt. Aus den Verhandlungen schien sich zu ergeben: 1) daß der Ober-Sultan der Wahehe, der Große der Wüste, den Frieden will, 2) daß derselbe dem Überfall der deutschen Expedition Jelenowski fern gestanden hat, 3) daß vielmehr den beiden Häuptlingen Ripalamoto und Farbenga die Hauptschuld beizumessen ist.*

Eine verheerende Viehseuche, die aus dem Innern verschleppt wurde, hat den Missionsstationen großen Schaden gebracht. So ging die prächtige Rinderherde von Bagamoyo vollständig zu Grunde. Dies war ein um so herberer Schlag, da die Anforderungen an die Mission stetig wachsen. So erhielten die Missionare vom Gouverneur von Bagamoyo 76, vom englischen Konsul 39 befreite Sklaven. Diese 115 Leute wurden auf die Stationen verteilt; die Kinder blieben im Erziehungshause zu Bagamoyo.

II. Die apostolische Präfektur Süd-Sanzibar. Die St. Benediktus-Genossenschaft hatte in Dar-es-Salaam in verhältnismäßig kurzer Zeit die drei ersten Oberen P. Bonifacius, P. Franciskus, Oberin Agnes Bieden durch Malaria-Erkrankungen verloren. Da die Fieber zum Teil den Wohnungsverhältnissen zugeschrieben wurden, so mußten in den beiden Missionshäusern mancherlei Umbauten vorgenommen, Kanäle angelegt und Brunnen gegraben werden.

*) Neuerdings haben die Wahehe wieder einen deutschen Offizier überfallen und mit 4 Mann getötet. Die Red.

Durch diese Maßregeln und durch die allmähliche Akklimatisierung hat sich der Gesundheitszustand wesentlich gebessert. Inzwischen wurde die Missionstätigkeit nach Kräften fortgesetzt. Dieselbe bestand vorzugsweise in der Erziehung der Kinder, Knaben und Mädchen, in der Krankenpflege, die sich namentlich den Eingeborenen zuwandte, in der Seelsorge der eingewanderten katholischen Goanesen und Europäer. In den beiden Missionshäusern zu St. Ottilien befinden sich über 200 erwachsene Mitglieder; dazu noch eine Anzahl studierender Knaben und Jünglinge.

III. Die apostolischen Vikariate Unyanembe, Viktoria-Nyanza und Tanganyika. 1) Unyanembe. Die 1891 von P. Gerboin im Lande Ushirombo gegründete Station ist inzwischen vollendet worden. Sie liegt auf einer Anhöhe nahe beim Wasser, zehn Tagereisen von Bukumbi am Viktoria-See entfernt. Das Hauptgebäude mit Kapelle hat eine Länge von 57 Meter, eine Breite von 4 Meter und eine Höhe von 4 Meter. Zur Rechten erhebt sich das Wohnhaus für die Kinder und zur Linken die Schule. Die umwohnenden Stämme kommen den Missionaren mit großer Freundlichkeit entgegen und zeigen Verlangen, sich unterrichten zu lassen. Doch wurden der Mission harte Prüfungen nicht erspart. Eine Karawane von der Küste sollte auch für sie notwendige Ausrüstungsgegenstände nach Bukumbi bringen. Leider wurde dieselbe vier Tagereisen von ihrem Bestimmungsorte von Negerbanden überfallen und geplündert. Die verheerende Rinderpest, welche in Usukuma wütete, verbreitete sich auch nach Ushirombo und vernichtete alles Vieh, den einzigen Besitz der Eingeborenen.

2) Viktoria-Nyanza. In Bukumbi starb am 18. November 1891 der um die Mission hochverdiente P. Schynse. Über seine letzte Reise um den Viktoria-Nyanza nach Buddu hinterließ er ein Tagebuch, das mit Briefen über seine Reisen von der Küste zum Viktoria-See von der Görres-Gesellschaft veröffentlicht wurde: P. Schynse's letzte Reisen. Briefe und Tagebuchblätter, herausgegeben von Karl Hesper, Köln 1892. Durch die unglückseligen Wirren in Uganda (englische Interessensphäre), bei welchen durch die Schuld der Agenten der Britisch-Ostafrikanischen Gesellschaft eine Reihe blühender Stationen zerstört wurde, sind die Missionare des Vikariates Viktoria-Nyanza gehindert worden, die geplante Station im Lande der Baziba unweit der deutschen Station Buloba anzulegen. In einem soeben aus Buziba angelangten Briefe vom 19. Juni 1892 wird gemeldet, daß sie die Gründung einer Station unweit der Residenz des Häuptlings Moampi, 1½ Stunde von Buloba entfernt, begonnen haben.

3) Tanganyika. Die Stationen an diesem See machen erfreuliche Fortschritte. Karema zählte anfangs 1892 gegen 2000 Christen, befreite Sklavenkinder und eingeborene Katechumenen, Kibanga ebenfalls gegen 2000, Mumbi gegen 4000, Mpala 2000, Mututu ca. 400.

Leider dauern die Sklavenjagden der Araber auf dem westlichen Ufer des Sees im Gebiete des belgischen Kongostaates noch immer fort. P. van Dost meldet von Mpala, daß außer den zahlreichen Sklavenjagden in Manyema die Landschaften Ubembe, Ubwari, Ugoma, Itawa verwüstet und entvölkert worden seien. P. Coulbois, der 9 Jahre am Tanganyika weilte, machte eine Zusammen-

siehung der Posten und Streitkräfte der muhammedanischen Sklavenjäger und Händler, aus welcher sich ergibt, wie notwendig eine baldige Besetzung der Seeufer durch ausreichende deutsche und belgische Militärstationen ist, wenn nicht das Land gänzlich entvölkert und dadurch vollständig wertlos werden soll. P. Moinet berechnet, daß in 6 Monaten 10000 Wabembe von den Sklavenjägern getötet, zu Sklaven gemacht oder durch Verwüstung des Landes vor Hunger gestorben sind.

Das deutsche Missionshaus der Weißen Väter zu Marienthal in Luxemburg nimmt einen guten Fortgang. Außer der eigentlichen Missionschule für die Böglinge, welche Priester werden, enthält es für die Brüder eine Acker- und Gartenwirtschaft, sowie Werkstätten für die verschiedenen Handwerke.

Kamerun. Die Mission der Pallotiner zählt jetzt 3 Stationen: Marienberg (Tototown), Kribi und Edea. In Marienberg wurde neben den bereits früher errichteten Gebäuden, Wohnhaus, Schule mit Kapelle, Werkstätten ein zweistöckiges Haus für Schwestern, welche Krankenpflege und Jugendzucht übernehmen sollen, vollendet. Dasselbe ist aus gebrannten Ziegelsteinen, welche die Brüder der Mission herstellten, gebaut. Die Schule zählt 55 Böglinge. Auch in Kribi ist Wohnhaus und Schule fertig. Die letztere wird von 25 Kindern besucht. Die Station Edea an den Fällen des Sannaga wurde ebenfalls vollendet. Doch zeigt die dortige Bevölkerung noch nicht das gewünschte Zutrauen, da sie von den Batoko-Händlern gegen die Europäer aufgehetzt wird. Einen guten Wirkungskreis fand die Mission auf der Militär-Station Edea bei den dort anwesenden Dahomeern. Am 4. Oktober 1892 reiste die dritte Missions-Expedition der Pallotiner, bestehend aus einem Priester, drei Brüdern, sechs Schwestern von Liverpool nach Kamerun ab.

Das deutsche Missionshaus der Pallotiner, zur Zeit in Masio in Oberitalien, welches bereits 40 Böglinge aus Bayern, Rheinland, Westfalen, Baden, Württemberg zählt, ist nach Limburg an der Lahn verlegt.

Togo-Gebiet. Togo-Land gehörte bisher zur apostolischen Präfektur Dahome, welche, wie die Vikariate von Benin, der Goldküste und des unteren Niger, der Gesellschaft der Lyoner Missionare anvertraut war. Diese hatten früher in Togo die Station Atakpame, welche zeitweilig aufgegeben werden mußte, da die beiden dort ansässigen Missionare am Fieber erkrankten und starben. In diesem Jahre wurde von der apostolischen Präfektur Dahome eine neue, Togo, abgetrennt und der deutschen Missionsgesellschaft vom göttlichen Wort in Steyl übertragen. Am 17. Juli fand in Anwesenheit des Erzbischofs von Köln und des Vorstandes des Afrika-Vereins die Aussendung der ersten für Afrika bestimmten Steyler Missionare, 2 Priester und 3 Brüder, statt. Dieselben kamen im September wohlbehalten in Quittah an. Eine zweite Expedition soll der ersten bald folgen. — Die Missionsgesellschaft gründete 1892 ein neues Missionshaus, insbesondere zur Heranbildung deutscher Missionare für Afrika, in Neuland bei Neisse in Schlessien. Dasselbe hat schon drei Priester und sechs Brüder.

Der Centralvorstand beschloß, die Summe von 45 000 Mk. unter Berücksichtigung der Bedürfnisse und der Anzahl der Stationen an die

verschiedenen in den afrikanischen Schutzgebieten thätigen Missionsgenossenschaften zu verteilen und verlegte die nächste Hauptversammlung in den Monat März 1893. Er richtet an alle Zweigvereine die dringende Bitte, die Beiträge für 1892 möglichst bald einzusammeln und dem Schatzmeister zu übermitteln.

Ohne einige Betrachtungen werden hoffentlich unsere Leser den vorstehenden Bericht unseres verehrten Vorstandes nicht aus der Hand legen. Auch wir wollen einige Gedanken daran knüpfen.

Im Ganzen sind wir von den Resultaten der letzten 9 Monate nicht überrascht. Wohl möchten wir im Interesse Afrikas mehr wünschen, aber wir haben nicht mehr erwartet.

Das Bild, welches Herr Kanonikus Hesper, unser verdienter Vizepräsident und Mitglied des Kolonialrates — Se. islamitische Majestät von Zanzibar ehrte ihn, den katholischen Priester, neulich durch Verleihung seines höchsten Ordens, wozu wir herzlichst gratulieren — von der Entwicklung der katholischen Missionen entwarf, ist ein recht erfreuliches. Aber es ist doch nur ein erfreulicher Anfang. Afrika ist ungeheuer groß und giebt uns noch ungeheuer viel Arbeit. Deshalb müssen wir sorgen, auf alle Weise Mittel flüssig zu machen. Die Frage, wie erhalten wir möglichst viel Geld für unsere Missionsthätigkeit, ist die einzige, mit deren Lösung wir uns zu befassen haben. Sie wird aber nicht gelöst ohne allseitige energische Thätigkeit.

Der vorstehende Bericht konstatiert, daß keine neuen Diözesanvereine gegründet sind; nur 10 Diözesen haben solche. In mehreren anderen giebt es mehr oder weniger Zweigvereine, aber der Zusammenschluß in Diözesan-Verbände fehlt. Unser verehrlicher Centralauschuß hat ohne Zweifel die nötige Anregung dazu gegeben, weshalb er keinen Erfolg hatte, mag hier unerörtert bleiben.

Wir möchten aber auch hinzufügen, daß die Zahl der Zweigvereine nicht gewachsen ist, obwohl wir das nicht statistisch nachweisen können. Wir, d. h. die Redaktion dieses Blattes, haben uns häufig an solche Personen gewandt, welche Interesse für die Sache kundgaben, haben sie gebeten, die Gründung eines Zweigvereins anzustreben, haben die nötigen Propaganda-Schriften zur Verfügung gestellt u. s. w. In manchen Fällen gelang das Werk, in den meisten nicht. Die betreffenden Leute, welche Begeisterung für die Sache zeigten, fanden Widerstand an jener Stelle, wo sie Hülfe erwarteten; die Personen, welche hätten sollen den Vorstand bilden, weigerten sich oder arbeiteten entgegen, und so fiel der Plan ins Wasser. Diese Erfahrungen hat der Schreiber dieses bis zum Überdruß gemacht. Nach unserer Überzeugung ist es absolut unmöglich, die so sehr wünschenswerte Vereinigung aller deutschen Katholiken im Afrika-Vereine zu erreichen. Wenn wir von den circa 10 000 deutschen Pfarreien die Hälfte zu uns heranzögen und dann in

jeder der gewonnenen Pfarreien ein Drittel der Erwachsenen, so würden wir Großes geleistet haben.

Dazu kommt, daß Hunderttausende von deutschen Katholiken absolut kein Verständnis haben von dem Wesen des Afrika-Vereins. Sie kennen den Verein kaum dem Namen nach. Es giebt nichts Schwerfälligeres, als das große Publikum. Oftmals erhalten wir noch heute, nach vier Jahren der ausgedehntesten Propaganda, Anfragen, welche beweisen, daß alles Bisherige entweder nicht gelesen oder nicht verstanden ist. Wenn wir dann zum tausendsten Male die Zwecke des Vereins und die Verdienstlichkeit des Missionswesens klar gemacht haben, so erhalten wir oftmals — keine Antwort.

Wer wie wir all die Schwierigkeiten des Werkes durchgemacht hat, wundert sich nicht, wenn er sieht, daß das hoffnungsvolle Werk allmählig zum Stillstand gekommen ist, daß es sogar anscheinend zurückgeht.

Von einem wirklichen Zurückgang wollen wir nicht reden; wir würden unsern Katholiken Unrecht thun. Wir behaupten, ebenfalls auf unsere Beobachtungen und Korrespondenz gestützt, daß das Interesse für die afrikanischen Missionen im Fortschreiten ist, selbst wenn die Ziffern des Afrika-Vereins sich verkleinern. Es giebt Tausende von Katholiken, welche gar nicht Mitglieder des Afrika-Vereins werden wollen, weil sie sagen: wenn ich den Missionaren etwas zuwenden will, habe ich doch Gelegenheit genug dazu. Es giebt auch genug Mitglieder des Afrika-Vereins, welche regelmäßig ihren Beitrag zahlen, weit mehr aber direkt an die betreffenden Missionen senden. Das kommt für uns ganz auf eins heraus, den das eine wie das andere dient demselben Zwecke, und gerade im Punkte der christlichen Liebe muß unbedingte Freiheit herrschen. Gerade heute sendet uns ein Wohlthäter — nicht zum ersten Male — 600 Mk., zu verteilen an drei bestimmte in Afrika wirkende Gesellschaften, zwei anderen sagt er weitere Gaben zu. Von ganzem Herzen rufen wir dazu Bravo! und wir werden uns wohl hüten, den freundlichen Geber aufzufordern, doch alles der Afrika-Kasse zuzuwenden, die ja die Verteilung vornehmen könne. Er würde mit Recht antworten, das ist meine Sache.

Die Christianisierung Afrikas ist in erster Reihe Sache der Kirche, in zweiter Reihe Sache der von ihr damit betrauten Orden oder Kongregationen, und endlich Sache des katholischen Volkes. Der Papst übergiebt den betreffenden Orden bestimmte Gebiete; seine Sendung kann man in die zwei Sätze zusammenfassen: „Gehet hin und lehret,“ nämlich die armen Heiden, und „bittet, so wird euch gegeben werden,“ nämlich von denen, die sich Glieder der Kirche Christi nennen. So kommen denn die Missionare, klopfen an unsere Thüre, schildern uns in lebendigen, gedruckten oder geschriebenen Worten ihre Bedürfnisse, und wir geben ihnen, wie man den Boten Gottes giebt, nicht einen statutengemäßen

Beitrag, sondern was unsere Kasse erlaubt. Als Gegenleistung nehmen wir die geistigen Vorteile, welche sie uns im Auftrage dessen vermitteln, der sie gesandt hat. Das ist eine erhebende, wunderbar schöne Einrichtung in der katholischen Kirche, für welche auch der einfachste Christ, der Ärmste im Geiste, wie die hl. Schrift sagt, Verständnis hat. So hat jeder Orden, jede Kongregation ihr Füllhorn von Gnaden, das sie über Jene ausschütten, die ihnen mit einem kleinen Teile ihres Überflusses zu Hilfe kommen, und alle — zum Lobe unseres katholischen Volkes müssen wir es sagen — finden freudiges Gehör. Wie viele Katholiken giebt es nicht, die alljährlich den Patres Benediktinern in St. Ottilien, den Vätern vom göttlichen Wort in Steyl, den Vätern der Frommen Missionsgesellschaft, den Weißen Vätern, den Vätern vom hl. Geiste und selbst noch anderen Orden ihre Gaben zuwenden, nur um sich überall Verdienste zu erwerben! Das ist hocherfreulich, und die Erfolge dieser echt katholischen Freigebigkeit haben wir ja vor Augen. Man betrachte doch einmal die weitläufigen Missionsanstalten in Steyl, St. Ottilien, Müdling etc.; wie viele Millionen Beweise christlicher Wohltätigkeit waren dazu nötig, um diese großartigen Werke zu schaffen! Von den großen Summen, welche alljährlich zum Loskauf von Sklavenskindern, zur anderweitigen direkten Unterstützung der Missionen gegeben werden, wollen wir gar nicht reden.

Nehmen wir es deshalb nicht so ernst, wenn die Beiträge zum Afrika-Verein etwas geringer geworden sind. Die Beiträge für die afrikanische Missionsthätigkeit im allgemeinen sind gewachsen und mit Gottes Hilfe werden sie noch immer steigen. Ein Missionshaus nach dem andern wächst aus dem deutschen Boden hervor, alljährlich werden mehr Glaubensboten aus den glühenden Sandwüsten Afrikas zu uns kommen, um ihre angegriffene Gesundheit zu stärken, aber auch, um ihre glühende Begeisterung auf uns zu übertragen und sich bei uns Mittel zu holen zu weiterer, frischer Arbeit. So wird die Bewegung für unser Afrika, für unsere schwarzen Brüder nicht ab-, sondern zunehmen und die Erfolge werden wir, wenn auch nicht in den Abrechnungen unseres Vereins, sicher aber in den neuen Schöpfungen der Missionsthätigkeit bei uns wie in Afrika sehen.

Der Afrika-Verein hat in dieser Bewegung eine große und ehrenvolle Rolle zugewiesen erhalten. Er soll dazu beitragen, das Feuer der Begeisterung zu erhalten und immer von neuem anzufachen; er soll die katholische Missionsthätigkeit nach oben vertreten, mit seinen Geldern den Kongregationen nach Maßgabe ihrer Bedürfnisse unter die Arme greifen, für sie, wenn es sein muß, eintreten bei den Mächtigen des Reiches. Ein eigentlicher Missionsverein ist er ja nicht, aber ein sehr wertvoller Bundesgenosse, ein Protektor der Missionsgesellschaften; und deshalb möchten wir wünschen, daß jeder Katholik sich ihm anschließe. Der geringe Beitrag von jährlich 1 Mk. ist sicher kein Hindernis, auch dieser Beitrag kommt ja den Missionen zu gute.

Wer dann noch außerdem den Missionsgesellschaften besondere Gaben zuwenden kann und will, findet auch dazu sattfam Gelegenheit. Sie verdienen es alle, und alle in gleichem Maße, sowohl diejenigen, die bereits auf deutschem Boden bestehen, als auch jene, welchen unsere Grenzen leider noch nicht geöffnet sind, die aber trotzdem für Deutschlands und seiner Katholiken Ruhm in den deutschen Kolonien arbeiten.

Der Herausgeber.

Die Religion der Neger in Afrika.

IX.

Aberglaube (Fortsetzung); Geister-Glaube und -Verehrung

Unter den geheimnisvollen, unsichtbaren Wesen, diesen Göttern niederer Ordnung, bilden die bösen Geister die weitaus größte Zahl; diese teilen sich aber das Regiment auf Erden: so giebt es böse Wald-, See- und Landgeister, auch in wüsten Gegenden halten sich böse Geister auf. Bei den Adumas (am oberen Ogowé im französischen Kongo) — wir geben hier einen kurzen Auszug aus dem interessantesten eingehenden Bericht des französischen Missionars P. Joffet*) — hauset im Dickicht des Waldes ein mächtiger geheimnisvoller Geist, namens Ngoï. Die Verehrung desselben wird des Nachts im Walde begangen und nur Männer, die unter sich einen Geheimbund bilden, dürfen an dieser Verehrung, die stets bei einer Leichenseier stattfindet, teilnehmen. Von vier Männern des Geheimbundes wird die zu bestattende Leiche in den Wald getragen, wobei sämtliche Mitglieder jenes Bundes das Geleit geben. An der Begräbnisstelle wird dann ein großes Holzfeuer angezündet. . . . „Bei dem unbestimmten Glanze erscheinen die Männer, welche im Kreise die Brände umringen, wie Schatten; man möchte sagen, höllische Geister seien der Erde entstiegen, um hier ihre höllischen Tänze abzuhalten. Ein Götzenpriester steigt auf einen Baum; eine starke, lange Liane wird herabgelassen, und bald schwankt der entfeelte Körper in der Luft“ . . . — zugleich hört man die dumpfen Schläge des Tamtam und das schaurige Geheul der Wilden — „plötzlich senkt sich die Leiche langsam wieder herab. Von allen Seiten stürzt man mit dem Messer in der Hand auf dieselbe los. . . . Nun folgt eine Szene, die an Scheußlichkeit ihresgleichen kaum finden dürfte.“ Der zumeist schon in Verwesung übergegangene Leichnam wird nämlich von den Wilden verzehrt. Dies nennt man die Verehrung des Ngoï!

Auch die Frauen bei den Adumas haben ihren eigenen Götzen, den mächtigen Waldgeist Lisimu. An der Verehrung dieser Gottheit dürfen auch die Männer teilnehmen. An einem freien Platze im Walde wird aus einem Holzloß ein rohes Bild verfertigt; „Augen und Mund-

*) Kathol. Miss. 1890, 7, S. 146 ff.

höhle werden ausgebohrt, während ein Holzstückchen die Stelle der Nase vertritt. Die Arme werden aus Erde gebildet und ein paar Klöße dienen der Gottheit als Beine. Das Ganze gewährt einen scheußlichen Anblick und könnte sogar einem Beherzten Furcht einjagen. Um diesen Götzen herum tanzt nun das Volk, singt und bedeckt sich mit Erde.“ . . . Zuletzt stürzt sich dann die ganze Menge vom Tanz ermüdet, in Schweiß gebadet und mit Erde bedeckt, in die Fluten des Ogowé, um ein reinigendes Bad zu nehmen.

In der Tiefe dieses Flusses wohnt der große Wassergeist Mangongo. Bevor die Adumas diesen Fluß befahren, stellen sie sich unter den Schutz des Mangongo. Beim Passieren einer gefährlichen Stelle, wenn die Pirogue von einer feindlichen Woge erfaßt und erschlagen wird und unterzugehen oder an einen Felsen zu zerschellen droht, schreien die Neger zu ihrem Götzen auf.“*) — Die Verehrung dieses Geistes ist, wie beim Ngoï, ein Geheimkult, an dem nur Männer teilnehmen und einen Geheimbund bilden. Die Ausnahme in denselben geschieht mit großer Feierlichkeit. Die Männer flehen zum großen Geiste, daß er heraufsteigen möge aus seinem nassen Reiche, um der großen Feier beizuwohnen. Bald hört man ein mächtiges Getöse, das durch das ganze Dorf hinschallt: das ist, sagen sich die Eingeborenen, die Stimme des großen Mangongo, der erschienen ist und in seinen heiligen Tempel einzieht. Der in den Geheimbund Aufzunehmende wird jetzt feierlich in den Tempel geführt, wo vorher in einem Gefäß eine Art Brei zubereitet ist. „Ein Eingeweihter packt dann den Kandidaten und reibt ihm mit der erwähnten Masse, die mit Pfeffer durchseht ist, die Augen. Während dieses Vorganges erhebt Mangongo ein so furchtbares Geheul, wie es kaum eine menschliche Kehle hervorbringen kann. Draußen klatschen die Anwesenden in die Hände und singen das Lob ihrer erhabenen Gottheit. Mit einem Male entflieht der Geist; der Neuaufgenommene reißt die Binde von den Augen; doch Mangongo hat bereits das Ufer wiedergewonnen. Noch für kurze Zeit sieht man eine schwere Masse sich in den Wogen wälzen, dann ist alles verschwunden.“**) Natürlich ist alles, sagt der Missionar hinzu, ein reines Gaukelspiel: Mangongo ist kein anderer — unsere Leser haben dies längst erraten — als der Götzenpriester, welcher sich in der Hütte versteckt und jenes Geheul ausgestoßen hat und zuletzt insgeheim einen mächtigen Klotz in die Fluten des Ogowé wirft, der dann von dem aus der Ferne zuschauenden Volke als der große Geist angesehen wird, welcher jetzt wieder zu seiner feuchten Wohnung hinabsteigt.

In Ostafrika, am Kilima-Ndscharo, werden die bösen Geister, die dort sehr zahlreich sind, Pepo, Wasimu genannt, welche in Flüssen und Seen, Wäldern und Höhlen wohnen. Ein solcher böse Geist ist der Waldgeist Simu. Er wohnt in kleinen Hütten, welche ihm die

*) Kath. Miss. 1890, 8, S. 162.

**) Daf. S. 163.

Basaramo an den Wegen in der Nähe eines Waldes errichtet haben. Jeder Vorübergehende, welcher an jenen heil. Stätten nicht eine Opferspende darbringt, wird von dem Geiste gefressen oder mit schwerer Krankheit bestraft. Mancher aber weiß diesen Teufel zu überlisten: in die Nähe einer heil. Hütte gekommen, fängt er an zu singen oder zu trommeln; dann muß der Geist tanzen und kann jenem nicht schaden. „Es ist aber ein echter Teufelstanz, den Simu aufführt: Kopf, Arme und Beine trennen sich vom Rumpfe, die Augen fallen aus ihren Höhlen und die Zähne aus dem Munde und ein jeder dieser Körperteile tanzt für sich; beim Morgengrauen fügt sich wieder Glied an Glied und der Waldgeist verschwindet.“ *)

Neben diesen sehr gefürchteten bösen Geistern giebt es viele Kobolde, welche sich unter den verschiedensten Gestalten umhertreiben. Die meisten Negerstämme halten sie für harmlose, neckende Geister, einige aber für feindliche, böse Wesen. Bei den Zulu sind besonders zwei Gespenster gefürchtet, Iskantsi und Uhili. Ersterer wohnt in einer Schlange, nimmt aber auch zuweilen eine andere Gestalt an. Wer diese anblickt, muß sterben. Wie Iskantsi wohnt auch Uhili im Wasser, das er oft verläßt unter der Gestalt eines Zwerges und sich oft tief ins Land hinein begiebt. — In den Wäldern des Kilima-Ndscharo treibt sich ein neckischer Kobold herum, Namens Kinguha **). In der Gestalt eines schwarzhäutigen Zwerges drängt er sich an den nächtlichen Wanderer heran und sucht ihn im Walde irre zu führen, ohne ihm indes Schaden zuzufügen. Dieser Kobold trägt einen langen, schmalen Stein, der die wunderbare Kraft besitzt, jenem die Gestalt eines Zwerges zu geben. Wenn aber der Wanderer so mutig und geschickt ist, den Zwerg bei seinen langen Haaren zu fassen und tüchtig zu schütteln, so läßt dieser den Zauberstein fallen. Damit verliert der Zwerg aber auch alle Lebenskraft und stirbt; der neckische Geist aber nimmt die Gestalt eines Tieres an.

Eine große Rolle spielt in der abergläubischen Verehrung überirdischer Wesen bei den Negern die Verehrung der abgeschiedenen Seelen, die

Ahnenerverehrung.

Diese abgeschiedenen Seelen werden den guten oder bösen Geistern beigezählt, je nachdem sie dem Menschen freundlich oder feindlich gesinnt sind. Bei einigen Negervölkern wie den Masipas findet sich die Vorstellung, daß die guten Geister über die abgeschiedenen Seelen Gericht halten und entscheiden, ob sie zu Leza in den Himmel eingehen oder der Schar der bösen Geister zugesellt werden soll; durchgehendes aber herrscht die Ansicht, daß die Seelen der Verstorbenen auf Erden bleiben, gewöhnlich in der Nähe ihrer früheren Wohnung oder der Stätte, wo ihr Leib beigezählt ist.

*) Schneider a. a. D. S. 159.

**) S. Das. S. 160.

Freundschaft wie Feindschaft bewahren die abgeschiedenen Seelen über das Grab hinaus, freundlich oder feindlich greifen sie wie die Geister in die Geschicke der Menschen ein. Mit den Geistern haben jene Seelen auch dieselben irdischen Bedürfnisse gemein, und wenn die Zurückgebliebenen, die dem Verstorbenen früher nahe standen, ihm ein treues Andenken bewahren, fortwährend Nahrungsmittel auf sein Grab legen, so können sie seines unsichtbaren Schutzes und Beistandes gewiß sein. Je größer das Ansehen und je höher die Stellung eines Verstorbenen einst war, desto größere Verehrung wird ihm jetzt erwiesen; ein mächtiger Häuptling z. B. wird nach seinem Tode unter die Götter versetzt und ihm vom ganzen Stamm geopfert. Wenn in Dahomey ein König stirbt, werden zu seiner Ehre, um seinen Schutz zu erhalten über seinem Grabe von seinem Nachfolger Wochen hindurch zahlreiche Menschenopfer dargebracht. Der Sarg des königlichen Leichnams besteht aus Ebon, der mit dem Blute von 100 hingeschlachteten Kriegsgefangenen zusammengeknetet ward. Ihm folgen lebendig in das Grabgewölbe 24 Weiber, 80 Hofsängerinnen und 50 Krieger mit dem Auftrage, den König im Schattenreiche zu bedienen *).

Besondere Verehrung genießen die Manen der Verstorbenen in Ost-Afrika wie bei den Masipas am Tanganjika. Über die bei diesen Negern herrschende abergläubische Totenverehrung giebt uns der französische Missionar in den „Katholischen Missionen“ einen interessanten Bericht, dem wir hier einiges entnehmen. Von den Masipas werden die Seelen verstorbenen Ahnen Mizimu genannt. Diese geistern gewöhnlich an den Orten herum, wo sie früher gelebt haben. In der Nähe von Dörfern hat man darum den Verstorbenen Strohhütten errichtet, wo man ihnen Nahrungsmittel hinlegt. Viele Mizimu aber läßt die Phantasie dieser Eingeborenen wohnen in Quellen und Flüssen, besonders aber in der Tiefe des Tanganjika. In der Nähe des Vorgebirges Raboga bei Udschibtschi hauset Mizimu Raboga. Hier verursachen die Gewässer des Tanganjika ein starkes Getöse und ein mächtiges Brausen, das weithin vernehmbar ist. Die Einbildungskraft der Neger hält diese Naturerscheinung für die Stimme des mächtigen Raboga. „Hörst Du?“ sagen sie zu einander, „das ist die Stimme des Mizimu von Raboga, er verlangt nach Opfern“ **). Die vorüberfahrenden Schiffer bringen Raboga Perlen dar, indem sie stehen: „Du erhabener Geist, Du großer Herrscher! Du nimmst alle Menschen, Du tötest alle Menschen, laß uns nur ungeschoren“ ***). — In der Nähe von Kirando wohnt in der Tiefe des Sees Mizimu Mwuna. Kein Schiffer, Neger wie Araber fährt hier vorüber, ohne diesem Geiste den Tribut an Perlen, Elfenbein oder Kupferdraht darzubringen. Nyanga, Priester des Mwuna, nimmt diese Opfer in Empfang; er allein hat das Recht, sie auf-

* Schneider a. a. D. S. 119.

** Kath. Miss. 1890, S. 50.

*** Schneider a. a. D. S. 153.

zubewahren, während, wie er versichert, jeder andere, der sich dem heiligen Schatz nähern würde, von Mwuna mit einem schrecklichen Tode bestraft würde.

Die Ahnenverehrung finden wir bei allen Negervölkern; wie bei dem Geisterglauben und der Geisterverehrung wechseln auch hier oft die Namen der Verstorbenen bei den einzelnen Stämmen, aber die Vorstellungen über das Fortleben der abgeschiedenen Seelen und ihr Wirken im Jenseits sind überall wesentlich dieselben. — Wir haben jetzt noch über eine besondere Art von Aberglauben zu sprechen, die der „Religion“ der Neger, so eigentümlich und wesentlich ist, daß diese den Namen davon erhalten hat, nämlich über den Fetischismus.

Schluß folgt.

Aus Uganda

liegt uns ein langes Schreiben des hochw. Herrn Bischofs Hirth an seine Oberen vor, das wir ganz mitteilen wollen. Das Interesse, welches wir Katholiken an dem unglücklichen Lande nehmen, wächst mit jedem Tage und ist noch fortwährend im Steigen. Nachstehender Brief läßt uns einen tiefen Blick in die durch protestantische Verfolgungswut traurige Lage der Katholiken wie des Landes thun. Bestätigt wird sein Inhalt teilweise durch Lugard selbst. Dieser erklärte nämlich in London, wo er auf seinen traurigen Vorbeern ausruht: wenn die englische Regierung die Protestanten im Stiche lasse, so müßten die Protestanten sich entweder mit den Muhammedanern verbünden (wie Lugard selbst es that) oder aber das Land verlassen; in jedem Falle gäbe es großes Blutvergießen. Die anglikanische Missions-Gesellschaft hat dem Bischof Tucker anheim gegeben, mit seinen Leuten Uganda zu verlassen, wenn er es für notwendig halte. Demnach scheint das Strafgericht Gottes nicht mehr weit zu sein.

Lassen wir nun Bischof Hirth reden. Er schreibt:

Kiziba, 15. Juni 1892.

Wiewohl Sie mit mir zu gerechtfertigter Ungeduld auf häufigere Nachrichten über die Verfolgung warten, die wir noch immer in dem gewaltsam protestantischen Uganda auszustehen haben, sind unsere Missionare leider nur ab und zu im Stande, Ihnen einen Widerhall der Klagen unserer so schwer geprüften Glaubensgenossen zukommen zu lassen. Da ich für meine Person im Lande der Baziba, westlich vom Nyanza-See, wo wir unter tausend Schwierigkeiten an der Errichtung einer neuen in Aussicht genommenen Station arbeiten, schon seit mehreren Monaten mich festgehalten sehe, so werde ich auch nur in langen Zwischenräumen über die jüngsten Ereignisse in Uganda auf dem Laufenden gehalten. Zudem ist die Schifffahrt über den See nicht mehr offen, seitdem die

Protestanten alle Boote auf den See-Inseln weggenommen haben, und der Landweg über Buddu ist wegen der in der Regenzeit stark angewachsenen Sümpfe fast unpassierbar, und die Verbindung recht schwierig.

Was ist nun aus meinen teuern Schäflein geworden? Wo sind unsere 50 000 noch vor kurzem über ganz Uganda wie ausgefäeten Christen? Das weiß ich in der That leider noch nicht zu sagen. Die paar Tausend Neubekehrten, welche die Verfolgung angethan mit dem Taufkleide und demzufolge befestigt und gestärkt im Glauben antraf, sammeln sich zu Gruppen und finden sich immer zahlreicher in Buddu ein. Aber was soll aus der übergroßen Menge der einfachen Katechumenen werden, welche unsern stets allzu spärlichen Missionaren noch nicht zugänglich wurden und die ihren ersten Unterricht im Katechismus und die ersten Glaubensbegriffe lediglich dem Häuptling zu verdanken hatten, dem sie unterthan waren? . . . Sie sind ohne Gnade und Barmherzigkeit an die Irreligion ausgeliefert. Infolge der harten Bedingungen, welche ganz kürzlich die englischen Befehlshaber unter dem Druck der protestantischen Schwarzen den in der einzigen und alleinigen Provinz Buddu zusammengepferchten Katholiken stellte, sind uns diese Spätlinge unter unsern Bekehrten nunmehr so gut wie unzugänglich. Und leider stehen sie auch noch nicht gefestigt genug da, um für den Heiland all ihr Hab und Gut auf Erden hinzugeben und Ihm zu Liebe die Verbannung der Irreligion vorzuziehen. — Über den wahren Grund zu dem vor einem halben Jahre gegen die Katholiken in Szene gesetzten Krieg kann jetzt schlechterdings kein Zweifel mehr obwalten. Denn selbst seit dem schmählichen Vertrage vom 5. April (1892), der uns nicht etwa wieder zu der schon so lange geforderten Glaubensfreiheit verhelfen, aber doch wenigstens den Frieden im Lande durch vollständige Unterwerfung unter das souveräne Belieben der uns regierenden protestantischen Obrigkeit wiederherstellen sollte, dauert die Verfolgung noch immer in unverminderter Heftigkeit fort. Mit gleicher Wut sehen sich Häuptlinge und Volk verfolgt. Zu Gunsten des englischen Forts wollen wir anerkennen, daß es jetzt schützend einzuschreiten und die Gewaltthatigkeiten abzuurteilen bestrebt ist. Aber bei jedem neuen Anlauf stellt sich eine Ohnmacht heraus. Seit zwei Monaten haben zwar die Engländer damit begonnen, die in Schaaren von allen Ecken des Landes in die freiwillige Verbannung ziehenden Katholiken von Mengo bis Buddu durch militärische Bedeckung zu schützen. Aber wievielen der Unglücklichen nützt dieser Schutz so gut wie gar nichts, da man sie auf dem Wege einfach durch Gewalt am Weiterziehen hindert! Die Männer werden gänzlich ausgeplündert und ausgeraubt, grausam mit Schlägen mißhandelt und dann ihrem Schicksal überlassen, während man die Weiber und Kinder immer mit Gewalt in die Sklaverei fortschleppt. Man hält sich eben zu Allem befugt gegen diejenigen, die im Lande, bezeichnend genug, „die Sklaven des Forts“ heißen. Den Nil entlang, in den Sumpfebenen und Wäldern von Papyrusstauden, die den Fluß bei seinem Austritt aus dem Nyanza-See zu beiden Seiten umgeben, halten sich Tausende von Katholiken auf, die entweder Hungers sterben oder beim Verlassen ihrer Schlupfwinkel den bereits auf sie lauerten Geiern zur Beute fallen werden. — Vor allem hat man es auf unsere Häuptlinge abgesehen. Ihre Frömmigkeit und ihr Glaubenseifer sind zu bekannt, als daß sich

nicht der Haß mit verdoppelter Schärfe gerade gegen sie wenden sollte. Eine ganze Reihe von Häuptlingen, und zwar gerade die einsichtigsten und einflußreichsten, hat man aus Amt und Würden verjagt und Protestanten an ihre Stelle gesetzt. Und auf die Mitglieder der königlichen Familie nimmt man gerade die allerwenigste Rücksicht. Nichts blieb unversucht, um verschiedene ebenso reiche als über großen Einfluß gebietende Prinzessinnen zum Abfall vom wahren Glauben zu bringen. Hier muß ich namentlich die Kubuga, die Schwester des Königs, eine edle und fromme Christin, rühmend hervorheben, die mit der ganzen glühenden Begeisterung einer Neubekehrten dem Glauben anhängt.



Innere der kath. Kirche von Sansibar.

Voriges Jahr am Pfingstfeste hatte sie die heilige Taufe empfangen, und kaum acht Monate später trat sie für ihren Glauben auf mit dem Heldennute einer vollendeten Belenerin. Vor dem Ausbruche der Verfolgung teilte sie sich mit ihrem Bruder, dem Könige, in die Verwaltung und in die Einkünfte des Königreiches und zwar nach herkömmlichem Brauche mit dem Titel einer Königin. Noch ganz kurz vor dem 24. Januar, an welchem Tage die Protestanten bekanntlich ihren Verrat in Szene setzten, heiratete sie den Mujasi, d. h. den Oberbefehlshaber der gesamten Kriegsmacht des Landes, der beim Könige in hoher Gunst stand und sich als Christ ebenso sehr wie als Krieger auszeichnete. Gleich nach den ersten Niedermetzelungen zeigte sich die Prinzessin an Mut und Hingebung ihres hochherzigen Gemahls würdig. Sie ließ ihren Rang und alle ihre irdischen Güter um des Glaubens willen fahren und folgte den Katholiken in die Verbannung. Mit ihrem Gemahl Gabriel befand sie sich auf der Insel Bulungugwe, als die Protestanten zur Verfolgung des Königs und zur Gefangennahme der zahlreich dahin geflüchteten Frauen ebendorthin kamen. Als sie sah, daß ihr Gatte beim heftigsten Sturm des Angriffes sich einem sichern Tode aussehte, um sie zu befreien, da brachte sie

die heilige Taufe empfangen, und kaum acht Monate später trat sie für ihren Glauben auf mit dem Heldennute einer vollendeten Belenerin. Vor dem Ausbruche der Verfolgung teilte sie sich mit ihrem Bruder, dem Könige, in die Verwaltung und in die Einkünfte des Königreiches und zwar nach herkömmlichem Brauche mit dem Titel einer Königin. Noch ganz kurz vor dem 24. Januar, an welchem Tage die Protestanten bekanntlich ihren Verrat in Szene setzten, heiratete sie den Mujasi, d. h. den Oberbefehlshaber der gesamten Kriegsmacht des Landes, der beim Könige in hoher Gunst stand und sich als Christ ebenso sehr wie als Krieger auszeichnete. Gleich nach den ersten Niedermetzelungen zeigte



Befreite Sklaven.

das Opfer ihrer eigenen Freiheit und lieferte sich in die Sklaverei aus, um denjenigen zu retten, den sie liebte und der, wie sie wohl wußte, die Hauptstütze des Königs war. Gottes Segen ruhte auf ihrem heldenhaften Entschluß. Der Mujaſi kam mit dem Leben davon; aber gleichzeitig begann für sein Weib die härteste Knechtschaft. Getrennt von fast allen ihren Dienerinnen wurde sie gefangen zur Hauptstadt geschleppt, allwo die Irrgläubigen triumphierten.

Seinerseits sann nun Gabriel, nachdem er das Leben des Königs sicher gestellt hatte, auf Mittel und Wege zur Befreiung der edlen Prinzessin; aber er sah sich in seinen Hoffnungen getäuscht. Man schleppte sie von Gefängnis zu Gefängnis: Nacht für Nacht brachten ihre Kerkermeister sie anderswohin. Selbst Tag und Nacht wie ein wildes Tier gehegt, mußte Gabriel endlich den flehentlichen Bitten der Christen nachgeben, die ihn beschworen, sich doch nicht länger einem unvermeidlichen Tode auszuliefern.

Sarah — so heißt der Taufname unserer begeistertsten Glaubensheldin — sah sich seitdem schutzlos den wütendsten Angriffen der Irrgläubigen preisgegeben, die alles aufboten, um sie zum Abfall vom Glauben zu bringen. Mehrere Schweftern und nahe Verwandte setzten ihr in der zudringlichsten Weise zu, sie aber blieb unentwegt fest. Einmal gelang es den gefangenen Missionaren, die sich damals selbst noch auf dem englischen Fort befanden, sie auf kurze Augenblicke sehen und sprechen zu können, so daß ihr die hl. Sakramente gespendet werden konnten. Aber bei ihrer Seelenstärke war sie weit entfernt, etwa den Priester um Trostesworte anzugehen, sondern sie selbst feuerte den Diener Christi durch das Beispiel ihres erhabenen und erhebenden Dulderinneres zum Mut und zur Ausdauer im Leiden an.

So verflossen mehrere Wochen, während welcher Mwanga wieder den Thron bestieg; aber er bestieg ihn nur wieder um den Preis seines Glaubens. Der Glaube war bei ihm leider noch nicht gefestigt, und der unglückliche Herrscher hatte die hl. Taufe noch nicht empfangen können. Und die Anerbietungen seitens derjenigen, die seinen Thron umgestürzt hatten, ließen sich nur zu verlockend an. Gleich seinen nunmehrigen Herrn mußte Mwanga zum Verfolger werden. Eines seiner ersten Opfer war Rubuga, seine Schwester. An die Prinzessin ergingen die dringendsten Aufforderungen zum Abfall, ja, man schreckte sogar vor wiederholten Drohungen nicht zurück. Aber Sarah blieb unerschütterlich. „Ich glaube, Du betetest nur der Form wegen, wie ich,“ sagte zu ihr der unglückliche Fürst, der nicht verstehen konnte, welche Wirkungen die hl. Taufe in der Seele dieser Tochter Mtesa's zuwege gebracht hatte.

„Ich bete,“ entgegnete ihm Sarah, „um den Himmel und nicht um die vergänglichsten Güter dieser Erde. Nimm denjenigen Teil des Königreiches, den Du mir einst gegeben hast, nur wieder zurück. Ich bin nicht gesonnen, meine Seele um solchen Preis zu verkaufen.“

Und auf allen Brunk des Hofes verzichtend, bat sie nur um die Gunst, sich zu Gabriel und den Christen in die Verbannung begeben zu dürfen. Mwanga mußte ihr willfahren, und die Fürstin verließ unverzüglich die Hauptstadt. Von allen ihren Schätzen und Reichthümern nahm sie einzig und allein nur ihren Glauben mit.

ben mit. Anfänglich befand sie sich allein mit ein paar Dienerinnen, die man ihr gelassen hatte. Bald aber gesellten sich eine Menge christliche Frauen zu ihr, die sich auf den Feldern rings um die Hauptstadt versteckt gehalten hatten und nur auf eine Gelegenheit warteten, zu ihren Ehemännern nach Buddu gelangen zu können. Bald zählte der Zug 200 bis 300 Personen. Eine wahre Lockspeise für die Protestanten, welche eine so leicht zu erhaschende Beute in ihrem Bereiche erblickten, vorab aber für die Häuptlinge, bei denen der Haß gegen die Katholiken ebenso groß ist, als die Hier nach Bereicherung durch neue Sklaven.

Kaum an der Grenze von Buddu angelangt, wurde der Zug, wie uns P. Brard aus Mengo schreibt, plötzlich überfallen. Leider waren nur ein paar wehrfähige Männer vorhanden, und so war an Verteidigung nicht zu denken. Diejenigen, deren die Protestanten habhaft werden konnten, wurden ausgeplündert, so daß manche vollständig nackt waren. Die Frauen wurden sämtlich gewaltsam geraubt und in die Dörfer geschleppt; ein halbes Duzend Kinder, die noch an der Mutterbrust lagen, warf man in das Gestrüpp! . . . Alle, Männer und Frauen, die wir bis jetzt von dem Trupp zu sehen bekamen, trugen die Spuren von Stockschlägen und Kolbenstößen an sich. „Betet nur bei uns,“ schrien die Wegelagerer den Unglücklichen zu; „unsere Religion ist eine Religion der Gewalt; wir wollen nicht, daß ihr nach Buddu geht; wir haben Kanonen, um euch damit nötigenfalls zu töten.“

Frau Rubuga selbst wurde vollständig ausgeraubt. Der Anführer bei dem wüsten Raubüberfall wollte sie sogar in die Kanga (das Sklavenjoch) zwingen. Sie sagte aber, dann wolle sie lieber sterben; und da ließ er sie damit in Ruhe. Sie mußte dann mitten durch das Gestrüpp ihrem Heiler nach der Hauptstadt folgen und befindet sich heute noch in ihrem ehemaligen Kerker. Der König, ihr Bruder, thut nichts für sie, aus Furcht vor den Protestanten. Bewunderungswürdig ist ihre Ergebung und Festigkeit. Sie sei bereit zu sterben, lauten ihre Worte.

Die europäischen Handelsgesellschaftsvertreter waren empört über derartige schändliche Roheiten, und ich habe dieselben aufgefordert, die Schuldigen zu bestrafen. Als Antwort bekam ich zu hören, das werde man später thun . . . Nur einige wenige der geraubten Frauen haben wiederaufgefunden werden können. Zwei oder drei lediglich an der Teilung der Beute Betheilte haben ein paar Tage Gefängnis bekommen; die eigentlichen Hauptschuldigen hat man freigesprochen, oder sie haben sich vielmehr nicht einmal vor Gericht eingefunden. Unbestreitbare Thatsache ist, daß man die Schwarzen zu wüthendem Haß gegen unsere heilige Religion aufgestachelte hat, und schreckliche Angriffswaffen gegen die Katholiken hat man ihnen in die Hände geliefert, während sie obendrein noch genau wissen, daß ihnen im Notfalle die Kanonen des englischen Forts zur Verfügung stehen.

Wo wird endlich die Umsturzbewegung Halt machen, und wann werden endlich einmal die Schlächtereien und Sklavenjagden der Protestanten aufhören? Leider läßt sich das noch gar nicht absehen. Allem Anscheine nach steht nur das Eine fest, daß wir uns erst im Anfange einer Epoche des Martyriums befinden.

Trotz aller Demütigungen und Leiden wollen wir den Versuch machen, unsere Mission Rubaga wieder zu beziehen. Wenn eben möglich, werden wir zum wenigsten die Gräber unserer teuern Mitbrüder und Gründer der Kirche am Nyanza hüten. Beten wollen wir auf den mit dem Blute unserer Martyrer des Jahres 1886 getränkten Gefilden, und den im Räte der Vorsehung beschlossenen Zeitpunkt der Wiederauferstehung unserer Christengemeinde abwarten. Augenblicklich gehört der Kampf für uns zu den Unmöglichkeiten in einem Lande, wo der König so zu sagen an Händen und Füßen gefesselt ist, wo die von den protestantischen Missionsvereinen wohl eher als von ihrer zuständigen Handelsgesellschaft bezahlten europäischen Offiziere offen unsern heiligen Glauben bekämpfen.

Wir werden also unsere Wirksamkeit auf Buddu beschränken müssen, wohin man uns verbannt hat, d. h. auf ein Land, das von Sümpfen bedeckt ist und dessen Bevölkerung unaufhörlich durch die Pest gelichtet wird. Den Katholiken und den Missionaren ist die Verbreitung des Glaubens außerhalb der Grenzen Buddus streng untersagt, und dies Verbot gilt sogar auch für jene Nachbarländer, die zu Buddu stets im Verhältnis der Tributpflichtigkeit standen. Mitten im Lande selbst hat man mehrere einflussreiche heidnische Häuptlinge, welche offen und ungeschert die Katholikenverfolgung betreiben, ruhig in Amt und Würden belassen. Gerade jetzt, wo ich die vorliegenden Zeilen niederschreibe, haben diese Heiden an mehreren Stellen des Landes zu den Waffen gegriffen, hoffentlich werden aber unsere Christen den Sieg davon tragen. Aber wach' einen Sieg alsdann! . . . Schon jetzt herrscht Hungersnot hier zu Lande, und so wird denn die Pest schneller und verderblicher denn je um sich greifen.

Ganz abgesehen von der dem armen Mwanga aufgezwungenen Rolle läßt sich die Zukunft düster an, wegen der wiedererrungenen Machtstellung der ehemaligen Muhammedanerpartei, ferner wegen der Haltung der Vertreter der Nombasa-Gesellschaft, die jetzt angeichts aller der von ihnen selbst geschaffenen Schwierigkeiten mit der Abreise aus Uganda drohen.

Was den König anbetrifft, so haben die Anhänger der Irrlehre alle Mienen springen lassen, um seine Person und den Rest des Ansehens, das noch an seinem Namen haftet, für sich mit Beschlag zu belegen. Wie oft hat man nicht schon früher den Versuch gemacht, ihn einzuschlichtern oder zu verföhren! Nachdem man die Katholiken geschlagen hatte, war man geschäftiger denn je darauf aus, sich des schwachen Herrschers zu bemächtigen. Zu diesem Zwecke stellte man den besiegten und vertriebenen, aber wegen ihrer massenhaften Anzahl noch immer gefürchteten Katholiken die günstigsten Bedingungen. Ohne jeglichen Hintergedanken sollte ihnen ihre, in frecher Verdrehung der Thatsachen als Empörung bezeichnete Notwehr vergeben werden; ehrlich wolle man alle Provinzen unter beide Parteien verteilen, die verdrängten rechtmäßigen Inhaber sämtlich wieder in ihre Stellen einsetzen, die geraubten Frauen zurückgeben, Allen die volle Freiheit belassen, zum Katholizismus überzutreten und die katholische Religion auszuüben; man stellte unparteiische Rechtspflege für die Zukunft in Aussicht u. s. w.

Als die Katholiken sich außer Stande sahen, mit Waffengewalt ihre Rechte und ihre Religion zu verteidigen, mußten sie sich trotz alles Mißtrauens mit den protestantischen Bagandas, die auf dem englischen Fort ihren Willen als Gesetz diktierten, in Unterhandlungen einlassen. Auf dem Fort wurde versprochen und durch Unterschrift verbürgt, man werde alle Rechte achten. Kaum aber hatte man auf diesem Wege das katholische Heer von Mwanga getrennt, als Letzterer auch schon entführt wurde. Von all den Katholiken, die früher seine Umgebung bildeten, beließ man auch nicht einen einzigen, und der König mußte sich als Heide oder als religionslos erklären. Das wird wohl den Irrgläubigen genügen, um ihn unter ihre gelehrigen Anhänger zu zählen; sie wissen sich im Notfalle mit sehr Wenigem zu begnügen; und das gesamte Volk wird man schon zur Religion seines Königs hinüberzwingen verstehen. — Zu gleicher Zeit als die protestantischen Bagandas sich der Person des Königs bemächtigten, suchten die europäischen Offiziere die Rückkehr der Muhammedaner nach dem Lande herbeizuführen. Seit zwei Jahren hatten Letztere, weil geschlagen und dadurch entmutigt, von ihrem ehemaligen Ansehen bedeutend eingebüßt. Sie zerstreuten sich schon in die benachbarten Gebietsteile, wo sie ganz vereinsamt wohnten, ohne an Verbreitung des Islam zu denken. Man hielt nun den günstigen Augenblick für gekommen, sie wieder als Mittel zum Zweck zu verwenden. Man hat sie zu massenhafter Ansiedlung um das englische Fort herum, wo sie nunmehr eine eigene Stadt bilden, herangezogen. Sie haben ihre Schulen und ihre Moscheen nebst freier und öffentlicher Kultusausübung, während die Katholiken, die vor noch kaum drei Jahren durch ihre Waffenthaten den Königsthron wieder errichtet und Uganda sozusagen neugeschaffen haben, allenthalben sich verhöhnt, vertrieben und gehebt sehen, nicht einmal mehr eine einfache Kapelle zum Beten haben, ja ihr Taufkreuz nicht mehr öffentlich tragen dürfen. Und diesen geschworenen Feinden aller Kultur überträgt man die Verwaltung dreier Provinzen Ugandas, während die fünfmal zahlreicheren Katholiken für sich kaum eine einzige Provinz zur Verfügung haben. Durch so beträchtliche Gunsterweise verwöhnt, zeigen sich die Muhammedaner anmaßend und möchten namentlich ihren Könige Mbogo als Herrscher behalten, worüber man sich schon mit einander verständigen wird. —

Über die Muhammedaner der ehemaligen Truppe Emin Paschas sind gegenwärtig sonderbarsten Gerüchte im Umlaufe. Eine große Zahl derselben soll sich herbeigelassen haben, den englischen Agenten in Uganda ihre Dienste zur Verfügung zu stellen. Einige wurden bis nach Mengo geführt, wo sie mithelfen mußten, die protestantische Revolution ins Werk zu setzen. Die Anderen wurden eingeladen, sich auf das Königreich Unyoro zu werfen, wo sie, Dank der ihnen gelieferten Munition, den Kabarega durch die schrecklichen Sklavenjagden, die sie in seinem Lande veranstalten, von Tag zu Tag mehr schwächen. Diese Rubier sollen, wie man versichert, ein fliegendes Corps von mehr als zehntausend Mann bilden; die Bewüstung des Landes wird demnach bald vollendet sein.

Zu wessen Nutzen aber? Den neuesten Gerüchten entnehmen wir, daß diese Rubier durch die mit der Ostafrikagesellschaft abgeschlossenen Vereinbarungen nicht befriedigt sind, daß sie jetzt murren und sich auflehnen, wie sie sich einst gegen den Pascha selbst aufgelehnt haben, nur mit dem Unterschiede, daß ihre Macht und

ihre Kühnheit beträchtlich zugenommen haben, daß sie eine Annäherung an unsere Katholiken gesucht haben, mit denen sie indeß nie werden gemeinsame Sache machen können, und daß sie sich überdies mit den muhamedanischen Bagandas in Verbindung gesetzt haben, welche bald im Stande sein werden, dem Islam in diesen Gegenden einen bedeutenden Zuwachs an Kräften zu liefern.

Dies ist die Sachlage, welche die englische Gesellschaft in jüngster Zeit im Norden des Nyanza geschaffen hat. Sie gestaltet sich noch verwickelter in Folge einer allgemeinen Erhebung der gesamten heidnischen Bevölkerung, die offenbar eine geheime Weisung erhalten hat und als erklärte Feindin aller derer auftritt, die eine neue Religion bekennen. Sie verfügt bereits über erhebliche Kräfte, welche sie allmählig zu sammeln bemüht ist.

Im ganzen Norden des Nyanza, d. h. in der Hälfte seiner Ufer von Kavirondo im Osten bis nach Kagera im Westen, lodert die Kriegsfackel. In Ufoga, wo der Protestantismus jüngst auch mit Waffengewalt eingedrungen, setzt es bereits blutige Kämpfe ab; ein englischer Kapitän führt gegenwärtig daselbst seine Kanone herum an der Spitze eines Korps von beinahe tausend regulären Soldaten, ungerechnet die Armee der protestantischen Bagandas.

England beginnt hier bereits die traurigen Folgen zu verspüren, welche der Import von Gewehren und Pulver nach sich zieht. Man will um jeden Preis die Neger bewaffnen; seit zwei Jahren hat sich die Zahl der Waffen in unseren Gegenden verdoppelt und bald wird man von der Küste ganze Regimenter herbeiführen müssen, um die Neger im Zaume zu halten, mit denen man jetzt ein grausames Spiel treibt, indem man sie bewaffnet und gegen einander hetzt. Denkt man daran, diese Truppen wenigstens in so ansehnlicher Zahl kommen zu lassen, daß wir Grund haben werden, einige Sicherheit für die Missionen zu hoffen? Leider hat ganz im Gegenteile der englische Kommandant, der in Uganda residirt, uns schon wiederholt versichert, die Skatifikationsgesellschaft würde, wenn die Schwierigkeiten in diesen Ländern fortwährend derart zunehmen, sich gezwungen sehen, diesen Tummelplatz des Streites zu räumen; und die Entscheidung, welche Race oder welcher Glaube ausgerottet werden solle, den Schwarzen allein überlassen.

Welch ein Entschluß! Eine Handelsgesellschaft kommt hierher, das Feuer der Zwietracht anzuzünden, nährt dasselbe auf alle mögliche Weise und spricht dann davon, sich zurückzuziehen, um diesem Feuer Zeit zu lassen, seine Verheerungen anzurichten! Unsere Gegenden, die eine Zeit lang zu so schönen Hoffnungen berechtigten, sollen also bestimmt sein, das Schicksal des Sudan zu teilen!

Und meine Beobachtungen während einiger Monate, die ich hier unter den Buzibas zugebracht, lassen mich fürchten, daß eine ähnliche Katastrophe sich in gleicher Weise im ganzen Westen des Nyanza und vielleicht noch viel weiter hinaus sich vorbereite. Alle unsere kleinen Häuptlinge sind bereits durch die muselmännischen Wangwanas, denen der Handel gehört, abgerichtet; ihr Haß gegen die Weißen steigert sich in dem Maße, als ihr Vertrauen zu den Waffen wächst, die ihnen von allen Seiten zukommen; dort, wo der Missionär noch vor kaum anderthalb Jahren einen Gegenstand der Sehnsucht bildete und als Freund

und Beschützer herbeigerufen ward, stößt man ihn heute allgemein zurück und denunziert ihn als Feind.

Welch traurige Zukunft haben wir vor uns und was wird geschehen müssen, um dem wahren Glauben wieder ein Plätzchen zu gewinnen inmitten der furchtbaren Feinde! Wenn die Agenten der englischen Gesellschaft sich zurückziehen (und es ist nicht wahrscheinlich, daß sie mit dem Ertragnisse unserer Gegenden die so beträchtlichen Auslagen noch lange bestreiten können), so rechnen sie darauf, den Predigern unter dem Titel von Agenten die Sorge zu überlassen, das Land nach und nach den Europäern zu erschließen. Wird es denselben glücken? Wir haben Grund, daran zu zweifeln.

Sie haben es hier nicht mit indifferenten Muhammedanern zu thun, wie in Indien, sondern mit Negern, denen in dem Augenblicke, wo es ihnen möglich ist, sich zu einer Partei zu vereinigen, der feurigste Bekehrungsseifer und die fanatischste Ausbreitungssucht wie angeboren zu sein scheint. Wenn uns aber die Geschichte der Missionen schon anderwärts zeigt, daß es nicht die Gewohnheit der protestantischen Prediger ist, die Bekehrung der Muselmänner anzustreben (denn sie machen sich an die Bekämpfung des Islam erst dort, wo der katholische Missionär bereits eine Bresche geöffnet), so müssen wir an den Ufern des Nyanza mit um so größerer Berechtigung darauf verzichten, die Bekehrung der Anhänger des Propheten durch eben diese Prediger des Irrglaubens zu erhoffen. Im Gegenteile herhetzt sich um uns herum alles vor, um in nicht ferner Zukunft die Einigung der verschiedenen Parteien, die der Islam hier zählt, und vielleicht sogar die Vereinigung mit dem noch übrigen Anhange des Mahdi herbeizuführen. Davor bewahre uns Gott!

Es wäre der Stolz des Katholizismus gewesen (geraume Zeit hindurch konnte man sich dieser Hoffnung hingeben), dem Islam einen tödtlichen Stoß verleiht und an der Grenze des Äquators seinem Vordringen nach Süden einen Riegel vorgeschoben zu haben; der Protestantismus ist gekommen, um alles zu vernichten.

An und für sich ohnmächtig, wie ja alle Sekten des Irrglaubens ohnmächtig und unfruchtbar sind, wenn es gilt, ein Volk zu heilen oder es am Rande des Abgrundes, in den es sich stürzen will, zurückzuhalten, macht er selbstgefällig heute viel Aufhebens von dem traurigen Erfolge, den seine Waffen jeben über eine Schaar Katholiken erzungen, und hat nicht einmal eine Ahnung von dem Unheile, das er vorbereitet.

Was uns Katholiken betrifft, so werden wir als ein kleines Samentornlein, welches der Wut des Sturmes entgangen ist, einige Zeit hindurch den Blicken entzogen leben und uns wieder in den Schooß der Erde zurückziehen, indem wir vertrauensvoll den Augenblick abwarten, wo die Vorsehung sich würdigen wird, das Opfer unserer Demütigungen und unserer Leiden, das wir ihr darbringen, wohlgefällig aufzunehmen. Wir sind aller materiellen Habe entblößt und haben in weniger als einem Vierteljahre Alles verloren, nach der Behauptung unserer Verfolger selbst das Recht zu leben. Unsere Christen sind nicht minder arm und können ihrem Missionär nicht einmal die nötige Nahrung bieten; wir bewahren aber im Grunde unseres Herzens die sichere Hoffnung, daß der Name Gottes

und der Name der wahren Kirche von diesem Winkel der Erde nicht verschwinden können, der mit dem Blute so vieler Märtyrer begossen ist und erst gestern noch befruchtet ward durch den unerschütterlichen Glauben so vieler heldenmütiger Bekenner. Wir beanspruchen nicht reiche Häuser, schöne Kirchen, auch nicht prächtige Ornate für den Gottesdienst, noch weniger beanspruchen wir den Luxus und die bequeme Einrichtung der protestantischen Prediger. Die rauchigen Hütten unserer armen Neubekehrten werden uns noch lange Zeit genügen müssen; man atmet darin eine Luft der Katakomben, die übrigens viel mehr dazu geeignet ist, den Glauben zu beleben und zu stärken, als ihn zu ersticken und zu vernichten. Was wir aber lebhaft wünschen, ist, daß die edlen Wohltäter durch ihre Spenden uns in die Lage versetzen, uns unseren Lebensunterhalt verschaffen und für unsere dringendsten Bedürfnisse sorgen zu können. Hier unter dem Äquator ist das Leben hart, die Fieber sind zahlreich und schrecklich. Wenn wir zu lange an dem nötigen Mangel leiden, werden unsere Kräfte bald aufgerieben sein.

Wir können auch jetzt nicht daran denken, uns hier an Ort und Stelle viel zu verschaffen; unsere Christen lassen uns dazu keine Zeit und ihre nur zu primitive Industrie kann nicht Alles das ersetzen, was einem plötzlich all' seiner Habe beraubten Missionär mangelt. Man begründet zuerst die Niederlassung und dann nimmt das Werk Gottes seinen Anfang. Wir sind hier damit beschäftigt, Hunderte von Christen zu unterrichten und zu pastorieren; wir müssen „das Reich Gottes suchen“ und ausbreiten. Wer wird uns „das Übrige geben“? Diese Zugabe, ohne welche das Leben nirgends, in Centralafrika aber noch weniger als anderswo möglich ist, erwarten wir von der Nächstenliebe der christlichen Welt.

Die Christen und Missionäre von Uganda haben genug Beweise ihres Glaubens und ihrer Standhaftigkeit in den Leiden gegeben, um auf die teilnahmevollen Gebete und die werththätige Unterstützung aller derer rechnen zu dürfen, welche in der große Familien gelernt haben, Mitleid zu fühlen mit den Unglücklichen und Verfolgten.

† Jakob Firtz, Bischof von Theveste,
apostolischer Vikar des Viktoria-Nyanza.

Aus Deutsch-Ostafrika

kommt eine neue Hiobspost. Dieselben Wahehe, welche vor Jahresfrist den Lieutenant v. Zelowski überfallen und mit seiner Schaar vernichtet haben, überfielen jetzt bei Kilossa den Lieutenant Brüning. Der Führer nebst 4 Soldaten blieben tot. Lieutenant Brüning war 31 Jahre alt, in Buztehude (Hannover) geboren und stand früher im 74 Regiment. Seit etwa einem Jahre befindet er sich in Afrika.

Um den Vorgang, der wieder einem Offizier das Leben gekostet hat, zu verstehen, muß man sich die ganze Lage in jenem Gebiete klar machen. Nach der Niederlage der Expedition v. Zelowskis konnte wegen nicht ausreichender Stärke der Schutztruppe eine durchgreifende Expedition gegen die Wahehe nicht vorgekommen werden. Doch wurden, um einen

Druck auf diesen Stamm auszuüben und ihn zurückzuhalten, zwei Stationen in seinem Grenzgebiete errichtet, Kisaki und Kilossa. Lieutenant Prince wurde beauftragt, bei der katholischen Missionsstation Longa bei Kondo eine Station zu errichten, er wählte dazu das 1 1/2 Stunden entfernte Kilossa, von wo seinem ersten Berichte nach die nächsten Wahehe-Niederlassungen sieben Stunden entfernt waren. Lieutenant Prince hielt aber die Station nicht für hinreichend, die Karawanenstraße zu schützen und sonst ihren Zweck zu erfüllen; er schug vor, zwei vorgeschobene Posten von seinen Stationen einzustellen, den einen in Marore zu Aidunda, den anderen zu Kirassa, neun Stunden von Kilossa. Lieutenant Prince hatte schon im Frühjahr d. J. Kampf mit den Masiti und Waniamwesi zu bestehen. Auf Veranlassung des Waniamwesi-Häuptlings Mgunda hatten die Masiti einen Einfall gemacht, damals konnte er die Räuber vom Ruahastusse zurücktreiben und Mgunda wurde erschossen. Die Leute Mgundas kamen dann unter Führung von dessen Bruder nach Kilossa, schlossen Frieden und zahlten Entschädigungen.

Südlich davon, im Lande Chutu, errichtete im Februar d. J. der nunmehr verstorbene Lieutenant Frhr. v. Varnbüler die Station Kisaki (etwa 37° 50' östl. L. und 7° 30' südl. Br.); er hatte 5 Europäer und 186 farbige Soldaten bei sich. Die Landschaft Kisaki war nach seinen Angaben von den Masiti bewohnt; noch ehe er mit seiner Expedition den Lagerort erreicht hatte, begann er mit dem Oberhäuptling Mtikatika in Unterhandlungen zu treten, die auch in sofern einen befriedigenden Verlauf nahmen, als der Oberhäuptling seinen Bruder und eine Anzahl von Unterhäuptlingen sandte. Eine Bestrafung der Masiti für einen kurz vorher ausgeführten Raubanfall wagte Lieutenant v. Varnbüler nicht gleich vorzunehmen, da sonst alle Leute weggelaufen sein würden und dann die Ernährung seiner eigenen Leute höchst schwierig geworden wäre; doch hatte er sich vorgenommen, eine Bestrafung später bestimmt eintreten zu lassen. Wie die Station Kilossa zur Deckung der Missionsstation Kondo dient, so hat Kisaki die katholische Missionsstation Tununguo im Rücken. Der jetzt gemeldete Einfall der Wahehe, der sich bis zur Station Kilossa erstreckte, ist wohl der deutlichste Beweis, daß die Stationen ihnen nicht die nötige Furcht einflößen, und weit davon entfernt sind, den beabsichtigten Zweck zu erreichen. Es mögen auch noch manche andere Umstände hinzugekommen sein, welche die Eingeborenen zu einem solchen Angriffe veranlaßten. Einerseits ist anzunehmen, daß die Garnisonen der Stationen durch die Vorgänge am Kilimandschara, wohin alle nur einigermaßen abgängigen Truppen gesandt wurden, sehr vermindert worden sind. Dann aber mag die auch im Masiti-Wahehe-Gebiete herrschende Viehseuche und Hungersnot mitgewirkt haben. Die Wahehe und Masiti kann man nicht auseinanderhalten, sie sind beide gleicher Abstammung und treten häufig und gern zusammen auf. Es ist nicht unmöglich, daß bald auch von Angriffen und Einfällen der Masiti berichtet werden wird.

Schon seit langem machen sich gewichtige Stimmen dafür geltend, daß die Reichsregierung in Ostafrika andere Seiten aufziehen muß. Größere Mittel und tüchtige, bewährte Führer thun not. Herr Gouverneur v. Soden ist ein ehrenwerter Mann, aber Ostafrika ist, darüber wird sich allmählich alle Welt klar, nicht sein rechtes Arbeitsfeld. Glücklicherweise bereiten sich jetzt weitgehende Veränderungen vor. Der jetzige Gouverneur wird in etwa zwei Monaten seinen Urlaub antreten und wahrscheinlich nicht auf seinen bisherigen Posten zurückkehren. In letzter Zeit war sein gegenwärtiger Stellvertreter, Korvettenkapitän Müdiger, als sein Stellvertreter bezeichnet worden, derselbe hat bereits aus seinem Urlaubs-Aufenthalte heraus mitgeteilt, daß diese Angabe nicht richtig sei. Auf der anderen Seite tritt die Person des Majors von Wismann wieder in den Vordergrund und an der leitenden Stelle scheint man ihn ins Auge gefaßt zu haben. Zur selben Zeit kommt aus Afrika die Nachricht, daß Wismann von dem Dampfer-Unternehmen zurücktreten möchte. Er ist der Ansicht, daß, nachdem die Expedition bis zum Schirefluß vorgerückt ist, ihre Weiterführung bis zum Nyassa von einem anderen Führer leicht bewerkstelligt werden könnte, so daß seine eigene Person nicht mehr unbedingt daran teilnehmen müßte. Auf Grund dieser Anschauung und Darlegungen soll er beim Antisklaverei-Komitee um seine Entlassung aus seinen Dienstverhältnissen eingekommen sein. Darnach kann es nicht unwahrscheinlich sein, daß der Major innerhalb einiger Monate nach Deutschland zurückkehrt. Dann könnten die Verhandlungen mit ihm eingeleitet werden. In jedem Falle liegen die Dinge in Ostafrika so, daß sie nicht wie gegenwärtig bleiben können. Wer auch Gouverneur für diese Kolonie werden mag, er kann die Verwaltung nicht übernehmen, ohne eine bedeutende Erhöhung des Etats; eine Vermehrung der Schutztruppe ist unumgänglich, sie wird auch regierungsfreudig als notwendig anerkannt.

Afrikanische Post.

Quilla, den 31 Juli 1892.

Geehrter Herr Redakteur!

Welch' große Freude ist es nicht für mich, Ihnen und den Freunden des „Gott will es!“, unsern Wohlthätern, ankündigen zu können, daß endlich die so ersehnte, von Ihnen uns geschenkte Glocke angekommen ist. Möge der liebe Gott Ihnen vergelten, was Sie an uns gethan haben durch dieses so edle Geschenk. Dank, ja tausend Dank sagen Ihnen alle Missionäre des Cunene, Dank sagen Ihnen besonders unser hochw. P. Provinzial und der neue Superior vom Zan, der hochw. Herr P. Kieffer. Dank sagen ihnen endlich alle unsere lieben Schwarzen, die ungeduldig durch die Fugen und Spalten der Riste gucken und nicht erwarten können, bis die Glocke ihre eherne Stimme

hören lassen wird. In Hinsicht aber der großen Gabe der edlen Herren Fabrikanten Petit & Gebr. Edelbrock in Gescher i. W., die den größeren Teil der Ausgaben selbst übernahmen, bitten wir diese Herren, hier unsere tiefgefühlende Erkenntlichkeit annehmen zu wollen. Noch einmal, möge Gott der Herr allen unsern Wohlthätern ihr schönes Geschenk vergelten; wir alle aber, wie auch unsere armen Schwarzen, werden ihrer in unserm Gebeten nicht vergessen.

Welchen Namen soll aber diese Glocke tragen? Nun, Deutschland hat sie uns geschenkt, Deutschlands Apostel soll ihr seinen Namen geben. Wie einst der hl. Bonifazius seine Stimme erhob und die alten Teutonen dem Herrn zuführte, so soll auch unter seinem Namen diese Glocke ihre Stimme erheben und unsere Heiden lehren, daß Gott allein der Herr ist, dem sie gehorchen sollen. Hoffen wir, daß dieser Klang, wie einst die Art des hehren deutschen Heiligen, auch hier die Donnerschläge fällen und einst unsere Schwarzen unter seinem Geleite, wie der hl. Bonifazius seine Neubekehrten, beim Schimmer des Morgenrothes zum Glanze der ewigen Sonne führen wird. Den Tag der Einweihung der Glocke, den ich aber noch nicht bestimmen kann, wird der Tag der hl. Messe für die Geber derselben sein; übrigens werde ich später noch hierüber Auskunft geben. (Häufigere Berichte sind uns sehr erwünscht. Die Red.)

Jetzt aber werden Sie fragen, wie es hier steht. In meinem letzten Briefe habe ich berichtet, wie schrecklich die Hungernot hier herrschte. Wir ergaben uns in den Willen Gottes und hofften auf Hülfe. Täglich brachte man uns neue Kinder zum Ankauf; sollten wir diese armen Wesen hinausstoßen und sie zu Sklaven werden lassen? Jedes Kind kostet uns hier 80 bis 160 Mark, und unsere Kasse war leer. Schulden wurden gemacht, zu essen hatten wir so zu sagen nichts für unsere Kinder, und doch blutete uns das Herz, diese armen Kleinen, deren wir beinahe 120 annahmen, ihrem Verderben zu überlassen. Wie ich schon erzählt, wurde der liebe Heiland im allerheiligsten Sakramente auf dem Altare ausgelegt und um Hülfe angefleht. Wir gelobten, in größter Not stehend, dem hl. Herzen Jesu, daß, wenn er uns helfen würde, in jeder Missionsstation von Cunene an jedem ersten Freitag im Monat das allerheiligste Altarssakrament zur Anbetung ausgelegt werden solle. Die Ehrenwache des hl. Herzens wurde eingeführt, und jedermann hier, selbst unsere kleinen Schwarzen, halten ihre Stunde Wache. Wir haben den Schutz des hl. Herzens Jesu erfahren. Vor einiger Zeit schrieb P. Muraton an einen seiner Freunde und erzählte ihm unser Elend, jedoch ohne alle andere Absicht. Dieser Brief wurde veröffentlicht und fiel zufällig unter die Augen seiner Eminenz Kardinal Ledochowskis, der uns sofort eine schöne Gabe für unsere Bedürfnisse zukommen ließ. Dankend erheben wir unsern Blick zu Seiner Eminenz und bitten den lieben Gott, es ihr zu vergelten. Auch mehrere andere Personen sandten Gaben ein. Dank sei ihnen allen; besonders Dank

aber sei dem hl. Herzen Jesu, das uns auf diese Weise geholfen, und dem wir eine Kirche zu bauen nun vorhaben. Schon lange sagen wir: ach hätten wir doch Mittel genug, um einmal dem lieben Gott einen würdigeren Tempel zu erheben. Unsere Kapelle war schon lange zu klein und wir mußten die hl. Geheimnisse an Sonn- und Festtagen im Schlafzimmer unserer Kleinen darbringen. Jetzt aber, da der liebe Gott uns in etwas geholfen hat, wollen wir voranschreiten. Die ganze Missionsprovinz von Cunene ist dem hl. Herzen Jesu geweiht; Ihm soll der erste Tempel, der hier aufgeführt wird, angehören. Unser hochw. Herr Bischof hat uns eine schöne Statue (in Lebensgröße) von U. L. Frau von Lourdes geschenkt, der ein Altar in der neuen Kirche geweiht sein soll; auch der hl. Joseph, dem unsere Station geweiht ist, soll seinen Altar haben; daß das Herz Jesu den seinigen erhalten wird, brauche ich nicht zu sagen. Diese zwei Statuen müssen wir noch kommen lassen.

Und nun, meine lieben Freunde, möchte ich um einige Brosamen auch Eurer Wohlthätigkeit bitten, damit wir imstande sein können, dies Werk zu vollenden. Getrost sehen wir der Zukunft entgegen; der gute Gott, der uns bis jetzt half, wird uns auch ferner nicht verlassen. Die geehrten Leser des „Gott will es!“ werden uns in ihren frommen Gebeten nicht vergessen, und der liebe Gott wird ihnen das uns erwiesene Gute reichlich lohnen.

Ihr ergebener und dankbarer

Bruder Egidius,
aus der Kongregation vom hl. Geiste
und hl. Herzen Mariä.

Anmerkung der Red.: Will jemand unserer Abonnenten am Bau der Herz-Jesukirche in Huilla mithelfen, so möge er seinen Beitrag unter der Rubrik: „Für die Väter vom hl. Geiste“ einsenden, dabei aber bemerken: „für die Herz-Jesukirche in Huilla“.

Afrika-Verein deutscher Katholiken.

9. Liste der eingegangenen Gaben.

Vom 14. September 1892 bis 26. Oktober 1892.

	Markt		Markt
Transport . . .	66 308,47	Übertrag . . .	66 906,97
Zw.-B. Aachen . . .	400,—	Zw.-B. Köln-Langerich . . .	86,—
Zw.-B. Berg, Def. Nideggen . . .	8,—	Diöz.-B. Paderborn . . .	10 000,—
Zw.-B. Buir, Def. Kerpen . . .	70,—	Zw.-B. Düren, Def. M. Gladbach . . .	44,80
Aus dem Priester-Seminar in Köln . . .	58,50	Zw.-B. Liblar, Def. Lechenich . . .	22,—
Unbenannt aus Köln . . .	2,—	Diöz.-B. Münster (Westf.) . . .	15 500,—
Zw.-B. Brogan bei Frankenstein (Schlesien) . . .	60,—	Zw.-B. Wipperfürth . . .	154,40
Zu übertragen . . .	66 906,97	Hubert Kranen, Selsien (Def. Heinsberg) . . .	3,—
		Zu übertragen . . .	92 717,17

	Markt		Markt
Übertrag . . .	92 717,17	Übertrag . . .	98 600,27
Zw.-B. Euskirchen . . .	242,30	Diöz.-B. Rottenburg (Württemberg) . . .	10 000,—
Zw.-B. Scharrel (b. Ramsloh) . . .	40,80	Zw.-B. Seltenthal, Def. Gemünd . . .	32,—
Diöz.-B. Hildesheim . . .	3 000,—	O. a. m. D. gl. xl. A. E. J. O. V. Prof. Dr. H. B. W. Neustadt fl. 2 Österr. =	3,40
Diöz.-B. Trier . . .	307,70	Domvikar F. Rhotert, Döna- brück, für ein Negerkind zu taufen Anton Michael	21,30
E. Langenberger, Radolfzell (Baden) . . .	2,—	Zw.-B. Diebour, Def. Mülheim am Rhein . . .	30,—
Zw.-B. Dittweiler, Def. Gei- lentkirchen . . .	70,—	Zw.-B. Broich, Def. Eschweiler	60,—
Gräfin von Stainlein-Saalen- stein, Comblein-au-Pont Lüttich . . .	1 000,—	Zw.-B. Loverich, Def. Geilen- kirchen . . .	31,—
Gefangenen-Aufsicher F. Ka- pusta, Lublinitz (Schlesien)	25,—	Zw.-B. Einruhr, Def. Gemünd	5,—
Zw.-B. Kirchherren, Def. Berg- heim . . .	140,30	Diözese Freiburg i. Breisgau: Zw.-B. Mannheim M. 100, Zw.-B. Zell am Undelsbach M. 39,30, Zw.-B. Pfarrei Ebersweiler M. 2, Zw.-B. Freiburg M. 26,70, Zw.-B. Manfra M. 100, Zw.-B. Mamstadt M. 87, Sam- melgelder des freiburger Kirchenblattes als von Sig- maringen M. 160 . . .	515,—
Zw.-B. Mühlbauz, PostHohen- stein (Westpreußen) . . .	50,—	Summa . . .	109 297,97
Zw.-B. Bonn . . .	719,20		
Vikar Friedr. Schnettler, De- linghausen bei Hülsten, für 5 Heidentinder zu taufen	105,—		
Zw.-B. Höfen, Def. Malmedy	48,80		
Zw.-B. Gerderath, Def. Erkelenz	40,—		
Zw.-B. Bliesheim, Def. Le- chenich . . .	72,—		
Freisräulein von Habermann in Fulda . . .	20,—		
Zu übertragen . . .	98 600,27		
Köln, den 25. Oktober 1892.			

Heinrich Herten,

Schatzmeister des Afrika-Vereins deutscher Katholiken, Köln, Neumarkt 3.

Mitteilungen aus dem Vereinsleben.

Die dritte Generalversammlung des kath. Afrika-Vereins in Ruprechtsau bei Straßburg i. E.

Am Sonntag, den 16. Oktober, veranstaltete der vom Straßburger Afrika-Verein ins Leben gerufene Zweigverein in Ruprechtsau, der bereits 175 Mitglieder zählt, seine 3. Generalversammlung, welche unter Leitung des Präsidenten, des Herrn Kaufmanns Heip, einen glänzenden Verlauf nahm. Unter den anwesenden Herren geistlichen Standes erwähnen wir insbesondere den hochwürdigen Herrn Rektor Pfarrer Hassenfrag, der seit seiner Installation sich rasch die Herzen seiner Pfarrkinder zu erobern wußte, und nun zum ersten Male dem Afrika-Verein die Ehr. seines Besuchs schenkte; sicherlich wird er nach den dajelbst erhaltenen Eindrücken dem Streben und Wirken der braven Vereinsmitglieder die wärmste Teilnahme für alle Zukunft bewahren und beweisen. Auch Monsignore Jacoutot, der geistliche Direktor der katholischen Taubstummenanstalt hier selbst, in welcher der von P. Hornó befreite Negerknabe Isidor mit bestem Erfolg seine religiöse und praktische Ausbildung und Erziehung erhält, war

freudig und gern der Einladung zur Versammlung gefolgt. Nach der Eröffnung durch den Herrn Präsidenten Heiß und der Belesung des Protokolls durch Herrn Escherich über die 2. durch die Anwesenheit und den Vortrag des hochw. Missionars P. Wieder verherrlichte Generalversammlung, ergriff Herr Gymnasiallehrer Como das Wort zur Darlegung des Zieles und Zweckes der Afrika-Vereine und schilderte zugleich die Bedeutung eines solchen Vereins gerade für Ruprechtsau. In dem neuen Herrn Rektor, Pfarrer Hassenfray, begrüßte er zugleich den eifrigen Förderer und Freund der humanen Bestrebungen des jungen Vereins und schloß, auf das feste und treue Zusammenhalten mit dem hochw. Herrn in allen die katholischen Ruprechtsaues angehe: den Fragen hinweisend, mit einem donnernden, begeisterten Hoch auf den neuen, beliebten Seelsorger.

Nun erhob sich der Vizepräsident des Straßburger Afrika-Vereins, Herr Gymnasial-Oberlehrer Dr. Barth, zu einem Vortrag über „die Schicksale der katholischen Mission in Uganda,“ ein Thema, zeitgemäß wie keines, das der Redner bei seiner Beschlagenheit in der Afrika-Litteratur zu einem tief ergreifenden Bild zu gestalten wußte. Die 12 bis 14 jährige Geschichte der katholischen Uganda-mission stellten ihm alle Phasen und Perioden der Entwicklung der christkatholischen Kirche überhaupt dar, und von dem Hintergrund der allgemeinen Kirchengeschichte hob er in scharfen Umrissen die lieblichen und erfreulichen Bilder neben den düsteren und furchtbaren Szenen aus Ugandas Religionsgeschichte ab, um in ergreifenden Worten die zeitweilige Vernichtung und den fast völligen Untergang der katholischen Kirche in Uganda zu schildern, der nach endlosen Konflikten, Wirren und Kämpfen zwischen Barbarei und Kultur, zwischen Heidentum, Muhammedanismus und Christentum, zwischen arabischer Habsucht und Herrschsucht und europäischer Ländergier, zwischen Katholiken und Protestanten, zwischen katholischen Sendboten Christi, die nur dem geistlichen und leiblichen Wohle ihrer Neophyten dienten und sogenannten protestantischen (englischen Missionären, die als politische Sendlinge Unheil und Verderben stifteten, wo sie nur konnten, durch die Vertreter einer „zivilisierten“ Kolonialgesellschaft, durch die Jammergehalten eines Burgard und Williams, in so tragischer Weise herbeigeführt wurde. Möge, so schloß der Redner, den Katholiken Ugandas, wie ihnen ehemals Dr. Peters und vor kurzem Lieutenant Langheld und Feldwebel Kühne, unsere unerschrockenen Landsleute, als Retter und Helfer in tausend Nöten erschienen, nunmehr auf deutschem Boden, wohin sie sich zu Tausenden mit ihren heldenmütigen Missionaren und ihrem würdigen Bischof P. Hirsh geflüchtet, eine neue und sichere Heimat werden, und aus dem Samen des in Strömen vergossenen Martyrerblutes die katholische Ugandamission zu neuer und unvergänglicher Blüte ersehen zum Heil und Segen auch der heidnischen Völker in Deutsch Ostafrika und unseres großen deutschen Vaterlandes, das in seinen edlen Söhnen und deren Verdiensten um die katholische Wagnanda sich Gottes Schutz und Segen reichlich erwirkt hat.

Donnernder Beifall belohnte den Redner für seinen interessanten Vortrag, den er durch Bilder und Zeichnungen und gute Karten illustrierte.

Der zweite Vortrag, von Herrn Gymnasiallehrer Abbé Dr. Cron gehalten, bezog sich auf die Einigkeit und das treue Zusammenhalten der Katholiken auch in sozialer Beziehung, wobei Redner namentlich die Geld- und Ver-

mögensfrage hervorhob, welche mehr wie je den Katholiken zu denken gebe. Ohne Geld ist die Ausübung guter Werke kaum möglich. Darum müsse der Katholik darnach trachten, sich in den Stand und in die Möglichkeit zu versetzen, immer zu guten Zwecken sein Scherflein beitragen zu können unter speziellem Hinweis auf die großen Bedürfnisse der afrikanischen Missionen. Der Vortrag über „das Geld in den Händen des katholischen Mannes“ hatte derart eingeschlagen, daß die Afrika-Vereins-Versammlung sich zu einer Art kleiner Katholikenversammlung umgestaltete und daß auch noch andere die Katholiken berührende Fragen gestreift wurden. Namentlich verstand es Herr Niehl, ein intelligenter und tüchtiger Mann aus dem Handwerkerstand, durch seine schlagenden, witzigen Ausführungen, die er im „Ruprechtsauer Ditsch“ zum Besten gab, alle Wünsche und Hoffnungen seiner Pfarrgenossen zum Ausdruck zu bringen, wobei er wiederholt durch wahre Lachsalven seitens der Zuhörer applaudiert wurde. Herr Präsident Heiß wies hin auf die am 6. November stattfindende größere Katholikenversammlung in Straßburg, woran der Ruprechtsauer Afrika-Verein sich bis auf den letzten Mann beteiligen, ja wozu er noch einmal so viel Gesinnungsgegenossen aufbringen müsse. Der Eindruck derartiger Versammlungen wird immer nachhaltiger sein und das katholische Leben in Ruprechtsau immer mehr heben und stärken. Der Segen fällt zurück auf den Afrika-Verein!

" * *

Die Redaktion kann nicht umhin, den elsässer Katholiken ihre ganz besondere Anerkennung auszusprechen. Ein besonderer Dank aber gebührt jenem Herrn, den wir als die Seele und die treibende Kraft der ganzen elsässischen Afrika-Bewegung kennen gelernt haben. Nennen wollen wir ihn hier nicht, um seiner Bescheidenheit nicht zu nahe zu treten. Hätten wir ein Duzend solcher Männer an den rechten Plätzen, es würde wie im Elsaß, so auch im ganzen vorwärts gehen.

Mannigfaltiges.

Die englischen Missionare in Moshi, denen bekanntlich mit Recht ihr zweideutiges Verhalten bei der Niederlage der Expedition von Bilow vorgeworfen worden ist, haben Moshi endgiltig verlassen und sich nach Taveta in Britisch-Ostafrika zurückgezogen. Wir haben allen Grund, ihnen keine Thräne nachzuweinen.

Von Emin Pascha. Das „Deutsche Kolonialblatt“ veröffentlicht folgenden Bericht des Dr. Stuhlmann über seine in Begleitung Emin Paschas unternommene Expedition: „Am 1. April 1891 verließ ich Kasuro in Karague, um auf Befehl des Expeditionschefs diesem nach Nordwest zu folgen, und traf am 6. April abends in Ravingo am Ragera bei ihm ein. Am folgenden Tage teilte er mir mit, daß der Verbindungen mit Mpóroro angeknüpft habe und bereit sei, den Ragera zu überschreiten. Er habe zwar Nachrichten von der Küste erhalten, wonach gewünscht würde, daß er am Südenbe des Viktoria-Nyanzas eine Station baue und daß er später, wenn er mit allen Chefs Freundschaft geschlossen, zur Küste komme. Er sei aber der Meinung, daß wir jetzt, wo wir vor Schwierigkeiten ständen, des Ansehens der Flagge wegen nicht zurückgehen dürften, da

alles schon angeordnet sei, daß zweitens er von dem Süden des Sees aus keine Freundschaft schließen könne, sondern daß er die Stämme selbst besuchen müsse, daß endlich er fast sichere Nachrichten hätte, seine alten Sudanesen seien im Süden des Albert-Edward-Sees. Es handelte sich demnach zunächst um einen Westmarsch in der Nähe unserer Nordgrenze, da die Königin von Mpótoro, Njavingi, welche wir aussuchen mußten, damals vorübergehend nördlich vom 1. Grad nördl. Br. wohnte. (Jetzt wohnt sie auf deutschem Gebiet.) Seine Excellenz Dr. Emin Pascha wollte, wenn irgend möglich, an der Nordwestecke des deutschen Gebietes eine Station errichten. Als wir jedoch dort in der Nähe, an der Südwestecke des Albert-Edward-Sees angekommen waren, stellte es sich heraus, daß die „Fremden“ zu einer Razzia der Manjema-Sklavenjäger gehört hatten, und daß die Sudanesen nördlich von hier sein sollten. Der Pascha fragte mich, ob ich bereit sei, ihm nach Norden zu folgen, er selbst ginge jedenfalls. Da ich nun an der Küste speziell für die Expedition des Pascha engagiert war, da mir ferner Herr Major von Wismann bei meinem Engagement mündlich gesagt hatte, ich würde wahrscheinlich an den Ruwenzori-Schneeberg und in die großen Wälder kommen, und da ich selbst endlich niemals, weder mündlich noch schriftlich, andere Instruktionen erhalten hatte, als daß ich zur Expedition des Pascha gehöre, so glaubte ich ihm unbedingt folgen zu müssen, zumal mir seine Pläne, nach meinen Begriffen, im Interesse der Kolonie zu liegen schienen. Er wollte möglichst sich eine Anzahl Sudanesen sichern, um dann, wenn die Umstände günstig wären, nach Westen vorzustoßen. Niemals ist die Rede davon gewesen, in die Äquatorialprovinz zu gehen.

Herr Eugen Wolff, Berichterstatter eines Berliner Blattes, ist zur Zeit wohl schon in Uganda angelangt. Er wohnte in Zanibar, von wo aus er die Reise nach Uganda unternahm, um an Ort und Stelle zu untersuchen, wer Recht hat, die Katholiken oder die Protestanten. Es wird eine Weile dauern, bis wir seine Berichte zu lesen bekommen, indes haben sie immer ihren Wert. Wir zweifeln nicht, daß Herr Wolff ein unparteiischer Beurteiler sein wird.

Dem Gebete der Missionare und ihrer Zöglinge

empfehlen wir alle uns angemeldeten frommen Anliegen, sowie die Seelen der Verstorbenen aus unserem Leserkreis.

Briefkasten der Redaktion.

Für das Seegeboot des hochw. Herrn Präfecten von Kamerun gingen bei der Redaktion bis 23. Oktober ca. 400 Mk. ein, darunter eine Gabe von 200 Mk. vom hochw. Herrn Bischof von Rottenburg, eine andere von 100 Mk. von Abonnenten des Stadt- und Landboten in Mühldorf am Inn, Bayern. Herzlichsten Dank. Weitere Beiträge willkommen. Hoffentlich wird das Boot bis Weihnacht in Dienst sein. — P. Busenk., Birmingham: Mk. 16,00 erhalten. — A. in Pörs: Betrag angekommen. Quittung in nächster Nummer. — Nach Wizen: Herzlichen Dank und freundlichen Gruß. — L. in S.: Briefe dürfen Sie vor Neujahr nicht erwarten. Später wird alles nachgeholt.

(Schluß der Redaktion am 26. Oktober.)

Verantwortlicher Redakteur: W. Helmes in München i. W. — Druck und Verlag von H. Riffarth in W. Labbach.

Gott will es!

Die Religion der Neger in Afrika.

X.

(Schluß.)

Fetischismus.

Bei seiner geistig trägen, sinnlichen Natur kann der Neger sich vom Überirdischen und Überirdischen nur eine sinnliche, irdische Vorstellung machen: wie er den unsichtbaren, ihn überall umgebenden Wesen irdische Bedürfnisse beilegt, sie darum mit Speise und Trank versieht, damit sie sich sättigen und erquickten können, bei großer Kälte ihnen draußen auch ein Feuer bereitet, damit sie nicht frieren, so giebt seine Phantasie ihnen auch eine irdische Wohnung. Als Wohnung kann dem Geiste (dem guten wie dem bösen) jeder Gegenstand in der Natur dienen, jede Pflanze, jeder Baum, jeder Stein u. s. w.; auch ein Tier, besonders die Schlange, wird vom Geiste oft zur Wohnung auswählt. Diese, von einem Geiste oder einer abgeschiedenen Seele bezogene irdische Wohnung ist nun der Fetisch, Göze (Kissi), dem der Neger seine Verehrung erweist. Fetisch ist also ein verkörperter Geist, oder eine verkörperte Ahnenseele, und die ihnen erwiesene Verehrung nennt man Fetischismus. Die Verehrung gilt nicht dem sinnlichen Gegenstande an und für sich, sondern den unsichtbaren, überirdischen Wesen, welches darin wohnt. „Es wäre falsch, zu glauben“, schreibt P. Koller, Missionar am Zukufluß, „daß die Congo-Neger die rohe Materie anbeten; sie nehmen in den verschiedenartigsten Figuren und Gegenständen den Sitz oder auch nur den zeitweiligen Aufenthalt eines höheren, unsichtbaren Wesens an, welches die Lebensschicksale des Menschen beeinflusst.“*)

Es ist nun die größte Sorge des Negers, einen guten Fetisch, d. i. einen Gegenstand zu finden, in dem ein guter Geist wohnt; ihn sucht er dann stets in seiner Nähe zu haben, denn nur dann, wenn der gute Geist ihm nahe ist, vermag derselbe ihn gegen die bösen Geister und ihre verderblichen Einflüsse wirksam zu beschützen. Um einen Schutzfetisch ausfindig zu machen, nimmt der Neger irgend einen Gegenstand, bezieht dem Geiste, der darin wohnt, seine Verehrung und Huldigung, und trägt ihm seine Wünsche und Anliegen vor. Wird er nun erhört, von einem Unglück befreit, wird ihm Glück und Segen zu teil, so wohnt offenbar ein guter Geist in jenem Gegenstande, und der Schutzfetisch ist gefunden. Der gute Geist nimmt aus Liebe zu seinem Schützlinge von jedem beliebigen Gegenstande, den dieser ihm zu Ehren ver-

*) Gott will es 1889, 11, S. 408.

fertigt, Besitz, z. B. einer Statue aus Ihon, Holz oder Stein, auch jeder kleinen, oft künstlich geschnitzten Figur, die der Neger am Halse oder an den Armen stets bei sich trägt.

Ein solcher Schutzfetisch nun ist dem Neger sein kostbarstes, teuerstes Kleinod, das er wie seinen Augapfel behütet und bewacht, dem er all seine Bitten und Wünsche vorträgt. Er spricht mit ihm wie mit einem treuen Herzensfreunde, fragt ihn um Rat in jedem Zweifel, klagt ihm jedes Leid und ruft zu ihm mit lauter Inbrunst in jeder Bedrängnis.*) — Der Neger besitzt aber nicht einen, sondern viele Schutzfetische. Wie er sich überall von bösen Geistern umgeben und verfolgt wähnt, zu Hause und draußen auf dem Felde, auf der Jagd und auf der Reise, im Kriege und im Frieden, so sind die guten Geister dagegen überall hin seine beschützenden Begleiter und Verteidiger. Dieses Schutzamt verteilen sich aber die guten Geister untereinander, damit der einzelne nicht zu sehr ermüdet; der eine Schutzfetisch bewahrt vor Krankheit, ein anderer heilt sie; dieser verleiht Glück und Sieg im Kriege, jener giebt reiche Beute auf der Jagd; der eine Fetischgöze begleitet seinen Schützling auf der Hinreise, der andere auf der Rückreise. Mag darum der Neger noch so schwer mit Gepäck beladen sein, er wird sich stets noch verschiedene Fetische dazu aufladen. Er hat dann einen eigenen Fetisch für das Haus, um dieses zu schützen und zu bewachen, andere wieder zum Schutze für das Vieh, die Felder, Wiesen, Wälder, Berge und Flüsse. Nicht blos jedes Haus, auch jede Gemeinde, jeder Stamm hat einen besonderen Fetisch. So findet man überall Fetische angebracht und verehrt. Wohin er (der Wanderer) sein Auge wenden mag, überall erblickt er Fetische: an jedem Baum, Weg oder Steg, an allen Kreuzungspunkten und Fahrstellen, am Fuße jedes Felsens und jedes überhängenden Baumes, am Eingange jedes Dorfes, über der Thür jeder Hütte, am Halse jedes Menschen.**)

Viele Gegenstände verehrt der Neger, in denen der Geist zwar nicht wohnt, wodurch er aber auf die Natur und die Menschen einwirkt, entweder segensreich — Amulette, Talisman —, oder aber Verderben bringend, und dann gilt dieser Gegenstand als ein böses Zaubermittel. Von den Betschuanen schreibt der Missionar P. Terörde S. J.: Ihre Zauberer, Nyaka genannt, geben vor, durch verschiedene Zeremonien und Amulette Regen von diesen (überirdischen) Wesen erwirken zu können, oder dadurch sie zu hindern, den Menschen zu schaden. . . . Und: Jede Krankheit wird als die Folge von Zauberei angesehen; Amulette sollen dagegen dienen.“ — ***)

Wenn der Neger trotz der Verehrung, die er seinem Fetisch erweist, kein Glück mehr hat, wenn ihm statt Segen nur Mißgeschick zu teil wird, dann ist ihm das ein offenbares Zeichen, daß der Schutz-

*) Schneider a. a. D. S. 178.

**) Das. S. 184.

***) Spillmann a. a. D. S. 115.

geist von einem anderen Gegenstande Besitz genommen hat, und jetzt hierin verehrt sein will. „Wenn gewisse Fetische in mehreren Fällen,“ schreibt P. Koller, Missionar am Kongo, „sich nicht bewährt haben, wenn sie den erwarteten Schutz nicht bieten, so werden sie abgedankt, bei Seite gethan und durch andere ersetzt; der Schutzgeist wohnt nicht mehr in ihnen.“*) — Ein ganz vorzügliches Mittel, von dem Fetisch Hilfe zu erhalten, um sich an seinem Feinde zu rächen, weiß der Neger anzuwenden, indem er dem Fetisch einen Nagel einschlägt. Der große Schmerz, der hierdurch dem Fetisch bereitet wird, versetzt ihn in eine rasende Wut gegen den Feind, durch dessen Schuld er diesen Schmerz zu leiden hat. Dieser Aberglaube hat oft gute Folgen. So soll es nicht selten vorkommen, daß ein Dieb, wenn er hört, daß der Bestohlene seinem Fetisch einen Nagel eingeschlagen hat, aus Furcht vor der Rache des Fetisches das Gestohlene zurückbringt.

Als Mittelspersonen bedient sich der Fetisch, um seinen Willen dem Volke kund zu thun, der Priester und Doktoren (Medizinmänner), welche, wie sie versichern, allein die geheimnisvolle Sprache des Fetisches verstehen. Und so sind es denn besonders diese Götzenpriester und Zauberer, welche das arme, thörichte, in den größten Aberglauben versunkene Volk in diesem seinem Wahn bestärken und zumeist in so grober, plumper Weise betrügen. P. Depeschin S. J., Missionar bei den Matabelen, war einst Augenzeuge, wie die Zauberer vor dem Könige Lo Bengula ein Gaukelspiel ausführten, ein Betrugsspiel, so grob und zugleich so unwürdig, wie es ihm sonst bei den Wilden noch nicht vorgekommen sei. Drei Männer, erzählt er, in schmutzige Wolldecken gehüllt, waren in die Königshütte eingetreten und langten dann unter einer Decke einen Kürbis hervor. Dieser war als Puppe verkleidet und wurde als der Sohn Gottes verehrt, (offenbar eine Verpötlung christlicher, von den Missionaren gehörten Lehren). Dieser Fetisch sollte dem Könige durch die Zauberer seinen Willen kund thun. „Dieser, sagten die Zauberer, auf den Kürbis zeigend, ist der Sohn Gottes, der zu den Menschen redet.“ . . . Einer sagte dann zur Puppe: „Du bist in Gegenwart des Königs Lo Bengula; sag an, ist sein Herz rein?“ Im gleichen Augenblick preßte er den Finger auf die Puppe, und man vernahm das Bischen eines Instrumentes, welches sofort als bejahende Antwort auf die Frage ausgelegt wurde.“**) Als der Vater den König über den groben Betrug aufklären und ihm das in der Puppe verborgene Instrument zeigen wollte, lachte der König; er wollte aber nicht, daß die Betrüger entlarvt würden, er hatte sie eben notwendig, um seine wilden Unterthanen durch Furcht vor dem Fetisch in Schranken zu halten. — Außer den Fetischpriestern sind es wie gesagt die Ärzte oder Medizinmänner, welche sich für Diener des Fetisches ausgeben, und so das Volk betrügen. Mit Hilfe des Fetisches heilen sie jede Krank-

*) Gott will es l. c.

**) Spillmann a. a. D. S. 178.

heit, aber nur gegen reiche Bezahlung. Es ist unglaublich, wie leicht sich das abergläubische Volk von diesen Medizinmännern betriegen läßt. Bei den Adumas, so lesen wir in den kath. Missionen, war ein Häuptling Kassangoi krank geworden. — An jeder Krankheit ist stets irgend ein böser Geist, oder eine abgeschiedene feindlich gesinnte Seele schuld und zehrt am Leben des Kranken. — Deshalb ließ Kassangoi den N'ganga (Arzt) Abuangi rufen, um den bösen Geist ausfindig zu machen, welcher an seinem Leben zehre, und um ihn zu versöhnen. Vieles Volk umgiebt den kranken Häuptling, als der Medizinmann auftritt und in feierlich ernstem Tone beginnt: „Wer frißt die Seele Kassangois?“ — Alle Umstehenden rufen „Dhe!“ (als Ausdruck ihres Schreckens und ihrer langen Erwartung, wer wohl dieser böse Geist ist.) — Der N'ganga: „N' Cumbo (der verstorbene Häuptling) verschlingt sie.“ — „Dhe!“ — (Denn) „Keines Huhnes Blut hat sein Grab bespritzt!“ — „Dhe! Dhe!“ „Maniok blieb ihm unbekannt, und die Banana ein fremdes Gericht!“ — (Das Volk:) „Dhe! Dhe! Dhe!“ (Der N'ganga weiter:) „Er (der verstorbene N'kumbo hat dir Frauen hinterlassen und Waren und Sklaven; alles, alles, doch du hast kein Mitleid empfunden mit seinem Schatten, du bist undankbar gewesen!“ — „Dhe! Dhe!“ — (Der N'ganga:) „Gieb ihm, gieb ihm, und sein scharfer Zahn wird sich nicht tiefer einbohren in dein mageres Fleisch.“*) Der kranke Häuptling beeilt sich jetzt, die zürnende Seele seines Vorgängers zu versöhnen: Speise und Getränke werden reichlich auf dessen Grab niedergelegt, damit die Seele nicht mehr hungere und dürste; — wer aber die Speisen heimlich zu sich nimmt, ist natürlich kein anderer, als der N'ganga.

Wie traurig und bejammernswert ist nicht das Loos dieses armen, in so tiefen, groben Aberglauben versunkenen Negervolkes! Möchte ihm, das von geistiger Finsternis ganz umnachtet ist, bald überall in Afrika leuchten das Licht des Christentums, möchte das unglückliche Volk doch bald erlöset, aus seiner geistigen Gefangenschaft, der Knechtschaft des Satans, befreit werden! — Das ist gewiß der fromme Wunsch all unserer Leser. Mancher mag auch bei sich denken — nicht selten hört man leider einige so sprechen, — die Neger bei ihrer sinnlichen, trägen Natur sind der christlichen Kultur durchaus unfähig, und darum ist auch alle Mühe, sie für das Christentum zu gewinnen, vergeblich und fruchtlos. Abgesehen davon, daß die Missionare und die angesehensten Afrikareisenden über die Kulturfähigkeit der Neger ganz anders urteilen, ist jener Gedanke lieblos und durchaus unchristlich. Ein solches, eines wahren Christen unwürdiges Bedenken haben die Apostel nicht gehabt, als Christus der Herr ihnen den Auftrag gab: „Gehet hin und lehret alle Völker!“ — freudig sind sie zu allen, damals bekannten Völkern gegangen, auch zu den Äthiopiern oder Negern, (Matthäus und Matthias), nach Arabien (Thaddäus), nach Ägypten und

*) Kath. Miss. 1890, 8, S. 163.

Nordafrika, (Simon, der Eiferer), so daß der hl. Paulus sagen konnte: „Über die ganze Erde ist ausgegangen ihr Schall, und bis an die Grenzen des Erdkreises ihre Worte.“ (Röm. 10, 18.). Jenes unchristliche, engherzige Bedenken haben auch unsere Missionare nicht, welche mutig und freudig all die oft unsäglichen Leiden und Beschwerden auf sich nehmen, welche heldenmütig und mit Todesverachtung im heidnischen Lande überall hin vordringen, wohin sie der Obere und der heilige Vater rufen. Freilich, nicht alle haben den Beruf und die Kraft, als Missionar den armen Negern zu Hülfe zu kommen, aber alle können ihnen helfen durch kräftige, fortwährende Unterstützung der Missionare. Suchen wir es diesen zu ermöglichen, auf heidnischen Boden den christlichen Samen auszustreuen; ob und wann dieser Same dann aufgeht und Früchte bringt, überlassen wir ruhig dem lieben Gott. Jeder, der sein Scherflein beiträgt, nimmt dann Anteil an dem frommen Missionswerk und hat Anspruch darauf, von demjenigen Lohn zu erwarten, der gesagt hat: „Was ihr dem Geringsten aus meinen Brüdern gethan habt, das habt ihr mir gethan“ (Matth. 25, 40). T.

Die Sklaverei in Kamerun.

Der Kaiserliche Gouverneur von Kamerun, Herr Zimmerer, hat einen amtlichen Bericht über die dortigen Verhältnisse eingereicht, der für uns ein besonderes Interesse besitzt.

Über die Dienstherrschaft von Nichteingeborenen über Eingeborene wird berichtet, daß thatsächlich keine Herrschaftsverhältnisse zwischen Nichteingeborenen und Eingeborenen, welche als Ausflüsse eines Eigentumsrechts des Herrn über den Sklaven anzusehen sind, bestehen. Es findet ein Verpflichten zu Diensten gegenüber Nichteingeborenen statt seitens freier Eingeborener durch unmittelbaren Vertragsschluß mit dem Nichteingeborenen, seitens Unfreier durch Vermittelung von dessen Herrn, mag dieser ein Freier oder ein sklavenbesitzender Sklave oder Unfreier sein. Die Arten von Diensten sind unbegrenzt; der Eingeborene verpflichtet sich zu allen Diensten, die er leisten zu können glaubt. Dies darf jedoch nicht so verstanden werden, als ob jeder Eingeborene zu Diensten jeder Art sich verwenden ließe. Gewisse Stämme und gewisse Individuen werden sich immer bloß zu gewissen Arten von Diensten verpflichten, je nach ihren vorherrschenden Neigungen und Lebensgewohnheiten. Über die Dauer solcher Verpflichtungen lassen sich keine allgemeinen Regeln aufstellen, es sei denn für die eingeführten Arbeiter, welche sich teils zu einjährigem Dienst, wie z. B. die Krunegeer, teils zu zweijährigem, und nur ganz ausnahmsweise zu längeren Diensten verpflichten. Da dieselben in ihre meist ferne Heimat nur auf Seeschiffen gelangen können, und der Dienstherr die Passage für sie zu bezahlen hat, so ist auch bloß bei ihnen der

Abschluß eines zeitlich begrenzten Dienstvertrags durchführbar. Der Abschluß von Dienstmiete-Verträgen mit freien Eingeborenen vollzieht sich in der Weise, daß der Nichteingeborene, wenn er mit einem oder einigen wenigen Eingeborenen zu thun hat, unmittelbar mit diesen contractiert, wenn mit einer größeren Zahl, dagegen mit dem gewählten Vormann oder Unternehmer. Die eingeführten Arbeiter kommen regelmäßig in Trupps von 12 bis 30 Mann unter einem Vormanne an, und haben sich vorher gewöhnlich der Zustimmung ihres Häuptlings zum Verlassen ihrer Heimat versichert. Umgekehrt giebt es keine Ausfuhr von Eingeborenen aus dem Schutzgebiete Kamerun. Ein Dienstmiete-Vertrag mit einem Sklaven ist in Kamerun rechtlich unmöglich; der Nichteingeborene kann bloß mit dem Herrn desselben abschließen, der ein Recht auf die Arbeitsleistung des Sklaven hat; dagegen ist ein Vertragsabschluß mit einem Unfreien, der nicht Sklave ist, sehr wohl möglich, sei es, daß der Unfreie selbst die Dienste leisten soll oder sie durch seine Sklaven leisten läßt. Wer in Ausführung eines Dienstmiete-Vertrags Arbeiter stellt, übernimmt die Verpflichtungen und erwirbt die Rechte, welche aus einem Dienstmiete-Vertrage überhaupt entspringen können, wobei es keinen Unterschied macht, ob freie oder unfreie Arbeiter gestellt werden. Der Mieter hält sich lediglich an denjenigen, der die Arbeiter gestellt hat, zahlt an ihn die Miete oder macht ihm Abzüge und überläßt es ihm, wie er sich mit den gestellten Arbeitern abfindet. Von den eingeführten Arbeitern dienen die Krunege herkömmlich bloß ein Jahr, die von anderen Küstenplätzen, sowie die meist von der Goldküste stammenden Handwerker zwei Jahre; die Lohnzahlung, welche früher bloß in Gütern geleistet wurde, wird jetzt meist in Geld geleistet, oder in Geld und in Gütern zugleich. Der eingeführte Arbeiter hat stets Anspruch auf freie Rückpassage. Disciplinargewalt wird in vielen Fällen vom Arbeitgeber geübt, jedoch ist dies von der Regierung des Schutzgebiets nie als Recht anerkannt worden, was die vielen gerichtlichen Klagen der Arbeiter auf Bezahlung rückbehaltenen Lohns oder wegen erduldeter Mißhandlungen beweisen. Ohne den Eingeborenen in seinen vermögensrechtlichen Verhältnissen, sowie in Bezug auf seine körperliche Integrität rechtlos zu stellen, wird es auch keine Regierung wagen dürfen, ein solches Recht dem Arbeitgeber ausdrücklich zuzuerkennen. Da die im Schutzgebiet beschäftigten Arbeiter wissen, daß sie wegen erlittenen Unrechts bei den Behörden desselben Schutz finden und hiervon auch zu rechter Zeit Gebrauch machen, so besteht meines Erachtens ein Bedürfnis, zum Schutze der Arbeiter gesetzgeberisch vorzugehen, nicht. Wer einen Arbeiter mißhandelt, wird einfach nach § 223 ff. bestraft; wer ohne rechtfertigenden Grund die Lohnzahlung verweigert, wird hierzu durch Urteil gezwungen u. s. w. Um die Interessen der eingeborenen Arbeiter zu wahren, ist ein eigener Arbeiterpfleger aufgestellt, der alle ihm bekannt werdenden Beeinträchtigungen der Rechte seiner Pflegebefohlenen zur Anzeige zu bringen hat. Für die im Dienst

des Gouvernements und der Expeditionen beschäftigten Eingeborenen findet eine Beurkundung des Arbeit-Vertrags statt. Ein Bedürfnis nach Sicherstellung des Lohns kann nicht anerkannt werden, da sämtliche Arbeitgeber soweit solvent sind, daß sie in dieser Richtung den Ansprüchen der Arbeiter gerecht werden können, und da ferner durch Verordnung vom 6. Juni 1887 das Anwerben von Eingeborenen des Schutzgebiets für Arbeitszwecke außerhalb der Grenzen desselben überhaupt verboten ist.

Was die Sklaverei und sklavenähnliche Verhältnisse unter den Eingeborenen anbetrifft, so wird berichtet: Sklave kann innerhalb der Küstenzone des Schutzgebiets niemand werden, ein solcher kann bloß als schon fertiger Sklave nach diesem Gebiet kommen, nicht aber aus dem Küstengebiet umgekehrt nach dem Innern. Der Handel mit Sklaven bewegt sich aus den weit im Innern des Schutzgebiets belegenen Gebieten nach dem Innern. Die Kinder von Sklaven, welche im Bereich der Küstenzone geboren sind, gelten nicht als Sklaven, sondern als Halbfreie; für dieses Gebiet kann auch weder durch Selbstverkauf eines Freien, noch durch Verkauf seitens Verwandter Sklaverei begründet werden. Schuldknechtschaft ist keine Entstehungsart der Sklaverei. Aus dem Munde der im Schutzgebiet wohnenden Sklaven erfährt man, daß sie teils durch Geburt, Raub, Kriegsgefangenschaft Sklaven geworden sind. Die meisten kommen aus so entlegenen Gebieten, daß sie selbst die Namen ihrer ehemaligen Stammväter noch unbekannt sind; sie sind durch viele Hände gelaufen, bis sie zur Küstenzone gelangten; unter ihnen dürften etwa sieben bis acht verschiedene Sprachen vertreten sein. Der Preis eines männlichen Sklaven schwankt, nach deutschem Geld bemessen, zwischen 100 bis 160 M., kann auch ausnahmsweise bis 200 M. steigen; junge Sklaven kosten mehr als erwachsene, weil sie sich leichter an die Sitten und Lebensweise ihres Herrn gewöhnen und bildungsfähiger sind. Es muß hervorgehoben werden, daß die Sklaven im allgemeinen auf einer viel niedrigeren Bildungsstufe stehen, als ihre Herren; eine Sklavin wird mit 200 bis 300 M. bezahlt. Die Rechtsfähigkeit des Sklaven hier zu Lande kann nicht nach Analogie der römisch-rechtlichen Grundsätze beurteilt werden. Theoretisch betrachtet, ist er nichts Anderes, als ein Vermögensstück seines Herrn; er, sowie seine Kinder können vom Herrn beliebig veräußert werden, er und die Seinen müssen für den Herrn arbeiten, er kann nicht vor Gericht auftreten u. s. w. In Wirklichkeit aber ist das Verhältnis des Sklaven zum Herrn ein ganz anderes, und ein Freier, der sein Recht gegenüber dem Sklaven bis zu den äußersten Konsequenzen obigen Principis üben wollte, würde, soweit ihm nicht durch andere Einflüsse Einhalt geboten werden sollte, wozu ich insbesondere den Widerstand der Mitsklaven rechne, sich jedenfalls der größten Mißbilligung seitens seiner Stammesgenossen aussetzen. Schon die einfache Veräußerung eines Sklaven gilt wenigstens unter der Duallabevölkerung als gegen die gute Sitte verstößend, und

wird bloß durch Unbarmhzigkeit, Schuldenmachen, strafbare Handlungen des Sklaven gerechtfertigt; ein mujáberi (Halbfreier) kann überhaupt nur zur Strafe verkauft werden. Anders freilich, wenn der Eigentümer, von Gläubigern gedrängt, zum Verkauf schreiten muß; dann fallen diese zarten Rücksichten weg. Wie weit das alte, starre Recht durch den Einfluß der Regierung, sowie der Missionen bereits gemildert wurde, beweist die Thatsache, daß nicht bloß bei den Regierungsgerichten, sondern auch bei den Eingeborenenengerichten jetzt Sklaven als Kläger gegen ihre Herren in vermögensrechtlichen und strafrechtlichen Prozessen zugelassen werden, was noch vor wenig Jahren den Eingeborenen als eine Ungeheuerlichkeit erschienen wäre. Wenn auch der Sklave nur zu dem Zwecke gekauft worden ist, damit er für seinen Herrn erwerbe und arbeite, und, theoretisch genommen, alles, was der Sklave besitzt, seinem Herrn gehört, so ist der gegenwärtig herrschende Rechtszustand doch ein ganz anderer geworden, als er in konsequenter Entwicklung dieses Principis sich hätte gestalten müssen. Dies hat seinen Grund wohl weniger darin, daß mit der Zeit sich humane Anschauungen bei den Freien eingebürgert haben, als vielmehr darin, daß die Sklaven eine Art Macht geworden sind, mit welcher gerechnet werden muß. Die Sklaven wohnen im allgemeinen nicht in den Dörfern der Freien, sondern werden in entfernt von denselben gelegenen Sklavendörfern angesiedelt, welche oft eine erhebliche Ausdehnung besitzen: sie liegen meist hinter den mit Vorliebe an den Flußufern errichteten Wohnstätten der Freien, vielfach jedoch in langer Reihenfolge an diesen Wasserstraßen selbst, welche sie bis zu einem gewissen Grade beherrschen. Die Sklaven mit den Weibern zusammen sind die einzigen Ackerbauer, da der Freie diese Beschäftigung unter seiner Würde findet; der Sklave producirt seinen eigenen und seiner Familie Unterhalt und versorgt wohl auch seinen Herrn mit Feldfrüchten, die dieser jedoch nicht unentgeltlich erhält; er kann Eigentum aller Art, insbesondere auch Sklaven erwerben, durch welche er dann die Dienste thun läßt, die sein Herr von ihm zu verlangen berechtigt ist. Sklaven, welche jung in die Gewalt ihrer Herren kamen, werden meist auf den Handel abgerichtet, und machen dabei nicht bloß Geschäfte für ihren Herrn, sondern auch für sich, indem sie z. B. mit den ihnen anvertrauten Waren unter dem ihnen vom Herrn gesetzten Preise einkaufen, oder aus ihrem eigenen Vermögen einkaufen. So geschieht es, daß sowohl unter den Sklaven, als insbesondere unter den Halbfreien (mujáberis) Individuen vorkommen, welche als reich gelten und infolge der dem Vermögensbesitz innewohnenden Macht einen dementsprechenden Einfluß zu üben imstande sind. Da theoretisch der Sklave ein Vermögensstück seines Herrn bildet, so gilt dies konsequent auch von der Descendenz des Sklaven, den mujáberis. Der Herr hat demnach das Recht, die Kinder seines Sklaven zu verkaufen und den Kaufpreis für sich einzustreichen. Dies wird jedoch bloß ein ehrloser, oder ein von den Gläubigern bedrängter Herr thun. Jeder andere Freie pflegt in

diesem Falle den Kaufpreis zum Ankauf von Weibern für die Mitklaven und insbesondere, wenn der Kaufpreis aus der Veräußerung eines Mädchens herrührt, zum Ankauf von einem Weibe für den Bruder des Mädchens zu verwenden; thut er dies nicht, so giebt er dem Vater und der Mutter des verkauften Mädchens einen Anteil vom Kaufpreise. Wird ein Sklave verkauft, so geht bloß seine nackte Person in das Eigentum des neuen Erwerbers über; alles, was er besaß, bleibt beim früheren Herrn zurück. Stirbt ein Sklave, so gehört sein Nachlaß selbstverständlich dem Herrn, der auch für alle Schulden des Verstorbenen haftet, selbst, wenn sie den Nachlaß überschreiten sollten. Eine rechtliche Verpflichtung des Herrn, für den Unterhalt und das Wohl des Sklaven zu sorgen, kann man als nicht gegeben ansehen, wenn der Sklave bloß ein Vermögensobjekt darstellt; gleichwohl sagt jeder Sklavenbesitzende Freie auf Befragen, daß er verpflichtet sei, für seinen Sklaven wenigstens soweit zu sorgen, daß dieser in die Lage kommt, sich selbst zu ernähren, und daß der Sklave Anspruch darauf habe, von seinem Herrn ein Weib zu erhalten. In Krankheitsfällen verpflegt der Herr seinen Sklaven jedenfalls, solange der Sklave selbst Lebensmittel besitzt, und gewöhnlich auch, nachdem dieselben erschöpft sind. Sollte er es jedoch im letzteren Falle nicht thun, und der Sklave erhalte auch von Mitklaven keine Unterstützung, so bleibt dem Sklaven in seiner Bedrängnis nichts Anderes übrig, als sich an einen anderen Herrn um Hilfe zu wenden, welcher dann für die gehaltenen Aufwendungen ein Zurückbehaltungsrecht an dem Sklaven zu üben befugt ist. Der Herr haftet für die Schulden seines Sklaven, auch für die aus strafbaren Handlungen entstandenen, unbedingt; er kann sich an dem Vermögen des Sklaven, vor allem dessen Frauen und Kindern, wenn er solche besitzt, schadlos halten. Dies ist einer der Fälle, in welchen der Herr zum Verkaufe seiner Sklaven u. s. w. schreiten wird, ohne sich dadurch der Mißbilligung seiner Stammesgenossen auszusetzen. Im Princip steht dem Herrn ein unbeschränktes Züchtigungsrecht gegen den Sklaven zu, bis zur Tötung inbegriffen, auch sieht man dann und wann Sklaven, welche die Spuren solcher weitgehenden Züchtigungen tragen, z. B. Sklaven mit abgeschnittenen Ohren, meist die Strafe für eheliche Untreue, wenn bei weiblichen Sklaven angewandt. Soviel ich erfahren konnte, kamen die so verstümmelten Sklaven bereits in diesem Zustande zur Küste; jedenfalls werden in dem von der Regierung thatsächlich beherrschten Gebiet solche Grenel nicht mehr verübt, und alle Mißhandlungen von Sklaven mit gleichem Maße, wie die an Freien verübten, gemessen. Bei den Behörden des Schutzgebietes ist es Grundsatz, der Sklaverei jede rechtliche Anerkennung zu versagen und demgemäß alle Eingeborenen, als unter dem gleichen Rechte stehend, zu behandeln. Nach den Rechtsanschauungen der Eingeborenen kann ein Nichtfreier nie zu einem Freien werden; ein Sklave bleibt stets ein Sklave, ein mujáberi stets ein mujáberi; die Kinder eines Freien und einer mujáberi

werden stets mujáberi sein, selbst, wenn eine Kette von solchen Generationen bestanden hätte. Ich habe mich vergebens bemüht, einen praktischen Unterschied zwischen denjenigen mujáberis, welche in vollkommenster Unabhängigkeit in den Dörfern der Freien wohnen, und zwischen letzteren selbst zu entdecken. Alles, was man mir über diesen Punkt sagen konnte, war, daß ein mujáberi bei gewissen Fetischspielen oder Tänzen nicht zugegen sein dürfe. Es besteht also keine Beschränkung in staatsbürgerlicher Beziehung für ihn, er spricht bei Stammesangelegenheiten ebenso mit, wie ein Freier, was übrigens nicht sehr auffallen kann, da bei dergleichen Anlässen oft junge Burschen, die nach unserer Auffassung gar kein Recht haben können, mitzureden, das größte Wort führen. Aus dem Vorgesagten ergibt sich, daß ein Freikaufen den Sklaven in den Augen der Eingeborenen nicht zu einem Freien, sondern höchstens zu einem herrenlosen Sklaven machen kann, ebenso wenig, wie umgekehrt ein Freier, der wegen Schulden oder Liederlichkeit an einen Dritten verkauft wird, der damit zugleich die Haftung für die Schulden desselben übernimmt, von den Eingeborenen nicht als Sklave angesehen wird, wenn er gleich seinem Herrn Sklavendienste zu leisten verpflichtet ist, denn sein Blut ist rein von Sklavenblut. Die Aufhebung der Sklaverei im Schutzgebiete ist zur Zeit noch nicht ausführbar. Eine Verordnung, welche einfach erklären würde: die Sklaverei ist aufgehoben, würde gar keine Wirkung auf den Fortbestand der einmal gegebenen Verhältnisse äußern. Wohl aber kann die künftige Aufhebung der Sklaverei vorbereitet werden. Wenn erst bei Freien und Sklaven in weiteren Kreisen die Thatsache bekannt sein wird, daß sie beide gleichem Rechte bei der Regierung unterstehen, so wird auch bei dem Sklaven das Bewußtsein der Menschenwürde allmählich durchbrechen und in einem zunächst passiven Widerstand gegen den Herrn sich äußern. Der nächste Schritt, der zu thun ist, besteht in dem Unterbinden der Sklavenzufuhr. Die im Schutzgebiete vorkommenden Sklaven sind entweder als Kriegsgefangene, oder als gelegentlich von einem feindlichen Stamme abgefangene Individuen zu Sklaven gemacht worden, und zwar in so entlegenen Gebieten, wo ein Einfluß der Regierung weder jetzt, noch für die nächste Zeit sich wird äußern können. Die Stämme, die hierbei in Betracht kommen, sind, im Gegensatz zu jenen der Küstenzone, kriegerischer, mächtiger, und haben eine festere Organisation. Ihnen gegenüber fehlt es der Regierung an jeder Macht, Strafbestimmungen in Anwendung zu bringen, wohl aber wird es durch allmähliches Vorschleichen von Stationen gelingen, einen Einfluß zu üben, der geregelte, friedlichere Zustände ermöglicht und dadurch die ewigen Fehden, und somit die ständige Quelle der Sklaverei versiegen läßt. Wo aber die Regierung Macht hat und strafen kann, bedarf es ebenfalls keiner besonderen Strafvorschriften gegen Eingeborene, weil dann die Strafbestimmungen gegen Nichteingeborene analog in Anwendung gebracht werden (sfr S. 234 ff. d. Reichs-Strafges.). Dagegen kann der bloße Besitz

von Sklaven nicht unter Strafe gestellt werden. Mit den jetzt in dieser Richtung bestehenden Zuständen muß sich die Regierung des Schutzgebiets abfinden, so gut es geht. Wenn die Selbständigkeit der Sklaven in Kamerun nur noch eine kleine Steigerung erfährt, und das ist innerhalb des von der Regierung beherrschten Gebiets unausbleiblich, so wird man auch vom Bestehen sklavereiähnlicher Verhältnisse nicht mehr sprechen können.

Das afrikanische Missionshaus in Limburg a. d. Lahn

ist am 3. November feierlich eröffnet worden. Der hochwürdigste Herr Bischof vollzog selbst die Weihe der im Parterregehoß des gräflichen Walderdorff'schen Hofes, woselbst sich die Niederlassung der Genossenschaft befindet, eingerichteten Kapelle. Die einfache Kapelle war von den Zöglingen der Anstalt mit Blumen und Fahnen sehr gefällig und sinnreich geschmückt. Bei seiner Ankunft wurde der hochwürdigste Herr Bischof am Thore feierlich empfangen und in Prozession zur Kapelle geleitet, woselbst nach Absingung des *Veni Creator Spiritus* durch einen aus Zöglingen der Anstalt bestehenden, von Herrn Stadtkaplan Metz geleiteten Chor die eigentliche Feier begann. Der hochwürdigste Herr Bischof hielt zunächst vom Altare aus eine zu Herzen gehende Anrede, in der er ungefähr folgendes ausführte: In seiner unerforschlichen Vorsehung hat der Allmächtige alles weise geordnet, und eine Fülle der Zeiten bestimmt, in welcher das Werk der Erlösung vollbracht werden sollte. Viertausend Jahre dauerte es, ehe der ersehnte Erlöser kommen sollte, ein Jahrtausend, bis das Licht des Evangeliums vom fernen Asien her über Europa sich verbreitet hatte. Abermals seien vier Jahrhunderte verflossen, bis der Allmächtige sein „Es werde Licht“ für den neuentdeckten Erdteil Amerika sprach, und dieser mit dem Lichte des Evangeliums erleuchtet werden sollte. Eine abermalige Offenbarung des göttlichen Heilsratschlusses ist in unseren Tagen kundgegeben worden. Für die unglücklichen Bewohner Afrikas, die in den Staub getretenen, mit dem Vaterfluche belasteten Chamiten ist jetzt nach Gottes unerforschlichem Ratschluß die Zeit gekommen, daß auch ihr dunkler Erdteil vom Lichte des Glaubens erleuchtet werden soll. Auf die Frage: „Wächter, wie weit ist es in der Nacht,“ ist für Afrika jetzt die Antwort erfolgt: „Gottlob, die Nacht ist vorbei.“ Wie können aber die vom Heidentum umnachteten Bewohner Afrikas den anbeten, an den sie nicht glauben, wie sollen sie an den glauben, der ihnen nicht verkündigt wird? Zur Ausbreitung des Glaubens in Kamerun sind speziell die Mitglieder der Ballottiner-Genossenschaft berufen, auf sie paßt das Wort der hl. Schrift: „O wie schön sind die Füße derer, die das Wort Gottes verkündigen!“ Wie Gott früher Glaubensboten zu uns sandte, so will er jetzt Glaubensboten von uns nach Afrika entsenden. Unsere Stadt ist außersehen, die erste Pflanzschule dieser Missionsgesellschaft in Deutsch-

land zu besitzen. Dank sei dem Ewigen, der den hochwürdigen Pater Superior aus der Ferne in die Heimat geführt und zur Gründung der Missionschule berufen hat, Dank sei ihm für die Erweckung des ehrwürdigen Dieners Gottes Vincenz Pallotti, der die nach seinem Namen benannte Missionsgesellschaft gegründet hat. Dank dem Ewigen für die stattliche Anzahl Zöglinge, welche die Anstalt bereits kurz nach ihrer Errichtung zählt, und die das sichtbare Walten Gottes über der Genossenschaft des ehrwürdigen Pallotti bekundet. Der hochwürdigste Herr dankte hierauf allen Wohlthätern der Anstalt und wandte sich nunmehr an die Zöglinge der Anstalt, welchen er von Gott die nötige Kraft erlesche für das mühevollen Amt, dem sie sich widmen wollten. Daß sie berufen seien, zeige sich dadurch, daß sie hier seien, sie sollten aber bemüht bleiben, daß sie nicht nur zu den Berufenen, sondern auch zu den Auserwählten gehörten. Sie sollten mit ihrem Talente wuchern, es komme nicht darauf an, wieviele Talente jeder empfangen habe, sondern darauf, wie er die erhaltenen verwendet habe. Auch sollten sie dahin streben, daß sie, wenn sie dereinst mit dem Apostel zu Gott sagen würden: „Siehe, Herr, wir haben alles verlassen und sind Dir nachgefolgt,“ auch den Lohn der Apostel empfangen würden. Redner ermahnte die Zöglinge, sich namentlich der Demut zu befeuern; denn nur den Demütigen gebe Gott seine Gnade. Zum Schluß forderte der hochwürdigste Herr die Anwesenden auf, zu beten, daß der Allmächtige diese neue Pflanzstätte des Apostolates segnen möge; in dieser Intention wolle er in der Kapelle das erste hl. Messopfer darbringen. — Hierauf nahm der Herr Bischof die Einweihung der Kapelle vor und celebrierte darauf das hl. Messopfer, während dessen der Chor der Zöglinge passende Gesänge vortrug. Zu der Feier waren eine Anzahl Gäste besonders eingeladen und anwesend, u. a. Mitglieder des hohen Domkapitels, die Herren Landtagsabgeordneter Cahensly, Landgerichtsrat Freusberg, I. Beigeordneter F. B. Hilf, Rektor Haas u. a. Außerdem beteiligten sich noch viele Andächtige an der erhebenden Feier, sodaß die Kapelle bis auf das äußerste Plätzchen gefüllt und vielen der Zutritt nicht möglich war.

Die katholische Bürgerschaft Limburgs bringt der neuen Anstalt ein warmes Interesse entgegen. So zu sagen nackt und bloß kamen die Mitglieder der Kongregation dorthin, aber schon viel haben sie von der Güte der Bürger, vielfach ganz unbekannter Weise, erhalten. Gott lohne es!

Ein „Afrikaner“ über unsere Kulturarbeit in Afrika.

Unsere Lesern ist ja bekannt, wie Ostafrika zu einer deutschen Kolonie gemacht wurde, wie Hauptmann Wismann, jetzt Major von Wismann, in harten, aber energisch durchgeführten Kämpfen den Arabern Respekt vor den deutschen Waffen beibrachte.

Nach der Niederschlagung des Aufstandes hegten wir die schönsten

Hoffnungen, daß nun die Zivilisierung Ostafrikas rasche Fortschritte machen würde. Aber es kam ein Umschlag. Der Feldzug Wismanns hatte Geld gekostet, und wenn man auch sonst in Berlin „heidenmässig viel Geld“ hat, für Ostafrika sollte nicht so viel ausgegeben werden. Man glaubte, in Herrn von Soden, dem damaligen Gouverneur von Kamerun, den Mann gefunden zu haben, der mit wenig Truppen, aber einigen guten Rechenmeistern Ostafrika in Ruhe halte, und die Kosten der Verwaltung aus dem Ertrage der Zölle bestreite.

Wir haben gleich zu Anfang bedenklich den Kopf geschüttelt zu diesem Beginnen, weitere 10 Jahre des Wismannschen Regiments wären uns verständlicher gewesen. Die Folgen sind denn auch nicht ausgeblieben. Wir haben recht empfindliche Niederlagen erlitten, ohne Geld zu sparen, und die Sache steht heute so, daß selbst alte Gegner unserer Kolonialpolitik raten, an Stelle des Zivilgouverneurs den Militärgouverneur, an Stelle des rechnenden Beamten den schneidigen Offizier wieder regieren zu lassen.

Herr Gouverneur von Soden tritt Ende dieses Jahres einen Urlaub an, nach dessen Ablauf er wohl eine andere Verwendung finden wird. Zu seiner Stellvertretung ist Herr Oberstlieutenant von Scheele, Abteilungschef im Kriegsministerium, kommandiert worden. Ob man in ihm den Nachfolger des Herrn von Soden erblicken kann, oder ob er nur so lange die Geschäfte führen wird, bis Herr von Wismann wieder imstande ist, seine so unglücklich unterbrochene Thätigkeit als Höchstkommandierender wieder aufzunehmen, muß man abwarten. Jedenfalls darf man nicht vergessen, daß Herr von Scheele in Ostafrika ein Neuling ist; die bisherigen Erfahrungen sprechen aber nicht sehr für solche „neue Männer.“

Gerade zur rechten Zeit erscheint nun bei Trowitsch u. Sohn in Frankfurt a. d. D. ein Werk, das ganz geeignet ist, uns die ostafrikanischen Zustände recht anschaulich vor Augen zu führen. „Geschichte des Araber-Aufstandes in Ostafrika“ (Preis geb. 5 Mk.) heißt der Titel, Verfasser ist Herr Rochus Schmidt, einer der schneidigen Degen, welche unter Wismann kämpften, einer der Chefs der Schutztruppe. Nachdem der Verfasser die Geschichte des Aufstandes recht eingehend geschildert hat, kommt er auch auf die Verwaltung des Landes unter Herrn von Soden zu sprechen, und dieser Teil des Werkes ist es, der uns besonders interessiert, weil er ohne Parteilichkeit die Ereignisse und Zustände schildert, wie er sie als Sachkundiger beurteilt. Wir lesen S. 299 u. ff.:

Bei der Überleitung Deutsch-Ostafrikas in eine Kronkolonie war Major von Wismann vom Reichskanzler nicht für den Gouverneursposten in Deutsch-Ostafrika in Aussicht genommen. Nachdem Soden Anfang Dezember von Sansibar wieder abgereist war, um in Deutschland die nötigen Vorbereitungen zu treffen und im Auswärtigen Amt seine Instruktionen entgegenzunehmen, ging er im März 1891 nach seiner Ernennung zum kaiserlichen Gouverneur (für die

Dauer seiner Amtsthätigkeit mit dem Prädikat Excellenz) wiederum aus Berlin nach Ostafrika ab. Nach seiner Ankunft besuchte er die Plätze Tanga, Bagamoyo und Daréssalam; zu Bagamoyo fand die Übergabe durch den bisherigen kaiserlichen Reichskommissar statt. Bei der Neuordnung der Verhältnisse wurde durch Gesetz vom 22. März 1891 die Wismann'sche Schutztruppe in eine kaiserliche umgewandelt, und zum Kommandeur derselben der bisherige Chef in der Schutztruppe, Herr von Zelewski, ernannt. Bezüglich der Verwendung der Schutztruppe in Ostafrika hatte der Gouverneur das Erforderliche zu bestimmen. Im übrigen, auch im Civildienst waren die nötigen Organe ihm beigegeben worden. Ursprünglich war beabsichtigt, für seinen Vertreter und sachkundigen Berater die Stellung eines Gouvernementsrates zu schaffen und diese dem früheren stellvertretenden Reichskommissar und Chef in der Schutztruppe Dr. Karl Wilhelm Schmidt*) zu übergeben. Es wäre dies sehr praktisch gewesen; die Ruhe und Besonnenheit des älteren, im Verwaltungsdienst des Auswärtigen Amtes erfahrenen Herrn von Soden hätte einen Anhalt an der Praxis und Sachkunde des durchaus objektiven, von Optimismus gänzlich freien und ebenfalls besonnenen und ruhigen Dr. Schmidt gefunden. Herr von Soden scheint sich jedoch mit allen Kräften dagegen geirrt zu haben, einen wirklich an Ort und Stelle erfahrenen Herrn als Berater zu erhalten. Vielleicht besorgte er, dieser möchte zu viel Einfluß auf seine Amtsthätigkeit erlangen und am Ende das Heft gar selbst in die Hände bekommen. So setzte es denn Herr von Soden durch, daß die Stelle des Gouvernementsrates durch die eines Obergerichters ersetzt wurde, der das Richteramt zweiter Instanz im Schutzgebiet ausüben sollte. Diese Stelle wurde zunächst garnicht besetzt, und erst ein halbes Jahr später dem bisherigen Legationstrat im Auswärtigen Amt, Sonnenschein, der im Ausland früher als Kommissar der Marschalls-Inseln thätig gewesen war, übertragen. Da die Wahl wegen der mit diesem Amte verbundenen Funktionen auf einen Juristen fallen mußte, und an Ort und Stelle erfahrene Juristen nicht vorhanden waren, kann die Wahl dieses ruhigen und unparteiischen Herrn nur als eine glückliche bezeichnet werden. Im übrigen erhielt die Verwaltung der Finanzen einen Chef in dem bisherigen Intendantur-Assessor Dr. Kanzki, der zugleich Intendant der kaiserlichen Schutztruppe wurde. Seine Hauptstütze war der ihm unterstellte Landrentmeister, der ebenfalls an Ort und Stelle Erfahrungen nicht gesammelt hatte. Zu diesem Posten wurde zuerst ein früherer Marine-Zahlmeister, dann aber, da letzterer abgelöst werden mußte, ein früherer Post-Sekretär aussersehen. Dem letzteren war die in Ostafrika nötige Art der Verwaltung ebenso fremd wie dem Dr. Kanzki.

Obwohl daher am 1. April 1891 und in den folgenden Monaten in allen Zweigen der Verwaltung in Deutschland thätig gewesene Kassenbeamte nach Ostafrika hinausgeschickt wurden, und, wie wir bereits früher erwähnt, statt der paar Leute, die Wismann für jene Verwaltungszwecke sich erst selbst hatte heranzubilden müssen, ein wirklich umfangreiches Personal zur Verfügung stand, konnte doch die Verwaltung zunächst gar nicht recht in Gang kommen. Selbst heute, wo die

*) Nicht zu verwechseln mit dem Herausgeber.

Zahl der reinen Kassenbeamten und Schreiber ein viertel Hundert weit übersteigt, wird noch immer über Mangel an Bureaupersonal geklagt.

Eine geordnete Übergabe der Kassengeschäfte war durch die Thätigkeit der Revisions-Kommission in Ostafrika möglich gewesen. Von Seiten des Auswärtigen Amtes hatte man im Jahre 1890 zwei Revisoren nach Ostafrika geschickt, um sich einen genauen Einblick in die Kassenverwaltung des Reichskommissars zu verschaffen. Die Ursache dieser Maßregel war der Umstand, daß es dem Reichskommissar nicht gelungen war, bei den ungeordneten Verhältnissen und der Vielseitigkeit seiner sonstigen Thätigkeit, für alle ausgegebenen Summen die nötigen Belege der Legationskasse des Auswärtigen Amtes zu bringen. Die beiden Revisoren brachten nun alles ins rechte Geleis und stellten vor allen Dingen das Faktum fest, daß eine durchaus sachgemäße, den örtlichen Verhältnissen entsprechende Geldverwaltung vom Reichskommissar ausgeübt worden war. Andere Civil-Organen für den Gouverneur bildeten die Bezirks-Hauptleute, welche den Küstenbezirks-Ämtern vorstanden. Es wurde die Küste in 5 Bezirke, Tanga, Bagamoyo, Daréssalam, Kilwa und Ngau eingeteilt. Für jeden dieser Bezirke wurde ein Bezirks-Amt, dem der betreffende Bezirkshauptmann vorstand, geschaffen. Diese Bezirkshauptleute hatten alle die Verwaltungs-Funktionen, welche die Stationschefs unter dem Reichskommissariat ausgeübt hatten. Da einige Bezirksämter mehrere Küsten-Stationen unter sich hatten, waren die Stationschefs der Neben-Stationen den Bezirkshauptleuten unterstellt. Die Bezirkshauptleute, wie die Stationschefs hatten auch, wie früher, die Gerichtsbarkeit in den Plätzen unter sich. Bei verwickelten Sachen, oder, wo es sich um größere Objekte handelte, oder endlich, wenn die eine der streitenden Parteien aus Europäern bestand, trat der zwei Monat vorher herausgeschickte, den ostafrikanischen Verhältnissen fremd gegenüberstehende Rane Erkschke als Ablat des Gouverneurs in Thätigkeit.

Um die Verbindungen an der Küste zu unterhalten, verwandte man, wie zu Wismanns Zeiten, die Flottille, nunmehr Gouvernements-Flottille genannt, die aus den kleinen Wismann-Dampfern bestand und trotz vieler Mängel in den vergangenen Jahren gute Dienste geleistet hatte. Zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit in Deutsch-Ostafrika, insbesondere zur Bekämpfung des Sklavenhandels diente, wie erwähnt, die kaiserliche Schutztruppe, bestehend aus 1500 farbigen Soldaten. Der Etat an für den eigentlichen Truppendienst in Betracht kommenden Europäern wurde jedoch mit dem 1. April 1891 erheblich verringert, und bestand nunmehr nur noch aus 24 Offizieren und 35 Unteroffizieren gegenüber 35 Offizieren, 16 Deckoffizieren und 107 Unteroffizieren zu Wismanns Zeiten. Dazu traten noch für die kaiserliche Schutztruppe 10 Ärzte, gegenüber 5 unter Wismann, ferner 15 Zahlmeister-Aspiranten, 16 Lazarettgehilfen und 2 Schreiber. Im ganzen jezt 102 Europäer, früher 163. Viele der Europäer der Schutztruppe, besonders die Zahlmeister-Aspiranten und eine Reihe von Unteroffizieren waren gänzlich zum Gouvernementsdienst abkommandiert und gingen so der Truppe verloren.

Die Schutztruppe wurde auf Befehl von Berlin in 10 Kompanien formiert, von denen 4 als Besatzungs-Kompanien der Küste dienten, 4 Expeditionss-

Kompanien und 2 Ersatz-Kompanien für die Besetzungen des Innern und die Ablösungs-Mannschaften im Innern bildeten. Die 4 Besatzungs-Kompanien waren auf die 5 Küsten-Bezirke derart verteilt, daß jeder Bezirk eine Kompanie hatte, die Bezirke Bagamoyo und Daresalam dagegen zusammen eine Kompanie mit dem Stabe in Bagamoyo. Die Kompanieführer standen zugleich als Bezirks-Hauptleute den Bezirksämtern vor, hatten also doppelte Funktionen, und waren in ziviler Hinsicht dem Gouverneur, in militärischer dem Kommandeur unterstellt. Es war dies ein bedeutender Mißstand, der zu Reibereien der be-

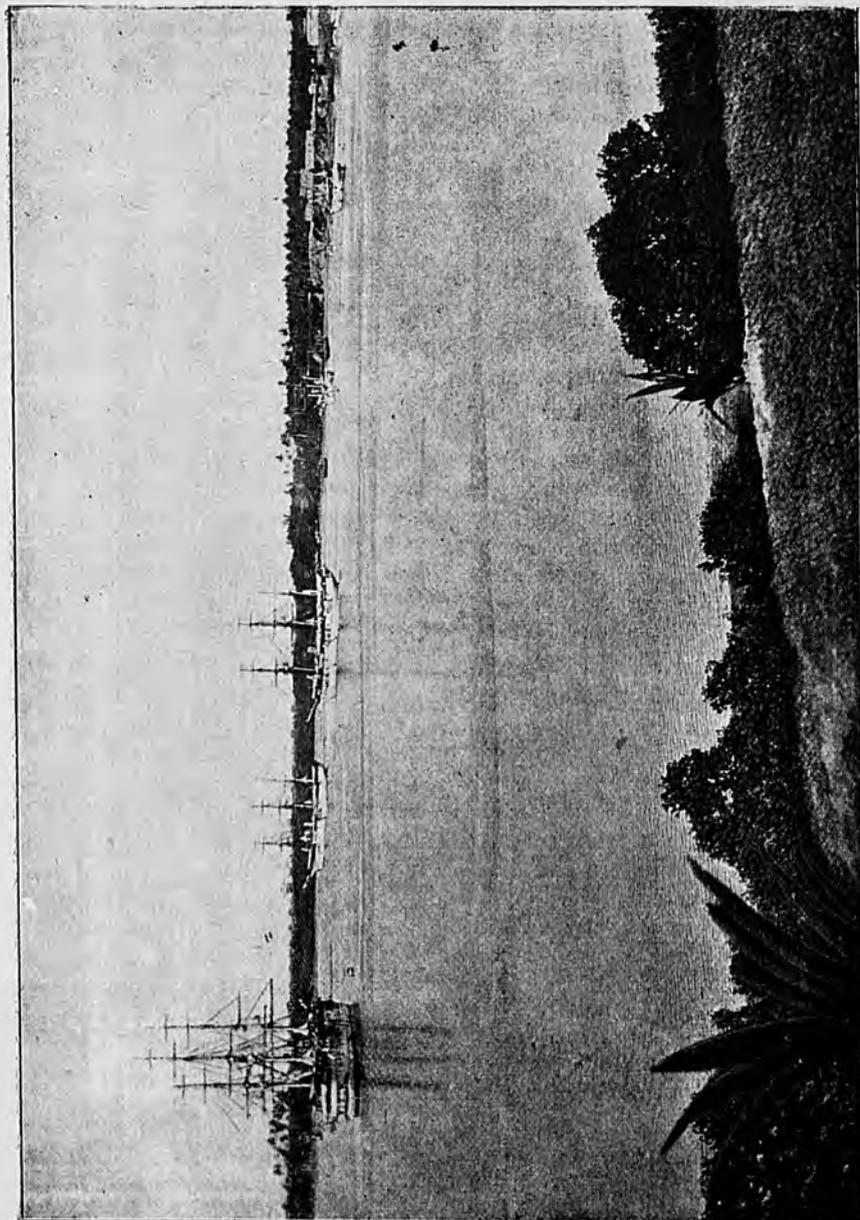


Albrecht von Bülow †.

derselben, Wirkl. Geh. Legationsrat Dr. Kayser steht. In der Kolonialabteilung hatten wir in der Heimat eine Behörde, deren einzelne Beamten sich durch mehrjährige Tätigkeit in der Verwaltung der Kolonien sowohl in Berlin, wie teils auch an Ort und Stelle Erfahrungen erworben hatten, die, wie besonders der Dirigent derselben, den Kolonien nicht nur ein reges Interesse, sondern auch ein praktisches Verständnis entgegenbringen. Das Reichs-Marine-Amt dagegen bekam eigentlich in der Verwaltung der Schutztruppe ein Anhängsel: die Schutztruppe stand bis dahin der Marine vollkommen fremd gegenüber und dürfte wohl auch jetzt, wie dies ja auch erklärlich ist, als Stiefkind und unliebsames Anhängsel von der Marine angesehen werden. In keinem Falle kann die doppelte Unterstellung der Schutztruppe unter das Auswärtige Amt und das Reichs-Marine-

betreffenden Behörden Veranlassung geben und die betreffenden Offiziere in Kollision mit den verschiedenen Pflichten bringen konnte. In gleicher Weise war dies beim Intendanten, der, wie erwähnt, ebenfalls den beiden Herren unterstellt war, beim Kanzler, der zugleich Auditeur der Schutztruppe war, endlich beim Landrentmeister der Fall.

Die Schutztruppe selbst unterstand, was Personalien und die militärische Verwaltung anlangte, jetzt dem Reichs-Marine-Amt, für ihre Verwendung und die ökonomische Verwaltung dagegen dem Gouverneur und der Kolonial-Abteilung des Auswärtigen Amtes, an deren Spitze der Dirigent



Die deutschen Kriegsschiffe im Hafen von Dares-Salam.

Amt als vorteilhaft angesehen werden. Eine Vereinfachung hierin erscheint als dringendes Bedürfnis, und man wird sich wohl auf die Dauer der Schaffung eines eigenen Kolonial-Amtes, in dem die betreffenden Behörden vereinigt und dem Leiter dieses Kolonial-Amtes unterstellt sein müßten, nicht entziehen können.

Bei der Überleitung des Reichskommissariats in das Gouvernement wurden die neu herausgesandten Beamten schon im Etat auffallend gut behandelt; weit weniger kümmerte man sich um viele der älteren Wißmann-Offiziere, für die der neue Etat geradezu eine bedeutende Verschlechterung bedeutete; ein Teil derselben wurde im Jahresgehalt um 2400 Mark heruntergezogen. Junge Juristen, die Ostafrika im vorigen Jahre das erste Mal erblickten und vorher daheim Assessoren gewesen waren, erhielten für ihre wenig aufreibende Thätigkeit im reinen Küsten- und Verwaltungsdienst ein Gehalt, das den Jahre lang in Afrika unter allerlei Gefahren und Entbehrungen thätig gewesenen älteren Offizieren genommen wurde; und wenn auch von den letzteren wohl kein einziger allein aus materiellen Gründen draußen seine Thätigkeit fortsetzte, so bewirkte doch diese Behandlung immerhin den Anfang einer Verstimmung. Nachdem die Besetzung des Küstengebietes nach der erwähnten Einteilung neu durchgeführt war, ging der Gouverneur daran, die Verwaltung in seinem Sinne einzurichten. Es gehört nicht in den Rahmen dieses Buches, ausführlich alles das, was nach der Übergabe der Geschäfte durch von Soden geschehen ist, zu beschreiben; es sollen nur in kurzen Zügen die Ereignisse des letzten Jahres geschildert werden. Wißmanns Arbeit hatte dem Gouverneur eine Basis geschaffen, auf welcher der letztere seine Thätigkeit aufbauen konnte. —

Von den verschiedensten Seiten ist behauptet worden, Kommandeur v. Zelewski trage die alleinige Schuld an dem Unglück, das ihn und seine Truppe betroffen; seiner nicht zu entschuldigenden Sorglosigkeit sei die Herbeiführung der Katastrophe zuzuschreiben. Es hat diese Beurteilung ihres Kommandeurs die Offiziere der Schutztruppe auf das Schmerzlichste berührt, da gerade Herr von Zelewski ein durch seine Umsicht und Vorsicht bekannter Offizier war. Bei den schwierigen Terrainverhältnissen der Landschaft Uhehe kann nicht der bei uns für Marschsicherung zc. geltende Maßstab auf die Expedition angelegt werden. Das tiefe Eindringen der Expedition in die Landschaft Uhehe ist aus der Absicht des Expeditions-Führers zu erklären, die vorher auf der Expedition erlangten Vorteile über den räuberischen Stamm militärisch gründlich auszunutzen. Ob indes das vom rein militärischen Gesichtspunkt richtige weite Vordringen ins Innere auch politisch zweckmäßig war, bleibe dahingestellt. Zweifellos muß zugegeben werden, daß von Zelewski den Charakter der Mafitistämme, mit denen er früher nicht in Berührung gekommen war, nicht ganz erkannt hat. Von Zelewski war ausschließlich Soldat, das aber mit Leib und Seele, ebenso ein tüchtiger Organisator, als welcher er Wißmann speziell bei der Organisation der Truppe stets helfend zur Seite stand.

Die Katastrophe wirkte auf die Soldaten der Schutztruppe ungemein demoralisierend und machte auch die Bewohner an der Küste übermütig. Die letzteren waren dem Gouverneur von Soden so wie so nicht wohlgesinnt: einmal wegen seiner Steuermaßregeln und dann, weil er der Bevölkerung, insbesondere

den Großen derselben, nicht die ihnen sonst immer zuteil werdende Beachtung schenkte und sich über die im Orient nun einmal üblichen Umgangsformen und Außerlichkeiten hinwegsetzte; auf der anderen Seite lavierte der Gouverneur mit den Eingeborenen häufig gerade an der unrechten Stelle. Hätte nach der Katastrophe ein Nachzug mit der nötigen Macht, mit intakten oder nicht entmutigten Truppen gemacht werden können, wäre dies für uns außerordentlich günstig gewesen, aber leider war dies ausgeschlossen; es mußte erst eine Rekrutierung in der Truppe abgewartet werden.

Die Wahehe knüpften durch die Araber in Kondoa Friedensverhandlungen mit dem Gouverneur an und boten die Auslieferung der erbeuteten Kanonen, Gewehre und Munition an, sowie Zahlung einer Strafe in Elefantenzähnen und Rindvieh. Es wurde von einer Strafexpedition abgesehen; die Verhandlungen mit den Wahehe, bei welchen der Gouverneur durch den Pater superior der Mission in Longa vertreten war, kamen aber nicht recht in den Gang, sodaß inzwischen einige der Mauser-Gewehre mit Munition von den Wahehe nach den verschiedensten Plätzen verkauft wurden und sogar bis auf den Markt nach Tabora kamen. Inzwischen schwoh den Arabern und Beludschern von Kondoa, die von jeher nicht gerade von der besten Sorte waren, der Kamun. Der in Afrika wohlbewährte Lieutenant Prince, welcher zur Unterdrückung von etwa in Kondoa vorkommenden Unruhen daselbst mit einer Truppe von ca. 100 Mann sich befand, hatte mit dem Geologen Dr. Lieder, den er dort getroffen, die Absicht, auf die Einleitung von Friedensunterhandlungen von Seiten der Wahehe hin, nach dem Schauplatz der Zelewskischen Katastrophe abzumarschieren. Lieder hatte hinreichend Gelegenheit gehabt, die Mafitistämme im Norden, wie im Süden kennen zu lernen; er, wie Prince hatten das sehr richtige Gefühl, es müßten die Überreste der auf dem Kampfplatz gefallenen und verbrannten Europäer und Soldaten beerdigt werden. Sie verlangten daher von den Wahehe Stellung von Geißeln, damit sie mit ihrer Truppe die Aussicht hätten, sicher hin- und zurückzukommen, ebenso Stellung von Begleitmannschaften. Die Herren wurden jedoch durch einen Befehl des Gouverneurs, der durch die Missionare zu unterhandeln wünschte, an der Ausführung ihrer Absicht gehindert. Die Verhandlungen, welche der Gouverneur mit den Wahehe dann durch die Missionare angeknüpft hat, sind jetzt als gescheitert und wir als die Getäuschten zu betrachten. Es wird zwar angegeben, der Oberhäuptling der Wahehe wüßte ehrlich Frieden mit uns Deutschen zu halten, doch besteht das Faktum, daß er die geraubten Geschütze und Gewehre wie Munition zur Zeit noch nicht ausgeliefert hat. Es ist bei solchen Räuberstämmen, wie die Wahehe sind, überhaupt von vornherein falsch, zuviel auf Versprechungen und Beteuerungen zu geben. Die Grundlage, auf der die Herren Prince und Lieder verhandeln wollten, nämlich nach Stellung von Geißeln, war die einzig richtige. So aber ist unsere Würde bei den Verhandlungen nicht gewahrt worden, auch haben unsere braven Gefallenen in Uhehe noch kein christliches Grab erhalten! Die Mafai, die Erbfeinde der Wahehe, mit denen zuletzt der Stationschef von Mpapua, Lieutenant von Elpons, ein gutes Verhältnis erhalten hatte, baten diesen nach der Katastrophe, nun ihrerseits über die Wahehe herfallen zu dürfen;

von Elpons mußte ihnen jedoch seiner dringenden Instruktion vom Gouverneur gemäß diese Bitte abschlagen. —

Es sei gestattet, bei dieser Gelegenheit einiges über die Schwierigkeiten, die sich auf Expeditionen häufig darbieten, zu sagen. Wesentlich von Belang ist der Zweck der Expedition und das Verhältnis derselben gegenüber den Eingeborenen: ob diese die Expedition von vornherein als feindlich ansehen oder nicht. Bei den Expeditionen der Schutztruppe, soweit diese Straf-Expeditionen sind, oder zur Ausdehnung der Macht an Stellen dienen sollen, wo sich die eingeborene Bevölkerung selbständig zu halten sucht, tritt natürlich das Ziel der Expedition den Eingeborenen selbst als ein ihnen direkt feindliches vor Augen, und werden sie einer solchen Expedition nach Möglichkeit Schwierigkeiten im Vorbringen entgegensehen.

Anderes ist es bei Expeditionen einfacher Reisender, die bloß den Zweck haben, durch das Land zu marschieren, in demselben aber keinerlei Hoheitsrechte auszuüben. Für solche Expeditionen kann man sagen, daß, je klarer den Eingeborenen das friedliche Ziel derselben vor Augen tritt, desto leichter das Vorwärtskommen der Expedition sein wird. Es kommt also oft vor, daß das Mitnehmen von einer geringen Menge von Soldaten, oder überhaupt gar keiner Soldaten die Expedition ungemein erleichtert. So ist es auch erklärlich, daß Missions-Expeditionen und wissenschaftliche Expeditionen mit viel geringeren Mitteln als die Expeditionen unserer Schutztruppe ausgeführt werden können, da deren friedliche Bestrebungen im allgemeinen bekannt sind, wenngleich auch hier natürlich Ausnahmen von der Regel vorkommen. Denn auch solche Expeditionen leiden zuweilen unter der Raubsucht einzelner Häuptlinge oder deren Nachgier für irgend welche früheren Ereignisse. Befassen wir uns hier indes nur mit den Expeditionen, wie sie von Seiten der Schutztruppe häufig nötig werden. Die Expeditionen richten sich zum Teil gegen Völkerstämme, die mit Gewehren, bei Beginn der Niederwerfung des Aufstandes sogar mit allen möglichen Hinterladergewehren und deren Munition reichlich versehen sind, zum Teil gegen Stämme, welche nur die einheimischen Waffen führen. Diese Waffen sind entweder Speere, nämlich ein großer Stoßspeer und mehrere kleine Wurfspeere, oder Bogen und Pfeile nebst Keulen, zuweilen beide Arten der Bewaffnung bei demselben Gegner, aber nie in der Hand eines Einzelnen vereinigt.

Es wird häufig angenommen, daß allein die Bewaffnung unserer Gegner mit Gewehren für uns nachteilig sei. Dies ist nicht immer der Fall, denn gerade die ausschließlich mit Speeren kämpfenden Völkerstämme sind in ganz Ostafrika unter den Eingeborenen die bei weitem gefürchtetsten. Sie verlassen sich nicht, wie die übrigen Eingeborenen, auf die Überlegenheit der Feuerwaffen, sondern ganz allein auf die Wucht ihres Angriffs und die Überlegenheit ihrer im Nahkampfe hervortretenden Persönlichkeit, wie sie auch stets durch größeren Mut vor andern Völkerstämmen ausgezeichnet sind. Auch sind gerade diese Stämme diejenigen, welche durch die Benutzung von Hinterhalten, durch Überfälle jeder Art bei Tag und bei Nacht, ihrem Gegner gefährlich zu werden suchen, und welche die größten Marsch- und sonstige körperliche Leistungen verrichten. Es soll damit nicht gesagt sein, daß es unter den Gewehrträgern nicht auch vorzüglich

organisierte Scharen gäbe. Solche sind z. B. im Süden die Wahiyao Maschembas und andere, die während des Aufstandes durch die fortwährenden Kämpfe mit uns klug geworden sind und namentlich, wie früher Bana Peri mit seinen Leuten, die Ausnutzung des Terrains uns gegenüber gelernt haben. Sie haben mit der Zeit erfahren, daß sie auch in gut besetzten Stellungen uns auf die Dauer nicht zu widerstehen vermögen, sondern daß ihre Stärke uns gegenüber gerade der dicke afrikanische Busch ist. In diesem Busch liegt für uns die Hauptgefahr, wofür er nicht überall so undurchdringlich ist, daß auch unsern leichter beweglichen Gegnern die Benutzung desselben zu unserm Nachteil unmöglich gemacht wird. Auf den Marschen unserer Expeditionen können ja bekanntlich nur die schmalen Fußstege benutzt werden, von denen die hauptsächlichsten die Karawanenstrassen sind.

Das Terrain zu den Seiten dieser Wege ist je nach der Jahreszeit und der Örtlichkeit mit mehr oder weniger hohem und dichtem, trockenem oder grünem, zuweilen doppelt manns Hohem Graze bewachsen, teils von dem afrikanischen Busch durchzogen, mit Mimosen und Lianen bestanden, und bietet so ein recht bedeutendes Bewegungshindernis wenigstens für uns und unsere, mit Gepäck versehenen, mit Munition, Ausrüstungs- und Montierungsstücken belasteten Soldaten. Eine andere Art der Bewachung, wie solche sich fast überall im nördlichen Mahenge, in Uhehe, Agogo und im größten Teil des Hinterlandes unseres südlichen Küstengebietes befindet, besteht aus völlig undurchdringlichem Dickicht. Zuweilen sind dann selbst die schmalen Fußpfade sehr schwer, besonders von Lastträgern, zu passieren. Man muß sich ohne Gepäck entweder bücken, oder sogar kriechen, nur um überhaupt fortzukommen. Die Fußpfade schlängeln sich von rechts nach links, vorwärts und wieder rückwärts, so daß es in solchem Terrain ungeheuer schwer ist, nur die allgemeine Marschrichtung im Auge zu behalten. Hier ist eine Sicherung natürlich gänzlich ausgeschlossen; doch bietet uns da die Eigenart des Terrains selbst einen natürlichen Schutz. Von speerkämpfenden Stämmen droht uns auf dem Marsche durch solches Gebiet keine Gefahr, unter Umständen dagegen von Büchsenkämpfern. Diesen ist natürlich immer ihr Land mit allen seinen Seitenpfaden besser bekannt als uns, sie können etwaige in diesem Terrain vorhandene Blößen geschickt benutzen, wie sie dies auch tatsächlich verstanden haben. Sie setzten des öfteren durch ein plötzliches, unerwartetes Schnellfeuer die Truppe in Verwirrung und brachten ihr Verluste bei.

Auf solchen, sich lang hinziehenden Marschen hat der Führer selbst wenig Gelegenheit und Möglichkeit, einzugreifen, es liegt dann alles in der Hand der Unterführer, speziell der einzelnen Zugführer. Man wird dann häufig gut thun, das Feuer, wenn es kein ernstlich anhaltendes ist, ganz zu ignorieren, um nicht unnütz gegen einen unsichtbaren Feind Munition zu verschwenden; ist man indes genötigt, ein anhaltendes Feuer zu erwidern, so kann gerade in solchem Terrain auf den unregelmäßig sich dahinziehenden Pfaden die eigene Truppe durch eine abgegebene Salve stark gefährdet werden. Man wird, wie erwähnt, die Marschrichtung in vielen Fällen nicht genau kennen, und unter Umständen einen davor oder dahinter marschierenden Teil der Truppe, der sich im Holze in einer Wegekrümmung gerade in der Schußlinie befindet, durch das Schießen in Gefahr

bringen. Im übrigen findet eine Sicherung auf dem Marsch unserer Expeditionen stets durch die Voraussendung einer Spitze, oder mehr oder minder großen Avantgarde je nach den Verhältnissen statt. Nach vorn ist unter allen Umständen eine Sicherung möglich.

Ein weiteres bedeutendes Sicherungsmittel erblickt der Verfasser in der Mitnahme eines Maxim-Guns, vorausgesetzt, daß zur Bedienung desselben, — welches ja für Ostafrika den entschiedenen Nachteil der Komplikation in seinem System hat, — ein Techniker zur Verfügung steht. Wenn das Maxim-Gun ziemlich an der Spitze der Kolonne, gedeckt etwa durch einen Trupp von 20 vor demselben marschierenden Leuten, getragen wird, so ist es im Augenblick zusammenzufügen und gestattet dann eine recht schnelle und intensive Feuerwirkung. Nach vorn hin auf dem einfachen, schmalen Fußwege, wo die Entfaltung einer breiten Front unmöglich ist, ersetzt es reichlich die Feuerwirkung einer Kompanie und vermag ebenso auch nach allen Seiten ein intensives Feuer abzugeben. Bezüglich der sonst mitzuführenden Artillerie schlägt der Verfasser 3,7 cm. Geschütze wegen des geringen Gewichts, der Leichtigkeit des Transportes und der genügenden Feuerwirkung vor.

Zu bedenken ist, daß bei größeren Expeditionen der Mitnahme von Patronen wegen der großen Zahl der erforderlichen Träger doch ein Maß gesetzt ist, obgleich ja unsere Soldaten je nach den Verhältnissen immerhin 100—150 Patronen, teils eingenäht in ihre Patronentaschen, teils im Tornister oder Brotbeutel bei sich tragen. Es muß einem leichtsinnigen Patronenverbrauch auf Expeditionen aufs entschiedenste vorgebeugt werden, und sind die Soldaten hierin aufs strengste zu kontrollieren. Eine Sicherung, wie sie von einer Seite vorgeschlagen worden ist: daß man in ein unübersichtliches, coupiertes Terrain der Kontrolle halber Salven hereinschießen läßt, ist schon aus diesem Grunde ausgeschlossen.

Eine weitere Sicherung wird zwar — außer in der erwähnten dritten, besonders coupierten und bewachsenen Art des Terrains — möglich, aber fast immer schwierig sein, nämlich eine Sicherung durch Seitenpatrouillen. Abseits des Weges ergeben sich für die seitlich detachierten Truppen oder die Seitenpatrouillen weit bedeutendere Hindernisse, als für das den Weg benutzende Gros. Man kommt daher, wenn die Seiten-Detachements oder -Patrouillen nicht seitlich hinter der Truppe zurückbleiben und somit ganz ihren Zweck verfehlen sollen, in die Notwendigkeit, das Marschtempo der Truppe bedeutend zu verkürzen. Hierdurch verzögert sich der Marsch einer Expedition sehr erheblich, das Seiten-detachement wird stark ermüdet, der Marsch von Expeditionen, die sonst die Dauer einiger Wochen in Anspruch nehmen, erfordert eine unendlich längere Zeit für ihre Durchführung, und kosten die Expeditionen demgemäß viel mehr Geld und Anstrengung. Es ergibt sich hieraus als praktisch, diese Seitensicherung in solchem Terrain nur dann eintreten zu lassen, wenn sie unbedingt nötig erscheint. Da unsere Expeditionen sich übrigens häufig durch Gegenden bewegen, wo man absolut vor Überfällen sicher ist, wäre es eine Zeit- und Geldvergeudung, mit solchen komplizierten Sicherheitsmaßregeln zu marschieren.

Natürlich ist, besonders in Feindesland und in unsicheren Gegenden, jeder

sich seiner Verantwortung bewußte Führer verpflichtet, alle möglichen Vorsichtsmaßregeln anzuwenden. Beurteilen zu können, wo und wann diese Vorsichtsmaßregeln nötig sind, muß unbedingt vom Führer einer Expedition verlangt werden. Er wird auch stets dazu in der Lage sein, namentlich, wenn er es versteht, sich Vertrauensleute zu halten, welche Fühlung mit den Bewohnern der von ihm durchzogenen Gebiete haben. Hat der Führer solche Leute zur Hand, und das muß er haben, so hat er durch sie eine ganz wesentliche Garantie für die Sicherheit des Marsches.

Eine ebenfalls große Sicherheit bieten irreguläre Truppen aus den Eingeborenen selbst, welche die Expedition begleiten. Solche werden bei den ostafrikanischen Verhältnissen, speziell bei der zwischen den einzelnen Stämmen bestehenden Feindschaft, in der Regel zu haben sein. Sie sind besonders gut am Tage zum Aufklärungs- und Patrouillendienst jeder Art zu verwenden, auch zu betachieren, und kommen hervorragend gegen die Mafiti in Betracht, welche besonders wie schon erwähnt, durch ihre ungeheure Elastizität, große Beweglichkeit und ihre Marschleistungen uns gefährlich werden. Die Mafiti sind, soweit dem Verfasser bekannt ist, in Ostafrika die einzigen Krieger, welche das leicht bewachsene Terrain seitwärts der Wege ohne Rücksicht auf diese in breiter Kolonne, häufig im Laufschrift durchschreiten und so in der Lage sind, plötzlich und mit ganzer Wucht in Frontbreite aufzutreten. Beim Bivoual kann eine große Zahl Irregulärer dadurch wesentlich zur Sicherung unseres kostbaren Soldatenmaterials beitragen, daß man um das in der Regel im Kreise, oder sonst in einer, dem Terrain angepaßten Form errichtete Lager der eigentlichen regulären Expeditionstruppen in weiterem Umkreise die irregulären ein Lager beziehen läßt, gewissermaßen als dichte nächste Postenkette; dieses Lager wird wiederum in noch weiterem Umkreise durch mehr oder weniger dichte Vorposten der Truppe gesichert.

Das Marmieren bei Nacht wird selbstverständlich für solche Zwecke besonders eingeübt. Ein Feuergefecht aus dem Lager heraus zur Nachtzeit ist indes, soweit angängig, zu vermeiden und namentlich nicht auf das Schießen einzelner Gegner, die keinen oder wenig Schaden anrichten, allgemein aufzunehmen.

Für eine marschierende Truppe liegt ferner ein großer Nachteil in der Unzuverlässigkeit der angenommenen Träger, die häufig ihre Lasten wegwerfen und durch ihre Flucht Unordnung und Bestürzung in die Expedition bringen. Bei der Notwendigkeit, häufiger Expeditionen zu unternehmen, würde die Ausbildung ordentlicher, bewaffneter Trägerkolonnen, die auch zugleich als Arbeiter auf den Stationen dienen könnten, nützlich sein.

Ein von Herrn von Zelowski gemachter Versuch, die Träger zum Teil wenigstens durch Lasttiere zu ersetzen, nämlich für den Transport des für Kriegszwecke notwendigsten Materials an Geschützteilen und Munition für die Geschütze, das Maxim-Gun und Gewehrmunition, ist als gescheitert zu betrachten. Zwar kann man rechnen, daß ein Esel zwei Trägerlasten bei entsprechender praktischer Verpackung auf sich nimmt, doch erfordern, wenn die Expedition nicht gar zu sehr aufgehalten, und die Ordnung gewahrt sein soll, immerhin zwei Esel einen Treiber, und erweist sich, wie man bei der Zelowskischen Kata-

strophe gesehen hat, im kritischen Moment diese Art als unpraktisch, da die Tiere scheu werden, durcheinander rennen und Unordnung in die Kolonne bringen.—
(Schluß folgt.)

Aus Uganda.

P. Louail, der Procurator der Missionen von Algier, teilt den Text des Vertrages mit, der den Katholiken Ugandas von den Engländern aufgenötigt wurde. Derselbe ist die wirksamste Antwort für alle, welche allenfalls noch geneigt sein sollten, die katholischen Missionäre der Übertreibung zu beschuldigen. Der Vertrag besteht aus 13 Artikeln, deren jedem Reflexionen des Bischofs Girth angereicht sind.

Art. 1. „Die Bagandas, welche man in letzter Zeit mit dem Namen Franzosen bezeichnete, werden künftig in Buddu bleiben. Die Nordgrenze des ihnen zugestandenen Landes wird der Fluß der Katonga bilden, welche früher zur Provinz Mawokota gehörten, deren Häuptling der Kaima ist; da sich Katonga südlich von dem genannten Strome befindet, soll sie einen Teil von Buddu ausmachen.“ — Der Name Franzosen war den Katholiken von den Protestanten aus Haß gegen Frankreich gegeben worden, und um sie als Feinde Englands hinzustellen.

Art. 2. „Alle Inseln und andere Nachbarländer Buddu's, wie z. B. Kofi, gehören ihnen nicht. Die Katholiken werden daselbst ebenso wenig, wie in den anderen, von Buddu getrennten Provinzen ohne Ermächtigung des Hauptes der Gesellschaft ihre Religion verbreiten können.“ — Man behalte diesen Artikel wohl im Gedächtnisse bei Lesung des Art. 14, in welchem es heißt, der Vertrag enthalte nicht ein Wort, das darnach angethan wäre, der Verbreitung der katholischen Religion Eintrag zu thun. Dieser Artikel ist der formellste Widerspruch zu dem zwischen Mwanga und der Gesellschaft geschlossenen Vertrag, auf welchen Art. 8 des vorliegenden Vertrages Bezug nimmt. Nicht minder widerspricht er den internationalen Verträgen von Berlin und Brüssel, welche allen Religionen die vollständigste Freiheit versprechen.

Art. 3. „Die Katholiken, welche Gewehre besitzen, dürfen mit ihren Waffen Buddu nicht verlassen. Wollen sie in die Hauptstadt kommen, oder eine Reise außerhalb ihres Gebietes unternehmen, so müssen sie die Ermächtigung dazu beim Commandanten von Kampala nachsuchen unter Bekanntgabe der Anzahl ihrer Gewehre. Wenn sie diese Vorsichtsmaßregel umgehen, werden sie, sobald sie ihren Fuß auf den Boden Ugandas setzen, entwaffnet werden.“ — Die Protestanten, welche dieses Land bewohnen, sind mit vollkommenen Gewehren ausgerüstet und, da dieselben die englische Autorität wenig respectieren, macht der vorliegende Artikel den Katholiken, die jedoch gezwungen sind, sich vor der Gewalt zu beugen, das Reisen unmöglich, oder wenigstens überaus gefährlich.

Art. 4. „Die Flagge der Königin soll in Buddu aufgezogen

werden. Die Angehörigen der Gesellschaft, welche in diese Provinz zu reisen wünschen, sollen es in voller Freiheit thun können. Man wird ihnen unentgeltlich Nahrung liefern, und sie sollen in keiner Weise mißhandelt oder belästigt werden.“

Art. 5. „Wenn es den Angehörigen der Gesellschaft beliebt, eine oder zwei Niederlassungen daselbst zu gründen, so müssen sie die Katholiken unentgeltlich unterstützen und sie mit gebührender Ehrfurcht behandeln.“ — Durch die Artikel 4 und 5 werden die Katholiken als steuer- und frohnpflichtig erklärt, wie es der Laune ihrer Unterdrücker gefällt.

Art. 6. „Wenn sich die Katholiken die nächsten zwei Jahre gut aufführen und nur friedliche Absichten zeigen, wird das Haupt der Gesellschaft vielleicht die ihnen auferlegten Bedingungen mildern können.“ — Das soll der Meinung Eingang verschaffen, die Katholiken hätten in dieser schrecklichen Tragödie die Rolle der Angreifer gespielt; indessen ist es erwiesen, daß sie nur die Schlachtopfer waren, wie die ausführlichen Tagebücher der Missionäre beweisen. Trotzdem werden sie als Feinde behandelt, und ist es nur ein „Vielleicht“, auf das sich für sie die Hoffnung gründet, daß ihre Lage eine weniger unerträgliche werden könne.

Art. 7. „Sie werden die Gewehre zurückgeben, welche ihnen von Mr. Geddes, oder von der Gesellschaft zu den Expeditionen gegen die Muselmänner geliefert wurden, ebenso wie die, welche sie während des Krieges erbeutet haben.“ — Diese Bedingung ist nicht darnach gestaltet, den Katholiken Sicherheit zu verschaffen. Die Protestanten, welche den Großteil der ihnen von der Gesellschaft eingehändigten Gewehre und Munitionen behalten und überdies jederzeit auf die Maxim-Mitrailleusen und die Truppen der Festung rechnen können, werden eine beständige Gefahr für die Katholiken bilden, ob diese nun in Buddu bleiben, oder ob sie in die Hauptstadt berufen werden.

Art. 8. Die von uns mit Mwanga abgeschlossenen Verträge werden sie ebenso, wie alle seine Anordnungen getreu beobachten. Sie mögen wohl beachten, daß es in Buganda keinen anderen König giebt, als Mwanga.“ — Diese Klausel erscheint nach dem, was vorher von der wahrhaft königlichen Macht, die sich die Gesellschaft beilegt, gesagt ist, als eine Ironie. Und hat denn der König Mwanga nicht an seiner und Lugard's Seite auch noch den König Muboko, den Häuptling der Mohammedaner?

Art. 9. „Das Land Kofi wird bis auf weiteres zu Buganda gehören. Aber die Steuern und die Gesandten des Hofes werden, wie früher, an Pokino abgehen. Die Bewohner von Buddu werden das Eigentum Kofis nicht berühren und ohne Einladung des Chefs der Gesellschaft daselbst keinen Krieg führen.“ — Laut dieser Verfügung werden die bewaffneten Leute der Gesellschaft in den Ländereien der Katholiken ein- und ausgehen, was für diese eine Quelle großer Auslagen und schlechter Behandlung sein wird.

Art. 10. „Die Residenzen der Häuptlinge Buddu, welche in der Nähe der Hauptstadt liegen, werden, wie bisher, ihnen gehören.“

Art. 11. „Um den Häuptlingen Buddu die Reise in die Hauptstadt möglich zu machen, soll ihnen der Fruchtgenuß einiger in größeren Abständen von einander gelegener Bananenpflanzungen gestattet sein, wo sie Leute behufs deren Pflanzung lassen und ihr Nachtquartier nehmen können.“ — Die Katholiken bemerkten dem Kapitän, daß es ihnen auf diese Art absolut unmöglich gemacht werde, in die Hauptstadt zu kommen, ohne von den Protestanten ausgeplündert und mißhandelt zu werden; dies die Veranlassung des vorliegenden Artikels. Leider garantiert diese Maßregel, wie die Erfahrung bewiesen hat, die Sicherheit des Verkehrs durchaus nicht.

Art. 12. „Die Inselchen Lulamba und Selinja sollen zu Buddu gehören.“ — Dieselben sind, seit Sese den Protestanten gehört, unbewohnbar geworden in Folge der unaufhörlichen Raubzüge, denen die Katholiken seitens der Protestanten ausgesetzt sind.

Art 13. „Die Bazibas, die Bevölkerung Itaros und Biveras, bleiben, was sie bisher waren.“ — Dieser Artikel hat den Zweck, den Einfluß der Katholiken in dem ihnen eingeräumten Lande zu beschränken, indem er mehrere heidnische Häuptlinge Buddu's ihrer Oberhoheit entzieht.

Art. 14. „Nicht ein einziger Artikel dieses Vertrages ist von dem Wunsche dictiert, die katholische Religion zu beeinträchtigen. Die vornehmsten Häuptlinge dieser Partei, Sefibobo, Simbugwe, Hago und Hippolyt, haben die Teilung des Landes der Wiedereinsetzung in ihre früheren Würden vorgezogen. Aus diesem Grunde hat ihnen Kapitän Lugard die Provinz Buddu gegeben, die sie selbst gewählt haben, weil sie dieselbe den ihnen angebotenen, Siego und Kitunzi, vorzogen. In ihren Augen übertrifft Buddu alle übrigen Provinzen.“

Kampala, 5. April 1892.

Sefibobo. Kapitän Lugard. Kapitän Williams.

Kapitän Lugard hatte den Katholiken angeboten, jeder möge in seine Provinz oder seinen Bezirk zurückkehren. Es war dies ein Hauptwunsch der Protestanten, welche eine neue Niedermehelung zu provocieren und die Katholiken auszurotten hofften, die in Buddu vereinigt, ihnen immerhin noch einige Furcht einjagen konnten. Die Katholiken sahen den Fallstrick und erklärten, sie würden nie und nimmer freiwillig sich einer solchen Gefahr aussetzen. Man bot ihnen die Provinzen Siego und Gomba an, deren Häuptling Kitunzi heißt. Diese Provinzen waren von Muselmännern besetzt und ausgebeutet. Dieselben annehmen hieß so viel, als sich der Gefahr des Hungertodes aussetzen und sich der Wut der Mohammedaner als Opfer auszuliefern. Auf das rechneten die Protestanten. Sie haben denn auch nur mit genauer Not und auf die dringenden Bitten des Kapitäns in die Überlassung Buddus gewilligt, welche Provinz die Katholiken forderten, als den einzigen Zufluchtsort,

wo sie einigermaßen auf Sicherheit rechnen konnten. Wie schon bei anderen Gelegenheiten erwähnt, macht diese Provinz, wenn man die von heidnischen Häuptlingen besetzten Länder abrechnet, kaum den siebenten Teil von Buganda aus. Nun hatte aber Kapitän Lugard eine gleiche Verteilung versprochen; er hatte auch sein Wort gegeben, daß die Hauptstadt an der Grenze der von den Katholiken und Protestanten besetzten Länder, liegen solle. Er hat zu dieser Ungerechtigkeit noch die weitere gefügt, daß er einen Teil Bugandas den muselmännischen Erobern auslieferte, die vor zwei Jahren daraus verjagt worden waren und die für das Land eine beständige Gefahr und die Ursache seines Ruines bilden werden.

* * *

Zur Erheiterung unserer Leser noch Folgendes: Als Lugard sich auf dem Zuge nach der Küste befand, sandte ihm König Mwanga Eilboten nach, die ihm Briefe, darunter auch einen an die Königin von England überbrachten. Derselbe ist von Buganda, Mengo, 17. Juni 1892 datiert, und lautet:

An meine Freundin die Königin, unsere große Herrscherin!

Ich und alle meine Hauptleute senden Ihnen unsere Grüße. Ich schreibe diesen Brief, um Ihnen zu danken. Ich danke Ihnen außerordentlich dafür, daß Sie die Vertreter der Kompanie hergesandt haben, damit sie Ordnung in mein Reich bringen. Als sie zuerst nach Buganda kamen, da sah ich sie nicht gern; ich dachte mir, daß sie dem Land nicht helfen können. Nachdem wir gekämpft hatten, schrieb mir Lugard einen Brief, lud mich ein und gab mich meinem Königreich zurück; dann ging er und lud auch die Mohammedaner ein, mit denen ich Krieg geführt hatte, brachte sie zurück und gab ihnen ein Stück des Landes. Jetzt herrscht Friede in meinem Lande, die Agenten der Gesellschaft haben es vortrefflich zu wege gebracht. Ich bitte Sie jetzt eindringlich, mir zu helfen; rufen Sie nicht die Kompanie aus meinem Lande ab. Ich und meine Leute sind unter der englischen Flagge, wie das Volk von Indien unter ihrer Flagge ist; wir wünschen sehr, sehr, daß die Engländer unser Land in Ordnung setzen. Wenn Du, meine Freundin, Deine Leute wegrußt, dann giebt es wieder Krieg, und mein Land wird ruiniert.

Hauptmann Lugard hat jetzt die drei Religionen zum Einverständnis gebracht. Er ist nach England zurückgekehrt; er wird Sie über den Zustand der Dinge in Uganda unterrichten. Aber ich wünsche, daß Sie mir diesen selben Hauptmann Lugard nach Buganda zurücksenden, damit er sein Werk vollende und das Land in Ordnung bringe, denn er ist ein Mann von großem Geschick, und Buganda hat ihn lieb; er ist sanftmütig, sein Urteil ist gerecht und wahr, und darum wünsche ich, daß Sie mir ihn nach Buganda zurückschicken. So, meine Freundin, beharre dabei, uns zu helfen, denn wir sind dein Volk. Gott segne Dich und gebe Dir langes Leben.

Ich, Mwanga, König von Buganda,
und meine großen Hauptleute.

Daß Mwanga diesen Brief unterschrieben hat, wollen wir nicht bezweifeln, aber seinem Geiste ist er nicht entsprungen. Es ist ein englischer Schwindel erster Güte.

Diözesan-Verein Paderborn.

Beim Unterzeichneten sind in den Monaten September und Oktober eingegangen:

Aus Paderborn 2 M., — Paderborn 60 Pfg., — Heiligenstadt 59 M., — Magdeburg-Neustadt 100 M., — Paderborn (f. Kamerun) 20 M., — Lippspringe 1 M., — Hofstadt 77 M., — Sövelhof 35 M., — Bote 2 M., — Henglare 1 M., — Eiserfeld 19 M. Zusammen 316 M. 60 Pfg.
Paderborn, den 31. Oktober 1892.

Der Schatzmeister gez. F. Dicke, Prokurator.

Mannigfaltiges.

Der **Colonialrat** hat einstimmig eine Verstärkung der Schutztruppe befürwortet und darauf hingewiesen, daß die Belästigung der Eingeborenen durch Karawanen und Expeditionen, die im wesentlichen die Erregung der Stämme verschuldet, nur beseitigt werden könne durch Anlage von Wegen. Es wurde beklagt, daß der Etat eine so große Menge von Subalternbeamten und hohe Ausgaben für das Schreibwesen enthalte, während für wirtschaftliche Verbesserungen so gut wie nichts ausgeworfen sei. Von Herrn Canonikus Hesperis wurde die Erleichterung anerkannt, die den Missionsgesellschaften durch die vom Colonialrat erzielte Zollermäßigung zu teil geworden sei, doch wurde auch nachgewiesen, daß diese Ermäßigungen keineswegs genügen und daß sogar diejenigen Missionsgesellschaften, denen von der Regierung befreite Sklavenkinder zur Erziehung überwiesen würden, für die Bedürfnisse dieser Kinder noch einen Zoll bezahlen müssen. Der Vorsitzende erkannte diesen Übelstand an und bemerkte, daß er bereits bei seiner Anwesenheit in Afrika den Missionsgesellschaften eine weitere Vergünstigung in Aussicht gestellt habe, sobald man nach den Erfahrungen eines Jahres übersehen könne, welche Zollsätze von ihnen zu entrichten seien. Außerdem habe er in Aussicht genommen, den Missionsgesellschaften für Erziehung der überwiesenen Sklavenkinder einen Beitrag zu zahlen. Herr Hesperis dankte hierfür besonders. Von dem Vorsitzenden wurde der Etat ausführlich gerechtfertigt und die Mißerfolge wesentlich auf die Persönlichkeiten zurückgeführt, die es nicht verstanden hätten, sich in gute Beziehungen mit den Eingeborenen zu setzen. Nach Tabora kehre jetzt Herr Sigl mit einer stärkeren Expedition zurück.

Die **Antisklaverei-Expeditionen** unter Führung des Grafen Schweinitz, Lieutenants Meyer und A. Spring sind am Viktoria-Nyanza eingetroffen. Dr. Oskar Baumann ist von seiner Reise zur Erforschung der östlichen Küstenländer des Viktoria-Nyanza am 21. Juli wieder in der Station Muanza am Südost-

Ufer des Sees wohlbehalten angekommen. Dr. Baumann hatte mehrfach Gefechte mit Eingeborenen zu bestehen, bei denen er einen Teil seiner Leute verloren hat, er selbst aber unverletzt geblieben ist.

Das **Missionshaus** in Neisse wurde am Feste des heiligen Erzengels Raphael (24. Oktober) feierlich eingeweiht und eröffnet. Drei Priester, acht Laienbrüder und acht Jünger aus den östlichen Provinzen Preußens und aus Bayern sind seine ersten Bewohner. Die freudige Teilnahme der Bevölkerung läßt mit der Gnade Gottes die junge Anstalt eine gesegnete Zukunft erhoffen.

Vom Kongo. General-Gouverneur Major Wahis hat aus dem Gebiete des Ober-Kongo vier kleine Negermädchen nach Belgien mitgebracht. Die armen Kleinen sind Waifen. Ihre Eltern wurden von einer Bande arabischer Sklavener nach dem Überfall des Heimatdorfes getötet. Die Kinder werden in der Schwestern-Anstalt zu Jsegghem erzogen werden, und sollen mit Gottes Hilfe einst Werkzeuge sein, um ihre heidnischen Schwestern in Innerafrika dem Glauben und damit der Gerechtigkeit zuzuführen. — Die Kongo-Eisenbahn macht, nachdem die schwierigsten Stellen überwunden, mehrere reizende Flüsse und wilde Schluchten durch eiserne Bänke überspannt sind, schnelle Fortschritte. Die Eisenbahn führt an den unübersteigbaren Wasserfällen des Kongotrömes vorüber, die Waren werden nun vom Ober-Kongo jenseits der Fälle mit der Bahn die Gebirgsstrecke entlang befördert und können dann bei Matabi auf die großen Schiffe verladen werden. Nicht nur wird der Handel dadurch einen großen Aufschwung nehmen, die Missionare werden den mühevollen, wochenlangen Marsch durch unwirtliches Land nicht mehr zu machen brauchen, um zu ihren Stationen zu gelangen. — Wäre die Bahn nur schon fertig.

Europäische Zivilisatoren in Afrika. Herr Westmark erzählt uns neulich als absolut wahrheitsgetreu folgende Episode aus seinem eigenen Leben „Am 26. Dezember 1884 langten unsere Dampfboote unter dem Befehle des belgischen Lieutenants Van Gele in Bangala an. Er teilte uns (Gleerup, Hamberg, Van den Plas, Coquilhat) mit, daß der englische Oberst Sire Francis der Winton, der unsere Expedition während der Abwesenheit Stanley's in Europa befehligte — ihm den Auftrag gegeben habe, die Stationen Bangala und Stanley-Fälle mit Lebensmitteln und Waaren zu versorgen, den Arabern Eisenbein und auch 200 Sklaven, die zu den Arbeiten in den Stationen am unteren Strom verwendet werden sollten, abzukaufen. Ein englischer Oberst giebt also einem belgischen Offizier den Befehl, Sklavenhandel zu treiben?! Mein Verstand stand still! Und doch war es wahr: 50 wohlbewaffnete Männer, drei Kagen, vier Hunde und zwei Papageien, begleiteten Herrn Van Gele bei seiner Sklavensuche! Zu diesem so kriegerischen und höchst auffälligen Gesolge kam noch ein Teil seines Harems, worin sich Bifiti, die schönste Frau am ganzen Kongo, befand. Sie hatte kurz vorher ihren früheren Herrn und Gemahl, den Engländer Benny, der einige Tage vorher in Bosindi Hand an sich selbst gelegt hatte, verloren. Nach diesem tragischen und unerwarteten Tode beeilte sich Bifiti, den

Befehlshaber des Schiffes, der die Strecke bis zur Station „Equator“ befehligte, zu „heiraten“. In letzter Station brach aber um ihretwillen ein heftiger Streit aus. . . Alle Weißen — sie waren zu fünf — wollten sie zur Frau haben, und die Unglückliche hatte nicht einmal das Recht, an diesen Verhandlungen Teil zu nehmen. Herr Van Gele entschied die Frage natürlich zu seinen Gunsten, indem er behauptete, er sei das älteste Mitglied der Expedition und er könne die Frau am oberen Kongo als — Dolmetscher gebrauchen. Es ist gewiß nicht uninteressant, zu erfahren, daß er, um ihren derzeitigen „Gemahl“ zu entschädigen, ihm seine eigene bisherige schwarze Gemahlin Bolombo, die er für 20 Pfund Sterling von Stanley gekauft hatte, überließ. — Nach einigen Tagen Aufenthaltes in Bangala brach Herr Van Gele zur Durchführung seines Auftrages auf. In Bosoko, wohin er Mitte Januar gelangte, fand, wie Van Gele Westmark persönlich mitgeteilt hat, Mohamadi, einer der von Stanley (im Dezember 1883) den Arabern abgekauften und Herrn Van Gele geschenkten Knaben, seine Eltern wieder und schlachtete zu ihnen. Es half ihm nichts. Van Gele hatte ihn gekauft und so wurde er mit Gewalt wieder zurückgebracht. Jetzt entstanden aber Schwierigkeiten von Seiten des Sultans von Zanzibar, der damals noch die Oberherrlichkeit über Ostafrika bis zu den Seen ausübte. Der Sultan hatte gehört, daß die „großen Gewässer“, wie die Zanzibariten den Kongo nennen, in das Meer sich ergießen, und er schloß daraus, daß von nun an alles Elfenbein aus Manyema nicht mehr über Zanzibar gehen, sondern den Kongo hinabfahren werde. Der Sultan hatte deshalb den Tippu-Tip mit 3000 Arabern gesandt, um in seinem Namen den ganzen Bezirk in Besitz zu nehmen. Er hatte Tippu-Tip den strengen Befehl gegeben, den Weißen kein Elfenbein und keine Sklaven zu verkaufen, und so wurde es unserm Herrn Van Gele zu guter Letzt unmöglich, seines englischen Obersts menschenfreundliche und zivilisatorische Befehle auszuführen. Hier sei bemerkt, daß der damalige englische Oberst der heutigen General Sir Francis de Winton, in England eines der eifrigsten Mitglieder des Antisklavereiver eins ist.) Unserem Führer Van Gele gelang es also nicht, die verlangten 200 Sklaven zu erhandeln, und er mußte mit etwa 10 Frauen und einem jungen Sklaven, welche der Stations-Chef an den Stanley-Fällen ihm überließ, sowie mit einem einzigen Mädchen, das Tippu-Tip gegen Van Gele's Gewehr und 300 Kartuschen ihm verkauft hatte, zurückkehren. Herr Van Gele ist bald darnach nach Europa heimgekehrt und ist mit einem Orden ausgezeichnet worden.“ Man erinnert sich, daß zu Anfang Dezember v. J. Herr von Westmark gegen Stanley und seine Offiziere, die beiden Belgier Van Gele und Coquilhat, ernste Anklagen wegen ihrer Grausamkeit gegen die Eingeborenen und den Verkauf von Sklaven machte. Coquilhat hatte z. B. im März 1885 in Bangala einen Neger aus N'Gumba, der ein kleines Stück Stoff gestohlen hatte, an eine Palme mit dem Kopfe nach unten und die Beine oben binden und ihn dann mit Stockhieben traktieren lassen, bis er seinen Schmerzen erlag. Nachher überließ er die Leiche den Menschenfressern. Voriges Jahr hatte die Kongo-Regierung zum ersten Male die beiden Belgier Coquilhat und Van Gele aufgefordert, sich zu verantworten; jedoch ohne irgend ein Resultat. Coquilhat, der durch die Skandale sehr kompromittiert war, hat einige Tage vor der beorderten

Rückreise nach Europa durch einen Pistolenschuß seinem Leben ein Ende gemacht. Der jetzt in Wadelai befindliche Belgier Van de Kerckhoven führt nach Herrn Westmark dort den sehr bezeichnenden Namen „Räuberhauptmann“, begründet durch seine Raubzüge nach Elfenbein. Sein Zug nach Wadelai wird kaum ein anderes Ziel gehabt haben, denn gerade dort giebt es noch etwas zu holen. Wenn man Derartiges von vertrauenswürdiger Seite hört, so kann man sich nicht mehr wundern, daß die Araber und Eingeborenen gemeinsame Sache machen. Hobsters Tod wird ähnlichen Ursachen zuzuschreiben sein. — Stanley erkaufte sich, wie ebenfalls Westmark berichtet, eines Tages die Erlaubnis, einer Menschenfischerei beiwohnen zu dürfen. Das Bild, das er bei der schrecklichen Gelegenheit kaltblütig zeichnete, findet sich in einem seiner Werke. Ein anderer Engländer Jameson, kaufte selbst ein 12jähriges Mädchen und schenkte es den Wilden, damit sie es vor seinen Augen schlachten und fressen konnten. Psui über solche Wilden, die schlimmer sind als die Afrikaner. Auch in Betreff der Stillschkeit ahmen viele dieser Kulturhelden den Arabern nach. Ein kürzlich nach Brüssel zurückgekehrter Expeditionsführer erklärte es als etwas selbstverständliches, daß Hobster seine „Frauen“ gehabt habe. Diese Art Leute bleiben besser weg aus Afrika; sie stellen das Christentum nur in ein schlechtes Licht.

Bücherschau.

Die Afrika-Litteratur hat wieder eine Bereicherung erfahren, und zwar ist es unser verehrter Kollege Alexander Falka in Salzburg, der sich vernehmen läßt. Seit Jahren schon kämpft der verdiente Herausgeber des „Echo“ in Österreich für das eminent christliche Wert der Sklavenbefreiung, der Befreiung der Neger Afrikas. Aber man scheint in Österreich trotz alledem noch wenig Verständnis für das große Werk an den Tag zu legen. Das wird der Grund sein, weshalb der Herausgeber heute mit einer Broschüre erscheint: „Was geht das uns an? Gedanken und Erwägungen über das Wert der Antisklaverei und die katholische Missionsthätigkeit in Afrika.“ (64 Seiten, 40 Pfg. Verlag von A. Pustet in Salzburg.) — Unsere Leser werden Neues in dem recht anregenden Broschürchen nicht finden, der Verfasser teilt durchaus die in „Gott will es“ stets verteidigten Anschauungen. Was wir wünschen, ist, daß das Christentum recht tief in solche Kreise eindringe, welche bisher der Afrikabewegung noch fern standen. Dort wird es gute Dienste leisten.

Bei der Expedition eingegangene milde Gaben.

1. Für den Afrika-Ferret: Stephan Walber in Sifzig 21 M. für zehn hl. Messen dem hl. Antonius zu Ehren, eine hl. Messe für einen Verstorbenen und die übrigen in der Meinung des Gebers, Frei-Fräulein von Habermann in Fulda 5 M., ein Arbeiter vom Rheinstrom 3 M. Mitgliedsbeiträge, 1 M. für eine hl. Messe für die verstorbene Mutter und Schwester, 1 M. für eine hl. Messe für Windhorst, Pfarrer Bornick in Lette 3 M., aus Montabaur 2 M., für zwei hl. Messen für die Geschwister J. und zwei hl. Messen für einen Ab-

gestorbenen, Frau Heinel in Danzig 6 M. für fünf hl. Messen für die armen Seelen, die der Erlösung am nächsten sind, und eine hl. Messe um Erhöhung einer Bitte an das hl. Herz Maria, Pfarrer Jüngling in Düsseldorf-Dornap 37 M. 50 Pfg. für 18 mm ad int. und 7 Seelenmessen, W. M. 75 M. für 41 hl. Messen ad int., 2 hl. Messen pro + a., 20 hl. Messen pro + is, 12 hl. Messen pro + O ad int., Pfarrer M. in Gr.-Strenz 200 M. für hl. Messen, Domkapitular Meurer in Trier 100 M. für hl. Messen für Verstorbene, Geschwister N. in Biersen 2 M., aus Hilden 1 M., aus Venel für 3 hl. Messen in besonderer Meinung und zum Troste der armen Seelen 5 M., Bertha Hoppe in Zoppot 1 hl. Messe für einen Kranken zur Wiedererlangung der Gesundheit, eine hl. Messe um Gelingen eines Unternehmens 2 M., Kasp. Rütger in Dortmund 51 M. zum Loskauf eines Heidentundes, auf den Namen Luise zu taufen, Edeltrud Babura in Chorow 21 M. für ein Heidentkind Magdalena, aus Bochum von M. F. 1 M. für eine hl. Messe zu Ehren der Rosenkranzkönigin zur Bekehrung eines Unverwandten, Kaplan Wändelein in Menden Mehstipendien: 6 pro defuncto à 1 M. = 6 M., 1 pro defuncta 1 M., 3 defunctis fam. = 3 M., 2 pro defuncta = 3 M., 1 pro defunctis parentibus 1 M. 50 Pfg., 1 pro omnibus defunctis 1 M. 50 Pfg., 1 in hon. Matris dolorosae 1 M. 50 Pfg., 1 in hon. Sti Benedicti 1 M. 50 Pfg. ad. libitum 5 M., für Heidentkinder 3 M. 50 Pfg., N. Ribsted in Thorr 1 M., Wilh. Bous in Niedermendig 1 M. 20 Pfg., Grabitz in Horsthausen 3 M. 40 Pfg., J. S. in Biberach 2 M. 30 Pfg., Frau Heinel in Danzig 6 M. für 3 hl. Messen für arme Seelen, die der Erlösung am nächsten sind, eine hl. Messe für die Seele Ludwig, Johann Langenfeld in Langenfeld 20 Pfg. Zusammen 579 M. 10 Pfg.

2. Für die Weissen Väter in Marienthal: Dr. Reis in Trier 24 M. für hl. Messen pro defuncta, aus Eschum 30 M. für 11 hl. Messen für die verstorbene Mütter und 9 hl. Messen für die verstorbenen Eltern in einer besonderen Meinung, B. Th. in Stadtlohn 30 M. für 3 hl. Messen für die verstorbene Mütter, eine hl. Messe für die armen Seelen, eine hl. Messe für ein bestimmtes Anliegen, den Rest zum Loskaufen eines Heidentundes, zu taufen auf den Namen Johannes Bernhard oder Maria Christina, M. F. in Bochum 50 Pfg. Zusammen 84 M. 50 Pfg.

3. Für die Sambest-Mission: P. Thilges in Eckternach 50 M.

4. Für die Glocke nach Kamerun: S. Hoheisel in Wittowo 5 M. 10 Pfg.

5. Für die Mission in Uganda: Ungenannt aus Erstein 17 M. 80 Pfg. für 5 hl. Messen für Abgestorbene, 5 hl. Messen nach besonderer Meinung 4 hl. Messen für die armen Seelen, 3 hl. Messen für Verstorbene.

6. Für ein neues Boot nach Kamerun: Peter Engenolf in Padamar 1 M., F. Straube in Neuendorf 2 M. Zusammen 3 M.

7. Für die Patres vom hl. Geist: Franz Riesler in Gerichstetten 60 M. für 60 hl. Messen in besonderer Meinung, Philipp Deisen in Lehmen 4 M. für 4 hl. Messen für verstorbene Großeltern, Eltern und Verwandte, M. D. Sellinger in Pfaffenhoven 1 M. Herz Jesukirche in Quilla, J. aus R. 1 M. für eine hl. Messe für Genesung der Mutter, J. Poischen in Hattingen 3 M. für eine hl. Messe in gewisser Meinung, eine hl. Messe für die verstorbenen Schwiegereltern, eine hl. Messe für die verstorbene Großmutter. Zusammen 69 M.

Dem Gebete der Missionare und ihrer Zöglinge

empfehlen wir alle uns angemeldeten frommen Anliegen, sowie die Seelen der Verstorbenen aus unserem Leserkreise.

(Schluß der Redaktion am 9. November.)

Verantwortlicher Redakteur: W. Helmes in Münster i. W. — Druck und Verlag von A. Niffarth in M. Gladbach.

Gott will es!

Zum hl. Weihnachtsfeste!

Noch einige Tage nach Erscheinen dieser Nummer, und wieder ertönt der himmlische Gesang: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden den Menschen, die guten Willens sind!“

Ja, Ehre sei Gott in der Höhe. Nicht allein im Lande der Weissen, sondern auch bei unseren schwarzen Brüdern wird dieser Lobgesang ertönen. Von dem bescheidensten Missionsaltare aus steigt jubelnd zum Himmel das Gloria in excelsis Deo! Des Missionars Brust weitet sich, wenn er diesen Gesang anstimmt. Der Heiland ist geboren, der Heiland, der auch den Schwarzen ein Erlöser sein will, der ihn, den weissen Mann, gesandt hat ins Land der Söhne Chanaans, um ihnen zu verkünden die frohe Botschaft des Heiles. Alle sollen diese Botschaft hören, allen soll der Friede werden, allen, die eines guten Willens sind. Ja, Tausende unserer schwarzen Brüder hören sie; sie sind guten Willens, denn sie haben bereits Gottes Wort gehört und ins Herz geschlossen. Millionen aber haben noch kein Verständnis für den Engelsgesang; sie sind noch mit der Blindheit des Heidentums geschlagen: wie sollen sie da den guten Willen haben können?

Liebe Leser, treten wir für sie ein bei Gottes Thron, gehen wir Christen ihnen mit dem guten Beispiel voran. Beweisen wir durch die That, daß wir den guten Willen besitzen, dadurch, daß wir dem lieben Heiland in der Krippe ein Opfer darbringen für Jene und an Stelle Jener, die es noch nicht können.

Der Gesang der Engel kann niemals von unseren schwarzen Brüdern verstanden werden, wenn wir nicht sorgen, daß sie seine Bedeutung kennen lernen, wenn wir nicht ihre Belehrung und Bekehrung mit allem Eifer betreiben. Wir müssen sorgen, daß Missionare ausgebildet und hinausgeschickt werden, wir müssen diesen Gottesboten alles liefern, was sie für ihr anspruchsloses Dasein gebrauchen.

Deshalb, liebe Leser und Leserinnen, wenn Ihr in heiliger Nacht in Eurem von Licht strahlenden Gotteshause das „Ehre sei Gott in der Höhe“ anstimmt, dann denkt an Eure armen Brüder in Afrika, deren geistige Nacht noch kein Lichtstrahl erhellt, denkt an unsere

Missionare, die um Hilfe zu Euch rufen, denkt an die Anstalten, aus welchen jährlich neue Glaubensboten hervorgehen sollen. Zeiget, daß Ihr guten Willens seid, und himmlischer Friede des Herzens wird in jenen schönen Tagen Euer Herz erfüllen.

Rede des hochw. Herrn Bischofs von Limburg

bei der Einweihung der Hauskapelle des Pallotiner-Missionshauses am 3. November 1892.

Siehe Andächtige! Wie Gott in seiner Schöpfung alles nach Maß, Ziel und Gewicht weisheitsvoll geordnet, so hat er auch von Ewigkeit her die Geschichte des Menschengeschlechtes nach Zeitabschnitten geregelt, und insbesondere eine Fülle der Zeit festgesetzt, in welcher das Werk der Erlösung vollbracht werden sollte. Vier Jahrtausende gingen dieser Fülle der Zeiten und ihren erhabenen Segensereignissen voran, voll Harrens und Hoffens auf den, der da kommen sollte als der Ersehnte der Völker, als der Emmanuel eines neuen Friedensbundes. Und wiederum floß ein Jahrtausend dahin, bis das Himmelslicht des Evangeliums vom fernen Asien her Europas Völker erleuchtet hatte, welche bis dahin vom Todeschlaß heidnischer Geistesumnachtung umfangen waren. Und wieder verliefen Jahrhunderte, bis der Allmächtige das Gnadenwort: „Es werde Licht!“ für einen bis dahin unbekanntem Weltteil sprach und begeisterte, heilige Glaubensprediger zu den Wilden des neu entdeckten Amerika sandte, um dort, wie in Japan und China, den Namen verkündigen zu lassen, in dem allein das Heil zu finden ist, und in dem sich darum die Kniee aller beugen sollen, die im Himmel, auf Erden und in der Unterwelt sind.

Eine neue Offenbarung der unerforschlichen Heilsratschlüsse Gottes, nicht minder erbarmungsvoll und anbetungswürdig, als die vor 400 Jahren stattgehabte, erleben wir in unseren Tagen. Es ist nämlich die Gnadenfülle der Zeiten endlich auch für die armen, unglücklichen Bewohner Afrikas gekommen, und auch für die grausam zertretenen Nachkommen des mit dem Vaterfluch belasteten Cham hat nunmehr die Stunde auf der großen Weltenuhr geschlagen, wo die Frage des Propheten Jesaias (21, 11): „Wächter der Nacht, wie weit ist die Nacht?“ mit den Worten des Apostels Paulus beantwortet werden soll (Röm. 16, 12): „Die Nacht ist vorüber, der Tag hat begonnen!“ Thut jetzt von euch die finsternen, grauenvollen Satanswerke des Heidentums und ruft forthin mit kindlichem Sinne den einzig wahren Gott an, den Allmächtigen, der Himmel und Erde geschaffen hat, und der in seiner unbegrenzten Liebe will, daß nach einem geheimnisvollen Entwicklungsgesetze alle Menschen zur Erkenntnis des Heiles gelangen und selig werden. Aber — müssen wir da mit dem Propheten Jesaias fragen: „wie sollen sie anrufen, den sie nicht kennen, und an den sie darum auch

nicht glauben? und wie sollen sie an ihn glauben, wenn sie nichts von ihm hören? und wie sollen sie von ihm hören, wenn er ihnen nicht verkündigt wird? und wie soll er ihnen verkündigt werden, wenn ihnen nicht diejenigen geschickt werden, von welchen geschrieben steht: „D, wie gesegnet sind die Füße der Evangelisten des Friedens, der Apostel des Heiles!“ (Röm. 10, 13—16; Jesaias 52, 7.) In der That höchst berechtigte Fragen; denn der Glaube ist die Frucht des Hörens, wie der Apostel schreibt, (Röm. 10, 17), und zwar des Hörens des Wortes Christi, des Hörens der evangelischen Botschaft: „Das Himmelreich ist da; wer glaubt und getauft ist, der wird selig werden.“

Darum „glaubet dem Evangelium!“ (Mark. 1, 15.; 16., 17.) Christus und sein Evangelium muß also den Völkern und Stämmen Afrikas gepredigt werden, wie er vor 400 Jahren denen Amerikas, und noch viel früher denen Asiens und Europas gepredigt worden ist. Aber der Arm des Herrn ist ja auch nicht verkürzt; und wie er vor vielen Jahrhunderten die gesegneten Boten des Glaubens, Eucharis, Valerius und Maternus, einen heiligen Lubentius, einen heiligen Maximinus, einen heiligen Willibrordus, einen heiligen Bonifatius aus weiter Ferne zu unseren heidnischen Völkern geschickt hat, so will er jetzt aus unseren Gegenden Glaubensboten zu den entlegenen Völkerschaften des Innern Afrikas schicken; und in seinem unerforschlichen Ratsschlusse hat er unsere kleine Stadt auserwählt, eine Pflanzschule solcher Herolde des Christentums für die unglücklichen Chamiten zu besitzen. Der heutige Tag ist dazu bestimmt, diese hoffnungsvolle Pflanzschule mit feierlicher Segnung zu eröffnen, und die umfangreichen Räume des altertümlichen Gräflich Walderdorff'schen Hofes für dieselbe mit den Gebeten der Kirche einzuweihen, so daß fortan in dieser neu eingerichteten Kapelle das heilige Opfer gefeiert und das hochwürdigste Gut aufbewahrt werden kann. Da müssen wir wohl tiefbewegt die Führungen des Allmächtigen anbeten und gerührten Herzens mit dem Psalmisten ausrufen: „Danket dem Herrn! Denn er ist gut, und seine Barmherzigkeit währet ewig!“

Ja, Dank, ewiger Dank sei dem Herrn dafür geweiht, daß er Sie, Hochwürdiger P. Superior, mit Ihren Gefährten aus der Fremde in das teure Vaterland zurückgeführt, um unter der Fürbitte des ehrwürdigen Dieners Gottes Vincens Pallotti in unserer Mitte für die Befehrung der armen, gedrückten Heidenvölker Afrikas thätig zu sein. Dank auch dem Herrn, daß er Ihrer Genossenschaft freie Bahn vermittelt hat, um das apostolische Werk der Heidenbefehrung namentlich dort zu betreiben, wo die sieggekrönten Fahnen unserer Nation wehen, und unter dem machtvollen Schutze des deutschen Reiches die Segnungen des Glaubens und der christlichen Kultur gepflegt und verbreitet werden sollen. Dank sei auch dem Herrn, daß er Ihnen eine so stattliche Zahl von Böglingen zugeschiekt, die sich als neutestamentliche Prophetenschüler voll frommen Eifers unter Ihrer Leitung geschickt machen wollen, den

Ungläubigen den Namen des Herrn zu predigen, nachdem sie auf die ergreifende Frage des dreieinigen Gottes: „Wen soll ich senden? wer wird mit uns gehen?“ mit Isaias-Begeisterung geantwortet: „Hier sind wir, sende uns!“ Ja, Dank dem Herrn, dem Ewigen, für sein so sichtbares Gnadenwalten mit Ihrem, nicht minder glaubenseifrigen, als menschenfreundlichen Unternehmern! Dank aber auch allen, welche zu demselben, wie und wodurch immer, Herz und Hand, Gebet und Opfer geboten haben und künftig bieten werden! Der Herr vergelte ihnen mit den himmlischen Gütern, mit dem ewigen Leben!

Euch aber, Ihr lieben Böglinge! Euch gebe der Herr Kraft, Eifer und Beharrlichkeit, daß Ihr Euch mit heiliger Begeisterung auf das erhabene Apostelamt vorbereitet, in dem Ihr dereinst Gott und Eueren Mitmenschen dienen wollet und dienen sollet. Ihr kennt das Wort der heiligen Schrift: „Niemand nimmt sich selbst die Ehre des apostolischen Amtes, sondern man muß zu derselben berufen sein, wie Aaron.“ Wohl, liebe Böglinge, Ihr seid dazu berufen, das zeigt Euer Hiersein. Doch das ernste Wort des Heilandes: „Viele sind berufen, aber wenige auserwählt,“ — es leidet auch Anwendung auf Euch. Strebet also mit aller Anstrengung und Ausdauer, nicht bloß Berufene, sondern auch Auserwählte zu sein. Strebet demgemäß vor allem, treu befunden zu werden in dem, was Euch jetzt obliegt, in fleißiger Lernbegierde, anhaltendem Gebetsseifer, frommem Wandel, der Welt ab-, Gott zugekehrt. Ihr werdet dann später würdig befunden werden zu höherem Berufe. Und wuchert recht gewissenhaft mit den Euch von Gott gegebenen Talenten, seien es 5, seien es 2, sei es nur 1. Denn nicht darauf kommt es an, daß Ihr viele Talente bekommen habet, sondern darauf, daß Ihr nicht als faule, böse Knechte befunden werdet, die ihr Talent vergraben, um nicht mit dessen Ausnutzung sich Mühe machen zu müssen. Bete und arbeite — arbeite und bete! — das sei also Euer steter Wahlspruch. Beredelt aber auch Euer Herz mehr und mehr mit dem himmlischen Sauerteige der drei göttlichen Tugenden, und erleuchtet Eueren Geist immer heller mit dem Lichte der Erkenntnis Jesu Christi, damit Ihr, gleich dem heiligen Paulus, dahin gelangt, um dieser Erkenntnis willen alles Irdische für wertlosen Auskehricht zu achten und ganz allein nach dem zu verlangen, was droben ist, wo Christus zur Rechten seines himmlischen Vaters thronet. (Phil. 3, 8; Koloss. 3, 1.) Nur dann, wenn Ihr mit den Aposteln in Wahrheit sagen könnt: „Siehe Herr! wir haben alles verlassen, um deiner Nachfolge willen, wissend, daß Du Worte des ewigen Lebens hast,“ — nur dann, liebe Böglinge, ist euch hundertfache Vergeltung und das ewige Leben sicher. Wachset sodann, wie in der Erkenntnis, so auch in der Liebe Jesu Christi von Tag zu Tag, damit Ihr, von diesem übernatürlichen Geistesfeuer durchglüht, als echte Jünger des Herrn Euer Leben hasset, um es zu finden, und nichts anderes wisset und begehret, als den gekreuzigten Heiland und die Ausbreitung seines Reiches der

Wahrheit und der Gnade! Wachset aber auch nicht minder stetig in der Demut und der damit verknüpften Selbstverleugung und Abtötung, weil nur den Demütigen Gott mit seiner Gnade nahezusetzt, und weil nur diejenigen wahre Schüler des Herrn sind, welche von ihm lernen, sanftmütig und demütig von Herzen zu sein. In Demut und Gottvertrauen haltet denn unerschütterlich fest, was Ihr habet, und, als Weise wandelnd, sehet allezeit sorglich zu, daß Euch niemand die Krone des Apostolates raube, die Euch bestimmt ist, und bewahret die Treue der Streiter Christi bis zum Ende des Lebens. Denn nur der wird selig, welcher ausharret bis zum Ende; nur der wird gekrönt, welcher den Kampf des Glaubens und der Tugend standhaft durchkämpft bis zuletzt. „Wer ein Ohr hat, der höre,“ was der Geist spricht: „Dem Siegenden werde ich zu essen geben von dem Baume des Lebens, welcher in dem Paradiese meines Gottes ist.“ (Apoc II., 7.)

Und nun wollen wir uns zum Vater des Lichtes, dem Spender jeder wahrhaft guten Gabe und jedes vollkommenen Geschenkes mit inbrünstigem Gebete, unter Darbringung des heil. Opfers, wenden, damit er huldreich segne, was zu seiner Ehre begründet ist, und damit er vollende, was er zur Errettung von Millionen aus der Unwissenheit und Gottentfremdung des Heidentums barmherzig begonnen. Amen.

Das Mutterhaus unserer Togo-Missionare.

Nabe der deutsch-holländischen Grenze, etwa eine Stunde von Venlo entfernt, lag noch vor etwas mehr als 15 Jahren, hart an der Maas, dann und wann bei hochgehenden Fluten von brausenden Wassern umspült, ein schlichtes, doch viel besuchtes Wirtshaus. In all' den Jahren, in denen es gestanden, hat mancher müde Wanderer nach einem beschwerlichen Tagemarsch hier geruht, angenehm frische Kühle dort in dem Schatten der Kastanien und Labung für seine lechzende Zunge gefunden, und wenn dann seine erschlafte Lebensgeister sich wieder gestärkt, wenn der perlende Wein wieder frohe Lebenslust in sein Herz gegossen, dann mag er wohl aus kräftiger Brust sein fröhliches Wanderlied über den blinkenden Spiegel des Stromes, über die an seinen Ufern sich dehrenden lieblichen Wiesengründe gesungen haben und mit frischer, froher Wanderlust weitergezogen sein die staubige Straße, weit hinein in die Welt, die ruhe- und rastlose. „Wie,“ so höre ich den freundlichen Leser erstaunt fragen, „was hat denn dieses Wirtshaus an der Maas mit dem Missionshause zu Stehl zu schaffen?“ Viel mehr, als Du denkst! Denn der Erzähler darf nicht verschweigen, daß gerade dieses Wirtshaus als die Wiege des Missionshauses anzusehen ist.

Wohl rollen auch heute noch, wie vor Jahrzehnten, vor Jahrhunderten, die klaren Wellen der Maas in rastloser Eile an diesem

lieblichen Orte vorüber, fernhin zum unermesslichen Ozean, wohl breiten auch jetzt noch, gerade wie damals, üppige Wiesengründe ihren schimmernden Teppich entlang den Ufern des Stromes — aber nicht mehr ist das Haus da, wie es vor einer Reihe von Jahren gewesen, nein, nur ein Teil desselben steht noch, und zwar seit etwa 15 Jahren auch nicht mehr denselben, sondern höhern Zwecken dienend, als damals. Der eine Teil, worin früher die Brauerei sich befand, ist niedergerissen. Anschließend an den noch stehenden Teil erheben sich jetzt mächtig und majestätisch die Mauern eines Klosters, weit und breit als „Missionshaus zu Steyl“ bekannt und gerühmt, und von Tausenden alljährlich besucht.

Nicht mehr kehrt der müde Wandersmann dort ein, wie früher, um an einem Trunke sich zu stärken, und dann weiterziehend im erneuerten, rastlosen Ringen und Streben den eitlen Gütern dieser Welt nachzujagen — es ist anders geworden. Eine andere und viel höhere und heiligere Aufgabe hat jetzt das Haus zu erfüllen! Fromme Pilger und andere schwache Menschenkinder, die vielleicht in dem wilden, wüsten Weltgetümmel da draußen die Ruhe, den Frieden ihres Herzens verloren, halten dort Einkehr, suchen Trost und Beruhigung, Kraft und Stärke, aber nicht bei einem Glase Wein, sondern in stiller Zurückgezogenheit, in der Einsamkeit der Klostermauern, bei ernstem Nachdenken über ihr früheres Leben, bei Gebet und heiligen Übungen suchen und finden manche, die auf ihrer irdischen Pilgerfahrt unter der Last der Leiden, Verirrungen und Leidenschaften ermattet niedergesunken waren, Kraft und Stärke, um mit einem aufrichtigen „Gott vergelt's!“ wieder hinauszupilgern in die Welt, gewaffnet zum Kampfe.

Wohl schallen auch heute noch wie dazumal Tag um Tag die Lieder aus jenen Mauern über den still laufenden Strom — aber nicht sind es die Lieder des durstigen, lustigen Wandersmannes, nein, höhere und erhabener Weisen hallen wieder in den heiligen Mauern und dringen mit den mächtigen Klängen der Orgel, den Gesängen und Gebeten der frommen Bewohner des Missionshauses empor zu den hohen Gewölben des stattlichen Gotteshauses, empor zu Gott, der dort oben über Welten thronet und segnend seine Hände breitet über dieses ihm so wohlgefällige Werk, dieses sein Haus, das im Vertrauen auf ihn begonnen, fortgeführt und vollendet ist, über all' seine Bewohner, die in stiller Zurückgezogenheit von der Welt all' ihre Lebensstage nur seinem Dienste geweiht. „Sursum corda! Empor die Herzen!“ so mahnen ernst die hoch ins reine Himmelsblau ragenden, stattlichen Türme, die den Westbau der würdig ausgestatteten Doppeltirche zieren, und das Kreuz, das ihre Spitze krönt, erinnert den Wanderer, die den Strom hinauf, hinab fahrenden Schiffer daran, wie charakter- und glaubensfeste Männer, Männer, die während langer Jahre in diesem Hause durch Gebet, Abtötung, Betrachtung und Studium sich auf ihren Beruf vorbereiten, dann als Missionare, mit dem Kreuze, dem Zeichen

des Sieges über den Unglauben, auf der Brust, hinauszuziehen in die weite Welt, um nach dem Gebote Christi das Licht des Glaubens zu heidnischen Völkern zu tragen. Welch' ein hoher, aber auch welch' ein schwerer Beruf ist es, dem diese mutigen Männer entgegengehen, Entbehrungen, Leiden, Verfolgungen, Opfer, ja selbst den bitteren Tod für nichts achtend, freudig entgegengehen, der Worte unseres Herrn und Heilandes gedenkend: „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker, und taufet sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!“

Nur Männer, nach strenger Regel ausgebildet, die gelernt haben, ihren eigenen Willen vollständig und in allem dem heiligen Willen Gottes zu unterwerfen, Männer, deren Geist durch eifriges Forschen und Studium zu einer hohen Stufe der Erkenntnis gelangt, deren Herzen, nach dem göttlichen Herzen gebildet, im innigen Mitgefühl schlagen für das unglückliche Los unserer Millionen und Millionen heidnischer Brüder, sind stark genug, nach dem Beispiele des guten Hirten den irrenden Schäflein bis in die Wüste nachzugehen; ja, wenn es nötig, ihr Leben für ihre Schäflein hinzugeben. Gott allein weiß alles in der gehörigen Weise zu würdigen und das, was die frommen Missionare gethan und gelitten aus Liebe zu ihm und den verirrteten Mitmenschen, zeichnet er auf im Buche des Lebens.

Setzen wir nach dieser Abschweifung wieder die Besichtigung des Missionshauses fort. In einer Nische zwischen den beiden Türmen, welche den westlichen Teil der Kirche zieren, befindet sich das Standbild des hl. Michael. Der Heilige ist Patron der Kirche und Beschützer des Missionshauses. Zu seinen Füßen windet sich der höllische Drache. Es soll damit versinnbildet werden der heiße Kampf, den die unter dem Schutze des hl. Erzengels aus diesem Hause entsandten Männer in fernen heidnischen Ländern gegen den höllischen Drachen der geistigen Finsternis zu bestehen haben. — Bevor wir dazu übergehen, das Missionshaus selbst näher in Augenschein zu nehmen, wird der freundliche Leser für einen Augenblick mit mir gewiß gern eintreten in die heiligen Hallen der Kirchen, die, wie schon oben angedeutet, die eine über der anderen erbaut und nur durch ein Gewölbe von einander getrennt, sich so als Doppeltirche darstellen. Nicht ohne Grund ist diese Einrichtung getroffen. Es war hierbei der Gedanke leitend, einerseits bei der von Jahr zu Jahr wachsenden Anzahl der Priester eine größere Anzahl von Altären, an denen dieselbe das heilige Messopfer darbringen könnten, zu ermöglichen, andererseits aber auch einen größeren Raum zu schaffen für die immer größer werdende Zahl der Böglinge, deren augenblicklich über 200 da sind, die Laienbrüder und jene Fremden, die an den alljährlich mehrere Mal abgehaltenen Exerzitien teilnehmen. — Die untere von den beiden Kirchen ist nur niedrig, etwa nur in ein Drittel der Höhe der oberen Hauptkirche, die sich zu der stattlichen Höhe von etwa 15 Meter erhebt, erbaut. Auf

die innere Ausstattung näher hier einzugehen, würde zu weit führen. An diesen Stätten der Gnade, an den Stufen der Hochaltäre, wo Jesus Tag und Nacht im Tabernakel weilt und gerne aus dem uner schöp flichen Vorne der Gnaden theilt; oder dort an den Altären, zu Ehren der Mutter Gottes erbaut, die bereitwillig den Hülf sbedür f tigen den Zugang zu ihrem göttlichen Sohne erbittet; oder auch dort in den Kapellchen, die zu Ehren der hl. Erzengel Michael, Gabriel und Raphael, die uns im Streite gegen die bösen Geister helfend zur Seite stehen, mit den Böglingen des Hauses niederknieend, wollen auch wir den Ort der Gnaden nicht verlassen, ohne den Segen Gottes, den Schutz und die Fürbitte der Heiligen auf das Haus und uns selbst herabgefleht zu haben. —

Besonders erhebend für das menschliche Herz ist der feierliche Gottesdienst in der Oberkirche. Wenn dann der Weihrauch in mächtigen Wolken aufsteigt zu den hohen Gewölben des Heiligthumes, wenn ernst und getragen der volle Gesang des Kirchenchores die weiten Hallen mit den mächtigen Klängen der Orgel durchbraust, wenn Priester, Böglinge und Laienbrüder in Demut ihre Kniee beugen vor dem, der dort oben im Himmel, angebetet und verherrlicht von Engeln und Erzengeln, von Cherubim und Seraphim, hier auf dem Altare in die unscheinbare Hülle des Brodes herabsteigt, dann mag wohl tiefe, heilige Nührung dein Herz ergreifen.

Meinst du es besonders gut mit mir, mein lieber Leser, dann nimm einmal, wenn es angeht, teil an den heiligen Übungen, die alljährlich mehrere Mal zu verschiedenen Zeiten in dem Missionshause, und zwar meist in der Unterkirche von einem der würdigen Priester des Hauses für Weltleute abgehalten werden. Fürwahr, etwas unbeschreiblich Ergreifendes, Beruhigendes, Tröstendes liegt in diesen heiligen Übungen! Männer sah ich mit ergrautem Haar und verwitterten Zügen, die überwältigt von den überzeugenden, bald ernst mahnenden, bald sanft beruhigenden Worten des würdigen Exerzitiemeisters, ihre Thränen nicht zurückhalten konnten; ich sah Männer mit finsternem Blicke, noch im letzten Augenblick zögernd, die Schwelle des Hauses zu überschreiten, und nach Beendigung der hl. Übungen glänzten ihre Augen in Freude und Friede.

Doch wollte man glauben, daß dieser heilsame Einfluß auf das menschliche Herz nur eine Frucht der Vorträge sei, man würde irren; die ganze strenge Regel des Hauses, das gemeinschaftliche Gebet, das heilsame Stillschweigen, die Zurückgezogenheit von der Welt und all' den Zerstreungen des Lebens, das gute Beispiel, von Priestern, Böglingen und Laienbrüder gegeben, überhaupt all' die guten Eindrücke, die durch Auge und Ohr dem menschlichen Herzen so reichlich zugeführt werden, vereinigen sich, den Menschen aufzurütteln aus seinem geistigen Schlafe und ein neues, reges Seelenleben in ihm zu entfalten, Eindrücke zu hinterlassen, die reiche Frucht bringen da draußen im stürmischen Leben.

Doch schreiten wir jetzt zur Besichtigung des eigentlichen Missionshauses.

Dicht an der von Venlo kommenden Straße entlang zieht sich die etwa hundert Meter lange, imposante Front desselben dahin. Es herrscht in diesem, nach Osten gewandten Bau eine vollständige Symmetrie, die aber erst im Laufe der zehnjährigen Bauhätigkeit — vom August 1876 bis August 1886 — erreicht worden ist, indem jedes Jahr ein neuer Teil in Angriff genommen und zur Vollendung gebracht wurde. An den niedrigen Mittelbau schließen sich zu beiden Seiten, nach rechts und links, die beiden, denselben weit überragenden, hohen Giebel und an diese wieder die niedrigen Ecken, letztere überragt von den Seiten der senkrecht zu dem Hauptbau verlaufenden Querbauten, der eine Nord-, der andere Südbau genannt, die sich von Osten nach Westen in einer Länge von fast 40 Meter dahinziehen bis in die Nähe der Maas. Parallel mit diesen läuft von dem Mittelbau ein dritter Querbau bis hin in den Chor der Kirche. Auf die äußere und innere reiche Dekoration, die das Ganze vorteilhaft hebt, auf den inneren Ausbau, all' die labyrinthartig verlaufenden Gänge, mit ihren Heiligenbildern, Statuen, den stillen Zellen, den Betsälen, Studienzimmern, der Druckerei mit den verschiedenen, in rastloser Thätigkeit befindlichen Schnellpressen, der Sepererei, Schreinerei und wie die Gewerbe alle heißen, die von eifrigen Laienbrüder nur um Gotteslohn still unter diesem Dache ausgeübt werden, hier näher einzugehen, würde zu weit führen, auch fühlen wir uns zu schwach, ein klares, umfassendes Bild von all' dem zu bringen, was uns zu hoher Bewunderung und Begeisterung hingerissen. Ja, wir müssen gestehen, daß Gottes Schutz und Hülfe diesem heiligen Werke, das unter den mißlichsten Verhältnissen fast ohne Geldmittel begonnen, fortgeführt und vollendet ist, nie gefehlt hat.

Hören wir, was der „St. Michaels-Kalender“, der neben der „Stadt Gottes“ und dem „Kleinen Herz-Jesu-Boten“ in dem Missionshause herausgegeben wird, über die Entstehung und Gründung und Vollendung des Hauses sagt:

„Als der hochwürdige Herr Rektor des Hauses, Arnold Janssen, Ende des Jahres 1874 zum hochwürdigen Herrn Erzbischof Paulus Melchers von Köln kam und diesem seinen Plan vorstellte, ein Haus für auswärtige Missionen zu errichten, da sah der hochw. Herr ihn anfangs sehr ernst an und sprach:

„Wie, wir leben in einer Zeit, wo alles wankt und unterzugehen scheint, und da kommen Sie und wollen noch etwas Neues anfangen?“

„Wir leben in einer Zeit,“ antwortete Herr Janssen, „wo vieles zu Grunde geht, und anderes dafür neu erstehen muß.“

Und der fromme Herr Erzbischof gab ihm Recht, indem er einige Zeit nachher, nachdem ihm ein ausführlicher schriftlicher Bericht vorgelegt war, seine Zustimmung zur Ausführung des Unternehmens gab. —

Im folgenden Jahre 1875 fand schon die Gründung des Missionshauses statt, und zwar am Geburtstage der hl. Muttergottes Maria. Der Anfang war überaus klein und armselig. Ein kleines, zweistöckiges Haus, ein altes Wirtshaus, war die Wiege dieses Werkes. Groß und bedeutend waren die Mühen des Anfanges. Längere Zeit schien es, als wenn alles wieder zu Grunde gehen würde. Das in den Stürmen der Trübsal aufgewachsene Bäumchen des hl. Erzengels begann aber alsbald kräftige Wurzeln und Ast auf Ast zu treiben. So steht es jetzt da in seiner Vollendung, das Gott so wohlgefällige Werk, das Missionshaus zu Steyl. Zu schlimmer Zeit entstanden, hat es unter der opferwilligen Mitwirkung frommer Priester, durch die opferbereite Unterstützung frommer Gläubigen aus allen Ständen seine Räume immer weiter ausgedehnt und immer mehr Priester, Böglinge und Arbeiter aufnehmen können. Was so vielen, ja fast allen, anfangs als eine verzweifelte Sache erschien, es hat sich unter dem Hauche der göttlichen Gnade so schön und hoffnungsvoll entwickelt."

Bevor wir von dem Missionshause scheiden, wird gewiß der freundliche Leser mit mir erst noch gerne dem Klostergarten einen Besuch machen. Ist's doch ein so herrlicher, wonniger Frühmorgen am Sonntage, wo es noch einmal so traut sich wandern läßt in der schönen Gottesnatur.

Bei unserem Eintritt in den ca. 2 Hektar großen, gerade der Hauptfront des Hauses gegenüberliegenden Garten, der vom Golde der steigenden Sonne überflutet daliegt, schallt uns ein fröhliches Leben und Treiben von der linken Seite entgegen. Wir treten näher und sehen Böglinge des Hauses in frischer, froher Jugendluft sich tummeln. Die Augen der Spielenden blitzen, ihre Wangen brennen in der Glut des Eifers — und doch keine Spur von Ausgelassenheit, wie man sie leider in unseren Tagen bei Kindern dieses Alters nur zu sehr gewohnt ist.

Wir wenden uns und wandern lange dahin zwischen sorgsam gepflegten, und mit allen Arten von Gemüsen, jungen Obstbäumen und Ziersträuchern besetzten Beeten, die fast den ganzen vorderen Teil des Gartens einnehmen. Wir schreiten schweigend dahin — eine Stille, wie die uns umgebende Sonntagsstille, ist in unserer Seele. Da dringt leises Plätschern an unser lauschendes Ohr — wir stehen in der Nähe eines ziemlich umfangreichen Wasserbassin's. Wie Diamanten und Rubinen im Strahle der Morgen Sonne funkelnd, steigen aus zwei Springröhren die Wasser himmelan, bald in Millionen und Millionen von Tropfen zerfließend und in den aufwallenden Wasserpiegel zurückfallend.

In der Mitte des Bassin's thront — ein freundlicher Anblick — der gute Hirt mit dem wiedergefundenen Schäflein auf seinen Schultern. — Uns von diesem fesselnden Anblick losmachend, lenken wir unsere Schritte einer nicht gerade unbedeutenden, rückenartig sich dahinziehenden

Erhebung zu, auf deren höchster Spitze, links im Garten, ein hochragendes Kreuz mit dem Corpus Christi in stummer Trauer sich erhebt. Ein sanft den Hügel sich emporschlingelnder Weg, umzäunt mit lieblichem Grün von Sträuchern und Bäumen, führt uns hinan, und bald knien wir nieder am Fuße des Kreuzes. Hellschimmernd im Strahle der Sonne, steht es da, das hehre Zeichen unserer Erlösung, auf hoher, aus Steinen kunstvoll aufgeführter Basis, umrauscht von Platanen, Ahorn und anderen Bäumen, die ihre Kronen wie schützend ausbreiten. Duftige, mit seltenem Geschmack hergestellte, in allen Farben prangende Blumenbeeten, meist in Form eines Herzens, breiten ihren Teppich zu Füßen des Heilandes aus, während dem Kreuze gerade gegenüber in Form eines Halbkreises ein Laubgang, von Rosen und anderen Sträuchern durchdrungen, sich wölbt. Fast stündlich sieht man hier in stiller Andacht, den Blick zum Kreuze erhoben, Andächtige jeden Alters knien, ihre Anliegen, vielleicht auch ihr inneres Leid demjenigen vortragend, dessen Leiden größer waren, als die aller Menschen zusammen. Unter dem Laubdache von Bäumen, deren Kronen leise im Frühwinde, wie von Andacht gerührt, kispeln und rauschen, dahinschreitend, gelangen wir schon nach wenigen Schritten zu einem anderen freien, rotundenartigen Plage, von wo aus man wohl unstreitig die schönste Aussicht auf das gerade gegenüber liegende Missionshaus hat. Umwoben vom goldenen Lichte der Morgen Sonne, liegt es da in seiner ganzen Ausdehnung in stillem Frieden und heiliger Ruhe; kein Laut unterbricht lange die Frühstille. Doch horch! Da zittern lieblich und ernst Glockenklänge von dem gerade über den Mittelbau emporragenden, majestätisch zum Himmel strebenden Turme zu uns herüber. Eine andachtsvolle Stimmung, wie man sie in der Welt kaum kennt, überkommt unsere Herzen in dieser stillen, friedlichen Einsamkeit, die zu verlassen uns so schwer wird. Nachdem wir noch einen letzten, langen Blick zu dem Missionshause hinübergeworfen, schreiten wir einige Stufen hinab und wandeln bald wie in einem schmalen, lieblichen Thälchen, zwischen hügelartigen, mit dem üppigsten Grün bekränzten Erhebungen dahin, bald auf unserer Wanderung innehaltend vor einem Heiligenbilde, das hier und da an einer besonders stillen, lauschigen Stelle von kunstvoller Hand aufgestellt, oder aber einen Augenblick rastend auf einer von Wurzeln und knorrigen Baumstämmen angefertigten Bank. Fürwahr, kein kleines Stück muß es gewesen sein, dieses wunderbare „Zauberreich“ zu schaffen! Wenn man bedenkt, daß noch vor wenigen Jahren hier, wo jetzt die Hügelketten sich dahinziehen, alles gerade so flach gewesen, wie in seiner nächsten und fernsten Umgebung, wie dann diese mächtigen Erdwälle allmählich von den Böglingen des Hauses angeschüttet worden sind, und so Berg und Thal im Kleinen entstanden, wie nur unter der sorgsamsten Pflege die üppige Baumvegetation auf dem sterilen, sandigen Boden gedeihen konnte, so muß man mit Staunen sagen, daß auch diesem Werke der Segen Gottes nicht gefehlt hat.

Wieder stehen wir auf unserer Wanderung, innehaltend am Fuße des Kalvarienberges, gerade am Eingange zu einer Höhle, die ebenfalls der ausdauernde Fleiß der Zöglinge künstlich aus tropfsteinartigen Gesteinen und Schlackenstücken aus einer benachbarten Eisengießerei in dem Innern des Berges hergestellt hat.

Über dem Eingange zu der Höhle befindet sich eine aus bunten, glimmernden Steinchen eingelegte Inschrift, die uns mit den Worten des heiligen Evangelisten Markus:

„Venite seorsum
in desertum locum
et requiescite pusillum!“

„Kommet beiseite an einen einsamen Ort und ruhet ein wenig!“ zum Eintritte einladet.

Ein tiefes, lauschiges Dunkel umgiebt uns, nur hier und da durch den Schimmer des Lichtes unterbrochen, das von oben herab durch kleine Öffnungen mit buntgefärbtem Glase fällt und die in den Seitenwänden der Grotte angebrachten, nischenartigen Vertiefungen mit buntem, geheimnisvollem Schimmer überhaucht. Diese Vertiefungen sind dafür bestimmt, die Bilder von Heiligen aufzunehmen. Am äußersten Ende der Höhle, dort, wo sie sich am meisten erweitert, findet sich schon die Statue der Himmelskönigin Maria, überflutet von dem von oben einfallenden Lichte und von dem Schimmer der still brennenden Ampel. Wir verlassen den Ort der Andacht und heiligen Ruhe. Die Stunde des Abschieds hat geschlagen von dem uns während der kurzen Zeit unseres Aufenthaltes so lieb gewordenen Missionshause, von all' seinen frommen Bewohnern.

Das ist ein schwaches Bild von dem großen Missionshause in Steyl. Ja, Großes hat hier der Schöpfer des Werkes, der hochw. Herr Generalsuperior Janssen, im Vereine mit hunderttausenden von Wohlthätern geleistet. Er hat uns gezeigt, wie eine Pflanzschule von Aposteln sein soll. Vergessen hat der Berichterstatter aber noch, daß zu dem Missionshause noch eine landwirtschaftliche Kolonie mit über 100 Morgen Ackerland gehört, ebenso eine Ziegelbrennerei, welche das Material zu den Bauten liefert. Ferner ist in neuerer Zeit noch das frühere Franziskanerkloster angekauft worden, in welchem die Laienbrüder untergebracht werden sollen. Auch ein Schwesternkloster wurde vor wenigen Jahren errichtet. Alle diese Gebäude und Einrichtungen befinden sich in Steyl. In Müdling bei Wien erhebt sich ein Tochterhaus, wo die älteren Jahrgänge den Studien obliegen. Auch dort wird Bedeutendes geschaffen.

Als der hochw. Herr Generalsuperior sein Werk begann, konnte noch niemand ahnen, daß wir Deutschen einmal einen Teil Afrikas zur Christianisierung zugewiesen erhalten würden. Er richtete deshalb seine Blicke auf China. Dorthin und später nach Südamerika sind die Glaubensboten von Steyl gezogen. Erst in neuerer Zeit hat der Obere

auch seinen Anteil an der Civilisierung Afrikas verlangt und einige seiner Missionare nach dem Togogebiete in Westafrika entsandt. Zur Ausbildung weiterer Missionare für Afrika errichtet er jetzt eben eine neue Missionsanstalt bei Meisse in Schlessien. Möge ihm dort eben solcher Erfolg beschieden sein, mögen auch allmählich zahlreiche Zöglinge von Steyl selbst sich entschließen, ihre Kräfte für die Bekehrung unserer schwarzen Landsleute einzusetzen. Einstweilen mag das mächtige Werk des hochw. Herrn Janssen allen neu zu schaffenden deutschen afrikanischen Missionsanstalten als Vorbild dienen und deren Wohlthäter anspornen, für unser Afrika dasselbe zu leisten, was dort für China und Amerika geleistet wurde.

Afrikanische Post.

Zanzibar, 29. Oktober 1892.

P. Lechaptois (Kongregation der Weißen Väter) berichtet unterm 16. Juli, daß er die Absicht hatte, eine katholische Mission im Urungu, südlich vom Tanganjika-See, auf deutschem Gebiete zu errichten. Vier Tagereisen von dort besteht bereits eine englische, protestantische Mission, an deren Spitze der Reverend Swan steht, aber auf englischem Gebiete. Beide Missionen würden etwa 25 Stunden auseinander und in der Nation nach ganz verschiedenen Gebieten gelegen haben. Sobald nun die englischen Missionare die Absicht der Weißen Väter erfuhren, forderten sie diese auf, sich sofort zurückzuziehen, bei Vermeidung des Krieges. Unglücklicherweise ging es dort wie überall. Den Katholiken fehlte es an Mitteln, während die Protestanten über große Summen und gute Waffen verfügten. P. Lechaptois mußte also der Gewalt weichen und sich nach Usipa zurückziehen. Was denkt Herr D. Warnack davon?

Noch ein Beispiel von der Duldsamkeit der Engländer. Alle Welt weiß, daß die Engländer eine Station in Moschi am Kilima-Mdscharo bei dem Häuptling Meli hatten, demselben, der die Expedition des Lieutenants von Bülow überfiel. Die Deutschen haben Meli verjagt, und dieser irrt in den Bergen umher. Nun haben die Engländer von Moschi vom Bischof Tucker Befehl erhalten, Moschi zu verlassen und sich bei Mareale einzunisten. Mareale ist der einzige Häuptling, der während des Aufstandes treu zu den Deutschen hielt. Er ist aber auch der nächste Nachbar unserer Station Windthorst, und vor dem Kriege sandte er eine Anzahl Kinder in die Schule von Kilema. Diese Kinder werden nun in Zukunft die englische Schule besuchen. Wo bleibt denn da die Ausführung des angeblichen Vertrages zwischen P. Horner und dem anglikanischen Bischof Tozer?

(Wir möchten diese beiden von unserem Korrespondenten berichteten Thatsachen der kaiserlich deutschen Regierung zur ganz besonderen Beachtung empfehlen. Die Red.)

P. A.

Aus einem Ende September aus Kamerun abgegangenen Briefe des hochw. P. Walter P. S. M. entnehmen wir folgendes:

„Der Plantagenbetrieb hier ist sehr kostspielig. Man sagt in Deutschland freilich, ein Arbeiter komme auf 50 Pfg. per Tag, das ist nur teilweise wahr. Denn die Überfahrt hierher macht für jeden Mann 50 Mk. per Jahr aus, da man bloß auswärtige Arbeiter anstellen kann, weil die inländischen zu träge und unbeständig sind. Dann rechnet man noch Kost und Kleidung und mindestens 1 Mk. Tagelohn. Ferner bleiben die ausländischen Arbeiter um keinen Preis länger als 1 Jahr an einer Stelle; sie kommen, ohne eine Idee vom Anbau zu haben, und sie gehen weg, wenn sie gerade anfangen, die Arbeit zu verstehen. Dann bringen klimatische Verhältnisse viele Schwierigkeiten mit sich, z. B. das Unkraut wächst hier im warmen, feuchten Klima so stark, daß ein Grundstück, welches umgearbeitet war, nach 1—1½ Monat mit 2—2½ Meter hohem Grase überwachsen ist. Die Pflanzen aber, wenigstens die hiesigen, können nichts weniger vertragen als Unkraut. So sind uns einmal mehrere 100 Pflanzen und Bananen, welche 3 Monate ohne Pflege blieben, abgestorben. Sodann ist alles hier Busch und Urwald, was eine ungeheure Arbeit erfordert, um das Land urbar zu machen. Es können aber nur Schwarze Feldarbeiten thun, wir haben recht traurige Erfahrungen durch den Tod unserer 2 Brüder hierin gemacht. Wir besitzen ein Feld von ungefähr 15—20 Morgen Landes, welches wir von King Toco zu sehr hohem Preise — es käme in Europa kaum teurer — kaufen mußten; es ist aber noch nicht ganz urbar und angebaut, obwohl wir beständig 8—10 Arbeiter fast schon 2 Jahre beschäftigt und sehr gut den ganzen Tag beaufsichtigen.“

Wir haben jetzt versuchsweise gegen 300 Kakaopflanzen gesetzt, resp. gesät, sie beginnen recht nett zu wachsen; auch mit Kaffeepflanzen haben wir Probe gemacht, in Edea auch mit Tabak. Leider müssen wir uns vorderhand bei unseren schwachen Arbeitskräften doch vorzüglich auf den Anbau von Nahrungspflanzen für unsere Kinder beschränken, denn wie könnten wir die Station in Zukunft unterhalten, wenn wir bei unseren bescheidenen Mitteln, wie bisher, den Kindern nur Reis, den wir so teuer von Europa beziehen, geben könnten? Und die Neger bauen nicht mehr an, als sie selbst gebrauchen, weshalb schwer etwas von ihnen zu kaufen ist. Man muß in allem langsam vorgehen. Sie wissen, wodurch Emin Pascha so große Erfolge bei den Negern hatte. Es war seine große Geduld und sein Hinziehen des Geschäftes, was dem Neger, der immer eine zaubernde, langsame Natur hat, imponierte.

Für Ihre Sendung herzlichen Dank. Blechkoffer (aus Zinkblech, das rostet nie), wenn auch teuer, sind doch riesig praktisch, da man hier nur solche auf Reisen und zum Aufbewahren von Gegenständen gebrauchen kann; Holzkoffer halten die Feuchtigkeit zu wenig ab. Manche Sachen wären uns noch nicht verdorben, hätten wir nur immer Blechkoffer gehabt. Schicken Sie uns, wenn möglich, nur immer solche, vielleicht etwas stärker noch. Die Verkehrsmittel sind sehr schwierig; jetzt sind unsere Kruboy's (Neger) schon über 5 Tage unterwegs bei Sir in dem Regen, um Sendungen von Kamerun mit einem Boote*) nach Marienberg zu bringen. Der Fluß ist jetzt, da es Regenzeit ist, so reißend, daß man nur mit größter Anstrengung mit dem Kanoe, welches ja viel schneller geht, als ein Boot, vorwärts kommt. Als ich das letztemal von Kamerun nach hier ging, haben wir zu einer Strecke, die man gewöhnlich in 3 Stunden im Kanoe zurücklegt, 10 Stunden gebraucht; ich selbst mußte 3 Stunden lang mitrudern, wir wären sonst überhaupt nicht heraufgekommen. Es hat mir das freilich Fieber gebracht.

In letzterer Zeit haben wir mehrere Kinder getauft, da die Eltern es absolut wünschten und versprochen, sie zur kath. Mission zu bringen und im katholischen Glauben unterrichten zu lassen.“

Soweit P. Walter; aber ein schriller Miston folgt, indem ein anderes Mitglied der Mission beifügt: „Dieser Brief konnte leider nicht beendet werden, da P. Walter ein schweres Schwarzwasserfieber bekam. Er ist jedoch bereits auf dem Wege der Besserung.“

Noch sei erwähnt, daß das Schutzgebiet Kamerun 2 protestantische Regierungsschulen hat. Die vom Lehrer Christaller nebst einem eingeborenen Schulgehilfen geleitete Schule wird jetzt von 102 Schülern besucht in 5 Klassen; die 62 Schüler der 4 oberen Klassen haben deutschen Unterricht. Schulbesuch und Betragen wird sehr gelobt. In der vom Lehrer Veg geleiteten, sehr raumbeschränkten Schule sind 32 Knaben. Die Eingeborenen sind lernbegierig; es gehört dort schon zum guten Ton, die Kinder eine Schule besuchen zu lassen. Auch in Togo gedeihen die Schulen trefflich.

In Kamerun sind nächst dem Gouverneur noch zwei Beamte bei der Zoll- und Kassenverwaltung angestellt, zwei Bezirksamtänner (in Vittoria und im südlichen Gebiet) und deren zwei Amtsdienner, ein Materialienverwalter, sowie die zwei genannten Lehrer. In Kamerun und Vittoria unterhält die Regierung botanische Gärten, und ebenda, sowie in Kribi, befinden sich Postanstalten. Eine in zwei Kasernen untergebrachte Schutztruppe bildet die Polizeimacht daselbst.

*) Das Boot ist bekanntlich untergegangen, aber unsere Freunde sorgen für ein neues. Am 5. Dezember geht das neue von Kamerun ab. Freilich ist es noch lange nicht bezahlt, aber das Christkind ist ja nahe und wird das Fehlende nachbringen.

Boroma, (Zambesi), 12. Juli 1892.)

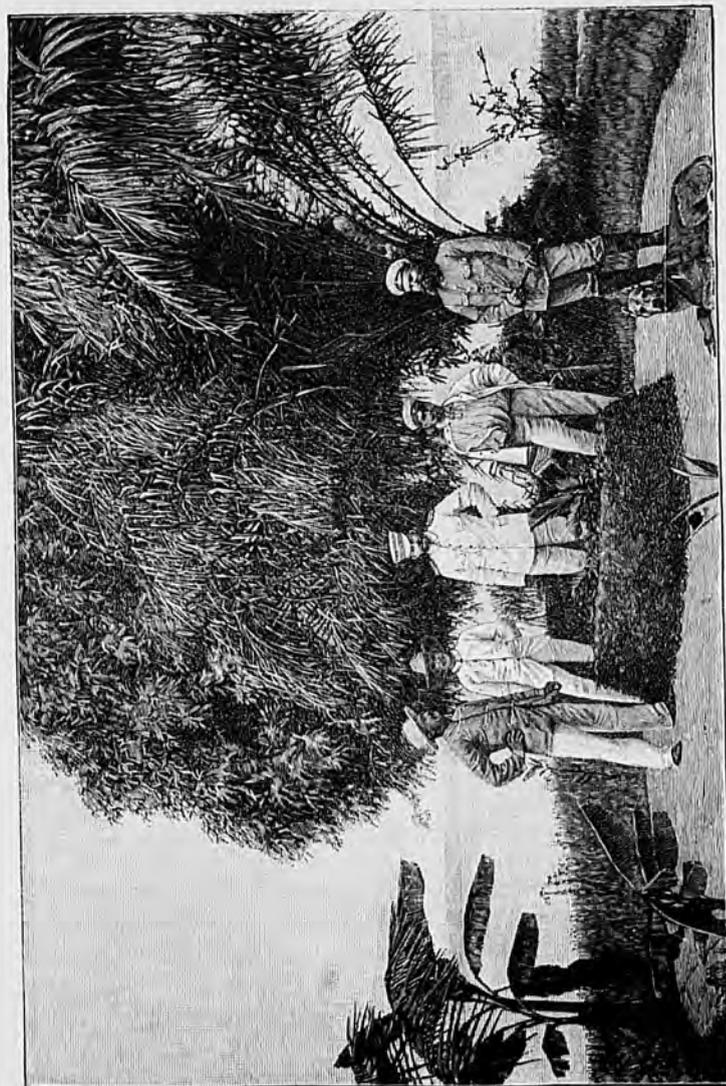
Ich danke vor Allem für das rege Interesse, das Sie unserer armen Negermission zuwenden und besonders für Ihre Gebete. Obwohl thut es dem Missionär, wenn er weiß, daß er nicht auf seine



Karl Freiherr von Gravenreuth.

schwachen Kräfte angewiesen ist, sondern daß viele Brüder hinter ihm stehen, die ihn, unsichtbar zwar, aber unfehlbar halten und unterstützen. Wohl nirgends wird man sich seiner eigenen Schwäche und Ohnmacht so bewußt, als hier in Afrika. Man thut eben, was man unter den obwaltenden Verhältnissen thun kann; der Erfolg liegt ganz in der Hand Gottes. Wenn ich in meinem vorigen Briefe vom 14. November

1891 nicht viel Aussicht geben konnte auf ein gedeihliches Missionswerk, so habe ich, mich auf die damaligen Verhältnisse stützend, mich nur



Pr.-Lt. v. Volkamer. Dr. Freuß. Reg.-R. v. Schümann. Hr.-St. v. Setten. Dr. Richter.
Das Grab des Hauptmanns von Gravenreuth in Kamerun.

an die strenge Wahrheit gehalten, die mir immer mehr gelten wird, als jede andere Rücksicht. Bei uns hier in Boroma gab es im ersten Jahre allerdings ganz außerordentliche Schwierigkeiten, die sich hoffent-

lich nicht mehr wiederholen werden. Eine derselben war die große Sterblichkeit und fortwährende Kränklichkeit in beiden Häusern, davon habe ich bereits geschrieben. Dieses Haupthindernis, das der ganzen Mission den Untergang drohte, wird nun hoffentlich durch die Verlegung unseres Wohnplatzes auf einen nahen Hügel ganz wesentlich beseitigt. Das geräumige, aus Ziegeln gebaute Haus wird, falls kein Hindernis eintritt, noch vor Beginn der Regenzeit vollendet sein, und so haben wir gegründete Hoffnung, daß in der Folgezeit das Fieber unsere schon sehr verringerte Schar nicht noch weiter decimieren werde.

Am 25. März d. J. haben wir leider wieder einen tüchtigen Bruder verloren, Fr. Glezinski aus der deutschen Provinz, der uns als Schlosser und Maschinist gute Dienste geleistet hat. C. Lindner wäre uns hier für den Hausbau dringend notwendig gewesen; Gott hat es anders angeordnet, sein Wille geschehe! Der Bau unseres Wohnhauses, dem noch die Kirche, das Haus der ehrw. Schwestern auf der entgegengesetzten Seite des beträchtlich langen Hügels, sowie noch vieles Andere nachfolgen muß, verschlingt aber viel Geld, da alles Baumaterial auf den Köpfen der Neger hinaufgeschafft werden muß. Dazu kommt die immer mehr anwachsende Finanznot in Portugal, die sich in Tete und Quelimane auf eine Besorgnis erregende Weise bemerklich macht. Werden wir von dieser Seite her auf's Trockene gesetzt, so weiß ich nicht, ob wir uns halten können. So sind wir immer ganz und gar von der göttlichen Vorsehung abhängig; das hat auch sein Gutes. Wir vertrauen auch ganz besonders auf den heil. Josef, den Schutzpatron unserer Mission. Der Bau des Hauses bietet uns in Bezug auf unsere Missionsarbeiten den sehr schätzenswerten Vorteil, daß wir an Sonn- und Feiertagen die zahlreichen Arbeiter bei der heiligen Messe und Predigt haben. So werden diese armen Leute, die aus allen Gegenden des großen Prazos zusammenkommen, genötigt, mit dem Christentume bekannt zu werden, und machen wohl auch Andere nach ihrer Rückkehr damit bekannt. Würde es uns gelingen, eine größere Zahl Arbeiter, entweder industriell, oder durch Landbau zu beschäftigen und so in Abhängigkeit von uns zu erhalten, so würde der Missionserfolg ohne Zweifel ein sehr befriedigender sein. Die Neger sind eben Kinder, die zu Allem, was über ihre Gewohnheiten hinausgeht, wenigstens anfangs einigermaßen genötigt werden müssen, besonders, da es im Interesse ihrer Großen liegt, sie in den bisherigen Verhältnissen zu erhalten.

Hätten wir genügende Geldmittel und eine Anzahl geachteter europäischer Arbeiter (resp. Aufseher) in der Baumwollfabrikation, so ließe sich wahrscheinlich hier Vieles erreichen, denn der Baumwollstrauch gedeiht hier vortreflich, und Platz ist hier mehr als genug. Es giebt auch Gegenden in unserm Prazo, wo sich durch Anlage von Pflanzungen etwas erreichen ließe; allein es fehlen die Kräfte. Wenn nicht christliche Großindustrielle nachhelfen, so wird eine ausgiebige Christianisierung

kaum je möglich werden. Auf englischem Gebiete, wo in industrieller und cultureller Hinsicht riesige Anstrengungen gemacht werden, ist der Boden eben dadurch auch für das Christentum geebnet, das einem ganz rohen und jeder höheren Idee entfremdeten Volke kaum zugänglich ist. Dazu kommt der ganz wesentliche Vorteil, daß durch den wachsenden Einfluß der Europäer die Tyrannei der schwarzen Großen gebrochen wird. Es wird sich nun allerdings trotz allseitiger europäischer Hilfe zeigen, daß in Afrika Cultur und Christentum bei weitem langsamer fortschreiten werden, als ehemals in den mit Recht so sehr gepriesenen Reductionen von Paraguay; aber, daß sich durch Anlegung von Reductionen nicht wenigstens ähnliche Erfolge hier erreichen lassen sollten, ist auch nicht einzusehen. Der Schwarze ist jedenfalls culturfähig genug; es müssen nur die jetzt allerdings noch riesigen Hindernisse überwunden werden.

Vorläufig müssen wir eben thun, was wir unter den obwaltenden Verhältnissen thun können. Bevor ein stattliches Gebäude sich erheben kann, müssen sichere Fundamente gelegt werden, und diese Fundamente sind im christlichen Sinne Leiden und Opfer. Jedes große Werk in der Kirche Christi, des Gekreuzigten, hatte besonders im Entstehen große Schwierigkeiten zu überwinden; dieser Gedanke giebt mir die zuversichtliche Hoffnung, daß später einmal unsere mit Leiden und Opfern so reichlich bedachte Sambesimission auch reichliche Früchte tragen wird. Schon seit meinem letzten Briefe hat sich unsere Lage viel günstiger gestaltet. Die Zahl unserer Kinder und Christen hat erheblich zugenommen und die Stimmung der Bevölkerung wird immer günstiger. Durch häufige Vorträge, catechetischen Unterricht u. dgl. auch in entferntesten Theilen des Prazos, die der hochw. P. Menyhardt besorgt, werden die armen Schwarzen mit dem Christentum bekannt gemacht, und schon durch den vielfachen Contact mit den Großen des Prazos und mit den zahlreichen Arbeitern wird sich allmählich eine dem Christentume freundliche Strömung Bahn brechen.

Der hochw. P. Zimmermann ist im Januar d. J. mit einem älteren erfahrenen Bruder, Fr. Nieder, nach Zumbo gegangen, das er sich von Anfang an als sein Arbeitsfeld ausersehen hatte. Er hat dadurch einen sehr dringenden Wunsch der portugiesischen Regierung erfüllt, der an einer katholischen Mission an diesem äußersten Grenzposten viel gelegen ist. P. Zimmermann hat leider an der Habgucht und Hartnäckigkeit eines dortigen Schwarzen große Hindernisse gefunden. Derselbe wollte nämlich um keinen Preis den bisher gepachteten Prazo hergeben, welchen der Gouverneur von Tete dem P. Zimmermann überlassen hatte. Der Gouverneur wagte es nicht, den mächtigen Schwarzen zu zwingen, und so mußte sich P. Zimmermann mit einem viel weniger zweckmäßigen Prazo einstweilen begnügen. Hoffentlich ist diese Angelegenheit noch nicht endgültig entschieden.

Zum Weihnachtstfest hatten wir die Freude, den damaligen Obern

der Mission, den hochw. P. Moy, bei uns zu sehen. Der schon ziemlich bejahrte (52 Jahre), eifrige Missionär hatte die Anstrengungen einer so langen Reise nicht gescheut; er sollte leider in Folge eines auf der Rückreise eingetretenen Fiebers bald nachher uns entrisen werden. Er starb am 25. April zu Quelimane. Wir verdanken diesem umsichtigen Manne, der die hohe Bedeutung von Baroma sogleich erkannt hatte, und es zu einer Zentralstation für die oberen Gegenden des portugiesischen Zambesigebietes machen wollte, sehr Vieles, insbesondere auch die Hebung des Interesses der portugiesischen Provinz für Baroma und den energisch in Angriff genommenen Bau des Hauses. Anfangs Mai kam zu unserer großen Freude der schon längst erwartete portugiesische Obere von Baroma, der hochw. P. Moura, bei uns an mit einem älteren portugiesischen Bruder, der vor Jahren schon einmal hier war. So hat uns der liebe Gott wieder eine sehr erwünschte Verstärkung geschickt, und wir können hoffen, daß unter der umsichtigen, energischen Leitung des neuen Obern sich die Dinge immer günstiger gestalten werden.

Der Gesundheitszustand ist gegenwärtig in beiden Häusern sehr befriedigend, und wir haben alle Ursache, überhaupt sehr zufrieden zu sein. Wir verdanken diesen erfreulichen Umschwung der Dinge gewiß den zahlreichen und kräftigen Gebeten, die besonders in St. A. für uns zum Himmel steigen. Wir bitten auch fernerhin um dieses Liebeswerk die lieben Mitbrüder, sowie auch alle Auswärtigen, die sich für unsere Mission interessieren. . . .

P. Friedrich, S. J.

Ein „Afrikaner“ über unsere Kulturarbeit in Afrika.*)

(Schluß)

Es mögen nun noch die anderen unter dem Gouvernement im Jahre 1891 unternommenen Expeditionen kurz Erwähnung finden. Im nördlichen Nguru vorgekommene Unruhen und Belästigungen der Eingeborenen durch Wakuasi und Massai machten ein Einschreiten von unserer Seite notwendig. Der Verfasser unternahm daher im Juni vorigen Jahres, da das in Frage kommende Gebiet zum Hinterlande seines Bezirkes gehörte, eine Expedition durch Wegua, Nguru und Usagara, durch welche es gelang, ein vollkommen friedliches Verhältnis mit den Eingeborenen herzustellen und auch die räuberischen Wakuasi zur Vernunft zu bringen. Ebenso wurde die vorher bedroht erscheinende französische Missionsstation in Nguru, Rhonda, vollkommen sicher gestellt.

Nicht von geringem Nutzen war bei dieser Expedition die Hilfe Bana Heris, dessen Einfluß auf die Eingeborenen sich der Verfasser zu Nutzen gemacht hatte, und dessen Sohn Abdallah ebenso wie der des öfteren erwähnte Zumbo Matanda von Bagamoyo auf der Expedition mitgenommen wurden. Der früher bereits öfters angeführte Jehasi war bei den Streitigkeiten der Wanguru mit den Wakuasi bei Einnahme einer Wakuasi-Tembe gefallen.

*) Kochus Schmidt, Geschichte des Araberaufstandes in Ostafrika, S 317 — 333.

Bereits im Juli war der Verfasser von dieser Expedition nach Bagamoyo zurückgekehrt und führte in dieser Zeit teils die Bezirksgeschäfte in Bagamoyo, teils vertrat er den auf der Wahehe-Expedition sich befindenden Kommandeur von Zelewski in Dares-salam. Da machte sich durch inzwischen erfolgte Einfälle der nördlichen Masiti nach Usaramo die Unternehmung einer Expedition gegen diese zur Sicherung der gefährdeten Basaramo notwendig. Alle an der Küste noch disponiblen Truppen wurden vereinigt, die vom Kommandeur zurückgeschickte Zulu-Kompagnie, sowie aus Pangani, Bagamoyo und Dares-salam herausgenommene Truppen wurden in Bagamoyo als Expeditionskorps zusammengezogen, und der Verfasser unternahm mit den Offizieren, Kompagnieführer End und Lieutenant Prince, wie dem Arzt Dr. Kanzi die erwähnte Expedition. Dieselbe durchzog zunächst Usaramo in südwestlicher Richtung nach Tununguo hin, wo fast alle Dörfer aus Furcht vor den Masiti verlassen waren, außerdem beredete Zeugnisse für die Grausamkeiten der Masiti, wie sie in diesem Buche gelegentlich der Erwähnung des Masiti-Einfalles im Jahre 1889 bereits geschildert sind, gefunden wurden. Sodann wurde der Kingani bei Masiti überschritten und nach der Missions-Station Tununguo marschiert. Von dort aus richtete sich der Marsch direkt ins Land der nördlichen Mahenge, welche große Komplexe von Kutu occupiert haben und die Wakutu in großer Abhängigkeit von sich halten. Die Bestrafung der Masiti war für die Expedition nicht so bequem wie vor zwei Jahren, wo das Eingreifen Gravenreuths nur 5 Stunden von Bagamoyo notwendig war. In ihrem Lande wurden die Masiti nur im Dorfe Korongo angetroffen, doch räumten sie auch diesen Ort nach dem vollständig überraschenden Eintreffen der Expedition bald nach Eröffnung des Feuers. Im übrigen zogen es die Masiti vor, uns überall auszuweichen. Für die Expedition lag die Gefahr nahe, daß das ungemein kouierte, für uns selbst auf den schmalen Fußstegen nur schwer zu passierende Terrain von den gewandten, leichtfüßigen Masitis zu einem Überfall gegen uns benützt werden könnte. Wir mußten uns daher, so gut es ging, gegen Überraschungen sichern.

In Hongo fanden wir eine Anzahl der von den Masiti gefangenen Basaramo noch vor und setzten dieselben in Freiheit. Im übrigen beschränkte sich der Verfasser darauf, den Mahenge in ihrem Lande, wo sie ebenfalls zurückwichen, die einzig mögliche Strafe zu teil werden zu lassen, nämlich sie an Hab und Gut nach Kräften zu schädigen. Es wurden alle Ortschaften niedergebrannt, die überaus reichlich daselbst vorgefundenen Vorräte, soweit wir sie nicht ausbrauchen konnten, den Flammen preisgegeben, und die reichen, wohlbestellten Felle der Eingeborenen, soweit es in der kurzen Zeit möglich war, durch uns und die eingeborenen Hülfswölker, — welche besonders der Häuptling Kingo von Morogro und einzelne andere mächtige Häuptlinge in der Zahl von mehreren Hundert Mann der Expedition gestellt hatten, — verwüstet.

Diese grausame Art der Bestrafung ist bei eingeborenen Gegnern, die man auf andere Weise nicht fassen kann, leider notwendig, und sie ist den Eingeborenen auf die Dauer fühlbarer, als selbst erhebliche, ihnen im offenen Kampfe beigebachten Verluste an Menschenleben, die sie mit der Zeit viel eher verschmerzen. Aber auch der Vermögensverlust übt einen sehr lange anhaltenden Einfluß

bei einem so gewohnheitsmäßigen Räubergesindel, wie die Masiti sind, nicht aus. Es wurde daher vom Verfasser bereits als wirksames Mittel die Anlage einer Station in der Landschaft Kisaki vorgeschlagen, die jetzt in Angriff genommen ist.

Es sei hier bemerkt, daß vielleicht in späterer Zeit gerade das jetzt ver-rufene Masitiland für unsere Kolonie eine größere Rolle spielen wird. Wir haben im Kutuland einen der fruchtbarsten und bestbewässertsten Distrikte unseres Gebietes, der in jeder Hinsicht die reichsten Ernten liefert. Dann aber lehnen sich hier die Sedimentärformationen an den Gneis der Uruguruberge an. Dort ist nach dem Urteil des Herrn Dr. Vieder, der einen großen Teil der Gebiete Deutsch-Ostafrikas geologisch erforscht hat und den der Verfasser damals in Uruguru (Teil von Kutu, an das Masitiland grenzend) traf, das Vorkommen von nützlichen Mineralien im höchsten Grade wahrscheinlich, deren Transport zur Küste keine Schwierigkeiten machen würde. —

Von der Expedition nach Bagamoyo zurückgekehrt, erfuhr der Verfasser die Trauernachricht der Katastrophe in Uhehe. Abgesehen von einer nach der Katastrophe abgeforderten Rekognoszierungs-Expedition nach Mpuapua unter Lieutenant Prince fanden keine weiteren Expeditionen der Schutztruppe ins Innere im Bezirk von Bagamoyo und den weiter südlichen Bezirken statt, im Hinterland von Tanga dagegen wurde das Einschreiten des Bezirkshauptmanns Krenzler durch eine unter den Wadigo vorgekommene Erhebung notwendig.

Gerade der Umstand, daß unter einem bisher so wenig kriegerischen, geradezu für erbärmlich geltenden Stamme, wie die Wadigo, eine Erhebung gegen die deutsche Herrschaft vorgekommen war, war kein günstiges Zeichen und machte schleuniges Einschreiten notwendig. Die erste zu diesem Zweck vom Bezirkshauptmann Krenzler unternommene Expedition verlief ungünstig, da sich die Expedition wieder nach der Station Tanga zurückziehen mußte. Eine zweite stärkere, ebenfalls von dem bald darauf am perniziösen Fieber verstorbenen, um die Ent-wicklung von Tanga hoch verdienten Hauptmann Krenzler geführte Expedition bewirkte die Wiederunterwerfung der Wadigo.

Anderer Kämpfe hatte am Kilima-Ndscharo der dortige Reichskommissar zur Verfügung des Gouverneurs, Dr. Karl Peters, der als Wirkungskreis das Kilima-Ndscharo-Gebiet erhalten hatte, zu bestehen. Nachdem Peters zunächst die Station Mochi mit der 9. Kompagnie der Schutztruppe unter Kompagnieführer Johannes erreicht hatte, ging er von dort aus weiter nach Osten, um hier eine neue nach seiner Ansicht notwendige Stations-Anlage zu schaffen. Hierfür wurde Marangu, der Sitz des unbedeutenden Sultans Mareale, ausgesucht und der daselbst von Peters gegründeten Station der Name Kilima-Ndscharo-Station beigelegt. Bei einer von dort mit einem Teil der Besatzungs-Kompagnie gegen die Warombo unternommenen Expedition fiel der Sergeant Schubert von der Schutztruppe, doch gelang es Peters, den Stamm, der sich nicht unterwerfen wollte, zu strafen und unter die deutsche Herrschaft zu bringen. — In späterer Zeit fand Dr. Peters Verwendung als deutscher Kommissar bei der an unserer nördlichen Grenze vorgenommenen Grenzregulierung gegen das englische Gebiet.

Nach der Katastrophe in Uhehe und der Rückkehr der Reste der Expedition unter Lettenborn war durch die großen Verluste der Schutztruppe eine vorläufige Umänderung in der Organisation derselben geboten. Auf telegraphischem Wege gelangte eine allerhöchste Kabinetts-Ordre nach Ost-Afrika, nach welcher der Gouverneur zugleich das Kommando der Schutztruppe bis auf weiteres übernehmen sollte. Da der Gouverneur jedoch nicht selbst Offizier war und daher eines sachkundigen Beistandes bedurfte, wählte er hierzu den Verfasser, der als militärischer Beirat nach Dar-es-Salam überzusiedeln hatte. Die Maßregeln, welche vom Gouverneur teils mit, teils ohne Einverständnis mit dem militärischen Beirat getroffen wurden, sind mehr innerer Natur und bereiteten die spätere Änderung in der Organisation der Truppe vor. In der äußeren Organisation wurden — abgesehen von einer durch den Verfasser vorbereiteten Umgestaltung der Expeditions-Artillerie, die dann wieder fallen gelassen wurde — die Reste der 6., 7. und 9. Kompagnie mit denen der 5., 8. und 10. vereinigt, so daß die Schutztruppe nur noch 7 Kompagnieen aufzuweisen hatte, die durch Rekrutierung zu ergänzen waren. Diese Ergänzung wurde noch besonders nötig, da auch ein Teil der alten sudanesischen Soldaten sich entweder nicht mehr als dienstfähig erwies, oder die Erlaubnis zur Rückkehr nach Egypten erbat, und da auch die Zulus erklärten, nach Ablauf ihres dreijährigen Kontrakt-Verhältnisses nicht mehr im Dienst bleiben zu wollen.

Die Neuerergänzungen sind von Major v. Wischmann in Egypten und Kompagnieführer von Perbandt um Massaua herum, endlich im Gebiet der Zulus von Inghambane aus vorgenommen worden, aber man erhielt nicht die erwünschte Zahl, da die Rekrutierung bei den Zulus, auf deren Gelingen man bestimmt gerechnet hatte, vollkommen scheiterte. Die Zulus, wird ferner gesagt, würden sich entschieden weigern, über ihre Verpflichtung hinaus in der Schutztruppe zu verbleiben; es thut daher auf das dringendste not, sich nach anderem Material umzusehen.

Sehr zu wünschen wäre die endliche definitive Herbeiführung einer Organisation der Artillerie, so zwar, daß unsere hiesigen Feldgeschütze als Positionsgeschütze auf den Küstenstationen, die 4,7 cm für die Stationen des Innern, und 3,7 cm und Magazin-Guns für die Expeditions-Artillerie dienen. Vor der Hand hat man darin noch gar keine Organisation.

Der älteste Offizier der Kaiserlichen Schutztruppe, der des öfteren in den früheren Kapiteln erwähnt worden ist, zuletzt als Stellvertreter des Kaiserlichen Reichskommissars, Dr. Karl Wilhelm Schmidt, hatte die Oberführerstelle in der Truppe, d. i. die zweite Stabsoffizierstelle erhalten. Man hatte in der Truppe geglaubt, daß entweder der Oberführer, dessen Rückkehr nach längerem Urlaub in Deutschland im Oktober vorigen Jahres erfolgte, zum Kommandeur der Kaiserlichen Schutztruppe ernannt werden, oder daß ein hierzu geeigneter deutscher Stabsoffizier als Kommandeur herausgesandt werden würde. Das letztere wäre wohl möglich gewesen, da die Stelle des Kommandeurs der Schutztruppe eigentlich der Hauptsache nach eine Verwaltungs-Stellung ist und ihm die Fürsorge für das Offizier-Korps obliegt. Andererseits konnte sich ja zur Ausübung des praktisch-afrikanischen Dienstes der Kommandeur an die erfahrenen Wischmannschen

Offiziere halten. Die Herausendung eines Stabsoffiziers hätte also, wenn man dem Dr. Schmidt trotz seiner zweifellos auch großen militärischen Verdienste — wir erwähnen bloß die Gefangennahme Buschiris, — das Kommando der Schutztruppe etwa prinzipiell nicht übertragen wollte, eine Enttäuschung im Offizierkorps nicht veranlaßt. Die Stelle des Verfassers als militärischer Beirat des Gouverneurs war von vornherein eine durchaus unhaltbare, da derselbe zwar mit dem Kommando der Schutztruppe im Namen des Gouverneurs beauftragt war, er der Anciennität nach aber im Offizierkorps der Schutztruppe erst der viertälteste Offizier war. Dazu kam noch die Verschiedenartigkeit der Ansichten des Gouverneurs und des Verfassers. Der zwischen beiden hervortretende prinzipielle Gegensatz veranlaßte denn auch bald eine Änderung, sodaß nach einem zwischen Dar-es-Salam und Berlin gepflogenen Depechenwechsel der Kommandant des Kreuzers „Schwalbe“, Korvettenkapitän Rüdiger, von dem Kommando der „Schwalbe“ entbunden und zum Stellvertreter des Gouverneurs ernannt wurde. Von diesem erhielt Rüdiger insbeson dere auch seine, des Gouverneurs, Vertretung im Kommando der Schutztruppe, und die Geschäfte wurden vom Verfasser dem Herrn Kapitän Rüdiger übergeben. Rüdiger war zwar in afrikanischen Festlandsangelegenheiten gänzlich unerfahren, brachte aber ein großes Interesse unserer Kolonie entgegen und hat sich mit größtem Eifer seinem neuen Amt gewidmet.

Der Verfasser, der als Beirat mit dem Gouverneur nur dann ersprießlich wirken konnte, wenn Übereinstimmung in den Ansichten herrschte, kehrte zunächst als Bezirkshauptmann nach Bagamoyo zurück, aber sein Gesundheitszustand, besonders die seit der letzten Expedition immer wiederkehrenden heftigen Erkrankungen an Malaria boten neben den inneren Gründen die äußere Veranlassung für eine zweimonatliche Beurlaubung nach Egypten zur Erholung. Dort angekommen, wurde dem Verfasser nach dem Tode Gravenreuths in Kamerun die Übernahme der Gravenreuthschen Expedition telegraphisch angeboten. Er nahm dieselbe an und wurde telegraphisch nach Berlin befohlen. Hier machten jedoch wiederum Gesundheitsrückichten seine Abreise nach Kamerun unmöglich, sodaß der ebenfalls nach Deutschland beurlaubte Kompanieführer Ramsay die Führung der Expedition erhielt, während der Verfasser im Februar 1892 nach Ablauf seines Kommandos bei der Schutztruppe auf den beim Reichskanzler eingebrachten Antrag des Gouverneurs aus der Schutztruppe ausschied.

Das letzte Jahr riß auch außerdem große Lücken in den Reihen der früheren Offiziere Wischmanns; von den im Frühjahr 1889 herausgegangenen Offizieren gehören zur Zeit nur noch folgende Herren der Schutztruppe an:

Führ. v. Eberstein, Leue, Johannes, von Verbandt, von Sivers (dieser war als Fachmann unter Wischmann stets nur zur See verwandt worden); von den später eingetretenen Offizieren der früheren Wischmannschen Schutztruppe sind noch im Verbands der Kaiserlichen Schutztruppe die Herren Fischer, Langheld, Herrmann, Scherner, Podlech, von Olpons, Prince. Von den Ressortchefs ist einer an der Spitze seines Ressorts verblieben, Dr. Becker, der Chef des Sanitätswesens in Ostafrika.

Die Oberführerstelle in der Kaiserlichen Schutztruppe ist in neuerer Zeit auf den seit einem Jahr in Ostafrika an anderer Stelle thätig gewesenen Major Führ. v. Manteuffel übergegangen. Es mögen noch die Veränderungen in der Organisation der Schutztruppe Erwähnung finden, welche innerhalb der letzten Zeit stattgefunden haben und mit dem 1. März in Kraft traten. Die Kaiserliche Schutztruppe wurde in die eigentliche Schutztruppe und eine Polizeitruppe geteilt, von denen die erstere zur Besetzung der Stationen im Inneren und zur Begründung neuer Stationen, ferner zu Expeditionszwecken, die letztere zur Besetzung und Aufrechterhaltung der Ordnung an der Küste dient. Der Etat für die Kaiserliche Schutztruppe bezog sich nicht auf diese allein, sondern auch auf die Polizeitruppe, einschließlich des europäischen Personals derselben, soweit dies aus der Kaiserlichen Schutztruppe entnommen war. Die Stärke der Polizeitruppe, deren Mannschaften aus der Kaiserlichen Schutztruppe entnommen wurden, betrug 405 Mann, die sich auf die Bezirke nunmehr in folgender Weise verteilten: Bezirksamt Tanga mit dem Bezirks-Nebenamt Pangani 100 Mann; Bagamoyo, dessen Nebenamt Sadani in gleicher Weise wie im Süden Mikindani vom Gouverneur aufgehoben und in eine einfache Zollstation verwandelt war, 95., Dar-es-Salam 45; Kilwa 85; Ngau 80 Mann.

Die den Bezirksämtern vorstehenden Bezirkshauptleute und der Vorsteher des Nebenamtes Pangani sollten ursprünglich aus dem Offizierstande der Kaiserlichen Schutztruppe entnommen werden und ebenso, wie die ihnen beigegebenen europäischen Unteroffiziere, als zur Übernahme einer Civilstelle abkommandierte Militärpersonen gelten. Sie sollten in disziplinarer Beziehung aus dem militärischen Befehlsbereich der Kaiserlichen Schutztruppe ausscheiden und allein dem Kaiserlichen Gouverneur unterstehen. Diese Anordnung ist zweifellos als ein Fortschritt zu bezeichnen, da hiermit der vorher erwähnte Mißstand der doppelten Unterordnung derselben Personen wenigstens in den meisten Beziehungen aufhört.

Für notwendige kriegerische Operationen an der Küste, für welche die Polizeitruppe zu schwach ist, wurden Bestimmungen über das Zusammenarbeiten der Kaiserlichen Schutztruppe und der Polizeitruppe getroffen. Aber gerade wegen der zur Zeit noch lange nicht genügenden Stabilität in den ostafrikanischen Verhältnissen, selbst an der Küste, erscheint dem Verfasser eine derartige Vermischung der civilen mit der militärischen Ordnung noch verfrüht. Gewiß würde eine rein militärische Organisation vorzuziehen sein, wie sie zu Wischmanns Zeiten bestand, wo allerdings nicht nur gediente Militärs, sondern auch örtlich erfahrene, brauchbare Personen als Offiziere, Unteroffiziere und Beamte in die Schutztruppe eingestellt wurden. Letzteres mag den für eine kaiserliche Truppe geltenden Normen widersprechen, aber es ist in Ostafrika, wo außergewöhnliche Verhältnisse herrschen, zur Zeit angebracht.

Die eigentliche Schutztruppe wurde durch die erwähnte Verfügung nach Ausscheidung der Polizeitruppe in 6 Kompanien eingeteilt, hierunter 2 Zulu-Kompanien (die Entlassung sämtlicher Zulus nach Ablauf ihres Kontraktes steht wohl nahe bevor) und 4 Sudanesen-Kompanien. In die letzteren wurden zum Teil auch eingeborene Soldaten mit eingestellt. Die erste dieser Sudanesen-

Kompanien dient für die Besatzung des Kilima-Ndscharo-Gebietes und der nördlichen Karawanenstraße bis Masinde. Diese Kompanie soll eine neue Station bei Gondja begründen, und das Gros derselben soll daselbst garnisoniert werden. Die zweite Kompanie hat ihren Stamm in Bagamoyo und giebt die Besatzung für Tabora und die Stationen am Viktoriasee ab. Die erwähnten Stationen des Innern sollten sich nebenbei durch Anwerbung von Eingeborenen verstärken. Die dritte Kompanie (Zulu-Kompanie) dient für die Besatzung der neu begründeten Station Kilossa und der Station Mpuapua mit dem Stabe in Kilossa; die vierte Kompanie (Sudanese-Kompanie) besetzt die neu begründete Station Kisaki; die fünfte Kompanie dient als Bereitschafts-Kompanie für den Süden mit dem Stabsquartier in Kilwa und einem Unteroffizierposten in Lindi; die sechste Kompanie (Zulu-Kompanie) als Bereitschafts-Kompanie im Norden mit dem Stabsquartier in Dar-es-Salam.

Ferner sind noch 50 Mann der Schutztruppe unter Lieutenant Graf von Hessenstein nach Ugogo abmarschirt, um dort am Sitz des Oberhäuptlings eine Station zu gründen; von Kilossa und Kisaki aus will man noch Nebenstationen begründen. Die Besetzung resp. die Neubesetzung von Stationen im Innern ist, zunächst im allgemeinen betrachtet, sehr erwünscht und trägt, wenn die Stationen stark besetzt sind, einem entschiedenen Bedürfnis Rechnung. Die Stationen sind an gerade für den Verkehr höchst wichtigen Plätzen angelegt und dienen, — aber immer unter der Voraussetzung, daß sie genügend stark sind — alsdann gegen die erfahrungsgemäß fast alljährlich wiederkehrenden kriegerischen Einfälle der Räuberstämme.

Trotzdem erscheint uns unter den bestehenden Verhältnissen diese Verteilung der Schutztruppe und die Begründung so vieler Stationen im Innern zur Zeit nicht angebracht; denn durch die Einrichtung eines Stationsgürtels im Innern ist allerdings der Lieblingsgedanke des Gouverneurs, die Schutztruppe nach Möglichkeit von sich zu entfernen, durchgeführt worden, aber man ist nicht mehr so wie früher in der Lage, ein starkes Expeditionskorps schnell zu formieren, um es an bedrohter Stelle einzusetzen.

Der Gouverneur von Soden ist der Ansicht, daß 4 Kompanien farbiger Soldaten, die auf einzelne Plätze des Innern verteilt sind, eine Macht darstellen, welche die über 90 deutsche Meilen lange Küste oder wenigstens deren nördliche Hälfte sichern kann. Die älteren Offiziere der Schutztruppe haben sich bewogen gefühlt, auf die Gefahr einer solchen Zersplitterung der Kräfte, wie sie das neue System mit sich brachte, hinzuweisen, doch ihre Bedenken sind ungehört geblieben; im Gegenteil, man dürfte es ihnen zum Teil vielleicht verargt haben und sie es haben empfinden lassen, daß sie als subalterne Offiziere ihre Überzeugung frei ausgesprochen haben, im Interesse einer Sache, für die sie Leben und Gesundheit einsetzten.

Bei der geringen Stärke der Besatzungen unserer neuangelegten Stationen reicht die Macht derselben, gerade wenn man den Charakter der Masiti- und Masai-Stämme in Rechnung zieht, nicht weit. Wenn wir Kisaki als Beispiel nehmen, so kann im günstigsten Falle durch diese Station die östlich gelegene Missionsstation Tununguo, auch allenfalls die Karawanenstraße am Gerengere

gesichert werden. Doch sind immerhin noch Einfälle der Masiti von der anderen Rufidji-Seite her ins südliche Usaramo möglich, von wo aus sie weiter nach der Küste hin vordringen können. Ähnlich liegen die Verhältnisse bei den anderen Stationen in Kilossa und am Kilima-Ndscharo, und dann ist, wenn Beunruhigungen an der Küste durch die erwähnten Stämme in größerem Maße stattfinden, das zur Verfügung stehende Expeditionskorps aus den beiden Bereitschafts-Kompanien unter Umständen viel zu schwach, um namentlich, wenn es sich um ein Eingreifen in entfernteren Gegenden handelt, mit Nachdruck aufzutreten; auch sind ja Niedergelagen im Innern gerade bei der schwachen Besatzung der Stationen nicht ausgeschlossen; und jede etwaige Niederlage erfordert einen ganz bedeutenden Mehraufwand an Kräften, um sie wieder wett zu machen. Das Zusammenbringen eines starken Expeditionskorps wird nach der jetzigen Disklokation der Schutztruppe ohne totale Entblühung der Küste und der erreichbaren Stationen nicht möglich sein.

Die neue Disklokation der Truppen hätte der Ansicht des Verfassers nach zur Vorbedingung eine Vermehrung der Schutztruppe um mehrere hundert Soldaten haben müssen; dann allerdings hätte man die Neuordnung mit Freuden als großen Fortschritt begrüßen können, wie ja auch — aber immer unter dieser Voraussetzung — von uns die Begründung mehrerer Stationen gewünscht worden war. In den Bestimmungen über die Polizeitruppe ist vorgesehen, daß die Bezirks-Hauptleute dem Etat an Offizieren der Kaiserlichen Schutztruppe entnommen werden sollen. In Wirklichkeit scheint indes der jetzige Gouverneur darnach zu streben, diese Posten allmählich mit Juristen zu besetzen. Darauf weist die Verwendung des Kanzlers als Bezirkshauptmann des durch seinen Handel und Verkehr wichtigsten Küstenplatzes Bagamoyo hin, ebenso die im letzten halben Jahr nach Ostafrika erfolgte Herausendung von Juristen. Eine solche Maßnahme kann dem Verfasser bei der wie gesagt noch nicht genügend erscheinenden Stabilität der Verhältnisse nur als unzeitgemäß erscheinen. Etwas anders ist es, wenn sich die eingeborene Bevölkerung etwas mehr an die seit vorigem Jahre erfolgte Neuordnung der Dinge in Ostafrika gewöhnt haben wird. Aber auch dann müssen die Juristen an Ort und Stelle praktischer erzogen werden, wie es bis jetzt geschieht, wo sie zum Teil mit ziemlich bedeutenden gesellschaftlichen Ansprüchen nach Ostafrika hinkommen und dort lediglich mit ihrer Kenntnis der Jurisprudenz und mit dem Strafgesetzbuch alle Schwierigkeiten bewältigen zu können glauben. Giebt man ihnen Gelegenheit, unter einem erfahrenen Stationschef in jeder Weise thätig zu sein und mit den Eingeborenen in Fühlung zu bleiben, überträgt man ihnen z. B. auf den großen Handelsplätzen, wie Bagamoyo, die Kontrolle bei den Karawanen, die bisher von vielen der Herren nur zum Zweck der Bereicherung ihrer ethnographischen Sammlungen betrachtet wurden und mit denen von einzelnen nur ein Verkehr vom Standpunkte der vornehmen Überlegenheit gepflogen wurde, so wird, wenn hierdurch die Neulinge Gelegenheit haben, auch die örtlichen Verhältnisse besser kennen zu lernen, die gewonnene Kenntnis der Volksanschauung im Verein mit ihrer Fachbildung sie zu äußerst wertvollen Beamten machen. Ähnliches ist, nebenbei bemerkt, über die Ausbildung der neu nach Ostafrika gesandten

Offiziere zu sagen. Je mehr dieser Gelegenheit geboten wird, möglichst mit der Bevölkerung dienstlich in Berührung zu kommen (Beiwohnen beim Schauri, Beaufsichtigung der Karawanen, Überwachung des Arbeitsdienstes, wie besonders Anlage neuer Stationen, Verkehr auf Expeditionen), besonders wenn sie selbst schaffend thätig sein können und nicht nur schablonenmäßig die Truppe in einer fertigen Station exerzieren, desto mehr werden sie nicht nur in militärischer Hinsicht, sondern auch im allgemeinen brauchbare Beamte werden, man kann sagen um so mehr, in je unfertigeren Verhältnissen sie in Ostafrika aufgewachsen sind.

Die übrigen im Laufe des vergangenen Jahres von Herrn von Soden getroffenen Maßnahmen beziehen sich zunächst auf die Verlegung des Schwerpunktes der Regierung von Bagamoyo nach Dar-es-Salam. Begründet war dies durch die äußerst ungünstige Rhebe von Bagamoyo, wo ein Anlaufen der Hauptdampfer ausgeschlossen war.

Es war in der letzten Zeit von Wisjmann das Auskunftsmittel gewählt worden, Bagamoyo als Hauptsitz des Kommissariats zu halten, dagegen Dar-es-Salam als Hauptdepot und als Hauptplatz für die Flottille zu belassen. Wisjmann selbst hatte deswegen den Schwerpunkt nach Bagamoyo verlegt, weil er, nachdem wir leider auf Sansibar verzichten mußten, von Bagamoyo aus noch am besten die Verhältnisse in der Hand behalten konnte. Hier laufen ja von den beiden großen Seen, vom Nyanza und dem Tanganjika, sowie aus dem Hinterlande unseres Gebietes alle Fäden zusammen, hier stand also der Reichskommissar persönlich mitten im gesamten afrikanischen Verkehr, wie er in gleichem Maße an keinem anderen Plage der gesamten Ostküste Afrikas stattfindet. Der Ansicht des Verfassers nach ist es notwendig, in Bagamoyo zu residieren, wenn man den Schwerpunkt seiner Aufgabe in der Kolonie selbst sucht.

Wenn man hingegen meint, der Verbindung nach Europa, dem Verkehr mit der deutschen vorgelegten Behörde die größere Rücksicht schuldig zu sein, dann ist allerdings wegen der regen Verbindung mit der Heimat Dar-es-Salam der rechte Platz, und liegt dann naturgemäß die Handhabung des Verkehrs mit dem Innern in den Händen des Bezirks-Hauptmannes von Bagamoyo. Daß nun gerade das letztere der Gouverneur nicht wünschte, sondern, daß er sich alle mögliche Mühe gab, den Verkehr nach Dar-es-Salam zu ziehen auf Kosten von Bagamoyo, um als äußerst rühriger, thätiger Mann, der er ist, selbst alles in die Hand zu bekommen, ist ja begreiflich, aber unpraktisch. Der innerafrikanische Verkehr kann nach Dar-es-Salam nur auf zweierlei Weise gezogen werden: entweder durch Einrichtung eines direkten Verkehrsweges von Dar-es-Salam bis weit ins Innere hinein, wie wir in einem der früheren Kapitel erwähnten, oder durch Gewalt. Ob letztere, selbst den Fall angenommen, daß wir immer in der Lage wären, sie faktisch anzuwenden zu können, ratsam ist und nicht vielleicht dazu dient, den Verkehr von unserer Küste überhaupt abzulenken, erscheint zum mindesten recht zweifelhaft.

Solche kleinen Abstecker, wie sie der Gouverneur z. B. voriges Jahr in das für den Verkehr höchst unbedeutende Msaramo mit seinen gerabezu erbärmlichen Bewohnern, den Wasaramo, gemacht hat, einige Meilen weit bis an den

Kingani, können hierfür nicht das geringste zutwege bringen. Sie geben nur falsche Vorstellungen in Europa, besonders wenn lange, im Mißverhältnis zur Wichtigkeit stehende Berichte darüber veröffentlicht werden, fördern den Verkehr jedoch nicht im mindesten. So lange die Zuder entweder in Bagamoyo, oder, wie es meistens der Fall ist, in Sansibar selbst den Handel mit den Karawanen in der Hand haben, sind die Leute auf Bagamoyo angewiesen, von wo aus die Verschiffung ihrer Waren auf der allerdings miserablen, aber für den Dhaul-Verkehr wegen der geringen Entfernung von Sansibar höchst bequemen Rhebe vorteilhaft ist.

Auch die in den letzten Monaten viel erwähnte, angeblich vom Gouverneur erst geschaffene Postverbindung von Dar-es-Salam nach dem Innern erweckt hier in der Heimat falsche Vorstellungen. Eine Postverbindung hat auch früher meistens, in den letzten Jahren immer, bestanden. Entweder die französische Mission zu Bagamoyo oder der Zuder Sewa Hadji beförderten die Postkassen in regelmäßigen Zeiträumen nach dem Innern, oder es war, wie in den letzten Jahren, Aufgabe des Bezirkshauptmannes von Bagamoyo, einen regelmäßigen Postverkehr aufrecht zu erhalten. Der letztere hatte hierzu in Bagamoyo die beste Gelegenheit, da eben hier, wie erwähnt, alle Karawanen hinkamen und so wie so ein lebhafter Verkehr zwischen diesem Küstenplatz und dem Innern bestand. Jetzt ist die Besorgung der Posten einer ziemlich neuen Firma in Dar-es-Salam übertragen. Aber die Angestellten dieser Firma haben nicht die Beziehungen zu den Leuten, wie sie z. B. die französische Mission und die dortigen Zuder, oder wie sie in erster Linie der Bezirkshauptmann von Bagamoyo hat. Es sind also in die Zuverlässigkeit dieser Art der Postverbindung starke Zweifel zu setzen. Der Umstand, daß die Briefträger uniformiert und so äußerlich kenntlich sein sollen, thut wenig zur Sache, ist unter Umständen sogar, wenn, wie häufig, im Innern nicht überall völlige Ruhe herrscht, nachteilig.

Besondere Erwähnung mag noch die rege, in Dar-es-Salam seit Einrichtung des Gouvernements naturgemäß entfaltete Bauthätigkeit finden, durch die, wie durch eine für diesen Platz vom Gouverneur vorgeschriebene Bauordnung Dar-es-Salam auch äußerlich ein gutes Aussehen erlangt hat. Man kann sagen, der Ort macht heute den Eindruck einer kleinen europäischen Villenstadt.

Auf eine Reihe von Erlassen des Kaiserlichen Gouverneurs muß fernerhin an dieser Stelle hingedeutet werden, welche den löblichen Zweck hatten, die Einnahmen der Kolonie zu vermehren. Neben der Übernahme des Polles, der aus den Händen der ostafrikanischen Gesellschaft an das Gouvernement überging, und der natürlich nach wie vor, da ja die Zuder, Araber und Eingeborenen daran gewöhnt sind, willig bezahlt wurde, den man sogar leicht, ohne auf großen Widerstand zu stoßen, zum Zwecke der Vermehrung der Einnahmen hätte erhöhen können, waren es Steuer-Verordnungen, die der Gouverneur im vorigen Jahre erließ. Diese Verordnungen, die in großer Eile den Organen des Gouverneurs an den verschiedenen Küstenplätzen zu publizieren befohlen wurde, zeigten sich als durchaus unangebracht. Sie riefen eine große Mißstimmung unter der davon betroffenen Bevölkerung hervor, weil sie neben einer zu großen, sehr

in die Augen fallenden Belastung einzelner Personen den bestehenden Verkehr in manchen Beziehungen bedeutend erschwerten.

Die Verordnungen bezogen sich auf die Ausschreibung einer Hafengebühr für Dhaus, auf Einführung einer nach dem Umsatz, nicht nach dem Ertrag berechneten Handelssteuer, einer Schankgebühr, welche letztere wir allerdings als vollkommen berechtigt anerkennen möchten, und einer Gebühr für das Schlagen von Bauhölzern. Da indes zum großen Teil diese Projekte als undurchführbar wieder fallen gelassen sind, so sei nicht weiter hierauf eingegangen. Bezüglich des Handels suchte uns der Kongostaat dadurch Konkurrenz zu machen, daß von seinen Beamten an unserer Westgrenze Zölle für die in unser Gebiet eingeführten Waren, besonders das Elfenbein, erhoben wurden. Dies machte sehr viel böses Blut bei den Arabern gegen den Kongostaat; die Araber zu Bagamoyo trugen ihre Beschwerden dem Verfasser vor, der, da dieselben ihm gegen internationale Abmachungen zu verstoßen schienen, sie weitergab; doch scheint darauf hin nichts weiter von unserer Seite erfolgt zu sein.

Die Bestrebungen des Gouverneurs zielen natürlich nur auf das Beste der Kolonie ab, es fehlt ihm aber nach der Ansicht des Verfassers die nötige Vorkenntnis der speziellen ostafrikanischen Verhältnisse.

Eine größere Rücksichtnahme auf die mächtigen, einflußreichen Faktoren in der Bevölkerung, wie die Araber, würden wir dringend wünschen, denn man kann sich, namentlich, wenn man nicht über einen großen Geldsack und über große Kräfte zu verfügen hat, nicht so ohne weiteres über sie hinwegsetzen, sondern muß mit ihnen, die Einfluß im Lande haben, wie mit den größeren mächtigen Häuptlingen und mit den kommerziellen Regenten, den Indern, rechnen. Der Handel ist ihnen nicht mit Redensarten zu entziehen (außer wenn man ihn überhaupt zurückbringen will) und man kann sich gerade, wie uns dies Wislmann gezeigt hat, durch solche Rücksichtnahme manche Opfer ersparen und viele Erfolge erringen. Daß der Gouverneur selbst bei den Machthabern des Landes, den Arabern und den Häuptlingen, gar nicht beliebt ist, muß sehr bedauert werden, denn nirgends kommt es so sehr wie in Afrika auf das Renommee der Persönlichkeit an.

Der Gouverneur selbst arbeitet mit ungeheurer Mühigkeit, aber allein, und weist jede Hülfe erfahrener Leute von der Hand, hält jede Beeinflussung durch solche mißtrauisch fern, und von den an Ort und Stelle erfahrenen Beamten holt Herr von Soden nur dann Rat ein, wenn er annimmt, daß die Ratschläge in seinem Sinne ausfallen; auch weiß er die wirklichen Kenner des Landes von den partiellen Kennern nicht zu unterscheiden; er, wie auch in Deutschland die Leute, scharren so oft alle, die längere Zeit in Ostafrika waren, betreffs ihrer Urteilsfähigkeit über einen Kamm. Es kann jedoch jemand lange Jahre an einem toten, vom großartigen afrikanischen Handel abgeschlossenen Küstenplatz, oder an einem fern den Hauptkarawanenstraßen gelegenen Platz im Lande gesehen haben, ohne in den Besitz einer Kenntnis der allgemeinen afrikanischen Verhältnisse gelangt zu sein. Solche Leute gehören zu den Theoretikern, die in ihrem Urteil erfahrungsmäßig fast stets von den Praktikern abweichen. —

Mannigfaltiges.

Kapitän Jacques, der Führer der belgischen Antisklaverei-Expedition am Tanganjika-See, hat an die Kongoregierung einen aus Albertville, 6. Juni 1892, datierten Bericht gesandt, in welchem er ein ergreifendes Bild von der Lage der an den Ufern des Sees wohnenden eingeborenen Bevölkerung entwirft. Fast ohne jede Verteidigung, werden diese Stämme ununterbrochen von den Razzias der arabischen Sklavenhändler heimgejacht. Die im Umkreise von Albertville wohnenden Eingeborenen haben sich unter den Schutz der Truppen des Kapitän Jacques gestellt und sind auf diese Weise vor den Sklavenjagden gesichert. Das Feld der Thätigkeit des Kapitän Jacques ist aber ein ungeheuer großes, und seine Mittel sind allzu beschränkt, umsomehr, da er auch den in jenen Gegenden ansässigen Europäern seinen Schutz und Beistand angebeihen lassen muß. So mußte er sich beispielsweise im vergangenen März nach dem Norden des Sees begeben, wo die Wangwanas sämtliche im Umkreise der Mission von Ribanga gelegenen Dörfer zerstört hatten und dann die Missionäre selbst bedrohten. Kapitän Jacques, der sich des öfteren durch den Augenschein von den durch die Sklavenjäger verübten Greuelthaten überzeugen konnte, erklärt in seinem Berichte an die Kongoregierung, daß die furchtbaren Schilderungen des Kardinals Lavignerie nur allzusehr der traurigen Wirklichkeit entsprechen. Voll größten Lobes äußert sich Kapitän Jacques über den Mut und die Ausdauer, womit die Missionäre ihre mühsame Arbeit erfüllen; wenn Marungu von der Zerstörung bewahrt wurde, welche die Sklavenjäger überall verbreiten, so habe man das nur den beständigen Anstrengungen der weißen Väter und des Kapitän Joubert zu danken. Kapitän Jacques schließt seinen Bericht mit der Aufforderung an die Kongoregierung, sie möge vor keinem Opfer zurückschrecken, um die unglücklichen, schwarzen Bevölkerungen vor den Grausamkeiten der Araber zu beschützen.

Der blutige Negerstaat Dahome scheint sein Ende erreicht zu haben. Der französische Oberst Dodds soll die Hauptstadt eingenommen und den König vertrieben haben. Oberst Dodds ist selbst ein Afrikaner, ein Farbiger, wenn auch kein Vollblut-Neger. Er ist am 8. Februar 1842 in Saint-Louis im Senegal als der Sohn eines Geschäftskreisenden geboren. Nach Vollendung seiner Studien im Lyzeum von Carcassonne trat Alfred Dodds am 10. November 1862 in die Militärschule in Saint-Cyr ein, welche er 1864 als Lieutenant der Marineinfanterie verließ. Beim Auslande auf Reunion 1868 that er sich durch seine Kaltblütigkeit hervor. Er erhielt bei dieser Gelegenheit eine schwere Stimmwunde. Auf Vorschlag des Kontre-Admirals Duperré, des Gouverneurs der Kolonie, wurde er am 25. Dezember 1869 zum Hauptmann befördert. Im Jahre 1870 wurde er bei Bazilles gefangen genommen. Es gelang ihm zu entkommen, worauf er für seine tapfere Haltung in der Loire-Armee das Kavaliertreuz der Ehrenlegion erhielt. Er ging zur Ostarmee über, wurde in der Schweiz gefangen gehalten, sodann wieder entlassen und machte mit der Armee von Versailles die zweite Belagerung von Paris mit. Nach Unterdrückung der Kommune kehrte er in die Kolonien zurück. Von 1871 bis 1877 blieb er im Senegal, ging dann nach Cochinchina, kehrte 1878 nach dem Senegal zurück, verblieb daselbst bis 1883 und wurde 1879 zum Bataillonschef, 1883 zum Oberstlieutenant ernannt.

Nach kurzem Aufenthalte in Frankreich wurde er nach Tonkin geschickt, wo er große Dienste leistete. Am 2. September 1887 ward er zum Oberst befördert und wenig Monate später mit dem Oberkommando der Truppen im Senegal betraut und am 30. April 1892 zum Oberkommandanten der französischen Truppen am Golfe von Benin ernannt.

Bei der Redaktion eingegangene milde Gaben.

1. Für den **Afrika-Verein**: Benef. Vorderr. in Eichendorf 10 M., Ung. in Münster i. W. 6 M. 50 Pfg., Heuberger, Benef., in München 12 M., Exp. Krid in Mauerberg 70 M. 65 Pfg. Zusammen 99 M. 15 Pfg.

2. Für die **Väter vom heil. Geiste**: F. S. Längst in Obergünzburg 6 M., N. N. Rosen in Düsseldorf 200 M., Uffelborn in Eufisheim für 4 Seelenmessen 6 M., Delan Schneider und Kaplan Ugeltinger in Stuttgart für 64 hl. Messen 64 M., Fr. Broich, Buscherhof, für 50 hl. Messen 50 M., N. E. in Andernach für ein Heidentind (Mädchen) in besonderer Meinung 21 M., Maria Kern in Brohl für eine hl. Messe in besonderer Meinung 1 M., Theodor Kruse in Dortmund 1 M., aus der Pfarrei Zimmendorf für 60 Seelenmessen 75 M., Exp. Krid in Mauerberg für 4 hl. Messen 5 M., derselbe 3 hl. Messen mit je 2 Pat. nost. 4 M. 35 Pfg., Pfarrer Agay in Wistfeld für 37 hl. Messen in der Int. d. Geb. 40 M. Zusammen 473 M. 35 Pfg.

3. Für die **Weißen Väter**: N. N. Rosen in Düsseldorf 200 M., ein Abonnent in Hildesheim für 1 hl. Messe zu Ehren des hl. Aloysius um Fortschritt im Studium 2 M., Fr. Broich, Buscherhof, für Bischof Hirth 20 M. Zusammen 222 M.

4. Für **St. Ottilien**: N. N. Rosen in Düsseldorf 200 M., Pfarrer Kaspar in Leupolz 2 M. Zusammen 202 M.

5. Für die **Herz-Jesu-Kirche in Sukka**: F. B. Mayer in Freiburg i. B. 20 M., Geroe in Elberfeld 6 M., Exp. Krid in Mauerberg 50 M. Zusammen 76 Mark.

Briefkasten der Redaktion.

B. A.: Ich konnte für diesmal nur den ersten Teil Ihres Briefes verwerten, den Rest spare ich für nächstes Heft auf. — Nach **Westpreußen**: 4 Mark erhalten. Wir bemerken aber nochmals, daß über jede einzelne Gabe, welche der Kongregation der Pallottiner direkt zugeht, in „Gott will es“ nicht quittiert werden kann. — Die **Postabonnenten** erinnern wir an baldige Erneuerung des Abonnements.

(Schluß der Redaktion am 25. November.)

Kardinal Lavigerie †.

Soeben bringt der Telegraph aus dem fernen Afrika die schmerzliche Kunde, daß Kardinal Lavigerie, der unermüdete Vorkämpfer für das große Werk der Antislaverei-Bewegung und der Christianisierung des dunklen Erdteiles, in der Nacht vom 25. zum 26. November gestorben sei. Ausführliche Mitteilungen über die letzten Lebensstunden dieses wahrhaft großen Mannes, dessen unerwartet schnell eingetretener Tod in der ganzen Welt aufrichtige Trauer erregt, werden die Leser des „Gott will es“ im nächsten Heft erfahren.

Verantwortlicher Redakteur: W. Helmes in Münster i. W. — Druck und Verlag von A. Riffarth in M. Gladbach.

Gott will es!



St. Eugène in Algier, 26. November 1892.

Heute Morgen 1 Uhr starb unerwartet schnell an einer Gehirn-Kongestion der Kardinal der heil. römischen Kirche, Primas von Afrika, Erzbischof von Karthago und Algier,

Carl Martialis Allemand Lavigerie.

R. I. P.

* * *

Diese Trauernachricht kam gerade an, als das letzte Heft bereits im Drucke war; wir mußten uns dort auf die kurze Meldung beschränken und holen heute das Versäumte nach.

Tief erschüttert stehen wir an der Waise eines großen Mannes, eines guten Hirten, eines der bedeutendsten Kirchenfürsten unseres Jahrhunderts. Seine Verdienste in das gebührende Licht zu stellen, an diese Ausgabe wagen wir uns nicht heran, aber einige Zeilen frommen und ehrenden Gedächtnisses wollen wir dem in Gott Ruhenden nicht versagen.

Carl Lavigerie wurde am 31. Oktober 1825 in Bayonne in Frankreich geboren. Der Knabe wuchs auf als ein echtes Kind seines Volkes, der frommen Gebirgsbewohner der Pyrenäen, denen auch der hl. Vinzenz von Paula entstammt. Schon in frühester Zeit ergab er sich mit Vorliebe dem Studium der heil. Schrift und seine Gedanken verweilten mit Vorliebe bei den Völkern des Altertums. Seine ersten Studien machte er im Knabenseminar von Larressore; mit 15 Jahren sandte man ihn nach Paris in die Studienanstalt von St. Nicolaus des Champs,

wo er unter die vorzügliche Leitung des nachmaligen berühmten Bischofs Dupanloup, welcher dort Studiendirektor war, gestellt wurde. Dann folgten die höheren Studien in der Karmeliter-Schule, wo der junge Lavigerie sich besonders durch seine Vorliebe für asiatische Sprachen und für die Geschichte der asiatischen Völker auszeichnete.

Im Jahre 1847 bestand er die Prüfung als Lizentiat der Theologie. Im selben Jahre lehrte er an der französischen Universität der Sorbonne Kirchengeschichte und wurde eines der Mitglieder des Werkes der orientalischen Schulen. Hier arbeitete er vereint mit bedeutenden Männern, wie Montalembert, Ozanam, de Vogüé, Admiral Mathieu u. s. w., mit glühendem Eifer an dem apostolischen Werke, auf welches noch heute Frankreich stolz ist. Seine freie Zeit benutzte er, um durch Frankreich zu reisen, Kanzeln und Tribünen zu besteigen und mit flammender Begeisterung Teilnehmer und Mittel für das Werk zu gewinnen. 1849 empfing er die hl. Priesterweihe, behielt aber sein Lehramt an der Sorbonne noch bei. Als 1859 in Damaskus die große Christenmexerei stattgefunden hatte, war es der junge Professor Lavigerie, der nach Asien entsandt wurde, um den Nothleidenden Hilfe zu bringen. Mit 2 Millionen Franken schiffte er sich in Beirut ein, und nicht eher kehrte er zurück, als bis er eine Anzahl französischer Schulen und Missionen in Asien errichtet hatte.

Jetzt wurde er als Auditor an die Rota nach Rom berufen, in ein Amt, welches ihm Gelegenheit bot, sich reiche diplomatische Kenntnisse zu erwerben. Die Verdienste Lavigerie's waren aber der französischen kaiserlichen Regierung nicht unbekannt geblieben, und als der bischöfliche Stuhl von Nancy erledigt war, war es Lavigerie, den die Regierung in Rom in Vorschlag brachte. Pius IX. vollzog die Ernennung. Aber kaum einige Jahre sollte der neue Oberhirt seiner Diözese vorstehen. Gott hatte ihn für Bedeutenderes bestimmt. Als 1867 die Erzdiözese Algier errichtet wurde, erging an ihn der Ruf des damaligen Gouverneurs von Algier, des Marschalls Mac Mahon, nach Afrika zu kommen. Die Erzdiözese Algier bot nicht entfernt einen materiellen Ersatz für das Bistum Nancy, wofür letzteres zu den besten von Frankreich gezählt wird, aber der Bischof Lavigerie kannte keine Rücksichten auf seine eigene Person. „Wenn Sie glauben, daß es der Wille Gottes sei, so bin ich bereit,“ antwortete er, und so begann mit dem 12. Januar 1867 eine neue, aufreibende Thätigkeit für den nunmehrigen Erzbischof, aber gleichzeitig auch ein neuer Zeitabschnitt für Afrika.

Bald nach seiner Ankunft in Afrika fand der Erzbischof Gelegenheit, sich als der wahre, gute Hirt seines neuen Volkes zu zeigen. Eine schwere Hungersnot brach herein. Zu Tausenden starben die Eingeborenen, meist Araber, zu Tausenden irrten die Kinder elternlos umher. Lavigerie, dank seiner Popularität in Frankreich, schaffte enorme Summen herbei, überall bot er die rettende Hand, dem Christen wie

dem Diener des Propheten. Besonders war es die Jugend, der er sich annahm. Er errichtete mehrere große Anstalten, in welchen er die verlassenen Kinder unterbrachte und ihnen ein Vater wurde. Aber diese christliche Liebesthätigkeit verwickelte ihn bald in schwere Kämpfe mit der Regierung. Kaum war die Hungersnot vorüber, als die Verwandten der Kinder diese zurückforderten, um sie nicht als Christen erziehen zu lassen. Der Erzbischof aber dachte nicht daran, seine Schützlinge wieder dem muslimännischen Fanatismus preiszugeben, und selbst Mac Mahon konnte die von Paris erhaltenen, muhamedanerfreundlichen Befehle nicht durchsetzen. In einem geharnischten, öffentlichen Proteste wandte sich der Erzbischof an den Kaiser persönlich, und diese energische Sprache erregte in Frankreich solches Aufsehen, daß die Regierung nachgab und den Erzbischof nicht mehr störte.

Was Lavigerie für die französische Kolonie gethan hat, läßt sich nicht aufzählen. Nach allen Richtungen bereifte er das Land, überall half er, Kolonien und einzelne Ackerwirtschaften gründen, Kirchen und Schulen wuchsen aus dem Erdboden hervor. Ein französischer Deputierter stellte ihm in Paris das Zeugnis aus: der Erzbischof nütze Frankreichs Ansehen mehr, als ein ganzes Armeekorps. Dank hat ihm die französische Republik wenig gewußt; statt seine Unternehmungen zu fördern, beschneit sie sein Einkommen, sowie das seiner Anstalten. Leo XIII. dagegen ehrte den ausgezeichneten Mann im Jahre 1882 durch Verleihung des Kardinals-Purpurs.

Nach der Errichtung des französischen Protektorates über Tunis erweckte Papst Leo XIII. das Erzbistum Karthago zu neuem Dasein, weswegen der Cardinal seit dieser Zeit den Titel eines Primas von Afrika und Erzbischofs von Karthago und Algier führte. Lavigerie erbaute an der Stelle des alten Karthago die Metropolitankirche vom hl. Ludwig und rief außerdem in seinen beiden vereinigten Diözesen eine ganze Reihe kirchlicher Anstalten in's Leben. Zum Zwecke der Christianisierung von Zentralafrika gründete er schon zu Anfang seiner erzbischöflichen Thätigkeit die Kongregation der Missionäre von Algier, wegen ihrer Kleidung gewöhnlich „Weiße Väter“ genannt; diese Stiftung war sozusagen sein Augapfel. Die christliche Kultivierung der Sahara-Dasen suchte er in den letzten Jahren durch die Stiftung der Sahara-Brüder, eine weltliche, aber selbstverständlich auf religiöser Grundlage beruhende Genossenschaft, zu befördern. Der nun in Gott ruhende Kirchenfürst sah aber ein, daß eine notwendige Vorbedingung zur Erreichung seiner hehren Absichten die Ausrottung, beziehungsweise energische Bekämpfung des afrikanischen Sklavenhandels sei. Die von dem Verbliebenen zu diesem eminent christlichen Zwecke entwickelte Thätigkeit ist noch in frischem Andenken, und wenn auch naturgemäß noch lange nicht alles, so ist doch in dieser Beziehung schon viel erreicht. Obwohl körperlich fast entkräftet, schonte der ehrwürdige Greis seiner nicht, sondern durchreiste fast ganz Westeuropa, überall persönlich

die Interessen der armen Schwarzen vertretend. Daß zu so schönen Hoffnungen berechtigende Ausblühen der katholischen Mission in Uganda war die Freude seines Alerz. Man wird vielleicht nicht irre gehen, wenn man annimmt, daß die Nachricht von ihrer Zerstörung ihm das Herz gebrochen hat. Eine nur aus übernatürlichen Motiven erklärbare Selbstaufopferung und Selbstentäußerung, eine keine Grenzen kennende Hingabe an sein Hirtenamt, eine glühende Begeisterung für Gottes Ehre und das Heil der Seelen, eine fleckenlose Reinheit der Gesinnung und des Wandels zeichneten den Verstorbenen aus; mit einem Worte, mit Kardinal Lavigerie ist ein dem Worte und der That nach heiligmässiger Mann von uns geschieden. Das Streben, die armen Neger Afrikas aus ihrer körperlichen wie geistigen Sklaverei zu befreien, hat ihn ganz in Anspruch genommen, seine Kräfte aufgerieben. Es war ihm nicht vergönnt, dies Werk zu Ende zu führen, aber er hat es mit Ernst begonnen. Sein Verdienst ist es, daß die europäischen Mächte sich für Afrika interessieren, daß die Missionsthätigkeit einen neuen Aufschwung nimmt. Manches von dem Samen, den er ausgestreut, ist unter die Dornen gefallen, aber der größte Teil schießt üppig empor und wird mit Gottes Segen weiterwuchern. Und wenn dereinst einmal ganz Afrika dem Christentum erschlossen sein wird, wenn der Islam besiegt und der Götzendienst verschwunden sein wird, so wird das dankbare Negervolk jenes hehren Kirchenfürsten gedenken, der 25 Jahre seines Lebens ihm geweiht, der bei ihm ruht in der Kathedrale von Karthago. Wir aber, die wir uns an seinem Beispiele begeistert haben, wollen mit unseren schwachen Kräften sein Werk fortsetzen. Mag uns auch noch die eine oder die andere Enttäuschung bevorstehen, mag es manchmal scheinen, als ob das Unternehmen keine Fortschritte mache, endlich wird auch Afrika mit der übrigen Welt eine Heerde unter einem Hirten bilden müssen. Das Wort Christi bürgt uns dafür.

Afrikanische Häuptlinge.

(Von Kanonikus Joh. Michael Schmid in Frohnstetten bei Deggendorf, Niederbayern.)

In ganz Mittelafrika herrscht die despotische Gewalt der Häuptlinge, die ihren Thron einnehmen entweder kraft eines in den meisten Gebieten bestehenden bestimmten Erbfolgerechtes, oder auch in einzelnen Fällen als Erwählte des Volkes. Der Thronfolger ist in der Regel nicht der erstgeborene Sohn des Königs, sondern, wie z. B. in Uganda, einer seiner die meiste Macht in sich vereinigenden Brüder, oder noch öfter, wohl infolge der überall herrschenden Vielweiberei und der überaus lagen Begriffe von Ehe, der älteste Sohn der ältesten Schwester des Häuptlings, so in dem weiten Lundareiche und bei den Bewohnern des Landes Uemba in der Gegend des Nyassasees. Ist aber eine Erbfolge nicht möglich, so wird vom Volke ein neuer Häuptling gewählt.

Ein großes Gelage wird veranstaltet, und plötzlich stürzt sich die Versammlung auf den Mann der Wahl, der gebunden in die Versammlungshütte geführt, dort von seinen Banden befreit und zum Häuptling ausgerufen wird,*) wobei das Volk an dem reichlichen Genuße des Palmweines und an dem unvermeidlichen Tanze sich ergötzt. Es kommt nicht selten vor, daß man alle Bewohner eines Dorfes, besonders die männlichen, mit dem Häuptlinge in Palmwein betrunken antrifft; in diesem Zustande, bei manchen Häuptlingen der regelmässige, sind sie streitsüchtig, mit Mut erfüllt und gefährlich. Ebenso leidenschaftlich sind sie dem Tanze ergeben, der von den Klängen der Trommel begleitet wird; bei besonders festlichen Anlässen zeigt sich der Häuptling selbst als Solo- und Worttänzer, phantastisch geschmückt, inmitten seines zahlreich versammelten Volkes.

Der Häuptling herrscht absolut; er ist der Herr über Leben und Tod seiner Untergebenen; eine seiner Hauptorgen bildet die Einforderung des Tributes seiner Unterhäuptlinge. Jedes Dorf nämlich hat seinen besonderen Häuptling, der dem Oberhäuptling Tribut schuldet; fühlt sich nun ein Unterhäuptling mächtig genug, so verweigert er dem Oberhäuptling den Tribut, und die Folge ist eine jener so häufigen Fehden und Kriege, welche das Glück des Volkes vernichten; denn in solchen Kriegen werden die Hütten niedergebrannt, die Männer getötet, die Weiber und Kinder gefangen, die Felder verwüstet, und auch hier trifft zu der Wahrspruch des römischen Dichters: „Quidquid delirant roges, plebantur Achivi.“

Land und Leute gehören dem Häuptlinge; das Volk leistet ihm deshalb auch unbedingte Heeresfolge und hat eine abgöttische Verehrung vor ihm. Über manche der Häuptlinge haben sich schon zu ihren Lebzeiten förmliche Legenden gebildet, nach ihrem Tode aber kehrt ihr Geist auf die Erde zurück, und diesem Glauben verdankte es bekanntermaßen Herr von Wissmann schon bei seiner ersten Durchquerung Afrikas, daß er in Lubutu als der in der Gestalt eines weißen Mannes aus dem Reiche der Geister wieder zurückgekehrte frühere Häuptling Nabassubabu verehrt ward und als solcher ehrfurchtsvollste Aufnahme gefunden hatte.

Stirbt der Häuptling, so wird er bei einzelnen Stämmen nicht sogleich beerdigt, sondern sein Leichnam wird oft monatelang in der Hütte aufbewahrt und von seinen Weibern bewacht. Er wird erst zur Erde bestattet, wenn nur noch die Knochen übrig geblieben sind. Stirbt im Lande der Bakuba der Häuptling, so bleibt sein Leichnam drei Monate unbeerdigt, und während dieser Zeit werden täglich Sklaven und Verbrecher geopfert, desgleichen beim Tode von Verwandten desselben, wie Wissmann in seinem Buche: „Im Innern Afrikas“ S. 244, meldet, daß die also dem Tode Geweihten entweder mit Knütteln erschlagen, oder aufgehängt, oder mit dem Messer erstochen werden; ja, der Häuptling der Bakuba hatte die Bestimmung getroffen, daß alle jene seiner Unterthanen, welche sich gegen seine Person oder sein Besitztum irgendwie verkehrten, bei eintretenden Todesfällen in seiner Familie als Schlachtopfer

*) Wissmann: Zweite Durchquerung Afrikas, S. 216.

bestimmt sein sollten; inzwischen waren sie frei; bei Bedarf aber wurden sie plötzlich von den ausgesendeten Henkern überrascht und sofort getötet.*) Die Grabesstätten der Häuptlinge sind häufig von dichtem Walde umgeben; in die Erde eingegrabene Elefantenzähne und allerlei Fetische bezeichnen den unnahbaren Ort ihrer Ruhe.

Die Hütten des Häuptlings, häufig in der Mitte des Ortes erbaut, überragen die anderen Hütten meistens durch größeren Bau und sind mit Fetischen verziert. Die Häuptlinge tragen auch gewöhnlich ein äußeres Abzeichen ihrer Häuptlingswürde, entweder durch besonderen Haar- oder Kopfschmuck oder durch zahlreiche Kupfer- oder Messingringe an Hals-, Arm- und Fußgelenken, durch reich verzierte Waffen und Kaurimuscheln an den, gewöhnlich wie beim übrigen Volke ihre einzige Bekleidung bildenden Hüfttüchern, sowie durch die Farbe der letzteren. Ein besonderes Vorrecht des Häuptlings bildet die Alarmitrommel, mit welcher auf weite Fernen hin mit staunenswerter Sicherheit und Schnelligkeit alle bemerkenswerten Ereignisse, namentlich die Ankunft von Fremden, mittelst der Trommelsprache den Unterhäuptlingen und dem Volke mitgeteilt werden; auf die gleiche Weise wird die streitbare Kriegerschar auf das schnellste zum Sammelplatze gerufen.

Dem Häuptling naht das Volk mit größter Ehrerbietung, wie man überhaupt bei den Negern auf eine zeremonielle Begrüßung hohen Wert legt. Bei Seinesgleichen berührt der Neger, niederkauernd zur Erde, dann seine Brust mit den Handflächen und schlägt diese klatschend gegen einander. Die Begrüßten klatschen gleichfalls mehrmals in die Hände, zuerst laut, dann allmählich schwächer. Vor dem Häuptling aber beugt man sich nieder, bringt durch Drehung seine rechte Schulter mit der Erde in Berührung, küßt den Boden und legt seine Handfläche auf die Brust (Wißmann a. a. O. S. 195); Andere lassen auch noch die in die Hand genommene Erde niederfallen oder reiben damit die Brust, oder wälzen sich zum Zeichen größter Unterwürfigkeit im Staube und bedecken Brust und Rücken mit Erde.

Der Häuptling ist der höchste Richter im Lande, alle Streitigkeiten werden vor ihn gebracht und von ihm entschieden; neben ihm haben aber noch großen Einfluß die Mediziner und die Wahrsager oder Zauberer und Fetischdiener. Dem Fremden gegenüber sind die Häuptlinge alle Bettler; sie senden dem fremden Ankömmlinge in der Regel nur ihre Geschenke in der Erwartung von Gegenständen, denn von gieriger Habsucht sind sie alle erfüllt; die Unterhäuptlinge zahlen ihren Tribut, häufig nur nach mehrmaligem Drängen, in der Regel in Sklaven, Elfenbein und Lebensmitteln.

Zur Zeit, als Wißmann zweimal von West nach Ost Afrika durchquerte, waren mächtige Häuptlinge: der Kalamba in Lubutu, der Quata Jamwo im Lundareiche und der Lukengo im Lande der Bakuba; letzterer war einer der größten Elfenbeinhändler, denn alle Elefantenzähne seines Landes erklärte er als sein Eigentum, ähnlich wie der bekannte Tippu-Tipp von jedem in seinem

Wißmann: „Im Innern Afrikas“, S. 244.

Gebiete erlegten Elefanten den einen Zahn als sein Eigentum beanspruchte, während der andere zu einem von ihm bestimmten Preise verkauft werden mußte. Überall, wo nicht gerade Stammesfehde herrschte, zeigte sich das Volk glücklich und zufrieden; Wohlhabenheit, ja, Überfluß ohne Arbeit und Mühe herrschte in vielen Gegenden; daß die eingedrungenen Araberhorden aber vordem glückliche und paradiesische Gegenden in eine leere Wüste umgewandelt haben, ist bekannt, und noch ist im Innern keine Macht entstanden, die ihrem verbrecherischen Treiben Einhalt zu thun vermöchte.

Afrikanische Post.

Zanzibar, 20. Oktober 1892.

Unsere Mission von Salonga im Usagara stand hart vor dem Untergange. Am 15. Oktober schrieb uns P. Ledonné:

Die Wahehe haben einen Einfall in Nyumbo und Usagara gemacht. Bis Kondoa sind sie vorgebrungen, plündernd und brennend, alles ermordend und vernichtend, was sich auf ihrem Wege fand, gerade wie eine Wolke gefräßiger Heuschrecken. Der Chef von Kilossa, Lieutenant Brüning, der indische Angestellte von Sewa Hadschi, ein Grieche, Bana Hassani, Bana Sese, zwei der einflussreichsten Araber, und eine Anzahl kleiner Araber und Wanyamweisi, welche alle in Usagara lagerten, sind unter den Lanzenstichen der schrecklichen Wahehe gefallen.

Die Station Salonga und das ganze Land von Salonga bleiben verschont. Gott sei gedankt dafür! Die Wahehe haben es sich mit den Gefangenen und der Beute von Kondoa genug sein lassen. Aber neuer Einbruch steht zu fürchten, und vielleicht recht bald. Ermutigt durch den Sieg und angelockt durch den Reiz der Plünderung werden andere Mordbrennerbanden über Usagara herfallen.

Am 4. Oktober erhielten wir Kunde von der Ankunft der Wahehe in Nyumbo. Am 5. waren sie in Kutufutu und verbrannten die Dörfer von Mareta und Bana Salehe. In heilloser Flucht liefen die Bewohner von Kondoa und Nyumbo davon. Mehr als 200 Personen machten sich am letztgenannten Tage auf den Weg nach Udewa und Mrumi. Auch unsere Kinder wurden von Schrecken ergriffen; jene von Kondoa flüchteten sich zu uns.

Am Morgen des kritischen Tages noch machten die Araber sich lustig über die Wahehe. „Wir haben keine Furcht,“ sagten sie, „denn die Wahehes können höchstens aus dem Busch heraus Krieg führen.“— Und am Mittag war das Blutbad schon da.

In Kondoa lagerten mehr als 2000 Träger; die Araber hatten Gewehre und Munition verweigert, so daß sie wehrlos waren.

Schon war der Kampf im vollen Gange, als Lieutenant Brüning, Sergeant Köhler und 40 Soldaten ankamen. Brüning kämpfte wie ein Löwe, bis er keine Patronen mehr hatte. Die Wahehe waren zurück-

geworfen, da erschien eine neue Bande. Man mußte an den Rückzug denken, aber Herr Brüning, umringt von den Wahehe, verlassen von seinen Sulus, fiel unter ihren Lanzenstichen, und sein Körper wurde in die Luft gehoben, um den vor Freude trunkenen Wahehe den Anblick des toten, feindlichen Führers zu gewähren. Es heißt, daß auch der berühmte Siparamote gefallen sei.

Welch traurige Tage waren das! Unablässig kamen Banden von Flüchtigen an unserer Station vorbei, die uns alle die Ankunft der Wahehe für die nächste Stunde ankündigten. Wir befanden uns in fieberhafter Aufregung. Ich nährte indes immer die geheime Hoffnung, daß unsere liebe Frau von Lourdes und der hl. Josef, deren Statuen wir in unserer Kapelle aufgestellt hatten, uns beschützen würden.

Endlich, am Sonntag, 9. Oktober, um Mittag, kamen Florentin und Paul mit guter Botschaft an. „Der Krieg ist fort,“ sagte Florentin; „die Wahehe sind nach Mumbo zurückgegangen.“ Welch ein Alp fiel mir und meinen Mitbrüdern von der Seele! Mit welcher Dankbarkeit sanken wir vor dem Bilde unserer lieben Frau nieder und begrüßten sie als die Beschützerin unseres Hauses!

Am 11. ging ich nach Kondo, um zu sehen, was der Krieg angerichtet habe. Schon auf dem Wege dahin fand ich nicht weniger als zwanzig Leichen. Unsere Kapelle in Kondo war ganz verbrannt, das Haus der Patres und jenes von Jakob sind unversehrt geblieben mit vier anderen, aber jenes Abels und alle die umliegenden sind zerstört worden. Alfons, einer unserer Christen, hatte während des Kampfes die Kiste mit den Kirchengeräten im Gebüsch verborgen. Sie wurde von den Räubern gefunden und ausgeplündert. Nur den Kelch und das Meßbuch haben sie gelassen. Der Kelch wurde nicht entweiht, er blieb mit der Patene anscheinend unberührt. Ich danke dem lieben Gott dafür.

Als wir unsere Missionsstation besichtigt hatten, gingen wir zu dem Araberdorfe. Aber diese Pest und dieser schauerliche Anblick! Massenhaft lagen die Leichen umher, und Tausende von Geiern hatten sich darüber hergemacht.

Die Wahehe haben alle Dörfer bis zu Bana Madye verbrannt und über 2000 Traglasten fortgeschleppt.

Hierauf besuchten wir das deutsche Barackenlager. Eine Feuerbrunst, entfacht durch die Lampe eines schwarzen Soldatenweibes, hatte alles zerstört. Man sagt, die Soldaten hätten das Feuer absichtlich angelegt, denn sie fürchteten die Wahehes, und ihre Dienstverpflichtung lief eben ab. Etwa 40 Gewehre, die Lafette einer Kanone, Patronen, Schriftstücke, alles ist vernichtet. Es sind vielleicht noch 80 Patronen übrig. Der arme Herr Köhler war ganz in Verzweiflung. Einige Soldaten waren desertiert und die anderen wollen nicht bleiben. Aber Herr Köhler ist ein wackerer Unteroffizier, energisch und thätig; Herr Lieutenant Prince hält große Stücke auf ihn.

So ist die Lage in Maonga. Kondo zerstört, die Araber zerstreut oder tot, das deutsche Lager abgebrannt, die Soldaten aus Rand und Band, begierig, recht bald in ihre Heimat expediert zu werden. Ich hatte einen Maisvorrat bei Bana Madye, er ist verbrannt, einen andern bei den Mnyayanga, die flüchtenden Baniamwesi haben ihn mitgenommen. Wie soll ich nun meine 35 Kinder bis zur Ernte ernähren?

Ich habe an Herrn Lieutenant Prince geschrieben und ihn eingeladen, eine Expedition nach Usagara und Mumbo zu machen, damit die erschreckte Bevölkerung sich beruhige. Die Deutschen werden entweder einen solchen Streifzug machen oder eine starke Besatzung nach Kilossa legen müssen.

Wir vertrauen auf Gott, überzeugt, daß diese Prüfung zum Besten der Mission sein wird. Sobald der Friede wieder hergestellt ist, werden sich viele Leute von Kondo uns anschließen. Solche blutige Ereignisse stellen die Wohlthaten des Christentums in das hellste Licht, was auch den Negern nicht entgeht.“ —

Die Abgränzungs-Kommission hat ihre Arbeiten bis zum Zipe-See am 29. September vollendet. Der Engländer Smith wird Ende November nach Zanzibar zurückgekehrt sein, Dr. Peters ohne Zweifel mit ihm. Herr Eugen Wolff befindet sich auf der Reise nach Uganda.
P. A.

Nachschrift: Wie ich eben höre, hat der Herr Gouverneur 200 Mann nach Kilossa, Kisiki und Marari abgesandt, um den Wahehe Respekt beizubringen. Hoffentlich sind unsere Missionen dadurch gesichert.

Bukumbi, am Viktoria-See, 25. Septbr. 1892.

Ich will Ihnen eine Mitteilung von großer Tragweite machen. Es handelt sich um die geplante Entführung von zwei jungen Prinzen, Neffen und möglichen Thronfolgern von Muanga. Sie wurden vor drei Jahren von einem Christen zur katholischen Mission von Bukumbi gebracht, um sie der Grausamkeit Muangas zu entziehen. Dieser, bekanntlich ein Wüterich, wollte sie umbringen lassen, um ruhiger auf seinem Throne zu sitzen. Die beiden jungen Prinzen, jetzt 4 Jahre alt, wurden mit ihrer Mutter auf deren ausdrückliches Verlangen getauft.

Seit acht Monaten macht der englische Agent auf Betreiben des protestantischen ersten Ministers, welcher sowohl den Engländern, als dem Könige seine Befehle giebt, die verzweifeltsten Anstrengungen, um die beiden Kinder wieder nach Uganda zurückzubringen. Bereits wiederholt haben sie dazu die Hilfe des deutschen Offiziers von Bukoba angerufen, nachdem der zweimalige Versuch, sich der Kinder mit List zu bemächtigen, fehlgeschlagen war. Das letzte Mal habe ich dem deutschen Offi-

zier gegenüber ganz entschieden die Herausgabe der Kinder verweigert und ihm gesagt, nur der Gewalt werde ich weichen. Jetzt ist die Sache dem Gouverneur, Baron von Soden, vorgelegt worden, und man erwartet, daß dieser uns befehle, die Kinder herauszugeben. (Das wird der Gouverneur nicht thun, denn was geht die deutsche Regierung die Sache an? Wenn die Mutter der Kinder mit diesen nach Uganda zurückkehren will, so steht ihr das frei, aber die deutsche Regierung wird nicht so barbarisch sein, die arme Frau ihren Feinden in die Arme zu werfen, am allerwenigsten aus Liebedienerei gegen die Engländer. Die Red.)

Diese Prinzen können, wie die Dinge heute liegen, nicht nach Uganda zurückkehren. Zwei Gründe sind es besonders, welche mich veranlassen, ihre Auslieferung zu verweigern:

1) Ich bin verantwortlich für ihr Leben und für ihren Glauben. Beides ist bedroht, wenn sie nach Uganda zurückgehen. Muanga will sie töten, das ist für Niemanden ein Geheimnis. Der Katikroverlangt sie zu haben; um sie protestantisch zu erziehen. Die beiden Prinzen sind nämlich die einzigen thronberechtigten Abkömmlinge Mtesas, des Vaters Muangas, sobald die Protestanten die Kinder des muhamedanischen Mbogo, eines Bruders Mtesas, ausschließen. Man sagt, daß Mwanga keine Nachkommenschaft zu erwarten habe.

2) Die beiden Prinzen müssen in unseren Händen bleiben, im Interesse der Katholiken. Ohne sie werden nach menschlicher Berechnung die Katholiken verschwinden, mit ihnen können sie sich über Wasser halten. Das wissen die Protestanten sehr gut. Sie wissen, daß die Katholiken, wenn sie von den Protestanten zu ungerecht behandelt werden, eines Tages sich um einen der beiden königlichen Prinzen scharen und mit Erfolg um ihre Freiheit kämpfen können. In Uganda sind Prinzen von Geblüt geheiligte Personen; nimmt man den Katholiken diese beiden Prinzen, die ihren Mittelpunkt bilden, so kann man sie bei der ersten Gelegenheit vernichten. Uganda liegt noch zu tief in Anarchie, die Gewissensfreiheit ist noch zu wenig anerkannt, als daß wir daran denken dürften, uns ganz auf Gnade und Ungnade jenen Fanatikern zu ergeben, welche uns vor 6 Monaten so niederträchtig behandelt haben.

Deshalb müssen wir unsere Prinzen als den einzigen Schutz unseres Lebens und unserer Religion in unserer Mitte behalten.

Bischof Hirth.

Aus dem Sudan.

Soeben ist ein Werk erschienen*), das nicht verfehlt wird, das höchste Interesse der ganzen gebildeten Welt wachzurufen. Einer der unglücklichen Ge-

*) Aufstand und Reich des Mahdi im Sudan und meine zehnjährige Gefangenschaft dortselbst. Von Joseph Ehrwalder. Herausgegeben vom Zweigvereine der Leo-Gesellschaft für Tirol und Vorarlberg. Innsbruck, S. Schwida. — Preis 4 M.

fangenen des Mahdi, welcher nach zehnjähriger, schrecklicher Gefangenschaft durch eine glückliche Flucht seine Freiheit wiedergefunden hat, ist der apostolische Missionär Herr Joseph Ehrwalder. Er hat die Ereignisse, welche durch den Aufstand und die Siege des Mahdi den der europäischen Kultur schon erworbenen Sudan in die tiefste Barbarei zurückschleuderten, vom ersten Auftreten des Mahdi, bis zum November 1891, — wo es ihm gelang, die grausamen Fesseln der barbarischen Gefangenschaft abzuwerfen — mit der sorgsamsten Treue des Chronisten und mit der Autorität des Augen- und Ohrenzeugen in historischer Reihenfolge in diesem Buche geschildert. Das erste Mal erfahren wir nun Authentisches über jene Vorgänge im ägyptischen Sudan, welche Europa so lange in Atem gehalten haben, wofür das Interesse der gebildeten Welt in der aufregendsten Weise sich äußerte, als der gefeierte, heldenmüthige Gordon allein den Wogen des Fanatismus in Chartum trostete, bis er endlich, von seinen eigenen Landsleuten im Stiche gelassen, mit seinem Tode die Vernichtung des Prestiges Europas im Sudan besiegelte.

Das Werk bietet eine solche Fülle von neuen Nachrichten über die Person des Mahdi und die seines Nachfolgers, des Kalifen Abdullahi, die Gewalt der mahdistischen Bewegung, die Einrichtungen des mahdistischen Reiches, sowie über die Schicksale vieler Europäer, auf welche seinerzeit die Augen der Civilisirten gerichtet waren; es enthält so viele charakteristische Schilderungen der Tyrannei und Grausamkeiten der Herrscher dieses Reiches und der Völker, die ihnen folgten, daß es unmöglich ist, in einem kurzen Artikel davon auch nur eine Ahnung zu geben.

Wir heben daher jene Schilderung heraus, welche das Ereignis beschreibt, die das entscheidende in der ganzen mahdistischen Bewegung war, nämlich: Chartums Fall und Gordon's Tod.

Der Mahdi — so erzählt P. Ehrwalder, traf mit seinen Horden am 23. Oktober 1884 vor Omdurman ein. Im Süden dieses Ortes befand sich ein Fort, welches von der ägyptischen Garnison gehalten wurde. Im Angesichte desselben schlug der Mahdi sein Lager auf und begann sofort die Belagerung.

Chartum selbst war voll von Verrätern. Fast alle wichtigeren Persönlichkeiten hatten an den Mahdi Briefe geschrieben, ihren Glauben an ihn und ihre Unterwerfung anzeigend. Gordon war sozusagen allein in Mitte der Feinde. Was die Leute etwas zurückhielt, war der Gedanke an die Ankunft der Engländer. Gordon er fand jeden Tag neue Mittel, um die Leute glauben zu machen, daß die Befreier nahe wären. Mehrere Male schlug er Plakate, worin er deren Ankunft ankündigte, an die Mauern der Stadt. Doch nie wollte sein Versprechen sich bewahrheiten. Gordon hat Übermenschliches geleistet. Wie oft im Tage stand er auf der Terrasse seines Palastes und lugte nach Norden aus, ob er nicht irgend etwas entdecken könnte, was ihm die Annäherung der Retter anzeigte. Der Geldnot half er dadurch ab, daß er Bons ausgab.

Um die Leute in der Hoffnung auf die Ankunft der Engländer zu bestärken, mietete er alle schönen Häuser längs des Flusses, die Besseren mieteten ausziehen. Er wußte, daß die Engländer kommen mußten, aber wann? Die Zeit drängte. Immer wieder bestieg er die Terrasse und mit dem Fernrohr in der

Hand schaute er nach Norden, um vielleicht die so ersehnte englische Fahne entdecken zu können; doch stets stieg er die Treppe herab, ohne etwas erspäht zu haben. Die Soldaten hungerten und waren mutlos; der Feind frohlockte und freute sich schon im Voraus der reichen Beute, die Chartum bergen mußte. Von Buri bis Kalakla, bis zum weißen Flusse drängten sich in ununterbrochener Kette die Fogara; der Schall ihrer nach Hunderten zählenden Kriegstrommeln drang zu Gordon's Ohren. Feuerschünde drohten von drei Seiten. Von Osten her sandte Uad Giobara, der am rechten Ufer des blauen Flusses Stellung genommen hatte, seine Geschosse bis in den Palast Gordon's. Eine Kanonenkugel drang in die Mauer des Palastes; zur Erinnerung ließ Gordon die Jahreszahl oberhalb derselben schreiben. Gewiß war sich Gordon der großen Verantwortlichkeit bewußt, die auf ihm lastete; auch dies mußte seinen Geist quälen.

Die innere Lage der Stadt war verzweifelt. Die Betrügerereien, die im Sudan zur Gewohnheit geworden, mußten für Gordon die kritische Lage noch drückender machen. Die Beamten, welche Getreide und Zwieback überwachten, trieben alle möglichen Unterschleife und suchten Gordon zu täuschen. Gordon wußte, was um ihn vorging, war aber machtlos dagegen. Durch seine Großmuth gewann er aber aller Leute Herzen, und noch jezt ist sein Lob im Munde Aller, die ihn kannten.

Gordon schadete sich sehr durch seine unbedachte und übertriebene Menschlichkeit. Er war vor Allen verpflichtet, die Europäer, Christen und Ägypter zu retten, gegen welche sich vorzugsweise die Wuth des Mahdi richtete. An diese zu denken, war Gordon's erste Pflicht. Leider aber ließ Gordon seine Güte mißbrauchen.

Chartum war voll von Weibern und Kindern, deren Väter und Mütter in den Reihen des Mahdi standen und tagtäglich todtbringende Kugeln nach Chartum sandten. Auf solche Weise glaubten die schlauen Leute für alle Fälle gesichert zu sein: sollte der Mahdi siegen, so waren sie und zugleich ihre Habe und Angehörigen in Chartum gerettet; sollte Gordon siegen, so hatten sie in ihren Angehörigen Vermittler in Chartum, die den zur Verzeihung überhaupt leicht geneigten Gordon besänftigen würden. Gordon nun fütterte in seiner Großmuth die Angehörigen seiner Feinde. Wenn er durch diese Menschlichkeit Anhänger zu gewinnen hoffte, so täuschte er sich vollständig, denn seine Feinde lachten nur über seine Großmuth und legten sie als Schwäche aus. Bei den Sudanesen genießt nur der Achtung, der sich fürchten macht; nur Energie ringt diesen Barbaren Achtung ab. Jedem wird klar sein, daß die grausamen, heuchlerischen Mahdisten anders behandelt werden müssen, als die civilisirten Europäer.

Noch auf andere Weise schadete sich Gordon sehr, und ich glaube, daß gerade dieser Umstand nicht wenig zu seinem Untergange beigetragen hat. Es boten ihm nämlich Männer wie Lupton Bey, Slatin Bey Saleh und el-Mak und andere unter eigener Lebensgefahr ihre Dienste an; durch einiges Entgegenkommen hätte Gordon diese Tapferen, welche mit hartnäckiger Ausdauer ihre Provinzen verteidigt hatten, aus ihrer elenden Sklaverei retten und sich selbst nützen können. Diese Männer, welche die Macht und Schwächen des Mahdi, dessen Art und Weise der Kriegsführung aus eigener Anschauung genau kannten, hätten vielleicht das Ge-

schieß Chartums geändert. Sie waren im Lager des Mahdi als tüchtige Führer geschätzt und gefürchtet und wurden eben deshalb in Eisen geschmiedet, um ihnen jede Flucht unmöglich zu machen. Hätten sie den Boden Chartums erreicht, so wäre die Wirkung eine doppelte gewesen; eine niederschlagende im Lager des Mahdi und eine aufmunternde in Gordon's Lager. Aber Gordon würdigte diese Männer nicht einmal einer Antwort. Ist es möglich, daß er dieselben für Verräter hielt? So etwas läßt sich bei einem Europäer unmöglich vorraussetzen. Sowohl der Mahdi als seine Anhänger haben über die wahren Gesinnungen jener Männer nie gezweifelt und ihnen stets das größte Mißtrauen entgegengebracht; es schien ihm aber zu demütigend, Männer, welche regierungstreu und tapfer die ihnen anvertrauten Provinzen verteidigt hatten, ohne wichtigen Grund zu töten. Wie konnte also Gordon über die wahren Gesinnungen jener Männer Zweifel hegen?

Ich konnte nicht umhin, obige zwei Thatfachen hier zu erwähnen, da durch dieselben Gordon sich und seiner Sache zu sehr geschadet hat.

Während ist, wie Gordon die Treue der Griechen zu belohnen suchte. Er entwarf verschiedene Pläne, dieselben zu retten. Zuerst wollte er ihnen einen Dampfer zur Verfügung stellen, um sich auf dem weißen Flusse bis zu Emin Pascha durchzuschlagen. Damit aber Niemand Verdacht schöpfen könnte, sprach er seine Meinung in öffentlicher Versammlung aus und machte den Vorschlag, daß die Griechen, die größtenteils auf Zielen geboren wären und also Kenntniß von Wasser und Schiffen hätten, sich einen Dampfer nehmen und kleine Ausflüge auf dem weißen und blauen Flusse unternehmen sollten, um den Feind zu beobachten. Im Geheimen gab er ihnen aber zu verstehen, sie sollten sich stets bereit halten und, sobald sie sähen, daß Chartum verloren sei, den weißen Fluß aufwärts zu Emin fahren. Da aber dieser Plan den Griechen nicht gefiel, that Gordon noch mehr. Er suchte ihnen im Falle äußerster Gefahr die Flucht nach Norden zu ermöglichen. Zu diesem Zwecke hielt er für sie einen Dampfer am Ufer gerade vor seinem Palaste bereit und versah denselben mit Zwieback und allem Nötigen. Um ihnen zu ermöglichen, zur Nachtzeit ihre Familien im Dampfer unterzubringen, selbst zu übernachten und so stets zur Flucht bereit zu sein, ohne diese geheimen Maßregeln den übrigen Leuten zu verraten, sperzte er den Verkehr auf den zum blauen Flusse führenden Straßen und Wassen zur Nachtzeit ab, und übertrug den Griechen selbst die Bewachung derselben. Alles wäre gut ausgedacht; gewesen alles scheiterte aber an der Uneinigkeit der Griechen selbst und an dem Phlegma und der Kurzsichtigkeit ihres Consuls Nicola Leondivi. Noch am Sonntag Abends begab sich einer der angesehensten Griechen zum Consul Nicola und suchte ihn mit den beredtsten Worten zu bewegen, daß sie in jener Nacht auf dem Dampfer schlafen sollten. Der Consul antwortete, daß er keine große Gefahr sehe, die Soldaten seien stark genug, um noch einige Tage aushalten zu können. Kopfschüttelnd entfernte sich der Grieche vom Consul; sie hatten sich das letzte Mal gesehen.

Es war in der That die letzte Nacht von Chartum, die letzte von Gordon und Taufenden. Ruhig schliefen die Armen und träumten vielleicht vom Einzuge der Engländer, während die Mahdisten schon langsam gleich Schlangen an

den Wall krochen. Gordon mag kaum geschlafen haben. Schon seit zwei Tagen hatte er eine große Mühseligkeit im Lager des Feindes bemerkt: er hatte beobachtet, wie viele Kähne auf dem weißen und blauen Fluß hin- und herfuhrten. Der Mahdi mußte etwas Wichtiges im Schilde führen, er mußte einen Schlag vorbereiten. So war es. Der Mahdi hatte einen Sturm auf Chartum geplant. Er hatte Nachricht bekommen von der Niederlage der Seinigen bei Abu-Lialah und Abu-Kru, sowie über das Vorrücken der Engländer. Der Mahdi war völlig überzeugt, daß, wosfern die Engländer glücklich Chartum erreichen würden, daselbe für ihn verloren sei und er selbst im besten Falle wieder nach Kordofan zurückkehren müßte. In dieser Erwägung versuchte er einen Sturm. Gordon hoffte noch immer auf die Engländer, jeden Tag, jede Stunde können sie kommen, um das ihm anvertraute Volk zu retten. Während Gordon berechnete, wie viele Tage und Stunden seine Landsleute noch ausbleiben könnten, schwangen seine Feinde bereits in ihren Händen die Lanzen, die ihn durchbohren sollten.

Nachdem der Mond untergegangen und die Dunkelheit eingetreten war, schlichen die Mahdisten im tiefsten Stillschweigen an den Wall heran, der Chartum im Süden schützte, und zwar gerade an jener Stelle, wo infolge Zurücktretens des weißen Flusses eine bedeutende Strecke offen war; diese Stelle war die schwächste des Walles, teilweise war gar kein Wall. Die Mahdisten hatten beschlossen, dort beim ersten Grauen des Tages den Angriff mit einem furchtbaren Geschrei zu eröffnen. An jener wunden Stelle befehligte Farag Pascha. Im Sudan jagt man allgemein, besonders jene, welche die Partei der Regierung halten, daß Farag Pascha Verrat geübt habe. Doch ist dies schwierig zu entscheiden. Von der anderen Partei, nämlich den Anhängern des Mahdi, wird jeder Verrat als ausgeschlossen erklärt; nach ihren Aussagen wäre Chartum mit Gewalt genommen worden. Eine solche Behauptung erklärt sich auch völlig von ihrem Standpunkte aus; denn sicher würde es dem Mahdi weniger Ehre machen, wenn er durch Verrat in den Besitz von Chartum gelangt wäre. Wie dem auch sei, jedenfalls ist es sehr zu beklagen, daß der Wall an der defekten Stelle nicht ausgebessert wurde. Die Schuld trifft aber nicht Gordon, er konnte in seiner verzweifelten Lage unmöglich überall gegenwärtig sein; es ist aber sehr zu bedauern, daß er nicht einige europäische Offiziere bei sich hatte, auf die er sich verlassen konnte. Abgesehen von jener defekten Stelle am weißen Flusse, war der Graben so tief und der Wall so hoch, daß es sehr schwierig, ja fast unmöglich gewesen wäre, dieselben zu überschreiten.

Nachdem die Anfar die Walllinie überschritten hatten, lief ein Teil derselben an der Innenseite des Walles entlang und meißelte die dort stehenden Soldaten nieder, während der übrige Teil nach der Stadt stürmte. Durch ungeheures Geschrei, Getöse und Gewehrfeuer wurden die Bewohner der Stadt aus dem Morgenschlaf aufgeschreckt. Jeder beeilte sich, von seinem Lager zu springen, wohl ahnend, was vorgefallen war. Ähnlich einem sein Bett durchbrechenden Strome ergoß sich die Schar der Mahdisten, wenigstens über 50 000 Mann zählend, über das verzweifelte Chartum, das etwa 40 000 Einwohner und von den, zu Anfang der Belagerung 9000 Mann zählenden Truppen noch

5000 Mann barg. Das Alarmgeschrei der fanatischen Horden war: „Kenisa-Seraia“, „die Kirche der katholischen Mission und Gordon's Palast“; hier und dort, glaubte man, müßten die Schätze aufgespeichert sein.

Die Horde, welche nach dem Palaste Gordon's stürmte, überschwebte den schönen Garten und drang in das Haus ein, um unter fürchterlichem Wutgeschrei Gordon aufzufuchen. Doch Gordon selbst kam ihnen entgegen. Während die Feinde die Treppe hinaufstürmten, kam Gordon dieselbe herunter und suchte die Wütenden mit friedlichen Worten zu beruhigen. Aber die Anstürmenden verstanden nicht oder wollten nicht verstehen, und der erste derselben stieß mit fürchterlicher Wucht eine große Lanze in Gordon's Leib, woraus dieser auf sein Gesicht die Stiege abwärts fiel. Alsdann durchbohrte man ihn noch mit mehreren Lanzen, um sich an seinem Blute zu sättigen, und zuletzt hieb man ihm den Kopf ab. So endete der tapfere Verteidiger von Chartum.

Gordon's Haupt wurde in Omdurman auf dem Markte an einem Pfahle aufgehängt, wo sich die wilde Menge damit ergötzte, daselbe zu beschimpfen...

Bekehrung Idigo's, des Häuptlings der Aguleri. (Westafrika.)

Vor ungefähr drei Jahren schickte ein hervorragender Häuptling, namens Idigo, vom Stamm der hier Aguleri genannten Ibo, an mich eine Botschaft mit der Bitte, doch seinen Stamm die Religion und die Sitte der Dibo (Zivilisierten) zu lehren. Da wir uns damals zu Onitscha noch nicht vollständig eingerichtet hatten, so konnten wir zu unserem großen Leidwesen seinem dringenden Verlangen nicht entsprechen. Ich vergaß aber die Bitte des Häuptlings keineswegs, und um nun zu wissen, ob er beharrlich geblieben sei, schickte ich im Februar 1890 den P. Bubendorf zu ihm. Derselbe wurde sehr gut aufgenommen; der gute Häuptling gab ihm sogar seinen Sohn mit für unsere Schule zu Onitscha. Bei einem weiteren Besuche, ein paar Wochen später, bekam der Pater noch vier andere Kinder und wurde dringend gebeten, doch bald mit der Missionsthätigkeit zu beginnen.

Ich entschloß mich nun, selbst den Häuptling aufzusuchen, um über seine Gesinnung in's Klare zu kommen und zugleich einen passenden Platz für die beabsichtigte Missionsgründung auszusuchen. Am 27. Mai 1890 schiffte ich mich mit fünf Ruderern auf unserem Kahn ein. Mich begleitete ein 31-jähriger, vom Protestantismus übergetretener Familienvater und ein auf Kosten der Mission losgekaufter Jüngling, namens Franz, der mir bei der hl. Messe dienen sollte. Die Entfernung betrug 7 bis 8 Meilen. Unterwegs hatten wir nichts zu fürchten, als etwa nur ein Gewitter oder die hier sehr zahlreichen und mitunter sehr gefährlichen Flußperde.

Nähe am Abfahrtsplatz bildet der Niger einen Ellenbogen, und

gerade mitten in diesem Ellenbogen mündet in ihn ein Fluß, namens Amambra-Creek, der eine Länge von ungefähr 70 bis 80 englischen Meilen hat. Diesen Fluß mußte ich 20 Minuten hinauffahren.

Am linken Ufer dehnen sich weithin hohe, mit Graswuchs und Fruchtfeldern bedeckte Hügel aus. Das rechte Ufer ist ziemlich niedrig und steht während der Regenzeit teilweise unter Wasser. Aber namentlich im Gebiete der Aguleri liegt das Land hoch. Da giebt es Berge, die einen unbegrenzten Ausblick gewähren. Man überschaut den Lauf des Flusses in allen seinen Krümmungen, und zahlreiche Büsche an seinen Ufern lassen auf unbewohnte Dörfer schließen.



Cardinal Lavigne †.

Um 8 Uhr morgens von Onitscha abgefahren, kam ich nachmittags um 3 Uhr in Aguleribo an. In dieser Ortschaft hat eine englische Gesellschaft eine Faktorei (Handelsniederlassung) angelegt, und dort mußte ich aussteigen und nach dem vom Landungsplatz eine gute Meile entfernten Dorfe der Aguleri weiter gehen. Im Vorbeigehen begrüßte ich den Geschäftsführer des Hauses, und da in der Ferne ein Gewitter grollte, so schlug ich ohne Verzug

mit meinen Leuten den Weg nach dem Dorfe ein. Unterwegs bemerkte ich auf den Feldern viele Schwarze; bei unserem Anblick zuhren sie in die Höhe und gerieten so in Schrecken, daß sie unseren Gruß kaum zu erwidern vermochten. Jedenfalls war ihnen noch nicht oft ein von Kopf bis zu den Füßen schwarz gekleideter Weißer vorgekommen.

Bei unserer Ankunft in seinem Dorfe stellte sich Idiogo uns unverweilt vor und war überglücklich, mich kennen zu lernen. Auf

dem Kopfe trug er einen Kürassierhelm und um die Schultern zwei rote, zusammengenähte Decken. Gleich darauf ergriff er sein elfenbeinernes Horn, das kostbare Abzeichen seiner Würde, und verkündete durch Hineinblasen seinem Dorfe die Ankunft seines neuen Gastfreundes.



Premierlieutenant von Jelewski,
der am 17. August gefallene Kommandeur der Schutztruppe von
Deutsch-Ostafrika.

Dann bot er mir ein Huhn an und das unvermeidliche Cola, welche Frucht die Leute in der Gegend niemals einem Besuche darzureichen unterlassen.

Als er hörte, ich wolle einen Platz für den Bau der von ihm

ersehnten Mission aussuchen, wußte er sich vor Freude nicht zu fassen. Sein Entzücken war so groß, daß er sich vor seinen Götzenbildern niederwarf mit den Worten: „O meine Götter, ich danke Euch dafür, daß Ihr mir heute diesen Weissen geschickt habt, Ihr habt mir Glück und Frieden gebracht. Seid immer gut gegen mich“ u. s. w. Diese Dankesworte an die Götzen erfüllten mein Herz mit Bitterkeit. Mir war, als sähe ich den Bösen in eigener Person hohnlachend das Gebet entgegennehmen, und sich darüber freuen, daß der Priester des wahren Gottes in diesem Häuptling einen seiner großen und ergebenen Diener habe kennen lernen müssen. In diesem Momente faßte ich den festen Entschluß zum Kriege bis auf's Messer gegen den Fürsten der Finsternis, um ihm diese Seele zu entreißen, und hoffte zuversichtlich auf das Gelingen.

Bald strömten Neugierige in Menge herbei. Anfangs näherten sie sich mir ziemlich schüchtern und musterten mich von oben bis unten. Als ich beim Mittagessen mich meines Besteckes bediente, waren sie starr vor Verwunderung. Als ich dann nach aufgehobener Tafel meinen Zwickel auf die Nase setzte, wichen sie scheu zur Seite.

Am folgenden Morgen, den 28. Mai, stellte ich meinen Tragaltar unter einem wilden Feigenbaume auf, der die Gestalt eines Sonnenschirmes hatte und auf einem großen Marktplatz stand. Der kleine Franz diente mir bei der hl. Messe und der neubekehrte John Samuel betete laut mit meinen auf Matten knieenden Ruderern den Rosenkranz. Bald eilten zahlreiche Heiden, der Häuptling an der Spitze, herzu. Auf ein Zeichen von mir knieeten sie nieder und verblieben in dieser andächtigen Haltung bis zum Schluß, und beteten so wenigstens äußerlich das erhabene, ihrem Herzen noch unbekanntes Opferlamm an. Unserm Heiland bat ich, doch seinen reichsten Segen über diese armen Seelen auszugießen. Nach der hl. Messe hielt ich eine kurze Unterweisung ab, die mit größter Aufmerksamkeit angehört wurde. —

Eine Stunde später verließ ich das Dorf, um einen Platz für die zukünftige Station zu suchen. Nahe bei einem nicht weit davon fließenden Bache traf ich eine kleine Anhöhe, die mir allen Wünschen zu entsprechen schien. Das Grundstück liegt 5—6 Minuten vom Wasser entfernt. Wir können einen direkten Weg dahin anlegen, und am Rande des Baches sogar einen Gemüsegarten. Man befindet sich dort draußen vor dem Dorf und doch nahe genug bei den verschiedenen Vierteln desselben. Bei seiner Lage ist der Platz gesund und ermöglicht dem Auge den Blick in die Ferne. Nahe dabei steht ein kleines Gehölz, und zwar der „heilige Wald“ des Häuptlings und seiner Familie. Er tritt ihn uns teilweise ab und ich bekomme denselben noch ganz, wenn er erst seinen Götzen entsagt hat. P. Bubendorf hat schon Jagd auf Affen darin gemacht. Eine Viertelmeile davon liegt das umfangreiche Dorf der von den Aguleri unabhängigen Amueri.

Am folgenden 29. Mai las ich wieder die hl. Messe auf dem großen Plage, wozu sich die Heiden in beträchtlicher Anzahl einfanden. Wiederum richtete ich einige Worte an sie, und als ich andeuten ließ, man müsse während des Gebetes stille sein, griff der Häuptling in eigener Person ein und meinte, daß diejenigen, die nicht schweigen wollten, einfach fortbleiben möchten. —

Gleich bei unserer ersten Zusammenkunft hatte Idigo mir die Beobachtung aller meiner Vorschriften versprochen. Ich ließ ihm zwei Monate Zeit zum Überlegen und stellte ihn dann auf die Probe.

Sein Lehrtitel hatte ihm seinen Ruhm verschafft, und als solcher besaß er mehr als 50 Götzenbilder von jeder Gestalt, Größe und Macht. Nach seiner Meinung machten diese Götzen seine Stärke, und ich glaube auch, seinen Reichtum aus, da sie die Quelle aller seiner Einkünfte bildete. Ich machte ihm begreiflich, daß das Gesetz Gottes die Hausgötzen verbiete, und er deshalb die seinigen abzuthun habe. „Gut so,“ erwiderte er, „nehmen Sie sie weg, wenn es Ihnen beliebt.“ Selbstverständlich benutzte ich die Erlaubnis unverzüglich.

Als seine Familie und seine Landsleute das erfuhren, entstand gegen ihn allgemeine Entrüstung. Die übrigen Lehrer und Zauberer des Landes verkündeten, er werde binnen einem Jahre sterben. Die Propheten fielen täglich 'rein, das Jahr ging um und Idigo war noch nichts übles passiert. Gerade während dieser Frist erhielt er den höchsten Titel, den ein Aguleri überhaupt erlangen kann, und durch diesen war er hoch über die andern Häuptlinge emporgestiegen. Als sich dann die Aufregung gelegt hatte und man Idigo nach Wegschaffung der Götzenbilder gerade so glücklich wie vorher auch sah, da gesellten sich ihm an 15 Familien zu und ließen sich ebenfalls im Katechismus unterweisen. Alle heiligten den Sonntag und hielten Freitags die Abstinenz. Oft suchte ein Missionar sie auf, brachte ganze Wochen bei ihnen in einer kleinen Hütte zu, wo er sie unterrichtete und ihnen Mut einflößte gegen die ihnen zu Teil gewordenen Quälereien und Prüfungen aller Art. Eine gerade ausbrechende verheerende Kinderepidemie galt Vielen als ein durch den Zorn der verlassenen Götter verhängte Strafe. Aber Nichts vermochte den Mut unserer Neubekehrten zu erschüttern. Jetzt nach Verschwinden der Geißel, fällt es niemanden mehr ein, sie irgend wie zu beschuldigen.

Als Idigo nun sah, wie schwer ihm die Ausübung der wahren Religion mitten unter den Seinigen fallen würde, entschloß er sich, auf eine dreiviertel Stunden vom Dorfe entfernte, ihm zugehörige Hochfläche sich zurückzuziehen. Zugleich versprach er denjenigen, die Christen werden und ihm folgen wollten, Grundstücke. Angesichts eines solchen Entschlusses konnten wir unmöglich gleichgültig bleiben. Wir beschloßen also, die Bewegung nach Möglichkeit zu fördern, und hofften, mit der Zeit ein christliches Dorf zu bekommen.

Mit diesem Christendorfe haben wir nunmehr begonnen: Das

Gründungsdatum fällt auf den Tagstag Ibdigo's, den 3. Dezember 1891, das Fest des hl. Franz Xaver. Diesen denkwürdigen Tag werden wir nie vergessen!

Wir hatten einen kleinen Altar hergerichtet, und nach Kräften geschmückt. Auch hatten wir den Eingeborenen mitgeteilt, daß es ein Fest geben werde. Es kamen viele herzu. Als die Zeit zur feierlichen Handlung gekommen war, erklärte Ibdigo, er kenne numehr die wahre Religion; er verabschiede deshalb fünf seiner Frauen und behalte nur eine, mit der er sich in unauflöslicher Ehe verbinden wolle.

Und da die erste und oberste seiner Frauen sich dem Christentum wenig geneig zeigte, so wählte er nach meinem Räte diejenige zur Gattin, die das größte Verlangen nach dem Christentum an den Tag legte. Er ließ sie dann neben sich treten, hielt ihre Hand in der rechten und nahm so Alle zu Zeugen seines festen Willensentschlusses, von nun an nach den Vorschriften der christlichen Sittenlehre ehelich zu leben. Übrigens beantwortete er alle Fragen in dem festen und sicheren Tone eines wahrhaft überzeugten Mannes. Als ich ihm nach der Taufe das weiße Kleid der Neophyten anlegte, sah er fürwahr schön aus! Aus seinem ganz verklärten Antlitz strahlte die Freude seines Herzens, die da bewies, wie hoch er die eben empfangene Gnade schätzte. Von seinen Kindern empfingen sieben, darunter vier erwachsene, dieselbe Gnade zugleich mit ihm. Die Zeremonie war sehr feierlich. Zu derselben waren Mutter Maria-Claver und Schwester Charles, ferner P. Nehling und Fr. Hermas, außerdem mehrere Knaben und Mädchen, wie auch einige Christen aus Onitscha herübergekommen.

Augenblicklich sind unsere Katechumenen ebenfalls von den besten Gesinnungen durchdrungen. Sie beten andächtig und sehnen sich nach der hl. Taufe.

Übrigens berechtigen uns nicht allein die Aguleri zu den besten Hoffnungen. Es verlangen auch noch mehrere Stämme nach uns, so daß wir hoffentlich in einem Umkreise von drei Meilen noch viel Gutes wirken können. In einem Dorfe haben uns schon zwei Familien ihre Götzenbilder ausgeliefert und lassen sich unterweisen. In andern Dörfern verlangen bereits viele andere Familien nach uns. Von Onitscha aus konnten wir ihrem Verlangen nicht gut Folge leisten. Deshalb haben wir bei dem neuen Dorfe Ibdigo's eine Hütte erbaut, wohin sich von Zeit zu Zeit jemand von uns begiebt, und jenen frommen Seelen das Wort Gottes verkündet. Bald werden wir dort hoffentlich dauerhafte Gebäude zu beständiger Niederlassung errichten. Die vorläufig fertig gestellte Hütte mißt nur sechs Meter in der Länge und dient augenblicklich als Residenz und Kapelle.

Ibdigo wird uns eine bedeutende Stütze sein bei der Weiterführung unseres Vorhabens. Seine Bekehrung hat selbstverständlich großes Aufsehen erregt und ist augenblicklich das Hauptereignis für die Eingeborenen. Bei seinem großen Einfluß und seinem Eifer, Christum zu

bekennen, ist er uns ein nicht hoch genug zu schätzender Gehülfe, unter dessen Schutz wir in aller Sicherheit sogar dorthin vordringen können, wohin sich niemals ein Weißer ohne große Gefahr vorwagen dürfte.

Zum Ankauf von Sklavenkindern

Es ist ein weitverbreiteter Brauch in Deutschland, zur Befreiung resp. zum Kaufe eines Heidenkinds, das dann in der Taufe den Namen erhält, welchen der Wohlthäter angiebt, 21 M. zu spenden. Woher diese Tare stammt, ist uns unklar, ebenso wissen wir nicht, wer den Durchschnittspreis gerade auf 21 M. ausgerechnet hat. In manchen heidnischen Ländern, besonders in China und Indien, entledigen sich die Eltern oftmals sehr gern der Kinder, für ein Nichts geben sie dieselben her. Dort besteht aber auch nicht der Sklavenhandel, das Kind ist keine Ware. Anders in unseren afrikanischen Gebieten. Hat der Araber ein Kind monatelang durch die Sandwüsten geschleppt, und er bringt es glücklich zum Verkaufe, so weiß er, was er fordert; Preise von 200 M. für einen gesunden Knaben, von 500 M. für ein hübsch gewachsenes schwarzes Mädchen sind keine Seltenheit. Sehr selten wird der Missionar in der Lage sein, für 50 Mark ein Kind zu erhalten. Hat er aber so ein unglückliches Wesen der Freiheit zurückgegeben, so muß er es ernähren und kleiden, er muß sogar oft weite Reisen unternehmen, um überhaupt Kinder zu erhalten; er muß auch seine Mission zur Unterbringung der Befreiten und zu ihrer Pflege einrichten können. Da wollen 21 und selbst 50 Mark nicht viel besagen.

Der Unterhalt der Kinder ist eigentlich das, um was wir bitten möchten, mehr als um den Loskauf. Aus der vom hl. Vater angeordneten hl. Dreikönigs-Collekte werden den afrikanischen Missionen bedeutende Summen zugewiesen. Diese Summen sind aber ausdrücklich bestimmt „zum Loskauf von Sklaven.“ Wenn aber die Mission keine Gebäude hat zur Unterbringung, wenn sie kein Geld hat zur Ernährung, so kann sie auch nicht daran denken, Sklaven anzukaufen. Es ist uns bekannt, daß die Gelder aus der letzten Collekte noch nicht überall verwendet werden konnten, aus dem angeführten Grunde.

Wir bitten deshalb alle unsere Leser, welche auf die Patenschaft bei einem Kinde Anspruch machen, ihren Beitrag in der Meinung zu geben, daß der Missionsoberer darüber nach bestem Ermessen verfügen darf, sei es zum Ankaufe, sei es zur Ernährung oder Unterbringung des Kindes. Man schreibe also einfach: „Pathegeschenk für ein Kind, zu taufen auf den Namen Walter, oder wie das Kind heißen soll. Wer später gern etwas über sein Pathechen erfahren möchte, thut auch gut, demselben seinen eigenen Familiennamen zu geben, dann sind die Kinder leichter aufzufinden.“

Von der St. Benediktus-Missions-Genossenschaft.

I.

Mutterhaus St. Ottilien, Post Türkenfeld.

An das Zentralkomitée des Afrikaverains deutsch. Katholiken.

Sehr geehrte Herren!

Wenn auch ein stilles Wirken und ein Opferleben, das Gott allein bekannt ist, unserm Benediktiner-Charakter besser zu entsprechen scheinen möchte, als eine Veröffentlichung dessen, was man um des Namens Christi willen thut und leidet, so drängt mich doch wieder einerseits die große Pflicht der Dankbarkeit gegenüber dem edlen Vereine, dessen Gaben uns das apostolische Wirken ermöglichen, und andererseits unsere apostolische Armut, welche diese frommen Spenden auch noch künftig nicht entbehren könnte, daß ich mir erlaube, auch diesmal unsere Berichte einzusenden.

In der ostafrikanischen Präsektur unseres Ordens schien mit dem rasch aufeinanderfolgenden Tode der tüchtigsten Missionäre und Missionärschwestern, worunter der drei ersten Obern (P. Bonifazius, P. Franziskus und Schwester Agnes), auf einige Zeit ein Stillstand eintreten zu müssen, da die Priester u., welche in die Bresche traten, erst die Sprache lernen mußten. Auch war es nötig, vor allem das Augenmerk und die Thätigkeit auf Herstellung gesunder Wohnungsverhältnisse zu richten, und viele, große Gebäude zu bauen, tiefe Brunnen zu graben und dergl.

Die Missionäre, und an ihrer Spitze besonders die neuen Obern, bekamen den strikten Befehl, sich nicht vom Feuereifer des Berufes gleich ihren bereuigten Vorgängern schon vor ihrer Akklimatisation zu aufreibender Thätigkeit hinreißen zu lassen, sondern, um nachher um so mehr wirken zu können, sollen sie sich im ersten Jahre auf den Ausbau der bisherigen Gründungen und auf die Missionsthätigkeit in Dar-es-Salaam beschränken.

Ich kann nun dem Zentralkomitée des Afrikaverains mit Dank gegen Gott die erfreuliche Mitteilung machen, daß unsere Missionäre und Missionärschwestern sich gut akklimatisieren, die Krankheitserscheinungen sich ganz bedeutend vermindert haben und seit einem halben Jahre kein Todesfall mehr vorgekommen ist. Man kann also einer neuen, energischen Entfaltung der Missionsthätigkeit entgegensehen. Aber es ist bei all der anbefohlenen Schonung gleichwohl kein Stillstand eingetreten. Die junge Christengemeinde zu Dar-es-Salaam hat sich von Januar bis Juni durch das Sakrament der Taufe um 23 Seelen der Eingeborenen vermehrt und die Zahl der Katechumenen um ca. 40, vorzüglich durch befreite junge Sklaven. Hiezu tritt noch die Seelsorge der eingewanderten Europäer und Indier, und die Krankenpflege, welche Tausenden zu Teil geworden ist.

Die Hoffnung der Missionen beruht in erster Linie auf der Blüte der Mutterhäuser in Europa. Es ist eigentümlich, daß so viele aus dem Volke diese Wahrheit verkennen und, anstatt das Mutterhaus in Stand zu setzen, möglichst viele Missionäre auszubilden und auszusenden, alle Almosen nur direkt den Missionen selbst zugewendet wissen wollen. Dies bewirkte, daß wir in St. Ottilien das im vorigen Jahre begonnene neue Missionshaus nicht ganz vollenden konnten, obschon die Hälfte oder $\frac{2}{3}$ der Arbeiten von uns selbst gethan werden, und daß wir in den letzten Monaten keine Freiplätze mehr an arme, wenn auch talentvolle Jüglinge verleihen konnten. Es thut mir jedesmal weh, wenn ich der Armut wegen solche abweisen muß. Es ist mir dies in den letzten drei Monaten 25 Mal vorgekommen! Aber Gottes Schutz und Segen ist dennoch anbetungswürdig. Wie ist es möglich, denke ich oft, daß ich über 200 erwachsene Mitglieder und Kandidaten und dazu noch eine Anzahl studierender Knaben ernähren und kleiden und ihnen überdies noch geräumige Wohnungen errichten kann! Wie gut ist doch Gott! Wie dankbar müssen wir seinen Dienern und Freunden sein, welche uns, die wir für die Seelen, die armen Schwarzen in Afrika, gern unsere Gesundheit, unsere Kräfte, unser Leben dahingeben, mit den unentbehrlichen Mitteln unterstützen.

Was das Mutterhaus anbelangt, so ist gleichfalls ein sehr erfreulicher Zuwachs zu verzeichnen. Zur Probe wurden zugelassen (vom Frühjahr bis Herbst) 32 Kandidaten, und 6 Kandidaten eingekleidet, 20 Novizen und 18 Novizinnen, Profess (mit zeitweiligen Gelübden) legten 16 Missionäre und 7 Missionärschwestern ab. Besonders hat sich die Zahl der Studierenden vermehrt, wovon die jüngeren von 5 Professoren (Priestern) in den Humaniora unterrichtet werden. Für die Studierenden der Philosophie und Theologie bietet unser Scholastikat zu Dillingen nicht mehr Raum genug, so daß eine Erweiterung nötig wird.

P. Andreas Amrhein,
Generaloberer der St. Benediktus-Genossenschaft.

II.

Dar-es-Salaam, August 1892.

Summarischer Bericht der seelsorglichen Thätigkeit
der katholischen Mission O. S. B. zu Dar-es-Salaam (Deutsch-
Ostafrika).

(Januar bis Juni 1892.)

I. Taufen.

- Am 2. Januar wurde ein sterbendes, kleines Kind in der Stadt von Br. Michael getauft, das am folgenden Tage starb.

2. R. P. Xaver taufte ein aus Lindi überwiesenes Sklaventkind auf den Namen Kaspar, — starb am 13. Juni.
3. 22. Februar erhielt ein aus Lindi gekauftes Kind den Namen Maria Kabutu, welches am Tage der Taufe starb. Minister dieser und aller folgenden Tausen war P. Dominikus.
4. 22. März erhielt Josef Songolo, sterbendes Heidentkind aus dem Stamme der Gao, das Kleid der Unschuld als Sterbekleid.
5. 27. März war die erste Taufe eines von christlichen Eltern (Johannes und Maria) unserer Präfektur geborenen Kindleins, dem die Eltern den Namen der verstorbenen Schw. Oberin Agnes wählten.
9. 1. April wurde ein Sklaventkind aus Lindi, Theresia Tamaru, getauft, welches am 14. Juni starb.
7. 12. April wurde der Knabe Xaver Nzee aus dem Stamme der Gao sub conditione (si vivis) getauft; er schien noch 10 Minuten nachher zu leben.

Am Osterfesttage, den 16. April, wurden nach vorheriger Prüfung folgende 8 Mädchen feierlich getauft:

8. Magdalena Ukumitumba
9. Katharina Nfengwate
10. Scholastika Banga
11. Philomena Kabutu
12. Rosa Kabutu
13. Margaretha Gunia
14. Elisabeth Ukulaiti
15. Agnes Kifuela

sämtlich im Vorjahre zu Lindi oder Kilwa losgekaupte Sklaventkinder aus dem Stamme der Gao.

16. Lucia Djuzi, eine aus Bagamoyo im Februar befreite Sklavin von etwa 14 Jahren, erhielt am 28. April, kurz vor ihrem Tode die hl. Taufe.
17. Philipp) 2 kleine Knaben, ersterer im Dezember aus Kilwa geschickt, letzterer von seiner Mutter, die ihn lossein wollte, gebracht, — wurden am
18. Jakob) 1. Mai getauft.
19. Creszentia Tumuleo, ein großes Mädchen, war von einem Deutschen hier losgekauft und bei seiner Abreise uns überwiesen. Sie erkrankte an Rippenfellentzündung und erhielt kurz vor ihrem Tode die hl. Taufe.
20. Agathon Adjemai, in Lindi losgekauft, starb am 22. Juni;
21. Barbara, die hier in Dar-es-Salaam für 45 R. (ca. 70 Mart) und
22. Christina Chibrana, die in Lindi losgekauft worden war. Letztere beiden erhielten sich wieder.
23. Am 19. Juni erhielt Josef Kathita die Nottaufe, da er seiner Entkräftung zu erliegen schien, doch ging es so wieder besser.

II. Beerdigungen.

Auf dem katholischen Friedhofe zu Dar-es-Salaam fanden ihre letzte Ruhestätte in der ersten Hälfte des Jahres 1892.

1. 2. Januar das von Br. Michael getaufte kleine Kind.
2. 9. Januar Klara Bithamini, Frau des Paulus, (unser erstes, christliches Ehepaar.

3. 21. Januar Michael Kaschorola, ein in Lindi gekauftes Sklaventkind.
4. 22. Februar Maria Kabutu, ein in Lindi gekauftes Sklaventkind.
5. 13. März Wilhelm de Souza, aus St. Goa, ohne priesterlichen Beistand im protestantischen Hospitale gestorben.
6. 22. März Josef Songolo, in Lindi gekauftes Sklaventkind.
7. 7. April J. Schmiedl aus Deutschland, 50 Jahre alt, bewusstlos mit der hl. Ölung versehen, am Fieber gestorben.
8. 12. April Xaver Nzee, in Kilwa losgekauftes Sklaventkind.
9. 13. April Schw. M. Winfrida Wellmeyer, O. S. B.
10. 28. April Lucia Djuzi, in Bagamoyo befreite Sklavin.
11. 5. Mai F. Ferdinando aus St. Goa, bewusstlos im Fieber mit der hl. Ölung versehen im eigenen Hause.
12. 21. Mai Katharina Mendano, mit ihrer Mutter losgekauft, etwa 1 Jahr alt, verstorben.
13. 8. Juni Theresia, in Moto am Nusu losgekauft.
14. 13. Juni Kaspar, vom Chef aus Lindi uns überwiesen. Dysenterie.
15. 14. Juni Theresia Tamani, in Lindi losgekauft. Dysenterie.
16. 15. Juni Krescentia Tumaleo, No. 19 der Taufliste.
17. 22. Juni Agathon Adjemai, No. 20 der Taufliste. Auszehrung.
18. 27. Juni Josef Colas, ein Goanese, nach 3tägigem Fieber in seiner Wohnung mit allen hl. Sakramenten versehen.
19. 27. Juni. Am gleichen Tage wurde nach bezirksamtlicher, oberrichterlicher Genehmigung das Grab eines deutschen Katholiken, Namens Rienhausen, (der eines Tages uns besuchte und nach einem Monate wieder kommen wollte, um den Abt Franz aus Delenberg, der in Marianhill Visitation gehalten hatte und Dar-es-Salaam besuchen wollte, bei uns wieder anzutreffen,) welcher bewusstlos am 30. April hier angekommen und in das prot. Spital gebracht, nach einem Tage gestorben, und auf dem staatlichen Friedhofe begraben worden war, kirchlich eingeseget.

Nach obiger Aufzählung fanden in diesem Halbjahre 18 Christen auf dem katholischen Friedhofe ihre letzte Ruhe. R. I. P.

Von diesen 23 Tausen waren 8 Nottausen, 15 wurden in ordentlicher Weise in der Kirche vorgenommen, davon 8 am Charlamstage nach dem Ritus für Erwachsene, wobei die Fragen zum besseren Verständnis der Katechumenen in der Landessprache gestellt und beantwortet wurden.

Von den Getauften waren 19 von der Mission losgekaupte Heidentkinder, während 2 uns überwiesene Sklaventkinder, eines ein Kind heidnischer Eltern der Stadt, eines Kind christlicher Eltern der Mission waren.

Neun der Getauften starben kurz nach Empfang der hl. Taufe und dürften somit gleich zur beseligenden Anschauung Gottes gelangt sein, wohin diese Glücklichen uns und allen Wohlthätern den Zugang erbitten mögen.

Diözesan-Verein Paderborn.

Im Monat November sind eingegangen aus: Bigge 30 M., — Paderborn 1 M., — Hemer 3 M., — Welba 90 M., — Arnsberg 260 M., — Bausenhagen 109 M., — Schönholthausen 20 M., — Bigge 40 M. Zusammen 553 M. Paderborn, den 1. Dezember 1892.

Der Schatzmeister: gez. F. Dike, Prokurator.

Bei der Expedition eingegangene milde Gaben.

1. Für den Afrika-Verein: F. Küppers, Lehrer in Willich, und A. Küppers, Lehrer in Sehne, 2 M. als Mitgliedsbeiträge, B. W. M. 600 M. für 599 Messen ad int. dantis für die verstorbene Adelh. Menke (und verstorbene Angehörige) und 1 hl. Messe ad int. dantis in der Meinung des Mehbindnisses, für 2 hl. Messen für M. M. R. bestimmte Meinung aus Obersorpe 2 M., für 1 hl. Messe für die Armeseele D. D. in Oberkirchen 1 M., 1 hl. Messe zur hl. Mutter Gottes 1 M., 1 Messe für die arme Seele E. S. in Westfeld 1 M., 1 hl. Messe für abgestorbene Eltern Ch. St. in Holtensen 1 M., 2 hl. Messen um eine glückliche Sterbestunde Ca. M. in Niedersorpe 2 M. J. Bergmann, Kaplan in Holtwick, 21 M. zum Loskauf eines Heidentodes, J. C. B. 15 M., dafür 10 hl. Messen für eine Verstorbene und 3 hl. Messen für die armen Seelen im Gefegfeuer, S. Neumann in Bochum 2 M., um Heilung der kranken Gattin zu erlangen, Jakob Krebsbach in Adams, Minn. Amerika, 50 M., dafür hl. Messen zu Ehren der schmerzhaften Muttergottes nach der Meinung von M. Krebsbach, 5 hl. Messen für den verstorbenen Arn. Krebsbach nach der Meinung von Jak. und Barbara Krebsbach, Frau Michels in Gemünd 1 M. für 1 hl. Messe in der Meinung des Jungelstätter Mehbindnisses; Franz Schulte in Herne 3 M. 50 Pfg. für 2 hl. Messen für ein Anliegen; J. C. C. für 20 hl. Messen 30 M. für eine Verstorbene, Dr. Viedtke, Bischöfl. Sekretär in Frauenburg 259 M. 40 Pfg. für die Regemissionen gesammelt von der Expedition der „Ermländer Zeitung“ in Braunsberg, aus Obersorpe 7 M. für 6 hl. Messen zur bestimmten Meinung, 6 M. für 4 hl. Messen für abgestorbene Wohltäter der Gemeinde Obersorpe, aus Oberkirchen 6 M. für 4 hl. Messen für gewisse Abgestorbene, aus Obersorpe 6 M. für 4 hl. Messen für Abgestorbene, Klementine Steringer in Holthausen 1 M. für 1 hl. Messe für Abgestorbene, aus Westfeld 3 M., je 1 hl. Messe für Eltern Maria R., Joseph R. und S. R., F. S. in Oberkirchen 1 M. für 1 hl. Messe für Abgestorbene, F. Simon in Niedersorpe 3 M. für 3 hl. Messen für Abgestorbene, F. J. in Oberkirchen 2 M. für 2 hl. Messen für Abgestorbene, Hermann und Elis. Droste 1 M. für eine hl. Messe, Lehrerin Christilo 1 M. für 1 hl. Messe, aus Niedersorpe 1 M. für 1 hl. Messe in der Meinung des Mehbindnisses, Maria Do. 1 M. für 1 hl. Messe in der Meinung des Mehbindnisses, F. Th. Do. 1 M. für 1 hl. Messe in der Meinung des Mehbindnisses. Zusammen 1031 M. 90 Pfg.

2. Für die Väter vom hl. Geiste: Aus Andernach 5 M. für 5 hl. Messen für Abgestorbene, Phil. Deisen in Lehmen 2 M. für 2 hl. Messen für verstorbene Verwandte in besonderer Meinung, F. S. in Wiberach 2 M. 30 Pfg. für die Herz-Jesukirche in Quilla. Zusammen 9 M. 30 Pfg.

3. Für die Windthorst-Mission: Kayser in Mülhausen im Elsaß 3 M.

4. Für die Glocke in Kamerun: Kayser in Mülhausen im Elsaß 3 M., Sänger in Willich 40 Pfg. Zusammen 3 M. 40 Pfg.

5. Für die Welken Väter: J. C. 5 M. für 3 hl. Messen für Verstorbene, Jakob Küster und Frau 2 M. für 1 hl. Messe für die verstorbenen Eltern. Zusammen 7 M.

Durch unseren Agenten Jos. Kogel in Stolberg bei Aachen gingen ein:

1. Für die Welken Väter: Von Frau Gr. Schart für 1 Messe in besonderer Meinung 1 M., Jak. Moritz, 5 Messen für bestimmte Verstorbene 5 M., und 2 Messen zu Ehren des hl. Antonius 2 M., Frau G., Pimpchen, 2 Messen für best. Abgestorbene 2 M., und 1 Messe in besonderer Meinung 1 M., Frau L. Stielsgasse, 2 Messen für best. Abgestorbene 2 M., G., Münsterbusch, 1 Messe für die armen Seelen 1 M., und 2 Messen zu Ehren der Mutter Gottes 2 M., Fr. Sch., Mühle, 1 Messe zu Ehren der Mutter Gottes 1 M., S. C., Mühle, 3 Messen in besonderer Meinung 3 M., Frau W. R., 2 Messen zum Troste der armen Seelen 2 M., A. W. 3 Messen für die Verstorbenen 3 M., Jakob Moritz 2 Messen für best. Verstorbene (à 1,50 M.) 3 M., 1 Messe für das Messebündnis 1 M., 11 Messen für bestimmte Abgestorbene 11 M., Bärtn 2 Messen für die armen Seelen 2 M., und 1 Messe zu Ehren des heil. Joseph 1 M., S. J. B. 3 Messen für best. Abgestorbene 3 M., Hannen, Trodener Weiber, 1 Messe zu Ehren der hl. Mutter Gottes 1 M., B., Pumpe, 1 Messe für verstorbene Eltern 1 M., Fr. Gellmann 2 Messen für best. Abgestorbene 2 M., und 1 Messe zu Ehren der Mutter Gottes 1 M., G. Schaffrath, Münsterbusch, 4 Messen für besondere Anliegen 4 M., Reuther, Virkingang, 1 Messe für verstorbene Eltern 1 M., Mehrere aus Büsbach 3 Messen zu Ehren der hl. Mutter Gottes 3 M., S. B. 1 Messe für best. Abgestorbene 1 M. Zusammen 60 M.

2. Für die Station Windthorst: Jak. Moritz 1 Messe für best. Abgestorbene 1 M., Frau Peters 1 Messe zu Ehren der hl. Mutter Gottes 1 M., Frau Krahl 2 Messen zu Ehren der schmerzhaften Mutter Gottes 2 M., und 2 Messen zum Troste der armen Seelen 2 M., ferner 2 Messen zu Ehren des hl. Dyrinus 2 M., Frau Schmitz 1 Messe zu Ehren der Mutter Gottes 1 M., Frau Fl. 1 Messe zu Ehren der Mutter Gottes 1 M., Gertr. Paland 1 Messe für einen Abgestorbenen 1 M., Hub. Bücken 2 Messen zu Ehren der Mutter Gottes 2 M., und 1 Messe für den verstorbenen Vater 1 M., Ungenannt 1 Messe zu Ehren des hl. Herzens Jesu 1 M., und 1 Messe zu Ehren des hl. Herzens Mariä 1 M., Sefer, Münsterbusch, 2 Messen für verstorbene Eltern 2 M., Peter Bauer 1 Messe für einen schwerhörigen Knaben 1 M., und 1 Messe für die verstorbenen Eltern 1 M., Ungenannt, Pumpe, 2 Messen für die verstorbenen Eltern 2 M., Frau Schröder, Kleefeld, 2 Messen für bestimmte Abgestorbene 2 M., Fr. J., Steinweg, 2 Messen zu Ehren der hl. Mutter Gottes 2 M., 2 Messen für bestimmte Abgestorbene 2 M., und 1 Messe für eine glückliche Sterbestunde 1 M., Frau Hannen 3 Messen für eine bestimmte Verstorbene 3 M., Belder 1 Messe für eine bestimmte Verstorbene 1 M., Birken 2 Messen in besonderer Meinung 2 M., Ungenannt 1 Messe zu Ehren der hl. Elisabeth 1 M., 1 Messe zu Ehren der hl. Agnes 1 M., 1 Messe für die Verstorbenen 1 M., Frau Thönnessen 1 Messe zu Ehren der Mutter Gottes 1 M., Fr. Janßen 1 Messe für bestimmte Abgestorbene 1 M., Pet. G. 2 Messen für die verstorbene Frau 2 M., Ungenannt 6 Messen zu Ehren der hl. Mutter Gottes 6 M., Kofkamp, Büsbach, 3 Messen für bestimmte Abgestorbene 3 M., Frau Siffig, Münsterbusch, 5 Messen für die armen Seelen 5 M., Ungenannt für 1 Messe 1 M., P. S., Münsterbusch, 1 Messe 1 M., Frau Joist, Kleefeld, 2 Messen zu Ehren der hl. Mutter Gottes 2 M., Fr. S. Hammer, für 4 Messen in besonderer Meinung 4 M., und 2 Messen für bestimmte Abgestorbene 3 M., Birken, 3 Messen für die verstorbenen Großeltern 3 M., Köhl, Mühle, für 6 Messen 6 M., L. 1 Messe für einen bestimmten Abgestorbenen 1 M., B., Trodener Weiber, 3 Messen in besonderer Meinung 3 M., C., Trodener Weiber, 3 Messen für die Abgestorbenen 3 M., Ungenannt, Neustrafe, 2 Messen zum Troste der armen Seelen 2 M., und 1 Messe in besonderer Meinung 1 M. 50 Pfg., Ungenannt, Mühle, 2 Messen für bestimmte Abgestorbene 2 M., R. P., Pumpe, für 2 Messen 2 M., Frau W., Mühle, 1 Messe in besonderer Meinung 1 M. 50 Pfg., Frau R., Hamm, 1 Messe

zum Troste der armen Seelen 1 M. 50 Pfg., Frau L. 1 Messe für den verstorbenen Mann 1 M. 50 Pfg., Küster C. 1 Messe für bestimmte Abgestorbene 1 M. 50 Pfg., Frau S. 2 Messen für bestimmte Abgestorbene 3 M., Wwe. Dohmen 2 Messen für bestimmte Abgestorbene 2 M., Ungenannt 1 Messe zu Ehren der unbefleckten Empfängnis 1 M., Ungenannt 2 Messen für einen bestimmten Abgestorbenen 2 M., Classen, Gressenich, 3 Messen in besonderer Meinung 3 Mart., Ungenannt, Mühle, 1 Messe in besonderer Meinung 1 M., Ung., Nisch, 1 Messe in besonderer Meinung 1 M., Ung., 2 Messen in besonderer Meinung 2 M., Frau B., Scharf, 1 Messe für den verstorbenen Vater 1 M. 50 Pfg., Math. S. 2 Messen für bestimmte Abgestorbene 3 M., Th. Kleefeld, 2 Messen für bestimmte Abgestorbene 3 M., Strang, Donnerberg, 4 Messen für den verstorbenen Sohn Johann 4 M., Ungenannt 1 Messe zu Ehren der Mutter Gottes 1 M., und 1 Messe zu Ehren der hl. Nothhelfer 1 M., Rombach, Birkenang, 3 Messen 4 M. 50 Pfg., Frau Königs 3 Messen in best. Intentionen 4 M. 50 Pfg., Ungenannt, Schelle, 1 Messe für best. Verstorbene 1 M., Kath. J., Münsterbusch, 1 Messe 1 Mart., von B., Münsterbusch, 1 Messe in besonderer Meinung 1 M., Kleingauz, Nisch, 2 Messen für die armen Seelen 2 M., und 1 Messe zu Ehren des hl. Joseph 1 M., W. Sch., Nisch, 2 Messen für bestimmte Abgestorbene 2 M., Frau K., Schelle, 1 Messe in besonderer Meinung 1 M., Frau M., Münsterbusch, 2 Messen für ein besonderes Anliegen 2 M., Ungen., Mühle, 1 Messe für ein besonderes Anliegen 1 M., Ungen., Hammer, 1 Messe für ein besonderes Anliegen 1 M., Moritz 1 Messe für ein besonderes Anliegen 1 M., Frau H., Schneidmühle, 2 Messen für den Weibbund 2 M., Ungenannt 2 Messen für die Abgestorbenen 2 M., Frau G., Mühle, 3 Messen in bestimmter Meinung 3 M., Fel. S., Mühle, 2 Messen in bestimmter Meinung 2 M., Ungenannt 2 Messen für die armen Seelen 2 M., Ungenannt 1 Messe in besonderer Meinung 1 M., J. J., Münsterbusch, 2 Messen für die verstorbenen Eltern 2 M., Ungenannt, Mühle, 1 Messe für ein besonderes Anliegen 1 M., E., Eichweiler-Bumpe, für 1 Messe zu Ehren der heil. Ottilia für ein Kind, welches schlimme Augen hat, 1 M., Graf, Münsterbusch, 3 Messen in bestimmter Intention 3 M., Wwe. Lindscheidt für die verstorbenen und lebenden Mitglieder der Familie 3 M., Frau Mainz 1 Messe für ein besonderes Anliegen 1 M., Ungenannt, Schelle, 5 Messen für bestimmte Abgestorbene 5 M., J., Münsterbusch, 2 Messen zu Ehren der hl. Maria von der immerwährenden Hilfe 2 M., H., Herrmannstraße, 2 Messen für bestimmte Abgestorbene 2 M., Wih. C., 1 Messe in besonderer Meinung 1 M. 50 Pfg., Frau S. 3 Messen für bestimmte Abgestorbene 4 M. 50 Pfg. Zusammen 190 M.

3. Für die Väter vom hl. Geiste: Von N. N., Münsterbusch, für 3 hl. Messen für die verstorbene Ehefrau 3 M., Harich, Münsterbusch, für 2 Messen in bestimmter Intention 2 M., Frau W., Klatterstraße für 3 Messen für einen bestimmten Abgestorbenen 3 M., und 1 Messe in besonderem Anliegen 1 M., W., Birkenang, 1 Messe zu Ehren des hl. Quirinus 1 M., Frau Pl., Mühle, 1 Messe zu Ehren der hl. Mutter Gottes 1 M., Frau B., Hammer, 2 Messen zu Ehren der hl. Mutter Gottes 2 M., und 1 Messe zu Ehren des hl. Antonius 1 M., Frau J. L., Hammer, 1 Messe zu Ehren der hl. Mutter Gottes 1 M., J. Moritz 4 Messen für bestimmte Abgestorbene 4 M., 1 Messe zu Ehren der hl. Mutter Gottes 1 M., 1 Messe zu Ehren des hl. Joseph 1 M., 1 Messe in besonderer Meinung 1 M., 1 Messe für verstorbene Eltern 1 M., Ungenannt für 6 Messen in besonderer Meinung 6 M., Wassenhoven, 2 Messen für die Abgestorbenen 2 M., Ungenannt 1 Messe in besonderer Meinung 1 M., Ungen., Hospital, 1 Messe für das Messerbündnis 1 M., und 1 Messe zu Ehren des hl. Joseph 1 M., Ungenannt, Pümpchen, 1 Messe in besonderer Meinung 1 M., J. L., Hammer, 2 Messen für bestimmte Abgestorbene 2 M., Jakob Moritz, 1 Messe zu Ehren aller Heiligen Gottes 1 M., 2 Messen in besonderer Meinung 2 M., 2 Messen für bestimmte Abgestorbene 2 M., 2 Messen für besondere Anliegen 2 M., 2 Messen für einen bestimmten Verstorbenen 2 M., 1 Messe für

die armen Seelen im Fegfeuer 1 M., 1 Messe für ein besonderes Anliegen 1 M., Ungenannt, Schneidmühle, 1 Messe für bestimmte Abgestorbene 1 M., Ungenannt, Kohlbusch, 1 Messe für bestimmte Abgestorbene 1 M. Zusammen 50 Mart.

Mannigfaltiges.

Schlimme Meldungen kommen vom Tanganjika-See. Am 27. August schickte Kapitän Jacques von Albertville aus Nachricht, daß er und Joubert der Araber nicht mehr Herr werden könne, er verlangte dringend neue Verstärkung. Am 10. September will man am Congo in der Station an den Stanley-Fällen Nachricht erhalten haben, daß die drei Abteilungen Jacques, Joubert und Via ausgerieben seien. Eine amtliche Bestätigung liegt bis heute nicht vor. Wir wollen also abwarten. Nach neueren Nachrichten sind diese Expeditionen nicht vernichtet.

Kardinal Wiseman und Padre Pallotti. In einer uns von dem hochw. Herrn Rektor der St. Josephs-Missionsgesellschaft des hl. Herzens von Mill Hill eingelangten Zuschrift lesen wir folgendes: „Ein Mann mittleren Alters, Kardinal Wiseman, geht raschen Schrittes unter dem Thorwege des englischen Kollegiums in Rom einher. Seine Gesichtszüge verraten Aufregung des Gemüthes; er erwidert nur mit zerstreuter Höflichkeit auf die Beweise von Hochachtung, die man ihm entgegenbringt, während er auf der Straße, die unter mehrfachen Biegungen zur Via dei Tettinari führt, einherschreitet. Zweifel und Mühsal haben sich seiner bemächtigt, er will nun Aufklärung und Lösung bei dem suchen, den ganz Rom als einen Heiligen betrachtet, beim ehrwürdigen Padre Pallotti. Was zwischen jenen auserwählten Seelen vorging, weiß nur Gott. Doch Eines ist uns entdeckt worden, die Antwort in betreff der Verzerrungen, die den Frieden seines Herzens gestört hatten. Es wurde ihm mitgeteilt, Mühen und Kämpfe würden sein Anteil sein, bis zur Zeit, wo es ihm gelänge, ein Missions-Kollegium für auswärtige Missionen zu errichten, er möchte also in betreff dieser Angelegenheit unaufhörlich beten. Dieser Plan werde zwar auf endlosen Widerstand stoßen, auf einen Widerstand, der dem Anschein nach Wahrheit und Weisheit in sich trage, es würden Jahre vergehen, ehe es ihm gestattet sei, den Anfang dieses Werkes zu schauen, doch er solle weder den Mut verlieren, noch aufhören, den Himmel um Erfüllung seines Vorhabens bestürmen. — Was Padre Pallotti vorausgesehen, traf ein. Die oben genannte Missionsgesellschaft wurde gegründet von einem jungen eifrigen Priester, unter Führung Kardinal Wisemans. Und jener junge Priester ist der jetzige Primas von England, Erzbischof Vaughan von Westminster. „Sie sehen,“ schreibt uns der hochw. Herr Rektor, von dem wir diesen kleinen Zug aus dem Leben des ehrw. Pallotti erfahren, „daß wir dem Gründer der Frommen Missions-Gesellschaft auch teilweise unsere Gesellschaft zu verdanken haben.“

Die englische Regierung entsendet einen Bevollmächtigten nach Uganda, der sich jedenfalls über den wirklichen Stand der Dinge dort unterrichten soll. Von dessen Bericht wird es wohl abhängen, was England später thut. Die Wahl des Herrn Portal zu diesem wichtigen Amte scheint keine üble zu sein. Herr Portal war bisher britischer Generalkonsul in Sansibar und wird sicher schon vorher gut unterrichtet sein. Da er in seinem bisherigen Wirkungskreise auf friedlichem Fuße mit den katholischen Missionaren lebte, so darf man hoffen, daß er in Uganda keine von Vorurteilen verdunkelte Brille aufsetzt.

Bezüglich der Verwendbarkeit der Dromedare für den Postdienst im deutschen Schutzgebiete von Südwestafrika, berichtet Hauptmann von François: Die der Truppe im Juni 1891 übersandten 10 Dromedare sind von mir auf Reisen in den verschiedensten Teilen des Schutzgebietes zur Beförderung des Gepäcks der Mannschaften und für den Postpaketdienst zwischen Walfischbai und Windhoek verwandt worden. In den trockensten wie in den feuchtesten Klimaten blieben sie gleich leistungsfähig. Von Krankheiten der Kinder, wie Lungenentzündung, Blutsuche und Gallenentzündung, sind sie verschont geblieben, ebenso von der in der Zeit des jungen Grajes grassierenden Pferdekrankheit. Im Ertragen von Durst und Hunger übertrafen sie selbst das Damara-Rind. Auf dem Wege von Lehnkhang nach Geinab blieben sie sechs Tage ohne Wasser und zeigten am siebenten Tage in Geinab keine besondere Gier darnach. Die Marschgeschwindigkeit entspricht bei einer Belastung von 250 Pfund der des Ochsenwagens, also etwa 4000 bis 4200 Meter in der Stunde. Sie bleibt dauernd dieselbe, während man bei dem Ochsenwagen nach den ersten Stunden eine Verlangsamung feststellen kann. In der steinigten Randerhebung des südlichen Namalandes waren die sechs von mir mitgenommenen Dromedare die einzigen Tiere, die nicht fußkrank wurden. Die unbeschlagenen Pferde mußten geführt, und den Zugochsen mußten, um den Wagen weiter zu befördern, Schuhe angelegt werden. In Gegenden, wo es an Wasser und Weide fehlt, wo ausgedehnte Dünen, oder tief eingeschnittene Wassergräben die Gegend durchziehen, wird sich das Dromedar als Transportmittel empfehlen. In unserem Schutzgebiet würde dies der Fall sein in dem Damara-Bergland außerhalb der Hauptverbindungen in dem längs der Küste sich hinziehenden Dünengebiet, den steinigten Randerhebungen des Namalandes und in dem Durstfelde der Kalahari. Doch muß dabei bemerkt werden, daß die Anschaffungskosten der Dromedare gegenüber denen der bisher für Transportzwecke benutzten Zugochsen sehr bedeutend sind.

Bücherschau.

In der Herder'schen Verlagsbuchhandlung zu Freiburg im Breisgau sind nachstehende Werke erschienen, die wir ganz besonders unseren Lesern empfehlen wollen.

Aber die Südsee. (Australien und Ozeanien.) Ein Buch mit vielen Bildern für die Jugend. Von Joseph Spillmann S. J. Mit zwei kolorierten Karten. 4°. (X und 312 Seiten.) 5 Mark 50 Pfg.; gebunden in Halbleinwand mit Goldtitel und farbigem Umschlag 6 Mark 50 Pfg. Dieser Band bildet eine

Fortsetzung der früher erschienenen und von uns warm empfohlenen Reiserichte des Verfassers: „Rund um Afrika“ und „Durch Asien“. Des Verfassers Absicht ist, „der katholischen Jugend zunächst und der Familie überhaupt, statt der geographischen Werke, die entweder durch Inhalt oder Illustration dem Glauben oder der Herzensunschuld Gefahren bereiten, sittenreine, belehrende und veredelnde Bücher über ferne Länder und Völker in die Hand zu geben. Dieselben sollen die geographischen Kenntnisse der Jugend durch Wort und Bild erweitern, aber auch ihr Herz durch den Hinweis auf die heroischen Arbeiten der Glaubensboten, welche die Lehre Christi unter den größten Mühsalen bis an die Markten der Erde tragen, mit neuer Liebe zu unserem Glauben erfüllen.“ Auch im vorstehenden Bande sind zunächst die Schilderungen der Missionäre, wie sie im Laufe der letzten zwanzig Jahre in den „Katholischen Missionen“ erschienen, zu einem Bilde vereinigt. Besonders eingehende Schilderung fanden die deutschen Kolonien, sowie die Thätigkeit der deutschen Glaubensboten aus älterer und neuerer Zeit. Der Band enthält über 200 zum Teil ganzseitige Illustrationen. Zwei größere kolorierte Karten, eine Karte Australiens und eine Übersichtskarte der Südsee, werden willkommene Beigaben sein, während im Texte selbst eingefügte Spezialkarten alle wichtigen Inselgruppen erläutern.

Briefkasten der Redaktion.

Allen unseren Freunden wünschen wir von Herzen ein fröhliches Christfest und glückliches Neujahr.

Alle Missionare, welche in Deutsch-Afrika arbeiten, ersuchen wir dringend, ihre Schilderungen und Mitteilungen stets an die Redaktion dieser Hefte zu richten. Exemplare unserer Zeitschrift liefern wir gern gratis für jede afrikanische Mission, auf welcher sich ein Deutscher befindet. — **P. S.** in **S.**: Senden Sie Ihren Bericht uns nur ruhig in französischer Sprache ein. Wir geben uns gern die Mühe der Übersetzung.

Dem Gebete der Missionare und ihrer Zöglinge

empfehlen wir alle uns angemeldeten frommen Anliegen, besonders aber noch alle aus unserem Leserkreise Verstorbene des Jahres 1892.

Mit dieser Nummer beschließe ich meine Thätigkeit an „Gott will es!“ Ich scheide in der festen Hoffnung, daß alle meine Leser dem großen Werke der Civilisierung Afrika's treu bleiben werden. Ich selbst werde stets bestrebt sein, nach Kräften dem Afrika-Verein wie den Missionaren zu nützen, wo sich Gelegenheit bietet. Man bewahre mir ein freundliches Andenken.

Walther Helmes.

Schluß der Redaktion 20. 12. 92

Titel- und Inhaltsverzeichnis wird mit Heft 1 von 1893 versandt werden.

An unsere Leser.

Mit diesem Hefte schließen wir den 4. Jahrgang unserer Zeitschrift. Die gegenwärtige Lage Afrikas läßt vorausschen, daß auch das nächste Jahr uns wichtige und interessante Ereignisse bringen wird. Wir werden auch ferner bestrebt sein, soweit unser Raum es erlaubt, unseren Lesern stets das Wissenswerteste mitzuteilen. Die hochw. Herren Missionare bitten wir, unsere Leser recht häufig durch Mitteilungen zu erfreuen. Dieselben sind von jetzt an nicht mehr nach Münster, sondern an die Redaktion des „Gott will es“ in M. Gladbach zu richten.

Aus den Statuten des Afrika-Vereins.

§ 3. Der Verein, welcher seinen Sitz in Köln hat, steht unter dem Protektorate des hochw. Herrn **Erzbischofes von Köln** als Ehrenpräsident. Der Ehrenpräsident hat das Recht, allen Sitzungen des Vorstandes sowie des Verwaltungsausschusses mit beschließender Stimme beizuwohnen.

§ 4. Jedes Mitglied des Vereins zahlt mindestens 1 Mark per Jahr.

§ 5. Zur Bildung von Zweigvereinen ist der Zusammentritt von 20 Mitgliedern erforderlich, welche einen Vorsitzenden, einen Schriftführer und einen Schatzmeister zu erwählen haben. Der Vorsitzende hat den Anschluß des Zweigvereins an den Zentral-Verein anzuzeigen, und der Schatzmeister die gesammelten Beiträge an den Schatzmeister des Zentral-Vereins einzusenden.

§ 6. Eine größere Anzahl von Zweigvereinen in derselben Diözese kann unter dem Ehrenpräsidium des betr. Herrn Bischofs zu einem Diözesanverein vereinigt werden, welcher direkte Beziehungen zum Zentralvorstand unterhält.

§ 7. An der Spitze des Gesamtvereins steht ein **Zentralvorstand**. Derselbe besteht, außer dem Ehrenpräsidenten, aus dem Verwaltungsausschuß und den Vorsitzenden (bezw. deren Delegierten) der Diözesan-Vereine.